ARENA

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Accession 83875 Class

I. Band. 1900.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

AP30
A7
v.151

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

I. Band. 1900. Heft 1—5.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Am Gartenzaun. Von Charlotte Niese 190.
Am Klavier. Von Karl von Heigel 513.
Bühnenblümchen. Erzählung von Adele Hindermann 1 129 241.
Festlerie. Aus den Briefen eines Thoren. Von Johannes Richard zur Megede 345. 457.
Geierinsel, auf der. Erzählung von Richard Voß 161.
Geschichte, die, einer Beziehung. Novelle von Emil Roland 397.
's Geschichtenmanna. Märchen von C. G. Ried 310.
Hund der Erkenntnis, der. Skizze von Paul von Szczepański 300.
Lichtmännchen, die. Von C. G. Ried 528.
Mann, ein, von fünfzig Jahren. Bauernbilder mit Herrenglossen von Peter Rosegger 70.
Romeo und Julia. Novelle von E. G. Franzos 81.
Schnell gefreit. Humoreske von Hans Arnold 208.
Tantalus. Novelle von P. Heyse 41.
Tönendes Erz, ein. Novelle von Margarete von Oertzen 272. 430. 497.
Treffer, der. Novelle von Georg Freiherrn von Ompteda 376.

Skizzen und Aufsätze.

Belgisches Volkswesen. Von Fr. A. Baccioco 394
Darmstädter Künstler-Kolonie, die. Von Georg Fuchs * 492
Gemsbrunst. Jagdskizze von Anton Freiherrn von Perfall 297.
Individuetonen aus dem Reich der Mode. Von E. Gisela-Kilburger 523.
Postbichhaus, das, in München * 538.
Salzhaltige Seeluft. Von H. Scheinz 35.
Seelisches Leben, das, des Traumes. Von Dr. Rudolf Eisler 37.
Süßwasserpolypen, vom. Von Dr. Jahn * 184.
Ullersdorf, Schloß, in Mähren, der Schauplatz von Grillparzers „Ahnfrau" von Dr. Moriz Necker * 267.
Wie sieht es im Innern der Erde aus? Von Dr. E. G. 205.
Zigeunerleben, aus dem. Von W. E. Pilz† 73.

Wissenschaft, Kultur- und Sittenbilder.

Aëronautische Observatorium, das, zu Potsdam. Von A. Bischl * 534.
Meteorologische Station, die neue, auf der Zugspitze. Von Georg Kraus * 541.
Steigen, die, in der französischen Landschaft „Les Landes". Von P. Kauffmann * 261. * 369.
Technische Hochschule, die, zu Berlin. Zur Jahrhundertfeier am 19. Oktober. Von Fred Hood * 392.

Geschichte und Zeitereignisse.

Ausstellung in Como, die Vernichtung der * 115.
Brand, der, des Doppelschraubendampfers „Patria" * 545.
Enthüllungsfeier des Denkmals des 1. Garderegiments zu Fuß bei St. Privat * 239.
Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals * 289.
Hochzeitsfeierlichkeiten in Celinje * 232.
Hochwasser-Katastrophe, die, in München.
Von Hermann Roth * 325.
Kreuzzüge, die. Von L. Holthof * 25.
Kriegsschauplatz, vom südafrikanischen. Von Fr. Colberg * 129. * 526.
Manöchall des französischen Kriegsschiffes „Jena" in Gesellschaft * 294.
Ministerwechsel, der, in Preußen * 338.
Philippinen, von den Kämpfen um die. Von G. Hoff * 153.
Reliefenverleihung in Potsdam * 548.
Tag der „Alten Herren" in Berlin-Karlshorst * 548.

Biographien und Charakteristiken. Porträts.

Baumann, Oskar † * 441.
Behrens, Peter, Professor * 488.
Bose, Dr. Robert * 308.
Bösiell, Rudolf * 186. 187.
Bunten, Frau Maurice † s. Von L. H. * 303.
Busch, Moritz † * 558.
Chalifa Abdullahi † * 552.
Chanoine, Hauptmann * 330.
Chopins, Friedrich, drei Romane. Zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages. Von A. von Winterfeld * 312.
Christiansen, Hans, Professor * 188.
Cmdben, Frau Charlotte † * 448.
Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen * 482. 483.
Fröhlich, Kapitän * 545.
Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch † * 119.
Großfürst „Thronfolger Michael von Rußland * 216.
Guérin, Jules * 329.
Habich, Ludwig * 186. 187.
Hafner, Bischof Dr. † * 546.
Hobart, Vizepräsident der Vereinigten Staaten † * 547.
Huber, Patrik * 486. 487.
Jametel, Dr., Graf Georges * 117.
Jetin, Frau Maurice * 555.
Joubert, General * 289.
Karl Theodor, Herzog in Bayern * 241.
Klobb, Oberleutnant * 289.
Krüger, Paul, Präsident der südafrikanischen Republik * 289.
Labori, Advokat * 298.
Lebedeww, Ulrike von † * 536.
Lennon, Graf Gleiner * 433.
Marie, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz * 112.
Oldrich, Professor * 481.
Pichler, Adolf. Von A. Brandl * 202.
du Prel, Dr. Karl † * 393.
v. d. Recke, Oberhofmarschall * 338.
Reitzenstein, Major von * 102.
v. Rheinbaben, Georg Freiherr * 338.
Riggenbach, Nikolaus † 236.
Rosegger, Peter, und sein Lehrmeister, der Schneider-Rosi. Von Fr. Colberg * 201.
Schrik Soliman Ben Nasr, der Bürgermeister von Dar es Soloam * 335.
Schiel, Oberst * 427.
Schreiber, Adolf † 235.
Simar, Erzbischof Dr. * 537.
Stephanie, Kronprinzessin-Witwe von Oesterreich * 413.
Stodt, Konrad Heinrich Gustav * 338.
Teutsch, Georg Daniel. Von Dr. F. G. Schultheiß * 288.
Dr. Versmann, Bürgermeister von Hamburg † * 160.
Viktoria Melita, Großherzogin von Hessen * 482. 483.
Vjelenig Chan-schi-Tzung * 104.
Vjelenig Li-Kun-Fji * 107.
Voulet, Hauptmann * 330.
Waller, General * 427.
Washington, George. Zu seinem hundertjährigen Todestage, 14. Dezember 1899 * 541.
Wilde, General * 427.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Grotte von Buß, die * 495.
Pfahlberg bei Schwäbisch Hall * 187.

Asien.

Bombay. Von S. L. 65

Polynesien.

Deutschlands Neuerwerbungen in der Südsee (Samoa) * 548.

Kunst.

Baukunst.

Bismarck-Feuersäule, die erste, bei Keilhau * 152.
Reichspost-Gebäude, das neue, in Straßburg * 558.
Russische Kapelle, die neue, in Darmstadt * 451.
Telegraphenboden, der, für Admiral Dewey in New York * 441.
Turmblockhäuschen, der, in Bremen * 284
Villenkolonie Grunewald, die, bei Berlin Von Fred Hood * 414.

Bildwerkkunst.

Denkmal für Georg Daniel Teutsch in Hermannstadt * 288.
Denkmal für Eduard Pape * 237.
Denkmäler, die, für Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke in Chemnitz * 24.
Denkmäler, die, für Alfred Krupp und Werner von Siemens vor der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg * 452.
„Erwachen, Erwachen". Monumentalkamin von Marie Dillon * 315.
Kaiser Friedrich-Denkmal in Uerdingen * 538.
Landesbriegerdenkmal in Neustrelitz * 546.
Moltke-Denkmal, das, in Herbst * 338.
Müller (Johannes)-Denkmal, das, in Koblenz * 451.
Nationaldenkmal, das ungarische, bei Budapest * 109.
Pestalozzi-Denkmal in Zürich * 512.
Pettenkofer-Brunnen, der in München * 396
Schultze-Delitzsch-Denkmal, das, in Berlin * 204.
Victor Emanuel-Denkmal, das, in Turin * 446

88875

Digitized by Google

Malerei.

Gemälde.

Am Brunnen. Von L. Passegg. Kunstbeilage vor S. 345.
Brennender malaiischer Postkahn. Von Ad. Schreyer. Kunstbeilage vor S. 169.
Dorfgasse, in der. Von W. Hasenmann. Kunstbeilage vor S. 145.
En avant les dames! Von A. Dall'Oca Bianca. Kunstbeilage vor S. 209.
Engel, der, Freude. Von M. Stäbler 460. 461.
Erste Schnee, der, auf der Alm. Von Ernst Meixner. Kunstbeilage vor S. 473.
Fischer, geig ein! Von A. Lüben 92. 93.
Heimkehr. Von P. F. Messerschmidt 476. 477.
Herbst. Von C. Küstner. Kunstbeilage vor S. 241.
Hoi über! Von José Mirollés-Darmanin 348. 349.
Lustige Unterhaltung. Von L. Schmutzler. Kunstbeilage vor S. 97.
Madonnina. Von Roberto Ferruzzi. Kunstbeilage vor S. 377.
Margot Lenbach. Von Franz von Lenbach. Kunstbeilage vor S. 193.
Mühle in der Eifel. Von C. Schultze. Kunstbeilage vor S. 81.
Mormeglacher Fjord. Von Hans Gude 4. 5.
Porträt der Gräfin J... Von Franz von Lenbach. Kunstbeilage vor S. 17.
Rosetto. Von Rudolf Eichstaedt 404. 405
Schmiedisen Pfade, auf. Von Jos. von Brandt. Kunstbeilage vor S. 57.
Sein letzter Lorbeer. Von E. Herpfer 244. 245.
Siesthieben am Strande. Von C. Mücke und L. Fein. Kunstbeilage vor S. 513.
Strandvergnügen. Von F. Prabella-Oelik 132 133.
Südmädchen. Von Géza Peske. Kunstbeilage vor S. 297.
Waldquelle, an der. Von Aug. Fink 49.
Was der Kessel summt. Von Paul Hecker. Kunstbeilage vor S. 529.
Wißbegierige. Von A. Roefeler 409.

Zeichnungen.

Arno naturale, der, auf Capri. Von M. Zeno Diemer. Kunstbeilage vor S. 401.
Bayern-Artillerie. Von A. Gaton-Wrobolle 428. 429.
Eich. lämpkinde. Von E. Kungins. Kunstbeilage vor S. 433.
Fohnenjagd. Von Georg Koller 284. 285.
Füttern der Vögel im Wiener Stadtpark. Von W. Gause. Kunstbeilage vor S. 497.
Schloß Ullersdorf in Mähren. Von G. von Michalkowski 268. 269 und Kunstbeilage vor S. 273.
Von den deutschen Flottenmächten: Die „Brandenburg" auf der Fahrt von Wilhelmshaven nach Stagen. Von G. Saltzmann. Kunstbeilage vor S. 361.
— —: Gefechtsbild aus der Nordsee. Von G. Saltzmann 361.
— —: Nächtlicher Ueberfall des Geschwaders im Großen Belt 365.

Farbige Reproduktionen.

Dorfmädler Künstler-Kolonie, die. Von Georg Fuchs * 492 (enthält 5 farbige Illustrationen).
Kreuzzüge, die. Eine historische Erinnerung von C. Arthur. Mit acht Aquarellen von A. Closs * 25.
Liesk. Nach dem Gemälde von P. Feigentreß. Kunstbeilage vor S. 457.
Michel. Nach dem Gemälde von P. Feigentreß. Kunstbeilage vor S. 129.
Sommeridylle. Nach dem Gemälde von G. Lounot. Kunstbeilage vor S. 1.
Tigeunerleben, Bilder aus dem. Von M. E. Pilez. Mit Aquarellen von E. Jesenko * 73.

Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen.

Marmoriamin, Von Marie Dillon Kunstbeilage vor S. 257.
Prinzessin Louise und Prinz Joachim, die jüngsten Sprossen des deutschen Kaiserpaares 353.
Veldberg bei Schwabisch Hall 188. 189.

Technik, Handel und Verkehr.

Kosterhafen, der neue, in Bremerhaven. Von P. Hoed * 40.
Luftschiff, das lenkbare, des Grafen von Zeppelin. Von Gustav Levering * 305.
Luxusmaschen, die belgischen * 298.
Nordamerikanische Ortenbahnen. Von W. Jimler 33.
Spreetunnel, der neue, zwischen Stralau und Treptow bei Berlin und die Untergrundbahnen. Von Franz Bendt * 449.
Plauderei über Forstwissenschaft. Von Hans Wedding.
I. Die Wissenschaft in der Forstwirtschaft 373.
II. Der Praxis der Forstwirtschaft 509.
Werftkran, der große, in Kiel * 118.
Wiener Stadtbahn, die. Von Dr. M. Weinberg * 180.

Militär und Marine.

Flottenmanövern, von den deutschen * 418.
Panzerschiff, ein, auf dem Stapel * 446.
Kaisermanöver, die, des Jahres 1899. Von E. G. Fischer * 316.
Luftschiff, das lenkbare, als Kriegsmaschine. Von G. G. 457.
Manöver-Armee, die, in China. Von Arthur Kirchhoff * 99.
Marinebilder aus dem Bordleben. Von Seekabetten- und Schiffsjungenschulschiffe. Von Rudolf Schneider.*)
6. Aleciel aus dem Seekadettenleben 60.
7. Der Schiffsjunge * 385.
8. Weihnachten * 493.

Sport und Alpines.

Fahrradgeschwindigkeit, die größte bisher erzielte * 293.
Große Steherpreis, der, von Berlin * 396.
Großglockner, der. Von Georg Freiherrn von Omptcda * 217.
Kunst- und Reigenfahren. Von Otto Preuß * 505.
Sportausstellung, von der allgemeinen deutschen. Von W. Kaudenegger * 120.

Poesie.

Abendruhe. Von Gismar von Monsterberg 368.
Binsat Abend. Von Georg Freiherrn von Omptcda 73.
Heimliche Thräne. Von E. von Wertes 200.
Hirtsfäden. Von Wilhelm Kunze 311.
In dunkler Nacht. Von A. F. Krause 247.
Jungfrau, die. Von Adolf Pichler * 201.
Pfau und Huhn. Von Paul Lang 368.
Schneeflocke, die. Von Rob. Waldmüller 492.
Sonntag. Von Gertrud Triepel 40.
Strandgang. Von Reinhold Fuchs 267.
Ueber die See. Von Gertrud Triepel 179.
Vergessene Grab, das. Von Paul Gotendorf 287.
Wiederkehren. Von K. Krichelsdorff 260.

Litteratur.

Neues vom Büchertisch. Von Paul von Szczepanski 119. 226. 320. 438. 549.

Für müßige Stunden.

124. 237. 340. 452. 552.

Schach.

125. 238. 342. 453. 554.

Briefmappe.

126. 239. 343. 454. 555.

*) Fortsetzung aus Jahrgang 1898/99.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Sommeridylle.

Nach dem Gemälde von E. Louyot.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bühnenvölkchen.

Erzählung

von

Adele Hindermann.

I.

Engagiert für jugendlich dramatisches Fach nach L. Alles bereit halten. Bleibe auf Durchreise drei Tage bei euch. Leni."

Mama ließ das Telegramm sinken, stieß einen kleinen Seufzer aus und sah mich an.

„Nun wäre es so weit," sagte sie mit einem Gesicht, das nicht so ohne weiteres zu definieren war.

„Ja, Gott sei Dank! Freu dich doch, Mamachen! Jetzt hat das teure Studium ein Ende, und das Verdienen fängt an; die Ernte, der goldene Regen, die Lorbeeren, der Ruhm —"

„Und das Komödiantenleben!" ergänzte sie trocken.

„Na, ja, natürlich auch das. Aber damit wollen wir schon fertig werden."

Mir war unsäglich froh und kampfesfreudig zu Mute.

Das Ziel erreicht — wir sind engagiert! Wir verdienen Geld, richten uns eine reizende, kleine Häuslichkeit ein, wir zeigen dem Publikum in L., wie man singt, was wir gelernt haben, und was wir leisten können.

Wir — die Leute lachen immer, wenn ich „wir" sage. Meinetwegen — mich sieht's nicht an.

Was wissen sie von der Wichtigkeit einer Theaterschwester, die Gardedame, Haushälterin, Repetitor, Begleiter und Kammerjungfer in einer Person ist, — die alle Partnerrollen intus hat, alle Lohengrine, Wilhelm Meister, Holländer, Fauste und so weiter, die je nach Bedarf Tenor, Baß oder Bariton — allerdings nur brummt; die alle Prosa im Kopf hat und alle Stichworte; die Liebesszenen mit Kniefall und allem sonstigen Zubehör spielt, ohne — das weiß der Himmel — je eine wirklich erlebt zu haben!

Ich habe sozusagen mitstudiert, wenn ich sie monatelang in Berlin besuchte, unsre Leni, und während der langen Sommerferien daheim. Zeit genug, um mich auf meinen Beruf vorzubereiten.

Jetzt also hinein in die Praxis!

Ich bin gerüstet. Auch für Leni steht alles bereit. Die zwei gewaltigen Reisekörbe mit den Bühnenkostümen, die einfach-geschmackvolle kleine Wäscheausstattung und die noch einfachere „Zivilgarderobe".

Die Schminke wird sie sich von Berlin mitbringen.

Ich bin neugierig, wie solch Zeugs aussieht.

Sie ist da, unsre Kleinste, seit gestern abend.

Ein bißchen blaß, ein bißchen abgespannt von dem anstrengenden Revertoirestudium und den Verhandlungen mit den Theater-Agenten, aber bei alledem lechzend nach praktischer Bethätigung ihrer frischerworbenen Kenntnisse.

In unser stilles Kleinstadthaus ist ein frischer Wind hineingeweht mit ihrem Kommen; es wird Klavier gespielt, gesungen, anprobiert, gelacht und geplaudert ohne Ende. Wir hocken bei einander, wir drei, und Leni muß erzählen, all die Einzelheiten, die wir noch nicht wissen; Mütter interessiert besonders die Honorarfrage.

Zweihunderundvierzig Mark monatlich, die Spielgelder einbegriffen — für den allerersten Anfang schon ganz annehmbar.

„Ja, seht, viel ist es ja nicht," meinte Leni, „aber so ein erster Winter ist schließlich noch völlig als Lehrzeit aufzufassen. Für die nächste Saison schwebt schon ein Hoftheater-Engagement mit doppelt so hoher Gage. Der Intendant hat mich gehört und war von meiner Stimme ganz entzückt. Ich werde voraussichtlich dort gastieren müssen im Januar."

Die doppelte Gage — fünfhundert Mark! Mir schwindelte. So viel Geld kann man ja gar nicht ausgeben.

Ich schlief erst nach Mitternacht ein. Hoftheater — fünfhundert Mark!

Heute gaben wir den Freundinnen einen Abschiedskaffee. Natürlich wollte man die Kostüme sehen.

Die großen Körbe wurden ins Zimmer geschleppt, und mit vor Entzücken leuchtenden Augen kramten die Mädchen in den Köstlichkeiten herum.

Ein Farbenrausch — und dabei alles aufs solideste gearbeitet bei einem Spezialisten für historische Trachten.

Da lagen sie auf Sesseln und Diwans herum, die prächtigen Stoffe, die Kronen, Diademe und Similibrillanten; ich wurde das Gefühl nicht los, als befänden sich unsre alten Mahagonimöbel in einem Zustand stiller Opposition diesem Theaterflitter gegenüber.

Ueber den braunen Lehnstuhl mit den „Ohren", auf dem einst der Großvater Pastor seine Predigten memorierte, floß der leuchtend rote Seidenplüsch einer mittelalterlichen Schleppprobe; auf der Platte

Digitized by Google

des altfränkischen Sekretärs lag ein Kröuchen aus flammenden Rubinen, eine schimmernde Gürtelkette und ein Perlenkollier von sehr schöner Zeichnung; Atlas- und Goldkäferschuhchen auf allen Stühlen, und auf dem prächtig eingelegten Schachtisch machte sich eine große, flache Blechschachtel breit: — der Schminkkasten!

Mama macht einen Bogen um diese harmlos aussehende Schatulle herum. Ich glaube, die Bühnenlaufbahn ihrer Leni würde ihr nicht halb so viel Bedenken gemacht haben, wenn die Schminke nicht wäre.

Wir vermeiden es, das ominöse Wort in ihrer Gegenwart auszusprechen.

„Du, Leni, hier sind ja ein paar einzelne Aermel,“ rief Lieschen Neudörfer erstaunt und schwenkte in jeder Hand ein weißseidenes Etwas in der Luft.

„Natürlich, um den Stil zu verändern,“ erklärte Leni. „Zu dem weißen Schleyprock zum Beispiel sind zwei Taillen da und drei Paar verschiedene Aermel: kurze Puffen, lange Altdeutsche und weite Hänger, die den Arm frei lassen.“

„Gott, wie praktisch; ist das bei den andern Kostümen auch so?“

„Gewiß; auf diese Weise habe ich gar nicht so sehr viel Kleider gebraucht.“

Selma Thorbeck hatte sich an einem spanischen Kostüm von goldgelbem Atlas mit schwarzen Spitzen festgeguckt.

„Du, Leni,“ sagte sie endlich zaghaft, „ich möchte es schrecklich gern mal anziehen, darf ich? Ich bin sehr vorsichtig.“

„Wenn's dir Spaß macht —“

„Und ich das Weißseidene?“ schrie Lieschen aufgeregt.

„Meinetwegen; aber erst den Kaffeetisch abräumen.“

Nie ward ein Kaffeetisch rascher abgedeckt.

Es knisterte von Seide, funkelte von Gold und Schmelzflittern. Eine fremde Atmosphäre von Farbenpracht und Phantastik breitete sich aus, wie sie den großen kühlen Raum mit den tiefen Fensternischen wohl kaum je erfüllt hatte und kaum jemals wieder erfüllen dürfte.

Die Mädchen hatten heiße Wangen bekommen und nestelten mit fieberhaftem Eifer an sich herum.

„Du, hak mir mal das!“

„Ja, wo wird denn dies zugemacht?“

„Lieschen, tritt mir um Gottes willen nicht auf die Schleppe!“

Lieschen wollte sogar so etwas wie eine spanische Frisur probieren, und Leni steckte ihr einen Büschel roter Granaten hinters Ohr.

„Dahin?“ meinte Lieschen gedehnt.

„Ja, gerade dahin.“

„Wahrhaftig, du hast recht, es sieht kolossal echt aus.“

„Herrgott, wenn man so was mal zum Maskenball der ‚Eintracht‘ hätte,“ murmelte Selma vor sich hin, indem sie sich mit brennenden Augen vor dem Spiegel drehte. „Leni, ich beneide dich.“

„Um die Kostüme?“ Leni lächelte leise.

„Na ja, überhaupt. Du wirst eine Berühmtheit werden, ein großes Tier; unsereins dagegen —“

„— wird Frau Pastorin.“

„Was dir nicht einfällt!“

„Schweig still, wir merken's doch alle, was in der Luft liegt. Sag mal, warum quälst du dir denn neuerdings einen Madonnenscheitel an?“

„Ach — das viele Brennen verdirbt das Haar. Aber Leni, was wir ganz vergessen haben: die Schminke! Bitte, schmink dich doch mal. Kannst du's schon?“

„Ja, Kinder,“ sagte Leni gedehnt und reckte ihre schöne, schlanke Figur, „offen gestanden, damit ist's noch nicht weit her. Das will noch furchtbar geübt werden.“

„Ach, mach's doch mal, jetzt gleich, ja?“

„Warum nicht? Bitte, Liesbeth, hol uns Schminklappen von Mama, alte, weiche Leinwand.“

„Schminklappen!“ sagte Mama, als sie vor dem Wäscheschrank kramte. Eine Welt von Indignation lag in dem einen Worte.

Und dann drängten sich im Zimmer die blonden und die braunen Köpfe dicht zusammen, um sich nichts von der interessanten Manipulation entgehen zu lassen.

Leni saß vor einem kleinen Stehspiegel, allerhand Dosen und Näpfchen um sich herum.

„Das sieht ja fast wie Seife aus,“ meinte eine, die die Arme bis mitten auf den Tisch gestemmt hatte.

„Also erst eine Schicht Vaseline,“ dozierte Leni, „das schützt die Haut; dann ‚Teint‘, das ist, was die Maler den Lokalton nennen. Wißt ihr, was das ist?“

„Nee.“

„Pfui, nee!“ Gewöhnt euch doch eine bessere Sprache an. Also dann das Wangenrot, wird mit der Hasenpfote aufgetragen, seht mal, so. Hier ist Rot für die Lippen. Nun eine Puderschicht, damit die Geschichte nicht glänzt. Reich mal die Quaste herüber, Selma. Jetzt die Brauen.“

„Na, die sind doch bei dir von Natur dunkel genug.“

„Werden noch verstärkt und nach den Schläfen hin weit ausgezogen. Ebenso muß der Augenwinkel vertieft werden mit dem schwarzen Stift. So. Und ein gehöriger Strich unter die Augen —“

„Aber Leni, das ist viel zu viel.“

Leni sah sehr überlegen aus. „Ihr werdet's wissen! Denkt doch mal an die Fernwirkung.“

„Ja, ja, da hat sie recht,“ gab Lieschen zu.

„Bist du nun fertig?“

„Ja, — das heißt,“ meinte Leni unsicher, indem sie sich prüfend beschaute, „da stimmt irgend was noch nicht. Sollte ich etwas vergessen haben? Ja, natürlich, nun weiß ich's, das ist's.“

Und sie setzte einen kühnen, roten Kleks je in den inneren Augenwinkel.

„Pfui, das sieht aber schauderhaft aus,“ konstatierten die Zuschauer, die inzwischen auch angefangen hatten, sich nach Lenis Beispiel zu bemalen.

Digitized by Google

Es sah allerdings ein bißchen sehr nach Landkarte aus.

„Das versteht ihr nicht, Kinder. Es belebt und leuchtet. Natürlich immer nur für die Ferne berechnet.“

Es klang sehr sicher, wie sie das sagte, aber ich merkte wohl, das Schminken ist eine kleine Kunst für sich, die nicht von heute auf morgen gelernt werden kann.

Sobald wir in L. sind, werde ich mich mit irgend einer erfahrenen Kollegin in Verbindung setzen und die Sache gründlich ausprobieren. Was jede Choristin kann, werden wir ja auch bald begriffen haben.

Tante Marie, Selmas Mutter, trat in diesem Augenblick mit Mama ins Zimmer, um zum Aufbruch zu mahnen. Drei geschminkte Gesichter starrten ihnen fremd entgegen.

„Mein Gott, Kinder, wie seht ihr denn aus? Ihr seid ja geschminkt!“

„Natürlich, muß alles gelernt sein!“ rief Selma und fuhr mit der Puderquaste auf ihrem bunten Gesicht herum, daß eine Wolke dabei aufstäubte.

„Du brauchst das nicht zu lernen, mein Kind, Gott sei Dank. Für Leni ist das etwas andres. Sie kann sich dem nicht entziehen. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen.“

Weiß der Himmel, seit der geistliche Schwiegersohn in Sicht ist, haben sowohl Mutter wie Tochter einen starken Stich ins Salbungsvolle angenommen.

Leni lachte. „Wenn das C und D mich nicht mehr Ueberwindung kosten, als dieses B, so will ich sehr zufrieden sein.“

„Nun, ich meine, angenehm kann es doch für ein junges Mädchen nicht sein, sich das Gesicht zu bemalen und von jedem Beliebigen auf der Bühne umarmt zu werden.“

„Aber ich bitt' dich, Tantchen, das bin ja nicht ich, die da umarmt wird, das ist irgend eine Elsa, Carmen oder sonst eine dargestellte Figur.“

„Spitzfindigkeiten, liebes Kind. Aber es ist ja gut, daß du dich so leicht dahinein findest. Ich glaube, für meine Selma wäre das nichts. Sie ist so eigen — aber das sind ja Anlagen.“

Ich sah, wie Mama nervös von einem Fuß auf den andern trat.

„Nein, für Selma wäre das allerdings nichts,“ gab ich Tante Marie recht. ‚Siehe ihre stark bewegte Backfisch- und Tanzstundenzeit,‘ fügte ich in Gedanken hinzu. Sie hatte eine verflixt leichte Ader, die kleine Selma — bevor sie den Madonnenscheitel trug.

„Mußt du dich denn richtig küssen lassen auf der Bühne, Leni?“ fragte Frau Thorbecks Tochter jetzt mit einem entsetzt fragenden Augenaufschlag.

„Gott bewahre,“ warf Leni hin, indem sie Lieschen sorgfältig abschminkte, „das würde den Betreffenden eine hohe Strafe kosten.“

Tante Marie nickte billigend. „Das ist sehr berechtigt,“ meinte sie würdevoll. „Aber alles in allem: gieb dich keinen Illusionen hin, liebes Kind, es ist ein glatter Boden,“ und dann fiel so ziemlich der ganze Vorrat an verbrauchten Clichéphrasen, den alte Damen aus kleinen Städten stets in Bereitschaft halten für diese Sphäre, in die sie nie die Nasenspitze hineingesteckt haben: glänzende Außenseite, Illusionen, Enttäuschungen, Versuchungen, Fallstricke, Intriguen, ‚Welt des Scheins . . . o . . . o . . . Ich drehte die Daumen umeinander und dachte: ‚Es ist der letzte Abend; was wir ein paar Jahre lang angehört haben, soll uns auch heute die Laune nicht verderben.‘

Endlich war sie fertig. Mit der gemütvollen Bemerkung, daß „dort“ schon mancher zu Falle gekommen, schloß sie ihre glänzende Rede.

„Aber Tantchen, wem sagst du denn das alles?“ — ich bewunderte die himmlische Ruhe, mit der Leni sprach — „ich versichere dich, was ich vor mir sehe, ist Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit. Daß diese Arbeit als etwas Glänzendes, Schillerndes in die Erscheinung tritt, ändert doch nichts an ihrem eigentlichen Wesen. Ihr vor dem Vorhang seht eine Undine lachend auf die Bühne stürmen, ich, hinter dem Vorhang, sehe das verzweifelt ernsthafte Studium, das der Gestaltung dieser Scene vorausgehen mußte.“

„Davon rede ich auch nicht; ich denke an das gefährliche Drum und Dran.“

„Was das betrifft, so haben weder du noch ich praktische Erfahrung darin. Ich habe keine Furcht, aber auch keine Illusionen. Gar keine. Wenn es sich um irgend welche Enttäuschungen handeln würde, so könnten es nur angenehme sein. Ich sage dir, ich trete meinen neuen Beruf an, bis an die Zähne bewaffnet, aber mit einem ganzen Sack voll freudiger Zuversicht!“

II.

War das wirklich erst vorgestern, als Selma Thorbeck und Lieschen Neudörfer in Lenis Garderobe krankten und Mama mir mit indigniertem Gesicht „Schminklappen“ aus dem Schranke suchte?

Es liegt so viel dazwischen — an Zeit nur achtundvierzig Stunden und an Raum fast halb Deutschland. Wir sind in eine neue Welt eingetreten.

Das, was vor zwei Tagen gewesen ist, ist für mich in weite Fernen gerückt, ist von den intensiven Eindrücken der Gegenwart zu einer Unwirklichkeit herabgedrückt, so daß ich mich kaum noch darauf besinnen kann.

Wir sind in L., im Hotel.

„Fräulein Helene Witt, Opernsängerin, und Schwester,“ steht im Fremdenbuch.

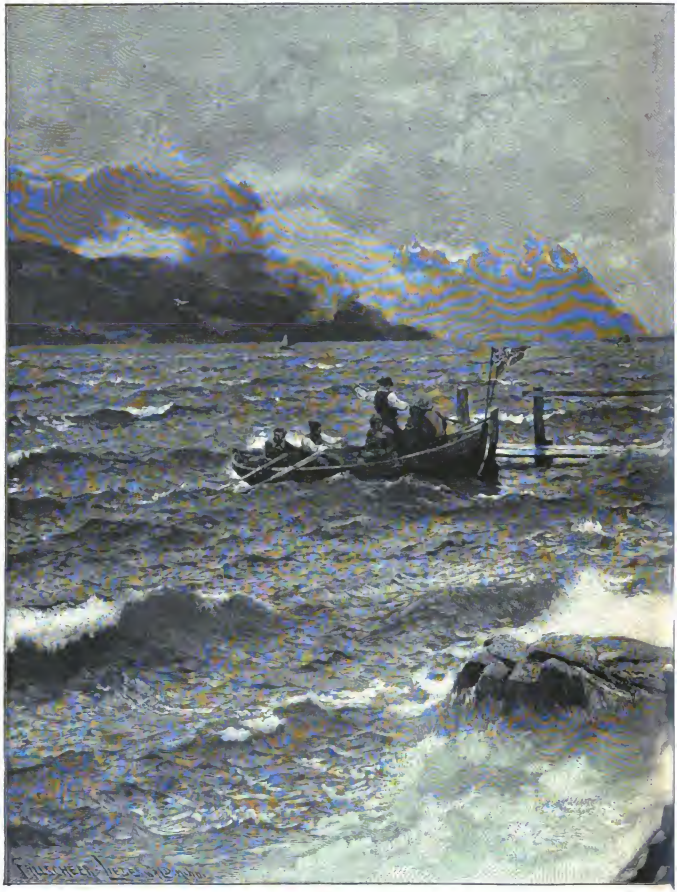
Wie das klingt! Es kommt mir höchst drollig vor, daß unsre kleine Leni diese „Opernsängerin“ ist.

Ich sah sie heimlich von der Seite an, wie sie das mit ihrer modernen steilen Schrift eintrug, dem Kellner mit würdevoller Nonchalance das Buch über die Schulter zurückgab und ihm ihre Befehle erteilte. Als er hinaus war, mußten wir beide laut lachen.

„Du machst ja stark in Würde, Kleinchen.“

„Vorbereitung zur Diva,“ gab sie großartig zurück und markierte Brünnhildenschritt, der in dem

Digitized by Google



Norwegischer Fjord.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

lach dem Gemälde von Hans Gude.

Digitized by Google

mäßig großen Zimmer allerdings nicht zu voller Entfaltung kam.

Meine Augen folgten ihr kritisch. Schön ist sie nicht, aber recht hübsch; der Kulminationspunkt in ihrer Erscheinung ist Vornehmheit. Eine hohe, schlanke Blondine, sehr gut gewachsen, das Gesicht schmal und fein geschnitten, mit ausdrucksvollem Profil, sehr schön gewölbte Lippen von tiefem Rot und blaue, ziemlich tiefliegende Augen. Das leicht gewellte, aschblonde Haar nach englischer Art ganz aus der Stirn zurückgestrichen und in duftigen Puffen hoch am Hinterkopf aufgesteckt. Das ist sie.

Was mir ein bißchen Sorge macht, ist das weiße, immer noch abgespannte Gesicht. Aber nach all dem Packen, Reden, Denken und Fahren der letzten Tage darf ich mich am Ende nicht darüber wundern.

Für die Bühne haben wir ja die „ländliche Frische“ von Leichner. Im übrigen weiß ich schon, wie ich gegen den etwas mager gewordenen Hals und das spitze, blasse Gesicht zu Felde ziehen werde. Eine ganze Perspektive von Schinkenbutterbroten, Portwein und Hafersüppchen steigt vor mir auf, und Milch muß sie trinken, regelmäßig und viel; sie wird nicht wollen, natürlich, aber sie wird müssen.

Eine Stunde später, Schlag elf Uhr, schritten wir durch die gewaltige Säulenvorhalle des Stadttheaters, das, im Stil eines griechischen Tempels gebaut, wohl schon einem Jahrhundert getrotzt zu haben schien.

Es überrieselte mich leicht. Ein einschneidender Moment in unserm Leben.

Unsre kleine Leni, unsre Jüngste, that den ersten Schritt in ein neues Leben, das sie sich nach eignem Willen und mit eigner Energie erkämpft hatte; ein Leben, das so ganz weitab liegt von dem andrer jungen Mädchen, ein Leben, dessen vielfache Anforderungen einstweilen noch gar nicht zu übersehen sind.

Ich sandte ein stummes, aber dringliches Stoßgebet zum Himmel, dann fühlte ich, wie sich Lenis Hand in die meine stahl — ich hielt sie fest. Niemand von uns sagte ein Wort, sekundenlang.

Das war nicht Helene Witt, die Opernsängerin, das war ganz unsre kleine Lene, mein jüngeres Schwesterchen, das noch in allen kritischen Momenten sich instinktiv zu mir geflüchtet hatte in dem blinden Autoritätsglauben an die um zwei Jahre Aeltere.

„Hast du Courage, Kleinchen?“

Sie hob das Kinn. „Oho — für zwei!“

„Ob die Stimme gut ist? Du hast seit zwei Tagen keinen Ton gesungen!“

Sie stand schon an der Thür mit dem Schild „Bureau“, klopfte einmal energisch an und öffnete dann ohne weiteres.

Sie hat immer solch sichere, ruckhafte, aber nicht ungraziöse Bewegungen.

Ein sehr gut gekleideter junger Herr mit blondem Schnurrbart saß hinter einem gewaltigen Schreibtisch. Er hob den Kopf.

„Ist Herr Direktor Sattelreiter zu sprechen? Ich bin Helene Witt.“

Eine klassische Ruhe in ihrem Auftreten, unendlich sicher und unendlich schlicht.

Ich bewunderte sie. Ich fühlte, daß mir an ihrer Stelle die Stimme gezittert haben würde. Und ich bin mit meinen fünfundzwanzig um zwei Jahre älter als sie.

„Ah, unsre jugendlich Dramatische!“ Der Blonde erhob sich und ging ins Nebenzimmer.

„Herr Direktor —“ und dann hörte man ihn Lenis Namen murmeln.

Eine tiefe, gemütlich klingende Männerstimme antwortete ihm. „Sehr schön, ich komme.“

Und dann stand er in der Thür, von dem die Agenten versichert hatten: ein hochanständiger Herr, bieser Direktor. Das sagen sie aber von jedem, sobald sie einen Kontrakt abzuschließen wünschen.

Ich glaube, ich habe nie einen Menschen gespannter ins Auge gefaßt. Hängt doch für meine Leni so ziemlich alles von dem „Wie“ dieses Mannes ab, ob er ein Ehrenmann ist oder ein Halunke, oder nach welchem dieser beiden Extreme sein Charakter neigt.

Auch bei peinlichstem Forschen und strengster Kritik: der Mann gefiel mir. Zwischen vierzig und fünfzig, groß, kräftig, mit graublondem Spitzbart und guten, etwas kurzsichtigen hellen Augen.

„Mein Fräulein, ich begrüße Sie als Mitglied.“ Er reichte ihr die Hand, that ein paar kurze Fragen, wann sie angekommen und wo sie abgestiegen sei, und machte sie mit dem blonden jungen Mann bekannt.

„Unser Sekretär, Herr Andersen.“

Leni wies auf mich. „Meine Schwester.“

Aus der Thür des Direktorialzimmers guckten währenddem zwei Backfische mit marineblauen Sackjacketts, Matelotmützen und dicken Blondzöpfen. Sie musterten uns mit der naiven Ungeniertheit, die diesem hoffnungsvollen Alter eigen ist.

„Also in Berlin haben Sie studiert. Bei wem hatten Sie dramatischen Unterricht?“

„Bei Frau Professor Wolf-Lorenzen.“

„Und wo spielten Sie bisher?“

„Spielen? Ich bin absolute Anfängerin, Herr Direktor.“

„Ganz recht, das weiß ich ja vom Agenten. Aber Sie haben doch gewiß schon mal auf einer Bühne gestanden?“

„Noch nie.“

„Nun, zum wenigsten auf einem Liebhabertheater mitgewirkt?“

„Auch das nicht.“

„Ja, liebes Kind“ — das Gesicht des Mannes wurde zusehends länger —, „glauben Sie denn, daß Sie einiges Talent zur Darstellung haben?“

„Ich hoffe, ja,“ sagte Leni ruhig. „Das werde ich natürlich erst abzuwarten haben.“

Er sah sie ängstlich, fast bittend an, als wenn er sagen wollte: ‚Mein Fräulein, haben Sie doch die Güte, mich nicht unnötig besorgt zu machen!‘

Und sie giebt ihm ein „Nein“ über das andre! Mir wurde heiß und kalt dabei.

„Und was den gesanglichen Teil anbetrifft?“

Digitized by Google

sagte er fragend. Ich glaube, er würde sich kaum noch gewundert haben, wenn die neue jugendlich Dramatische da vor ihm ganz kaltblütig geantwortet hätte: ‚Ich weiß nicht, gesungen habe ich noch nie.‘

Da hörte ich sie aber schon antworten: „O ja, dafür stehe ich ein. Stimmlich fühle ich mich völlig sicher.“

Er atmete auf. „Nun, das ist ja schließlich das Wichtigste bei einer Sängerin. Ich möchte Sie gern gleich einmal hören, wenn es Ihnen recht ist.“

„Selbstverständlich.“

„Denkewitz,“ wandte er sich an einen langen, dürren Menschen, der inzwischen eingetreten war, „bitten Sie Herrn Kapellmeister Winterstein ins Klavierzimmer neben dem Foyer . . . Wenn's gefällig ist, meine Damen.“

Seine Hand lag schon auf dem Drücker, als er noch einen Moment anhielt und sich zu den beiden Backfischen zurückwandte, die während der letzten Minuten eifrig miteinander getuschelt hatten.

„Ihr geht jetzt nach Haus und sagt der Mama, daß ich erst um halb drei zu Tisch kommen werde. Ich habe noch mit der Huckebein-Probe zu thun.“

„Papa — wir möchten —“

„Nun? Flink, ich habe nicht lange Zeit.“

„Wir möchten so gern in ‚Hans Huckebein‘ heute abend.“

Der Papa lachte kurz und amüsiert auf.

„Was euch nicht einfällt! Das ist fünfzehn Jahre alt und möchte in ‚Hans Huckebein‘! Was sagt ihr? Sechzehn? Ganz egal. Das ist nichts für euch. Maria Stuart könnt ihr euch ansehen morgen. Fritzchen darf auch mitkommen.“

„Immer die ollen Klassiker!“ brummte der eine Zwilling vor sich hin.

„Na, dann nicht, dann bleibt ganz zu Haus und macht eure Schularbeiten; das ist mir auch lieber.“

Ein unwilliges Gemurmel seitens der jungen Damen, von dem der Direktor keine Notiz weiter nahm.

„Wartet noch einmal,“ fuhr er fort und schritt in sein Zimmer zurück. „Hier ist noch etwas für die Mama mitzunehmen.“

„Fräulein Witt, gestatten Sie mir eine Bemerkung,“ wandte sich plötzlich der junge Sekretär zu Leni, „Sie kennen vielleicht das Sprichwort: ‚Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr!‘ Das gilt beim Theater in zehnfach verstärktem Maße.“

„Ich kann doch nicht anders, als die Wahrheit sagen.“

Er schlug die Hände zusammen: „Grundgütiger! Sie werden —“

Da trat der Direktor wieder ein und führte uns treppauf treppab durch alle möglichen Korridore.

Man sah hin und wieder durch eine offenstehende Logenthür in das gähnende Dunkel des Zuschauerraums, in dem einige Frauen mit Bürste und Lappen herumhantierten; endlich standen wir im Klavierzimmer.

Das also war der erste Kapellmeister, der da in den Noten kramte; der Direktor machte uns bekannt.

Er ließ seine scharfen, dunkeln Augen prüfend über Leni hingleiten, reichte ihr und auch mir mit kurzem Druck die Hand und fragte, was sie singen wolle.

„Bitte, bestimmen Sie das, mir ist alles recht.“

Während die drei am Klavier darüber verhandelten, nahm ich mir diesen jungen Kapellmeister gründlich aufs Korn.

Sehr brünett, bartlos, fast häßlich, aber ein gescheites Gesicht mit eigensinnig vorspringendem Kinn. Seine langen, schlanken, schöngeformten Klavierhände fallen mir auf. Sonst ist an seiner mittelgroßen Erscheinung nichts Bemerkenswertes. Ich schätze ihn auf dreißig Jahre. Vielleicht auch vier- bis fünfunddreißig. Es können aber auch erst fünfundzwanzig sein. Eine jener Erscheinungen, bei denen das kaum zu bestimmen ist.

Aber das alles ist ja gleichgültig. Mein Stoßgebet in dieser Minute lautet: „Lieber Gott, gieb, daß der Mann etwas kann.“ Mit tüchtigen Menschen ist leicht zusammenwirken — notabene, wenn man selbst was kann. Einen Ignoranten zum Vorgesetzten haben, der immerfort wegen der Lücken seines Könnens zittern muß und jeden, dessen geistige Ueberlegenheit er herausfühlt, mit seinem Haß verfolgt, das ist eine Aufgabe, der auch die stärksten Nerven auf die Dauer nicht gewachsen sind.

Ich hätte diesem Winterstein bis ins Herz sehen mögen. Von ihm hängt für Leni fast noch mehr ab als vom Direktor.

Die Zeiten liegen weit zurück, als ich noch dachte: ‚Das Orchester macht die Musik, und der Kapellmeister fuchtelt ein bißchen mit dem Taktstock in der Luft herum, wofür er noch dankend den Applaus einheimst — zu dumm! Ob der da steht oder nicht!‘

Wie gesagt, diese Zeiten sind für mich längst überwunden. Ich weiß, daß der Kapellmeister einer Oper ein kleiner König ist, daß an der Spitze seines schwarzen Stabes nicht nur jedes Auge, sondern das Gelingen des Ganzen überhaupt hängt.

Man hatte sich inzwischen auf die Donna Anna-Arie geeinigt. Winterstein wühlte in den Noten herum. Das Buch fand sich nicht. Er wurde ungeduldig.

„Alle Wetter, wer hat denn den Don Juan-Auszug wieder ausgeführt? Denkewitz, wissen Sie was davon?“

Der lange Theaterdiener, der sich im Zimmer zu thun gemacht hatte, wandte sich um.

„Sollte der Herr Castell den noch haben?“

„Natürlich, immer der Herr Castell! Daß der Mensch keine Ordnung lernt!“

„Umgehend wieder wegholen, Denkewitz, verstanden?“

„Jawohl, Herr Direktor.“

„Also, was nun? Hier ist der Figaro. Wie wär's damit? ‚Ach, ich fühl's . . .‘?“

Ja, es blieb bei der Arie der Gräfin.

Winterstein saß am Flügel und schlug die Tasten an.

Digitized by Google

Der Direktor hatte sich mit verschränkten Armen, ganz Erwartung, auf einen Sessel niedergelassen. Ich lehnte mit dem Rücken gegen die Fensterbank und drehte die Schnur des cremefarbenen Stores nervös zwischen den Fingern. Auf meinem Gesicht hatten sich heiße Flecken entzündet.

Instinktiv ließ ich die Schnur fahren und kniff beide Daumen ein. Zu närrisch. Aber ich hätte es nicht lassen können. Mein Herz schlug heftig.

So eine Stimme ist ein gar zimperliches Ding; Abspannung — Reise — noch keinen Ton gesungen, weil im Hotel kein Klavier — Götter, steht uns bei!

„Ach, ich fühl's, es ist entschwunden,
Ewig hin der Liebe Glück . . .“

Große, schöne, volle Töne, ein ganz klein wenig steif zwar zu Anfang, aber wundervoll im Klang, keine Spur von Befangenheit oder gar Tremulo.

Ich atmete tief auf: jetzt wußte ich schon, wir hatten gewonnen.

In prächtiger Breite floß der Vortrag dahin; sie hatte sich von der Steifheit rasch freigesungen. Auch das Piano war gut. Höhe geradezu glänzend. Jeder Ton abgerundet, kein Uebergang zu spüren in den Registern. Nichts, was kaschiert werden mußte. Ja, das war Professor Leyens Schule und Leni Witts Material!

Auch der Vortrag — hinreißend. Eine wunderbar feine Steigerung von müder Resignation bis zur wildesten Klage; jeder Satz wahrhaft durchtränkt von Innerlichkeit.

Mir ging ein leiser Schauer über die Haut.

Es war einer jener Momente, wo ich in Leni nicht die Schwester empfand, sondern die gottbegnadete Künstlerin, mit der kameradschaftlich zu verkehren eigentlich eine Anmaßung war.

Und dann wieder kam eine stolze Freude über mich: diese Künstlerin gehört mir, ist meine kleine Schwester!

Ich war so völlig im Bann dieser Eindrücke, daß ich minutenlang vergessen hatte, zu welch ernstem Zweck wir hier gegenwärtig waren.

Da sah ich, wie der Direktor sich aus seiner zurückgelehnten Stellung aufrichtete und mehrmals zu Winterstein hinübernickte.

Sie hatte geendet. Ich sah und hörte wie im Traum, was nun kam.

Der Kapellmeister war aufgestanden, und der Direktor trat, seinen Klemmer putzend, nahe an den Flügel heran.

„Ich denke, das kann sich hören lassen, was, Kapellmeister?“

„Ja, bei Gott.“ Und dann, glaube ich, reichten die beiden Herren Leni warm die Hand.

„Wie wär's, wenn wir am Montag statt des ‚Don Juan‘ den ‚Figaro‘ nähmen?“ sagte irgend einer, — es wird wohl Winterstein gewesen sein.

„Jawohl, jawohl. Aber wird die kleine Steinbrügge mit der ‚Susanne‘ debütieren können? Wir haben nämlich noch eine absolute Anfängerin hier, die Koloraturfängerin,“ wandte sich der Direktor erklärend an Leni.

„Ich werde mit ihr sprechen. Sie bekommen heute nachmittag Bescheid, Fräulein Witt. Glauben Sie, daß Sie die ‚Gräfin‘ leisten können, auch darstellerisch?“

„Ich habe sie öfter gesehen und mit meiner Lehrerin gründlich studiert,“ sagte Leni ruhig.

Meine Gedanken überzählten in fliegender Eile alle Einzelheiten der Kostüme für die Figaro-Gräfin. War alles da? Das Negligé — das Weißseidene — das spanische Kostüm für den letzten Akt — halt, da war noch eine Spitzengarnierung aufzubesten — aber die Perücke, mein Himmel, die Goldblonde! Sie war noch in Berlin! Der Coiffeur hatte sie nicht fertiggestellt bis zu Lenis Abreise. Also telegraphieren, gleich.

Wie im Traum traten wir auf den sonnenbeschienenen Theaterplatz hinaus, auf dem ein warmer Septemberwind gelbe Kastanienblätter umherwirbelte. Arm in Arm schlenderten wir dahin, das Herz voll von Jubel und Sonne.

Wir sprachen nicht viel; nur hin und wieder ein abgerissenes Wort, von einem heimlichen Händedruck unterstützt.

„Kleinchen?“

„Lisbeth!“

„Bist du froh?“

„O — so froh, so froh!“

„Du, und die da machen wirklich einen sehr angenehmen Eindruck, nicht wahr?“

„Und vor allem so gar nicht theatermäßig.“

„Ja, sieh, das hat mich auch so angenehm berührt. Weißt du, woran allein man ihnen die Bühnenzugehörigkeit anmerkt?“

„Nun?“

„An der guten Sprache. Sie verschlucken nichts, betonen gut und verheddern sich nicht im Satzbau. Jedes Wort kommt zu seinem vollen Recht. Sehr nachahmungswert!“

So schritten wir plaudernd ziellos dahin und ließen uns voll Behagen von der Sonne bescheinen.

„Lisbeth,“ sagte sie plötzlich mit leisem Lachen neben mir, „weißt du was?“

„Nun?“

„Wir sind jetzt ‚vom Theater‘! Zu komischer Gedanke! Du und ich! Mamas Töchter ‚vom Theater!‘“

„Ja, dat helpt nu nix.“ Wir lachten übermütig.

„Was beginnen wir nun?“ meinte Leni; „ich bin kannibalisch froh! Ich denke, wir dinieren irgendwo furchtbar nobel. Lisbethchen, ich spendiere zur Feier des Tages 'ne halbe Mosel.“

„Schön, aber erst zum Telegraphenamt.“

„Was sollen wir da?“

„Menschenkind, denkst du denn nicht an deine blonde Lockenperücke? Und dann wollen wir bei Leichner noch Teint II bestellen, der andre macht dich zu weiß bei deiner ohnehin zu hellen Haut. Und drittens zählt Mama die Stunden, bis sie über die erste Gesangsprobe Nachricht hat.“

„Ja, da hast du recht,“ sagte sie verlegen.

Und dann kritzelten wir auf dem Postamt drei Telegramme.

An Mama: „Eben Singprobe. Stimme Numero eins. Anscheinend sehr gefallen. Sind überglücklich.“

Digitized by Google

Nach einer phot. Aufn. von Max Neugebauer, Chemnitz.

Die Denkmäler für Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke in Chemnitz. Von Professor von Rümann. (Text Seite 24.)

Digitized by Google

An Leichner, Berlin: „Bitte umgehend Teint II Nachnahme."

An den Coiffeur: „Brauche dringend goldblonde Perücke. Umgehend senden."

Der Mann am Schalter konnte die leise Spur eines Lächelns nicht unterdrücken, als er mit dem Stift zählend über die Worte tippte.

III.

Wie das Geld fliegt! Dies Hotelleben, die Trinkgelder, das Depeschieren — ein Zehnmarkstück nach dem andern verflüchtigt sich im Umsehen.

Ich wollte, wir hätten erst eine passende Wohnung, dann muß die Sache sich ganz anders gestalten.

Mit Denkewitz, dem Theaterdiener, war ich seit Stunden unterwegs — bis jetzt ohne Erfolg. Sehr schwer etwas Passendes zu finden! Wohnzimmer und Schlafzimmer brauchen wir — natürlich möbliert — und ein Kabinett, in dem ich mit Hilfe eines Gaskochers mir eine kleine Küche einrichten kann.

Ich beabsichtige nämlich, selbst zu kochen. Erstens weil's uns greulich ist, in ein Restaurant zu gehen, zweitens aus Sparsamkeitsrücksichten, und schließlich — wofür hat man seine Kochkünste?

Ich glaube, heute vormittag waren's fünfzehn Wohnungen, die ich unter Führung des guten Denkewitz besichtigte.

Einige Wirtinnen lehnten ohne weiteres ab, als sie hörten: vom Theater. Mir stieg das Blut in die Stirn. Aber ich mußte mir gestehen, meine Mama würde an Stelle der Damen genau so gehandelt haben.

Ein Logis war in jeder Beziehung hübsch und passend, aber die Wirtin drückte sich so fatal tolerant aus, wie völlig frei und ungeniert wir bei ihr wohnen würden; ich hab' sie nur groß angesehen und mich auf dem Absatz umgedreht.

Andre Wohnungen wieder sind zu teuer, oder aber die Sache macht einen malpropren Eindruck — genug, es ist ein Kreuz.

Heute nachmittag geht's wieder auf die Suche.

Als Dante seine „Göttliche Komödie" schrieb, hat er eins unter seinen Höllenstrafen vergessen: die Wohnungssuche. Oder präziser ausgedrückt: Wohnungssuche seitens einer Dame, verschärft durch den Begriff: vom Theater.

Bei alledem peinigt mich der Gedanke an die blonde Perücke.

Meine Leni ist von wahrhaft klassischer Ruhe. Sie ist prachtvoll bei Stimme, probiert das Schminken und jammert nur nach einem Klavier, um endlich ihre Gräfin nochmal gründlich studieren zu können.

Es bleibt nämlich dabei, wir debütieren im ‚Figaro'.

Morgen mittag ist die Probe. Ich muß dabei sein, und wenn ich alles andre stehen und liegen lassen soll.

*

Gottlob — gefunden!

Zwei peinlich saubere, altmodisch möblierte Zimmer mit einem guten Klavier und ein leeres Kabinett daneben mit Gasleitung. Die Wirtin wie die Zimmer: altertümlich, freundlich und sauber. Ich glaube, dies könnte uns ein „Heim" werden.

Leni schwärmt von dem Klavier, ich von der Aussicht auf einen Gaskocher, den ich umgehend bestellt habe.

In einer Stunde werden unsre Siebensachen hingeschafft. Leni ist schon dort, es litt sie nicht länger im Hotel; mit ihrem „Figaro" unterm Arm stiefelte sie sofort, nachdem wir gemietet, los, um von ihrem Klavier Besitz zu ergreifen.

Müde bin ich geworden von dem vielen Umherlaufen und Treppensteigen. Und dabei habe ich noch einen schier endlosen Kommissionszettel abzuarbeiten. Größtenteils Besorgungen für unsern neuen, kleinen Haushalt.

Aber es macht mir Freude, trotzdem mir der Kopf brummt. Innerhalb zwei Stunden wird in unserm neuen Home ein gemütlicher Theetisch bereitstehen, das weiß ich.

Ich schreibe als Ueberraschung eine Flunder auf meinen Besorgungszettel und höre schon im voraus Lenis schmunzelndes „Ah!" Flundern — welche Erinnerungen! Berlin, die Markthalle am Magdeburgerplatz, regennasse, blanke Asphaltstraßen, Pferdebahngeklingel und Menschengewoge. Und mitten darin wir zwei, mit hochgeschlagenem Jackenkragen, Arm in Arm, Pakete in den Händen und Taschen, sehnsüchtig an den Anschlagsäulen stehen bleibend und doch in jeder Sekunde bereit, über etwas Komisches zu lachen.

Hoffnungsreiche, geldknappe, arbeitsfreudige Studienzeit!

*

Orchesterprobe.

Die Bühne spärlich von ein paar nicht sichtbaren Lichtquellen erleuchtet, von irgendwoher fällt ein blasser, bläulicher Schein Tageslicht durch die Kulissen.

Der weite Zuschauerraum liegt in völliger Dunkelheit, nur die ersten Parkettreihen und Prosceniumslogen werden durch die blechbeschirmten Orchesterlampen schemenhaft aus der allgemeinen Lichtlosigkeit herausgeholt.

Ich sitze ziemlich weit zurück, völlig in Nacht getaucht. Die Arme auf der Klappstuhllehne vor mir verschränkt, ganz Auge, ganz Ohr, ganz Spannung überhaupt.

Ich bin nicht die einzige im Zuschauerraum.

Eine Reihe vor mir, etwas mehr nach rechts, eine Gestalt; erst als sich meine Augen ein wenig an das Dunkel gewöhnt haben, sehe ich, daß es eine etwas rundliche, ältere Dame ist, dunkel gekleidet, mit einem Spitzenkapotthut auf leichtergrautem Haar.

Sie starrt mit der gleichen erwartungsvollen Aufmerksamkeit nach der Bühne wie ich.

Die Darsteller, in Straßenkleidern, stehen dort in Gruppen plaudernd umher; mitten unter ihnen Leni.

Sie spricht mit einem ziemlich gleichaltrigen jungen Mädchen, — vielleicht die kleine Steinbrügge, die „auch Anfängerin"? Sie ist rötlichblond, mit überaus feinem Profil und etwas ängstlichen,

Digitized by Google

großen Augen; sie muß zu Leni heraufsehen beim Sprechen.

Meine Augen gleiten von Gruppe zu Gruppe. Das also sind die Kollegen! Auch von diesen hängt ein gut Teil von Lenis Wohl und Wehe ab. Ich bin sehr, sehr neugierig auf sie.

Eben tritt der Kapellmeister mit einem noch jungen, blonden Herrn zu ihr und stellt ihn vor.

Die Art, wie er sich vor ihr verbeugt und ihr dann kurz die Hand schüttelt, gefällt mir. Auch hat er so etwas Urgermanisches mit seinem starken, blonden Schnurrbart.

Zwei harte Taktschläge seitens des Kapellmeisters, dessen dunkeln Kopf ich jetzt im Orchesterraum auftauchen sehe, und im Umsehen ist die Bühne leer.

Die Ouverture schenkt man sich natürlich. Gleich mitten in die Situation hinein.

„Deutlich saget mir der Spiegel,
Daß der Hut mir herrlich steht" —

Ja, es ist die kleine Steinbrügge.

Wenn ich die unsägliche Befangenheit abrechne, mit der sie zu kämpfen scheint, so ist die Stimme sehr süß. Aber das Spiel — hilf Himmel! Wenn Leni ebenso ungeschickt ist!

Figaro hilft ihr. Ich bemerke, wie er sie dirigiert, ihr mit seiner Routine zu Hilfe kommt. Es ist der blonde Schnurrbart, der Baßbaryton.

Figaro: „Wilhelm Guth", steht auf dem Zettel, den ich, nach dem Licht gewendet, mühsam entziffere. Der erste Akt interessiert mich nicht sonderlich. Leni kommt erst im zweiten.

Und es dauert so lange! Der Regisseur greift fortwährend ein, oder der Kapellmeister muß abklopfen.

„Sie müssen zu mir hersehen! Wie kann ich Ihnen sonst die Einsätze geben, Fräulein Steinbrügge!"

Ein gepreßter Seufzer rechts vor mir. Ah, die alte Dame. Ich sehe sie genauer an: dasselbe feine Gesicht, trotz der größeren Rundung, dieselben ängstlichen Augen.

Keine Frage, die Susannen-Mutter.

Zufällig sieht auch sie in diesem Moment zur Seite und bemerkt mich. Leise steht sie auf und setzt sich nahe zu mir.

„Sind Sie Mitglied oder Angehörige, liebes Fräulein?" flüstert sie.

„Ich bin die Schwester von Helene Witt, gnädige Frau."

„Und ich Frau Doktor Steinbrügge."

Ich machte im Sitzen den Versuch zu einer Verbeugung.

„Meine Elsbeth ist Anfängerin."

„Meine Schwester ebenfalls, gnädige Frau."

„So werden wir zwei mit den gleichen Sorgen hier sitzen," fuhr sie halb lächelnd fort. „Ach Gott, jetzt klopft der Winterstein schon wieder ab!"

„Sie hat den Einsatz verfehlt, nicht zu ihm hingesehen."

„Ja, das ist aber auch sehr schwer, frei spielen und doch mit den Augen immer an ihm hängen!" klagte sie. „Ach Gott, sie ist schon ganz verschüchtert, meine Elsbeth, dann ist nämlich alles vorbei, sie verliert den Kopf!"

„Nicht doch, gnädige Frau, sie hat sich schon wieder hineingefunden, hören Sie!"

„Ach Gott, ja." Ein gepreßter Atemzug. Und dann nach einer Weile:

„Wie froh bin ich, daß ich Sie hier gefunden habe! Gleiche Interessen, gleiche Sorgen führen die Menschen zusammen. Aber Sie sind jung, liebes Kind, ich bin eine alte Frau, meine Nerven werden, fürchte ich, diesen Aufregungen nicht gewachsen sein. Aber was hilft es? Meine zweite Tochter kann mit ihren zwanzig Jahren wohl daheim für ihren Papa und die kleineren Geschwister sorgen — mein Mann ist Gymnasiallehrer in Breslau —, aber um die Elsbeth zu chaperonnieren, ist sie doch noch viel zu jung. So mußte ich mich schon entschließen. Ganz leicht ist's für mich nicht."

Nein, gewiß nicht! Mir klopft schon beständig das Herz bis zum Halse herauf, mir schwindelt der Kopf von allem, was ich zu bedenken und zu besorgen habe, und ich bin jung und kräftig und — gottlob — keine Spur nervös.

Dafür ist man eine Provinzpflanze.

Ich sah interessiert zu der Frau hinüber, die ihre Mutterpflichten aus dem behaglichen Heim und dem gewohnten Wirkungskreis hinausgeführt hatten.

„Sie werden aber auch noch viel Freude erleben an Ihrer Fräulein Tochter. Bei der Stimme!"

Ich sprach aus vollster Ueberzeugung. Die Kleine hat einen wunderbaren Ton und brillante Schule. Das Briefduett mit Leni mußte prächtig werden.

Der erste Akt nahm seinen Fortgang. Die Susannen-Mutter sah schon viel fröhlicher aus.

Ich war nicht ganz bei der Sache. Der Gedanke an die blonde Lockenperücke quälte mich. Sie war immer noch nicht da. Ich hätte den Coiffeur erwürgen mögen.

Teint II ist glücklich angelangt. Leni hat sich gestern abend wieder probeweise geschminkt, und die Sache sah schon erheblich besser aus.

Nun heißt es aber erst Licht- und Fernwirkung abwarten. —

Der zweite Akt.

Ich höre und sehe nichts von den andern mehr. Nur Leni.

„Heil'ge Quelle reiner Triebe,
Gieb mir wieder des Gatten Herz!
Laß mich sterben, Gott der Liebe,
Oder lindre meinen Schmerz!"

Groß und voll fällt die Stimme in den Raum. Tadellos jeder Ton.

Ich lehne mich voll Behagen zurück. O ja, singen können wir. Da ist nichts Minderwertiges zu kaschieren, und eine musikalische Sicherheit, die wie mit dem Orchester verwachsen scheint.

„Schön, sehr schön!" höre ich Frau Doktor Steinbrügge neben mir.

Ich muß mich hüten, nicht gar zu froh auszusehen. „O ja, sie ist gut bei Stimme," sage ich gelassen.

Aber der Himmel sorgt stets für Abkühlung.

Das Spiel wirkt unbeholfen, manchmal eine

Digitized by Google

ihrer impulsiven, ruckhaften Bewegungen, die ich seit ihrer Kindheit an ihr kenne. Auch ist die Aufstellung der drei Partner anders, als wir sie bisher geprobt hatten. Das verwirrt sie, wie es scheint. Und wenn sie den beiden andern zuzuhören hat, sieht man's ihr förmlich an, daß sie sich innerlich fragt: ‚Himmel, wo bleib' ich nur mit meinen vielen Armen?!'

Ich rücke unruhig hin und her.

Auch die Prosa, das gesprochene Wort, bleibt völlig unwirksam. Zu dünn, zu zahm, nicht markant und kräftig genug.

Merkwürdig — zu Hause, wenn wir Dialog übten, erschien mir ihre Sprache als eine Art rhetorische Leistung.

Nun weiß ich, daß dies für die Fernwirkung nicht halbwegs genügt. Genau noch einmal so stark auftragen!

Ich mache mir einen Knoten ins Taschentuch.

Da oben greift inzwischen der Regisseur ein. Er spricht das aus, was ich dachte. Sie wiederholt einen Satz. Gut, sehr gut.

Es kommt die große Arie der Gräfin, dieselbe, die Lenis Probenummer gewesen vor einigen Tagen.

Die Wirkung ist glänzend.

Ich sehe, wie sich in den Coulissen Gestalten vordrängen und die Köpfe zusammenstecken. In einer der vorderen Parkettreihen ist der Direktor mit einem mir fremden Herrn aufgetaucht; sie lauschen interessiert, ab und zu ein geflüstertes Wort wechselnd.

Ja, die musikalische Wirkung ist völlig unbestritten, aber die Gesten — o weh!

Immer die Hand aufs Herz, abwechselnd die Rechte und die Linke, während der halben Arie — das ist zu viel! Der Ellbogen, der spitze Ellbogen! Aber Leni, Leni, wie kann man sich nur, ein sonst so graziöser Mensch, derart ungeschickt dahinstellen!

Ich mache einen zweiten Knoten in mein Taschentuch.

Mir brummt der Kopf, ein paar heiße Flecken fühle ich auf meinem Gesicht brennen. Ich will nicht kritisieren; wenn ich da oben stände — Grundgütiger! Ich hätte am Ende auch mehr Arme als gewöhnlich. Denn was fängt man bei einer fast zehn Minuten langen Arie an? Schließlich sind doch alle Möglichkeiten der Mimik erschöpft!

Als die Probe endlich vorüber ist, habe ich nicht nur alle vier Zipfel meines Taschentuchs, sondern auch die ganze Länge meiner Uhrkette zu Knoten verbraucht.

IV.

Heute wäre also der große Tag. Unser Debüt. Ich laufe umher wie im Fieber.

Der Theaterkorb steht seit Stunden gepackt; gebe Gott, daß ich nichts vergessen habe! Immer zähle ich im Geiste noch einmal nach: das Negligé, das weiße Atlaskleid, das Spanische, der Schmuckkasten, die blonde Perücke — glücklicherweise ist sie angelangt —, die weißen Atlasschuhe, die schwarzen, die seidenen Strümpfe, das Spitzentuch und — ach, all das endlose Drum und Dran!

Ich zähle nach, wo ich gehe und stehe, wenn ich Koteletten brate oder den Kaffeetisch abräume, wenn ich Einkäufe besorge oder, begleitend, am Klavier sitze.

Dazwischen wieder repetieren wir den Dialog. Ich bin Figaro, Graf, Susanne, Cherubin — je nach Bedarf; gebe Stichworte, spiele Liebesszenen und fange innerlich immer wieder von vorn an: „das Negligé, das Atlaskleid, das Spanische, der Schmuck" — ohne Ende.

Meine „Gräfin" hat kein Lampenfieber, nur eine Art freudiger Erregung. Sie ist gut bei Stimme und bei Appetit. Sehr wesentlich, dies letztere, für ihr Wohlbefinden.

Mittags besuchte uns die kleine Steinbrügge, sehr aufgeregt, um mit Leni noch einige Scenen durchzuprobieren.

Ich mußte meinen Kocher ganz klein schrauben und mit der Hausschürze ans Klavier kommen zum Begleiten. Nebenbei sang ich auch noch den Cherubin und den Figaro — „sang" ist freilich etwas euphemistisch ausgedrückt —, und zum Schluß schenkte ich jeder meiner beiden Künstlerinnen ein großes Glas Portwein ein. Sie saßen beide so blaß aus.

Es will Abend werden. Der kurze Septembertag neigt sich. Nun noch wenige Stunden, dann ist es so weit.

Ich bekomme direkt Herzklopfen.

— das Negligé, das Atlaskleid, das Spanische, die Schmucksachen — halt, der große spanische Kamm von Schildpatt liegt noch im Koffer, den hatte ich ganz vergessen. Gott sei Dank, daß mir's noch einfällt!

*

Die Morgensonne lag in breiten, goldigen Streifen auf dem Teppich, als ich blinzelnd die Lider hob.

Ein halb unbewußtes, großes Frohgefühl füllte meine Seele — was war denn nur? Wo befand ich mich? Ein wirrer Traum hatte mich weit weggeführt, nach Hause, zu Mama, in unsern kleinen, alten Garten mit der grünen Regentonne. Aber nein, daher stammte es nicht, das Glücksgefühl.

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen. Da lag Leni, in dem schmalen, goldbronzierten Feldbett, wirr fiel ihr das lockige, blonde Haar um das blasse Gesicht.

Nun wußte ich alles.

Das Debüt war gestern abend gewesen. Todmüde, aber glückstrunken von einem Erfolg, einem unbestrittenen Erfolg, hatten wir uns um Mitternacht zu Bett gelegt.

Zu Bett gelegt, ja. Aber dann hatte das Schwatzen erst recht angefangen, bis die Erschöpfung endlich ihr Recht gefordert hatte.

Ich schließe die Augen wieder und lasse die bunten Bilder des vergangenen Abends noch einmal an mir vorüberziehen.

Ich sehe mich selbst, im Parkett sitzend, den Theaterzettel zwischen den unruhigen Fingern zerknitternd; wie das Haus sich allmählich füllt, wie

Digitized by Google

die Thüren leise klappen, wie geputzte Menschen sich durch die Klappsitzreihen schieben und ihr Glas zurechtschrauben.

Dieses Publikum — wieder ein Forum mehr, von dem wir abhängig sind. Und irgend darin verstreut, wie die Rosinen in einem Kuchen — die Presse. Hu!

Ich sehe jeden einzelnen daraufhin an. Herren mit spitzen Vollbärten, goldenem Klemmer und etwas Mondschein kommen mir besonders verdächtig vor. So denk' ich mir Rezensenten nun einmal.

Ein großer Kleinmut will mich überschleichen, und daß sie vor diesen ungezählten Köpfen heute auftreten soll, will mir wie ein ungeheures Unterfangen erscheinen.

Dann wieder höre ich sie im Geiste singen, und ich schäme mich meines Kleinmutes für sie.

Wo mag sie jetzt sein? In der Garderobe, beim Ankleiden? Vielleicht steht sie in diesem Moment dicht hinter dem Vorhang und schaut durch das kleine, runde Loch mich an.

Wie sie aussehen mag in dem langen, sentimentalen Schleppgewand und der tizianroten Perücke, geschminkt, im strahlenden elektrischen Licht?

Sie wollte nicht, daß ich ihr bei der Toilette half.

„Du sollst heute nur Publikum sein, Lisbeth, nicht Kammerfrau, wofür ja doch zwei Garderobieren da sind," sagte sie. „Sonst heißt's bei den Kolleginnen: die Witt muß immer am Schürzenband ihrer Schwester hängen. Aber in der ersten Pause nach meinem Auftreten erwarte ich dich mit Ungeduld im Ankleideraum."

Auch gut. Wenn es nur erst so weit wäre! Die Zeit schlich.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit einstweilen meiner Nachbarschaft zu. Zwei Damen vor mir plaudern eifrig miteinander. Ich horche ein bißchen. Zwei Debüts auf dem Zettel, das muß sie doch interessieren, das muß ihnen doch zum wenigsten aufgefallen sein.

„Gott, wissen Sie, es war ja ganz nett, aber das Menü . . ."

„Ich habe auch schon besser gegessen," nickte die andere.

„Und der Sekt — ganz gewöhnlicher deutscher Schaumwein, zu drei Mark fünfzig. Ich meine, wenn man keinen guten Champagner bezahlen kann, so soll man's doch ganz lassen. Aber geknallt muß werden."

„Sehen Sie, ganz dasselbe sagte auch mein Mann. Mein Mann ist ja nun sehr eigen in Bezug auf Weine."

„Und das mit Recht. Was soll man sich andern Leuten zuliebe Kopfschmerzen holen?" meinte die Dame mit der rotseidenen Bluse. „Mir ist's miserabel bekommen. Gott, überhaupt, alle Abende auswärts, heute wieder Oper — aber wenn man einmal das Abonnement hat, nicht wahr?"

Gräßlich finde ich diese mittelalterliche Frau mit der rotseidenen Bluse! Das sitzt mit einem Kater da, kommt ins Theater, weil man gerade die Billets hat, und ist berechtigt, über junge, angehende Künstler zu Gericht zu sitzen!

Die Ouverture machte das liebliche Geplauder meiner beiden Nachbarinnen — nicht verstummen, aber doch leiser werden. Dann — endlich — rollte der Vorhang auf.

Die kleine Steinbrügge war im Aeußern und stimmlich eine reizende Susanne. Anfangs zwar wollte ihr die Aufregung den Atem versetzen.

Mir wurde auch das Atmen schwer und ihrer Mama, die wieder in meiner Nähe saß, wahrscheinlich noch schwerer. Nur ein Stück ihres graumelierten Haares konnte ich sehen, aber mir war, als spinne sich ein feiner, unsichtbarer Faden von ihr zu mir — die Gleichheit unsrer Interessen, die Aehnlichkeit unsrer Besorgnisse.

Ich fühlte für sie ein Unbehagen, wenn Elsbeth-Susanne da oben in einer Verlegenheitspause die Hände in den Kleiderfalten versteckte, verwirrt den Kopf sinken ließ, oder in gar zu schlecht kaschierter Aengstlichkeit an den Augen des Kapellmeisters hing.

Ich atmete mit ihr auf, wenn die kleine Sängerin an ein paar prächtigen Tönen ihrer eignen Stimme auch eine gewisse darstellerische Sicherheit wiederfand und eine wirksame Nuance zum Ausdruck brachte.

Es war ein ständiges Auf und Ab im Spiel, wie es ja unmöglich anders sein konnte bei einem allerersten Versuch.

An mir hatte sie einen sehr nachsichtigen Richter, die kleine Steinbrügge. Wer selbst im Glashause sitzt . . .

Von den andern Darstellern weiß ich nichts. Möglich, daß sie herrlich — möglich auch, daß sie miserabel gesungen haben — es ist mir nicht zum Bewußtsein gekommen.

Auch von Lenis Auftritt weiß ich nichts Bestimmtes; es hat mir vor den Augen geflimmert und vor den Ohren gebraust, als es so weit war.

Ich weiß nur, daß da plötzlich eine schöne, schlanke Dame saß, die mit Susanne und Figaro scherzte und plauderte, und daß ich mir, als die liebe, vertraute Stimme an mein Ohr drang, mit einer Art tiefer Verwunderung sagte: ‚Aber das ist ja unsre Leni!'

Es durchrieselte mich. Unwillkürlich faltete ich fest die Hände um mein Opernglas.

Und ein Bild aus ferner Vergangenheit stieg vor mir auf mit greifbarer Deutlichkeit. Wohl fast zwei Jahrzehnte mochten darüber hingegangen sein.

Ich sah uns beide als kleine Mädchen am Fenster stehen; ich mit kaum verhaltener Ungeduld, Leni neben mir, mit blassem, weinerlichem Gesichtchen, das von einem grünen Augenschirm beschattet war.

Sie war sehr zart damals und hatte sich, durch Erkältung vermutlich, eine leichte Augenentzündung zugezogen, mußte tagelang im Zimmer bleiben, und ich sollte ihr Gesellschaft leisten.

Draußen lärmten die Kinder, mit denen wir sonst spielten, wild umher, sie sahen uns und riefen und winkten.

„Lisbeth, komm, wir spielen Räuber und Gendarm!"

Wie mich das reizte! Mein Lieblingsspiel und der laue Vorfrühlingstag.

Digitized by Google

Ich machte mürrisch eine ablehnende Gebärde und wies auf Leni.

„Ach, sie kann ja mit ihren Puppen spielen, komm du nur heraus," schrieen sie zurück.

Da — ein schluchzender Ton neben mir.

„Leni, was hast du?"

„Mich rufen sie nie!" klang es kläglich unter dem grünen Schirm hervor.

Sie hatte das Köpfchen tief gesenkt und wischte mit den Händen über die Augen. Ich sehe sie noch, wie sie so dastand, eine lange Hausschürze von Mama rückwärts umgebunden, die weit über das kurze schottische Kleidchen hinabfiel und auf der Erde nachschleifte. Sie spielte immer „Schleppenbame".

„Leni, nicht weinen, du darfst doch nicht weinen!" rief ich ängstlich, „sonst werden deine Augen wieder rot."

„Wenn ich aber doch weinen muß?"

„Warum mußt du denn weinen?" Ich war ratlos.

„Sie mögen nicht mit mir spielen, weil ich nicht so toll laufen kann wie sie! Sie sehen mich nicht für voll an!" schluchzte sie.

Es war wirklich so. Ich selbst fühlte mich schuldbewußt, aber auch unendlich reumütig in diesem Augenblick. Ein zärtliches Mitleid stieg in mir auf. Ich hätte das Blaue vom Himmel herabholen mögen, um sie zu trösten.

Ich nahm ihr leise die Händchen von den Augen.

„Leni," sagte ich dringlich, „sei du man ganz stille. Die da draußen sind ja dumm. Die sollen dich alle noch anstaunen, später."

Sie hob ein wenig das beschattete, weiße Gesichtchen und sah mich fragend an.

„Nun ja," fuhr ich fort, „was du kannst, das können die noch lange nicht: singen! Wenn du erwachsen bist, dann wirst du eine große, berühmte Sängerin."

„Hm — ja—a," tönte es behaglich gedehnt neben mir.

„Dann fährst du in einem sehr feinen Wagen" — Sie nickte würdevoll.

„— und hast ein weißes Kleid an, mit ganz langer Schleppe."

„Wie lang denn?"

Ich sann nach. „Nun, mindestens zweimal so lang wie Mamas Küchenschürze."

„Hm, jaa—a."

„Und dann singst du. Und wenn du gesungen hast, dann klatschen sie alle und rufen immer „bravo'".

„Und dann?" sagte sie erwartungsvoll.

„Ja, dann" — meine Phantasie machte einen kühnen Sprung — „dann heiratest du einen Prinzen."

Nun wurde sie nachdenklich. „Nein, das geht nicht. Der Alfred will mich ja heiraten."

„So muß sich der Alfred eben eine andre Frau suchen," entschied ich nach einigem Nachsinnen.

„Ja, er kann am Ende Selma Thorbeck heiraten."

Gewiß, das war ein Ausweg.

Wir hockten beide zusammen in dem dämmerigen Zimmer, hatten die andern da draußen ganz vergessen und spannen kindische Zukunftsträume.

Blumen, Gold, Bewunderung, Lorbeeren, rote Teppiche vom Wagen bis aufs Podium, seidene Kleider, Schokolade und Fürstenkronen, alles, was ich je von Erwachsenen aufgeschnappt, legte ich meiner kleinen Schleppenbame mit dem grünen Augenschirm zu Füßen.

Behaglich, wie ein schnurrendes Kätzchen, hockte sie im Sessel und hörte mir zu.

Wenn ich heute zurückdenke, so glaube ich, daß dieser Märznachmittag, an dem meine thörichte Kinderphantasie die verwegensten Blüten trieb, der Anfang des roten Fadens war, der sich von da an unzerreißbar durch ihr Dasein schlängeln sollte.

Sie besaß schon damals eine leidenschaftliche Empfänglichkeit für Musik und ein Stimmchen — dünn wie ein Zwirnfaden, aber von unendlicher Lieblichkeit.

Wenn Gäste da waren und man forderte sie aus Scherz zum Singen auf, so gab es keinerlei Zieren; sie nickte kurz und — kroch unter den Tisch. „Wenn einer von euch lacht, muß ich weinen," erklärte sie tiefernst, und so zwang sie ihr kleines Auditorium, jedweden Heiterkeitsausbruch über die etwas ungewöhnliche Situation hübsch zu unterdrücken.

Was sie sang? Volkslieder, Kinderlieder oder — Dienstmädchenlieder, was ihr gerade im Gehör hängen geblieben war.

Eins hatte sie besonders „kreiert":

„Schlaf, mein liebes Kind,
Draußen weht der Wind,
Höre, wie der Regen fällt,
Wie des Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen;
Hündchen läuft geschwind, geschwind,
Schlaf, mein liebes Kind."

Dann wurde die Tischdecke auseinandergeschoben, und die Kleine tauchte wieder hervor.

Warum sie sich immer verstecke, beim Singen, wollte man wissen.

„Ich weiß nicht."

„Ach, das weißt du doch, besinn dich nur."

Sie sann ernstlich nach und schob die Brauen zusammen. „Wenn ich singe, und ihr seht mich an, dann schäme ich mich," erklärte sie . . .

Und jetzt?

Da stand sie im langen, weißen Schleppgewande, mindestens noch einmal so lang als Mamas Küchenschürze, und tausend Augen sahen sie an, fremde, kalte Augen, und da war keine Tischdecke, unter die sie sich hätte verkriechen können!

Mir wurde heiß und kalt.

Um Gottes willen — wenn sie stecken bliebe!

Aber sie blieb nicht stecken.

Wenn sie einen Einsatz verfehlte!

Aber sie verfehlte keinen Einsatz.

Die Stimme klang prächtig in den Soli, die Duette und Ensembles klappten auf ein Haar, — ja, wenn das Spiel erst auf der Höhe stände! Dann wären wir ein gut Teil weiter.

Meine Blicke hingen wie gebannt an ihr, an jeder ihrer Bewegungen. Ich glaube, kein Mensch in dem weiten Raum, der erbarmungsloser kritisierte als ich.

Digitized by Google

Im großen und ganzen war ich angenehm überrascht. Nach den ersten zehn Minuten wurde das Spiel merklich freier; ich sah nicht mehr immerfort die Lehrsätze der Frau Koch-Lorenzen in ihren Armbewegungen, in ihren Schritten zum Ausdruck kommen.

Sie ist zweifellos sicherer als Elsbeth Steinbrügge; sie trippelt nicht wie diese, sie schreitet, wie das ja auch ihre Rolle verlangt. O ja, auf die „Schleppendame" versteht sie sich.

Aber die Prosa ist immer noch nicht ausdrucksvoll genug, — daß ich nur ja nicht vergesse, sie in der Pause darauf aufmerksam zu machen.

Auch hat sie einmal in die Coulisse gesungen, der Ton verfing sich dort und blieb für den Saal ohne jede Wirkung. Und die Schminke muß sie ändern; das Rot sitzt so nahe an den Augen, daß sie wie verweint aussieht . . . Mein Taschentuch weist schon wieder drei Knoten auf.

Was mich immer wieder innerlich frohlocken macht, ist der Gesang. Sie hat eine Kadenz gesungen, man steckt die Köpfe zusammen, es wird eifrig geklatscht, das Wort „entzückend" schlägt an mein Ohr.

Es fließt mir wie Balsam über die Seele. Wer war's?! Die verkaterte Dame mit der rotseidenen Bluse! Ich finde sie mit einem Male gar nicht mehr gräßlich.

Auch hinter mir klingt das hübsche Wort „entzückend", und neben mir haucht's ein Backfischchen seiner Mama ins Ohr.

Ich richte mich höher auf. Ob die Leute mir denn nicht ansehen, daß ich die Schwester bin? Wir sollen uns doch so ähnlich sehen!

Der Akt ist zu Ende. Warmer Applaus; der Vorhang muß sich noch zweimal heben, die Darsteller verbeugen sich.

Jetzt zu ihr!

Ich schiebe mich durch die Reihe, eile den Korridor zur Linken entlang bis zum Ende. Eine rote Wollportiere, dann eine Thür: „Zur Bühne. Eintritt streng verboten."

Ha, ha, das kümmert mich nicht. Ich öffne keck die Thür.

Zum erstenmal, daß ich auf einer Bühne stehe, — das also ist die Welt jenseits des Vorhangs.

Eine halblaute, fieberhafte Thätigkeit. Gegenstände aller Art werden geschoben, gerückt, gerollt; irgend etwas schwebt aus den Soffitten herab, etwas andres wird in die Höhe gewunden. Alles ist in Bewegung. Hie und da ein kurzer Ruf: „Achtung!" Menschen eilen hin und her, die unscheinbaren Gestalten der Bühnenarbeiter, Choristen in buntem Aufzuge, dort steigt des Kapellmeisters schmale, dunkle Gestalt über ein paar Möbelstücke, vor dem Loch im Vorhang drängen sich einige Choristinnen; der einzig ruhige Punkt in diesem scheinbar regellosen Durcheinander ist der Feuerwehrmann, der mit stoischem Gleichmut, wie eine düstere Mahnung, an der ersten Coulisse steht.

Ich bin völlig verwirrt und habe noch dazu das unbehagliche Gefühl eines störenden Eindringlings.

Wo ist Leni?

Dann fällt mir ein, daß sie mir gesagt hat: „Du brauchst nur geradeaus zu gehen, so kommst du direkt zu unsrer Garderobe."

Ja, Gott sei Dank . . . dort eine Thür mit weißem Schild: „Garderobe der Solistinnen."

Ich öffne die Thür, auf mein Klopfen hat niemand reagiert.

Ein weiter, strahlend hell erleuchteter Raum, in halber Höhe durch vorgeschobene, weiß lackierte Holzwände in mehrere kleinere Abteilungen getrennt. Mit Reißzwecken angeheftete Visitenkarten bezeichnen die jeweilige Inhaberin. In jeder dieser Nischen ein Putztisch und Spiegel, mit einer drahtumsponnenen Glühbirne darüber; Schminkutensilien, Reisekörbe, Bühnen- und Zivilgarderobe, künstliche Blumen, Spitzen und Perücken liegen umher, mehrfach zurückgeworfen von großen, grell beleuchteten Stehspiegeln. Weiße Schultern und Arme, blonde und dunkle Haarwellen, bunt bemalte Gesichter; Garderobenfrauen mit blendendweißen Schürzen eilen hin und her, ein eigentümlicher Duft von Puder, Parfüm und gebranntem Haar schwebt wie eine Wolke über dem Ganzen. Fast ein Dutzend weiblicher Gestalten schwirren umher, darunter auch ein paar Damen in Zivilkleidung. Das plaudert, das schwatzt, das ruft durcheinander, manchmal tönt ein helles Lachen aus irgend einer Gruppe heraus.

Ich stehe wie geblendet. Niemand nimmt Notiz von mir, nur die unbeschäftigten Damen in Zivil, die so viel zu lachen haben, sehen neugierig zu mir herüber.

„Lisbeth, hier bin ich!"

„Leni!"

Ich stürzte auf sie zu. Mir war, als hätten wir uns zwei Wochen lang nicht gesehen.

Sie saß vor einem Toilettentisch, eine ältere Frau, die „Marcelline", stand vor ihr und arbeitete mit Hasenpfote und Puderquaste auf ihrem emporgewandten Gesicht herum.

„Meine Schwester — Frau Dahldorf-Jahn."

„Freut mich sehr," sagte die Marcelline bieder, indem sie mir von ihrer Rechten, die die Quaste hielt, den kleinen Finger reichte.

„Ich war nämlich schlecht geschminkt," erklärte Leni, „und da ist Frau Dahldorf so liebenswürdig —"

„Ruhig, stillhalten!"

„Ja, die Schminke war noch nicht gut, ich komme auch, um dir das zu sagen."

„Hast du noch mehr Knoten im Taschentuch?" fragte Leni lächelnd.

Frau Dahldorf nickte beifällig. „Freuen Sie sich, daß Sie jemand haben im Parkett, der genau auf Sie achtet, Kind. Das ist gar nicht zu unterschätzen, besonders für eine Anfängerin."

„Ach ja," seufzte Leni. „Lisbeth, nun sag mal, wie war ich?"

Ihr Blick hing in brennender Spannung an mir.

Die Gegenwart der Kollegin machte mich befangen.

„Nun, im allgemeinen ganz hübsch. Die Stimme klang gut" — ich steigerte diesen Ausdruck noch durch die Augensprache — „und das Spiel — nun

Digitized by Google

ja — das war — sagen wir mal, so so, la la. Aber das wird ja schon besser kommen."

„Das Spiel — erlauben Sie mal," warf die Dahldorf ein, „das war für ein allererstes Mal schon sehr brav. Gott, was habe ich für Anfängerinnen gesehen! Ihre Schwester hat sich weit besser damit abgefunden, als man erwarten konnte."

„O, ich fühlte selbst, wie ich allmählich sicherer wurde," sagte Leni mit glänzenden Augen.

„Gewiß. Nur ‚leben' Sie im allgemeinen zu sehr. Und gehen müssen Sie lernen, Bühnengang, und Raum und Schritt in Einklang bringen. Aber Sie haben darstellerische Begabung und sind nicht ungraziös. So, nun schauen Sie sich an, jetzt guckt's aus andern Augen, was?"

„O, ich danke Ihnen tausendmal, liebe Frau Dahldorf."

„Keine Ursache." Damit griff die kleine, etwas korpulente Dame mit den grauen Scheiteln gleichmütig nach einem schwarzen Strickstrumpf, nickte uns zu und trat zu den andern.

„Endlich allein," raunte Leni, „nun, Lisbeth, sag mal ehrlich —"

„Fräulein Witt, aber da sind Sie ja — sagen Sie ehrlich, wie war ich?"

Die kleine Steinbrügge. Nun sahen mich zwei blaue Augenpaare an, als ob Leben oder Tod von meinen Worten abhinge.

„Kinder, ihr habt beide ganz famos gesungen und wenigstens leidlich gespielt. Ich glaube, ihr habt gefallen."

„Wirklich? Aber haben Sie gemerkt, wie ich einmal patzte?"

„Patzte — was ist das?"

„Nun, wenn's nicht stimmt. Ich kam mit dem Orchester auseinander. Winterstein schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu — Herrgott, mir wurde siedendheiß —, aber ich fand mich zum Glück bald wieder hinein. Geistesgegenwart, das ist die Hauptsache."

Ich konnte ihr der Wahrheit gemäß sagen, daß das kleine Unglück nicht aufgefallen war.

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen. Himmel, das Klingelzeichen! Wie sitzt eigentlich meine Frisur? Adieu, adieu!"

Auch auf Leni hatte das Klingeln elektrisierend gewirkt.

„Nun haben wir keine drei Worte reden können! Aber jetzt mußt du gehen, Lisbeth," sagte sie aufstehend, „und paß genau auf." Sie schob mich zum Ausgang.

Ich fühlte aber noch zwei Taschentuchknoten zwischen meinen Fingern.

„Du, Leni."

„Ja?"

„Einmal hast du in die Coulisse gesungen, und dann kannst du im Dialog noch mehr auftragen."

„Was, noch mehr?"

„Ja. Und dann — glaub mir, du gefällst riesig. Sie haben ‚entzückend' gesagt, in meiner Nähe, mehrmals."

„Wahrhaftig?" Ein Strahlen ging über ihre Züge. „Paß mal auf, der nächste Akt wird noch besser. Adieu, halt mir den Daumen."

„Adieu."

Sie hatte recht gehabt, der nächste Akt und der letzte wurden noch besser.

Die Arie: „Nur zu flüchtig bist du entschwunden" erzielte einen starken Applaus auf offener Scene. Ich konnte mich nicht enthalten, mitzuklatschen. Ach, wenn Mama das hätte hören können!

Als der Vorhang sich zum letzten Male senkte, gab es noch einmal ehrlich begeisterten Beifall. Mein Gott, welch unsagbar süße Musik dies In-die-Hände-schlagen!

Wie in einem schönen Traum befangen, ließ ich mich von der Menge hinausschieben und bahnte mir durch die nach den Garderoben drängenden Menschen einen Weg zur Bühne.

Leni hatte ihr spanisches Gewand schon ab- und den Frisiermantel übergestreift; ihr schmales Gesichtchen glänzte vor Glück und — Kokosnußbutter, mit der sie sich eben die Schminke vom Gesicht rieb.

Ich preßte ihr stumm die Hand.

„Lenchen, Kleinchen," sagte ich endlich leise, „das ist ein Erfolg!"

Sie nickte und hantierte mit glücklicher Hast auf ihrem Putztisch herum.

„Draußen, Lisbeth," flüsterte sie, „hier kann man ja nicht reden. Die Rosée spitzt schon ohnehin die Ohren."

Sie wies mit einer kleinen Kopfbewegung nach links. Dort saß eine brünette Dame in eleganter Straßenkleidung; sie tupfte mit der Puderquaste über ihr weiches, rundes Gesicht und griff mit der Brennschere in paarmal tief in die Stirnlocken.

„Für was macht die sich denn jetzt noch schön? Ist sie Sängerin?"

„Schauspielerin."

Frau Dahldorf-Zahn streifte an uns vorüber. „Nun, Kind, ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren. Wissen Sie, was der Direktor eben sagte? ‚Donnerwetter, mit der Witt und der kleinen Steinbrügge haben wir einen famosen Griff gethan.' Und dabei rieb er sich schmunzelnd die Hände. Haben Sie mein Strickzeug nicht gesehen?"

Ich half ihr suchen und fand es auch. Die schwarze Wolle war weiß eingestäubt von Puder.

In stillem Glücksgefühl legte ich Lenis Kostüme sorgfältig in den Korb, dann hüllte ich ihr liebes, nun wieder farbloses Gesichtchen fest in die weiche, seidene Kopfhülle, so daß nur die Nasenspitze herausguckte, und hängte ihr den Abendmantel um.

Als wir auf den Korridor hinaustraten, lief uns Winterstein in den Weg.

„Nun, Herr Kapellmeister," sagte Leni, „waren Sie einigermaßen zufrieden mit mir?"

„Zufrieden?" — er drückte ihr und mir fest die Hand, — „ich habe allen Respekt vor Ihrem Können, Fräulein Witt, ich denke, wir werden gute Freunde werden."

Sie hörten es alle, die Kollegen und Kolleginnen die eifrig plaudernd die Probentafel umstanden. Mir schien, als habe er für diese extra laut gesprochen.

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, München.

Porträt der Gräfin Z.... Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Digitized by Google

Und dann wanderten wir beseligt unter dem Sternenhimmel heimwärts.

Das war unser Debüt!

V.

Meine Leni schlief immer noch wie ein Murmeltier. Erst als aus dem Nebenzimmer ihr ein feiner, aromatischer Kaffeeduft in die Nase stieg, hörte man, wie sie sich erwachend behaglich dehnte und reckte.

„Nun aber hurtig, schöne Gräfin!“ rief ich hinüber.

„Ach,“ kam es in weichen, noch schlaftrunkenen Lauten zurück, „es ruht sich so schön auf Lorbeeren!“

„Guck einer an — Divamanieren! Bis zehn Uhr in den Federn!“

„Ich erlaubte mir schon zu bemerken, daß das nicht obskure Federn, sondern Lorbeeren sind.“

„Mir auch recht. Ich kann sie brauchen fürs Ragout heute.“

„Lisbeth, du bist ein poesieloses Ungeheuer, ein Banause, ein Bööier.“

„Und du ein Faultier.“

„Hört, hört! Ich will dir sagen, was ich bin: ein großes Tier.“

„Ha ha! Wie ich sagte: Faultier.“

„Hat man je so was gehört! Dir fehlt eben der Sinn fürs Höhere.“

„Der einzige Sinn, den ich momentan habe, ist Kaffeedurst. Ich fange an.“

„Ich glaube wahrhaftig, du wärst's im stande.“

„Natürlich, und den dicken Brief von Mama lese ich auch allein. Es sind zwei Zehnpfennigmarken darauf.“

„Pfui, das wäre abscheulich! Lisbeth, komm, zieh mich an.“ Sie markierte den Ton eines verzogenen Kindes.

„Fehlte auch noch. O, sind die Semmeln schön knusprig!“

Jetzt hörte ich's in der Waschschüssel heftig pülschern. „Ich komme,“ prustete sie, „aber ich kann mich — nicht erst richtig frisieren — ich komme mit'm Zopf.“

„Meinetwegen.“

Und fünf Minuten später saß sie frisch und munter neben mir, im dunkelblauen Morgenrock mit roten Kanten, über den der lange, lose geflochtene Zopf schwer herabhing.

Ach, über solch ein Morgenkaffeestündchen nach einem frohen, glücklichen Abend!

Natürlich wurde es zu spät, um noch ein Ragout zu kochen. Es gab ein „Patentessen“ zu Mittag, so nennt sie etwas, das in einer knappen Stunde zu bereiten ist. Aber sie waren sehr delikat, die Wienerschnitzeln mit Preißelbeerkompott.

Und nun zum Telegraphenbureau. Mama brennt auf Nachricht.

Aber ich werde zu einem andern Postamt gehen. Ich geniere mich vor dem Mann, der bei den verschiedenen Schmink- und Perückentelegrammen schon ein leises, ganz unbureaukratisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

Bei ihm kann ich den „famosen Erfolg“ nicht aufgeben.

*

Drei Tage können wir — abgesehen von den Proben — auf unsern Lorbeeren ruhen. Erst am Sonntag giebt es „Mignon“ mit Leni in der Titelrolle.

Vormittags geht sie wie ein Schulkind mit der Notenmappe zur Probe, nachdem sie mir zuvor ihre Wünsche in Bezug auf das Menü ausgesprochen hat.

„Sieh mal, Liesbeth, der Blumenkohl dort“ — wir haben nämlich einen höchst appetitlichen Grünkramladen vis-a-vis — „könnte mich reizen. Oder wie denkst du über die netten Teltower Rübchen da links?“

Dann geht sie; ich besorge mein „Puppenheim“, beaufsichtige unser Zimmermädchen, das eine Aversion dagegen hat, unter den Schränken aufzuwischen, und wenn gegen zwei meine kleine Mignon aus der Schule — wollte sagen, aus der Probe kommt, so findet sie ein gründlich sauberes Zimmer und einen mit Mamas schneeweißer Tischwäsche und eignen Bestecks höchst komfortabel gedeckten Tisch. Manchmal sogar mit einem Veilchenstrauß geschmückt, wenn es mir nämlich gelang, den Blumenkohl oder die Teltower ein wenig billiger einzuhandeln.

Unsre Wohnung ist wirklich reizend, bis auf die Bilder an den Wänden.

„Großmutters Liebling“, „Der kleine Gratulant“, „Der erste Hase“, „Wilderers Tod“ — furchtbare Chambregarni-Oeldrucke.

Da muß Wandel geschaffen werden. Leni besitzt zwei prächtige Radierungen, Vielliebhengeschenke eines Berliner Malers, die werden wir einrahmen lassen. Ganz glatte englische Mahagonirahmen. Aber erst nach dem nächsten Ersten. Dieser Monat hatte zu viele Ausgaben. Sie werden nicht kleiner davon, daß ich sie peinlich genau anschreibe und addiere und den Tagesdurchschnitt daraus ziehe.

Jeder Abend findet uns im Theater. Wir freuen uns den ganzen Tag darauf.

Ohne bezahlen zu brauchen, allabendlich ins Theater gehen — es ist wie ein Traum!

Als wir uns gestern von der Kassiererin Karten geben ließen, kam der Direktor gerade vorüber.

„Wahrhaftig? Sie wollen sich den ‚Hüttenbesitzer‘ ansehen? Herr Andersen, es giebt Leute, Kollegen, die sich noch freiwillig den ‚Hüttenbesitzer‘ ansehen! Mir könnte einer zehn Mark zuzahlen, ich bedankte mich. Na, Kinder, amüsiert euch.“

Natürlich amüsierten wir uns.

An Schauspielen haben wir beide herzlich wenige gesehen. Wenn man sich schon einmal ein Billet leistete, so lag uns natürlich die Oper immer näher.

So verfolgen wir beide den Hergang auf der Bühne mit der durch keine Uebersättigung getrübten Aufmerksamkeit des Neulings. Ist der Vorhang geschlossen, so warten wir mit Neugier darauf, was sich ereignen wird, wenn er in die Höhe geht. Wir sind ganz Publikum.

Höchstens, daß wir nebenbei ein wenig geistigen Diebstahl begehen. Besonders Leni. Sie beobachtet

Digitized by Google

mit peinlicher Genauigkeit, wie die Darstellenden sich bewegen, wie sie gehen und stehen, wie sie Pausen ausfüllen, wie sie mit dem Sprechorgan „komponieren".

Sie folgt damit dem Rat des Opernregisseurs. „Sehen Sie sich fleißig und mit Aufmerksamkeit das Schauspiel an," hat Herr Holle gesagt. „Beim Schauspiel ist dasjenige als Spezialfach herausgebildet, was bei der Oper erst neben dem Gesang kommt, ohne deswegen aber weniger wichtig zu sein: Spiel, Mimik und Prosa. Geben Sie besonders auf die Dorn acht, von der können Sie viel lernen."

Ja, daß man von der Elfriede Dorn was lernen kann, das sieht selbst mein Laienverstand ein.

Ich habe nie so etwas Hinreißendes gesehen. Sie lebt ihre Rollen. Sie giebt sich sehr wenig aus zu Anfang, sie hält Maß, hält immer noch Maß, selbst in den Steigerungen, und dabei bringt sie es fertig, daß man das innere Feuer gleichsam unterirdisch in ihr wühlen sieht und den Ausbruch mit verhaltener Spannung erwartet. Sie „setzt wenig Lichter auf", diese wenigen aber von einer schlagenden Präzision und atemraubender Wirkung.

Wie mag sie als Mensch sein, diese Dorn? Ich brenne darauf, sie persönlich kennen zu lernen.

„Nur, daß sie sich in diesen Hüttenbesitzer mit dem sogenannten schönen Bart verlieben kann, begreife ich nicht."

„Er spielt aber nicht schlecht," meinte Leni.

„Weiß ich nicht. Jedenfalls — er interessiert nicht. Wie heißt der Mann?"

„Emil Pohlmann, erster Held. Gestern gab er übrigens den ‚Guckebein'."

„Na ja, selbst da hat er etwas ‚gehüttenbesitzert.' Ich mag ihn eben nicht."

„Ich eigentlich auch nicht," gab sie zu. „Na, Schauspiel überhaupt — so ohne Musik" — sie zuckte die Achseln.

Ich war eigentlich nicht ganz ihrer Ansicht, aber der Corpsgeist des „Wir von der Oper" zwang mir ein Nicken ab.

„Ich freue mich wirklich auf morgen, auf meine Mignon," fuhr Leni fort. „Wenn ich nur mit dem furchtbar schnellen Umzug während des zweiten Aktes fertig werde! Mit Philinens Morgenrock, weißt du. Die Angst wird mich so nervös machen, daß ich mich in den Spitzen verheddere und keinen Knopf finden kann."

„Wir werden es noch ein paarmal üben zu Haus, nach der Uhr," tröstete ich sie.

„Ja, ja. Und dann auch — ach, Liesbeth —"

„Nun, was denn noch? Lampenfieber?"

„Lampenfieber? Keine Spur."

„Mein Gott, wo ging denn der Seufzer hin?"

Sie wand sich unbehaglich hin und her, dann beugte sie sich nahe zu mir: „Ach, es ist doch so ein Stückchen Hosenrolle darin!"

Ja, die Hosenrolle. Ich habe mich auch noch nicht ganz damit abgefunden. Aber ich werde mich hüten, ihr das zu sagen.

„Bist nicht gescheit, Kleines. Der Sammetanzug mit den langen Rockschößen ist doch kaum Ho —"

„Pst! — leise."

„Hosenrolle zu nennen."

„Meinst du wirklich?"

Natürlich meinte ich.

*

Mir wird angst.

Das kann ja gar nicht länger so fortgehen. Lauter freudige Eindrücke, und nun mit „Mignon" sogar ein Bombenerfolg, ein begeistertes Publikum, gute, stellenweise sogar glänzende Rezensionen, ein schmunzelnder Direktor, ein Kapellmeister, der uns kaum noch als Anfänger, sondern wie tüchtige Kollegen behandelt, und immer famos bei Stimme — das ist zu viel.

Mir wird unheimlich dabei. Ich müßte die Götter nicht kennen, wenn sie sich diese Reihe von guten Tagen nicht bald mit einem gehörigen Opfer bezahlen ließen.

Nun, bis dahin — freuen wir uns des Heute. Tag für Tag ein tiefblauer, wolkenloser Septemberhimmel.

Heute nachmittag fuhren wir mit einer Kuchentüte aufs Geratewohl aus der Stadt hinaus. Ohne Plan und Programm. Nur um einmal „draußen" zu sein.

Wir haben beide die Gewohnheit, mit einer großen Freude oder einem großen Kummer ins Freie zu gehen, wo man keine Häuser und keine Menschen mehr sieht.

Ich weiß selbst nicht recht, wie es kommt.

Vielleicht, daß man sich in Gottes freier Natur ungehemmter auf das schlicht Menschliche besinnt, daß der herbe Duft unsrer Mutter Erde ihren Kindern frische Widerstandskraft giebt gegen das Leid und erhöhte Empfindungsfähigkeit für die Freude.

Was wir heute ins Freie trugen, war die süße Last zweier zum Jauchzen froher Herzen.

Noch wußten wir nicht, was da draußen sein würde. Wir standen auf der hinteren Plattform des Pferdebahnwagens und ließen neugierig die Ausläufer der Stadt an uns vorüberziehen.

Arbeiterhäuser rechts und links, nachdem die kahlen Mauern der Mietskasernen verschwunden waren; Kartoffelfelder, über deren brauner, aufgewühlter Fläche sich der vergißmeinnichtblaue Rauch der Feuer wie ein zarter Schleier spannte. Der für den Herbst so charakteristische Duft des verbrannten Krautes erfüllte die dünne, laue Luft.

Die Szenerie änderte sich nicht, eine ganze Weile lang.

„Du, am Ende bleibt's bei den Kartoffeläckern," meinte Leni etwas enttäuscht.

„Ganz egal. Ein Bauernwirtshaus, wo wir 'ne Tasse Kaffee bekommen zu unserm Streuselkuchen, werden wir schließlich wohl finden."

Aber der Himmel hatte es besser mit uns im Sinne.

Die nächste Biegung der Chaussee gab den Blick frei auf eine blaugrüne, von bunten Farbentupfen durchsetzte Fläche.

„Ein Wald, wahrhaftig ein Wald!"

Der Kondukteur sah uns etwas erstaunt an. „Na, ja doch, der Stadtforst," sagte er gleichmütig.

Digitized by Google

„Weißt du," flüsterte Leni mir zu, „der Mann irrt sich. Den Wald haben die Götter da soeben eigens für uns hingestellt, um das Opfer entsprechend in die Höhe schrauben zu können."

„Da er aber einmal da ist — kosten wir ihn aus. Angerechnet wird er uns ja doch."

„Ob ein Wirtshaus darin ist?"

Ein feiner blauer Rauchstreifen, der kerzengerade aus den Wipfeln aufstieg, gab die Antwort.

„Jawoll, das ist der Waldfrieden," bestätigte der Kondukteur. „Sie brauchen nur geradeaus gehen und auf den Wegweiser achten."

Auch das noch! Wir sahen uns an.

Eine halbe Stunde später saßen wir, gemütlich Kaffee trinkend, in dem kleinen, rosenduftenden Wirtshausgarten mitten im Walde.

Der Boden war hell und trocken. Kein Windhauch rührte an die gelblichen Baumkronen über unsern Köpfen, nur manchmal schwebte ein welkes Blatt langsam auf die blau und rot gewürfelte Kaffeedecke nieder.

Am Nebentisch, wo ein halbes Dutzend junger und älterer Damen mit der Verteilung eines Kuchenberges beschäftigt waren, verstummte plötzlich das Gespräch. Man sah mehr oder weniger versteckt zu uns herüber — die ersten bescheidenen Anzeichen beginnender Popularität.

„Das ist die Witt."

„Welche?"

„Die in dem grauen Jackettkostüm. Die andre muß die Schwester sein."

Leni verbiß sich ein Lachen, denn die im grauen Kostüm war zufällig meine Wenigkeit. Und mit würdevoller Miene hielt ich den zwölf neugierigen Augen stand, acceptierte, bescheiden errötend, was sonst noch an Gesprächsbrocken zu uns herüberdrang, wie: Mignon ... entzückend ... jung ... einfach ... süß ... und so weiter, während Leni, die „andre", mit still verschmitztem Gesicht ihren großen Herbststrauß aus buntem Laub und Adlerfarn, den sie unterwegs gepflückt, mit einem dicken Binsenhalm zusammenband.

Und dann vergaßen wir die andern um uns her, steckten die Köpfe zusammen und plauderten — ich glaube zum zehntenmal — den „Mignon"-Abend noch einmal durch von A bis Z.

Es war eine glänzende Aufführung gewesen, wie überhaupt fast sämtliche Kräfte an unsrer Bühne sehr tüchtig sind. Else Steinbrügge brillierte mit ihrer perlenden Koloratur, Leni mit ihren schwermütig gefärbten, glanzvollen Stimmmitteln, Guth war ein unsterblicher Harfner, und Reveldi, der lyrische Tenor, hatte mit seinem Wilhelm Meister vorzügliche Rezensionen erzielt.

Mir konnte er zwar nicht sonderlich gefallen, der gute Carlo Reveldi, erstens, weil ich Tenöre überhaupt nicht mag, zweitens, weil er im Spiel beständig posiert; ich werde die Empfindung nicht los, daß er nicht sowohl als Wilhelm Meister gefallen als vielmehr als Carlo Reveldi Eroberungen machen will; und drittens, weil ich glaube, daß er im Grunde schlechtweg Karl Rehfeld heißt und zu dumm ist, um zu wissen, daß das Italienisieren von Sängernamen genau so veraltet ist wie lange Künstlerhaare und Sammetröcke bei den Malern.

„Aber das muß man ihm lassen, er hat Stimme und famose Schule," warf Leni ein.

„Mag sein. Ich kann mich nicht auf einen so streng musikalischen Standpunkt stellen. Du hättest ihn nur sehen sollen, wie er im letzten Akt, nach der Kulisse horchend, wo du schliefst —"

„— wo ich mit der Steinbrügge über einen Castellschen Witz lachen mußte."

„So! — Also: wie er sich geziert auf die linke Fußspitze erhob: ‚Sie schläft — leise flüstert sie meinen Namen —'; ich hätte ihm am liebsten zugerufen: ‚Sie irren, lieber Herr Reveldi, bilden Sie sich das um Gottes willen nicht ein; sie denkt gar nicht daran, Ihren Namen zu flüstern, Sie sind —'"

Lenis Hand legte sich plötzlich fest auf meinen Arm. „Pst, um Gottes willen! Wenn man vom Wolf spricht — da kommen sie gerade; ein halbes Dutzend von der Oper, der schöne Carlo — Frau und Fräulein Steinbrügge, die Hochdramatische mit ihrem Prinzgemahl — ach, auch Schauspiel, die Dorn mit Mutter!"

Erst war ich wütend gewesen über die Störung, aber die Dorn — ich sah interessiert auf. „Welche? Das junge Mädchen mit dem starken, dunkeln Haarknoten — nein, die sieht zu jung aus!"

„Doch, das ist sie. Jetzt sehen sie uns. Es hilft nichts, sie kommen."

Die Begrüßung, Vorstellung und so weiter war nicht um einen Grad geräuschvoller als bei andern Sterblichen, aber sie lenkte doch die Aufmerksamkeit des ganzen Gartens auf uns. Unsre Gruppe war im Nu unser Zielpunkt sämtlicher Blicke geworden.

Ich fühlte, wie die Röte peinlicher Verlegenheit mir in die Wangen stieg.

„Da hilft nun nichts, Lisbeth, wir sind jetzt einmal ‚vom Theater'," rannte mir Leni zu, während sie einer der alten Damen eine Fußbank unter den Tisch schob.

Endlich, nachdem noch ein Tisch herangesetzt war, nachdem der Prinzgemahl die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß seine Frau hier wirklich keinen Zug bekam, nachdem der Bauernkellner das komplizierte Durcheinander von Bestellungen mit völlig verwirrtem Gesicht in Empfang genommen hatte — endlich trat eine gewisse Ruhe ein.

Dank einiger geschickter Wendungen war ich neben Fräulein Dorn zu sitzen gekommen. Ich hatte den brennenden Wunsch, ihr etwas — ihr viel zu sagen, und wußte doch beim besten Willen nicht, wie ich's anfangen sollte. Zunächst hatte ich noch genügend daran zu thun, die Künstlerin, als die sie mir einen Heidenrespekt eingeflößt, mit dem schlichten jungen Mädchen, das nun neben mir saß, innerlich in Einklang zu bringen.

Wie ein schüchternes Schulmädchen saß ich neben ihr, die sicher um mindestens zwei Jahre jünger ist als ich, und wagte nur, sie verstohlen von der Seite zu betrachten.

Sie ist nicht eigentlich hübsch — glaube ich.

Digitized by Google

Ich sage absichtlich: glaube ich, denn ich bin durch meine Bewunderung derartig günstig für sie voreingenommen, daß ich meinem Urteil über ihr Aeußeres keine Kompetenz zuschreiben kann. Für mich hat dies bleiche, groß angelegte Gesicht mit dem intelligenten Ausdruck auf der freien, klaren Stirn etwas ungemein Anziehendes. Die Figur ist überschlank mit unglaublich schmaler Taille; es scheint, als ob das auffallend starke dunkelblonde Haar alle Lebenssäfte dieses Körpers für sich verbrauche. Sie trägt ein schwarz und weiß gestreiftes seidenes Blusenhemd mit weißer Wäsche; beim Anblick der schmalen, nervösen, mageren Hände, von denen sie eben die Handschuhe abstreift, drängt sich ein Stormsches Wort in meine Erinnerung:

„Hände, die aufstehen, als wenn sie nachts auf einem kranken Herzen liegen . . ."

„Elfe, hänge dein Cape um, du bist erhitzt vom Gehen," rief die alte Frau Dorn, eine ebenso vornehm schlanke Gestalt wie ihre Tochter, über den Tisch herüber. Sie hat etwas Lautes, Metallisches in ihrer Stimme, das keinen Widerstand zu dulden scheint.

„Wenn es dich beruhigt, Mama."

Und während sie sich in ihr Golfcape wickelte, das Reveldi ihr überhängte, verfolgte ich bewundernd ihre abgerundeten, klassisch ruhigen Bewegungen.

Dabei fanden mich Lenis lachende Augen.

„Fräulein Dorn, wissen Sie, daß Sie da in meiner Schwester eine glühende Bewundererin neben sich haben?"

Elfe Dorn wandte ihr kluges Gesicht zu mir herum. „Ist das wahr?" fragte sie erfreut.

Ich nickte. „Wirklich wahr. Wenn ich doch nur ein bißchen mehr Sprachgewandtheit hätte! Tausend Dinge möchte ich Ihnen sagen, — wo aber soll ich anfangen? Und schließlich — das alles wird Ihnen nichts Neues sein und auch wenig Wert für Sie haben."

„Sie irren, jede Anerkennung hat Wert für mich und macht mir große Freude."

„Ich kann mir aber doch denken, daß Sie sehr verwöhnt sind," stotterte ich.

„Sie irren wieder. Selbst wenn wir annehmen wollen, es dächten viele so wie Sie, ich gefiele jedem einzelnen im Publikum — ich sage gesetzt den Fall! — wie viele, glauben Sie, würden sich die Mühe machen, ihrer Anerkennung Ausdruck zu geben? Ich meine nicht das Komplimentesagen; ich denke so, daß man mir die unendliche Freude machte, mich den impulsiven Ausdruck vollen Verständnisses hören, sehen, fühlen zu lassen. Das ist's. Und darin — glauben Sie mir — sind wir Künstler nicht verwöhnt."

„Jetzt verstehe ich Sie."

„Sehen Sie wohl? Sie würden mich noch mehr begreifen können, wenn Sie wüßten, wie schwer gerade ich zu kämpfen habe, Schritt für Schritt. Es ist da ein Feind" — sie hatte unwillkürlich die Stimme gedämpft — „doch davon ein andermal, es führt zu weit. Also, ich gefalle Ihnen" — sie sprach wieder in harmlosem Konversationston —, „das freut mich, und ich danke Ihnen, daß Sie mir's sagen. Das hören wir alle gern, was?"

„Na, ob," sagte der Prinzgemahl, den dies „wir" doch eigentlich gar nichts anging.

Ich sah ihn mir näher an — ein liebenswürdig aussehender Mann, vielleicht vierzig Jahre alt, mit kurzem, blondem Spitzbart und einer Frisur à la malcontent. Seine magere Gestalt von quecksilbriger Beweglichkeit.

Man erzählt sich, daß er eine große Zukunft als Maler „hinter sich" habe. Vor einem Jahrzehnt sei es gewesen, als er plötzlich den aussichtslosen Kampf mit der Verständnislosigkeit des Publikums, das „ähnliche" Porträts verlangte, satt gehabt und die damals im Zenit ihrer Leistungen stehende Alma Stollberg geheiratet habe. So sei er allmählich in der Leitung des Hauswesens, der Erziehung des kleinen Max und dem Entwerfen künstlerischer Kostüme für seine Frau in seinen Wirkungskreis hineingekommen, der ihn völlig ausfülle.

Böse Zungen behaupten, er sei ein „Pottkieker", und nennen ihn Herrn Stollberg, geborener Brandt. Ueber einen Punkt aber sind sich gute und böse Zungen durchaus einig, daß nämlich Frau Brandt-Stollberg, der Prinzgemahl und der kleine Max eine sehr glückliche Familie bilden.

An ihr, der Hochdramatischen, fällt zuerst ihre königliche Gestalt ins Auge, eine Gestalt, deren reife Fülle allerdings durch das geringste Stärkerwerden die feine Grenze der Schönheitslinie überschreiten würde. Ihr gemütliches Hausfrauengesicht mit den lachenden, blanken Zähnen sieht zu ihrem Aerger allerdings nichts weniger als hochdramatisch aus. Jedenfalls ist sie eine Erscheinung.

Ich sah sie noch nicht auf der Bühne. Sie soll eine so anregende Darstellerin sein, daß man den beginnenden Verfall ihrer Stimme darüber vergessen könne, hörte ich.

Eben reichte ihr Frau Dorn den Kuchenteller herüber. „Wie, Sie nehmen nichts? Aber Sie können doch den Kaffee nicht so trinken, liebe Frau Brandt."

„Muß," sagte die Sängerin wehmütig und wies auf ihre fest eingeschnürte Taille, „führen Sie mich nicht in Versuchung. Ah — Mohrenköpfe — ich muß wahrhaftig meine ganze Energie aufbieten."

„Nehmen Sie ihr den Teller weg, gnädige Frau" — das sagt der Prinzgemahl —, „sie schweningert nämlich, meine arme Dicke. Aber es hilft. Acht Pfund hat sie schon verloren. Sie ist aber auch sehr konsequent, ich muß sie loben." Dabei sah er sie liebevoll an.

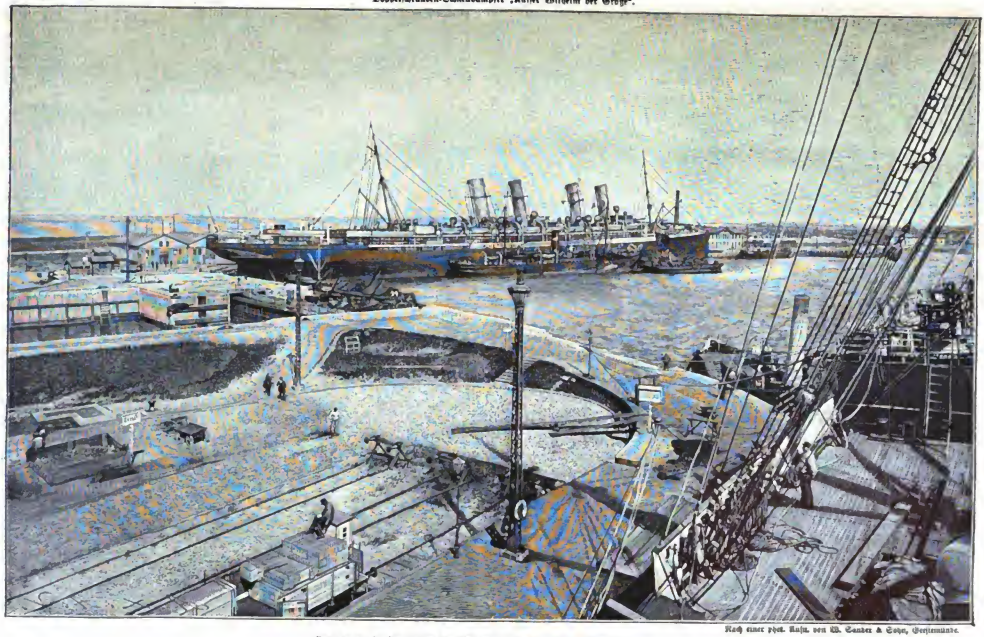
„Was tuscheln denn die Kinder da? Ich glaube wahrhaftig, die fachsimpeln!" rief Fräulein Dorn über den Tisch.

Die „Kinder" — das waren Leni und Elsbeth Steinbrügge; Elfe Dorn ist zwar ebenso jung, steht aber schon in ihrer dritten Saison.

Sie hatten allerdings die Köpfe zusammengesteckt und schwelgten in ihrer süßen Erinnerung, der Mignon-Aufführung.

Digitized by Google

Doppelschrauben-Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große".



Nach einer phot. Aufn. von W. Sander & Sohn, Geestemünde.

Der neue Kaiserhafen in Bremerhaven. (Text Seite 40.)

„Laßt nur gut sein," sagte Frau Brandt-Stollberg anerkennend, „ihr habt euch vorzüglich aus der Affaire gezogen."

Die beiden erröteten vor Freude.

„Aber spielen müssen sie noch lernen," meinte Else Dorn.

„Ach ja!" Ein vierstimmiges Zugeständnis, denn die respektiven Angehörigen, Frau Doktor Steinbrügge und meine Wenigkeit, waren auch dabei.

„Wir sind ja alle einmal blutige Anfänger gewesen," sagte Frau Brandt gütig, „da hält man sich krampfhaft an das, was einem eingepaukt ist. Da singt man glühend: ‚Leb wohl, mein Geliebter!' und fragt sich innerlich, erbleichend: ‚Herrgott, habe ich nach rechts oder nach links oder durch die Mitte abzugehen?!' Ist's nicht so?"

„Ach ja!" Eifrige zweistimmige Zustimmung.

„Nun, seht ihr — das kennen wir alle aus Erfahrung. Was lächeln Sie, Reveldi?"

Der Tenor war inzwischen damit beschäftigt gewesen, zwei jungen Damen am Nebentisch Wagnersche Blicke zuzuwerfen; am Gespräch hatte er sich bisher nur durch Lächeln oder Kopfnicken beteiligt.

„Ich denke daran, daß Fräulein Witt sich so schwer entschließen konnte, sich von mir umarmen zu lassen. Ich meine, im letzten Akt von ‚Mignon'. Die Scene fällt ins Wasser, wenn sie nicht mit großer Innigkeit gespielt wird!"

Leni lachte leise auf.

„Ja, wie soll ich denn innig spielen, wenn Sie mich im Arm halten und dabei halblaut sagen: ‚Ihre Perücke ist famos gearbeitet; woher? Aus Berlin, ja? Ach, aus der Markgrafenstraße. Am Ende dieselbe Firma, von der ich beziehe' . . . Ich bitte Sie, wo bleibt denn da die Stimmung?"

„Ja, Kind, daran gewöhnt man sich!" lachte die Hochdramatische.

Reveldi strich sich seinen kleinen, schwarzen Schnurrbart. „Ich werde mich das nächste Mal bemühen, etwas der Stimmung mehr Angemessenes in Ihr Ohr zu flüstern" — von einem Schwerenöterblick begleitet.

Leni wurde rot. „Ach, bitte, so meinte ich das nicht."

Aber Carlo Reveldi war inzwischen aufgestanden, verbeugte sich leicht und schritt einen Seitenweg entlang dem Walde zu, auf dem ich soeben die beiden jungen Mädchen vom Nebentisch hatte verschwinden sehen.

„Ab durch die Kulisse links," sagte der Prinzgemahl, ihm nachzwinkernd.

In diesem Augenblick sah man am Eingang zwei Radler abspringen: ein mittelgroßer, glattrasierter Herr von unbestimmbarem Alter und eine jüngere, blonde Frau mit stark erhitztem Gesicht.

„Ah — Castell und die Franke," konstatierte Herr Brandt.

„Elsbeth, es wird hier zu kühl für dich, ich denke, wir gehen." Das war Frau Steinbrügge, deren feines Gesicht plötzlich einen hochmütigen Ausdruck angenommen hatte.

„Wir schließen uns an, liebe Frau Doktor, nicht wahr, Else?" Merkwürdig, auch auf den Zügen der Frau Dorn diese Indignation.

„Jetzt schon, Mama?"

„Wir haben doch noch Besorgungen zu machen in der Stadt!"

„Na, immerzu," meinte Else Dorn gleichmütig.

„All Heil! All Heil!"

Die Radler traten heran. Es wurde vorgestellt und Platz geschafft. Frau Dorn rief den Kellner heran, um zu zahlen; Elfriede streifte langsam die Handschuhe über die schlanken Hände.

„Hände, die nachts auf einem kranken Herzen liegen,' — ich mußte es wieder denken. Zu dumm! Wie ich nur darauf komme? Sie sieht wirklich so gar nicht nach einer unglücklichen Liebe aus.

Und während dieses Gedankenganges sehe ich, wie sie plötzlich das Kinn vorschiebt und ein Ausdruck lauernder Spannung in ihre grauen Augen tritt.

Castell hat irgend etwas gesagt — ich habe nicht gehört, was. Jetzt fährt er fort: „Aber er kommt nicht allein."

„Die Rosée?"

„Natürlich. Wofür hätte sie sich denn sonst ein Rad angeschafft? Jetzt kann er ihr gar nicht mehr ausrücken. Was will er machen? Er muß den Kavalier spielen. Lieber tot als unhöflich!"

„Was ist's mit dem Sturm?" fragte Frau Brandt.

„Er muß gleich hier sein per Rad und die Rosée auch."

„Schatz, bestelle! Ich habe einen wahnsinnigen Durst."

Die beiden alten Damen, denen dieses „Schatz" durch Mark und Bein zu gehen schien, steckten die Köpfe zusammen. „Die Rosée auch noch — ich denke, wir gehen jetzt."

„Ach, Mama, ich bliebe so gern noch! Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal ist hier draußen!" bat jetzt Elfriede dringend.

Sie hatte ihre Handschuhe schon heimlich wieder abgestreift, wie ich bemerkte.

„Else — du weißt doch" — lebhafte Augensprache seitens der Mama —, „unsre Einkäufe!"

„Nichts weiß ich, nichts. Ach, bitte, laß uns noch bleiben, Mama! Bitte, Frau Doktor!"

Ich sah verständnislos von einem zum andern. Was hat man gegen das Brautpaar Castell-Franke? Was gegen diese Rosée? Und warum will Else jetzt durchaus hier bleiben, während sie vor fünf Minuten sich gleichmütig zum Fortgehen anschickte?

Das Brautpaar trank inzwischen in ungetrübter Heiterkeit seinen Kaffee und plauderte mit den Brandts. Von Zeit zu Zeit, wenn Castell irgend eine trockene Bemerkung vom Stapel gelassen hatte, klang des Prinzgemahls amüsiertes Lachen hell vom andern Ende des Tisches zu uns herüber.

„Sind die beiden von der Oper?" fragte ich Else Dorn.

„Eigentlich Schauspiel. Er ist für Chargenrollen engagiert, ist enorm routiniert und singt sogar größere Operettenrollen, ohne eine Note zu kennen. Es ist dies eine Art Universalbegabung, die man

Digitized by Google

wohl nur bei Theaterkindern findet, als das Resumé mehrerer Generationen. Die Franke ist das weibliche Pendant zu ihm."

„Sie machen beide einen sehr angenehmen Eindruck," fuhr ich tastend fort, „was hat man gegen sie?"

Die Dorn neigte sich nah zu mir. „Sie sind — nicht getraut."

Ich prallte zurück.

Daß es derartige Verhältnisse giebt — nun ja, das weiß ich, vom Lesen und vom Hörensagen, aber ich habe sie nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Jetzt befand ich mich mit einem solchen Paar, das sich offenkundig über die gute Sitte hinwegsetzt, an einem Tische!

Mich faßte ein heftiger Widerwille. Ich mochte sie nicht ansehen, diese Frau Franke, wie sie sich nennt; und doch ertappte ich mich, daß ich sie von Zeit zu Zeit heimlich betrachtete.

Daß sie so harmlos, so schlicht und blond aussah, daß sie mit lächelndem Behagen ihren Kaffee löffelte und sich über die Hühner amüsierte, die nach den Kuchenkrümeln haschten, das war's, was ich nicht fassen konnte.

Ich hatte mir solche Leute zum mindesten tragischer gedacht. So ein Mittelding etwa zwischen Heldentum und Verworfenheit, Kühnheit und Zerknirschung.

Wie ist so etwas möglich? Ich komme nicht darüber hinaus.

Jedenfalls begriff ich jetzt vollkommen, daß die beiden alten Damen aufbrechen wollten, als diese neuen Gäste ankamen.

Else hatte es durchgesetzt, daß man noch blieb, daß die Mamas sich achselzuckend wieder auf ihre Stühle setzten und sich nun angelegentlichst zu zweien unterhielten, ohne von den — andern Notiz zu nehmen.

Die „Kinder" erzählten sich gegenseitig von ihrer Studienzeit.

„Wollen wir nicht einen Gang durch den Garten machen?" schlug Else vor.

Ich war gern bereit, und auch Leni und Elsbeth schlossen sich an.

„Aber warum heiraten sie sich denn nicht?" fragte ich Elfriede, als wir weit genug vom Tisch entfernt waren. Diese Frage brannte in mir seit Minuten.

Else hatte eifrig den Waldweg entlang gespäht.

„Wer?" fragte sie zerstreut.

„Nun, der Castell und die Franke."

„Ach so. Ja, das ist nicht so einfach. Sie war sehr unglücklich verheiratet, und die Scheidung macht Schwierigkeiten. Da lernte sie hier in voriger Saison den Castell kennen, der zwei Jahre vorher seine Frau verloren hatte und mit den beiden Kindern ziemlich hilflos dasaß. Er ist ein seelenguter Mensch, aber von Wirtschaften, von Geldeinteilen hat er keinen Dunst. Die zwei verliebten sich nun ineinander, sie nahm sich seiner verwahrlosten Häuslichkeit an, kümmerte sich um die Kinder und versuchte in den verworrenen Geldverhältnissen Ueberblick zu erlangen. Das mochte alles wohl so per Distance nicht recht durchzuführen sein — kurz, eines Tages zog sie zu ihm, und wie es scheint, sind die vier nun wie im Himmel. Gräßlich, nicht wahr?"

Ja, ich fand es gräßlich. „Sie hätten doch warten können."

„Gewiß, das wäre viel anständiger gewesen. Und hatte die verlotterte Wirtschaft mit diebischen Mädchen und dem Gerichtsvollzieher im Hause zwei Jahre lang gedauert, so konnte es auch ganz gut noch ein drittes Jahr so weitergehen . . . Sehen Sie, kommen da nicht zwei Radler?"

Ja, wenn man die beweglichen Pünktchen auf der Pappelallee so nennen wollte.

„Sturm und die Rosée," murmelte Else.

Sie kamen rasch näher. Die Dame fuhr schlecht, immer im Zickzack. Endlich sprangen sie dicht vor uns ab.

„Grüß Gott!"

„All Heil!"

Elfriede machte uns bekannt.

Die Rosée tupfte mit einem buntgeränderten Tändeltuch vorsichtig über das erhitzte Gesicht, über dem sich die schwarzen Locken etwas aufgelöst hatten, und neigte mit gewinnendem Lächeln den kleinen Kopf.

Sturm streckte mir die Hand entgegen. „Wir kennen uns ja schon."

„Ich wüßte nicht —"

„O doch, Fräulein Witt, vorgestern im Theaterbureau."

„Das wird meine Schwester gewesen sein; ich bin die andre."

Er sah überrascht auf. „Pardon, gnädiges Fräulein, aber so etwas von Aehnlichkeit — sagen Sie mir nur, woran soll man Sie denn auseinander kennen?"

„Ich kann nicht singen."

„Ein bemerkenswertes äußeres Kennzeichen. Aber Sie können gewiß manches andre."

„Wirklich nicht. Kochen allenfalls und Kostüme herrichten."

Und währenddem mußte ich immer denken: ‚Himmel, ist der schön! Schlank und jung und kraftvoll, die personifizierte Lebensfrische, das Ideal eines jugendlichen Helden. Ein schmales, bräunliches Gesicht mit einer stolzen, feingeschnittenen Nase und dunkelbewimperten, goldbraunen Augen. Ein Glück, daß der Mund ein wenig zu groß und trotzig geformt ist, das bewahrt ihn davor, ein „Beau" zu sein.

Ich hatte ihn verschiedentlich als Boris Mensky in ‚Hans Huckebein' gesehen — eine Prachtleistung übrigens — seine Erscheinung konnte da aber ebensowohl das Resultat sorgfältiger Herrichtung sein; deshalb war ich in diesem Augenblick geradezu „baff" über die Verschwendung, mit der die Natur diesen Menschen ausgestattet hat.

Ich für meine Person mache mir zwar nichts aus dem traditionellen „jugendlichen Helden", in den jeder Backfisch verliebt ist. Auch sind bartlose Schauspielergesichter gar nicht mein Genre. Und in diesen hier soll ja ganz L., wenigstens was den femininen Teil anbetrifft, vernarrt sein —

Digitized by Google

so etwas wirkt stets schädigend auf den Charakter eines Mannes.

Aber das läßt sich nicht leugnen, die Rosée hat Geschmack.

Zwar, daß sie ihm zuliebe aufs Rad steigt, ist ein ästhetischer Mißgriff. Sport steht ihrer weichen, trägen, vollen Figur nicht. Nicht etwa, daß sie zu stark dafür wäre, durchaus nicht! Aber es fehlt ihr das Straffe, Muskulöse, Feste, das zu sportlichen Uebungen nun einmal unerläßlich ist. Zu ihren weichen, lässigen Bewegungen gehören Spitzen und indische Seidenstoffe, ein rothbeleuchteter Salon, mit einer Ottomane, auf der sich ein weißes Bärenfell breit macht. Die brutale Helligkeit der Landstraße, die steife weiße Wäsche, das ist nichts für diese Art Erscheinungen.

Sie stand neben Elfe Dorn und zeigte dieser allerlei an ihrem Rad.

Elfe verlor sehr neben ihr; ihre schmale Figur wirkte doppelt mager neben der weichen Gestalt der Kollegin, ihr Gesicht streng neben den lächelnden Zügen der andern, auf deren blaßgelblichen Wangen beständig Grübchen kamen und gingen.

Es ärgerte mich, daß der Vergleich, zu dem ich mich herausgefordert fühlte, so zu Ungunsten der Jüngeren ausfiel.

Die Rosée sprach mit ihrer süßen Stimme eifrig auf die Kollegin ein; aus Elfes Ton glaubte ich eine leise Frostigkeit herauszuhören.

„Aber, bestes Dornchen, wie können Sie mit Ihrem Teint Schwarz und Weiß tragen! Es macht Sie viel zu blaß!“

Elfe sah ruhig an ihrer Bluse herunter. „Aus einem alten Seidenkleid von Mama,“ gab sie ruhig zurück. „Neue seidene Blusen fürs Zivil zu kaufen, gestattet mir meine Gage nicht.“

Die andre kniff die Lippen zusammen. Sie schien diese Antwort als einen Stich zu empfinden.

So viel merke ich wohl: diese beiden Frauen sind Rivalinnen — nicht nur auf der Bühne.

„Wo sind die andern?“ brach Sturm das etwas zugespitzte Gespräch ab; „ich habe einen Götterdurst nach all dem Staub.“

Wir schritten langsam dem Garten zu.

„Warum kommen Sie so spät? Ich denke, Sie müssen heute abend mimen?“ fragte Elfe.

„Ja. ‚Zwölf Dörfer, sieben Kirchen, zehn Popen‘,“ citierte der junge Mann aus seiner Rolle. „Haben Sie Sehnsucht nach mir gehabt, Elfe?“

„Nein.“

„Nein? Das ist geschmacklos von Ihnen.“

„Ach, seien Sie nicht langweilig, Sturm. Sagen Sie lieber, haben Sie gelernt? Haben Sie den Mortimer noch mal durchgearbeitet?“

„Ja, gestern abend.“

„Nun, und — habe ich recht mit der Scene?“

„Vollkommen, ich bin Ihnen wirklich dankbar, Elfe. Wann darf ich kommen, daß wir ihn zusammen durchnehmen?“

Ich sah ihn von der Seite an. Sein Gesicht schien mir wie mit einem Schlage verändert, älter geworden. Statt des leichtherzigen Ausdruckes mit den beim Lachen brillierenden Zähnen ein grübelnder Ernst in dem jungen Gesicht, mit einer senkrechten kleinen Falte zwischen den dichten, dunkeln Brauen. Nicht mehr der schöne Mensch, sondern der denkende, strebende Künstler.

Fast könnte man die schwärmenden Backfische und — die beiden andern begreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Denkmäler für Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke in Chemnitz.

(Siehe die Abbildung Seite 9.)

Auf dem Marktplatze in Chemnitz wurden am 23. Juni die Denkmäler für Kaiser Wilhelm I. und seine getreuen Paladine Bismarck und Moltke feierlich enthüllt. Alle drei Erzbilder sind Schöpfungen des Münchener Bildhauers Professor von Rümann, doch mit der Einschränkung, daß die Modellierung der Figur Moltkes nach seinen Angaben von dem Bildhauer Hahn, einem seiner hervorragendsten Schüler, ausgeführt wurde. In der Mitte der Gruppe erhebt sich die Reiterstatue des verewigten Heldenkaisers, dessen Linke die Zügel hält, während die Rechte sich auf den Oberschenkel stützt. Hoheitsvolle, majestätische Ruhe, entschlossener Ernst, gepaart mit freundlicher Milde, sprechen in vollendeter Naturwahrheit aus der imposanten Gestalt, über deren Waffenrock der Mantel herniederwallt. Rechts vom Kaiser erhebt sich, breit und wuchtig hingestellt, die recken haft e Gestalt des Altreichskanzlers, gleichfalls von einem Mantel umhüllt, die Hand auf den Schwertknauf gestützt. Auf das glücklichste ist die Macht des durchdringenden Auges zum Ausdruck gebracht. Nicht minder gelungen ist die hagere Figur des großen Schlachtendenkers zur Linken, dessen sinnender und zugleich spähender Feldherrnblick markanter kaum in Erz gebildet werden könnte. Die Postamente sind aus rotem schwedischen Granit gefertigt, der Erzguß wurde in den gräflich Einsiedelschen Eisenwerken zu Lauchhammer ausgeführt. Das Reiterstandbild des Kaisers ist mit dem Sockel 9,20 Meter, die Figur allein 4,65 Meter hoch. Die Höhe der Standbilder Bismarcks und Moltkes beträgt mit dem Unterlaß über 6,30 Meter, die der Figuren allein 2,96 Meter. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 160 300 Mark.

Digitized by Google

Eine chriſtliche Geſandtſchaft bei Sultan Saladin.

Die Kreuzzüge.

Eine hiſtoriſche Erinnerung

von

L. Holthof.

Mit acht Farbenbildern nach Aquarellen von G. A. Cloß.

Der Lauf des gegenwärtigen Jahres bringt uns einen der wichtigſten geſchichtlichen Gedenktage, die Erinnerung an die vor achthundert Jahren, am 15. Juli 1099, erfolgte Eroberung Jeruſalems durch die Heere der abendländiſchen Chriſten und das damit zuſammenfallende Ende des erſten Kreuzzugs.

Mit dieſem Ereigniß fand eines der merkwürdigſten uns in der Geſchichte der Menſchheit begegnenden Unternehmen ſeinen vorläufigen Abſchluß. Als es begann, ſchien die Welt des Abendlandes wie von einem neuen Geiſt beſeelt. Es war, als ſei eine Rückflut jener Bewegung eingetreten, die ein halbes Jahrtauſend zuvor Völkerſcharen auf Völkerſcharen von Oſten nach Weſten gedrängt, dem Boden Europas neue Elemente zugeführt und der geſamten damals bekannten geſtalteten Welt ein verändertes Gepräge aufgedrückt hatte. Der alte Drang in die Ferne war wieder erwacht, aber wie er in andrer Richtung ſich geltend machte, ſo war ihm auch ein andres Ziel gegeben. Es handelte ſich bei der Bewegung, die im weſentlichen das 12. und 13. Jahrhundert erfüllte, nicht um einen Vorſtoß, ſondern um einen Rückſtoß; das eigentlich treibende Element, das Ausdehnungsgelüſte der im Islam geeinigten Völker, drängte in der alten Richtung von Oſten nach Weſten, und um dieſer anſtürmenden Flut, deren Wellenſchlag ſich immer bedrohlicher an der alten Völkerbrücke Kleinaſien bemerkbar machte, einen Damm entgegenzuſetzen, ſandte Europa ſeine bewaffneten Völkerſcharen von Norden und Weſten her in ſüdöſtlicher Richtung.

Der byzantiniſche Kaiſerhof hatte ſchon unter Gregor VII. Hilferufe an den römiſchen Stuhl gegen die das oſtrömiſche Reich bedrängende Seldſchucken-Plage gelangen laſſen, und der Papſt war nicht abgeneigt geweſen, das Abendland zu dem „heiligen Krieg“ gegen die dem Chriſtentum feindlichen Mächte des Morgenlandes aufzurufen. Und als endlich unter Urban II. der Ruf erging, waren es zunächſt wieder Klagen von Konſtantinopel aus geweſen, die ihn veranlaßt hatten. Den politiſchen Erwägungen geſellte ſich aber alsbald der aſketiſche Drang des Zeitalters zu; der Sorge um Konſtantinopel wurde die um Jeruſalem vorangeſtellt, und als auf der Synode von Clermont im Jahre 1095 mit unwiderſtehlicher Gewalt das Wort „Deus le volt“ ſich fortpflanzte, gerade als ob eine Stimme vom Himmel herab den Anſtoß dazu gegeben habe, da ſtand wohl vor dem geiſtigen Auge der Menge, die ſich in ihrer Begeiſterung als Zeichen der bevorſtehenden kriegeriſchen Pilgerfahrt ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter des Gewandes heftete, Jeruſalem und nicht mehr Konſtantinopel als Marſchziel da.

Mit jenem wie ein Gotteswort wirkenden Rufe wurde die Kreuzzugsvölkerwanderung begonnen, mit einem Klagelaute ſollte ſie zwei Jahrhunderte ſpäter ihren Abſchluß finden, mit dem Seufzer „Jeruſalem, o Jeruſalem!“ des fern von der Heimat und fern von dem Lande des heiligen Grabes in hochſter Bedrängnis ſterbenden Königs Ludwig IX. von Frankreich.

Wohl ging es wie ein heiliges Feuer durch die chriſt-

Digitized by Google

liche Welt des Abendlandes, als sich dort vor achthundert Jahren die Kunde von dem Falle Jerusalems verbreitete; aber auch an Enttäuschungen fehlte es nicht. Das Ziel war nicht so leicht und nicht so rasch erreicht worden, wie man es sich gedacht hatte. Fast vier Jahre waren unter unsäglichen Mühen und unter Entbehrungen der schwersten Art dahingegangen. Der angebliche Freund, zu dessen Beistand man herbeigeeilt, das byzantinische Reich, hatte sich vielfach als Gegner erwiesen, so daß zeitweise die Erwägung nahelag, ob sich zur gemeinschaftlichen Bekämpfung desselben nicht ein Bündnis mit den ungläubigen Seldschucken empfehle. Die schwärmerische Begeisterung, die geherrscht, als man sich das rote Kreuz auf die Achsel geheftet und die Scharen also geschmückt die Heimstätte verließen, besonders im mittleren und nördlichen Frankreich, in Lothringen und am Rhein, wich bald einer nüchterneren Stimmung. Im größeren Teile von Deutschland sah man überhaupt dem Beginnen etwas skeptisch zu; hier, wo der lange andauernde Streit zwischen Kaiser und Papst noch nicht ausgetragen war, spottete man gar, wenn die schier endlosen Züge sich über die Brücken und Heerstraßen wälzten, der Armen, „die, durch falsche und thörichte Hoffnungen getäuscht, ihren heimatlichen Boden verließen". Trotzdem war die Beteiligung an dem ersten Kreuzzuge von seiten Deutschlands keine geringe. Das deutsche Element zeichnete sich überhaupt bei den Unternehmungen aus und trug viel dazu bei, den kriegerischen Pilgerfahrten ihr äußeres Gepräge zu verleihen. Wenn wir in gleichzeitigen Berichten lesen, daß die Wallfahrer nicht nur mit einem geistlichen Schlachtruf, wie mit jenem „Gott will es!" oder mit den Worten „Gott und das heilige Grab!" dahingezogen seien, sondern daß sie vor ihrem Auszuge stets ein frommes Lied angestimmt, so ist diese Uebung wohl auf eine alte deutsche Sitte zurückzuführen, wie denn Kreuzzugslieder sich vornehmlich in deutscher Sprache erhalten haben, so das im 12. Jahrhundert allgemein verbreitete Pilgerlied:

„In gottes namen vare wir,
Siner gnaden gere wir.
Nû helfe uns diu gottes kraft
und das heilige grap,
Da got selber inne lac.
Kyrieleis.

Im Lager vor Akkon.

Groß mag allerdings die Begeisterung gewesen sein, als nach jahrelangen Drangsalen endlich am 7. Juni die Mauern und Türme der Heiligen Stadt vor den Augen der frommen Krieger auftauchten. Schon als das Ziel in Aussicht stand, hatte sich jede Ordnung im Heere aufgelöst, und die Scharen waren, von heißester Andacht getrieben, die letzte Anhöhe hinangestürmt, um dort, von ihrem Gefühl überwältigt, in die Kniee zu sinken und den Herrn zu preisen, der sie so weit geleitet hatte. Noch aber mußten die tief bewegten Herzen sich gedulden. Der Versuch, die Stadt ohne weitere Vorbereitung, nur gestützt auf die enthusiastische Stimmung des Heeres, im Sturme zu nehmen, mißlang, und es mußte zu einer regelmäßigen Belagerung geschritten werden. Hierzu waren umständliche Vorbereitungen erforderlich, vor allem die Beschaffung des nötigen Sturmzeuges und die Erbauung von mindestens zwei großen beweglichen Türmen. Auch hierzu sollte Rat werden, da einige genuesische Schiffe im Hafen von Joppe erschienen und den Belagerern bereitwilligst Vorräte und Handwerksgerät zur Verfügung stellten und es auch vor und nach gelang, zum Teil aus weiter Ferne, das Holzwerk zu beschaffen. Als die Türme nahezu vollendet waren, unternahm das Heer einen feierlichen Rundgang um die Stadt, barfüßig, aber schon bewaffnet, um sich in Andacht und Gebet von seinen Sünden zu reinigen und die Gnade des Herrn zu dem bevorstehenden Werke anzurufen. Dann ging man zum Angriff über. Am 8. Juli wurde der eine Turm an die Nordseite der Festung gebracht, am folgenden Tage aber nach der Ostseite hinüber geschafft, weil dort bessere Gelegenheit zum Angriff war. Der zweite Turm konnte erst vier Tage später von der Westseite aus gegen die Stadt gerichtet werden. Von der Frühe des 14. Juli an tobte der Kampf fast ohne Unterbrechung bis zum Nachmittag des nächsten Tages; da, um die nämliche Stunde, „in der Christus einst seine Passion beendet hatte", gelang es, an dem Turme im Osten die Brücke auszuwerfen: Gottfried von Bouillon, der Führer des Kreuzheeres, und sein Bruder Eustach befanden sich unter den ersten, welche die Mauer der Stadt betraten.

So war das Ziel erreicht! Auf der Burg Davids, dem altertümlichen Befestigungswerke im westlichen Teile der Stadt, wehte das Banner des Kreuzes, und Ritter,

Digitized by Google

die auf ihrer Schulter und auf ihrem Schilde dasselbe fromme Abzeichen führten, bezogen die Waffenwacht am Grabe des Heilands. Es entstand ein christliches Königreich Jerusalem, und an dasselbe schloß sich eine Reihe ähnlicher Staatengebilde an, die Grafschaft Tripolis, das Fürstentum Antiochien, die Grafschaft Edessa, das Königreich Armenien und das vom Meer umflossene Königreich Cypern. Aber alles das sollte keinen Bestand haben. Fünfmal oder, wenn wir den letzten Zug König Ludwigs IX. von Frankreich nach Tunis dazu nehmen, sechsmal noch unternahm das christliche Europa bewaffnete Expeditionen nach dem Morgenlande, ohne daß es ihm gelingen wollte, dem siegreichen Vordringen des Halbmonds nach dem Abendlande hin auf die Dauer ein Ziel zu setzen. Die Kreuzzüge sind in der That die historische Tragödie gewesen, als die man sie bezeichnet hat. Eine erstaunliche Energie entfaltete sich in ihnen, Wunder von Tapferkeit wurden vollbracht, nur fehlte den Unternehmungen das, was ihnen einen nachhaltigen Erfolg hätte sichern können: eine einheitliche, ruhige und besonnene Leitung, die sich nicht nur des Zieles, sondern auch des dazu führenden Weges bewußt gewesen wäre. Einmal schien es, als sollte es hierzu kommen, als Deutschland zum erstenmal energisch in die Bewegung eingriff und Kaiser Friedrich I. sein siegreiches Heer bis an die Grenze Syriens führte; allein hier sollte den thatkräftigen Mann das unerbittliche Geschick ereilen. „Wenn Gott," so schreibt ein späterer arabischer Chronist, „durch eine gnadige Fügung für uns den deutschen Kaiser nicht hatte in dem Augenblicke sterben lassen, als er in Syrien einfallen wollte, so hätte man in späteren Tagen von Syrien und Aegypten sagen können: hier regierten einst die Moslemin."

Treffend schildert ein neuerer Historiker, Bernhard Kugler, in seiner „Geschichte der Kreuzzüge" die damalige Lage: „Unser deutsches Volk ist eben auf den Kreuzzügen von ganz unerhörtem Mißgeschick verfolgt worden. Im Jahre 1096 erhoben sich viele deutsche Bauern, aber verhältnismäßig wenige Ritter zum Kampfe um das heilige Grab. Die Bauern gingen elend zu Grunde; die Ritter verschwanden fast unter der Masse der

Alamut, die Burg der Assassinen.

Zug durch die Wüste.

Digitized by Google

Die Vorhut des Kreuzheeres erblickt zum ersten Male Jerusalem am 7. Juni 1099.

Digitized by Google

Romanen, die den Kriegszug bis nach Jerusalem durchführten. Im Jahre 1101 verbluteten stattliche deutsche Heerscharen nutzlos im Innern Kleinasiens. Die Folge davon war, daß die Kreuzfahrerstaaten schnell zu romanischen Kolonien wurden und aus den romanischen Gebieten Europas fort und fort Unterstützung erhielten, während Deutschland der gemeinen Sache der Christenheit ferner rückte. Plötzlich im Jahre 1147 raffte sich unser Vaterland zu einer großen Leistung auf, die aber, zum Teil freilich durch eigne Schuld, in Kleinasien zu trostloser Niederlage und in Syrien zur Verhöhnung durch die eignen Glaubensgenossen führte.

Endlich im Jahre 1189 will Deutschland Versäumnis und Fehler früherer Tage durch eine energische Rüstung und durch einen ebenso sorgfältig vorbereiteten wie umsichtig geführten Feldzug gut machen. Schon ist das Schwerste stolz überstanden, schon winkt der höchste Siegespreis dem unvergleichlichen Heere, da bricht es, von jähem Verhängnis niedergeworfen, in tödlicher Erschöpfung auseinander."

Eine ähnliche glänzende Waffenthat, wie die Einnahme von Jerusalem am 15. Juli 1099 es gewesen, kam in der Geschichte der Kreuzzüge nicht wieder vor; zu vergleichen ist ihr nur die gleich dem Tode Kaiser Friedrichs in den dritten Kreuzzug fallende und das wichtigste kriegerische Ereignis desselben bildende Belagerung von Akkon, die nach zweijähriger Dauer mit der Kapitulation vom 11. Juli 1191 ihren Abschluß fand. Diese seit langem volkreiche und stark befestigte Seeburg war von Saladin durch Anlage neuer Gräben und Walle, Türme und Bastionen zu einem Hauptbollwerke des Islam gemacht worden und galt geradezu für unüberwindlich. Das Belagerungswerk wuchs aus kleinen Anfängen empor, aus einem Unternehmen des Königs Guido von Jerusalem, das nicht viel mehr als die Bedeutung eines kühnen Handstreichs haben sollte. Die Christen erhielten allmählich Verstärkungen, und andrerseits bot Saladin alles auf, die Stadt zu entsetzen. Es kam zu einer Reihe von erbitterten Kämpfen, die mit wechselndem Glück geführt wurden. „Die Franken," so sagt einer der gleichzeitigen Geschichtschreiber über eines dieser Treffen, „standen wie die Mauern; wenn ein Vordermann gefallen war, trat sogleich ein Hintermann an seine Stelle." Im Frühjahr 1190 erbauten die Christen nach langen und mühseligen Vorbereitungen — das Holz hatte aus Italien herbeigeschafft werden müssen — drei gewaltige Belagerungsmaschinen, je 60 arabische Ellen hoch, höher als die feindlichen Mauern. In fünf Stockwerken erhielten diese Türme hinreichenden Raum sowohl für kleine Wurfmaschinen und Mauerbrecher wie für stattliche Kriegerscharen; auf geebneten Bahnen wurden sie dicht an die Festung herangerollt. Allein mit diesen Kriegsmaschinen hatten die Franken nicht dasselbe Glück wie bei Jerusalem; es gelang den Belagerten, alle drei Türme in Brand zu schießen, und mit großer Ruhe rettete sich die Besatzung derselben. Ein ähnliches Schicksal hatten später neu hergestellte Maschinen dieser Art. Von den Bollwerken des Feindes machten den Christen besonders der inmitten des Hafenbeckens gelegene „Fliegenturm" und der „verfluchte Turm" an der nordöstlichen Ecke der Stadt zu schaffen.

Waffenwache in der Kirche des heiligen Grabes.

An den Belagerungsarbeiten beteiligten sich alle im Lager des Kreuzes vertretenen Nationen, namentlich vom Frühjahr 1191 an Franzosen unter König Philipp August und Engländer unter König Richard Löwenherz. Ueber den Deutschen waltete wieder ein besonderer Unstern. Anfangs hatten die Belagernden fast ihre ganze Hoffnung in die Hilfe gesetzt, die Kaiser Friedrich bringen werde. Tiefe Niedergeschlagenheit herrschte daher, als verspätet die Todeskunde einlief. Herzog Friedrich führte zwar den schwachen Ueberrest des kaiserlichen Heeres heran, aber ihn selbst ereilte wenige Monate nach dem Eintreffen im Lager die dort wütende Seuche, der er am 20. Januar 1191 erlag. Landgraf Ludwig von Thüringen hatte im Jahre zuvor schon das Lager verlassen müssen, weil ihm ein ähnliches Uebel drohte, das auch auf der Insel Cypern dahinraffte. Die frevelhafte Ueberhebung König Richards dem Herzog Leopold von Oesterreich gegenüber beim Einzuge in die Burg von Akkon ist bekannt.

Eine thätige Rolle bei der Eroberung von Akkon spielte

Digitized by Google

Angriff der Johanniter.

Digitized by Google

der Templerorden, dessen Mitglieder in vielen Fällen die Führung der Schlachthaufen übernahmen, wie bei dem kühnen Vorstoß am 4. Oktober 1189, der zwar nicht zu dem gewünschten Ziele führte, bei dem aber der erste Anprall der fränkischen Reitergeschwader jähen Schrecken in den Reihen der Feinde hervorrief. Der Orden war als eine religiös-kriegerische Genossenschaft zum Schutze der Pilger gegen Räuber und Wegelagerer um das Jahr 1118 in Jerusalem ins Leben gerufen worden, und etwas später hatte Rom seinen waffentüchtigen Rittern als Ordensabzeichen den weißen Mantel mit dem roten Kreuze verliehen. Das Ziel der Pilgerbeschirmung wandelte sich mit der Zeit in das der aktiven Bethätigung am Kampfe gegen die Ungläubigen, wie es in glanzender Weise bei den Angriffen auf Akkon verfolgt wurde. Fast gleichzeitig mit dem Templerorden war in Jerusalem der Orden der „Hospitaliter“ oder „Johanniter“ entstanden. Auch er war aus einer streng mönchischen Genossenschaft hervorgegangen, die sich anfänglich lediglich der Krankenpflege im Johannisspital in Jerusalem gewidmet hatte. Nach dem Vorbilde der Templer nahm er gleichfalls nach kurzer Zeit den Kampf gegen die Mohammedaner unter die Ordensaufgaben auf und teilte, wie jene, seine Mitglieder in die Klassen der kämpfenden, geistlichen und dienenden Brüder ein. Wie das rote Templerkreuz wurde das weiße Kreuz der Johanniter bald der Schrecken der Feinde. Für gewöhnlich wurde es auf dem schwarzen Ordensmantel getragen. Für die Tage des Kampfes jedoch wurde den Rittern im zwölften Jahrhundert ein roter Waffenrock verliehen, auf dem sie wie auf dem roten Grunde ihres Schildes das weiße Kreuz trugen. Der dritte geistliche Ritterorden, der „Ritterorden deutscher Nation“, wie er anfänglich genannt wurde, entstand im Jahre 1191 vor Akkon. Den Grund zu demselben legten einige fromme Pilger aus Bremen und Lübeck, die sich im Lager durch werkthätigen Eifer für das Gemeinwohl auszeichneten und in einem aus Land gezogenen Schiff ein Spital errichteten. Herzog Friedrich freute sich ihres Unternehmens und lichte ihm durch eine päpstliche Bulle den Charakter einer dauernden Stiftung zu verleihen. Leider sollte er selbst die Entstehung des Ordens nicht mehr erleben.

Ein eigentümliches Seitenstück zu den christlichen Ritterorden bildet auf mohammedanischer Seite die während der Kreuzzugszeit in Persien, Syrien und Palästina auftauchende Sekte der Assassinen. Sie war ebenfalls nach Art eines Ordens organisiert, und ihre Mitglieder unterschieden sich nach mehreren Graden, die aber alle in der gleichen Weise bedingungslos an die Befehle des Ordensobersten, des „Alten vom Berge“ (wie im Abendlande der Scheich ul Dschibal bezeichnet wurde), gebunden waren. Die Assassinen stammten aus Persien, wo auch ihr Schloß Alamut stand, das im Jahre 1011 von Hassan, dem Begründer der Assassinen, zum Sitz ihres Ordens gemacht worden war. Zur Zeit der Kreuzzüge waren sie in Syrien stark verbreitet und am Libanon zwischen der Grafschaft Tripolis und dem Fürstentum Antiochien zu einer Art von staatlicher Organisation zusammengeschlossen. Die jüngeren Mitglieder des Ordens ließen sich durch den Hanfrausch zu jeder blutigen That antreiben und spotteten aller über sie verhängten Martern. Im Kriege zwischen Kreuz und Halbmond standen sie bald auf dieser, bald auf jener Seite; im Grunde war ihnen Christ wie Moslem gleich verhaßt.

Die Burg Davids.

Durch die Kreuzzüge ist das erstrebte Ziel nicht erreicht worden; nicht nur, daß Palästina der abendländischen Christenheit verloren ging, auch der Ausbreitung des Islam und dem furchtbaren Elend, das durch die Moslemin, und zumal die Osmanen, über den von ihnen beherrschten Länderkreis verhängt wurde, war kein Einhalt zu gebieten. Die wohlthätigste Folge jener frommen Unternehmungen war wohl der Verkehr, den sie zwischen der abendländischen und der morgenländischen Welt anbahnten. Die Pilger aus Europa lernten im Orient eine neue, ihrer eignen vielfach überlegene Kultur kennen. Eine ganz eigenartige Welt that sich vor ihnen auf; die Bekenner des Islam traten ihnen als Feinde des Kreuzes entgegen, aber diese Feinde waren nicht die Ungeheuer, wie die kindliche Phantasie manch frommen Kreuzfahrers sie sich ausgemalt haben mochte, sondern Erscheinungen, zu deren Bewunderung der ritterliche Sinn der Pilger zuweilen geradezu hingerissen wurde. Zwischen Freund und Feind entspann sich daher der Verkehr, der sich auf dem Fuße der Gleichberechtigung vollzog. Zu den orientalischen Herrschern lehen wir christliche Gesandtschaften ziehen, an denen sich Ordensritter und Kirchenfürsten beteiligten. Bekannt ist der überwältigende Eindruck, den die Idealgestalt des ritterlichen Sultans Saladin auch auf die erbittertsten seiner Gegner machte.

Die Pilger des Abendlandes lernten dahnch einen Geist der Unduldsamkeit und Duldung kennen, wie er ihnen zuvor fremd gewesen. Mit den Kreuzzügen beginnt etwas von dem Geiste einer neuen Zeit zu dämmern, und in dieser Hinsicht bezeichnen sie den Wendepunkt, und in jener großen geschichtlichen Uebergangsepoche, die wir das Mittelalter zu nennen gewöhnt sind.

Digitized by Google

Nordamerikanische Eisenbahnen.

Von

W. Junker.

Die Schilderungen, die man in Europa über das Eisenbahnwesen der Vereinigten Staaten zu hören bekommt, und die ziemlich allgemein hierüber verbreiteten Ansichten weichen in sehr vielen Punkten von den Thatsachen ab. Manches ist nicht allein übertrieben, sondern rein erfunden, vieles andre hingegen übersehen. Die Erklärung dafür ist wohl darin zu suchen, daß den Worten wirklicher Fachleute, das heißt zur Prüfung des Eisenbahnwesens nach Amerika hinübergeschickter Ingenieure, seitens der Laien kein Glaube geschenkt wird, während man dagegen die Erzählungen solcher Leute, die alles übertreiben, um sich selbst interessant zu machen, für bare Münze nimmt. Dies betrifft insbesondere die Geschwindigkeit der amerikanischen Eisenbahnzüge. Allgemein ist in Europa der Glaube verbreitet, daß jene eine geradezu schauererregende Geschwindigkeit erreichen. Sucht nun ein Kundiger zu beweisen, daß viele unsrer europäischen Züge den amerikanischen wenig in dieser Hinsicht nachstehen, so stößt er auf Ungläubige; die Hörer vermuten wohl gar Neid von seiten Angestellter der heimischen Bahnverwaltungen und verharren im alten Irrtum, daß im Vergleich zu den amerikanischen unsre Züge Schnecken sind. Dazu kommt noch, daß amerikanische Fahrpläne mit Kilometer- oder Meilenangaben in Europa gar nicht zu finden sind. Ich kann darum nur jedermann empfehlen, der sich dafür interessiert, solche Fahrpläne zu prüfen. Einige davon befinden sich zur freien Verfügung der Reisenden auf den Dampfern der Mittelmeerlinie (New York-Genua), des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikalinie. Auch sind in allen Hotels von New York Fahrpläne in großer Anzahl vorhanden.

Daß in Amerika das Eisenbahnmaterial auf den ersten, großen Linien im allgemeinen besser ist als in Europa, unterliegt keinem Zweifel. Die Wagen sind durchweg äußerst solid gebaut. Betreffs der Bequemlichkeit läßt sich nicht gerade behaupten, daß die gewöhnlichen Personenwagen unsre Wagen zweiter Klasse um vieles übertreffen, von den eleganten Parlor-Cars (Pullman und Wagner), die in beinahe allen Schnellzügen laufen, kann man jedoch mit Recht sagen, daß sie dem Reisenden einen Komfort bieten, der in Europa kaum zu finden ist. Eine Ausnahme machen allerdings die Schlafwagen (Pullman-Cars). Der Pullman-Car mit der großen Schlafabteilung ist in seiner inneren Einrichtung wenig angenehm. Die Luft ist beengt, in der Abteilung der Unterbetten infolge der Schutzgardinen geradezu unerträglich. Der Staub, der morgens beim Umklappen der vierundzwanzig Betten aufgewirbelt wird, verleidet einem das Reisen mit den Nachtzügen. Ein schreiendes Kind genügt, um alle andern dreiundzwanzig Reisenden in der Nachtruhe zu stören. Ferner ist es zuweilen recht peinlich, seine Toilette bei so zahlreicher Nachbarschaft hinter der Gardine in Ordnung zu bringen. Und wehe dem, der lange zu schlafen liebt! Er wird von der Mehrzahl aus dem Schlummer geweckt, und notgedrungen muß er sich den Frühaufstehern anschließen. Freilich giebt es auch einen „drawing room“, das heißt einen Salon mit Betten und anschließendem Toilettenzimmer. Die Einrichtung dieser Räume übertrifft bei weitem diejenige unsrer Luxuszüge, der Preis stellt sich aber auch viel höher, da jeder einzelne Reisende drei Plätze bezahlen muß. Auf vielen amerikanischen Strecken laufen jetzt auch die noch schöneren „Private compartment Cars“, die unsern europäischen Schlafwagen ganz gleich sind. Die Wagner-Company war die erste Gesellschaft, welche diese Wagen einführte, doch bald folgte Pullman ihrem Beispiel. Die Parlor-Cars (auch Coach-Cars) sind für die Tagesstrecke äußerst bequem; sie enthalten ebenfalls prächtig und bequem eingerichtete drawing-rooms für solche, die gern einen eignen Salon haben. Was sind im Vergleich dazu die europäischen Züge, selbst die elegantesten?

Die großen durchgehenden Züge, wie die Lake Shore Limited, North Shore Limited, South-Western Limited, Pennsylvania Limited können ein richtiges Hotel genannt werden. Lese- und Schreibzimmer, Bade- und Barbierstube, kurzum alles, was ein Mensch nur braucht, steht dem Reisenden zur Verfügung. Die Sauberkeit in diesen Zügen ist musterhaft. Wie viele habe ich schon über die Unsauberkeit der Toilettenräume in den deutschen D-Zügen klagen gehört, und allerdings hatte ich selbst recht oft Gelegenheit, die bedauernswerte Thatsache zu konstatieren, daß das Wasser in der Waschschale oft schwarz von Staub und Ruß war. Das liegt größtenteils daran, daß der Platz für die Toiletten ungeschickt gewählt ist. Beinahe überall sind diese am Eingang des Wagens angebracht, wo durch die Seitenthüren Wind und Staub eindringen. In den Pullman- sowie Wagner-Cars sind die Waschräume mit dem Damensalon, respektive Herrenrauchzimmer direkt verbunden, so daß sie stets sauber gehalten werden können. Auch das Trinkwasser bleibt in den Behältern, über denen ein großes Stück Eis eingeschoben wird, stets klar und frisch.

Die Einrichtung mit den gewöhnlichen Eisenbahnklassen und dem Salonwagen ist jedenfalls unsern europäischen drei oder vier Klassen vorzuziehen. Man könnte eigentlich behaupten, daß in Europa fünf Klassen sind, denn über der ersten steht noch der Schlafwagen. Viel einfacher ist das amerikanische System: der gewöhnliche Mann reist im allgemeinen Wagen, der Reiche und Vornehme im Salonwagen.

Dazu kommt noch, daß unsre europäischen Preise sehr viel höher sind als die amerikanischen. Für den Pullman-, beziehungsweise Wagner-Car ist bloß ein ganz mäßiger Zuschlag zu entrichten, wogegen die Taxe für unsre Luxuszüge eine außerordentlich hohe ist und in keinem richtigen Verhältnis zu den Eisenbahntarifen steht. So kostet zum Beispiel der Zuschlag für den Méditerranée-Express (Train de luxe limité) 100 Franken für die Strecke Paris-St.-Raphaël, das Eisenbahnbillet erster Klasse 114,80 Franken, und außerdem werden noch Vorverwertgebühren und Stempeltaxen erhoben. In Amerika findet man den weit größeren Luxus für viel weniger Geld.

Die amerikanischen Lokomotiven sind von ungeheurer Stärke und riesenhafter Dimension. Die allergrößten Maschinen unsrer europäischen Bahnen reichen noch lange nicht an jene heran; allenfalls, was Höhe anbetrifft, könnte man mit ihnen die großen Lokomotiven der Main-Neckarbahn (Venus, Mars ꝛc.) vergleichen, sowie die neuen „Coupevent“, die großen, einem Messer gleich zugespitzten Maschinen der Compagnie Paris-Lyon-Méditerranée. Die größten Maschinen befinden sich auf der New York Central and Hudson-River Railroad, auf der Pennsylvania Railroad, Royal Blue Line und Lehigh-Valley Railroad. Von der Gewaltigkeit dieser Lokomotiven kann man sich kaum eine

Digitized by Google

Vorstellung machen; sie ziehen selbst die allerschwersten Züge mit größter Leichtigkeit, nur selten helfen kleine Lokomotiven beim Ausfahren vom Bahnhof durch Schieben nach. Die riesenhaft langen Palastzüge, wie der Pennsylvania Limited, der North Shore Limited und so weiter, werden stets nur von einer Lokomotive gezogen; dabei sind diese Züge aus zwölf bis vierzehn der allerschwersten sechsachsigen Wagen zusammengesetzt. Bei uns würde das kaum möglich sein. Unsre schweresten D-Züge haben doch noch lange nicht das Gewicht dieser amerikanischen Palastzüge und sind trotzdem zuweilen mit zwei Maschinen bespannt. So wird zum Beispiel der kaiserliche Sonderzug, wenn er aus neun Wagen besteht, sehr oft von zwei Lokomotiven gezogen.

Eine unangenehme Zugabe der amerikanischen Bahnen ist das Läuten mit der Glocke. Wenn diese Art Warnungs-Zeichen am Beginn des Bahnbaues in Amerika notwendig war, zu einer Zeit, in der noch Tausende von Meilen nur öde, unbewohnte Gegenden durchsaust wurden und daher die Kosten für ein regelrechtes Bahnpersonal zum Absperren der Straßen gespart werden mußten, so haben sich doch inzwischen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten so weit verändert, daß ein solches primitives Warnungssignal, das bei uns nur noch hie und da auf Sekundärbahnen geduldet wird, schon längst hätte abgeschafft werden müssen. Zudem wirkt das fortwährende Läuten, speziell bei Nacht, äußerst unangenehm auf das Trommelfell der Passagiere. Es ist erstaunlich, daß viele Einrichtungen der amerikanischen Bahnen äußerst unpraktisch und unbequem sind, im Gegensatz zu so vielen vorgeschrittenen und der Nachahmung werten Verbesserungen. Der Mangel an Barrieren bei Straßenübergängen zum Beispiel ist doch ein unverzeihlicher Leichtsinn. Täglich ereignen sich infolge dieses Mangels Unglücksfälle, und doch geschieht seitens der Behörden nichts, diesen Uebelstand zu beseitigen. Auch muß man sich darüber wundern, daß in vielen Gegenden die großen Hauptbahnen mitten auf der Straße fahren, häufig Ortschaften direkt durchschneiden. Wir hätten ja eigentlich nicht das Recht, uns darüber tadelnswert zu äußern, denn unwillkürlich müssen wir dabei an Hamburg denken, wo sogar die D-Züge sich wie Trambahnen durch den Straßenverkehr Bahn brechen müssen; aber dies ist ja zum Glück nur eine Ausnahme in Europa.

Das reisende Publikum und alle Leute, die sich in der Nähe einer Bahn aufhalten, sind in Amerika ständig Gefahren ausgesetzt; die Bahnverwaltungen geben sich nicht die geringste Mühe, Unglücksfälle zu verhüten. Ich meine nicht die großen, durch irgend welches Verhängnis herbeigeführten Katastrophen, gegen die drüben, ebensowenig wie bei uns, keine Vorsicht schützt; in dieser Hinsicht wäre es unrecht, die Amerikaner zu beschuldigen, denn ihre Blocksystems sind zum Teil ausgezeichnet, und die Ordnung auf den Bahnen ist eine vorzügliche. Vielmehr meine ich Unglücksfälle, die durch das Dienstpersonal oder auch durch die Reisenden selbst verschuldet werden. Die Züge fahren unvorsichtig in die Bahnhöfe ein, und niemand sorgt für die Sicherheit derjenigen, die in dem Augenblick die Geleise überschreiten. Ueber die Straßenübergänge jausen die Züge dahin, ohne Rücksicht, ob sie den Verkehr gefährden oder nicht. Sehr vieles ist aber wieder drüben besser als in Europa und könnte uns als Muster dienen. Vor allem muß man die Pünktlichkeit rühmen, mit der die Fahrzeit innegehalten wird. Der Fahrplan wird genau befolgt; Verspätungen, wie sie bei uns täglich vorkommen, kennt man in Amerika nicht. Dies liegt in erster Linie daran, daß die Fahrpläne besser zusammengestellt sind; es wird dort weniger an Zügen gespart, und daher verteilt sich die Masse der Reisenden besser. Die Anzahl der großen Expreßzüge auf den Linien New York-Washington, New York-Buffalo ist zum Beispiel eine kolossale; dabei sind alle Verhältnisse genau erwogen. Die Schnellpost wird durch einen separaten Zug befördert, der auch Passagiere, jedoch kein Gepäck mitnimmt. Bei uns zu Lande sind auf vielen Strecken die guten Züge viel zu selten. Daher erfolgt während der großen Reisesaison ein so schauderhafter Andrang, der es nötig macht, an allen großen Stationen Wagen anzuhängen und den Aufenthalt über alle Maßen auszudehnen. Die wenigen Schnellzüge sind dann stets überfüllt, weil ein jeder bemüht ist, in einem derselben Platz zu finden, während die zahlreichen Personenzüge oft beinahe unbenutzt bleiben. Würden die Bahnverwaltungen, dem amerikanischen Beispiel folgend, eine große Anzahl durchgehender Schnellzüge einführen, so würde dadurch der Verkehr erleichtert werden.

Alsdann die Frage des Gepäcks!

Kaum man sich eine traurigere Einrichtung denken als das Beleben der Koffer mit Papierzetteln und das Anschreiben der Scheine, während eine Anzahl ungeduldiger Reisenden am Schalter harrt? In Amerika werden die Scheine durch Blechnummern ersetzt, und dank einem sehr praktischen System geht das Einregistrieren des Gepäcks unendlich schneller von statten als bei uns. Ferner sorgt auch die dortige Bahnverwaltung dafür, daß die Züge durch das Gepäck nicht aufgehalten werden. In vielen Fahrplänen ist bekannt gemacht, daß dieser oder jener Zug keine Garantie übernimmt, Gepäck zu befördern; in dem Falle folgen die Koffer mit dem nächsten Zuge oder müssen mit dem vorhergehenden expediert werden. Bei dem regen Verkehr der raschen Züge brauchen aber die Reisenden selten lange auf das Eintreffen ihres Gepäcks zu warten. Gewogen wird das Gepäck nur dann, wenn ein Reisender ungewöhnlich viel Koffer besitzt, denn alle Bahnen gewähren 150 Pfund Freigepäck und sind auch in betreff des Uebergewichts sehr nachsichtig.

In Europa aber ist das Wiegen und das Ein- und Ausladen der Koffer sehr oft die Ursache der Verspätungen. In Amerika sind solche Vorfälle ganz unmöglich. Auf die Minute fahren die Züge ab, und auf die Minute treffen sie ein, selbst bei Strecken von Tausenden von Meilen.

Infolge des vorzüglichen Verkoppelungssystems wird auch das An- und Abhängen der Lokomotiven und Wagen äußerst schnell vorgenommen; die Wagen werden auf automatische Weise aneinander befestigt. Dank diesem System können auch die Wagen während der Fahrt abgelettet werden. So fahren zum Beispiel viele Züge in die großen Kopfstationen ohne Lokomotive ein. Dies wird auf folgende Weise bewerkstelligt: Kurz vor Ankunft wird die Maschine während der Fahrt vom Zuge losgelettet; solange der letztere nun bremst, beschleunigt die Lokomotive ihr Tempo und wird auf ein Nebengeleise geführt; der Wagenzug läuft statt dessen in den Bahnhof ein. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß sich keine Lokomotiven in der Kopfstation ansammeln, die sonst leicht die Geleise für andre Züge absperren. Beim Ausfahren aus den großen Bahnhöfen sind die Amerikaner weniger vorsichtig als die Europäer; die Züge folgen einander oft unmittelbar, ohne das Signal der Blockstation abzuwarten. In der vierten Avenue in New York kann man stündlich beobachten, wie unzählige Züge aus dem Grand Central Depot in ganz kurzen Intervallen ausfahren; häufig berührt die Lokomotive beinahe den letzten Wagen des vorhergehenden Zuges. Selbstverständlich fahren dann die Züge ganz langsam.

Die Frage der Geschwindigkeit der amerikanischen Züge ist, wie schon vorher erwähnt, sehr oft der Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten gewesen. Viele Leute lassen sich dadurch irreleiten, daß sie meinen, die Geschwindigkeit aus eignem Empfinden tarieren zu können, das heißt bloß durch Hinaussehen aus dem Fenster. Dabei aber tritt leicht eine

Digitized by Google

Täuſchung ein. In Amerika fährt man vielfach ganz anders als bei uns. Beim Durchfahren der Bahnhöfe wird ſelten die Geſchwindigkeit vermindert, ebenſowenig bei Kurven. Dieſe ſind oft viel ſchärfer als bei uns, da alles rollende Material der amerikaniſchen Bahnen Drehachſen hat, wogegen bei uns die Mehrzahl der Wagen mit feſten Achſen verſehen iſt. Von den fahrplanmäßig kurſierenden Zügen ſind uns bloß zwei an Geſchwindigkeit über, und zwar der Empire State Expreß (New York Central und Hudson-River Railroad; New York-Buffalo), der zwiſchen Albany und Utika eine fahrplanmäßige Durchſchnittsgeſchwindigkeit von 89,94 Kilometer erreicht, und der Black Diamond Expreß (Lehigh-Valley Railroad, New York-Buffalo über Bethlehem) mit 86,4424 zwiſchen Sayre und Geneva. Dieſe Züge ſind aber keineswegs mit dem großen Luxus ausgeſtattet, der in den berühmten amerikaniſchen Palaſtzügen zu finden iſt; ſie ſind bloß aus drei bis vier Wagen zuſammengeſetzt (ein Gepäck- und Poſtwagen, zwei Perſonenwagen und ein Wagner-Coach-Car). Die großen Palaſtzüge, wie der Lake Shore Limited, der South-Weſtern Limited, Faſt Mail und Pennſylvania Limited und ſo weiter, die, wie ſchon geſagt, äußerſt ſchwer ſind, überſchreiten ſelten 70—72 Kilometer Geſchwindigkeit, alſo etwa die gewöhnliche Durchſchnittsgeſchwindigkeit unſrer beſſeren Schnellzüge und der meiſten D-Züge. Nachſtehende Tabelle giebt eine Ueberſicht von der Geſchwindigkeit der ſchnellſten Züge aller Länder. Wir erſehen daraus, daß der Mediterranée-Expreß (Train de luxe limité, Paris-Vintimille) der Compagnie Paris-Lyon-Mediterranée, bekanntlich der ſchnellſte Zug Europas, ſchon als drittſchnellſter darin figuriert.

Empire State Expreß (Albany-Utika)	89,94	Kilom.
Black Diamond Expreß (Sayre-Geneva)	86,4424	„
Mediterranée-Expreß(Avignon-Valence)	86,2	„
London-Manchester (London ab 2 Uhr nachmittags)	85,775	„
London-Edinburgh (London ab 11 Uhr abends	81,90	„
Berlin-Altona D-Züge 4 und 6 (Wittenberg und Hamburg)		
New York-Waſhington Limited (Wilmington-Baltimore)	81,22	„
Baſel-Heidelberg Nr. 6 und 40 (Freiburg-Offenburg)	80,—	„
Berlin-Köln Nr. 8 (Stendal-Hannover)	79,—	„
„ „ „ 7 „ „	78,20	„
Brüſſel-Oſtende (Brüſſel ab 9 Uhr vormittags)	76,30	„
Vintimille-Paris Nr. 16 und 20 (Avignon-Valence)	75,75	„
Süd-Expreß (Lamotte-Dax)	75,30	„
Lake Shore Limited (New York-Albany)	73,209	„
North Shore „ „ „ „	72,08	„

Ein großer Vorzug der amerikaniſchen Züge iſt das ſeltene Anhalten derſelben. So fahren zum Beiſpiel die North Shore Limited und Lake Shore Limited über drei Stunden, ohne zu halten (New York-Albany), der Pennſylvania Limited und der Faſt Mail zwiſchen Harrisburg-Altona ebenfalls über drei Stunden (212 Kilometer). Wir könnten in dieſer Hinſicht viel Zeit ſparen, wenn unſre Einrichtungen bezüglich der Lokomotiven und des Perſonals danach wären.

* * *

Salzhaltige Seeluft.

Von

Hermann Schelenz.

Wie es einem gründlichen Deutſchen ziemt, trat ich meine erſte Reiſe ins Seebad auch mit wiſſenſchaftlichem Rüſtzeug an. Das Studium des berühmten Bäderalmanachs hatte meine Kenntnis von der ſalzigen Seeluft, die mir als wunderthätig vom Hausarzte für meine angegriffenen Atmungsorgane angeprieſen worden war, wieder aufgefriſcht, und gläubig ſog ich, nachdem ich das weltvergeſſene Garding, einige Wegſtunden hinter Storms grauer Stadt am grauen Meer, verlaſſen hatte und auf hochräderigem, ſchwankem Stuhlwagen auf glatter Klinkerchauſſee durch die üppiggrünen, unzählige breitgeſtirnte Rinderherden nährenden Marſchen Eiderſtedts nach dem kleinen Badeort St. Peter dahinrollte, die friſche Seebriſe ein, gegen die wir anfuhren. Der brave Roſſelenker Chriſchan, der mir entgegengeſchickt war, und der ſich beeiferte, jeinen neuen Badegaſt zu unterhalten, ſah wohl mein Behagen, und wohlwollend fragte er: „Na, könnt Se't all ſmecken?“ Durchdrungen von meinen Studien, angeſichts des Glaubens dieſes unbefangenen, von der Kultur nicht beleckten Sohnes der Natur, ſchmeckte ich deutlich das bitterliche, kühlende Salz, von der Luft der unendlichen Thalatta vor uns entnommen und uns entgegengetragen.

Nicht eben erquicklich iſt das Paſſieren einer Art „Läſteralleé“. Die Badegäſte muſtern den neuen Ankömmling, der erſt an der „beſtigen“ Wirtstafel künftig wird. Wie überall, bildete auch hier den Hauptgeſprächsſtoff das Leiden, das zur Reiſe trieb, und die gebotenen Heilfaktoren. Es wurde mir die Salzluft gerühmt, zum Beweiſe Salzbelag an den Fenſtern gezeigt; ich wurde auf die dürftige Vegetation aufmerkſam gemacht, die nur hinter ſchützenden Bretterzäunen kümmerlich ſproſte; ich ſah die vom Salz geſchwärzten, wie brandig ausſehenden Zweigſpitzen der Erlen; ſpäter wurde ich in die in den Dünenthälern vor dem Anprall des Seewinds geſchützten, prächtig gedeihenden Nadelholzanpflanzungen und auf die üppigen Dünenwieſen geführt; in der kleinen Badebibliothek las ich von dem Salzgehalt, den die Winde forttrugen, und tröſtend ſprach der Wirt davon, daß, was Salz etwa vor St. Peter an Salzgehalt der Luft voraushabe, hier durch minder heftige, den Verkehr an dem in der That prächtigen Strande nicht ſo häufig hindernde Winde erſetzt würde.

Trotz des guten Erfolgs meiner Reiſe ſtiegen in dem Chemiker, undankbar genug, Bedenken gegen die Wahrheit des Gehörten und Selbſtempfundenen auf. Ich überlegte, daß ſich Kochſalz mit Waſſerdämpfen nicht verflüchtigte, und ſagte mir, daß, falls Salz mit dem Giſcht der Wellen verſtäubte und vom Winde fortgeriſſen würde, der Patient thatſächlich gar nicht in der Lage wäre, dieſes Salz zu inhalieren. Denn thatſächlich kann er ſich nicht in ſolcher Nähe von der Woge aufhalten, daß von einem wirklichen Einatmen des verſtaubten Seewaſſers, das, mechaniſch verteilt, recht bald zu Boden fallen würde, nicht die Rede ſein könnte, und in der geſchützten Badebude oder den Räumen des Hotels erfreut er ſich zwar der Seeluft, aber ſicher

Digitized by Google

nicht salzhaltiger. Das Studium wissenschaftlicher Werke blieb erfolglos; nur Badeschriften ergingen sich über die vortreffliche Wirkung des Salzgehalts der Seeluft, und nur Badepublikum erzählte davon. Beider Unbefangenheit war zum mindesten zweifelhaft.

Ich beschloß, der Sache experimentell auf den Grund zu gehen. Chlorverbindungen (Kochsalz ist Chlornatrium) werden von Höllensteinlösung selbst in homöopathischen Verdünnungen durch entstehende Trübung verraten. Ich leitete, um sie entstehen zu sehen, viele hundert Liter Luft unmittelbar am Wasser, einige Meter und einige hundert Meter davon und einige Meter über dem Meeresspiegel durch die empfindliche Lösung; der Badearzt Dr. Lindemann wiederholte die Versuche auf Helgoland im größten Maßstab, und hier wie dort bewies das völlige Klarbleiben der Flüssigkeit die gänzliche Abwesenheit des charakteristischen Bestandteils des Seewassers in der Luft. Ich behnte meine Untersuchungen, auf die näher einzugehen hier zu weit führen würde (ich veröffentlichte sie im Archiv für Pharmacie 1886) auf die spärlichen Gräser aus, die genügsam mit dem leichtbeweglichen, schneeweißen Sandboden vorlieb nehmen und dem Menschen heilen, die bei jedem Windstoß wie Staub davonfliegenden Dünen mit ihren langbahnziehenden Wurzelstöcken zu festigen, ich untersuchte Sand, das Holz der Badekarren und sonstige Gegenstände, die salzig schmecken sollten. Keine Spur von Salz war zu schmecken, wenn ich nur vorher jede Berührung vom Mund, Bart, Händen mit Seewasser peinlich vermieden hatte, und die chemische Untersuchung der genannten Körper gab bestätigende negative Resultate, wie sie im Grunde auch nicht anders zu erwarten waren, wenn man bedachte, daß sie nur zeitweise mit Seewasser, das im Liter höchstens $2^1/_2$ Gramm Kochsalz enthält, in Berührung gekommen und häufig genug von salzfreiem Regenwasser abgespült waren. Daß Pflanzen aus dem Untergrunde in der Nähe des Strandes Salz aufgenommen haben konnten, hielt ich dagegen nicht für unmöglich, und thatsächlich zeigten Erlenblätter vom St. Peter einen etwas höheren Salzgehalt wie solche aus Mittelholstein. Prächtig aber waren sie entwickelt, und keine Spur schädigenden Einflusses war bei diesen vor direktem Anprall des Seewindes geschützten Bäumen zu entdecken.

Besser konnte das Dogma von der salzhaltigen Luft kaum widerlegt werden. Trotzdem aber meine Arbeit von einer Menge von Zeitungen, auch jenseits des großen Wassers, besprochen, trotzdem meine Untersuchungsergebnisse verschiedentlich bestätigt wurden, blieb das Dogma unerschüttert, und spaßhaft mutete es mich an, als mit Feuereifer ein Freund von mir, der seine auf dem Exerzierplatz beschädigten Atmungsorgane in einem Seebade aufgefrischt hatte, unter Hinweis auf seinen Badeführer neuester Auflage, jüngst gegen meine Zweifel auftrat. Es geht dem Aberglauben wie der Natur! Tamen usque recurret! — in unserm Falle ist er auch recht alt, zum Gewohnheitsrecht geworden, wie ich unter der Zeit entdeckte. Unzweifelhaft dentet eine Stelle in Theophrasts „Ursache von den Pflanzen“ auf den Glauben, der noch jetzt, an 2300 Jahre später, im Schwange ist. In der Abhandlung über den Oelbaum sagt der berühmte Autor: Daß das Salzwasser (in meiner alten Uebersetzung salzugo) auf die Blüten geweht werde, sie angriffe und verderbe, daß sich auch eine Art Rebel, ohne Wind, aus dem Meere erhöbe, der die Pflanzen verbrenne. Er empfiehlt gegen diese Schädigungen das Anrufen der Götter. Plinius, der eifrig und ziemlich kritiklos sammelte, was vor ihm und zu seiner Zeit gelehrt wurde, ist vorsichtig. Er erklärt, daß die Seewinde gelegentlich schädlich, meist aber nützlich seien. Was ist es nun, was die unzweifelhafte Heilkraft der Seebäder, abgesehen von dem Baden selbst, ausmacht, und woher stammen die schädigenden Einflüsse der Seewinde?

Das völlige Klarbleiben der, wie jedermann weiß, gegen organische Stoffe ungemein empfindlichen Höllensteinlösung bei dem geschilderten Versuch spricht erstmals für absolute Reinheit der Luft in Bezug auf all die Beimengungen, die wir Staub zu nennen pflegen. Dieses Kreuz der Hansfrau fehlt auf und an der See. Ein mit allen Vorsichtsmaßregeln ausgeführter Versuch zeigte anderdem, wie vorteilhaft Luft, vom Seewind getragen, gegen die vom Lande herströmende absticht. Während 5 Liter der ersteren nur einen von den mikroskopischen Organismen abjetzte, die in der Entwicklung von Krankheiten, wie Koch in seinen klassischen Untersuchungen bewiesen hat, eine so unheilvolle Rolle spielen, bedeckte sich bei einem andern Versuche die für ihr Wachsen und Gedeihen förderlame Gelatinedecke der von Landluft durchstrichenen Glasröhre mit 14 Keimen, die nach einigen Tagen zu ebenso vielen üppigen Kolonien ausgewuchert waren.

Wenn auch von geringer Bedeutung und nicht hierher gehörig, sei doch noch ein andres Untersuchungsergebnis an dieser Stelle erwähnt. In einem Tropfen Seewasser, an ungünstiger, feichter Stelle entnommen, fand ich einmal 1, ein andermal 2 Keime. Das entspricht 15 Keimen im Kubikcentimeter. Dagegen fand ich in einem Kubikcentimeter des Wassers der alten Obereider bei Rendsburg 174, in der von Ebbe und Flut hin und her geworfenen, die Abflüsse der Stadt aufnehmenden Untereider 11 610, und gar in einem kleinen, beide Flußteile verbindenden, die Stadt durchstreichenden und gelegentlich verpeitenden, durch den Nordostseekanal beseitigten Graben 17 010 Keime!

Nur sogenannter aktiver Sauerstoff, Ozon (unsre Luft ist, abgesehen von ganz geringen Mengen Kohlensäure und wechselnden Mengen Wasserdampf, im wesentlichen durch etwa das Vierfache seiner Menge Stickstoff verdünnter Sauerstoff), wirkt als Lebensluft in der erwünschten Art wohlthätig auf unsern Organismus; daher das beklommene Gefühl in den Licht und Luft baren Zimmern unsrer Mietskasernen und in schlecht gelüfteten, menschenangefüllten Versammlungsräumen; daher das Wohlbefinden in sonnigen, wohlgelüfteten Räumen, im sprossenden Walde, auf Bergeshöhen, an großen, verdunstenden, Ozon entwickelnden Wasserflächen. Es würde zu weit führen, auf das Wesen dieses Körpers und seine Entstehung einzugehen; ich muß mich darauf beschränken, festzustellen, daß meine Untersuchungen, nach älterer und moderner Methode angestellt, vorzügliche Resultate gaben, und zwar folgerichtig — denkt man an die ozonentwickelnde Wasserfläche — mit der Entfernung von ihr abnehmend.

Auch eines weiteren Umstandes kann ich nur kurz gedenken. Es ist durch eingehende Versuche festgestellt worden, daß der Mensch jedesmal etwa $^1/_2$ Liter 37° warmer, wassergesättigter Luft, im Kubikmeter 44 Gramm Wasser (tagsüber etwa zehnmal so viel) ausatmet, die vom Konto des Stoffwechsels, vom Gewicht des Körpers abgeschrieben und ersetzt werden müssen. Würde eine Luft eingeatmet, die 11 Gramm Wasser im Kubikmeter enthält, so würde die Ausgabe um diese 11 Gramm verringert, und beim Atmen in wassergesättigter Dampfbadluft würde sich Ausgabe und Einnahme decken. Wie der Ausenthalt in solcher Luft aber wirkt, weiß jeder. Sie giebt dem Körper, der auch nur im Wechsel bestäubig ist, der in allen Teilen angestrengt und geübt werden will und muß, nichts zu thun. Wie viel Arbeit ihm bezüglich der Lungen am besten frommt, ist ebenfalls ausprobiert und festgestellt worden, daß eine Luft mit 11 Gramm Wassergehalt die zuträglichste ist. Es ist das die Differenz zwischen dem Wassergehalt der ausgeatmeten Luft und der von den Lungen thatsächlich produzierten Menge von Wasser. Solche ideale Luft zeigt einen Taupunkt von 12°, das heißt, sie ist bei 12° wassergesättigt und enthält 11 Gramm Wasser im Kubikmeter.

Digitized by Google

Den Taupunkt bei St. Peter konnte ich bei geringfügigen täglichen Schwankungen als durchschnittlich 12,3° betragend bestimmen.

Er allein kommt nicht in Betracht. Denken wir daran, daß auch unsre Haut ständig Wasser verdunstet, so leuchtet ohne weiteres ein, daß die Verdunstung in ruhiger, wasserreicher Luft eine geringere, in bewegter, wasserarmer eine stärkere sein wird. Ich erinnere an das täglich geübte Experiment der Ermittelung der Windrichtung durch das Emporhalten des genäßten Fingers oder an das peinliche Frostgefühl beim Erdulden von Zugluft. Schwüle, drückende Luft ist zu feucht. Sie wandelt sich augenblicklich durch Trocknen oder Abkühlen, durch Herabminderung des die Transpiration hindernden Wassergehalts in dem Körper angenehme Luft, und das Gefühl des Unbehagens beim Leben in ihr weicht dem Wohlbefinden. Zu trockene, stark bewegte, durch Kälte ihrer Feuchtigkeit beraubte Luft, der ausdörrende Samum der Wüste, der gefürchtete Ostwind, müssen selbstverständlich unsern Organismus schädigen.

Die Erfahrung hat ergeben, daß ein relativer Wassergehalt der Luft, der zwischen 40 und 80% liegt, dem Körper am zuträglichsten ist. Ich fand bei meinen Untersuchungen, dank dem vortrefflichen Instrumentchen des Göttinger Mechanikers Lambrecht, in St. Peter, das wohl typisch für unsre Nordseebäder sein dürfte, einen Feuchtigkeitsgehalt von durchschnittlich 70,3%. Steigt er gelegentlich höher, so sorgt die fast ständig bewegte Luft für eine baldige Entziehung und für wohlthuende Abkühlung, die doch ohne üble Folgen ertragen wird.

Rechnet man zu den geschilderten Vorzügen (die nebenbei gesagt mutatis mutandis auch den Orten zukommen, die die Wirkung ihrer Gradierwände rühmen) noch die psychischen Annehmlichkeiten jedes Badeaufenthalts, das dolce far niente, das Los- und Ledigsein von den Fesseln des Berufs, von der Tretmühle des Geschäfts, den ungezwungenen Aufenthalt am wechselreichen Strande, das aus voller Reisekasse bezahlte Tischlein deck dich, so kann es nicht wundernehmen, daß der von ungezogenen Kindern verärgerte Schulmonarch, der nervöse Beamte, die von der „Saison aufgeriebene" Mode-dame, die bleichsüchtige höhere Tochter gekräftigt und gestärkt zu ihren heimatlichen Penaten und — zu neuem modernunnatürlichem Leben zurückkehren, um häufig genug den plötzlichen Wechsel der Lebensbedingungen mit Krankheitsrückfall zu büßen. Anlaß ist es, den Körper nach und nach durch eine Nachkur an Zwischenstationen von der Natur zu ent- und an die engen Gassen der hastenden und treibenden Großstadt wieder zu gewöhnen.

Noch einige Worte über den schädigenden Einfluß der Seeluft auf die Vegetation. Ich erwähnte schon, daß die chemische Untersuchung der Pflanzenoberfläche keine Anhaltspunkte für die Annahme von Salzablagerung gab, daß damit das Salz als unschuldig an dem brandigen Aussehen der Zweige und Blätter legitimiert wurde. Andrerseits konnte ich nachweisen, daß der höhere Salzgehalt der Blätter mit ihrer gesunden Entwicklung in direktem Gegensatz stand. Der schädigende Einfluß der Seeluft, der so entschieden zu Tage tritt, daß er schon Theophrast auffiel, ist anderweitig zwanglos zu erklären, und zwar ist er, wie zum größten Teil auch die Erscheinung der sogenannten Wetterseite der Bäume, auf rein mechanische Thätigkeit zurückzuführen. Der Seewind knickt die Blattstiele, zerbricht die Zweige, er hindert auf diese Art, wie auch bedeutende Forstmänner, die an Ort und Stelle beobachteten, annehmen, die Vegetation, wie unnütze Kinder des Nachbars über den schützenden Zaun guckende Bäume schädigen. Denkt man daran, daß die cimbrische Halbinsel gerade wie das sagenumwobene Rügen mit üppigen Waldungen bedeckt war, deren riesenhafte Ueberreste, dem wuchtigen Beil unsrer kurzsichtigen Altvordern entgangen, gelegentlich aus den dunkeln Torfmooren zu Tage gefördert werden, denkt man daran, daß, wie ich schon sagte, an geeigneten Stellen dicht am Meer angelegte Schonungen bestens gedeihen, daß die Vorsorge der Regierung in den letzten Jahrzehnten viele tausend Hektar traurigen Heide aufforstete, so darf man sich der frohen Hoffnung hingeben, daß es fernerem zielbewußtem Streben gelingen wird, den Kampf mit dem himmlischen, besonders an der See oft recht ungestümen Kinde siegreich zu bestehen und die „up ewig ungebeelte" Nordmark wieder mit herrlichem, das Land dankbar vor mancher Unbill schützendem Wald zu bedecken.

Das seelische Leben des Traumes.

Von

Dr. Rudolf Eisler.

Wenn der Kräftevorrat, der im menschlichen Körper aufgespeichert ist, durch den beständig währenden Prozeß des Stoffwechsels anfängt, sich zu erschöpfen, Zersetzungsvorgänge den chemischen Verbindungen, aus welchen sich die Masse des Leibes immer wieder erneuert, das Gleichgewicht halten, dann tritt für den Organismus eine Periode ein, in welcher die vegetativen Funktionen desselben mit verstärkter Anspannung arbeiten, wogegen die für den Verkehr mit der Außenwelt bestimmten Teile, das Nervensystem in seinem ganzen Umfange, in ihrer Thätigkeit nachlassen. Dem Zeitabschnitte des Wachseins folgt der des Schlafes, nicht als jähe Unterbrechung des ersteren, sondern als seine Fortsetzung und Ergänzung. Gekennzeichnet ist der Schlaf durch eine Reihe von physiologischen Veränderungen teils grober, teils feiner Art, welch letztere bisher noch nicht genau erforscht worden sind. Entsprechend der Umgestaltung des leiblichen Zustandes zeigt sich nun auch das in stetem Einklange mit demselben befindliche seelische Leben nicht unerheblich verändert, eine Reihe von Erscheinungen macht sich bemerkbar, die den Zustand des Schlafes scheinbar dem des Wachseins schroff gegenüberstellt, die sich aber bei näherer Betrachtung nur als leichte Andersgestaltung der gewöhnlichen Verhältnisse erweist. Die Eigentümlichkeiten des seelischen Lebens im Traume auf ihre besondere Ursache und die Grundgesetze des Seelenlebens überhaupt zurückzuführen, in der Weise, wie dies die moderne Psychologie thut, soll die Aufgabe bilden, mit der wir uns heute befassen wollen.

Der Schlaf beginnt gewöhnlich mit einem Zustande der Schläfrigkeit, in welchem sich die allgemeine Abspannung des Organismus kundgiebt. Es überkommt uns das Gefühl der Müdigkeit, unsre Sinneswerkzeuge werden stumpfer und stumpfer, bis sie endlich sich vor den Eindrücken der

Digitized by Google

Umgebung abschließen und ihren Dienst versagen. Die Summe unserer Empfindungen kommt uns nur noch in einem unbestimmten, verworrenen Gesamteindrucke zum Bewußtsein, bis endlich auch dieser verschwindet, wir sind eingeschlafen. Eine Zeitlang scheint das Bewußtsein völlig erstorben zu sein; bald aber beginnt der zum Stillstand gekommene Mechanismus des seelischen Geschehens in Gang zu geraten, es entspinnt sich das Leben des Traumes in bunter Bewegung und von wechselndem Charakter. Wir befinden uns bald in bekannten, bald in fremden Gegenden, wobei der Uebergang so schnell erfolgt, daß das Bekannte und das Neue sich zu einem eigenartigen Ganzen verknüpften. Der Schauplatz wechselt beständig. Ereignisse, die dem Gedächtnisse längst entschwunden waren, kehren in ihrer eigenartigen Färbung wieder und werden dann von Erlebnissen aus jüngster Zeit abgelöst. Der Gelehrte zum Beispiel erblickt sich im Traume selbst, wie er als Knabe auf der Schulbank des Gymnasiums sitzt und im strengen Examen auf die Fragen des Lehrers antworten muß, aber er kann die richtige Antwort nicht finden, Angst überkommt ihn, und er erwacht schweißgebadet. Nicht immer steht das Geträumte in Beziehung zu der gewohnten Beschäftigung des Träumenden, die seltsamsten Auftritte kommen oft vor, wie wenn zum Beispiel ein ehrsamer Metzgermeister von behäbigem Leibesumfange im Traume auf dem Seile tanzt. Im Traume wird oft der Schwache zum mutigen Kämpfer, während wahrhaft mutige Personen sich zaghaft und furchtsam gebärden. Eigentümlich ist auch die Erscheinung, daß wir im Traume Handlungen verrichten, deren wir in Wirklichkeit gar nicht fähig sind, auf physischem wie auf moralischem Gebiete, ferner, daß wir mit wundersamer Jungenfertigkeit in Sprachen reden, die wir überhaupt nicht oder nur zum winzigen Teile beherrschen. Freilich finden wir beim Erwachen, daß unsre vermeintlichen Sprachkenntnisse in einem sinnlosen Kauderwelsch von Silben und Worten bestanden haben.

Ebenso wechselnd wie die örtlichen Bilder, die vor dem Auge des Träumenden vorüberziehen, sind auch die Personen, die vor ihn treten. Wir glauben mit einer bestimmten Persönlichkeit unserer Bekanntschaft zu reden; auf einmal sehen wir, daß sie eine andre geworden ist und noch immer sich verändert. Die Gestalten des Traumes reden und handeln nur scheinbar in den ihnen zukommenden Charakteren; wenn es zu irgend einer entscheidenden Handlung kommt, dann gestaltet sich diese oft dem Charakter des Träumenden selbst gemäß. Unser Selbstbewußtsein spaltet sich im Traum in eigentümlicher Weise. Wir sehen uns selbst in der Rolle eines andern auftreten, behalten aber das Bewußtsein, daß dieses zweite Ich gewissermaßen aus uns herausverlegt ist, es erscheint uns als ein fremdes, mit dem wir uns aber doch identisch fühlen. So lebhaft die Vorstellungen und Ereignisse des Traumes sind, so bleibt uns doch öfter während desselben das Bewußtsein erhalten, daß das, was wir da erleben, ja nur ein Traum sei. Nach dem Erwachen sind wir meist nicht im stande, uns an das im Traum Erlebte genau zu erinnern. Nur einzelne Vorgänge, die einen besonderen Eindruck auf uns machten, und solche Träume, die wir kurz vor dem Erwachen hatten, sind wir im stande, wiederzugeben. Diese sind es auch, die den Anlaß dazu geben, daß wir wiederholt ein und dasselbe träumen. Im allgemeinen träumen wir von solchen Dingen, die uns besonders nahe gehen oder mit solchen in irgend einem Zusammenhange stehen.

Diese kurze, andeutende Charakteristik des Traumes soll nur die hervorstechendsten Merkmale desselben vorführen, da wir das Hauptgewicht auf die ursächlichen Momente, welche hier in Betracht zu ziehen sind, legen.

Gehören zu den Bedingungen, unter welchen jedes geistige Leben sich gestaltet, Reize, die auf die Sinneswerkzeuge einwirken, um von hier aus zum Gehirn sich fortzupflanzen und von Empfindungen begleitet zu werden, ferner die Verbindung und Ordnung der Empfindungen zu Vorstellungen und Gruppen von solchen, endlich die Unterscheidung und folgerichtige Verknüpfung derselben nach den Grundgesetzen des Denkens, so müssen sich diese Momente in der Entwicklung des seelischen Lebens im Traume wiederfinden, wenn auch, gemäß den veränderten Umständen, in etwas abweichender Gestalt. Der Zustand des Schlafes bringt es mit sich, daß die Sinne den Eindrücken der Außenwelt unzugänglich sind. Dennoch bleiben Reize genug, welche wohl im stande sind, eine Wirkung auf das schlummernde Bewußtsein auszuüben; es sind dies die mannigfachen inneren Reize in den Sinnesorganen selbst, meist physiologischer Natur. Denn die Thätigkeit des Nervensystems, welche auf physikalischen und chemischen Vorgängen beruht, kommt in ihrer Stetigkeit nicht sofort zur Ruhe. Ueberdies bildet der physiologische Hergang des Blutumlaufs die Quelle einer beständigen Reizausübung, desgleichen der Druck und die Spannung der Sinnesmuskeln. So tauchen in dem Gesichtsfelde des geschlossenen Auges kleine Lichtblitze auf, die sich bald verbreitern, bald verschiedenartige Färbungen und Umrisse annehmen, machen sich im Ohre des Schlafenden leise Geräusche, veranlaßt durch den Blutumlauf, bemerkbar, entstehen leise Geruchs- und Geschmacksempfindungen in den betreffenden Sinnesgebieten. Dazu kommen noch die von den inneren Organen, Schlund, Magen, Eingeweiden, ausgehenden Reize; mit ihnen vereinigen sich die Spannungsempfindungen, die ihren Grund in der Lage der Gliedmaßen und des ganzen Leibes haben. Auch von außen kommende Reize bewirken, wenn sie andauernd sind (Ticken einer Uhr, Rieseln des Regens und so weiter) oder heftiger auftreten, die und da eine Erregung des Bewußtseins.

Während nun das wache Bewußtsein die durch die verschiedenen Reize hervorgerufenen Empfindungen gesondert und wohl unterschieden auffindet und verarbeitet, entspricht die Auffassung des Träumenden durchaus nicht der Stärke und Beschaffenheit der Reize, welche in eigentümlicher Weise umgedeutet werden. So erwecken leise Geräusche die Vorstellung des Donners, die Lichtblitze und Funken im Auge die Vorstellung eines strahlend erleuchteten Raumes oder einer in den buntesten Farben schillernden Wiese oder den Anblick einer Menge von Lichtgestalten. Geruchs- und Geschmacksreize von geringer Intensität versetzen uns im Traume an eine blumengeschmückte Stätte, an eine mit würzigen Gerichten besetzte Tafel. Die abgemessene Bewegung der Atembewegungen erweckt in uns das Gefühl des Schwebens und Fliegens, wie denn auch in den meisten Träumen das Gefühl vorkommt, als ob man von einem erhöhten Punkte sanft zur Erde niederschwebe oder immer höher und höher durch den unendlichen Raum fliege. Wer hat nicht schon getraumt, er werde unaufhaltsam einem tiefen Abgrunde zugetrieben, und ist dann erwacht, wenn er gerade vermeinte abzustürzen? Diese letztere Erscheinung erklärt sich aus einer schiefen Lage, die der Körper des Schlafenden auf seinem Lager eingenommen hat, ebenso die Verfolgungserscheinungen, das plötzliche Festgebanntsein auf einem Flecke, wobei die Gefahr immer näher kommt, aus dem Drucke und der Beklemmung des Körpers, besonders des Brustkorbes. Auch Temperaturempfindungen sind an dem Knüpfen des Traumgebildes beteiligt, was zur Folge hat, daß ein Herabfallen der Bettdecke den Träumenden in das Gebiet des ewigen Schnees, große Wärme in die Tropengegenden versetzen kann. Auf diese Weise erfahrt jeder Reiz seitens des Bewußtseins seine besondere Deutung, er wird ebensowenig als das aufgefaßt, was er in Wirklichkeit ist, wie in dem Zustande der Wahnvorstellung, wo zum Beispiel ein weißes Laken für ein Gespenst gehalten wird. Diese Erscheinung wird psychologisch dadurch begründet, daß die Fähigkeit des Bewußt-

Digitized by Google

seins, Elemente der Wahrnehmung durch Verbindung mit andern zu ergänzen, durch den Schlaf gesteigert ist, freilich auf Kosten des richtigen Verständnisses. Denn diese, wie bis zu einer gewissen Grenze jede Steigerung der verbindenden Fähigkeit, ist nur möglich, weil die hemmende und beaufsichtigende Kraft der inneren Aufmerksamkeit im Traume ausgestaltet erscheint.

Die durch die erwähnten inneren und äußeren Reize bewirkten Empfindungen bilden die Anfangspunkte von Vorstellungsreihen, welche nach den Verbindungsgesetzen, nach ihrem früheren räumlichen oder zeitlichen Zusammensein oder nach ihrer Aehnlichkeit, aneinander folgen. Hier zeigt sich eine erstaunliche Kombinationsfähigkeit des Vorstellungsvermögens gegenüber den in das Bewußtsein tretenden Vorstellungen, vermöge welcher mit der größten Schnelligkeit und Leichtigkeit Bild auf Bild zusammengesetzt wird, wobei die Bestandteile derselben von den verschiedensten Seiten entnommen und auf das buntste zusammengewürfelt werden. Diese Erscheinung ist das, was unter anderm manche phantasievolle Philosophen veranlaßt hat, in dem Traume einen über dem gewöhnlichen seelischen Leben stehenden Zustand zu erblicken, als wenn die von den irdischen Banden des Leibes befreite Seele gleichsam in Himmelshöhen weile, wo sie frei schaffe und walte. Wir werden jedoch erfahren, daß es mit der vielgerühmten Erhabenheit des Traumlebens nicht weit her ist, und daß dasselbe vielmehr als eine niedere Stufe des regelmäßigen Bewußtseins zu betrachten ist.

Es ist ungemein fesselnd, Traumerlebnisse auf ihre sie veranlassenden Ursachen zurückzuführen, was oft möglich ist, wenn man unmittelbar nach dem Erwachen sich die Einzelheiten des Geträumten zurückzurufen sucht und sie dann mit seinen Erinnerungen vergleicht, nach den Umständen forscht, welche wohl geeignet sein möchten, die Traumbilder zu veranlassen. Bei einer gewissen Uebung kann man es in der Selbstbeobachtung, selbst während des Traumes, ziemlich weit bringen, doch ist letzteres durchaus nicht anzuraten, da es leicht den Geist zerrütten kann. Folgende Traumzergliederung möge als Beispiel für die Verzweigtheit und Eigenartigkeit der im Traume stattfindenden Vorstellungsverbindungen dienen. Ich träumte einmal, ich stände in einem großen Saale, an eine Säule gelehnt, und betrachtete eine vor mir befindliche Negerkaramane, die ihre Tänze und Sprünge aufführte. Ich wandte mich nach geraumer Zeit zu einem neben mir Stehenden — wer es war, wußte ich nicht — mit den Worten: „Diese Karawane ist gewiß aus dem Zoologischen Garten zu Berlin.“ Dann hatte ich das Bewußtsein, mich im Pariser Jardin des plantes zu befinden. Nach dem Erwachen fand ich bald, daß ich einige Tage vorher in Leipzig, meinem damaligen Aufenthaltsorte, mit einem Bekannten über die verschiedenen Tiergärten gesprochen, wobei ich bemerkt hatte, daß der Berliner Zoologische Garten viel größer sei als der zu Leipzig, und daß dort öfter wilde Völkerschaften zu sehen seien, desgleichen im Pariser Jardin d'acclimatation. Es würde zu weit führen, die mannigfache Art und Weise, wie im Traume Beziehungen zwischen den entferntesten Dingen und Vorgängen hergestellt werden, darzulegen; ein jeder kann dies leicht aus seinem eignen Erinnerungsschatze bestätigen.

Ersheint die verbindende Thätigkeit des Bewußtseins im Traume gesteigert, so ist dafür die logische Bethätigung desselben bedeutend herabgemindert. Die Erlebnisse des Traumes tragen fast insgesamt den Stempel des Zügellosen an sich, es fehlt ihnen in ihrer raschen Flüchtigkeit das verknüpfende Band und die logische Einheit. Keine der Lagen wird ausgelebt, angefangene Sätze werden nicht beendet, Handlungen grundlos unterbrochen. Die unsinnigsten Schlüsse werden aus den unsinnigsten Voraussetzungen gezogen mit einer Naivität, die den Träumenden in das Lebensalter der Kindlichkeit zurückversetzt und den Traum dem Zustande des Irreseins nähert. Mit der Lösung schwieriger Probleme im Traume, einer Erscheinung, die nicht selten ist, verhält es sich gerade so wie mit dem Reden in fremden Sprachen: sie ist nur eine scheinbare. Dabei ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß von den vielen Kombinationen, in denen das Bewußtsein sich ergeht, zufällig einmal eine sich findet, die auf den Träumenden einen starkeren Eindruck macht, auch nach dem Erwachen anhält und die Ermittlung eines verwickelten Verhältnisses erleichtert. Immerhin sind die Berichte von im Traume verrichteten wunderbaren Geistesoperationen mit größter Vorsicht aufzunehmen.

Die Lebhaftigkeit und Sinnlichkeit, welche den Traumbildern durchgängig zukommt, ist es hauptsächlich, was uns das Geträumte als wirkliches augenblickliches Erlebnis erscheinen läßt, wenn wir auch, wie bereits erwähnt, im Traume selbst oft das Gefühl haben, daß das, was wir da erleben, nicht ernst zu nehmen sei und bald in nichts zerrinnen werde; diese Erscheinung hat gewöhnlich kurz vor dem Erwachen statt. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit sind die Traumbilder nur Erinnerungsvorstellungen. Da bei offenen Sinnen die Eindrücke der Außenwelt in unmittelbarer Frische uns zum Bewußtsein kommen, verdunkeln sie die Erinnerungsbilder; im Traume aber kann sich die gesamte geistige Kraft nach innen zusammenfassen, um die sonst abgelastet wiedergegebenen Vorstellungen zu beleben. Schließen wir doch für gewöhnlich die Augen, wenn wir uns an etwas recht lebhaft erinnern wollen, damit die Aufmerksamkeit sich nicht zu spalten braucht und das auftauchende Bild durch nichts an Klarheit verliert. Die Aufmerksamkeit spielt überhaupt eine wichtige Rolle im seelischen Leben des Traumes, ihre Thätigkeit ist es, welche uns die Erklärung der pinchischen Gesetzmäßigkeit des Traumes an die Hand giebt. Nennen wir den Zustand des Bewußtseins, in welchem dasselbe die ihm von der sinnlichen Wahrnehmung und der Erinnerung gelieferten Vorstellungen klar und deutlich auffaßt, sie scharf unterscheidet und aufeinander bezieht, die „Apperception“, so sehen wir leicht, daß mit derselben die Fähigkeit verknüpft ist, die Aufmerksamkeit willkürlich auf bestimmte Objekte zu richten. Ohne in gelehrt-philosophische Erörterungen zu verfallen und etwa uns der Lehre Schopenhauers anzuschließen, gewinnen wir auf Grund der Thatsachen die Einsicht, daß diese operative Thätigkeit des Bewußtseins, mittels welcher dasselbe seinen Vorstellungsinhalt zu logischen Gebilden verarbeitet, innig mit dem zusammenhängt, was man allgemein unter „Wille“ versteht. Der Wille richtet sich nach außen, indem er in den Verlauf der Begebenheiten eingreift, die Apperception nach innen, auf den Ablauf der Vorstellungen; Wille und Apperception sind demnach die beiden Aeußerungen einer und derselben Grundkraft, da jedem Willens- auch ein Apperceptionsakt vorangeht.

Diese Grundkraft ist weit davon entfernt, mystischer Natur zu sein, sie besteht weder in einem irgendwo festgebannten „Seelchen“ noch in einem unbekannten „Vermögen“, sondern ist gleichbedeutend mit der seelischen Kraft, die in dem Bewußtsein überhaupt sich offenbart. Wie nun ein jedes seelische Geschehen von einem physischen begleitet ist, so knüpft sich auch die Thätigkeit der Apperception und des Willens an bestimmte Funktionen des Großhirns, an eine genügende, zu bedeutenden Kraftleistungen befähigende Ernährung desselben. Diese zeigt sich aber im Schlafe herabgesetzt. Die Folge ist, daß zwar das Gehirn seine Arbeit nicht völlig einstellt, aber die geistig-körperliche Disposition des Leibes nicht auf der Höhe ihrer Wirksamkeit steht. Die Zentralkraft des Bewußtseins ist gewissermaßen ausgeschaltet. Das beweisen zwei Erscheinungen: die Unfähigkeit des schlafenden Organismus, sich willkürlich von der Stelle zu bewegen und die Denkthätigkeit auszuruhen. Wenn der logische Prozeß am meisten aussetzt, gewinnt der Einfluß der Vorstellungen an Fülle, eine Vorstellung zieht

Digitized by Google

die andre nach ſich, frei von jeder Beaufſichtigung. So erweiſt ſich denn der Traum als ein Ueberwiegen des Aſſociationsmechanismus über die hemmende Kraft des Verſtandes, die zu ſchwach iſt, um gedankenmäßige Verbindungen herzuſtellen.

Das geiſtige Leben des Traumes iſt nur ein Erſatz für das normale, es iſt mit dem Scheine des Vernünftigen behaftet, während in Wirklichkeit hier das Bewußtſein mit ſeinen Vorſtellungen nur ſpielt oder vielmehr als ein Spielball des Kommens und Gehens jener erſcheint. Der Träumende lebt in einer Welt, die ſich vor ſeinen Augen moſaikartig beſtändig aufbaut und wieder verſchiebt, ohne daß er im ſtande iſt, die Dinge zu kontrollieren, an Bekanntes anzureihen. Daher auch jenes eigentümliche Gefühl der Befremdung, welches uns nach dem Erwachen beim Anblicke unſrer gewohnten Umgebung befällt, das vorübergehende Unvermögen, eine Beziehung zwiſchen der Welt des Traumes und der Wirklichkeit herzuſtellen. Wie ſehr der Ablauf der Traumbilder der Macht des Willens entrückt iſt, zeigt auch die bekannte Thatſache, daß man wiederholt aufwachen kann, um ſofort daſſelbe weiterzuträumen, trotzdem man bemüht iſt, den Traum abzuſchütteln.

Bald gaukelt uns der Traum liebliche und erfreuende Bilder vor, bald bannt er uns in eine düſtere und ſchreckliche Umgebung, erquickend und tröſtend einerſeits und wiederum zerrüttend und quälend. Er ſtellt ſich dar als die Fortſetzung des wachen Lebens, das ſich in dem matt und trüb gewordenen Spiegel unſers Bewußtſeins als phantaſtiſcher Schattentanz abbildet.

Der neue Kaiſerhafen in Bremerhaven.

(Zu dem Bilde Seite 21.)

Wie ſehr das Kaiſerwort: „Unſre Zukunft liegt auf dem Waſſer“ zutrifft, wiſſen vor allem die deutſchen Seeſtädte, von denen der transozeaniſche Schiffsverkehr ausgeht. Nach Hamburg rangiert unter dieſen ſeit langen Jahren Bremerhaven, das den Ausgangspunkt der großen Mehrzahl der ſtolzen Schiffe des Norddeutſchen Lloyd bildet.

Die dortigen Hafenbauten geben, wie kaum irgend welche andern an der deutſchen Küſte, ein gedrängtes Bild von der ganz erſtaunlichen Entwicklung der deutſchen Handelsſchiffahrt während der letzten Jahrzehnte. In den nahe am Meere gelegenen Nordſeehäfen erfordert der Wechſel von Flut und Ebbe bekanntlich den Bau künſtlicher, durch Schleuſenthore vom Strome abgeſchloſſener Hafenbaſſins. Die ſtetig wachſenden Schiffsdimenſionen machten nun in kurzen Zwiſchenräumen auch den Bau neuer Häfen mit immer größeren Schleuſen- und Tiefenverhältniſſen nötig. Während des letzten Jahrzehnts hat der Bremer Staat mit einem Koſtenaufwande von 18 Millionen Mark nun wiederum einen neuen Hafen, den „Kaiſerhafen“, geſchaffen, der vorläufig in ſeinen Dimenſionen und Anlagen geeignet iſt, allen Anſprüchen zu genügen. Von einem Teil dieſes gewaltigen Waſſerbaus giebt unſer Bild eine Anſicht. Der neue Kaiſerhafen wird faſt ausſchließlich von den Schiffsrieſen des Norddeutſchen Lloyd benutzt; den ſtolzeſten Repräſentanten der Flotte dieſer Geſellſchaft, den Doppelſchraubenſchnelldampfer „Kaiſer Wilhelm der Große“, der den Ruhm in Anſpruch nehmen darf, augenblicklich nicht nur das größte, ſondern auch das ſchnellſte Schiff der Welt zu ſein, zeigt die Mitte der Bilder. Das mächtige Schiff hat eine Länge von 625 Fuß, ſeine Maſchinen haben 28 000 Pferdeſtärken, und es hat eine Ladefähigkeit von 14 500 Regiſtertonnen; 500 Tonnen Kohlen (10 000 Centner) ſind täglich erforderlich, um die Maſchinen zu treiben, und die Beſatzung zählt rund 500 Köpfe. In etwa fünfeinhalb Tagen durchfliegt das prächtige Schiff mit einer Geſchwindigkeit von ungefähr 23 Meilen in der Stunde den Atlantiſchen Ozean zwiſchen Bremen und New York. Den Hintergrund der Anſicht bildet der Weſerſtrom, deſſen Verbindung mit dem Hafen durch die links im Mittelgrunde zum Teil ſichtbare Kammerſchleuſe, die größte ihrer Art in ſämtlichen Häfen der Welt, hergeſtellt wird. Die Schleuſe hat eine Länge von mehr als 220 Metern und bietet infolgedeſſen allen augenblicklich vorhandenen Schiffen bequemen Durchlaß. Aber ſchon ſind neue Schiffskoloſſe in Bau, beziehungsweiſe in Auftrag gegeben, für die auch die Größenverhältniſſe des Kaiſerhafens kaum noch ausreichend ſein werden, und in wenigen Jahren dürfte der Bremer Staat wieder vor der koſtſpieligen Anſigabe eines neuen Hafenbaus ſtehen.

P. Hoed.

Sonntag.

Die Sonntagsglocken gehn tief und ſchwer,
Und Feierſtille iſt ringsumher ...
Ich ſtehe am Fenſter und lauſche dem Klang,
So traurig das Herz und die Seele ſo bang!
Ach, Lieb, da wandern wir nun allein,
Fern voneinander, ins Leben hinein,
Und jede Stunde und jeder Schritt
Nimmt unbarmherzig ein Stücklein mit.

Solange der Alltag flutet und lärmt,
Fragt keiner, ob ſich das Herz wohl härmt;
Doch ſo am Sonntag, wo alles ſtill,
Wo alles ruht und ſich freuen will,
Faßt mich die Sehnſucht mit einemmal,
Und doppelt fühl' ich die ſtumme Qual
Und ſehe vor Thränen die Welt nicht mehr —
Und die Sonntagsglocken gehn tief und ſchwer.

Gertrud Triepel.

Digitized by Google

Tantalus.

Novelle

von

Paul Heyse.

Der Nachtzug, der von Norden kam, brauste in die weite Halle des Münchener Bahnhofes hinein. An der weitgestreckten Wagenreihe liefen die Schaffner entlang, rissen die Thüren auf, nahmen das Handgepäck der Reisenden in Empfang, und der Bahnsteig füllte sich mit einem Gewühl übernächtig blickender, verstaubter und ungewaschener Gesichter. Indessen fuhr die Lokomotive noch eine Weile fort, stöhnend und keuchend ihren Dampf auszustoßen, der die weite Halle mit dichtem, weißem Gewölk bis hinauf zum höchsten Eisenfparrwerk erfüllte.

Schon war der Menschenstrom zu den Ausgängen hinausgeflossen, als in der Thür eines der vordersten Schlafwagen noch ein Nachzügler erschien, dessen unsicher herumspähende Miene den Eindruck machte, daß der Reisende die Ankunft in München verschlafen habe und jetzt noch kaum sich völlig ermuntern könne.

Seine Kleidung, der breitrandige schwarze Hut, das lose umgeschlungene seidene Halstuch und ein Mantel, der an die Mäntel der Hirten in der römischen Campagna erinnerte, ließen auf einen Künstler schließen. Dazu stimmte auch das Gesicht mit seinen klaren, scharfen Zügen und den vollen, aber feingeschwungenen Lippen, die von einem weichen braunen Bart umschattet waren. Sie waren frisch und rot, während das übrige Gesicht durch seine Alabasterblässe fast einen geisterhaften Eindruck machte. Unter der bleichen Stirn glühten zwei dunkle, fast ganz schwarze Augen mit einem seltsam müden, starren Blick, als hätten sie auch im Schlaf keine Ruhe gefunden.

Ein Packträger hörte endlich auf den Ruf des Verspäteten und eilte herbei, seinen Handkoffer in Empfang zu nehmen. Dann stieg der Herr langsam die hohen Trittbretter hinab, blieb unten einen Augenblick stehen und sah in das Dampfgewölk hinauf, zog dann den herabfallenden Mantel wie fröstelnd um die Schultern herauf und wandte sich, hinter dem Kofferträger, dem Ausgange zu. Er that dabei langsam einen Schritt nach dem andern, wie voranstastend mit suchenden Füßen. „Nicht so schnell, mein Freund!“ rief er dem Dienstmann zu. „Wir finden doch wohl noch eine Droschke.“

„Guten Tag, lieber Lars!“ hörte er plötzlich eine Frauenstimme hinter sich sagen. „Glücklich angekommen? Haben Sie eine gute Fahrt gehabt? Fast hatte ich die Hoffnung aufgegeben, Sie noch zu finden, da ich umsonst bis ans äußerste Ende des Zuges alle Wagen visitiert hatte.“

Der Reisende blieb mit einer Bewegung, die fast ein Erschrecken verriet, stehen und wandte sich um; vor ihm stand eine schöne junge Dame in einer leichten, dunkeln Frühjahrstoilette, die ihrer schlanken Gestalt sehr gut stand, auf dem blonden Kopf ein schwarzes Sammethütchen, mit ein paar grauen Federn geziert.

„Nadine!“ sagte der Ueberraschte. „Sie hier, liebe Freundin! Und ich hatte meinem Diener doch streng eingeschärft —“

„Schelten Sie den guten Patriarchen nicht, lieber Lars! Er hat mir feierlich erklärt, er dürfe Tag und Stunde Ihrer Rückkehr keinem Menschen verraten. Nicht einmal er selbst solle Sie am Bahnhof empfangen. Als ich ihm dann auseinandersetzte, auf mich finde das Verbot keine Anwendung, ich sei kein gewöhnlicher Mensch, sondern der Vormund und die Vorsehung seines Herrn, ich hätte Sie zu dieser Reise getrieben und müsse nun durchaus zuerst wissen, welchen Erfolg sie gehabt habe, da wagte Freund Blume nicht länger, sich zu widersetzen. Und was hat es auch geschadet, daß er geplaudert hat? Sind Sie gar nicht ein bißchen froh, daß gleich das erste Münchener Gesicht, dem Sie hier begegnen, das meine ist?“

Er antwortete nicht sogleich. Er hatte seine großen, dunkeln Augen, während sie sprach, starr auf das reizende Gesicht geheftet, das ihm mit einer schlecht verhehlten zärtlichen Bangigkeit entgegensah. Als hätte er alle ihre Worte überhört, fast wie zu sich selbst redend, sagte er endlich: „Ist es denn möglich? Kann denn diese Frau noch schöner geworden sein? Ich habe dies Gesicht doch beständig vor mir gehabt, wenn ich nach innen sah, und doch — es ist mir ganz neu — ganz neu —“

Sie errötete unter dem Schleier. „Was Sie da für thörichte Dinge reden, Lars! Wenn etwas Wahres daran wäre, so könnt' es nur sein, daß die Reise Ihren Augen gut bekommen ist, daß Sie endlich ganz klar darüber geworden sind, welch ein Ausbund von Schönheit Ihre alte Freundin ist. Aber Scherz beiseite! Diese schmeichelhafte Illusion danke ich nur meinem Schleier. Der schöne Wahn wird bald genug entzweireißen.“

Sie that einen Schritt dem Ausgang zu. Er

Digitized by Google

hielt sie sanft am Arm fest. „Sagen Sie mir nur erst, liebe Freundin," brachte er in fast ängstlichem Tone hervor, „das Weiße da oben — der dichte Nebel — ist er nur für meine Augen vorhanden, oder der Dampf der Lokomotive?"

„Aber gewiß," fiel sie ihm ins Wort. „Was sollt' es anders sein? Das Dampfroß hat seinen Geist aufgegeben, der noch eine Weile in der Luft herumspukt. Aber nun lassen Sie uns zu einer Droschke kommen."

Sie nahm seinen Arm und führte ihn nach dem Ausgang des Bahnhofs.

„Halten Sie mich nicht für einen Siebenschläfer," sagte er, „weil ich der letzte bin. Mein Schlafkamerad im Coupé bestand darauf, daß die Lampe gelöscht werden sollte. Nun kann ich ohne Nachtlicht nicht schlafen. Wenn ich so im Finstern aufwache, überfällt mich sofort das Grauen, als habe sich mein Schicksal schon vollzogen, die Nacht sei nicht um mich, sondern in mir. Und da habe ich denn wach gelegen, bis der Morgen dämmerte. An Gedanken, mit denen ich mir die Zeit vertreiben konnte, fehlte mir's ja nicht. Erst ein paar Stunden vor der Ankunft fand ich denn auch noch ein bißchen unruhigen Schlaf."

Sie waren zu einer Droschke gelangt, Lars half der Freundin hinein und rief dem Kutscher die Straße und Nummer ihrer Wohnung zu. „Erst muß ich Sie nach Hause bringen," sagte er.

„Sie wollen mich so rasch als möglich loswerden?"

„Nein, aber ich bin Ihrer Gesellschaft nicht eher würdig, als bis ich das Bad genommen habe, das mein treuer Blume mir hergerichtet hat. Sehen Sie, in diesem unsäuberlichen Zustande wage ich nicht einmal, Sie zu umarmen, wozu mich mein Herz doch mächtig drängt, und was in der Aufregung des Wiedersehens kein Mensch, am wenigsten Sie selbst, mir übelgenommen hätten. Wir können das vielleicht später nachholen, meinen Sie nicht? Ich lasse mich wohl im Lauf des Tages bei Ihnen sehen, möchte auch Ihrem Bruder die Hand drücken. Wie ist es euch beiden ergangen in den acht Tagen, seit ich meinen Passionsweg angetreten habe?"

„Foltern Sie mich nicht mit so gleichgültigen Reden!" brach es leidenschaftlich aus ihr hervor. „Sie wissen, mit welcher Ungeduld ich und Max auf das Ergebnis Ihrer Reise gewartet haben. Nicht eine Zeile haben Sie geschrieben, weder aus Wien noch aus Prag und Berlin. Mußte uns nicht schon das Schweigen ängstigen? Wenn Sie etwas Gutes zu melden gehabt hätten, wären Sie doch nicht stumm geblieben. Max ist ein Sanguiniker. ‚Du wirst sehen,' sagte er, ‚er will uns nun in Person damit überraschen, daß er freigesprochen ist.' Ich — mit meiner Bergeslast auf dem Herzen — o Lars, warum keine Silbe in der langen Zeit!"

„Liebe Freundin," sagte er und ergriff ihre Hand, „was hätt' ich melden sollen? Wer viel fragt, bekommt viel Antwort. Aussprüche von Orakeln pflegen seit den Tagen der griechischen Pythia dunkel zu sein. Nun, über allzu tröstliche Klarheit der mir zu teil gewordenen habe ich nicht zu klagen. Jedenfalls aber habe ich im Umgang mit diesen berühmten drei Spezialisten eine so genaue Kenntnis meines Leidens und einiger nahverwandter erhalten, daß ich mich um einen Lehrstuhl der Augenheilkunde bewerben könnte. Wobei ich noch den Vorteil hätte, die nötigen Demonstrationen am eignen Leibe machen zu können."

Sie entzog ihm hastig ihre Hand. „Ich sehe, daß Ihre frühere Freundschaft für mich erkaltet ist. Wenn Sie nur im geringsten mich zu schonen wünschten, würden Sie meine Angst und Unruhe nicht mit so zweideutigen Reden bis zum Unerträglichen steigern."

Er schüttelte mit einer trübsinnigen Miene den Kopf.

„Sie thun mir sehr unrecht, geliebte Frau," sagte er. „Es wird mir nur Ihnen gegenüber ein bißchen schwerer, den Spruch der weisen Richter über die Lippen zu bringen, als diesen selbst. Aber wenn Sie darauf bestehen — und auf die Länge läßt sich die Wahrheit ja doch nicht verschweigen — nun denn: la nuit sans phrase!"

Er fühlte, wie sie zusammenfuhr, so große Mühe sie sich gab, ihre Erschütterung zu verbergen. Erst nach einer Weile fand sie so viel Atem, um in scheinbar gelassenem Ton hinzuwerfen: „Und Sie glauben dem Orakelspruch? Als ob den Augen dieser Seher die Zukunft nicht ebenso in Nacht gehüllt wäre, wie sie es ihren Gläubigen vorausſagen. Wie oft soll ich Ihnen erzählen, lieber Freund, daß ein berühmter Spezialist meiner guten Mutter geweissagt hat, in Jahr und Tag würde auf ihren beiden Augen der graue Star operiert werden müssen? Und dann hat sie bis zu ihrem Tode noch zehn Jahre morgens und abends ohne Brille ihre Zeitung gelesen."

„Ich gönne das der guten Frau nachträglich von Herzen," versetzte Lars mit einem mühsamen Lächeln. „Auch hätte mich das schöne Geschichtchen gewiß noch eine Weile getröstet und mich an meine Münchener Autorität glauben lassen, der zufolge weder der graue, noch der schwarze Star zu fürchten war. Aber wer war's, der ‚aus meinem Frieden mich herausgeschreckt', darauf gedrungen hat, daß ich noch an andern Orakelthüren anklopfen sollte? Und wenn ich Ihnen nun zur Beruhigung verrate, daß die Sprüche allerdings nicht einstimmig ausgefallen sind, man also an ihrer Unfehlbarkeit einigen Zweifel hegen darf? Denn es ist sehr merkwürdig: nach dem Wort, ‚womit du sündigst, daran sollst du gestraft werden,' wird ein armer Maler, der mit seinen Augen ein üppiges, verschwenderisches Spiel getrieben hat, zum Erblinden verurteilt. Aber man ist so gütig, wenigstens seinem Farbensinn Rechnung zu tragen, man läßt ihm die Wahl zwischen dem grauen, schwarzen und grünen Star, nein, nicht eigentlich die Wahl; nur daß es interessant ist, abzuwarten, in welcher Farbe die ewige Nacht über ihn hereinbrechen wird."

Er unterbrach sich einen Augenblick, zog sein Taschentuch hervor und fuhr damit über das Fenster der Droschke, das feucht angelaufen war.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Diesmal ist der Nebel wirklich nicht in, sondern außer mir," sagte er, vor sich hinlächelnd. „Sie glauben nicht, liebe Freundin, wie widerwärtig das ist, daß man nicht mehr weiß, ob man sich auf seine eignen Augen verlassen kann. Wie wenn man plötzlich an einem alten Diener irre würde, dem man fünfunddreißig Jahre blindlings vertraut hat. Wenn er einem noch auf einmal für immer durchginge, daß man wüßte, woran man wäre. Aber so! Diese Bestie von einer Krankheit! Spielt mit einem, wie die Katze mit der Maus. In diesem Augenblick seh' ich Ihr liebes Gesicht so hell und ungetrübt wie je; und vielleicht schon in der nächsten Minute, wenn der Nebel wieder kommt —"

Sie haschte nach seiner Hand und drückte sie lebhaft. „Sie haben doch ein wenig Fieber," sagte sie. „Nein, reden Sie vernünftig. Ich weiß immer noch nicht, was Ihre Orakel gesagt haben."

„Nun, wie ich schon bemerkt habe, es war sehr interessant. Aus den Symptomen, die ich ihnen mitteilte, las jeder sich etwas andres heraus. Der erste wollte Winkelzüge machen, ganz wie mein guter hiesiger Freund. Sie nennen das schonen, daß man erst am eignen Leibe erfahren muß, was sie einem verschwiegen haben. Als ob ein vernünftiger Mensch nicht lieber mit aufrechtem Nacken seinem Schicksal entgegenginge! Als ich ihm dann erklärte, ich sei kein nervöses Frauenzimmer und wolle nicht ‚geschont' sein, gestand er mir, der Augennerv sei erkrankt, vom granen Star leider keine Rede, das Verderben gehe langsam aber sicher seinen Gang, und keine Operation könne es aufhalten.

„Ich bedankte mich für gnädige Straf' und reiste zu Nummer zwei. Der gab mir für mein gutes Geld auch den Namen meiner Krankheit, einen wunderhübschen Namen, Amaurosis. Nicht wahr, das klingt vornehmer als das gemeine ‚schwarzer Star'. Im Grunde ist es dieselbe nichtswürdige Sache. Und auch was Nummer drei ihr für einen Namen gab — Glaukoma nannte er's, da er es für den grünen Star hielt —, ich gestehe, all diesen illustren Benennungen zöge ich eine ganz ordinäre Augenentzündung bei weitem vor. Bei dem grünen Glaukom freilich hat man noch die Chance, durch eine Operation, die auch einen wundervollen griechischen Namen hat, ein bißchen von seiner Sehkraft zu retten, nur so zum Hausgebrauch, zur Malerei schwerlich ausreichend. Es wird einem da ein Stück von der Regenbogenhaut ausgeschnitten, wie es scheint, um ein Fensterchen oder eine Luke zu öffnen, durch die etwas Tageslicht ins Auge dringt. Leider kann man sich den Spaß nur in akuten Fällen erlauben, und Sie wissen, wie chronisch schleichend die Geschichte bei mir sich vorbereitet hat. Schon bald, nachdem ich von Italien zurückgekommen war — das ist nun anderthalb Jahre her, und seitdem wird der Nebel, in dem das Maultier seinen Weg sucht, immer dichter.

„Aber wir wollen nicht winseln, liebe, geliebteste Freundin. Es giebt noch schöne Augenblicke im Leben, wo ich sogar das kleine, braune Fleckchen an Ihrem Halse erkennen kann. Nur dürfen Sie nicht so stumm bleiben, hören Sie? Nächst Ihrem holden Antlitz, wissen Sie ja, ist Ihre Stimme das Liebste, was ich auf der Welt kenne. Warum sind Sie nun so verstummt? Haben Sie wirklich erwartet, der arme Sünder werde von seinen Geschworenen freigesprochen werden?"

Sie hatte sich abgewendet. Er sollte nicht sehen, daß ihr die schweren Tropfen über die Wangen liefen. Mit äußerster Anstrengung bezwang sie ihren inneren Jammer und sagte: „Es hat schon sonst Justizmorde gegeben, auf unsichere Indizien hin. Mnten Sie mir zu, daß ich mich bei diesem Urteil beruhigen solle? Nein, Lars, wir legen Berufung ein, wir gehen an die höhere Instanz. In Paris —"

„Liebste Freundin," unterbrach er sie und zog ihre Hand an seine Lippen, „warum wollen Sie die Qual der Ungewißheit uns beiden noch verlängern? Ich habe Ihnen zu Gefallen diese Wallfahrt unternommen, obwohl ich mir von keinem Propheten sagen zu lassen brauchte, was ich als den Spruch meines Schicksals in mir fühlte. Nun, nachdem das dreier Zeugen Mund die Wahrheit kund geworden war, wünsche ich nichts als in aller Stille das Unvermeidliche abzuwarten. Wenn ich sagen sollte, daß das eine heitere Perspektive sei, müßte ich freilich lügen. Für manchen andern wäre die Sache nicht gar so schlimm. Ich habe hier in München Blinde herumgehen sehen, ohne Führer, mit einem Stock sich ihren Weg sichernd, nur zuweilen blieben sie stehen, wenn ein Geräusch herankam, über das sie nicht gleich klar waren. Sie sahen ganz fröhlich und zufrieden aus. Und haben wir beide früher nicht den guten Boschaftsrat gepriesen um seine heitere Gemütsstimmung, seine Fähigkeit, trotz der Nacht um ihn her am Leben teilzunehmen und sogar thätig zu bleiben? Nur daß ein Mensch, dessen Metier gerade auf die Augen angewiesen ist, wenn die streiken, nicht leicht umsatteln und etwas vornehmen kann, das ihn nur einigermaßen befriedigt. Der alte Homer hatte gut lachen! Man erzählt ihm nach, er habe die Gestalt des toten Achilleus aus dem Grabe heraufbeschworen, der Heros sei ihm auch erschienen, aber in so furchtbar flammender Rüstung, daß Homer plötzlich erblindet sei. Zum Trost dafür habe ihm Juno die Gabe der Dichtung verliehen. Was aber könnte ich besingen? Meine Liebe zu Ihnen, auch wenn sie mich plötzlich zum Lyriker machte, würde sie so viele Bände füllen, daß ich mir einbilden dürfte, daran ein richtiges Tagewerk zu thun?

„Und sehen Sie, immerhin wäre es etwas spät, noch einen andern Beruf zu ergreifen, bloß um mich überhaupt noch nützlich zu machen, wenn man das mit lyrischen Gedicht überhaupt könnte. Gerade bis in mein fünfunddreißigstes Jahr hab' ich's gebracht — nel mezzo del cammin di mia vita — und Sie müssen mir doch zugeben, ich dürfte mir endlich sagen, daß ich wohl auch zu den Berufenen gehörte — meine letzten Arbeiten zeigten, was ich wollte und konnte — und da, aus heiterem Himmel dieser Schlag — das stolze Gebäude meiner Hoffnungen, meines Ehrgeizes kracht zusammen, nichts bleibt mir, als an die Thür

Digitized by Google

meines Ateliers zu schreiben: Gänzlicher Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäfts. Und nicht wahr, ich bin doch wohl noch etwas zu jung dazu, um wie jene beiden Biedermänner mir mit heiterem Gesicht und vorgestrecktem Stock meinen Weg in den Straßen Münchens zu suchen und darüber nachzudenken, ob Raffael ein großer Maler geworden sein würde, auch wenn er ohne Augen zur Welt gekommen wäre."

Sie hatte, während er sprach, unverwandt zu dem Fenster an ihrer Seite hinausgestarrt. Die Thränen waren versiegt. Eine starre Verzweiflung sprach aus ihren blassen Zügen. Nun endlich wollte sie etwas erwidern, das erste beste, was ihr auf die Zunge kam, da sie ihr Innerstes nicht aufschließen durfte, da hielt die Droschke.

Lars öffnete den Schlag und stieg aus, ihr den Arm zu bieten.

„Ich habe Ihnen noch so viel zu sagen, lieber Freund," warf sie hastig hin, da sie hinausgesprungen war. „Aber erst müssen Sie ruhen von der unerquicklichen Nachtfahrt. Wollen Sie nicht zu Tische kommen? Max würde sich so freuen, Sie zu sehen, und Sie wissen, wie angeschmiedet er an sein Bureau ist."

„Zu Tische nicht," erwiderte er. „Ich weiß nicht, ob ich bis dahin fertig werde mit allem, was während meiner Abwesenheit sich angesammelt hat. Aber nach Tische, so zu Ihrem Fünf-Uhr-Thee — oder erwarten Sie da Besuch?"

„Ich werde Sorge tragen, daß wir ungestört bleiben. Einstweilen thun Sie mir's zuliebe und grübeln Sie nicht über das, was alle unsre Weisheit nicht ergründen kann. Versprechen Sie mir das!"

Sie hielt ihm die Hand hin, die er kräftig drückte. „Alles, was in meiner Macht steht, steht immer in Ihrem Dienst. Auf Wiedersehen. Grüßen Sie unsern Staatsmann!"

Er sah ihr nach, bis sie im Hauseingang verschwunden war. Ein Schatten senkte sich über sein Gesicht, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Dann rief er dem Kutscher die Nummer seiner Wohnung in der Schwanthalerstraße zu und stieg langsam wieder ein, nachdem er gegen den hellen Maihimmel die Augen in einer Art Lichthunger weit geöffnet hatte, als ob er es ihnen gönnen wollte, sich einmal recht satt zu trinken.

*

Vor dem Hause in der Schwanthalerstraße stand, schon seit einer Stunde, Blume, „der Patriarch".

Den Spitznamen hatten ihm die Heiligenmaler aufgebracht, denen er viele Jahre zu ihren Erzvätern und Aposteln Modell gesessen hatte. Sein regelmäßiges Gesicht mit dem friedlichen Augenaufschlag und die langen, bis auf die Schultern niederwallenden Haare hatten ihn zu diesem ehrwürdigen Beruf geeignet erscheinen lassen, nachdem er in seinem früheren eines kleinen Schenkwirts abgewirtschaftet hatte, weil sein geistlicher Hang und das fleißige Kirchenlaufen ihm hinderlich gewesen waren, sein Geschäft mit der nötigen Pünktlichkeit und munteren Manier zu versehen. Einer seiner Stammgäste hatte ihn dann beredet, sich der Kunst zu widmen, wobei er sich ein Dutzend Jahre sehr wohl befunden hatte. Er hatte nichts zu thun gehabt, als sich den Bart wachsen zu lassen und sein Haupthaar zu kämmen, und konnte dabei nach Herzenslust so viel Messen und Rosenkranzandachten besuchen, wie er wollte.

Lars, da er keine Kirchenbilder malte, war ihm nur hin und wieder in den Ateliers guter Freunde begegnet. Als er aber vor zwei Jahren aus Italien zurückgekehrt war, traf er ihn einmal auf der Straße in einem höchst mitleidswürdigen Aufzug, Haar und Bart gestutzt, aber verwildert, in abgetragenen Kleidern, aus seinem Gesicht die himmlische Verklärung verschwunden, die er so lange als ein Kennzeichen seines Berufs zur Schau getragen hatte. Er erzählte dem mitleidigen Künstler, daß es mit dem Modellsitzen vorbei sei, indem er auf einen kleinen, roten Auswuchs zwischen seinen ehrwürdigen Augenbrauen hinwies, der sein Gesicht allerdings nur ein wenig entstellte. Er hatte aber eine so hohe Meinung von seinem früheren Idealkopf, daß er ihn um keinen Preis in seiner jetzigen „Verschandelung", wie er es nannte, Künstlerangen hätte preisgeben mögen.

Ein kleiner Ausgeherposten bei einer Versicherungsgesellschaft hatte ihm so viel eingetragen, daß er nicht gerade zu verhungern brauchte. Als ihn Lars fragte, ob er gegen einen guten Lohn, Beköstigung und vollständige Bekleidung in seinen Dienst treten wollte, traten ihm die Thränen in die Augen. Er war immer schweigsam gewesen, fand auch jetzt kein Wort des Dankes, sondern haschte nur nach der Hand seines freundlichen Gönners und küßte sie auf offener Straße so inbrünstig, daß Lars sie ihm errötend entzog.

Seitdem hatte er sich musterhaft aufgeführt. Es war ihm eine hohe Befriedigung, auf diese Art doch noch ferner der Kunst dienen zu dürfen, indem er seines Herrn Pinsel wusch, die Palette reinigte, Blendrahmen aufspannte und fertige Bilder einpackte und zur Bahn beförderte. Zu seinen kirchlichen Uebungen ließ ihm Lars alle erwünschte Zeit.

Auch heute hatte er eine frühe Messe gehört, dann aber, lange vor der Zeit, seinen Posten unten bei der Hausthür eingenommen, da man nicht wissen konnte, ob der Zug sich nicht verfrühte. Statt dessen hatte er übermäßig lange warten müssen, da Lars erst seine Freundin nach ihrem Hause gebracht hatte.

Er begrüßte den Herrn mit einer stummen Verbeugung, belud sich mit dem Handkoffer und stieg die vier hohen Treppen voran, sehr niedergeschlagen, da er an Lars' Miene gemerkt hatte, in wie wenig tröstlicher Stimmung er zurückkehrte. Nur aus allerlei halben Worten hatte er sich zusammengereimt, zu welchem Zweck die Reise unternommen worden war, und erst eine schüchterne Frage gegen Frau Nadine hatte seine Vermutung bestätigt.

Auch Lars war einsilbig. Erst als sie oben angekommen waren und in das große helle Atelier eintraten, sagte er: „Sie haben lange auf mich warten müssen, Blume. Wenigstens aber werden Sie nachts besser geschlafen haben als ich."

„Haben der Herr Professor sonst — eine gute

Digitized by Google

Reise gehabt?“ stammelte der Alte, wobei er seinem Herrn nicht ins Gesicht zu sehen wagte.

Er nannte ihn hartnäckig Professor, weil er von seiner Künstlerschaft die höchste Meinung hatte. Lars hatte sich's anfangs ernstlich verbeten, sich dann aber darein ergeben, da es dem treuen Menschen durchaus nicht abzugewöhnen war.

Statt aller Antwort nickte der Maler nur zerstreut und trat, noch in Hut und Mantel, vor die große Leinwand auf der Staffelei mitten im Atelier. Der Stuhl stand noch davor wie vor acht Tagen, da er zuletzt an dem Bilde gemalt hatte. Mit einem eigentümlichen Aufleuchten in den dunkeln Augen ließ er sich jetzt darauf nieder und betrachtete unverwandt das Bild.

Es war eines von vieren, in denen Lars die Jahreszeiten geschildert hatte, im Auftrage eines reichen Amerikaners, der sich in der Nähe von Sorrent eine Villa gebaut und gewünscht hatte, mit diesen Gemälden den Speisesaal zu dekorieren. Zwei derselben hatte der Künstler noch in Rom vollendet, und sie hatten ihm von der dortigen amerikanischen Kolonie neue Aufträge eingebracht: der Frühling, den eine im Garten spielende Kinderschar darstellte, unter der Hut eines lieblich herangereiften Jungfräuleins, das in verlorenem Sehnen in die Ferne blickte; der Herbst, dessen schöne, klare Sonne eine kleine Gesellschaft römischer junger Herren und Damen bei einer sogenannten Ottobrata, einer Landpartie im Oktober, im Hain der Egeria genoß. Den Sommer und den Winter hatte er nur untermalt nach München mitgenommen, als ihn sein Herz dorthin zurückrief. Hier aber war nur das Winterbild fertig geworden, ein Trupp Bergbewohner, die in der Mitte der Heiligen Nacht unterm Sternenhimmel nach einem einsamen Kirchlein zogen, dort die Weihnachtsandacht zu feiern. Das Bild stand schon in seiner Liste verpackt hinten an die Wand der Werkstatt gelehnt und wartete auf die Vollendung des vierten, worin den Maler die Sorge um sein Augenlicht unterbrochen hatte.

Dieses Sommerbild war dem Künstler das liebste von den vieren. Er hatte es oft umkomponiert und war erst zuletzt damit ins Reine gekommen. Am Meeresufer lag eine schöne blonde Frau in heller Sonne, eben aus dem Bade gekommen und sich wohlig in der reinen Himmelsglut ausstreckend. Man sah den schönen, weißen Leib in einer kühnen Verkürzung vom Rücken aus, der sich in ein weich aufgebauschtes rotes Gewand vergrub. Vom Gesicht nur ein schmales Streifchen, nur ein winziger Funken des glänzenden Auges, das reiche, blonde Haar aufgelöst über die nackte Schulter verbreitet. Der eine Fuß wurde noch von der silbernen Brandung überspült, das linke Bein war zurückgebogen, so daß sein rosiges Knie sich glänzend gegen die blaue Flut abhob. Neben der Schönen lag ein großer Neufundländer, weiß und grau gefleckt, um dessen Leib seine Herrin den einen zarten Arm gelegt hatte. Er blickte in gravitätischer Ruhe auf die weite Meeresfläche hinaus, wo soeben ein Segelboot aufgetaucht war, ein junger Fischer darin, der sich vom Winde treiben ließ, während er träumerisch nach dem Ufer blickte, ahnungslos, an welch einem kostbaren Schatz ihn der Wind vorbeiführte. Die Wange der Frau schien ein leises Lächeln zu überfliegen, sie fühlte sich aber in ihrer stolzen Schönheit sicher genug, um allenfalls auch gegen einen Ueberfall geschützt zu sein, wenn der Wind plötzlich umspränge und den Jüngling zu ihren Füßen triebe.

Auch dies Bild war vollendet, bis auf die Frauengestalt, an der der Maler sich immer noch nicht genug gethan hatte. Es war ihm nicht geglückt, in München ein Modell ganz nach seinem Herzen aufzutreiben. Doch ein oberflächlicher Beschauer mochte auch an dem nur leicht untermalten Körper nicht allzuviel vermissen. Gerade aber in der leidenschaftlichen Aufregung, auch hier sein feines künstlerisches Gewissen zu befriedigen, hatte ihn die plötzliche Verschlimmerung seines Augenleidens überfallen, an dessen letzten Ernst er lange nicht hatte glauben wollen.

Als sein alter Diener nach einer Weile wieder ins Atelier trat, fand er Lars vor dem Bilde, immer noch den Hut auf dem Kopf. Der Mantel war über die Lehne des Stuhles zurückgeglitten, in den Händen hielt er Pinsel und Palette und malte eifrig an dem Lockenhaupt, dessen Glanz in der vollen Sonne ihm nicht leuchtend genug erschien. Als er das Eintreten des Patriarchen überhörte, wagte der zu fragen, ob der Herr Professor nicht kommen wolle; das Bad sei fertig, genau zwanzig Grad, es werde sich verkühlen.

„Gleich, gleich!“ nickte der Maler, setzte noch ein paar Lichter auf und stand dann einige Augenblicke, seine Arbeit betrachtend, ehe er das Malgerät weglegte. Er war in sehr guter Stimmung, vor seinen Augen weder Nebel noch Funken und Farbenspiel, die Ruhe auf der Reise hatte ihm offenbar wohlgethan. Wenn dennoch alle düstern Orakelstimmen unrecht hatten, wenn es nur auf eine längere Schonung ankam —?

Die Wohnung bestand außer dem Atelier in zwei Zimmern, der Küche und einer Kammer für den Diener. Aus dem Studio trat man in ein einfenstriges Gemach, an das sich das große Schlafzimmer schloß, dessen zwei Fenster nach Osten gingen. Trotz der niedrigen Decke dieser Maniarbenräume erschienen sie behaglich durch die Menge eingerahmter Handzeichnungen und Skizzen, meist Geschenke guter Freunde und Kameraden, und die schönen Möbel und Teppiche, mit denen sie reichlich ausgestattet waren. Dagegen war das Atelier, das hoch über das Louvredach hinausgebaut war, ohne allen Prunk nur für die Arbeit eingerichtet, die Wände nicht mit Studien behangen, der einzige Schmuck eine Statue der kapitolinischen Venus in der Größe des Originals und auf etlichen Gestellen Abgüsse menschlicher Gliedmassen über dem Leben.

Nun warf Lars die Kleider ab und tauchte sich in die große Wanne, die im Schlafzimmer hinter einer spanischen Wand aufgestellt war. Die laue Flut erquickte ihn, er konnte sich lange nicht entschließen, das Bad zu verlassen. Als er dann

Digitized by Google

endlich hinausstieg, ging er im Bademantel noch eine Weile auf dem großen Teppich hin und her, eine italienische Volksweise vor sich hinsummend. Vor dem Spiegel in der Ecke blieb er stehen und betrachtete lange seine kraftvolle Gestalt, deren Ebenmaß von manchem Kollegen bewundert worden war, mit dem zusammen er unten in Italien am Meeresstrande gebadet hatte. Er gab sich aber keiner eiteln Freude an seiner Schönheit hin, vielmehr studierte er die Formen ganz ernsthaft, wie wenn er sie an einem bezahlten Modell vor sich hätte. Dann aber wurde sein Gesicht immer düsterer, je länger er in den Spiegel starrte. „Das Haus wäre ganz gut gebaut," murrte er zwischen den Zähnen. „Was ist aber selbst ein Palazzo wert, wenn kein Licht durch seine Fenster dringt!"

Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich ab und kleidete sich an. Dann nahm er sein Frühstück ein, das ihm Blume wie gewöhnlich in dem schmalen Kabinett aufgetragen hatte, zündete eine Zigarette an und lag eine Weile, auf dem Sofa zurückgelehnt, in halbdunkeln Gedanken. Plötzlich sprang er auf, wie wenn er endlich einen festen Entschluß gefaßt hätte, und trat in sein Atelier.

Vor dem großen Fenster, dessen unterer Teil mit einem schwarzen Tuch überspannt war, stand ein Ruhebett aus rotem Plüsch, daneben ein kleiner Schreibtisch. An diesem nahm er Platz, zog eine Mappe aus dem Schubfach und begann auf einem Foliobogen zu schreiben, mit großen Buchstaben, an die er sich gewöhnt hatte, seit seine Augen von dem nuheimlichen Leiden befallen worden waren.

Was er schrieb, war sein letzter Wille. Er hatte sich Mühe gegeben, ihn klar und unzweideutig abzufassen, langsam, oft absetzend, um einen Ausdruck sorgfältig zu überlegen, dann wieder hastig fortfahrend. Je länger er schrieb, je ruhiger wurde er, und als er seinen Namen unter das Schriftstück gesetzt hatte, atmete er auf, wie von einer Last befreit.

In demselben Augenblick klopfte es an die Thür. Er hörte es erst beim drittenmal, so entrückt der Gegenwart war sein Sinn. Ehe er herein rief, schob er das Blatt in die Mappe und warf sie wieder in den Tischkasten. Sein erster Gedanke war, die Freundin möchte draußen stehen und ihn bei seinem melancholischen Geschäft ertappen.

Es war aber nicht Nadine, die nun eintrat, sondern ein junger Mensch in einer grauen Joppe und hohen Reiterstiefeln, der seine alte Soldatenmütze tief abzog und mit einer halb verlegenen, halb zutraulichen Verbeugung den „Herrn Professor" um Verzeihung bat, wenn er ihn vielleicht gestört haben sollte.

„Ihr seid's, Fabian!" sagte der Maler. „Wollt Ihr den Papa einmal wieder besuchen? Der wird draußen in der Küche sein."

„Nein," sagte der junge Mensch, dessen stumpfnasiges Gesicht mit den zwinkernden kleinen Augen nicht vermuten ließ, daß er den ehrwürdigen Patriarchen mit den feirlichen Zügen zum Vater hatte, er habe den Alten erst gestern gesprochen, und da habe er erfahren, daß der Herr Professor heute zurückkommen würde, und da habe er fragen wollen, ob der Herr Professor ihn nicht vielleicht brauchen könnten.

Lars schüttelte unmutig den Kopf.

„Ich habe Euch schon neulich gesagt, Fabian, daß ich kein männliches Modell nötig habe. Auch möchte ich Euch nicht Vorschub dazu leisten, daß Ihr dies elende Gewerbe forsetzt. In zehn Jahren ist es damit vorbei, denn Ihr seid ein Trinker und habt ohnehin Anlage zum Fettwerden. Es mag Euch wundern, daß ein Maler gegen das Modellstehen eifert. Aber ich kann mir nicht helfen, es ist mir immer peinlich, wenn ich einen gesunden, rüstigen Burschen sehe, der keine andre Arbeit verrichtet, als daß er ein paar Stunden lang auf einem Trittbrett steht und seinen Körper, den ihm Gott zu besserem Thun gegeben hat, von Malern oder Bildhauern studieren läßt. Es bringt mehr ein als das Betteln an der Kirchenthür, ist aber eine noch schlimmere Tagedieberei. Ihr könntet Euch an Eurem Papa ein Beispiel nehmen, der elend zu Grunde gegangen wäre, wenn ich ihn nicht zufällig von der Straße aufgelesen hätte."

„Der Herr Professor haben vollkommen recht," sagte der junge Mensch, seine Mütze nervös in den Händen drehend. „Auch hab' ich ja was andres werden wollen, nämlich Schauspieler, weil ich eine gute Bildung habe, und für das Poetische habe ich immer geschwärmt. Aber wo ich mich angeboten habe, hat's immer geheißen, ich hätt' nicht das Gesicht zum Dramatischen, höchstens die dummen Bedienten könnt' ich spielen; das paßte mir nicht. Und da sie mir sagten, es wäre schade, daß mein Gesicht nicht so regelmäßig und zur Kunst brauchbar wäre wie mein übriger Mensch, hab' ich's mit meinem übrigen Menschen probiert, ob er mir Brot schaffen könnte, und das hat er denn auch zuwege gebracht. Aber der Herr Professor haben gewiß recht, 's ist ein elendiges Gewerbe, ein miserabliges, zumal für einen Mann von Bildung, und so bin ich darauf gekommen, den Herrn Professor zu fragen, ob Sie mich nicht sonst in Ihrem Dienst brauchen könnten."

Der Maler sah ihm mit argwöhnischen Augen scharf ins Gesicht.

„Wozu sollt' ich Euch brauchen können, Fabian?" sagte er. „Euer Papa ist ja rüstig genug, seinen Dienst zu versehen, der wahrhaftig nicht der schwerste ist."

„Es ist nur," stammelte der junge Mensch, „weil der Herr Professor sich immer mehr hart thun mit den Augen, wie der Alte sagt, und da hatt' ich gedacht, wenn's noch schlimmer werden sollt' — einen Menschen, der dem Herrn Professor vorlesen thät und seine Briefe schreiben, und wenn er sich nicht mehr allein auf die Straße getrauen würde — an Treu' und Redlichkeit würd' ich's ja gewiß nicht fehlen lassen, und in der Schul' hat der Lehrer mich immer gelobt wegen meinem schönen Vortrag, und was meine orthographische Handschrift betrifft —"

Lars richtete sich mit einem heftigen Ruck auf, seine Augen flammten, eine tiefe Röte hatte sein weißes Gesicht überflogen.

Digitized by Google

„Genug!“ rief er. „Ich verbitte mir solche Zudringlichkeiten. Wenn ich Euch jemals brauchen sollte, werde ich's Euch durch Euern Vater wissen lassen. Bis dahin wünsche ich nicht wieder von Euch gestört zu werden.“

Dem erschrockenen Burschen war die Mütze entfallen. Er hob sie hastig auf, stotterte: „Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiger Herr!“ und schob sich in äußerster Verwirrung aus der Thür.

Kaum sah sich Lars wieder allein, so überfiel ihn ein brennendes Gefühl der Beschämung, daß er sich dem arglosen Menschen gegenüber so weit hatte fortreißen lassen. Er wollte sich noch damit entschuldigen, es sei empörend, wie man ihn schon jetzt als einen verlorenen Mann betrachte und aus seinem Unglück Vorteil zu ziehen suche. Aber sein ehrliches Gewissen ließ die sophistische Rechtfertigung nicht gelten. Er wußte, daß dieser Patriarchensohn ein leichtsinniges, aber gutartiges Gemüt besaß, unfähig einer kaltherzigen Spekulation auf die Not eines Mannes, dem sein Vater Dank schuldig geworden. Er hatte es gut gemeint und war übel dafür belohnt worden.

Als ihm dies mit peinlicher Klarheit zum Bewußtsein gekommen war, stürzte er durch den Flur nach der Thür hinaus und rief hinunter, Fabian möchte noch einmal heraufkommen, er habe etwas vergessen. Kein Laut kam von unten zurück. In größer Verstimmung schloß Lars wieder die Thür und warf sich im Atelier auf den Diwan, seinem Schicksal nachzusinnen, das nun erst, durch diesen geringfügigen Zwischenfall, mit der vollen Wucht aller Schrecken sich seiner Phantasie bemächtigt hatte.

*

Als er dann wieder aufstand, fühlte er sich in seinen Gliedern wie gelähmt; die Erfrischung durch das Bad war verflogen, seine Augen sahen die Dinge um ihn her wieder mit leise zitternden Umrissen. Die Aerzte hatten ihm gesagt, daß er jede Aufregung vermeiden müsse, und eben hatte er sich heftig geärgert, erst über den jungen Menschen, der sich ihm zum Blindenführer anbot, dann über sich selbst. Dazu hatte sich der Tag, der so strahlend aufgegangen war, wieder getrübt, ein leichtes Regengerieisel tropfte gegen die Scheiben.

Er trat düster gelaunt vor sein Bild, betrachtete eine Weile, was er am Morgen daran gemalt hatte, und nahm dann einen Leinwandlappen, die frischaufgetragene Retouche wieder wegzuwischen. Dann sah er nach der Uhr. Er hatte den Entwurf des Testaments noch am Vormittag zu seinem Notar tragen wollen. Das mußte er nun verschieben, da die Bureaustunde verstrichen war. So nahm er endlich seinen Hut und verließ die Wohnung.

Als er auf die Straße kam, that die feuchte Luft ihm wohl. Er nahm den Hut ab und ließ den feinen Regen auf seine hohe Stirn niedersprühen, während er langsam an den Häusern entlang ging. Hie und da las er die Inschrift auf einem Ladenschild oder betrachtete aufmerksam die Zieraten einer Fassade, wie wenn er sich etwas einprägen wollte, was er morgen nicht mehr sehen würde. Dieser Gedanke aber schmerzte ihn nicht. Es war nichts hier zu sehen, auf das er nicht ohne Kummer verzichtet hätte. Er schloß sogar einmal selbst die Augen und versuchte, ob seine Füße ohne diese Wegweiser sich zurechtfinden möchten. Eine ziemlich lange Strecke glückte es auch. Dann stieß er sich am Gitter eines Vorgartens und blieb mit einem mitleidigen Lächeln wie über die Ungeschicklichkeit eines Kindes stehen. „Fabian hat recht,“ sagte er vor sich hin. „Der Herr Professor wird bald einen Engel brauchen, der verhütet, daß sein Fuß an einen Stein stoße.“

Vom Turm der protestantischen Kirche schlug es eins. Zu dieser Stunde hatte Lars sonst den Pinsel weggelegt und sich in ein Restaurant begeben, wo er mit einigen Malerfreunden zu speisen pflegte. Heute war es ihm unmöglich, diesen guten Gesellen ins Gesicht zu sehen. Sie würden ihn fragen, was für einen Bescheid er von der Reise heimgebracht habe, und wenn er die Wahrheit nicht ganz verhehlen könnte, ihn mit ihrem stummen oder ausgesprochenen Beileid foltern.

Er trat rasch in ein kleines Speisehaus, ließ sich etwas zu essen geben und betrachtete, während er die dürftige Kost hastig verschlang, die andern Gäste, die hier ihre Mittagsrast hielten: kleine Leute aus dem geringen Bürgerstand, ein paar Lehrerinnen, Schüler des Polytechnikums.

Es war sehr still in dem weiten, schlechtgelüfteten Raum, nur ein junges Paar in der hintersten Ecke führte ein halblautes Gespräch, augenscheinlich Arbeiter er und sie, die sich hier für eine kurze Ruhepause zusammenfanden. Mit den groben Speisen, die dem verwöhnten Lars kaum genießbar dünkten, schienen alle durchaus zufrieden zu sein. Was lag auch daran, wie man sich nährte, wenn man aus hellen, gesunden Augen in die Welt sah?

Ein immer schärferer Neid stieg in der Seele des einsamen Verurteilten empor. Er stieß den Teller halbgeleert zurück, bezahlte seine Zeche und verließ eilig das Lokal.

Als er sein Atelier wieder betrat, sank er, zu Tode erschöpft, auf das Ruhebett vor dem Fenster nieder. Blume, immer wie auf Filzsocken schleichend, trat ein und fragte, ob der Herr Professor gleich den Kaffee wünsche.

„Ich wünsche nur Ruhe!“ erwiderte Lars. „Lassen Sie mir niemand herein, Blume. Ich habe die Nacht nicht geschlafen und will versuchen, ob ich's jetzt ein wenig nachholen kann.“

So blieb er allein, streckte sich, ohne seine feuchten Kleider mit andern zu vertauschen, auf dem breiten Lager aus und schloß die Augen. Der Schlaf kam aber noch nicht gleich, das Herz war ihm zu schwer von Zukunftsschmerzen. Ein paarmal öffnete er die Augen wieder, dann fiel sein Blick sogleich auf das Bennsbild ihm gegenüber, das in seiner reinen Hoheit ihn marterte wie ein Abschiedsgruß aus einer Welt, aus der er nun bald für immer scheiden sollte. Nur das war ihm eine Wohlthat, dieses schöne Gebilde wieder ohne den trübenden Nebel betrachten

Digitized by Google

zu können, dann vergingen ihm die Gedanken, und er schlief fest ein.

Es war so still hier oben, das Geräusch der Straße drang nicht bis zu ihm herauf. So verschlief er Stunde um Stunde, hörte auch nicht, daß draußen geklingelt wurde, da Nadineus Bruder kam, nach dem Freunde zu sehen, der sich seines Versprechens, zum Fünf-Uhr-Thee zu kommen, nicht erinnert hatte. Er war nicht zu ihm eingedrungen; Blume hielt unerschütterlich Wache.

Darüber wurde es Abend. Lars lag in einem ängstlichen Traum, seine Brust atmete schwer, wie um einen Alp abzuschütteln, wälzte er sich stöhnend auf seinem Lager und fuhr, die Stirn von Schweiß benetzt, in die Höhe, da er nahe an seinem Ohr seinen Namen hörte. Als er die Augen weit öffnete, mit dem Ausdruck der Erlösung auf den blassen Zügen, sah er Nadine zu ihm herabgebeugt, und ein helles Leuchten der Freude schlug aus seinen Augen ihr entgegen.

Der Patriarch, der zaghaft hinter ihr gestanden, weil er sie trotz des Verbots hereingelassen hatte, schlich behutsam aus dem Zimmer, wenn er auch nicht mehr fürchtete, gescholten zu werden, da sein Herr wegen der Störung kein erzürntes Gesicht machte.

„Sie sind es, liebste Frau!“ sagte Lars. „Es ist zwar so dunkel hier, daß ich mein Glück erst mit Händen greifen muß, um es nicht für einen Traum zu halten. Aus was für einer Angstvision haben Sie mich gerettet! Nein, ich erzähle es Ihnen nicht! Nun sind Sie da, und die ganze Hölle hätte keine Macht mehr über mich!“

Er sprang auf und zog sie mitten ins Zimmer, wo vom Abendrot noch ein Schimmer hereindrang.

„Ja, Sie sind es wirklich,“ rief er, „schön wie immer, nein, schöner als je, denn die himmlische Liebe und Güte gegen einen armen Sterblichen, der nichts hat, so viel Holdes zu vergelten, verklärt Ihr Gesicht. Und nun erlauben Sie mir, nachzuholen, was ich heute morgen bei unserm Wiedersehen nicht wagen durfte.“

Damit faßte er ihren Kopf mit beiden Händen und drückte einen herzlichen Kuß auf ihren reizenden Mund.

Sie errötete, entzog sich ihm aber nicht. „Wissen Sie,“ sagte sie dann, als er sie losließ, „daß Sie es eigentlich nicht verdient haben, freundlich behandelt zu werden? Ist das zu entschuldigen, daß Sie uns trotz Ihres Versprechens den ganzen Tag vergebens auf Ihren Besuch haben warten lassen? Wenn Sie wüßten, Sie hartherziger Freund, wie ich mich um Sie geängstigt habe, als es fünf, sechs, sieben schlug und noch immer die Klingel nicht von dem bekannten stürmischen Griff erklang! Und da küssen Sie mich, als ob alles in schönster Ordnung zwischen uns wäre! Während ich, nach Ihren desperaten Aeußerungen heute früh, mich mit den greulichsten Schreckbildern peinigte, wie ich Sie hier oben finden würde.“

„Nein, liebe Freundin,“ sagte er lächelnd, indem er sie zu dem Sofa führte, „Sie scheinen mich doch nicht genug zu kennen, wenn Sie denken konnten, ich würde mich auf französisch aus der Welt entfernen, in der ich Sie zurücklasse. Ohne ein Abschiedswort und eine letzte Herzstärkung von Ihren Lippen mit auf die lange Reise mache ich mich nicht davon. Ich hatte mir fest vorgenommen, mir heute noch eine Tasse Thee von Ihnen auszubitten. Der Schlaf, dessen niemand Herr ist, hat das vereitelt. Aber nun sind Sie zu mir gekommen, liebster Engel, nun müssen Sie mir erlauben, Ihnen eine Tasse Thee anzubieten. Man erwartet Sie hoffentlich nicht so bald zurück. Und ich — wann wird es mir wieder so gut werden, daß ich mir einen Augenblick einbilden kann, ich wäre nicht zu lebenslänglicher Einzelhaft, verschärft durch Dunkelarrest, verurteilt! Nur einen Augenblick Geduld, liebste Freundin. Sie sollen sich wundern, wie gut ich den liebenswürdigen Wirt zu spielen verstehe!“

Er rief seinem Diener und gab ihm allerlei Aufträge. Dann machte er sich selbst daran, die drei Gasflammen in der Mitte des Ateliers anzuzünden, darauf auch den kleinen Lüstre im Kabinett, zuletzt die hohe, mit einem roten Schirm überdeckte Stehlampe im Schlafzimmer. Endlich betrat er durch die offengebliebene Thür wieder das Atelier und rief, in die erleuchteten Zimmer zurückdeutend: „Was sagen Sie zu diesem Festsaalbau? Finden Sie nicht, daß mein Junggesellenquartier bei Licht besehen gar nicht so übel ist?“

Sie antwortete nur mit einem zerstreuten Lächeln. Sie hatte ihr Jäckchen ausgezogen und saß nun in einem hellen Kleide, das ihrem schönen Wuchs sich eng anschmiegte, auf dem Polster, die weißen, schlanken Hände aneinander gelegt in ihrem Schoß. Das helle Licht ließ nun erst die Feinheit ihrer Züge erkennen, den etwas fremdartigen Schnitt der Augen und Wangen, den sie ihrer Mutter verdankte.

Diese war eine verarmte junge Adelige aus Südrußland gewesen, als Erzieherin in einer gräflichen Familie nach München verschlagen. Hier von einer Krankheit befallen, war sie zurückgeblieben, als ihre Herrschaft die Reise nach Paris fortsetzte. Dann, als sie genesen war, hatte ihr künftiger Mann, ein angesehener Beamter, sie kennen gelernt, und sie war ihm vierzehn Jahre lang eine liebevolle Gefährtin gewesen, ihren beiden Kindern die treuste, einsichtsvollste Mutter. Der Sohn war völlig, an äußerer Bildung und innerem Wesen, dem Vater nachgeartet; die Tochter hatte sogar bis auf einen leisen Hauch in ihrer Sprache, Temperament und Charakter der Mutter geerbt.

Sie stand nun auf und trat vor das Bild. Nachdem sie es lange betrachtet hatte, sagte sie: „Sie haben noch viel daran gethan. Es ist ja nun fertig. Mein Liebling, der Hund — nein, wie der lebt und atmet und so gespannt zu dem Schiffer hinüberspäht, als würde er im nächsten Augenblick aufspringen, wenn der wagen sollte, ans Land zu steuern. Sind Sie nicht glücklich, ein so herrliches Werk geschaffen zu haben?“

„O, liebe Freundin,“ sagte er lächelnd, „obwohl Sie sonst alles verstehen, davon wissen Sie doch

Digitized by Google

An der Waldquelle. Nach dem Gemälde von Aug. Flint.

Digitized by Google

nichts, daß unsereins nur glücklich ist, solang er noch glaubt, diesmal werde es ihm gelingen, ganz herauszubringen, was in ihm lebt. Muß er endlich die Hand von der Tafel lassen, merkt er, daß es wieder einmal eine Illusion war und auf dem langen Wege vom Kopf durch den Arm in die Hand wieder das Beste verloren ging. Aber nein, diesmal ist mir denn doch zu Mute, als ob ich einiges von meinem Besten da auf die Leinwand gebracht hätte. Nur noch eine Woche ruhiger Arbeit und das richtige Modell für die Dame, das ich hier so wenig finde wie in Rom. Ich hatte schon gedacht, mich in Paris danach umzusehen — da hat man ja eine Auswahl wie nirgends — aber jetzt, bei der ‚Aufgabe des Geschäfts‘ — und wer steht mir dafür, daß nicht gerade, wenn ich recht im Zuge bin —“

Auf der Schwelle des Kabinetts zeigte sich der Patriarch mit einer bedeutungsvollen Miene.

„Alles fertig?“ rief ihm Lars entgegen. „Nun, so geben Sie mir Ihren Arm, gnädige Frau, daß ich Sie zu unserm frugalen Souper führe. Ich verspreche auch, artig zu sein und von gewissen Dingen nicht zu reden, die mir Ihre hohe Ungnade zuziehern. Nein, diese Stunde ist zu schön, um sie sich mit Gespensterfachen zu verderben.“

Er führte sie in das Kabinett, wo Blume den Theetisch mit einer Art Zierlichkeit, die man ihm kaum zugetraut hätte, hergerichtet und mit einigen Schüsseln voll Backwerk und kalter Küche besetzt hatte. Der Theekessel summte ihnen einladend entgegen. Nadine hatte sich auf den kleinen Diwan gesetzt und beschäftigte sich mit der Bereitung des Thees, Lars lag behaglich ausgestreckt in dem Armsessel ihr gegenüber und sah ihr auf die geschäftigen Hände, mit einem glücklichen Lächeln, das seinem Gesicht lange fremd gewesen war. Sie blieben erst eine Weile schweigsam und horchten auf das Zischen des Wassers und die Musik des Frühlingsregens, der auf das Mansardendach niederrauschte.

„Es ist märchenhaft,“ murmelte er vor sich hin. „Hier so schön geborgen zu sitzen und sich von dieser Frau eine Tasse Thee einschenken zu lassen! Ich wußte ja längst, daß ich das Beste im Leben noch nicht gekannt hatte. Daß es aber so glücklich machen konnte — freilich, um so traumhafter und unbegreiflicher, je kürzer es dauert — — Nein, kein zweites Stück Zucker, liebe Freundin, und nur einen Gedanken Rahm, un‘ ombra di latte, sagte mein guter Beppo im Café di Roma. Und nun kosten Sie auch von diesem malerisch gruppierten kalten Aufschnitt, der Blumes Farbensinn ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Daß er nichts Feineres aufgetrieben, ist nicht seine Schuld. Hier am Rande der Stadt, im Arbeiterviertel —“

Dann, während sie ihn hausfraulich bediente und ebenfalls den Reiz dieses Beisammenseins vollauf zu genießen schien, aber nur wenig sprach, fing er an, von seiner letzten Reise zu erzählen, von den großen Städten, die er durchschlendert, den Bauten und Museen und der bunten Bevölkerung, die das schöne Frühlingswetter überall auf die Straßen gelockt hatte. „Und die Schätze der Wiener Galerie,“ rief er, „die ich zum erstenmal sah! Himmlische Mächte, wie viel Wundervolles ist schon geschaffen worden, und was liegt daran, ob noch hin und wieder zu all dem fabelhaften Reichtum etwas hinzukommt, was allenfalls in die große, vornehme Familie gehört! Ich kann Ihnen sagen, Nadine, ich war gar nicht gedrückt diesen Herrlichkeiten gegenüber, gar nicht in meines Nichts durchbohrendem Gefühl, wenn Sie mir das auch als eine freche Anmaßung auslegen möchten. Mein Gott, es fiel mir ja nicht ein, mich mit den Großen in eine Reihe zu stellen. Aber so viel oder so wenig ich bin — wenigstens dazu zu gehören war ich mir bewußt; es giebt ja in vornehmen Häusern jüngere Söhne, die von dem fetten Majorat nichts abbekommen, aber immerhin sind sie von demselben Blut, wenn sie sich auch sehr zusammennehmen müssen, um sich standesmäßig durch die Welt zu schlagen.

„Daß mir das nun versagt sein soll — gewiß, es brachte mich hin und wieder in die wildeste Verzweiflung, zumal, wenn ich eben wieder einen meiner Orakelsprüche vernommen hatte. Dazwischen aber kamen Stunden eines dumpfen Behagens. Das Schöne ist ja da in der Welt, nicht mehr aus ihr hinauszutreiben, so viel sich Stümper und Narren bemühen aus elendem Neide und im Gefühl ihrer Impotenz. Nun kannst du ruhig die Augen zumachen, die Sonne bleibt darum doch am Himmel.

„Sehr edel und erhaben, diese Resignation, nicht wahr, liebe Freundin? Aber loben Sie mich nicht zu früh; diese hohe Philosophie blieb mir nicht lange treu, dann kamen wieder die unsinnigsten Anfälle von Selbstsucht, von Groll mit dem Schicksal; ich meinte, alle Schönheit der Welt sei nicht mehr als ein Quark, wenn ich sie nicht mehr genießen könnte.

„Aber verzeihen Sie, ich hatte ja versprochen, diese eintönige Litanei — gewiß, von jetzt an sollen Sie nicht mehr über mich zu klagen haben.“

Er sprang auf und ging in das Atelier zurück. Sie hörte, wie er dort ein Schränkchen aufschloß und etwas herausnahm. Es war dann eine Weile still, nur ein leises Klimpern, wie das Anrühren einer Saite ließ sich vernehmen. Dann aber begann eine Geige eine liebliche venetianische Volksmelodie zu spielen in reinen, weichen Tönen, die eine geübte Hand verrieten. Die schöne Frau hatte sich zurückgelehnt und lauschte mit geschlossenen Augen. Sie kannte das Lied. Lars hatte ihr ein Heft Volkslieder aus Italien mitgebracht, und die schönsten hatten sich ihrem Gedächtnis mühelos eingeprägt. So fing sie plötzlich an, den Text zu jener Melodie der Geige zu singen, dann auch die zweite und dritte Strophe, und ihr sowohl wie dem Spieler war's merkwürdig, wie harmonisch die Stimme sich dem Saitenklang anschmiegte.

Auf einmal hörte er auf zu spielen und erschien auf der Schwelle der Thür.

„Brava!“ sagte er. „So ein Duett hat einen noch viel intimeren Reiz, wenn gar kein Publikum außer den beiden Mitwirkenden zuhört. Aber wissen

Digitized by Google

Sie, woran Sie mich erinnert haben? In Venedig vor dem Café Quadri hab' ich einen Blinden gehört, der auf einer schlechten Geige allerhand Opernsachen herunterspielte, einen noch ziemlich jungen Mann, und neben ihm stand seine Führerin, ein armes, blasses, abgehärmtes Geschöpf, und sang zuweilen mit einer leidenschaftlichen Stimme die Arie, die er gerade spielte, oder das Volkslied. Wie wär's, liebe Freundin, wir entschlössen uns auch zu einer solchen Kunstreise? Ohne Ueberhebung, wir könnten uns mit besserem Erfolg produzieren, das heißt in künstlerischer Hinsicht; denn jenes unglückliche Paar machte gerade darum gute Geschäfte, weil man Mitleid fühlte mit der mäßigen Kunst, die hier ein trauriges Menschenpaar vorm Verhungern schützen sollte. Ein sonderliches Mitleid mit mir würde aber wohl kaum jemand fühlen, der Sie neben mir sähe."

Sie war sehr blaß geworden, während er diese Worte ohne alle Aufregung, fast in heiterem Tone sprach. Dann überflog ihr Gesicht wieder eine tiefe Röte.

„Sie sind unverbesserlich," sagte sie. „Halten Sie so Ihr Versprechen, uns diese kurze Stunde nicht durch tolle Zukunftsgedanken zu verbittern? Legen Sie die Geige weg und setzen Sie sich wieder her; da es nun doch einmal zu einem exquisiten Plauderstündchen nicht kommen soll, möchte ich Ihnen allerlei sehr Ernstes und Entscheidendes vortragen."

„Sie erschrecken mich, liebe Freundin," sagte er lächelnd. „Wenn ich ein wenig aus der Rolle fiel, hab ich die Sache doch nicht so tragisch genommen, wie Sie es thun zu wollen scheinen. Aber ich ergebe mich auch darein. Hier sitze ich und halte still, wenn die Sache auch noch so feierlich werden sollte. Nur noch die Frage, ob Sie es für sehr unschicklich halten würden, wenn ich mir eine Zigarette anzündete?"

*

Sie schien diese Worte zu überhören, wenigstens antwortete sie nicht einmal mit einem Nicken. Sie sah an ihm vorbei und auf die hellgraue Wand ihr gegenüber, an der in lichtbraunen einfachen Rahmen ein paar geistreiche Aquarelle hingen, Landschaftsstücke mit bäuerlicher Staffage.

„Verzeihen Sie, lieber Freund," sagte sie, „wenn ich ein wenig weit ausholte. Es gehört das aber zur Sache, damit ich überhaupt mein Recht, ja meine Verpflichtung erweise, so zu Ihnen reden zu dürfen.

„Ich brauche Ihnen nicht noch einmal zu sagen, daß ich Sie geliebt habe seit der Stunde, in der Sie mir zuerst gegenübertraten. Ich gestand es Ihnen schon bald nachher, als Sie mir Ihre unglückliche Leidenschaft für mich beichteten. Ich sagte Ihnen aber auch, daß ich entschlossen sei, Ihnen zu widerstehen, obwohl mir damals erst die Gewißheit aufgegangen war, ein volles, großes, beseligendes Glück könne ich mir nicht anders vorstellen, als durch Ihre Liebe. Ich war ja gebunden, nicht bloß äußerlich. Wohl hatte ich dem trefflichen Manne, dessen Frau ich geworden war, meine Hand gegeben ohne die Illusion einer richtigen Liebe nach der Vorstellung eines jeden jungen Mädchenherzens. Sie haben ihn gekannt. Sie wissen, daß ich es nie bereut habe, die Seine geworden zu sein, um ihm vieles zu vergüten, was ihm das Glück versagt hatte. Ich fand ihn, als er aus seinem Beruf hinausgedrängt worden war, den er mit Leidenschaft ergriffen hatte, da es gegen Frankreich ins Feld ging. Daß er mit einer ehrenvollen Wunde und dem Eisernen Kreuz zurückkehrte und dann im Friedensdienst seine Talente, seine Tüchtigkeit glänzend bewährte, das alles bewahrte ihn nicht vor dem Schicksale so vieler, in den Jahren der vollen Kraft verabschiedet zu werden, um andern Platz zu machen, die es besser verstanden, um die Gunst der Oberen zu werben. Sie nannten es einen verhängnisvollen Irrtum, daß ich ihn für diese Ungerechtigkeit seines Schicksals, die an seinem Herzen nagte, zu entschädigen suchte durch ein häusliches Glück. Ein Verhängnis war es, doch kein Irrtum. Geben war auch diesmal seliger als Nehmen. In den fünf Jahren, in denen ich ihm angehörte, habe ich täglich Gott dafür gedankt, daß es mir vergönnt war, ihm ein Trost und eine Stütze zu sein. Auch als Sie in mein Leben traten, ward ich nicht daran irre. Wie tief hätte ich mich verachtet, wenn ich des Frevels fähig gewesen wäre, diesem Mann, der mich auf Händen trug, den tödlichen Schlag zu versetzen und mich von ihm abzuwenden, um ein eignes Glück zu erlangen, das doch von Reue vergiftet worden wäre. Es kostete mich nicht einmal einen Kampf, so klar mir vor Augen stand, daß ich nun erst erlebte, was an leidenschaftlichen Bedürfnissen in meinem Herzen verborgen war und jetzt ans Licht drängte. Und ich dankte Ihnen, Lars, daß auch Sie mich damals verstanden und mir zu Hilfe kamen, indem Sie einwilligten, sich von mir zu trennen."

Sie hielt einen Augenblick inne und reichte ihm über den Tisch hinweg die Hand; er sah, wie ihr die Augen leise übergingen, und drückte schweigend die kühle, schlanke Hand, die vor innerer Erregung zitterte.

„Zwei Jahre lang," fuhr sie, sich wieder fassend, fort, „ertrug ich diese Trennung. Gott ist mein Zeuge, ich dachte nie daran, ja, ich drängte selbst den heimlichsten Wunsch zurück, daß ich Sie wiedersehen, daß ich einmal meiner Pflicht entbunden werden könnte. Sie waren mir wie ein geliebter Toter. Nur der Gedanke, daß ein solcher Mensch einmal gelebt und mir sich ganz zu eigen gegeben habe, begleitete mich beständig; so ernstlich ich mein Gewissen prüfte, darin konnte ich keine Schuld gegen meinen Gatten finden, keinen Verrat an der Treue.

„Und dann starb er und überließ mich mir selbst. Glauben Sie mir, Lars, es war nicht die erste Regung in mir, daß ich nun ‚frei' geworden war und, da ich mir wieder allein angehörte, nun auch dem mich schenken konnte, den ich im tiefsten Herzen trug. Es war wirklich erst nur die bittere Trauer um diesen edelu Freund, und daß das Glück, das ich ihm bereitet hatte, nicht länger währen durfte. Ich dankte es Ihnen, daß Sie in dem Brief, den Sie mir auf die Todesnachricht schrieben, mein Gefühl schonten und mit keinem leisen Wort verrieten,

Digitized by Google

was dieser mein Verlust Ihnen für Hoffnungen weckte. Denn ich war ja trotzdem wie von meinem eignen Herzen überzeugt, daß Ihres sich nicht gegen mich verändert hatte. Auch nicht durch die großen Erfolge, die Sie in diesen zwei Jahren erlebt hatten, die nur Ihren Künstlerehrgeiz befriedigen konnten. Auch daß Sie ein halbes Jahr vergehen ließen, ehe Sie zu mir zurückkehrten, rechnete ich Ihnen als einen Beweis Ihres Zartgefühls hoch an. Sah ich nicht auch in dem ersten Blick, mit dem Sie mich dann wieder grüßten, daß alles zwischen uns war wie einst? Kein Wort wurde darüber gesprochen, wir waren einander sicher; es galt nur noch eine kurze Frist, um das Andenken des Dahingeschiedenen nach der ehrwürdigen Sitte nicht zu beleidigen, dann — dann! . . .

„Und diese Zeit der Geduld war schon so reich an Glück. Wir sahen uns ja täglich, ich konnte mich an Ihrer herrlichen Kunst erfreuen und stolz auf meinen Freund sein, dessen Name nun auf aller Lippen war, und der doch nur mir angehören wollte. Wie glückselig wachte ich an jedem Morgen auf, und wie dankbar gegen meinen Schöpfer beschloß ich meinen Tag, da ich an jedem eine neue Entdeckung gemacht hatte, wie beneidenswert mein Schicksal vor dem aller andern Frauen war.

„Dazu das frohe Bewußtsein, daß der einzige Mensch, auf dessen Urteil ich Wert legte, mein eigner Bruder, von meinem Geliebten genau so dachte wie ich selbst und nichts dringender wünschte, als daß wir ihn von unserm Glück auch in Zukunft nicht ausschließen möchten.

„Und dann zogen plötzlich an unserm heitern Himmel diese dunkeln Wolken auf.

„Ihr Betragen gegen mich war ja unverändert. Sie suchten eher noch mehr als sonst mir zu zeigen, wie innig Sie sich mit mir verbunden fühlten, und wie in dem Trübsinn, der Sie befiel, nur meine Nähe Ihnen Trost und Erleichterung gewähren konnte. Und doch, je näher das Ende des Trauerjahres heranrückte, je seltener wurden Ihre Besuche bei uns. Als dann die Wartezeit ganz verstrichen war, brachten Sie es zum erstenmal übers Herz, eine ganze Woche sich nicht sehen zu lassen.

„Ich war anfangs kurzsichtig genug, Ihren Entschuldigungen mit Unwohlsein und Arbeitsfieber zu glauben. Als dann aber die Pausen zwischen Ihren Besuchen immer länger wurden — können Sie mir schwachem Weibe, das nie an seine Unwiderstehlichkeit geglaubt hat, verdenken, daß eine tödliche Angst mich überfiel, ich hätte irgendwie Ihre Liebe verscherzt, Sie hätten beschlossen, sich zurückzuziehen, langsam und wortlos, in der Meinung, dies sei der schonendere Weg? Wieviel kummervoll durchwachte Nächte hätte ich mir erspart, wenn ich damals gleich Sie offen befragt hätte! Statt dessen war ich thöricht genug, mich an meinem Stolz aufrechthalten zu wollen, der, sobald ich allein war, jämmerlich mit mir zusammenbrach.

„Ich wäre vielleicht daran zu Grunde gegangen, wenn mein treuer Bruder, der meinen Seelenzustand ahnte, ohne daß wir ein Wort darüber getauscht hätten, nicht eines Tages auf eigne Hand Sie aufgesucht und um Aufklärung dieses Unbegreiflichen gebeten hätte. Da erst kam es zu Tage, was Sie in seltsamer Verblendung, als ob Schweigen nicht das grausamste Verfahren gewesen wäre, uns solange zu verhehlen gesucht hatten.

„O liebster Freund, als Max mir den Inhalt seines Gesprächs mit Ihnen berichtete, daß Ihre Liebe zu mir um keinen Hauch kühler geworden sei, nur um so entsetzlicher die Erkenntnis, dennoch auf meinen Besitz verzichten zu müssen, weil Sie es nicht über Ihr Gewissen bringen könnten, mein Leben an das eines Unglücklichen zu knüpfen, der unrettbar der Nacht entgegengehe — den Sturm von widerstreitenden Gefühlen, der sich da in mir erhob, kann ich Ihnen nicht schildern. Daß Sie mich liebten, war nach all den bitteren Zweifeln ein so süßer Trost; und zugleich lähmte die aufjubelnde Stimme in mir das Schreckbild, das Sie auf sich zuschreiten sahen, und das auch ich mit allem heißen Bestreben nicht gleich zu bannen vermochte.

„Nein, lassen Sie mich ausreden! Wir haben ja damals nicht viel Worte gemacht über das, was Ihnen und mir bevorstand. Ich will nun aber jetzt ganz ehrlich sein und gestehen: von Anfang an drängte ich die Hoffnung, es möchte sich noch alles zum Guten wenden, zurück und sah dem Schlimmsten ins Auge. Nein, Lars, das können Sie, da Sie mich kennen, nie im Ernst geglaubt haben, das furchtbare Schicksal, das über Sie gekommen, wäre im stande, nur das Geringste in unserm Verhältnis zu ändern. Was würden Sie von der Braut eines Soldaten denken, deren Verlobter als ein zerschossener Krüppel aus dem Feldzug heimkehrte und nun den Bescheid erhielte, die Treue, die man einem gesunden Menschen gelobt, brauche man einem Invaliden nicht zu halten? Denken Sie so gering von der Kraft und dem Recht eines Herzens, das sich Ihnen auf Tod und Leben ergeben hat, um daran zu zweifeln, daß keine irdische Macht es Ihnen abtrünnig machen kann? Sollen wir uns schämen müssen, wenn wir jenen alten Vers hören:

> Käm' alles Better gleich auf uns zu schlan,
> Wir sind gesinnt, bei einander zu stan'
> Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
> Soll unserer Liebe Verknotigung sein —"

Die Stimme versagte ihr; sie schloß die Augen, um die voranellenden Thränen zurückzuhalten. Er aber saß regungslos noch eine Weile ihr gegenüber. Dann beugte er sich vor, ihre Hand zu fassen, die sie ihm jedoch mit einer heftigen Bewegung entzog.

„Nein," rief sie, „es ist nicht wahr, daß Sie mein Freund sind! Ein selbstsüchtiger, harter Mann sind Sie, der seinem Stolz alles opfert, auch das Herz einer Frau, von der er weiß, daß sie, getrennt von ihm, nie mehr froh werden könnte. Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie könnten das Opfer, das ich Ihnen bringen wolle, nicht annehmen. Sie fühlten sich nicht mehr würdig, der Gatte einer jungen, schönen, liebenswürdigen Frau zu werden, für die der beste Mann gerade gut genug wäre. So viel habe ich von den Schmeichelreden aus der Zeit Ihrer

Digitized by Google

rsten Leidenschaft noch behalten. Lassen Sie sich agen, daß Sie sich grenzenlos täuschen, wenn Sie neinen, damit sehr groß und edel und erhaben zu andeln. Sie haben nur Eine Pflicht: so viel vom Leben Ihnen noch übrig bleibt, nach der grausamen Beraubung, deren ganze furchtbare Schwere ich mit Ihnen fühle, das alles der Frau zu widmen, die nun endlich auch ein Anrecht auf eignes Glück geltend machen darf, nachdem sie sich's in so entsagungsvollem Kampf verdient hat."

Er stand langsam auf, ging nach dem Fenster, vor dem der Regen eintönig niederrauschte, und wandte sich dann wieder nach dem blassen Gesicht, das, in Thränen gebadet, auf der Lehne des Diwans ruhte.

„Meine liebe Geliebte," sagte er mit weicher, trauriger Stimme, „warum macht Ihr Schmerz um mich, um unser verlorenes Glück Sie so ungerecht? Könnte ich für den Stolz in mir, den Sie anklagen, nicht mildernde Umstände geltend machen? Ja, es ist wahr, es schien mir unwürdig, nachdem ich Ihnen ein helles, sonniges Los an meiner Seite in Aussicht gestellt hatte, nun Sie in mein Zwielicht, ja in die völlige Finsternis zu führen. Ich war endlich so weit gelangt, mit meiner Arbeit auch einer verwöhnten Frau ein Leben schaffen zu können, das mehr als sorgenfrei wäre. Von dem Augenblick an, wo mir der Pinsel aus der Hand fällt, bin ich vis-a-vis einer ungewissen Zukunft, vielleicht ein Bettler. Nein, jetzt müssen Sie mich ausreden lassen. Daß Ihnen jede Rücksicht auf Geld und äußeren Glanz fern liegt, brauchen Sie mir nicht zu versichern. Auch daß Sie mit tausend Freuden das Letzte, was Sie besitzen, mit mir teilen würden, daß es wohl auch für zwei eine Zeitlang ausreichte, daß Ihr Bruder dieselbe hochherzige Gesinnung hat — weiß ich das nicht alles? Aber denken Sie, wenn Sie mir ein Glück bereiten wollen, doch auch an meine Art, zu empfinden. Und wenn nun das, was ich nicht ‚ein Opfer' nennen soll, statt mir wohlzuthun, mir mein Elend nur schärfer zum Bewußtsein kommen lassen, mich jedes Selbstgefühls berauben würde, ohne das ein Mann auch das süßeste Glück nur wie eine Last, eine Erniedrigung empfindet? O Nadine, und wenn uns ein Kind beschert werden sollte, und ich könnte nur mit tastenden Fingern in seinem Gesichtchen forschen, ob es die geliebten Züge der Mutter trägt, — und wenn es heranwüchse und ich erlebte nur von Hörensagen sein Aufblühen mit — ist es möglich, daß Sie mir ein solches verkrüppeltes Dasein wünschen können, wenn Sie über Ihr augenblickliches Gefühl hinweg in die Zukunft blicken?"

Ihre Thränen waren, während er sprach, versiegt. Sie hatte sich wieder aufgerichtet und sah mit einem bitteren Zug um den mühsam atmenden Mund auf den Teller, der vor ihr stand.

„Und wenn ich nun thue, was Sie von mir verlangen, und den Blick in die Zukunft richte, in Ihre Zukunft, was kann ich da sehen, das mich in dem Glauben erschütterte, Ihr Leben gehöre mir, nur ich sei im stande, es Ihnen noch lebenswert zu machen? Soll es mir tröstlicher sein, Sie in der Einsamkeit hilflos auf gemietete Diener angewiesen zu sehen? Würden Sie mir vielleicht erlauben, dann und wann bei Ihnen einzutreten, nach Ihrem Befinden zu fragen und Ihnen etwa ein Stündchen vorzulesen? Und dann, wenn ich gegangen bin, wieder Nacht und Oede um Sie her und keine weichere Hand, Ihnen die Wege zu weisen, als die Ihres treuen Patriarchen? Und das soll ich sehen und wissen und den Mut haben, weiter zu leben?"

Er trat dicht an den Tisch heran und sagte, vor sich hinnickend: „Ja, liebe Freundin, das ist es! Den Mut, weiter zu leben! Ob man den erschwingen kann unter so kläglichen Umständen, darauf kommt es an. Würden Sie einen Menschen, der dies nicht vermag, einen Feigling schelten? Dem der Gedanke, daß er selbst der Herr über sein Leben oder Sterben sei, etwas sehr Tröstliches hätte? Freilich ‚Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein' — vor denen sich auf diese Weise Ruhe zu schaffen, stände weder dem Aennchen von Tharau noch ihrem Liebhaber an. Aber da, wo das Leben kein Leben mehr ist, weil seine eigentliche Wurzel, die Thätigkeit, die ihm allein gemäß ist, durchschnitten wurde, so daß die ganze Pflanze welken und endlich verdorren muß, da das arme Unkraut lieber gleich ausjäten, als es Zelle für Zelle verderben zu lassen, dazu gehört innerhalb ein gewisser beherzter Entschluß, und auch für die Zuschauer ist's schonender, als das elende Schauspiel der langsamen Auflösung ihnen zuzumuten."

Sie sah zu ihm auf. Ihre Blicke ruhten ein paar Sekunden lang fest ineinander. Endlich sprach sie wieder:

„Sie sagen mir damit nichts Neues, lieber Freund. Sie wissen, wie ich von der vermeintlichen Pflicht der Selbsterhaltung denke. Was ich frevelhaft finde, ist nur der Leichtsinn, zu früh das Spiel aufzugeben, noch ehe man gewiß weiß, daß es verloren ist. Und leider kenne ich Sie zu gut, um nicht zu fürchten, Sie könnten in einer besonders dunkeln Stunde etwas Verzweifeltes thun. Haben Ihnen nicht alle Ihre Aerzte eingestanden, es sei ganz unberechenbar, wann das gefürchtete Letzte eintreten würde, daß es aber noch jahrelang aufgehalten werden könne, wenn Sie vernünftig leben wollten? Und mehr als das: weiß man nicht aus tausend Fällen, daß die weisesten Männer sich irren können, daß es so gut Medizinalmorde giebt wie Justizmorde? Das alles sollte Ihnen, wenn Sie Ihr heißes Blut übermannen will, Ihr kühler Verstand sagen und Sie zum Ausharren bestimmen. Aber ich weiß nur zu gut, wie wenig man Ihrem Kopfe trauen kann, wenn Sie glauben, Ihr Wille solle gefesselt, Ihre leidenschaftliche Selbstherrlichkeit beschränkt werden. Da heckt dieser sonst so kluge Kopf, wie eben jetzt, allerlei Gründe aus, warum er sich Ihrem Temperament unterwerfen müsse. O mein teurer, geliebter Freund, haben Sie doch Mitleid mit meiner armen Seele, die sich in Sorgen und Aengsten um Sie verzehrt! Glauben Sie denn, daß ich selbst glücklich sein könnte, wenn ich Ihr Gemüt unheilbar verdüstert sähe? Daß

Digitized by Google

ich Ihnen den letzten Ausweg aus diesem nächtlichen Irrsal versperren möchte, sobald ich überzeugt wäre, es bliebe keine Hoffnung? Ich will nur, daß Sie mir eins versprechen."

Er sah sie mit einem zerstreuten Blick an. „Was wäre das, liebe Freundin?"

„Nicht das Aeußerste zu thun, ohne mir vorher davon zu sagen."

„Das will ich Ihnen gern versprechen, obwohl Sie es bereuen werden, denn Abschiednehmen verlängert und verschärft die Agonie."

„Ich danke Ihnen. Und doch beruhigt mich Ihr Wort nicht ganz. Es giebt Seelenzustände, in denen man nicht Herr seines Willens ist, Fieberparoxysmen, die den besonnensten Geist unzurechnungsfähig machen. In jeder Stunde des Tages und der Nacht kann ein solcher Anfall über Sie kommen, Sie müßten beständig einen Wärter und Wächter neben sich haben — nein, lachen Sie nicht! Es ist mein trauriger Ernst, ich werde keine Stunde ohne Herzweh an Sie denken, wenn ich Ihnen fern bin, immer aus dem Schlaf auffahren und fragen: wie steht es jetzt bei ihm? Hat er gerade in diesem Augenblick vielleicht vergessen, was er mir gelobt hat, und tastet nach der Thür, durch die er sich hinausschleichen möchte? O Lars, es ist übermenschlich, was ich um Sie zu leiden habe!"

Sie erhob sich rasch, drückte ihr Tuch vor die Augen und trat ans Fenster. Da stand sie eine Weile stumm, und auch er fand kein Wort. Endlich sagte sie, ohne sich umzuwenden:

„Es regnet noch immer, an ein Aufhören ist nicht zu denken. Und doch — es ist spät geworden. Es geht auf elf, und Sie haben die letzte Nacht nicht geschlafen, Sie werden müde sein —"

„Wie sollte ich, nach allem, was wir gesprochen haben!" erwiderte er. „Aber auch für Sie wird es gut sein — ich begleite Sie natürlich, bis wir einen Wagen finden —"

„Nein, nein," fiel sie ihm rasch ins Wort. „Sie dürfen nicht in die kalte, feuchte Nacht hinaus. Sie wissen, jede Erkältung verschlimmert Ihren Zustand."

„So will ich Blume schicken. Er ist noch wach, und der Bahnhof ist nah, wo die Droschken stehen."

Er machte eine Bewegung, hinauszugehen. Sie trat rasch vom Fenster weg und sagte mit leiserer Stimme, die vor Erregung zitterte: „Nein, mein Freund, bemühen Sie den alten Mann nicht. Wenn ich es recht bedenke — ich würde ja zu Hause vor Angst und Unruhe die ganze Nacht kein Auge schließen. Habe ich Ihnen nicht auch gesagt, daß Sie einen Wächter brauchten? Und wenn — ich selbst nun — mich dazu anböte? Liegt Ihnen so viel daran, mich los zu werden? Wollen Sie mir nicht einen kleinen Winkel bei sich einräumen — gleich hier auf dem niedrigen Diwan — ich werde mich sehr ruhig verhalten — Ihnen nicht unbequem werden — nur in Ihr Zimmer hineinhorchen und glücklich sein, wenn ich Sie im Schlaf atmen höre... Was haben Sie? Warum sehen Sie mich so geisterhaft an? O Lars, verzeihen Sie, vergessen Sie, was ich gesagt habe, wenn es Ihnen mißfällt — ich bin ja nicht mehr Herrin meiner selbst — ich habe nur Einen Gedanken, wie ich dich retten, dich mit dem Leben wieder versöhnen kann! Und nun — leb wohl!"

Sie schwankte nach der Thür. Da fühlte sie sich plötzlich von seinen starken Armen umschlungen. „Nadine!" stammelte er, „einziges, süßes, herrliches Herz, wie bin ich es wert? Kann ich es denn glauben? Nun mag das Schicksal sein Aergstes an mir thun — diese eine Stunde, das große, unbegreiflich hohe Geschenk vergütet alles! Und wenn morgen ein Blitz herabfährte, mein Leben in Asche zu legen, was wäre dann verloren? Was hat die Welt mir noch zu bieten nach solcher Seligkeit!"

Er hielt sie eine Weile an sich gedrückt, dann hob er ihren Kopf empor, der an seine Brust geschmiegt lag, und sah ihr in die glänzenden Augen, die von Thränen schimmerten, während ihre Wangen heiß erglüht waren. „Nein," sagte er, als sie leise mit einem zärtlichen Lächeln die Lippen öffnete, „nicht sprechen, Liebste, nur küssen. Haben wir unsre heiligen Gelübde nicht schon längst ausgetauscht? Und wenn ich anfangen wollte, zu danken, wann käm' ich damit zu Ende?"

*

Der Morgen nach dieser regnerischen Frühlingsnacht ging strahlend auf. Am Himmel, so weit er durch das breite Nordfenster des Ateliers zu überblicken war, segelten nur leichte weiße Wölkchen durch das scharfe Blau dahin, da der Morgenwind noch lebhaft über die Hochebene Münchens fuhr. Eine ruhige Klarheit durchleuchtete den weiten Raum, die Venusstatue schien sich noch feierlicher als sonst auf ihrem Sockel zu erheben, die Farben auf dem großen Bilde noch wärmer sich miteinander zu verschmelzen. Der Tag war ein Sonntag, darum auf der Straße drunten heut kein Lärm und Wagengerassel, nur von der Turmuhr drang der Glockenschlag durch die Scheibe, die der Luft geöffnet war: sieben langsame Schläge.

Schon um vieles früher hatte Lars das Atelier wieder betreten, auf den Zehen gehend, aber die Melodie jenes venetianischen Liedchens leise vor sich hinsummend, die er gestern, von Nadinens Stimme begleitet, auf der Geige gespielt hatte.

In dem losen Hausanzuge von hellem Wollenstoff erschien er wie verjüngt, dazu der elastische Schritt, mit dem er unablässig in seiner Werkstatt auf und ab ging, während er sonst gewöhnt war, seinen Weg behutsam mit den Füßen zu suchen. Er war vor das Bild getreten und hatte es lange betrachtet, leicht mit dem Kopfe nickend, wie jemand, der seiner Arbeit ein gutes Zeugnis ausstellen kann. Dann hatte er sich eine Zigarette angezündet, aber nach wenigen Zügen sie zum Fenster hinausgeworfen, an dem er noch eine zweite Scheibe öffnete, um die würzige Frische des Aethers voller einströmen zu lassen. Manchmal ging ein gutes, stilles, glückliches Lächeln über sein helles Gesicht; er schloß die Augen, als wolle er ohne Störung die reizenden Bilder seiner Erinnerung genießen. Auch vor die Statue der Göttin trat er und betrachtete prüfend einzelne Teile, dann und wann den Kopf schüttelnd, wie ein

Digitized by Google

anspruchsvoller Kenner, dem manches zu wünschen bleibt. Dann horchte er wieder ins Schlafzimmer hinüber, wo sich noch nichts regen wollte, nahm seine Wanderung über den weichen Teppich wieder auf und setzte sich endlich auf das Ruhebett am Fenster.

Hier aber hatte er nicht lange gesessen, in allerlei Betrachtungen verloren, die heiter genug zu sein schienen, da trat plötzlich seine Geliebte herein, ohne daß er die Thür hatte gehen hören. Sie war vollständig zum Ausgehen gerüstet, nur den Hut mit den silbergrauen Federn trug sie in der Hand; das volle blonde Haar war etwas eilig, aber malerisch aufgesteckt; über ihrem Gesicht lag ein rosiger Hauch von süßer Verschämtheit, während sie doch die Augen nicht niederschlug, sondern mit einem zärtlichen Blick ihren Freund auf seinem schattigen Sitz begrüßte.

Lars sprang auf, ihr entgegen, und schloß sie in die Arme. „Wie hat die gnädige Frau geruht?“ fragte er, indem er ihr mit beiden Händen über das Haar fuhr und ihr Gesicht nahe zu dem seinen heranzog. „Ich finde, der Wächterin ist ihr schwerer Dienst bei dem armen Unheilbaren wunderbar gut bekommen. Sie sieht so märchenhaft jung und reizend aus, daß ein Blinder sich in sie verlieben müßte, geschweige einer, dem die Schuppen von den Augen gefallen sind, daß er klar eingesehen hat, welch ein Thor er sein wollte. Aber du scheinst ja Eile zu haben, fortzukommen? Ist dir dein Werk der Barmherzigkeit schon verleidet, oder glaubst du nun überflüssig geworden zu sein? Nein, diesen Hut werden wir fürs erste noch mit Beschlag belegen. Auch kann ich doch meinen geliebten Gast nicht entlassen, ohne ihm ein Frühstück angeboten zu haben. Der gute Patriarch, dessen feine alte Seele sich so diskret beiseite gehalten hat, wird sogleich das Nötige besorgen. Oder ist es dir unlieb, unser holdes Geheimnis seinen alten Augen zu enthüllen?“

Sie errötete ein wenig tiefer, aber ihre Augen lachten, und sie sah frei zu ihm auf.

„Nein,“ sagte sie, „mein Glück ist so groß, und ich bin so stolz auf mein Glück, daß ich nichts dagegen hätte, es vor der ganzen Welt zu zeigen, nicht bloß vor deinem treuen Leibeigenen, der dich so vergöttert, daß er es ganz in der Ordnung fände, wenn alle schönsten Frauen der Stadt wetteiferten, dir einen Nachtbesuch zu machen. Aber bei mir zu Hause würde es Unruhe erwecken, wenn ich länger ausbliebe. Ich habe gestern abend mein Mädchen darauf vorbereitet, daß ich vielleicht bei der kranken Freundin übernachten würde, zu der zu gehen ich vorgab, wenn ihr Zustand sich verschlimmerte. Am Ende fällt meiner Luise ein, sich erkundigen zu wollen, ob ich ihre Dienste nicht auch dort bedürfte. Max werde ich gleich heute sagen, wie ich mit dir stehe. Aber nun entlaß mich, Liebster. Du kommst natürlich heute zu uns, wär's auch nur meines Bruders wegen, dem du wohl für seine treue Anhänglichkeit und daß er mich völlig gewähren läßt, ein freundliches Wort schuldig bist. Wenn du nicht zu Tische kommen magst, erwarte ich dich zum Thee. Und bis dahin — sei fein vernünftig — denk immer, was du deiner armen Geliebten schuldig bist, die auf der ganzen Welt nichts mehr besitzt als dich, da sie sich selbst so besinnungslos an dich weggeschenkt hat.“

Er hatte, während sie sprach, sie unverwandt angesehen, immer leise mit beiden Händen ihr Haar streichelnd. Was sie sagte, schien er nur wie eine liebliche Musik zu hören, ohne auf den Sinn der Worte zu achten. „Es ist unglaublich,“ sagte er jetzt, „wie schön diese Frau ist! Ich hatte doch gedacht, ich wüßte ein wenig, was Schönheit sei oder sein sollte, wenn es auf dieser unvollkommenen Erde einmal Mutter Natur glückte, ein göttliches Geschöpf hervorzubringen, wie sich's die großen Künstler seit Phidias und Tizian geträumt haben. Aber das ist alles Puppenwerk gegen dies herrlich aufgeblühte Leben! Und das ist mein, ich bin unbeschränkter Herr und Gebieter über diesen Schatz, und was das Beste und Wunderbarste daran ist, die Seele, die diese schönen Glieder regiert, gehört mir auch, und sie ist noch schöner und edler und entzückender als die sterbliche Form, in die sie gebannt ist!“

Sie entzog sich ihm leise, indem sie seine Hand festhielt und ihre Lippen darauf drückte. „Du lieber, geliebter sonderbarer Schwärmer!“ flüsterte sie. „Kennt' ich mich selbst nicht besser als du, würden mich deine überschwenglichen Reden zu einer eitlen Närrin machen. So aber weiß ich, was ich von mir zu halten habe, und bin nur heimlich froh, wenn mein Geliebter noch eine Weile in seiner süßen Täuschung befangen bleibt. Die Ernüchterung wird immer noch früh genug kommen. Nun aber wirklich adbio, Liebster! Es ist die höchste Zeit.“

Er hielt sie sanft am Arme zurück. „Ich hätte nur noch einen kleinen Wunsch, er soll dich nicht länger als zehn Minuten kosten. Aber sieh, heute nacht, als ich nicht satt werden konnte, deine Schönheit zu bestaunen — ich glaube fast, du wurdest auf dich selber eifersüchtig, daß der Maler in mir den Liebenden zu verdrängen schien — nein, Herz, ich wußte in jedem Augenblick, daß es meine Nadine war, die mir alle diese Wonnen gab, aber nächst meinem Herzen genossen sie meine Augen. Und einmal, weißt du — mich zu strafen, weil ich zu übermütig meinem Glücke Luft machte — da wandtest du dich einen Augenblick von mir ab, und ich sah deine glänzende Schulter, von dem roten Licht der Lampe überhaucht, genau so wie dort auf meinem Bilde den Hals und Nacken der Frau am Meeresstrande, in derselben gewagten Verkürzung, die ich bisher bei keinem Modell so reizvoll hatte wiederfinden können. Wenn du jetzt nur auf einen Moment — ich will das nur noch einmal mir einprägen, wie die Linie des Halses sich zur Schulter hinabsenkt — nicht malen, nur mit ein paar Strichen —“

Sie wandte sich tief erglühend ab. „Du kannst von mir fordern, was du willst, ich gehöre dir ja. Aber bitte, nicht jetzt, nicht in diesem kalten Morgenlicht. Ich habe dir bewiesen, daß ich frei bin von falscher Prüderie. Aber ein unbestimmtes Gefühl in mir wehrt sich dagegen, jetzt — du mußt doch begreifen —

„Nein,“ rief sie, sich selbst unterbrechend, da sie sah, daß er mit einer enttäuschten Gebärde sich

Digitized by Google

abwandte, „ich sehe, du begreifst es nicht — als ein Künstler, der du bist, kannst du eine solche Regung in einem Frauenherzen nicht verstehn. Nun denn, so mache mit mir, was du willst. Ich habe mich dir nun einmal auf Gnade und Ungnade ergeben."

Sie streifte ihr Jäckchen ab, warf es auf einen Stuhl und sah ihn mit einem rührenden Ausdruck von Ergebung an, was sie noch weiter thun solle. Er umfing die stille Gestalt stürmisch und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. „Du Engel," sagte er, „immer noch unerschöpflicher an Liebe und Güte, als ich von dir erwartet habe! Aber so ist's nicht gemeint, wie du vermutest. Nur den Hals und die Schulter — nicht einmal dein Haar sollst du auflösen, dazu kommt auch wohl noch die Stunde — jetzt handelt sich's nur um diese kleine Verkürzung — das Licht ist ohnehin nicht ganz so, wie ich's brauchte —"

Er hatte das Ruhebett in die Mitte des Ateliers geschoben, während sie gehorsam that, was er gewünscht, die Taille abstreifte und das Tuch von ihrem Nacken löste. Dann streckte sie sich auf das Polster aus, den linken Arm, wie die Frau im Gemälde, ein wenig gebogen und statt des Hundes um das rote Sammetkissen gelegt. „Ist es so recht?" fragte sie, die Augen halb zudrückend. Er rückte noch ein wenig an dem Arm und strich das Haar zurück, das über ihre Stirn gefallen war. „Wenn du dich sehen könntest!" sagte er mit dem zärtlichsten Ton. „Und wie das Rot zu dem matten Weiß deines Armes steht! Jetzt nur noch ein paar Striche —"

Hastig trat er hinter die Staffelei, ergriff die Palette und vertiefte sich in das Studium dieser herrlichen Form. Es war ganz still ringsumher. Dann und wann schoß eine Schwalbe, die am Dachsims des Ateliers ihr Nest gebaut hatte, am Fenster vorbei und warf von ihren Flügeln einen Sonnenblitz in den weiten Raum. Die schöne Frau auf ihrem weichen Pfühl regte sich nicht. Ein stilleres Modell konnte ihr Freund sich nicht wünschen. Auch hatte er bald mit der bloßen Korrektur der Form sich nicht mehr begnügt, sondern das Spiel des Lichts auf der glatten Haut nachzubilden versucht. Sie aber schien ganz vergessen zu haben, daß es sie zum Fortgehen gedrängt hatte. Eine süße Mattigkeit umfing ihre Glieder, sie atmete lebhaft mit halbgeöffnetem Munde, und ihre Brust hob und senkte sich. Einen Augenblick verging ihr sogar das Bewußtsein, das breite Lid sank völlig über das Auge herab, eben wollte ein leiser Traum sie beschleichen, da drang ein seltsamer Ton an ihr Ohr, ein unterdrücktes Stöhnen, das sie aus ihrem Halbschlummer erschrocken auffahren ließ.

„Lars!" rief sie, „was ist dir?"

Keine Antwort. Nur das Stöhnen verstummte. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, das hinter der Leinwand verborgen war, aber neben seinem Sitz am Boden sah sie die Palette liegen, und nun entfiel auch der Pinsel seiner Hand.

Ein kalter Schauder überlief sie. Sie sprang in die Höhe und stürzte zu ihm, der in sich zusammengesunken auf dem Malschemel saß, wie von einem plötzlichen Schlage gerührt.

„Lars!" rief sie, „mein einzig Geliebter, was ist geschehen — rede — sage mir — o nur ein einziges Wort!"

Kein Laut kam über seine Lippen. Er hob nur langsam den Kopf und kehrte ihr das volle Gesicht zu; aus den weitaufgerissenen dunkeln Augen quollen zwei schwere Tropfen, die über die bleichen Wangen niederrannen. Der Mund verzog sich zu einem Lächeln, das zärtlich sein sollte, aber in einer bitteren Grimasse erstarrte.

„Was mir geschehen ist?" sagte er endlich leise. „O, nichts Besonderes! Nur daß ich erfahren habe, wie dem Tantalus zu Mute war, der mitten in allem Ueberfluß des Lebens verhungern mußte. Aller Zauber der Schönheit entschleiert sich mir, und vor meine Augen schleicht sich der tückische Nebel, der mir schadenfroh verwehrt, mich davon entzücken zu lassen."

Sie war neben seinem Sitz in die Kniee gesunken, hatte seinen Hals umschlungen und ihre weichen Lippen auf seine verdunkelten Augen gedrückt. „Es ist gräßlich!" hauchte sie. „Aber werde nicht gar zu traurig, Liebster. Denke, wie oft schon ein solcher Anfall kam, eine plötzliche Ohnmacht des Sehnerven — gewiß, es muß jedesmal ein entsetzliches Gefühl sein, aber es geht ja vorüber, und wer weiß, wenn das kranke Organ sich nur wieder kräftigt — vielleicht eine Seereise, wo du monatelang dein Auge ruhen lassen mußt, weil ihm nichts begegnet, was seine Thätigkeit anregt."

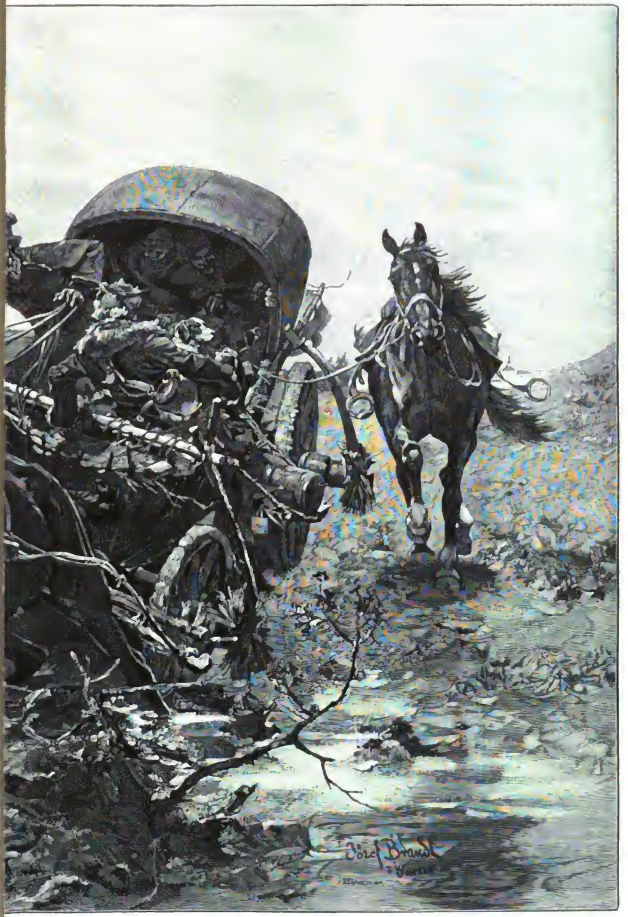
„Gewiß," sagte er und stand auf, sie mit sich emporziehend, „so ein Zustand, wo nichts zur Thätigkeit reizt — freilich, es sieht ein bißchen nach Lebendigbegrabensein aus, aber wenn man hernach auf eine fröhliche Auferstehung rechnen darf — verzeih, daß ich mich diesmal von meinem Dämon so unterkriegen ließ — ich sollte ihn ja kennen, daß er nur zum Spaß Katz und Maus mit mir spielt — aber es war auch gar zu hämisch, eben jetzt, wo ich mit Augen sah, was mir bisher nur so als eine certa idea vorgeschwebt hatte — du hältst mich nun wohl für sehr schwach und unmännlich — o, wenn man in gewissen Lagen des Lebens sich des Weinens enthalten kann, muß man ein Held sein, den ich übrigens nicht beneide!"

Sie hatte ihre Kleidung wieder in Ordnung gebracht. „Nun lade ich mich doch zu deinem Frühstück ein," sagte sie rasch. „Erlaube, daß ich den Patriarchen citiere."

„Nein, Liebste," erwiderte er, „verzeih, ich bin unfähig, jetzt einen Bissen zu genießen. Ich brauche Ruhe, um mein erschüttertes Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Nicht wahr, du findest es nicht allzu ungalant oder gar ein Zeichen von Herzenskälte, wenn ich dich jetzt bitte, mich allein zu lassen? Ich lege mich dann auf das Sofa hin, schließe die Augen und träume — träume von all dem unbegreiflich Süßen und Holden, das ich von dir empfangen habe. In einer Stunde, wenn ich dann die Augen wieder aufmache, ist der Nebel verschwunden."

Sie sah in schmerzlichem Ernst zu Boden. „Ich weiß, daß ich deinen Willen nicht ändern kann."

Digitized by Google



nälde von Josef von Brandt.

Digitized by Google

sagte sie. „Und vielleicht hast du recht, und jedenfalls würdest du mich wegwünschen, wenn ich mich dir jetzt aufdrängen wollte. Ich verlasse dich aber nur unter einer Bedingung: daß du dein gestriges Versprechen hältst — du entsinnst dich doch?“ — Er nickte mit dem Kopf — „Und dann, daß du dich zur Theestunde bei uns blicken lässest. Ich bin überzeugt, bis dahin ist all der greuliche Spuk verflogen. Willst du mir die Hand darauf geben?“

Er zog sie in seine Arme. „Du hast einen seltsamen Geschmack bewiesen,“ sagte er trübe lächelnd, „als du dir diesen Krüppel zum Liebsten ausgesucht hast. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wenn ich heut um fünf zu dir komme, bin ich darauf gefaßt, daß dein Bruder mich sehr verwundert von Kopf zu Fuße mißt, was denn an mir sei, das seiner Schwester gefährlich werden konnte. Nun, das ist deine Sache; lebwohl, meine holde Thörin!“

Er hatte sich Gewalt angethan, wieder in heiterem Ton zu ihr zu reden; auch sie nahm alle ihre Kraft zusammen, als sie ihm an der Thür draußen noch einmal an die Brust sank, ihr tiefbekümmertes Herz nicht laut werden zu lassen. Wie hart es sie getroffen, empfand sie erst ganz, als sie die hohen Treppen nur mit äußerster Mühe hinunterwanken konnte, auf jedem Absatz ausruhend. Auf der Straße draußen winkte sie eine geschlossene Droschke herbei. Als das Pferd sich in Bewegung setzte, schmiegte sie sich in die dunkle Ecke, drückte ihr Tuch vor die Augen und ließ den jammervollsten Thränen ihren Lauf.

*

Ihr Bruder öffnete ihr selbst die Thür, als sie oben in ihrer Wohnung wieder anlangte. Er war zum Fortgehen gerüstet, im Ueberzieher, den Hut in der Hand.

„Hast du endlich den Weg nach Hause gefunden, Nachtschwärmerin?“ sagte er in heiterem Ton. „Ich fürchtete schon, dich nicht erwarten zu können; es ist gerade viel Arbeit im Bureau — nun, was bringst du? Wie ist dir's ergangen? Luise sagte mir, als ich gestern abend aus meiner Tarokgesellschaft heimkam, was du sie hast wollen glauben machen. Ich wußte ja gleich, was ich davon zu halten hatte, und wie ich dich kenne — aber um Gottes willen, was ist dir? Du hältst dich ja kaum auf den Füßen, und durch deinen Schleier sehe ich, daß du geweint hast. Komm, stütze dich auf mich, ich bleibe nun natürlich bei dir.“

Sein gutmütiges, rundes Gesicht hatte den Ausdruck zärtlicher Sorge angenommen. Er warf Rock und Hut weg und führte die wie gelähmt Schreitende in ihr Zimmer. Sie sank auf einen Sessel nieder, ohne ein Wort zu sprechen, immer vor sich hin starrend.

Er wartete eine Weile, bis sie sich beruhigt haben würde. Dann, ihr sanft die Schulter streichelnd wie einem kranken Kinde, sagte er:

„Erleichtere dir doch das Herz, Nadinchen. Du weißt ja, ich finde alles gut und recht, was du thust. Ich will ja nur, daß du dir selbst nichts zuleide thust, daß dein gutes Herz dich nicht fortreißt, etwas zu thun, was dich unglücklich macht. Du weißt ja auch, was er mir ist, und wie sehr ich ihn beklage. Wie hast du ihn denn gefunden? Was habt ihr miteinander beschlossen?“

Sie drückte mit einer dankbaren Bewegung seine Hand. „Es ist furchtbar!“ sagte sie leise. „Ich habe gehofft, wenn ich ihm zeigte, wieviel Glück ihm noch bliebe, auch wenn ihm seine Kunst genommen würde — o Max! Alles oder nichts! Darüber kommt er nicht hinaus. Sein Stolz, sein unbändiger Stolz, nichts annehmen zu wollen, da er glaubt, zum Bettler geworden zu sein — sein Zartgefühl, die er liebt, nicht in sein Schicksal mit hineinreißen zu wollen — alles arbeitet daran mit, ihm das Leben verhaßt zu machen. Wenn du ihn gesehen hättest in dem letzten Anfall, da er kurz zuvor von Glückszuversicht strahlte und alles abgeschüttelt zu haben schien, was an ihm genagt hatte — und dann auf einmal, wie das Gespenst der ewigen Nacht wieder vor ihn hintrat —“

Sie erzählte dem Bruder nun, was sich in der letzten Stunde zugetragen hatte. Er wollte dann gleich zu ihm gehen, aufs höchste gerüstet von dem Gedanken, der Freund möchte etwas Verzweifeltes thun.

„Nein,“ sagte sie, „ich habe sein Versprechen, und jetzt will er allein bleiben und schläft vielleicht. Aber mittags, wenn du aus dem Bureau kommst, könntest du einmal bei ihm vorsprechen. Ich weiß sonst nicht, wie ich die langen Stunden, bis wir seinen Besuch erwarten dürfen, überleben soll.“

Sie lag dann, als er sie verlassen hatte, in einer Betäubung, die ihren Schmerz ein wenig linderte, auf der Chaiselongue und sagte ihrem Mädchen, sie wolle niemand sehen, die Nachtwache bei der kranken Freundin habe sie erschöpft. Zuweilen öffnete sie die Augen und heftete ihren Blick auf ein Porträt von Lars, das an der Wand ihr gerade gegenüber hing. Einer seiner Freunde hatte ihn gemalt in der Zeit seiner jugendlichsten Kraft und Schönheit, und sie hatte es sich von ihm schenken lassen, ehe er nach Italien ging. „Ist es möglich!“ kam es von ihren Lippen. „Dieser sonnige Mensch — und jetzt!“

Die Augen gingen ihr leise über, sie schloß sie wieder, und über ihren düsteren Gedanken dämmerte sie endlich ein. Sie fuhr zitternd in die Höhe, als ihr Bruder wieder bei ihr eintrat, und starrte ihm mit angstvoller Sorge ins Gesicht.

„Ich habe ihn nicht zu Hause gefunden,“ sagte Max. „Er war schon vor ein paar Stunden ausgegangen, sei aber ganz wie sonst gewesen, sagte mir sein Diener. Er habe ihm aufgetragen, seinen Handkoffer wieder zu packen, er wolle eine kleine Reise machen, schon heute abend. Dann hat er noch befohlen, daß Blume die Liste für das Sommerbild bestellen sollte, hat eine Tasse Thee getrunken und ist dann weggegangen.

„Du siehst, Schwester, vorläufig ist kein Grund, das Schlimmste zu befürchten. Wer jene große Reise antreten will, von der man nicht zurückkehrt,

Digitized by Google

läßt sich keinen Koffer packen. Und vielleicht gelingt es uns, ihm auch die kleine Reise auszureden, oder ich nehme Urlaub, und wir begleiten ihn. Das herrliche Frühlingswetter draußen in den Bergen wirkt vielleicht wohlthätig auf sein Gemüt."

Nadine schwieg, aber es war ihr anzusehen, daß sie sich keiner tröstlichen Täuschung hingab. Während sie zu Tische saßen, sprachen sie kaum ein Wort. Dann entfernte sich Max wieder, um bei seinem Vorgesetzten wegen des Urlaubs anzufragen.

Er wurde länger aufgehalten, als er gedacht hatte. Da er endlich den Ministerialdirektor hatte sprechen können, war die Stunde schon herangekommen, in der sie Lars erwarteten. Er eilte, so viel er konnte, um ihn ja nicht zu verfehlen. Als er aber in das Theezimmer eintrat, sah er nur die Schwester auf ihrem gewohnten Platz. Auf dem Tisch vor ihr lag ein Brief. Schon von weitem erkannte er die große Handschrift des Freundes.

„Er kommt nicht?" rief er in lebhafter Bestürzung. „Was hat ihn abgehalten?"

Sie brachte kein Wort über die Lippen. Wie ein Steinbild saß sie aufrecht in dem hochlehnigen Sessel, mit geschlossenen Augen. Aber ihre Wimper blieb trocken. Da ergriff er das Blatt und las:

„Meine Geliebte, es muß nun doch geschieden sein. Ich kann die Tantalusqual nicht ertragen, daß sich der Himmel vor mir öffnet und dann ein schwarzer Flor über die Augen fällt, die sich eben daran beseligen wollen. Schadensfroher hat das Schicksal nie einem Menschen mitgespielt.

„Und darum geh' ich hinweg von Dir. Wenn ich bliebe, wer weiß, ob Deine süße Liebe mich nicht so bestrickte, daß ich mich schwach und feige in mein Elend ergäbe. Ein Glück, wie es an Deinem Herzen mir winkt, darf nur der genießen, der ein volles, frohes Leben dagegen zu geben hat.

„Und ich bin ein zu langsamem geistigen Tode Verurteilter.

„Ich verreise fürs erste nicht weit. Vielleicht finde ich den Mut, Dir Nachricht von mir zu geben — wenn sie nicht allzu betrüblich klingt. Und ich versprach Dir ja auch — aber nein, das Wort mußt Du mir zurückgeben. Du hast ja selbst bezweifelt, daß ich es unter allen Umständen würde halten können. Wie soll ich bei Dir anfragen, ob Du mir in einem bestimmten Augenblick den Paß für die letzte größte Reise visieren möchtest, wenn der Dämon mich plötzlich überfallen sollte? Bei allem aber, was ich thue, wirst Du vor meiner Seele stehen, und ich werde handeln, je nachdem ich Dich nicken oder Deinen schönen Kopf schütteln sehe.

„O, meine holde Geliebte, wie soll ich Dir danken, daß Du mir das noch gegeben hast, diese Offenbarung aller überschwenglichsten Schönheit und Güte! Ich küsse Deine süßen Augen, Deinen roten Mund, das Grübchen in Deinem Kinn. Leb wohl!

„Sage Max, daß ich ihn brüderlich geliebt habe und gern mit ihm gelebt haben würde. Er hat einen vornehmen Sinn. Er wird alles verstehen.

„Lebt wohl, ihr Teuern! Aller Segen des Himmels auf Dein Haupt, mein geliebtes Weib.

Ewig Dein

Lars."

„N.S. Ich habe für den Fall, daß mir etwas Menschliches begegnen sollte, beim Notar meinen letzten Willen hinterlegt. Was ich an Geld besitze, soll der Unterstützungskasse der Münchener Künstler überwiesen werden, mit Ausnahme des Legats für Blume. Meinen künstlerischen Nachlaß habe ich Dir vermacht. Die beiden Bilder sollen an den Besteller geschickt werden. Blume weiß die Adresse. Schade, daß ich den Sommer nicht vollenden konnte. Es geht nun in einem hin. Auch mein Lebenssommer ist ja in seiner besten Blüte durch das Ungewitter verheert worden.

„Noch einmal tausend, tausend Grüße und Küsse. Leb wohl!"

*

Ohne ein Wort zu sagen, legte Max den Brief, nachdem er ihn gelesen hatte, wieder hin und ging nach der Thür. Da fuhr Nadine aus ihrer Erstarrung auf.

„Wohin willst du?"

„Natürlich zu ihm. Ich muß versuchen, ob ich ihn nicht von seinem desperaten Entschluß zurückbringen kann. Wenn wir ihn reisen lassen, ist vorauszusehen, was das Ende sein wird."

Sie erhob sich rasch.

„Ich gehe mit dir, Max. Zwar hoffe ich nichts mehr, aber ich bin sein Weib geworden, ich lasse mich nicht von seiner Seite verdrängen."

Sie fuhren, stumm nebeneinander sitzend, nach Lars' Wohnung. Nur Blume kam ihnen entgegen. Der Herr Professor sei nach Tische wieder nach Hause gekommen, es sei ihm nichts Besonderes anzumerken gewesen, er habe sich hingesetzt und den Brief an die gnädige Frau geschrieben, dann befohlen, ihn gegen fünf durch einen Dienstmann forttragen zu lassen. Darauf habe er den Handkoffer untersucht und noch ein paar Bücher hineingethan. Er werde zu Fuß vorausgehen; wo er bleiben werde, wisse er noch nicht; vielleicht komme er auch heute abend noch einmal wieder, wenn das Gehen ihn zu sehr ermüde; jedenfalls solle Blume ihm, wenn er die Adresse erhalte, den Koffer nachschicken. Dann — so gegen drei — habe er ihm die Hand gegeben und noch gesagt, er möge die Herrschaften grüßen, wenn er sie zu sehen bekäme. Ihm sei ganz wohl, man brauche sich keine Sorge um ihn zu machen.

Dann sei er aus dem Hause gegangen.

Der Alte hatte, da Max erklärte, sie wollten abwarten, ob Lars nicht dennoch heute abend in seine Wohnung zurückkehre, die Geschwister im Atelier allein gelassen. Nadine war auf das Ruhebett gesunken; Max ging, den Hut auf dem Kopf, die Hände in die Taschen seines Ueberrocks vergraben, mit finsterer Stirn durch den weiten Raum auf und ab. Zuweilen blieb er vor einem der Gipsabgüsse stehen oder sah in das Kabinett hinein. Darüber verging eine qualvolle Stunde.

Endlich trat er vor die Schwester hin, die

Digitized by Google

regungslos auf dem Polster ruhte, den Kopf an das rote Kissen gedrückt.

„Ich halt' es nicht länger aus!" sagte er. „Es ist grausam von Lars, uns auf diese Folter zu spannen. Irgend' etwas muß geschehen, daß wir Klarheit bekommen."

Sie sah mit verzweifelter Ratlosigkeit zu ihm auf.

„Ich will auf die Polizei," fuhr er fort. „Alle Schutzmänner müssen in Bewegung gesetzt werden, auf den Flüchtling zu fahnden. Wie das möglich sein wird, ist mir noch dunkel. Vielleicht aber weiß der Polizeidirektor einen Ausweg aus diesem entsetzlichen Labyrinth. Jedenfalls würde ich in diesem unthätigen Warten ersticken."

Er wandte sich nach der Thür. Sie suchte ihn nicht zurückzuhalten, so aussichtslos ihr sein Vorhaben erschien. Da klopfte es, und sie schrak zusammen, wie wenn eine furchtbare Entscheidung vor der Schwelle stände.

Max hatte die Thür aufgerissen, Fabian Blume stand draußen und trat, die Mütze in den Händen drehend, mit einer linkischen Verbeugung ein.

Er habe nur fragen wollen, ob der Herr Professor zurückgekehrt sei. Aber sein Alter habe ihm schon gesagt, die Herrschaften warteten auch auf ihn, also sei es doch wahrscheinlich, daß er noch kommen werde, obwohl —

Er stockte und sah verlegen von Max zu Nadine, die in die Höhe gefahren war, als der junge Mensch zu sprechen anfing.

Ob er etwas von Herrn Lars wisse, fragte Max; ob er ihm etwa mitgeteilt habe, wohin er zu gehen vorgehabt?

„Das nicht," sagte Blume junior, „aber begegnet bin ich ihm."

„Wo? Wo und wann?"

„So etwa vor einer Stunde, es kann eher mehr gewesen sein. Ich war gestern früh bei dem Herrn Professor, wollt' mich erkundigen, ob er nicht einen Diener braucht', da es jetzt mit seinen Augen — die Herrschaften wissen ja — und da ich gut vorlesen kann und a bissel Bildung hab', und auch meine Schrift ist ganz orthographisch — no, dem Herrn Professor paßt's gerad' nicht, und er hat mir auch geraten, das Modellstehen sollt' ich aufgeben und mir einen anständigen Beruf suchen. Und weil ich gestern abend in der Zeitung gelesen hab', ein Herr in einer Villa bei Harlaching thät' einen zuverlässigen Mann suchen als Hausmeister, und der auch mit Pferden umzugehen wüßt', bin ich heut' mittag hinaus, und es ist auch richtig geworden, und ich hab' gleich in der Küch' mitessen dürfen, und hernach hab' ich mir alles angeschaut, mein Zimmer und den Stall — ein eigner Kutscher ist natürlich da — und auch den Garten, um den ich mich auch annehmen sollt'. Wie's vier Uhr wird oder so gegen halb fünf, läßt mich der Herr noch einmal rufen, giebt mir das Trangeld, und wir machen ab, daß ich gleich übermorgen einziehen soll' und sollt' nur erst noch in mein altes Quartier, meine sieben Zwetschgen zusammenzupacken.

„Da, wie ich so ganz vergnügt nach der Stadt zurückgehe und komme an die Ueberfälle — die Herrschaften wissen, wo die vielen kleinen Stege sind unter den Weiden, weil daß die Ifar da durch moosige Strecken läuft, und denk' noch gerad', daß ich die gute Stelle eigentlich dem Herrn Professor verdank', weil der mir zugeredet hat, das faule Modellleben zu lassen — wer kommt mir da entgegen, gerad' an einer Stelle, wo das Ufer recht abschüssig ist, und auch nicht oben auf der schmalen Straße, sondern unten auf dem Kiesgrund dicht neben dem reißenden Wasser? „Herr Professor!" ruf ich, ‚was machen S' denn da unten, wo gar kein Weg ist und Sie auf einmal abrutschen und ins Wasser fallen können? Da bleibt er stehen, hält die Hand über die Augen, und erst als ich näher heran bin, sagt er: ‚Ihr seid's, Fabian? Ich dank' Euch, daß Ihr mich angerufen habt, denn bei dem Nebelwetter' — es war aber der hellste Sonnenschein — ‚kommt man leicht vom Wege ab. Ich hab' so ein Brennen in den Augen, denen thut die kühle, nasse Luft hier unten am Ufer wohl. Ich will noch ein paar Stunden mich müde laufen, damit ich besser schlafe, und weiß noch nicht, wo ich übernachten werde, ob schon in Großhesselohe oder erst in Schäftlarn. Was habt Ihr denn hier draußen zu suchen?'

„No, da hab' ich ihm erzählt, wie gut mir's eben gegangen sei, und hab' ihm auch gesagt, daß ich eigentlich ihm die gute Stelle zu verdanken hätt', weil er mir so ins Gewissen geredet hat wegen meiner Tagedieberei. Und da lächelt er ganz still vor sich hin und sagt: ‚Es ist gut, Fabian, ich hab' Euch gestern morgen schlecht gedankt für Euern guten Willen, daß Ihr mir beistehen wolltet, meine Geschäfte zu besorgen trotz meiner schlechten Augen. Verzeiht mir das! Ich bin halt ein kranker Mensch, und da sag' ich im Fieber wohl mal ein Wort, das mich reut. Und um das ein wenig wieder gut zu machen, da nehmt!'

„Damit zog er sein Portemonnaie aus der Tasche, gab mir's in die Hand und sagte: ‚Macht Euch einen vergnügten Tag, Fabian, und wenn Ihr Euern Papa seht, grüßt ihn von mir. Er weiß schon alles, was ich noch von ihm will. Behüt' Gott, Fabian!'

„Ich stand ganz verdattert, denn die Geldtasche in meiner Hand war schwer, und er hatte mir ja gar nichts angethan, was er mir zu vergüten gebraucht hätt'. So bring' ich bloß noch ein ‚Vergelt's Gott tausendmal!' heraus, aber er hört's kaum mehr, denn er war schon weit von mir weg, als ob er große Eil' hätte. Ich war neugierig, zu sehen, wieviel in dem Portemonnaie steckte, da fand ich fünf große Goldstücke und einen Hundertmarkschein, und war so erschrocken, als ob ich das Geld gestohlen hätte, zugleich aber sehr vergnügt. In meinem Tammel geh' ich denn auch ruhig meines Weges weiter und überleg' bei mir, was ich mit dem Geld anfangen sollt', ob ich's nicht auf die Sparkasse legen sollt', da ich in meinem neuen Dienst ja vorläufig nichts brauchen werde. Plötzlich fällt mir ein: was fangt der Herr Professor denn

Digitized by Google

an, wenn er morgen im Gasthof die Rechnung bezahlen soll und besinnt sich jetzt erst, daß er sein ganzes Reisegeld weggeschenkt hat? Nein, sagt' ich mir, du mußt ihn wieder einholen und ihn bitten, wenigstens die Hälfte zurückzunehmen. Und sofort kehr' ich um und renn' ihm nach und lauf' wohl eine halbe Stunde lang umeinand' und ruf' so laut ich kann: ‚Herr Professor! Herr Professor!' Kein Laut weit und breit zu vernehmen, wie in den Erdboden verschwunden, wenn nicht gar — und indem ich's denke, überläuft mich's eiskalt — denn neben dem Wege rauschte und strudelte der Fluß, und er, mit seinen kranken Augen, die ringsum nur Nebel sahen — auf dem abschüssigen Kiesgrund ... Aber um Himmels willen — die gnädige Frau!"

Er stürzte nach dem Ruhebett hin, zugleich wandte Max sich um. Am Boden, den Kopf auf das Polster zurückgesunken, lag Nadine besinnungslos, in einer so tiefen Ohnmacht, daß sie auch nicht erwachte, als die beiden Männer sie aufhoben und alle Mittel anwandten, sie wieder zu sich zu bringen.

*

Erst mehrere Wochen später siegte ihre starke Natur über die verderbliche Krankheit, die sie dem Leben zu entreißen gedroht hatte. Doch von der Nacht, die ihren Freund nun für immer umgab, war ein schwerer Schatten auch in ihre Seele gefallen. Sie ging Jahr und Tag wie in einer Dämmerung ihres Bewußtseins umher, ihre schönen Augen starrten glanzlos vor sich hin, ihr Haar, das man in der Krankheit abgeschnitten hatte, war ergraut.

Dann lebte sie wieder ein wenig auf und bemühte sich, ihrem Bruder ein heiteres Gesicht zu zeigen. Aber von allem Verkehr mit Freunden und Bekannten zog sie sich mehr und mehr zurück. Sie hatte Lars' Wohnung oben in der Schwanthalerstraße behalten und trug den Schlüssel beständig mit sich. Zuweilen stieg sie die vier Treppen hinauf und trat in das Atelier. Da ging sie langsam durch die drei Räume, in denen nichts geändert worden war, saß auf dem roten Sofa und überließ sich dem Traum, der sie in jene Tage ihres höchsten Glückes und bittersten Schmerzes zurückführte. Jeden Nachmittag konnte man ihr am Isarufer in den Weidengebüschen der Ueberfälle begegnen. Da wandelte sie stundenlang auf und ab, wie jemand, der auf einen Freund wartet, der zu kommen versprochen hat und ausbleibt.

Sie klagte über nichts. Nur zuweilen fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen und konnte einen plötzlichen Schmerz nicht verbergen. Der Arzt, den Max herbeiholte, erklärte, es sei ein rätselhafter Zustand, und drang auf äußerste Ruhe und Schonung. Sie lächelte wehmütig und setzte ihre langen Spaziergänge fort.

Eines Tages kehrte sie nicht zurück. Man fand sie auf einer Bank in den Isarauen, aufrecht sitzend, die Hand aufs Herz gepreßt, die erloschenen Augen auf die tiefe, grüne Flut gerichtet, die ihr Lebensglück verschlungen hatte.

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

(Fortsetzung aus Jahrgang XV.)

6. Allerlei aus dem Seekadettenleben.

Eine wichtige Rolle spielt die Musterung in dem Dienstbetriebe eines Kriegsschiffes. Neben der „Musterung in Divisionen", als der Hauptmusterung des Vormittags, holen im Laufe von 24 Stunden — denn an Bord giebt's Tag und Nacht Dienst — eine nicht geringe Anzahl dieser Plagegeister von Musterungen den Kriegsschiffseemann vor das prüfende Auge der gestrengen Vorgesetzten. Es herrscht darum unter den Beteiligten eine sehr geteilte Ansicht über den Wert und die Notwendigkeit solcher Bordbeschäftigungen. Der Vorgesetzte behauptet, ohne sie nicht Ordnung und Reinlichkeit halten zu können. Der Matrose blinzelt listig mit dem „seemännisch-richtigen Auge" nach der — Routine und spricht gelassen und ergebungsvoll das hochbedeutsame Wort aus: „Es muß ja wohl sein, denn es steht ja auf der Routine!" Die Schiffsroutine wirkt überzeugend und besänftigend auf sein unzufrieden scheinendes, zornig sein wollendes, sonst aber braves und biederes Seemannsgemüt, wie das Oel auf die erregten Wogen, denen es die zornschäumenden Spritzköpfe glatt rasiert und sie nötigt, ganz manierlich und anständig, mit hörbarem Ruck allerdings, außenbords sich zur Stelle zu melden.

Die Musterungen kann man in zwei große Klassen teilen. In der einen Klasse wird der Mann selbst gemustert, in der andern alles, was er an Kleidungs- und Inventarstücken für den kaiserlichen Dienst besitzt. Zur ersten Klasse gehören die Musterungen vor jedem Wache- und Postenwechsel, vor Antritt und nach Rückkehr eines Landurlaubs, sowie die allmorgendlichen Musterungen in Divisionen. Hier wird der Mann auf Reinlichkeit und Ordnungsmäßigkeit im Anzuge gemustert und sein Zurstellesein festgestellt. Mit dieser Art von Musterungen steht der Seemann im allgemeinen auf freundschaft-

Digitized by Google

lichem Fuße, wenn auch etwas gezwungenerweise. Aber die andre Sorte, die Musterungen mit Kleider- und Utensilienkasten, mit Backsgeschirr und Hängematten, mit Seestiefeln und Arbeitspäckchen, mit Handwaffen und Seitengewehr und was dergleichen mehr ist, die „kommen ihm schwer gegenan".

In das Seekadettenleben brechen diese von Zeit zu Zeit wiederkehrenden, zweitklassigen Musterungen nicht minder als unliebsame Gäste ein. Da giebt es denn für diese Gäste zu putzen und zu reinigen, zu ordnen und zu glätten, um mit Ehr' und Anstand vor ihnen zu bestehen. Denn ein zorniger Blick, ein kräftiger Anpfiff seitens des Vorgesetzten oder gar die berüchtigten Virgilverse zur Stärkung des Gedächtnisses und der Knochen, das heißt seemännisch übersetzt: ein bis dreimal über den Kreuztopp, oder je einmal über alle drei Toppen entern; — das ist noch viel weniger angenehm.

Der Seekadettenoffizier läßt die Seekadetten um sich zusammenschließen.

Musterung mit „Handwaffen", womit die Gewehre größte Sauberkeit und Achtsamkeit. Und zu finden ist immer etwas! Hier ein Stäubchen, dort ein Rostschimmer, dort zu viel, hier zu wenig Oel, der Kolben auf der einen Seite nicht geglättet, auf der andern verschrammt: genug, man geht „heil froh" unter Deck, wenn „er" nichts gefunden hat, und verstaut die „alte Knarre" in den Gewehrständern der Batterie, bis sie einmal wieder gebraucht wird zum Exerzieren, zur Musterung oder zum Handwaffenreinigen.

Harmloser, doch nicht minder dienstlich ernsthaft tritt die „Musterung mit kleinen Utensilien" an den Seekadetten heran. Da baut er seinen ganzen „Toilettenladen" an Deck auf und hält dem Vorgesetzten abwechselnd Schwamm und Kamm, Haar- und andre Bürsten, Necessaires für Nadel und Nagel, je nach Wunsch und Befehl, zur Musterung hin. Alle die kleinen Utensilien müssen vorschriftsmäßig gebunden und, soweit es möglich ist, mit vollem Namen versehen sein.

Musterung mit Handwaffen.

im Unterschiede von den größeren Schießwerkzeugen bezeichnet werden, ist immer eine höchst heikle und peinliche Sache. Gerade die Gewehre und alles, was mit dem Schießen zusammenhängt, erfordert die

Nach der Musterung läßt der Vorgesetzte gewöhnlich die Seekadetten zusammentreten und zu einem Halbkreise um sich herumschließen, um ihnen zu sagen, was ihm mißfallen hat, und wie er's

Digitized by Google

Seekadetten-Kleiderschrank. Nach einer Skizze.

anders wünscht, auch allgemeine Uebelstände zu rügen, Besserungen anzuregen und Neues zu besprechen. Es ist gewissermaßen die Paroleausgabe des Seekadettenoffiziers. Auf dem Bilde sieht man noch ganz deutlich, womit Musterung gewesen ist. Die Fußbekleidungsgegenstände in der Hand einiger Seekadetten verraten „Musterung mit Stiefeletten".

Die Stiefeletten gehören zum Sonntags- und Ausgehanzuge. Zum Dienst an Bord werden Deck- oder Segeltuchschuhe, bei schlechtem Wetter lange Seestiefel getragen.

Wie der Anzug für jeden Dienst vorgeschrieben ist, beziehungsweise befohlen wird, so ist überhaupt die Anzahl von Kleidungs- und Wäschestücken für den Seekadetten bis auf die anderthalb Dutzend Strümpfe und die zwei Dutzend Taschentücher, seine ganze Equipierung vorgeschrieben. Ueber die ordnungsmäßige und vollzählige Instandhaltung wacht der Seekadettenoffizier. Manchem scheint die vorschriftsmäßige Bemutterung der Seekadetten zu weit und zu sehr ins Kleinliche zu gehen, wenn sie zum Beispiel für einen verlorenen Strumpf oder fehlende Hemdkragen zur Rechenschaft gezogen werden. Indessen hat eine weniger peinliche Art von Bemutterung gerade in der Kleiderwirtschaft der Seekadetten ihre unverkennbaren Vorzüge und Vorteile. Man darf nicht außer acht lassen, daß sie lauter junge Leute im Alter von 17 bis höchstens 21 Jahren sind und, wenn sie nicht von Hause zur Selbständigkeit und Ordnungsliebe erzogen worden, absolut nicht, zumal bei den völlig neuen Bordverhältnissen, sich in die eigne Verwaltung und Ordnung ihrer Kleiderwirtschaft hineinfinden können. Wie unbeholfen und ratlos sieht ein zartes Muttersöhnchen — und die Söhne, die „zur See gehen", werden ja mehr oder weniger schon durch diesen Entschluß zu Mutters Lieblingen und Schützlingen! — vor dem ungezählten Besitz an Kleider- und Wäschegegenständen, die ihm zwar nicht unbekannt sind, denn getragen hat er sie auch bisher, aber auch nur getragen und sich nie bekümmert um das Wie und Was der Anschaffung, Unterbringung und Inordnunghaltung. Das that ja die Frau Mutter oder die liebenswürdige Schwester. Nun kommt der Seekadett mit seinen vom Mütterchen gepackten Koffern und Körben an Bord. Der Seekadettenoffizier, mit der Liste in der Hand, zählt und prüft jedes einzelne Stück, fehlende werden durch ihn vom Lieferanten bezogen, und dann kommt das „Verstauen", das ordnungsmäßige Unterbringen und Packen in den Kleiderschrank, der wieder ordnungsmäßig für jedes einzelne Stück sein Fach und seine Stelle hat. So, nun sieh dir, lieber junger, unerfahrener Seekadett, einmal deinen Schrank mit deinen Siebensachen an, — wie nett sieht's aus, wie übersichtlich hast du alles beisammen! Selbst die gestrenge Frau Mutter mit dem kundigen Ordnungsblick kann nichts Tadelnswertes finden. Aber sieh es dir auch gründlich an, präge es dir fest ins Gedächtnis, wo und wie jedes einzelne Stück liegen muß, denn so muß es bleiben, die militärische Ordnung, jenes peinliche Ding mit dem Ueberallundnirgendsblick, ohne Pardon und Gnade, fordert es

Musterung mit kleinen Utensilien.

Digitized by Google

Wichtige Passage.

von dir, von dir ganz persönlich, und läßt nicht eher nach, bis du es kannst, wenn du nicht „antreten am Kleiderschrank“ oder „Luftveränderung“ durch Enterübungen über den Topp vorziehen magst.

Ordnungsliebe und Gelderſparnis ist der Gewinn solcher Erziehung. Dazu kommen die Verhandlungen mit den Lieferanten, mit den Schustern und Schneidern und Wäschegeschäften. Sie führt nicht der Seekadett, sondern der Seekadettenoffizier. Er wählt sie aus und sucht die günstigsten Bedingungen von ihnen, und bestimmt, wo dies und jenes Stück gekauft werden darf. Dem Seekadetten soll dadurch nicht die Mühe des Einkaufens erspart werden, wohl aber soll er vor Uebervorteilung und Zeitvergeudung bewahrt bleiben. Behufs leichterer Auffüllung und Vervollständigung schadhaft ge-

Seekadetten hängen Zeug zum Trocknen auf.

Zeugwäsche der Seekadetten.

wordener oder verbrauchter Kleider und Wäschegegenstände ist die Einrichtung einer Kleiderkasse getroffen, in die der Seekadett monatlich 21 Mark von seiner Löhnung (45 Mark) zahlt.

Die Zeugwäsche der Seekadetten ist nicht ein eigentlicher Bestandteil ihres Dienstes. Die Seekadetten sind von jeglichem Arbeits- und Reinigungsdienst entbunden, nur Handwaffenreinigen und zeitweises Geschützputzen wird von ihnen verlangt. Doch werden sie angeleitet, ein oder mehreremal ihr Zeug selbst zu waschen und zu trocknen. Nach unserm Bilde zu schließen, scheint der Unteroffizier nicht recht mit dem Ergebnis zufrieden zu sein, denn er betrachtet mißtrauisch das „sorgfältig gewaschene“ Stück. Nun, das nächste Mal wird's hoffentlich besser, und dann — besorgt's die Waschfrau!

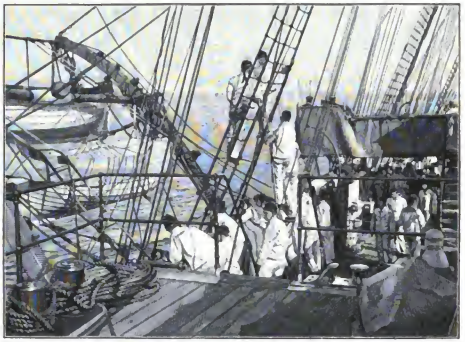
Zur persönlichen Bedienung der Seekadetten werden Stewardsmaate, die bei den Mahlzeiten aufwarten und die Messe

Digitized by Google

zu reinigen haben, sowie einige Matrosen als Burschen kommandiert, denen aber nur die Reinigung des Waschraumes und des Schutzzeuges einmal des Tages, am Morgen, obliegt. Alles andre muß der Seekadett selbst thun.

Außer der Kleiderkasse existiert auch eine Vergnügungskasse. Sie wird ebenfalls durch monatliche Abzüge (20 Mark) lebensfähig erhalten, woran das Reichsmarineamt sich mit einem größeren Zuschuß beteiligt. Denn da nun einmal, einem Marinescherzwort zufolge, die an- und umliegenden Länder und Städte bei der Seefahrt den Hauptreiz bilden, so muß und wird auch diesem Bedürfnis der praktischen Völkerkunde und Geographie in dem außerroutinemäßigen Dienstbereich der Seekadetten durch Veranstaltung von gemeinsamen Ausflügen, „Partien“, Rechnung getragen. Sie sollen einen belehrenden und unterhaltenden Charakter zugleich tragen. Denn die „Partien“ dienen nicht bloß zum Vergnügen, sie sind auch Dienst. Dienstlich leitet der Seekadettenoffizier dieselben, und dienstlich schließt sich ein Arzt an. Indessen wird hier der Dienst freier und kameradschaftlicher gefaßt. Gerade die Partien bieten für beide Teile die ebenso schöne wie willkommene Gelegenheit, in ungezwungenem Verkehr einander näher zu kommen, als Kamerad zum Kameraden, fern von den Deckplanken, in freiem, geselligem Tone zu reden. Da tritt dann mancher aus sich heraus, fühlt sich einmal als Mensch dem Vorgesetzten gegenüber und entwickelt plötzlich Anlagen und Eigenschaften, die man bei ihm nicht vermutete, und welche er in den Grenzen der eng geschnürten Bordetikette nicht als vorsichtig tastender und unsicher sich fühlender Neuling zu entfalten gewagt hatte. Erfrischt und angeregt kehrt der Seekadett von solchen Partien an Bord zurück, zugleich auch mit der wohlthuenden Empfindung, daß er in seinem gestrengen Vorgesetzten einen älteren Freund und Kameraden habe. Ein neues Gesichtsfeld seines ernsten, schönen Berufes thut sich ihm allmählich auf, er erkennt in immer schärferen Umrissen die beiden einander sich bedingenden inneren Kräfte und Faktoren des ehrenvollen Seeoffiziersberufes: die dienstliche Pflicht und die kameradschaftliche Solidarität, und sucht sie zu gewinnen in neu angeregtem Diensteifer.

Die Seekadettenpartien, als die ersten und nachhaltigsten Eindrücke von fremden Ländern und ihren Bewohnern, reichen dem jungen, empfänglichen Gemüt, außer der geistigen Erfrischung, der Ausspannung und Erholung und des Vergnügens, eine unermeßliche Fülle anregenden und belehrenden Stoffes zur



Interessante Passage.

Bereicherung seiner allgemeinen Bildung dar. Hier ist's die schöne Natur mit den markigen Zügen und der stillen Majestät der norwegischen Fjorde und Berge, oder mit dem Frühlingshauch der glühenden und blühenden Tropenlandschaft, oder mit dem melancholischen Antlitz der kahlen, nackten, aber durch die wunderbar fesselnde und wechselnde Farbenpracht der italienischen Beleuchtung belebten Felsenhöhen des Mittelmeeres. Dort fesseln das Auge die fremdartigen Volks- und Straßentypen, wie sie dem Besucher der marokkanischen Städte oder in den Bazaren Kairos und Smyrnas, auf den Märkten Haitis und in den Bergen der Kanarischen Inseln begegnen. Jedes Land, jedes Volk hat seinen eignen Reiz des Fremdartigen, Neuen und führt dem aufmerksamen Beobachter eine unendliche Fülle fesselnder Bilder vor Augen. Und wie interessiert und packt den klassisch Gebildeten und ästhetisch Empfindenden ein Besuch der Akropolis von Athen, der Ruinenstadt

Digitized by Google

von Pompeji am Fuße des Vesuvs, des Pantheon und des Kolosseum in Rom und all der zahlreichen Ruhmesstätten des klassischen Altertums sowie der mittelalterlichen Glanzperiode in Malerei, Plastik und Architektur, welche Italien und Spanien bergen!

Die „interessante Passage", welche die Kadetten sich ansehen, ist in der Straße von Messina jene Stelle, wo die homerischen Meerungeheuer Skylla und Charybdis hausen, von denen dem Seemann die grausige und gruselerzeugende Mär aufgebunden ist: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.

Der alten, gebrechlichen Kuff des homerischen Don Quichotte Odysseus konnten immerhin die nicht unbedeutenden Strudel in dem engen Fahrwasser gefährlich werden, aber bei weitem nicht so, wie er „aufschneidet". Seemannslatein giebt's zwar auch heute noch, aber so ein „dickes Garn" spinnt Jan Maat doch nicht, — weil's ihm niemand glaubt. Die heutige Schiffahrt läßt sich durch Skylla und Charybdis nicht mehr gruselig machen, ihre Strudel sind für sie ohne Gefahr.

Das Bild „Eine wichtige Passage" führt uns den Kommandanten inmitten der Seekadetten vor Augen, wie er ihnen an der Hand der Seekarte die französische Küste am Englischen Kanal mit ihren Ansteuerungsmarken und Befestigungen erläutert. Wenn ein Seekadett, des Naturzeichnens kundig, solche seemilitärisch wichtige Punkte oder Plätze an den Seeküsten schnell skizzieren, „vertonen" kann, so gereicht ihm diese Kunstfertigkeit nicht bloß zur eignen Freude, sondern auch vor allem zu großem Nutzen in seinem Beruf.

Bombay.

(Mit drei Abbildungen.)

Die meisten kennen Indien nur durch den poetischen Schleier ihres „Kalidasa"; sie kennen nur jene lyrische Färbung, in der sich die tanzende Dewadaschi mit ihren Knöchelspangen und der Mangoblüte im schwarzblauen Haar zeigt; sie sehen die bizarren Tempel, Märchenburgen, in Licht und blaue Luft aufgelöst, zu Stein gewordene Phantasien dichtender Baumeister. Es ist eine Welt der Träume, eine Belebung der Gestalten des „Ritusamhara":

„Der Stimme Riefeln, das wie Amitra-Rosen träufelt,
Und deine reizende Gestalt, des Dichterlobes würdig —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Der volle Mund, der zu verwirrter Augen Blendung,
Seit du gegangen, mit dem Glanze der Lerami strahlend . . ."

Wer läßt sich täuschen? . . . Mitten in diesem Farbenrausche tauchen die grauen Bilder des „großen Sterbens" — „Mahamari" — auf. So nennt der Hindu jede Art von Massenvernichtung, die durch die Fügungen des Schicksals über ihn kommt. Dieses Schicksal, das die Züge der grausamen, blutdürstigen Göttin „Kali" trägt, spielt mit drei Würfeln: Epidemie, Ueberschwemmung, Hungersnot. Zuweilen rollt sie alle drei auf einmal über die Fluren, die nach uraltem Glauben nur dann Triebkraft erhalten, wenn sie mit Leichen gedüngt werden . . . Nichts widerstrebt unsrer Einbildungskraft mehr als die Vorstellung, wie sich in den phantastischen Zauber dieses Landes die bleichen Geister des Entsetzens hineindrängen: hier der große Masken-saal mit seinen Marmorhallen und Bajaderen, juwelenglänzenden Maharadjas und Blumenträumen, dort die verzückten Fanatiker unter den Rädern des ungeheuerlichen Götzenwagens von Dschagannath, die wegelagernden „Thags" — die „Würger im Herrn" —, die scheußlichen Khonds mit ihren Schlachtopfern, die Kindermörder, die Scheiterhaufen der sich opfernden Witwen, die Schlangen- und Feuerfresser. Das uralte Wunderland eine große Gaukler-bühne! Und mehr als das: eine Opferstätte des Elends.

Das „große Sterben" ist eine grausige Zugabe zu dem abschreckenden Leidensfanatismus des Hindu. An manchen Orten ist das Leben die reinste Flagellantenexistenz. Der Pilgerweg von Kalkutta nach Puri, wo der Dschagannath-tempel in völliger Waldabgeschiedenheit liegt, hat mehr Menschenbeine bleichen sehen als alle Schlachtfelder Europas zusammengenommen. Seit Jahrhunderten strömten unzählte Pilgerscharen dorthin, elend und breisthaft, hungernd und verhungernd, aber stark im Glauben an die Herrlichkeit des vielköpfigen Götterhimmels, an die Nützlichkeit des Martyriums, welch letzteres der Buddhismus bekanntlich rundweg leugnet. Als die Engländer nach Ueberwindung unsäglicher Hindernisse die Menschenopfer unter den Khonds unterdrückt hatten, war das finstere Volk erstaunt, daß die Erde — die Göttin Kali — Früchte und Saaten reifen ließ. Jahrtausende hatte man geglaubt, dies sei nur dadurch zu erreichen, daß man Hunderte und Tausende der professionellen, das heißt von vornherein dazu bestimmten Opfer in nicht zu beschreibender Weise marterte und abschlachtete. Die Engländer rotteten auch die unheimlichen „Würger im Herrn", die Thags, aus; sie verhinderten mit Erfolg den Kindermord und löschten die Scheiterhaufen der Sati, der „brennenden Witwen", aus.

Was sie aber bisher nicht vermochten, ist, dem Mahamari ein Ziel zu setzen. Das „große Sterben" hat starke Waffen: Cholera, Pest, Fieber, Blattern, Dysenterie. Dazu kommt der Hunger, eine Verkörperung jenes großartigen Bildes, das Hermann Lingg in seiner „Völkerwanderung" geschaffen. Die Hungersnöte in Indien sind keine zeitweiligen Erscheinungen, sie sind endemisch wie die Cholera und die Pest. Wie es Choleracyklen gibt, so giebt es auch Hungercyklen; die kleineren alle paar Jahre, die größeren innerhalb größerer Zeiträume. Für die Regierung ist das eine stehende Kalamität. Einige Jahre haben sich als besonders furchtbar erwiesen, so 1874 und 1877, in welch letzterem Jahre in einem Gebiete vom Umfange der vier deutschen Königreiche an 34 Millionen Menschen der Hungersnot preisgegeben waren. Obwohl die Regierung etwa anderthalb Millionen der Notleidenden Armenunterstützungen zukommen ließ, waren die Landstraßen gleichwohl von Leichen und Sterbenden übersäet, der andern Schreckensscenen nicht zu gedenken. Die Statistik aber ist nicht empfindsam und meldete für das Jahr 1877 1 340 000 Todesfälle infolge Hungers, trotz der Staatshilfe von etwa 200 Millionen Mark. Jene Opfer verschwinden allerdings gegenüber denen in früheren Jahrhunderten. Im Jahre 1661, unter der Herrschaft Aurengzebs, wütete der Hungertod von einem Ende Indiens zum andern. Im Jahre 1770 sollen in Bengalen allein, kurz vor der Besitzergreifung

Digitized by Google

durch die Engländer, zehn Millionen Menschen Hungers gestorben sein.

Der Hindu schiebt alles Mißgeschick, das über ihn kommt, der Vorsehung in die Schuhe. Sein Leidensfanatismus ist nur ein Reflex des Glaubens an die fürchterliche, blutheischende Göttin Kali, nächst dem phönicischen Moloch das fürchterlichste Göttergreifpenst, das menschliche Einbildungskraft ausgeheckt hat. Kalis Durst nach Menschenblut mag sie zugleich zum Hungergötzen qualifizieren. Cholera und Pest nehmen keine Sitze im indischen Götterhimmel ein, wohl aber — man staune — die Blattern. Die „Göttin der Pocken" nennt sich „Mari", und sie gilt als Mutter aller Pestilenz, womit dem vorstehend angedeuteten Mangel abgeholfen ist. Ihr Bild ist nicht sehr anmutig. Vier Arme wachsen ihr aus dem Leib heraus, und in den dazu gehörigen Händen hält sie eine Trommel, einen Dreizack, ein Bündel Stricke und einen Totenkopf. Mari ist sehr gnädig, denn nach der Vorstellung der Hindu sendet sie den Menschen die Pestilenz als Zeichen besonderer Gunst.

Wie es sich in Wirklichkeit damit verhält, bezeugen die Ereignisse, deren Mittelpunkt seit einigen Jahren Bombay ist. Es tritt uns hier das betrübende Schauspiel vor Augen, wie eine Weltstadt, ein Emporium ersten Ranges, die größte Stadt des südlichen Asien, die eine kaum zweihundertjährige Geschichte hinter sich hat, infolge klimatischer und sanitärer Verhältnisse Gefahr läuft, alle Bedeutung und allen Ruhm einzubüßen. Die Insel, auf der Bombay liegt, war von alters her nicht dazu geschaffen, einer großen Niederlassung Vorschub zu leisten. Das Gebiet war versumpft, in außergewöhnlichem Maße den Monsunstürmen ausgesetzt — was sie ja der Natur der Sache nach immer ist — und durch lange Zeiträume ein Piratenschlupfwinkel. Als England im Jahre 1661 die ältere portugiesische Gründung mit Waffengewalt sich zu eigen gemacht hatte, war die Oertlichkeit noch derart ungefund, daß der Staat nur wenige Jahre später den Platz gegen eine Bagatelle an die Ostindische Handelskompagnie abtrat.

Von da ab erlangte Bombay zwar eine vorübergehende Bedeutung, es bedurfte jedoch noch eines vollen Jahrhunderts, ehe die durch Kriegswirren und andre störende Zwischenfälle in ihrer Entwicklung gehemmte Stadt zum gesicherten und wertvollen Stützpunkte der neuen Besitzerin sich ausgestalten konnte. Damals entstand die große Citadelle unfern der Südspitze jener schmalen Halbinsel, die den Außenhafen (Back Bai) vom eigentlichen Handelshafen, der sich — wenn man den weiteren Bereich hinzurechnet — zwischen der Insel und dem Festlande vier Stunden weit ausdehnt. Wie nicht anders zu denken, wurde die Citadelle der Kern der europäischen Niederlassung, um den sich in der Folgezeit ein Teil der späteren Weltstadt entwickelte. Eigentlich repräsentiert heute nur das „Fort", wie dieser Abschnitt Bombays noch immer genannt wird, das Emporium. Man hat jedoch die eigentliche, um die Citadelle gelagerte Altstadt mit ihren krummen Gassen und nicht sehr stattlichen Häusern von den prachtvollen Neuanlagen zu unterscheiden. Durch die letzteren ist nach und nach der ganze Raum zwischen dem Hafen und der Back Bai verbaut worden.

Dieser Teil bietet ein durchaus modernes Städtebild. Es ist eine Großstadt mit allen Attributen einer solchen. Ihr Alter reicht keine zwei Jahrzehnte zurück. Alle bedeutenderen öffentlichen Gebäude, Regierungsämter und Anstalten befinden sich in dieser wie aus dem Boden gewachsenen Neustadt. An die Bauklichkeiten schließen sich Promenaden und Reitwege, sowie die herrliche Anlage von Rottou Row an, ein Name, der an den Londoner Hydepark erinnert. Auf allen diesen Erholungsplätzen herrscht ein ungemein reges und farbenbuntes Leben, das den ganzen Raum bis zur Südspitze der Halbinsel für sich beanspruchte. Dort erhebt sich über den spiegelnden Wassern die kleine Kolabo-Insel mit ihren Kasernen, Werkstätten und den Leuchttürmen, welche die Einfahrt in den Meeresarm zwischen Bombay und dem Festlande, also in den inneren Hafen, bezeichnen. Einen sehr malerischen Abschluß bildet der Malabarhügel im Nordwesten, eine von Palmen beschattete, mäßige Erhebung, die den Außenrand der Back Bai bezeichnet.

Diese große, prächtige Stadt in ihrer ausgezeichnet schönen Lage ist aber noch lange nicht „Bombay" selbst. Eine starke Viertelstunde weiter im Norden erstreckt sich der zweite Hauptteil des Emporiums, die ausgedehnte, typisch morgenländische Niederlassung der Eingeborenen. Sie führt den Namen „Black Town", die schwarze Stadt, und beherbergt rund eine halbe Million Einwohner. Krumme, enge Gassen, meist nur ein- oder zweistöckige Häuser mit Veranden, Hallen, Marktbuden in endlosen Reihen, alles voll geschäftigen Lebens, aber keineswegs ein anlockendes Bild für den an Reinlichkeit und Ordnung Gewöhnten. Die Straßen sind nicht nur Mittelpunkte des Geschäftslebens, sondern zugleich die Orte, wo die Eingeborenen auch ihre häuslichen Angelegenheiten verrichten. Sie nehmen hier ihre Waschungen vor, baden ihre Kinder, indem sie dieselben mit Wasser aus großen Kübeln begießen, nehmen öffentlich ihre Mahlzeiten ein, empfangen Besuche und so weiter. Man sieht einheimische Aerzte ihres Amtes walten, die Barbiere in Thätigkeit, nackte Kinder und halbnackte Männer, oft nur notdürftig mit schmutzigen Laken bekleidet, in sinnverwirrendem Wirrwarr die Straßen füllen.

Die ganze schwarze Stadt mit ihrer durcheinanderwimmelnden Bevölkerung hat dieses Gepräge. Zu dem ebenso lärmenden als bunten Gebaren der Eingeborenen kommen die vielerlei öffentlichen Aufzüge, zumal die religiösen, die den Uebelstand haben, daß sie von Angehörigen verschiedener Religionen veranstaltet werden. Hindu und Mohammedaner stehen sich schroff gegenüber, und die englische Polizei hat alle Hände voll zu thun, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten. Für den Fremden freilich sind gerade diese religiösen Aufzüge von großem Interesse. Ungemein malerisch sind die Heiratsprozessionen mit den flackernden Lichtern, den bunt herausgeputzten Frauen und den mit goldenen Ringen und Spangen geschmückten Tanzmädchen, denen nichts von jenem poetischen Zauber anhaftet, der von dem anmutigen Bilde der Goetheschen „Bajadere" ausgeht.

Obwohl, wie wir gesehen haben, die europäische Stadt von der indischen räumlich getrennt ist, bedingt es gleichwohl der lebhafte Verkehr, der durch Eisenbahnen und alle erdenklichen Vehikel vermittelt wird, daß diese Isolierung ganz und gar verwischt wird. Dazu kommt, daß jenseits der Eingeborenenstadt eine weitere Niederlassung — Mazagan — sich erstreckt, mit den Wohnungen der englischen und überhaupt europäischen Angehörigen, da die Anlage um die alte Citadelle herum lediglich Geschäftsviertel ist, gewissermaßen die City von Bombay. In Mazagan haben auch die indischen Fürsten ihre Absteigequartiere. Es befinden sich hier viele Fabriken, dann die vornehmsten Hotels, die Klubs und so weiter.

So hätten wir in flüchtigen Strichen ein Bild von der gewaltigen Ausdehnung dieses Emporiums gegeben. Glanz und Farbe, Leben und Reichtum fehlen diesem Bilde nicht. Aber all dies ist verblaßt, seitdem die verheerende Seuche von Bombay Besitz ergriffen hat und, kaum im Verlöschen begriffen, immer wieder auftaucht, als wollte sie endgültig Herr bleiben. Schon sind Hunderttausende dem Seuchenherde entflohen; die sanitären Maßregeln sind auf heftigen Widerstand seitens der Eingeborenen gestoßen, und es ist nicht abzusehen, wie und wann diesem Zustande ein Ende gemacht werden soll.

Digitized by Google

Ansicht von Bombay.

Digitized by Google

Hafen in Bombay (bei Ankunft eines Dampfers).

Straße in Bombay.

Digitized by Google

Die Epidemien sind vielleicht die schwerste Sorgenlast, die das britische Weltreich zu tragen hat. Der Grund hierzu liegt vornehmlich darin, daß die Beamten allerorten passivem Widerstand begegnen. Des Hindus Streben ist Leidenswollust; kommt man ihm mit Dekreten, so antwortet er: „Gesetze, die sich nicht auf den Veda gründen, sind fruchtlos, denn sie ruhen auf Finsternis.“ Der Veda freilich ist ein großartiges Geistesdenkmal, aber seine Kinder sind armselig. Sie haben nichts von jener rosenfingerigen „Maghoni“, die den sonnigen Tag einleitet, nichts von „Maghavan“, dem „glänzenden Gott“ Indra. Dafür haben die Vaischnawa und Saiwa — die Anhänger des Vischnu und Siwa — das Lahlal der himmelentsprossenen Ganga. An ihr stehen von Allahabad (der „Stadt Gottes“) bis hinauf nach Agra, der einstigen Residenz der Timuriden, in Delhi, wo der Thron des Großmoguls stand, und weiter um Benares und Patna, die gepriesensten Heiligtümer der Hindu. An den Uferstreppen von Benares mit ihrem Hintergrunde von bizarren Tempeln, Palästen und Kiosken ist einer der gefährlichsten Seuchenherde Indiens. Zu gewissen Zeiten strömen hier täglich an 10 000 Pilger zu, und etwa 50 000 besorgen ihre rituellen Waschungen. Der Strom wird zum Kotbrei. Hier zu sterben und verbrannt zu werden, ist ein Wunsch, der alle Lebensfreude überbietet. Es darf daher nicht Verwunderung erregen, wenn von den berühmten Brandstätten der Rauch ohne Unterbrechung zum Himmel aufsteigt.

Das ist aber noch nicht das schlimmste. In dem Pilgerorte Hardwan im nordwestlichen Indien lagern zu Zeiten an drei Millionen Menschen, schutz- und obdachlos den tropischen Regengüssen und Gewittern (die Wallfahrt fällt in den April) ausgesetzt. Hier wird das Wasser des Ganges, in dem täglich Hunderttausende baden, zum Gifttranke. Indes, der Hindu fürchtet nichts; er glaubt nicht, was ihm die Wächter der Ordnung sagen, sondern denkt an das verdienstliche Martyrium der Millionen, die hier geendet. Der harmlose Abendländer aber vertieft sich in irgend ein Prachtwerk, das ihm die Wunder Hindostans vorführt, und ergötzt sich an den wie Wolkenschaum aufsteigenden Marmorhallen, den Heiligtümern des Siwa mit ihrem in Stein gewobenen Flitter und der berauschenden Pracht der Filigranarbeit in Marmor, die gleich Spinngeweben an den ungeheuren Hallen hängt.

Das große Leichentuch des Mahamari bedeckt nicht Indien allein; es reicht mit seinen Zipfeln nach Arabien und Mesopotamien hinüber und nestelt sich an den großen Pilgerorten des Mohammedanismus, Mekka in Westarabien und Kerbala in der euphratensischen Niederung, fest. Namentlich in letzterem Orte ist die Cholera ständiger, die Pest häufiger Gast. Ungeheure Sumpfflächen umgeben den Gnadenort. Die Leichen, die hier begraben werden, kommen meist aus Persien, sind daher monatelang unterwegs! Man trinkt fast nur verpestetes Brunnenwasser. Die Kleiderfetzen der von der Epidemie Hinweggerafften werden nicht vernichtet, sondern als — Reliquien verschachert! Ueber all diesem Wirrsal brütet der Dunst, der von den halbverwesten oder kaum spannentief eingescharrten Leichen ausgeht.

e. z.

Ein Mann von fünf Jahren.

Bauernbilder mit Herrenglossen

von

Peter Rosegger.

Der Regen hatte aufgehört, ein lebhafter Wind schüttelte die Tropfen von den Bäumen. Ich machte noch am Abend einen Spaziergang aufwärts des Trabachs, wo noch die zwei- und dreihundertjährigen Bauernhäuser stehen. Sie sind von Holz gebaut und haben noch klingend harte Wände, während unweit davon das hölzerne Häuschen eines Sommerfrischlers, das aus dem vorigen Jahrzehnt stammt, bereits anfängt zu modern. Auch diese putzige „Villa“ bemüht sich, schon recht alt zu scheinen und hat ihr Holz deshalb braun anstreichen lassen. Aber die sonnen- und wetterbrunne Farbe der hundertjährigen Bauernhäuser ist es nicht.

Die Bauernhäuser am Trabach haben kleine Fenster, in denen rote Nelken stehen, und sind einen Stock hoch. Das Bretterdach ist noch einmal so hoch und sehr steil, wie ein gotischer Kirchengiebel, und ragt starr über die Wirtschaftsgebäude empor. Bei meinem Spaziergange nun sah ich auf dem Firste eines solchen Hausdaches etwas Lebendiges. Ein fahlfarbiges Wesen, das sich längs der Dachschneide langsam fortbewegte. Es war weder eine Katze noch ein andres Haustier, es war etwas Gespenstisches, wie es sich so zuckend weiter bewegte und dann wieder unbeweglich dahockte. Und näher kommend sah ich, daß ein Menschenkind da oben hinkroch. Ein etwa fünfjähriger, blonder und rotwangiger Knabe, barhaupt und barfuß, nur ein graues Hemd und Höslein am Leibe. In reitender Stellung, mit den Händen vorgreifend, sich festhaltend an den Latten, bewegte er sich voran, dann, an den Giebel gekommen, sachte wieder zurück, und ein paarmal rief er aus: „Hü, Schimmel!“ Das Haus war sein Reitpferd.

Ich war bei dem Anblick erschrocken, daß mir die Beine zitterten. Wie kommt dieser Knabe auf das schreckliche Dach? Die Leute arbeiteten auf der Wiese und sahen es nicht, in welcher Gefahr das Kind schwebte. Ich wollte noch hinaufrufen: ‚Gieb acht! Gieb acht!‘ fürchtete aber gerade, ihn mit diesem Rufe zu erschrecken und unsicher zu machen. Er ritt auf dem Dachfirst gelassen hin und zurück und rief mit seinem hellen Stimmlein: „Hü, Schimmel!“

Ich ging ums Haus herum und sah dann auf der Gartenseite eine lange Leiter angelehnt, bis zum untern Dachrand reichend. Von dort weg lag

Digitized by Google

auf dem Bretterdach eine Feuerleiter, die bis zum First ging, aber sie bildete nicht die Fortsetzung der unteren Leiter, sie lag mehr seitlings und konnte nur über einige steile Dachbretter hin erreicht werden. Und doch mußte er da hinaufgestiegen sein.

Als der Kleine sich satt geritten hatte auf dem im Winde klappernden Bretterdach, als er auch an dem Giebelknauf gerüttelt hatte, ob der wohl auch fest stehe, hob er das eine Bein über den First und begann an der Feuerleiter niederzusteigen, den Rücken ans Dach gekehrt. Einen Augenblick rutschte er, denn die Bretter waren glitschig, aber an den Sprosseln klaute er sich fest. Der Kleine machte es so bedächtig, daß mir fast die Zuversicht kam. Niedersteigend fing er an, laut die Sprosseln zu zählen: „Eis — zei — bei — vier — füf — fechs — acht — zölf." Na, wenn er die Sprosseln auch so übersprungen hätte wie die Zahlen, dann wäre es schlimm geworden. Endlich war er am unteren Dachrande. Hier, auf dem Rücken liegend und mit den Händen zu beiden Seiten sich an der Leiter festhaltend, fing er an, mit den Beinen zu strampeln hinaus über den Rand in die freie Luft, vor lauter Lust. Und ich, auf dem sicheren Erdboden, stöhnte vor Angst. Da hatte er mich plötzlich bemerkt und stutzte, wurde ganz still und schaute unbeweglich herab. Ich rief ihm zu, er solle nur so sitzen bleiben, und versuchte, die untere Leiter zu rücken, daß sie sich an die Feuerleiter anschloß. Als der Knabe diese Absicht bemerkte, schob er sich rasch um und kletterte aufwärts, hastig und stink wie eine Katze.

Ich war ratlos und wollte die Leute rufen von der Wiese her. Am Zaunthor stand ein mit Grüngras vollgepfropfter Korb, den schleppte ich herbei und entleerte ihn über den Steinen der Dachtraufe, wo der Kleine unfehlbar herabfallen mußte. Der Knabe hockte wieder auf dem Dachfirst und beobachtete mit Mißtrauen mein Beginnen. Dann wendete er das lichte Rundköpflein nach der andern Dachseite hin, wo keine Leiter war. Es schien fast, als wollte er es dort hinab versuchen.

Von der Wiese her kam der alte Bauer und rief mir zu: „Was macht Ihr denn da? Der Bub fürchtet sich ja!"

„Aber, mein Gott, es ist auch die höchste Gefahr. Wie könnt' Ihr ihn denn da hinaufsteigen lassen?"

„Auweh!" lachte der Alte. „Vor dem Herabfallen wird er sich fürchten! Das wär' schon gar schön! Wann soll denn der Mensch das Klettern lernen, als in der Zeit, wenn er gelenkig und gering ist!"

„Aber das arme Kind!" sprach ich entrüstet. „Wie kann denn ein Kind die Vorteile und die Gefahren kennen und die richtige Vorsicht anwenden?"

„Den Schlingel sollter Ihr erst einmal auf den Kirschbäumen sehen! Bis ins letzte Zweigel hinaus, daß er dann nur so von einem Ast zum andern hüpft wie ein Vogel. Der fängt Euch von den Rotkiefern Eichkatzen herab. Und so ein Hausdach da, wo nichts brechen kann!"

„Aber Ihr sagtet doch selber, daß er sich fürchtet!"

„Freilich fürchtet! Natürlich fürchtet! Wenn ein fremder Mensch dasteht bei der Leiter und nicht weggehen will!"

„Vor mir soll er sich fürchten?"

„Vor wem denn? Fremde Leute kommen nicht viel zu uns, da ist er schreckig."

Der Bauer rüttelte an der Leiter, ob sie feststehe, dann rief er aufs Dach: „Marx! Ich bin da! Ich bins! Der Lehnhi!"

Der Fremde aber ging hinüber an die Lindenbank, wo er vom Dach aus nicht gesehen werden konnte. Und dort habe ich mich erst einmal besonnen. So weit ist es mit dir gekommen, du alter Waldbauernbub! Hast du nicht selbst einst an den Giebeln der Hausdächer in die Spatennester geguckt? Hast du nicht selber von den Wipfeln der Lärchbäume die roten Blütenzäpfchen herabgeholt? Und du wirst jetzt nervös wie eine alte Kindsfrau, wenn ein frischer Knabe auf dem Dach herumsteigt?

So weit haben es die vierundbreißig Stadtjahre gebracht, und das Hocken am Schreibtisch! Und die verschiedenen Mütter, die vor Schreck aufkreischen, wenn ein Kind auf den Lehnstuhl klettert oder sich auf einer Zaunlatte schaukelt! „Ich bitte dich, bleib herunten, du kannst herabfallen! Ich bitte dich, spiele doch ruhig mit den Bausteinen und laß das Umhertollen, du kannst dir Arme und Beine brechen! Ich bitte dich, lege das Messer weg, du kannst dich schneiden! Ich bitte euch, so rauft doch nicht, ihr Rangen, ihr werdet euch noch ein Auge ausschlagen! Ich bitte dich, ziehe doch den Paletot an, wenn du ausgehst, es ist windig! Und schlage ein dickes Tuch um den Hals, damit du keinen Katarrh bekommst! Aber Karl, du hast gewiß nasse Füße, ziehe sofort trockene Socken an! Mein Gott, lauft doch nicht so, Kinder, es wird eine Lungenentzündung geben!" So geht es den ganzen Tag, und nach dem Willen der Mutter müssen die Kinder immer hübsch brav im Winkel hocken oder bei streng gemessener Temperatur von achtzehn Graden im Garten recht ruhig und eingezogen herumgehen. Aber die schlimmen Kinder folgen nicht. Sie folgen einer andern Mutter, der Mutter Natur. Sie wollen sich rühren, mit allem frisch anbinden, alles versuchen und sich naturgemäß vorbereiten für den großen Kampf, der ihnen ja nicht erspart bleibt. Trotzdem gelingt es dem immerwährenden Bewachen und Einschränken vieler Eltern, ihre Kinder derart zu verweichlichen, daß sie später zu nichts fähig sind. So untergräbt man systematisch seinen eignen Stamm. Eine Stadtmutter wäre im Angesicht des kletternden Kindes wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen, ich hatte nicht weit dazu, und daraus erhellt die Entartung eines von Haus aus leidlich gesunden Naturburschen, wenn er ins Treibhaus der Zivilisation versetzt wird. War denn kein Tröpflein Blut mehr vorhanden von jener Zeit? Hatte er sie denn ganz vergessen, die kleinen, lustigen Kerle im Waldlande, die Tag für Tag sich in die Lebensgefahr begaben, so lange, bis sie groß und stark geworden? Im reißenden Bach der Fresen waren sie barfuß hin und her gegangen,

Digitized by Google

um Forellen zu fangen, und wehrsame Krebse hatten sie in die Zehen gezwickt. Auf glosenden Kohlenmeilern waren sie umhergestiegen, um die sich öffnenenden Krater mit Lösche zu verschütten. Stiere hatten sie gereizt und waren ihnen dann auf den Rücken gesprungen. Auf den sich vorwärts bewegenden Baumblöcken der Bretterfäge waren sie geritten, ganz nahe bis zum auf- und niederrasenden Messer hin, das sie im nächsten Augenblick mitten entzwei geschnitten hätte. Auf dem Mühlfloß über dem kreisenden Rade hatten sie das Eis aufgehackt, in der Zeugschmiede hatten sie unter sprühenden Funken das Eisen gehämmert. Gerungen hatten sie miteinander, daß die Recklein zu Boden purzelten, die Körper an die Steine schlugen und es mehr Beine gab in der Luft als Köpfe. Bei schwärmenden Bienen huben sie die lebendigen Trauben von den Sträuchern. Es gab Stiche und Schrammen und allerhand Wunden, aber es wurde kein Aufhebens davon gemacht. Frost und Hitze, Hunger und Durst, ohne daß viele Worte darüber verschwendet wurden. Auch nicht, wenn einer zu Ostern beim Böllerladen Tabak rauchte. Hatten sie ein Halsbrennen oder eine Lungenentzündung, so wußten alte Frauen dafür Schmieren, Pflaster, Pulver und Tränke, die wendete man an und wartete dann, bis die Krankheit vorüber war. Manchmal starb einer, die jedoch davon kamen, waren dann wie Stahl aus der Esse.

So wird ein starkes Volk erzogen. Auf dem Steinhaufen wird der Mensch kräftig, in der Watte geht er zu Grunde.

Dergleichen sann ich unter der Linde, alldieweilen Erinnerung der Mut der Alten und Moralisieren die Tugend der Schwachen ist.

Von der Haldgasse her glockt und trottet die Herde Kühe, Ochsen, Stiere und Kälber durcheinander. Die Tiere waren übermütig, gaukelten miteinander, stießen sich, sprangen eins aufs andre, stemmten sich Kopf an Kopf gegeneinander, jedes bestrebt, sein Horn dem Gegner in den Hals zu rennen. Dabei brüllten sie, schnoben und scharrten mit den Beinen, daß der Sand flog. Mitten unter diesem Gewirre und Gedränge watschelte ein kleines Barfüßlein drein, ein etwa siebenjähriges Dirndl, das mit der Birkengerte den ganzen Trubel vor sich her trieb, oft den Rindern fast unter die Füße kam und doch die Führende blieb.

So ein Ochs nimmt ein siebenjähriges Kind gerade so vollwertig wie einen dreißigjährigen Mann und läßt sich von ihm leiten, und dem Kinde fällt es nicht ein, daß es von der halbwilden Herde zermalmt werden könnte.

Allmählich machten die Leute auf der Wiese Feierabend und kamen zum Hause herüber. Da sagte die kleine, stets emsige Bäuerin zu ihrem Manne: „Bei der Bachwehr unten die Stang' könntst wohl auch einmal wegthun. Der Marx hupft drauf schon wieder hin und her, und na kann er ins Wasser patschen —“

„Nachher ist er naß und kriegt Schläg'!“ antwortete der Alte, sonst sagte er nichts. Der Marx war nämlich schon lange nicht mehr auf dem Dach. Draußen, auf der über dem Bache liegenden Heustange, gerade über dem Wirbeln und Strudeln des großen Wehrtümpels schien es ihm wohl heimlicher zu sein als auf dem Hausfirst, wo einer gar nit sicher geht vor fremden Leuten.

„Wieviel habt Ihr?“ fragte ich den Bauern, denn es wurden der Kinder immer mehr sichtbar, größere, als der Marx war, und auch kleinere. Und alle voller Lebendigkeit und Unternehmungslust, wo sie sprangen, hüpften und kletterten.

„Stück a zehn werden ihrer im ganzen sein,“ antwortete er.

„Einer ist uns gestorben,“ vervollständigte die Bäuerin.

Bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß ein Junge von einem Holzschlitten erdrückt worden war, den er vom Berge herab zog und an der steilen Lehne schließlich nicht mehr aufhalten konnte. Einer war also doch in der Gefahr umgekommen, während die übrigen in steigender Kraft und froher Kühnheit aufstreben. Einer! Von zehn verweichlichten Stadtkindern stirbt wohl ein Drittel vor der Zeit.

Ich bin meines Weges weiter gegangen. Und auf der Wiese beim rauschenden Bach, da sprang aus dem Wehrtümpel plötzlich der Knabe. Das Wasser über und über von seinen Kleidern schlenkernd, daß es spritzte. So schoß er, dem unheimlichen Fremden in weiter Runde ausweichend, quer hin, aber nicht gegen das Haus, sondern gegen eine Bretterhütte. Dort im Heu mochte er ein behaglicheres Trockenwerden erhoffen als im Hause, wo ein nasser Bub Schläge kriegt. Das Hüpfen auf der Stange war freilich erlaubt, aber das Inswasserfallen war verboten.

Als ich mir nachher den Tümpel besah, den weiten, tiefen Kessel, in den von dem Wehr ein kleiner Niagarafall niederbrauste und in weißen Gischten rundum wirbelte und kochte, da ward mir die Sache deutlicher. Ein andrer wäre einstweilen drinnen geblieben. Mein Marx aber! Er mußte Uebung haben im Hineinfallen und Heraussteigen, der junge Mann von fünf Jahren!

Ich glaube, den könnte man auf die Spitze des Stefansturmes schicken, zu sehen, ob die Türken schon kommen, oder in eine Taucherglocke thun; er fürchtet sich weder vor Adlern noch vor Seeungeheuern — er fürchtet sich bloß vor Fremden.

Digitized by Google

Csárdas.

Bilder aus dem Zigeunerleben.

Von

M. E. Pilcz.

Mit Aquarellen von E. Rosenstand.

Die Romantik des ungarischen Dorf- und Pußtalebens ist im Schwinden begriffen. Der Riese Dampf, das Zwerglein mit der Fibel, das Schulmeisterlein und der — Steuereinnehmer sind, jeder nach seiner Art, an der Ausjätung der „blauen Blume“ thätig.

Der rußige Dampf der Lokomotive verschleiert die Zauberbilder der Fata Morgana. Der Schulmeister lehrt die naiven Dorfassen Lesen und Schreiben. Der Steuereinnehmer unterweist den wettersesten Pußtensohn im Rechnen, in jener Kunst oder Wissenschaft — wie man will —, vor der keine Sag', kein Märchen kann bestehen. Vor den machtvollen Zusammenwirken dieser drei Faktoren der Kulturentwicklung mußte schließlich die Romantik des Naturvolkes dort unten im „Marienlande“, wie St. Stefan sein von Held Arpad ererbtes, vom Heiligen der „Mutter Gottes“ geweihtes Reich zubenannt, allmählich die Segel streichen.

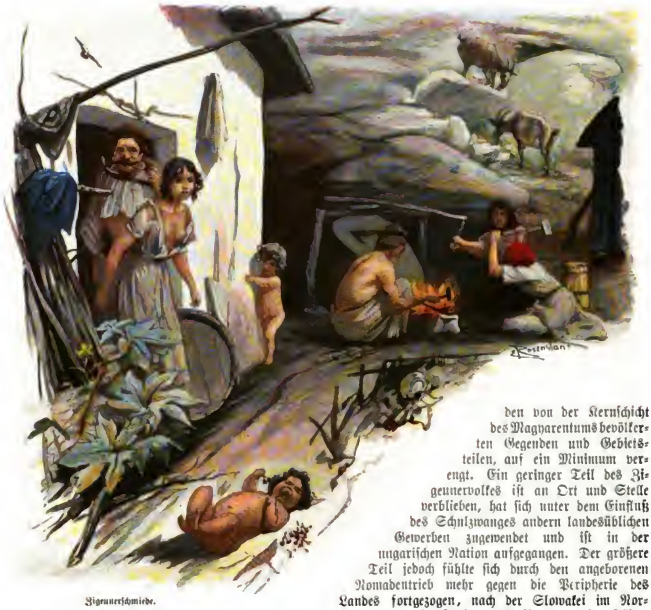
Eines der allerinteressantesten Inventarstücke des altromantischen Volkslebens, der Zigeuner in Ungarn, konnte sich natürlich auch seinerseits nicht dem radikalen Wandel entziehen, den das Denken und Empfinden des Volkes in den jüngsten drei Jahrzehnten durchgemacht.

Das Dampfroß führt fremde Leute, fremde Sitten herbei in die entlegensten Winkel des Landes, führt die Dorf- und Pußtenbewohner im Fluge weit weg in die Fremde, von wo sie, an Erkenntnis und Erfahrung bereichert, mit geänderten Bedürfnissen, mit erweitertem Gesichtskreise in die Heimat zurückkehren.

Der Landjunker, der reiche Bauer, der in früherer Zeit wenig oder gar keine andern Zerstreuungen kannte, als beim Humpen in der Csárda sich seine Lieblingslieder von den Zigeunern recht nahe ins Ohr fiedeln zu lassen, nach deren Weise die Dorfjugend, in toller Lust aufjauchzend, vor seinen Augen sich herumtummeln, herumwirbeln zu sehen. Junker und Bauer haben in der Fremde andre Genüsse, andre Vergnügungen kennen gelernt. Beide haben zudem auch, wie schon bemerkt, vom Steuereinnehmer rechnen gelernt. Die Zeiten sind längst vorbei, da so ein Dorflebemann in der Csárda eine Zehner- oder Fünfzigerbanknote mitten entzweiriß, die eine Hälfte dem Primas,*) die andre sich selber an die Stirn pickte, indem er den braunen Burschen lustsprühenden Auges zuherrschte: „Az én nótámat!“ (Mein Lied!), und wenn dieser es traf, ihm dann auch die zweite Banknotenhälfte hinwarf, wo nicht, mit ihr sich die Pfeife anbrannte. Der gute Mann hat inzwischen, wie gesagt, rechnen gelernt, und der

*) Vorzeiger der Zigeunermußlanten.

Digitized by Google



Zigeunerschmiede.

„nationalen Polyhymnia“ gegenüber versteigt sich seine Splendidität, wenn's hoch geht, bis auf einen lumpigen „Fényes“ (der Blanke), das heißt einen Silbergulden.

Das Csárda-Leben an sich hat unter dem Wandel der Zeiten an Umfang und Bedeutung viel eingebüßt. Das Pußtengebiet gelangt immer mehr unter die Egge; die Marktfahrer und Vergnügungsreisenden durchqueren das Land auf den Eisenschienen, bedürfen daher nimmer der Gastwirtschaften im Felde als Halt- und Raststellen für sich und das müde Gespann. Teils zu Meierhöfen, teils zu Pußtenschulen umgewandelt, sind die meisten in älteren Romanen als Spezialität figurierenden Csárdas bereits von der Bildfläche verschwunden, die noch vorhandenen werden dem gleichen Schicksal nicht entgehen.

Das eine vom Zigeuner durch Jahrhunderte beherrschte Erwerbsterrain, die Pflege der Nationalmusik, hat sich so im Ungarlande, wenigstens in den von der Kernschicht des Magyarentums bevölkerten Gegenden und Gebietsteilen, auf ein Minimum verengt. Ein geringer Teil des Zigeunervolkes ist an Ort und Stelle verblieben, hat sich unter dem Einfluß des Schulzwanges andern landesüblichen Gewerben zugewendet und ist in der ungarischen Nation aufgegangen. Der größere Teil jedoch fühlte sich durch den angeborenen Nomadentrieb mehr gegen die Peripherie des Landes fortgezogen, nach der Slowakei im Norden, unter die Serben und Rumänen im Süden und Südosten. Da wandern die einzelnen Splitter des kleinen, im Ursprung und etymologischen Wesen noch immer nicht klar erforschten Völkleins, in Familienclans gruppiert, unstet als Landplagen umher, von den andern Zigeunergewerben ihr Dasein fristend: Roßtäuscherei und Dieberei, Kesselflicken, Wahrsagen, Kurpfuschen und Bettel.

Diese partielle Auswanderung, beziehungsweise Umherwanderung des ungarischen Zigeunervolkes mag, nebenbei bemerkt, einigen der hier eingestreuten Abbildungen zur Erklärung dienen, da die Zeichnungen, was Scenerie und Kostüme anbelangt, dem Kenner von Land und Leuten des eigentlichen Ungarn als nicht zutreffend erscheinen dürften. Es sind eben nicht Magyaren, sondern Slowaken oder Serben und Rumänen, unter welchen des Künstlers Stift die Zigeuner bebütieren läßt.

Das Zigeunerlager beispielsweise, das dem Leser vor Augen geführt wird, gemahnt mich lebhaft an das bizarre Bild, das ich vor etlichen Jahren auf der kaiserlichen Domäne Straza bei Sassin, nächst

Digitized by Google

der mährisch-ungarischen Grenze in Oberungarn mit Staunen und Verwunderung durch einige Tage zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Ich war von dem mir befreundeten Domänenpächter zum Besuche eingeladen, und auf der etwa anderthalb Stunden betragenden Wegstrecke von der Eisenbahnstation Hohenau landeinwärts fielen mir sofort die rechts und links zahlreich auftauchenden Mitglieder der augenrußten Sippschaft auf. Greise und halbwüchsige Jungen, Mädel von fünf bis fünfzehn Jahren und drüber, wildstruppig, den Leib nur sehr notdürftig in etliche Lappen gehüllt, oder richtiger, ohne Spur der Verhüllungsabsicht, nur stellenweise mit bunten, schmutztrotzenden Fetzen behängt, stürmte das Volk aus Buschwerk, aus Teich und Tümpel geschlagen. Um mich vor den Mausereien der Sippe sicherzustellen, zahle ich ihrem Häuptling einige ‚Sechser' bar, nebst einer Portion ranzigen Specks, auch einiges Korn und Mais, dann hab' ich Ruh' vor ihren Zudringlichkeiten und eigentumgefährlichen Tücken."

„Giebt es denn hier keine Sicherheitsbehörden, keine Gendarmerie zum Schutz des Bürgers vor dem Landstreicherpack?" fragte ich erstaunt.

„Ei, ja doch! Wir haben Gendarmen und Panduren genug, die ihrerseits alle Hände voll zu thun haben mit der Zügelung und Bändigung des Gesindels. Allein die Erfahrung hat uns Grundbesitzer gelehrt, daß wir im Abfindungswege besser fahren. Das behördliche Einschreiten, die Verjagung

Lagerleben.

unserm Wagen entgegen, die einen um „Krajczarka" flehentlich quietschend, die andern unartikulierte Laute krächzend, alle die Hände zum Bettel ausgestreckt.

Zu meiner größten Ueberraschung verstummte das Gequietsche und Gekrächze, sowie unser Wagen in die Nähe kam und das halbnackte, verwilderte Gesindel meinen Freund, den Gutspächter, neben mir im Wagen sitzend gewahrte. Mit widrigem Grinsen schlug sich der ganze Pack alsbald in die Büsche; die Jungens und Mädel boten uns den Anblick ihrer Reize von hinten dar, warfen sich mit blitzflinkem Radschlagen kopfüber wieder in die Pfützen und Teiche.

Mein Freund erklärte mir daraufhin lachend die rätselhafte allgemeine Flucht.

„Das sind meine ‚Lebensfassen'," meinte er, „dort hinterm Schlosse, wo wir in wenigen Minuten einziehen werden, haben sie ihre Zelte aufdes Zigeunerlagers durch die Panduren hatte noch stets eine kleine nächtliche Brandstiftung im Gehöfte desjenigen zur Folge, der sich als Urheber der Säuberung bei dem Zigeunervolke verdächtig gemacht. So aber, indem wir uns freiwillig ‚loskaufen', machen wir das Volk zu unsern verläßlichsten Nachtwächtern, machen wir uns frei von Bettelbelästigungen. Jeder Gutsbesitzer, in dessen Nähe sich so ein Zigeunerlager einnistet, macht es ebenso. Es gilt nur für eine oder zwei Wochen, länger duldet's den Pack nicht an einem Orte."

Tags darauf hatte ich Gelegenheit, mir das Zigeunerlager ganz aus der Nähe zu besehen.

Ein vierrädriges, überaus bresthaftes Gefährt, von rissigem, grobem Linnen überdacht, daneben ein niedriges Zelt, ein oder zwei bis auf die Knochen abgemagerte struppige Schindmähren, die allem Anschein nach Striegel und Bürste nie gekannt, grasen frei umher. Vor dem Gezelte kauert der Häupt-

Digitized by Google

ling mit etlichen halbnackten Jungen vor einem Amboß auf dem Boden; sie hämmern an einem Hufeisen, Kessel oder Sensenstück eifrig drauf los, während zottige Weiber — alle das dampfende Thonpfeifchen zwischen den Zähnen — ringsumher mit der Zubereitung der Mahlzeit sich zu schaffen

Sonntagmorgen. (Das neue Hemd.)

Maler, ein Modell suchend.

Steinwurf und wird von der alten Hexe oder Betteljungfrau flugs ins Lager gebracht.

Manchmal mißglückt der Fang, die Diebin oder der Dieb wird ertappt, verfolgt, und erwischt man ihn, so bekommt man die allerdrolligsten Ausflüchte und Ausreden zu hören, die oft den Zorn des allergrimmigsten Verfolgers entwaffnen. In der Regel ist der Dieb schnellfüßiger, und die Vergeltung ereilt ihn nimmer. Auf den Zuruf: „Halt, du Diebskerl!“ ruft der Verfolgte höhnend zurück: „Haltet Ihr, mein Lieber, Euch sagt niemand!“ Gewahrt der Gauner jedoch eine Schießwaffe in der Faust des Verfolgers, da ändert er die Taktik. Vor den dummen blauen Bohnen hat der Zigeuner unbändigen Respekt, er zieht es vor, mit etlichen Püffen davonzukommen. Er stellt

machen oder mit gewissen Forschungen an den pechschwarzen Krausköpfen des zarteren Nachwuchses beschäftigt sind. Die kräftigere Jugend lungert an den Heerstraßen umher in der weiten Runde, bettelnd oder irgend einen Diebsfang auskundschaftend.

Bei diesen Diebereien bekundet das Zigeunervolk wahre Fuchsschlauheit, gepaart mit einer verblüffenden, mitunter unwiderstehlich komischen Naivität.

Hier nur einige Beispiele.

Dem Clan gelüstet's nach einem Hühnerbraten. Da macht sich eine Alte oder eine junge Maid ins Dorf auf, — zum Kartenaufschlagen oder einfach zum Bettel. Auf dem Rückweg, gegen des Dorfes Ende, wird ein Hühnerhof erspäht. Da streut nun die Alte oder die Maid, ganz harmlos daherschleichend, Weizen- oder Maiskörnlein den Weg entlang und legt sich draußen vor dem Dorfe auf die Lauer. Das futtersuchende Geflügel folgt ahnungslos der bestreuten Spur, und da findet so eine Henne oder ein Hahn das Ende durch einen wohlgezielten

Bettelnde Zigeuner an der Landstraße.

Digitized by Google

sich dem Verfolger, kommt ihm mit der unschuldvollsten Miene entgegen und fragt ihn, warum er ihm nachlaufe und „Halt!“ rufe.

„Kannst noch fragen, Spitzbuben-More!“ (volkstümlicher Spottname des Zigeuners), „woher hast du diese Gans da?“

„Dieses Gänschen da? Gehört's Euch vielleicht?“

„Etwa dir, brauner Hunczut! Woher hast du's, Gauner?“

„Ach, das arme Tierchen ist da drüben ins Wasser gefallen, hab's herausgerettet, sonst wär's ja ertrunken; wollt's dem Eigentümer heimbringen. Gut, daß Ihr gekommen, da habt Ihr's!“

Verblüfft durch die Unverschämtheit des diebischen Burschen, starrt der Bauer ihn anfangs sprachlos an, bricht dann in helles Gelächter aus, nimmt sein Eigentum an sich, versetzt dem absonderlichen „Retter“ einen Fußtritt und will heimkehren. Da ruft ihm der Zigeuner, eiligen Fußes davonlaufend, nach:

„Schmutzian! Ist das der Lohn für meine Mühe?“

Geflügeldiebe. Zutter Kreuend.

Der Respekt des Zigeuners vor Flintenkugeln und Schießgewehren offenbart sich drollig auch im Militärdienst, dem sich „More“ seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zu seinem großen Leidwesen nicht mehr zu entziehen vermag. Da erzählt mir ein Leutnant gar heitere Geschichten vom Exerzieren im Feuer. Eine dieser Episoden sei hier wiedergegeben:

Der Leutnant bemerkt, wie einer seiner Rekruten, im aufgelösten Schwarm, seinen Schießprügel immer nur mit abgewendetem Kopfe losprufft. Der Offizier nähert sich dem Schützen und hört, wie derselbe — ein baumlanger Zigeunerbursche — seinem Nebenmanne zuruft: „Schau nicht hin, Peti, es kann dir was ins Aug' fliegen.“

Endlich fährt der Offizier den vorsichtigen Krieger barsch an:

„Heda! Mein Junge, bist du verrückt, daß du nicht hinschaust, wohin du feuerst!“

„Gestrenger Herr Leutnant, bitt ich gehorsamst, ich kann kein Blut sehen!“ lautet die Antwort.

Derlei humpfiffige Red' und Antwort der Zigeuner geht die schwere Menge von Mund zu Mund in Ungarn, manches Zigeunerapergu ist sogar in den nationalen Sprichwörterschatz übergegangen. Beispielsweise die Bemerkung: „Nem ugy verik a czigányt!“ („So haut man den Zigeuner nicht!“) als Ausdruck des Gedankens, daß eine gewisse Sache ganz anders angepackt werden müsse.

Das citierte, allgemein geläufige Sprichwort stammt aus Szentes, einem etwa zweinnddreißigtausend Einwohner zählenden Marktflecken des Csongrader Komitats an der unteren Theiß. Gelegentlich eines Jahrmarktes in benannter Ortschaft schlängelt sich so ein brauner Bursche durch die dichtgedrängten Massen an den Csizmenmacherhütten vorbei, und es gelingt ihm, ein Paar Kordonstiefelchen unter seine verschlissene „Suba“ (Schaffellpelz) verschwinden zu machen. In flagranti erwischt, wird er einem Pandouren überantwortet, der den Gauner beim Kragen nimmt und zum Marktkommissariat befördert. Auf dem Wege dahin ist unser Pandur eifrigst bemüht, dem Inkulpaten einen Vorgeschmack der seiner harrenden Abndung beizubringen, indem er ihn ein uns andre Mal mit dem mannshohen Eichenzweig, dem Symbol seiner polizeilichen Würde, ganz rechtschaffen bedient. Auf jeden Hieb lacht „More“ jedoch hellaut auf, statt zu jammern und zu heulen. Solche Lustigkeit unter solchen Umständen ist dem handfesten Wächter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in seiner Amtspraxis noch nie vorgekommen, er haut immer fester zu, erzielt aber nur ein immer mehr dröhnendes Gelächter des Zigeuners.

„Verfl . . . . Galgenstrick!“ ruft der Pandur endlich ganz verdutzt. „Was hast denn du in einem fort zu lachen! Macht dir mein Spazierstock gar so ein großes Vergnügen? Da, kost' noch eins.“

Erneutes Gelächter des Geprügelten, der schließlich unter Grinsen und Kichern meint:

„Ach, gestrenger Herr Pandur! So haut man ja den Zigeuner nicht!“

Digitized by Google

„Ei der Teufel! Wie denn anders?“

„Mit beiden Händen. Hi, hi, hi!“

„Na, warte, Teufelsbrut!“ Damit nimmt der Pandur auch die Linke, mit der er bis dahin seinen Gefangenen am Genick festgehalten hatte, zu Hilfe und holt nun mit beiden Händen zum Hiebe aus. Der Diebsjunge jedoch wartete nur auf diesen Moment. Kaum fühlte er den Kragen frei, war er mit einem Katzensprung mitten unter der gaffenden Menge, bahnte sich mit flinken Ellbogenstößen eine Gasse und war im nächsten Augenblick im Gewühl verschwunden.

Von dieser Episode her datiert das: „Nem ugy verik a czigányt!“ — „so haut man den Zigeuner nicht!“

Es würde den mir verfügbaren Raum ins Ungemessene übersteigen, wollte ich die Schilderung des Zigeunerlebens, wie es sich in der ungarischen Litteratur, insbesondere aber in der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Ueberlieferung, wirkungsvoll widerspiegelt, hier noch tiefer mich einlassen. Nur noch wenige Striche mögen der in vorstehendem gegebenen flüchtigen Skizze zur Ergänzung dienen.

Die große Kaiserin Maria Theresia und deren unvergeßlicher, hochsinniger Nachfolger auf dem Throne der Habsburger, Joseph II., haben sich beide gleich viel Mühe gegeben, das Wanderräthsel, Zigeuner genannt, in die staatliche und gesellschaftliche Ordnung organisch einzufügen. Es wurde den Zigeunern, die in früherer Zeit fast in jedem Dorfe draußen an der Peripherie ihre Wohnstätten wählten und eine völlig abgesonderte „Zigeunerzeile“ („Czigánysor“) mit ihren schmutzigen Hütten und Schennen anzulegen pflegten, Ackerboden verliehen, nebst landwirtschaftlichen Gerätschaften und allem Zubehör, teils um spottbilligen Pacht, teils auch zu Lehen. Durch besondere Prämien sollten sie zu bürgerlichen Gewerben, zur Seßhaftigkeit angelockt, zu sittlichem Familienleben bekehrt, an dasselbe gewöhnt werden. Verschärfte Strafen wurden verhängt über Kurpfuscherei, Wahrsagerei und sonst spezifisches Zigeunergewerbe, das in Wirklichkeit nur Betrügereien und Mauschereien zum Deckmantel diente.

Es nutzte alles nichts! Weder Lockung noch Ahndung konnten aus dem geborenen Vagabunden einen sittigen Bürger machen.

Musikunterricht.

Ein erlauchtes Mitglied des Kaiserlichen Hauses, Erzherzog Joseph (der zweite Sohn des berühmten Palatin Joseph), verwendet in unsern Tagen erkleckliche Opfer und Mühen auf denselben humanistisch-reformatorischen Zweck, den die unsterblichen Ahnen fruchtlos erstrebt haben. Auf seinen weitgedehnten Besitzungen sucht der Prinz die Zigeuner zu versittlichen, der bürgerlichen Gesellschaft einzufügen. Nebenbei verfolgt der Erzherzog auch den wissenschaftlichen Zweck, die nach Ansicht einiger Forscher auf altägyptischen Ursprung zurückzuführende Sprache der Zigeuner in ein grammatisches System zu bringen. Er selbst, der fürstliche Privatgelehrte, hat es so weit gebracht, mit den Zigeunern in ihrem eigenen, ungemein rauh und wild klingenden Idiom geläufig plaudern zu können. Im Hauptziele jedoch, in der Versittlichung und Verbürgerlichung dieses Nomadenvolkes, hat auch Erzherzog Joseph bluttwenig Erfolg aufzuweisen.

Bloß ein ganz geringer Teil der Zigeunerschaft hat sich, wie bereits eingangs erwähnt wurde, unter dem Einfluß geänderter Zeiten und Verhältnisse dem bürgerlichen Leben zugewendet. Die Zigeunermusikanten sterben aus, da diese Kunst den Mann nicht mehr nährt. Die Juden, ja die stolzen Magyaren selber sind als Konkurrenten hinzugetreten. Während früher jeder Zigeuner seinen Sprößling schon im zartesten Alter, mit vier oder fünf Jahren bereits, zur praktischen Ausübung der

Digitized by Google

Kunst in die Lehre nahm, den Jungen, den die Geigenlänge noch überragte, wenigstens im Zimbalschlagen unterwies, — alles nur empirisch, ohne selber auch nur das einfachste musikalische Schriftzeichen je vor Augen gehabt zu haben —, während vor etwa dreißig Jahren noch jeder einzelne Zigeuner sozusagen Mitglied war der „Hofkapelle der ungarischen Nation", dürfte man heutzutage in ganz Ungarn kaum eine einzige rein zigeunerische Musikbande mehr antreffen. Möglich, ja wahrscheinlich werden die Umstände und Verhältnisse später, nach vielen Jahren, auch den weitaus größeren, jetzt noch als Schädling im Lande umhervagabundierenden Teil des Zigeunervölkleins kulturell gehörig „abstriegeln", in das ethnologische Mosaikbild des Habsburger Reiches harmonisch einschleifen. Für jetzt indessen stellt das Zigeunertum in Ungarn immer noch eine in mannigfacher Beziehung interessante, aber gleichwohl keineswegs neidenswerte Besonderheit des sozialen Lebens im Ungarlande dar.

Biwak-Abend.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Wir traben über das schweigende Feld
In dichten Reiterscharen,
Im Glied Schwadron zu Schwadron gesellt,
Unser Regiment Husaren.
Wir kommen von unsern Lagerreihn,
Wir sollen den Feind erspähen,
Wo seine Fahnen wehen,
Wo seine Posten stehen
Und seiner Feuer Schein.

Lang war der Tag im Sonnenbrand,
Den wir geschweift durch den Heidesand,
Und immer noch müssen wir reiten!
Wir durften nicht die Infanterie,
Die Pioniere, die Artillerie
Ins Biwak begleiten.
Kriegsmäßig wird heut alles gemacht,
Und Reiter nach gewonnener Schlacht,
Sie sollen verfolgen die ganze Nacht
Den Feind bis zum dämmernden Tage.
Und auf unsers Obersten Frage:
„Bis wann, Excellenz?"
Hat Excellenz gesagt:
„Herr Oberst, im Felde hielten Sie heute
Mit dem Feinde die Fühlung ungefragt,
Ohne Rücksicht auf Pferde und auf Leute . . .
Das Material an Pferden indessen . . .
Wir dürfen den Frieden nicht ganz vergessen . . .
Herr Oberst . . . also nach Ihrem Ermessen . . ."

So traben wir denn in den Abend hinein,
Bestrahlt noch matt vom Tagesschein,
Schweigend, schweigend, trab, trab, trab,
Vergauf, bergab, lehnauf, lehnab,
Vor uns Eclaireure, Patrullen.
Avantgarde hat die dritte Schwadron.
Wir reiten ohne Kommando und Ton,
Den Feind in Frieden zu lullen.

Wir greifen weit um die Flanken,
Den Gegner still zu umranken,
Die Stellungen scharf zu erkunden,
Sich ziehend längs in der Runden
Im Bogen über die Höhen fort,
Vom Feld zum Holz, vom Bach zum Ort, —

Und immer weiter die Wanderung geht.
Die Luft ist still, kein Windhauch weht,
Noch brütet Hitze über der Erde,
Und müde, müde sind unsere Pferde.

Vorn traben Oberst und Adjutant,
Es stiebt aus ihrer Spur der Sand;
Sie sprachen eifrig, die Karte zur Hand,
Und halten nun. Ein Wink. Wir auch.
Dann spähen sie mit dem Glase:
Da drüben steigt ein schwacher Rauch
Kerzengerade
Ueber dem schmalen Zickzackpfade
Empor, sich schlängelnd im Grase . . .

„Regiment — mit Zügen halbrechts schwenken,"
Und wo sich die Felder zum Bache senken,
Der Ruf wieder schallt:
„Halt!"

Wir stehen gedeckt gegen Sicht,
So bleiben wir lange und regen uns nicht,
Nur die Pferde schnauben und prusten,
Eins wiehert hell auf in der fünften Schwadron,
Da, in der zweiten Husten,
Und plötzlich heller Kommandoton:
„Regiment — trab!"
In die Lichtung hinaus, die Lehne hinab,
Der Oberst voraus. Ein Graben: hopp,
Dann schmettert laut das Signal Galopp,
Da sind auch des Feindes Kürassiere.
Auf schnaubendem Tiere jagen sie vor,
„Aufmarsch" blasen die Trompeten im Corps.

„Marsch, marsch — zur Attacke, Lanzen gefällt",
Und niedergeritten, was sich uns stellt.
Die Lanzenfähnlein wehen,
Wie Segel sie sich blähen
Und flattern,
Eng aneinander drängen sich die Pferde
Und strecken sich im Sprunge fast zur Erde.
Und hinter unserm wilden Reitervolke
Gen Himmel steigt die Staubattackenwolke.
Vom Biwak her ein Knattern,
Einzelne Schüsse,
Feindesgrüße,

Digitized by Google

Dann unſer Ruf von fern, von nah,
Auf allen Seiten von uns Huſaren,
Gemiſcht mit des Feindes Attackenfanfaren,
Heulend, gellend, brüllend: „Hurra,“
Die Huſaren ſind da!
„Hurra! Hurra!“

Es weicht der Feind. Wir prellen vor.
Wohin ſich unſer Blick verlor,
Sehn wir die Biwakfeuer ringsum flammen.
Nun fort, ſonſt ſchießen ſie uns arg zuſammen.
Die Stellung ſchaum, iſt alles, was wir wollen.

„Appell — Appell“.
Und ſchnell
Im Rudel wir die Straße rückwärts tollen,
Sie feuern nach — blind in die Nacht,
Wir haben uns längſt davon gemacht
Und haben ſie weidlich ausgelacht,
Wir Huſaren.
Müde ſind unſere Pferde,
Dunkel liegt über der Erde, —
Wir traben zum Biwak zurück.

Der Rittmeiſter von der erſten Schwadron
Sagt zum Major in flüſterndem Ton:
„Der Oberſt hat aber Glück!
Sie wollten ihn abhalftern lange doch,
Nun gelingt ihm der Ueberfall heute noch,
Der wird am End' General.“

Und wie wir rücken zum Biwak ein,
Von weitem ſchon ſtrahlt der Feuer Schein,
Von weitem tönt Lachen und Singen,
Von weitem Trompetenklingen.

Wir ſatteln ab, verſorgen die Tiere,
Mit Woylachs werden ſie wohl überhangen.
Es tönt der Ruf: „Die Herrn Offiziere!“
Wir reiten in Sprüngen, in ruhigen, langen,
Zum General.
Er hält zu Roß,
Um ihn des Stabes Troß.
Und er ereifert ſich mit einem Mal:
„Herr Oberſt, warum ſind Sie nicht am Feinde geblieben?“

Der Oberſt hebt zum Gruß die Hand:
„Excellenz, ich warf des Gegners Kavallerie
Und ſah beim Vorſtoß ſeiner Infanterie
Genaue Stellung. Da ich fand,
Daß Rückſicht auf das Pferdematerial . . .
In Anbetracht
Der Nacht . . .“

Unwillig rückt im Sattel ſich der General:
„Herr Oberſt, Sie mußten wiſſen, daß uns heute nicht gewöhnliche Manöverrückſichten binden, ſondern daß wir eine außergewöhnliche Uebung vorhaben, die möglichſt kriegsmäßig von ſtatten gehen ſoll. Ich habe meine beſonderen Abſichten gehabt, und wenn ich als Grenze die notwendige Rückſicht auf das Pferdematerial hingeſtellt habe, ſo konnte ich doch damit nicht meinen, daß Sie ſchon nach drei Stunden einrücken ſollten. Es iſt zwar bald Nacht, aber ich brauche eine Kavallerie, die auch bei Nacht am Feinde bleibt . . . Ich danke, Herr Oberſt!“

Es grüßt die Excellenz. Wir ſalutieren
Und wenden ganz verblüfft die Pferde um.
Als wir uns ſchwingen von den müden Tieren,
Herrſcht Schweigen noch in unſerm Kreis rundum.
Das Biwakreiben iſt im Gang.
Längſt blies zum Futterſchütten der Trompete Klang.
An ihren Leinen angepflockt,
Den Futterbeutel umgehängt,
Hinein den Kopf geſenkt,
Stehn Rappen, Füchſe, Braune, Schimmel.
Am Feuer hockt
Zum Kochen das Gewimmel
Der Leute, denen endlich knurrt der Magen.
Und ſeitwärts hinter dem Fouragewagen
Die Offiziere ſitzen längs am Tiſch,
Gedrückter Stimmung, keiner lacht.
Der Oberſt ganz allein iſt munter, friſch
Wie ſonſt. Er ſpricht von ſiebziger Schlacht,
Gefecht und Ritt,
Doch keiner redet mit.
Und der Major ſagt ſeinem Nachbar ſtill,
Dem Rittmeiſter der erſten Eskadron:
„Wenn Excellenz will,
Iſt's eben falſch. Als ob bei Nacht nicht ſchon
Wir Felddienſt übten tauſendmal:
Nun wird er doch nicht General!“

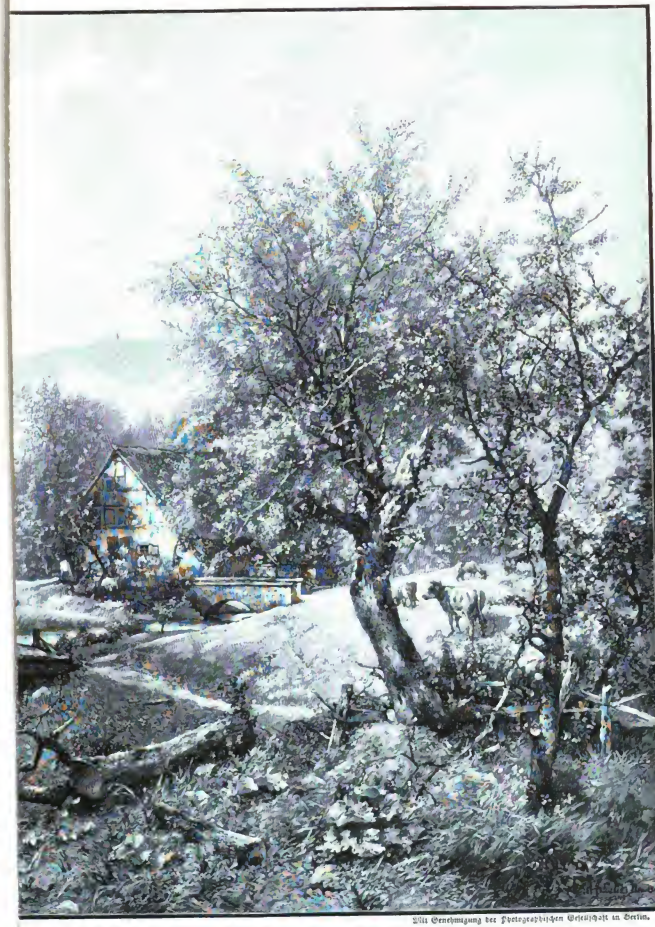
Der andre ſchüttelt nur den kahlen Schopf,
Er tupft ſich mit dem Tuch den Schweiß vom Kopf:
„Der gute Oberſt kann gemiſchte Waffen ja nicht führen,
Ein Reiterführer erſter Klaſſe, doch zum Reüſſieren
Muß man gerecht in allen Sätteln heute ſein.“

Und unten an der Tafel meint ein Leutnantlein:
„Man macht es falſch, ſo wie man's macht,
Und die Attacke war doch fein!“

Da tönt der Abendſegen durch die Nacht,
Von überall, von allen Regimentskapellen,
Getragen, feierlich hinfluten ſie, die Tönewellen,
Andächtig ſtimmend unterm weiten Sternenzelt,
Das über all den Feuern noch die Nacht erhellt.
Die zum Beſuch im Biwak, müſſen gehen,
Still wird's im Lager, und herüberwehen
Der Kavallerieretraite Klänge.
Es ſchweigen die Soldatenſänge,
Im Stroh ſtreckt man ſich aus zur Ruh',
Die Pferde nicken müde hinzu.
Das Biwak ſchläft, in Näh' und Weiten
Eintönig nur die Wachen ſchreiten
Die Stallgaſſen herauf, herab . . .

Am Feuer ſitzt der Oberſt ganz allein:
Er nimmt die bunte Mütze ab
Und ſtreicht ſein graues Haar;
Er denkt an das, was iſt und war,
Er träumt im Sternenſchein.
Den Aermel ſeiner Attila,
Die ihn ſo oft vor ſeinem Regiment Huſaren ſah,
Wiſcht er mit langſamer Bewegung rein.
Er ſchaut die goldverſchnürte Jacke an:
Ein eiſern Kreuzlein erſter Klaſſe hängt daran,
Das er bei einem Ritt in Feindes Land gewann
Bei dunkler Nacht. . . .

Digitized by Google



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

älde von Carl Schultze.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Romeo und Julia.

Novelle

von

Karl Emil Franzos.

Als ich das letzte Mal mit meinem Freunde Matthias in seinem bescheidenen, aber sehr behaglichen Arbeitszimmer bei einer ganz erträglichen Zigarre beisammensaß, gestand er mir, daß er seit seinen Schülerjahren nur noch die Zeitung und seine philologischen Handbücher gelesen habe. Da bin ich denn leidlich sicher, daß ihm auch diese Erzählung seiner eignen Schicksale unbekannt bleiben wird, und ich mag nicht leugnen: das ist mir ganz recht. Keineswegs aus dem Grunde, weil ich etwas daran entstellen oder auch nur ausschmücken möchte, sondern im Gegenteil, eben weil ich alles der Wirklichkeit nachschreiben will. Matthias jedoch würde sagen: „Nur am Anfang und am Ende ist alles wahr, aber in der Mitte vieles ganz und gar erfunden," und er würde dies nicht bloß seiner guten, rundlichen Frau sagen, sondern auch sich selber. Kurz, er würde aussprechen, was er nun selbst seltsamerweise für richtig hält, und weil er eine grundehrliche Seele ist, so ist mir diese Selbsttäuschung eigentlich das Merkwürdigste an seiner Geschichte.

Eine grundehrliche Seele — wer wüßte das besser als ich?! Denn der Zeit, wo ich meinen Matthias noch nicht gekannt habe, kann ich mich nicht leicht mehr entsinnen; wir haben auf derselben Schulbank lesen und schreiben gelernt, und zwar bei seinem Vater, Herrn Wenzel Purscht. Das war ein kleiner, sanfter Mann mit einem großen, scharfen Lineal, von dem ich bis in meine Jünglingsjahre hinein bisweilen geträumt habe, weil es so unheimlich war. Nämlich kein totes, viereckiges Stück Holz, an den Rändern mit Messing beschlagen, sondern ein lebendiges, sehr boshaftes Wesen, das sich von selber gegen uns schwang und den dürftigen Arm, der daran hing, regierte.

So sah es wirklich aus, wenn Herr Purscht es handhabte, denn er war ein schwächliches Männchen mit einem gefurchten, betrübten Kindergesicht, das uns immer gleich zaghaft, sanft und traurig ansah, und auch die Stimme klang weich und mild, was immer er sagen mochte. Am sonderbarsten aber sah es aus, wenn das erbarmungslose Lineal auf den kleinen Matthias losschlug. Da standen sich die beiden Menschen gegenüber, die sich durch nichts unterschieden, als daß der eine um einige Zoll größer war als der andre; dasselbe struppige, fahlblonde Haar, dieselben kleinen, grauen Augen, dieselbe Stumpfnase, dieselben dünnen Lippen mit den trübselig nach unten gesenkten Winkeln, die langen Arme schlaff herabhängend, daß sie an den kurzen Beinchen fast bis an die Kniee reichten; es konnte einem ordentlich bange dabei werden. Nicht Vater und Sohn standen da Aug' in Aug', sondern derselbe alte, sorgenvolle Mensch in zwei Exemplaren.

Nun trugen sie obendrein ganz gleich geschnittene Anzüge von verschossenem, ursprünglich schwarzem, nun grau schimmerndem Tuch, was sich daraus erklärte, daß Mutter Purscht die feierlichen Amtskleider des Gatten, wenn sie aus Altersschwäche den Dienst versagten, durch rätselhafte Mittel für den einzigen Sohn verjüngte und zurechtschnitt. Aber mindestens die Mienen der beiden, sollte man denken, müßten in solchen Schicksalsmomenten verschieden gewesen sein, und sie glichen sich aufs Haar! Es war kaum zu entscheiden, ob Vater oder Sohn betrübter und zerknirschter aussah, und wenn Matthias schluchzend hervorstieß: „Verzeih mir, morgen werd' ich's können!" flehte die sanfte Knabenstimme des Vaters: „O, du Lump! Dir will ich die Faulheit austreiben!" Noch ein kurzer Kampf mit dem Lineal, und dann hatte das bösartige Ding gesiegt und begann sein Werk.

Indes, solche Freuden erlebte das unheimliche Lineal an jedem von uns öfter als an Matthias, und zwar nach Recht und Gebühr, denn er war der Fleißigste in der Klasse, eine kleine, brave, gehetzte Lernmaschine, die rastlos hinter der etwas größeren Lehrmaschine einherkeuchte und ihr alles nachthat, sogar das trübselige Knarren. Matthias sprach wie der Vater und dachte und benahm sich wie dieser, und da Herr Wenzel in der ganzen Stadt „Vater Purscht" hieß, so tauften wir unsern Mitschüler „Großvater Purscht", und er ist den Spitznamen lange nicht los geworden. Jedoch böse gemeint war das nicht, denn wir hatten ihn lieb trotz seiner Tugendhaftigkeit. Er war eben ein so harmloser, gutherziger, treuer Junge, daß wir ihm alles verziehen: seinen Fleiß, sein musterhaftes Stillesitzen, seine seltsamen Schulröte und seine altklugen Reden. Nur ganz im Anfang bekam er zuweilen einen Puff, dann aber entwaffnete uns, so grausam wir nach Knabenart waren, seine Schwächlichkeit, und daß er keinen beim Vater verklagte. Wenn wir Indianer spielten und einen bestimmen mußten, der „tabu", das heißt unverletzlich sein sollte, so gab es darüber niemals Streit; natürlich war „Großvater" „tabu".

Digitized by Google

Und da stand nun der blasse, schüchterne Junge inmitten der beiden Heerhaufen und sah blinzelnd zu, wie wir die hölzernen Tomahawks gegeneinander schwangen.

Aber für das Schicksal ist niemand „tabu“; das sollte auch unser armer Matthias erfahren. An einem Sonntag im Juli hatte Vater Purscht die Zeugnisse verteilt, die uns die Pforten des Gymnasiums erschlossen, und mit nassen Augen Abschied von uns genommen; einige Wochen darauf mußte er der ganzen Welt ade sagen. Das aber that er mit lächelnder Miene, so wunderbar hatte ihn ein Gespräch, das er vorher mit zweien seiner einstigen Schüler, einem Anwalt und einem Arzt, gehabt hatte, getröstet. Ihnen gestand das demütige Männchen die heimliche Sünde seines Lebens, seine, wie er's nannte, wahnwitzige Hoffart; er war nämlich immer der Meinung gewesen, daß er es bei seinen Fähigkeiten mit etwas mehr Glück sogar zum Gymnasiallehrer hätte bringen können. Und als sie dies milde aufnahmen, offenbarte er ihnen seinen letzten Wunsch: daß es seinem Matthias gelingen möge, die Höhe zu erklimmen, nach der er sich vergeblich abgehärmt hatte. Die beiden sicherten ihm zu, daß der Junge studieren werde, und weil Vater Purscht sie kannte, sahen wir Schüler sein Antlitz zum erstenmal heiter und verklärt, als er vor uns im Sarge lag. Wenn ich in das Dämmer meiner Kindheit zurückblicke und die Punkte zähle, von denen Licht ausgeht, gehört das Antlitz des armen toten Schulmeisters zu den hellsten, die mir entgegenschimmern. Und es mag immerhin sein, daß für mich all die Jahre auch etwas von dem Licht auf den Sohn gefallen ist.

Einige Wochen nach dem Begräbnis trat Matthias mit uns andern in die lateinische Schule, und wie es ihm da erging, ist bald gesagt. Er blieb all die Jahre, was er unter seines Vaters Lineal gewesen: eine rastlose Lernmaschine, der man das leise Knarren anhörte, auch wenn sie schwieg. Auf dem blassen, gespannten Gesicht stand deutlich zu lesen, daß er eigentlich immer still und beharrlich die für die kaiserlich königlichen österreichischen Gymnasien vorgeschriebene Wissenschaft in sich hineinstopfte, und bald auch in andre, denn er begann schon sehr früh mit Stundengeben. Das war ja alles notwendig, wenn sich der ehrgeizige Wunsch des Vaters erfüllen sollte, auch die Lektionen, denn die Gesellschaft, die sich gebildet hatte, um Matthias Purscht zu einem Gymnasiallehrer zu machen, wurde mit den Jahren durch Tod und Wegzug immer kleiner; das bißchen Gotteslohn als Dividende konnte neue Zeichner nicht locken. Aber wenn auch notwendig, achtungswert war dieser eiserne Fleiß doch, nur daß unsre Lehrer mehr Sinn dafür hatten als wir Jungen in den Flegeljahren.

„Großvater“ wurde auf dem Gymnasium viel gehänselt, auch ein neuer, minder harmloser Spitzname: „Ruminans“, zu deutsch „der Wiederkäuer“, tauchte auf. Aber das hätte schon ein böser Bube sein müssen, um dies arme, beladene Menschenkind ernstlich zu kränken. Und versuchte es einer, so leuchteten wir andern ihm gründlich heim.

Kurz, „Großvater“ blieb auch auf dem Gymnasium „tabu“. Soll ich mein Verhältnis zu ihm und das stärkste Band, das uns neben der Erinnerung an das unheimliche Lineal verband, bezeichnen, so muß ich sagen: es war unser anfrichtiges Mitleid füreinander. Ich fand es einen Jammer, daß er nicht rauchte, und er ein dunkles Verhängnis, das mich zwang, mir im Tabakladen immer wieder Ueblichkeiten für mich oder doch bösen Dunst für mein Stübchen einzuhandeln. Mir schien ein Jüngling, der nicht tanzte, ein Unding, ein Widerspruch in sich, und er sah mich schaudernd eine Stätte betreten, wo man sich im Kreise drehen mußte, bis einem der Atem ausging. „Und dann,“ murmelte er entsetzt, und die kleinen, grauen Augen wurden starr, „dann sind ja auch Mädchen auf Bällen!... Und wenn — wenn du dich in eine verliebst?!“ Als nun dies Furchtbare wirklich eintrat, kannte sein Mitleid keine Grenzen. Unglücklich aber, denn wir hatten uns wirklich gern, geradezu unglücklich machte ihn die Entdeckung, daß ich Verse machte. Er blieb eine Weile stumm und rief dann schmerzvoll:

„Um Gottes willen, ein Mensch wie du, der im griechischen Pensum ‚befriedigend‘ hat!...“

Das war kurz vor dem Abiturientenexamen. Dann bezogen wir verschiedene Universitäten, und als wir sechs Jahre später in Wien zusammentrafen, war alles schlimmer gekommen, als er selbst in seinen bösesten Ahnungen befürchtet hatte: ich war nun wirklich Schriftsteller geworden. So durfte ich mich mit Fug und Recht nennen, weil ich Sachen schrieb, die für den Druck bestimmt waren; daß sich niemand fand, der sie dieser Bestimmung zuführte, war doch eigentlich ein unwesentlicher Umstand. Anders Matthias. Das einzige, was er verfaßt hatte, eine Abhandlung über ein vierzeiliges Hymnenfragment, das einige dem Stesichoros aus Himera zuschrieben, während er es mit der Mehrzahl der Beurteiler für den Ibykos aus Rhegion in Anspruch nahm, wurde eben als Programm des Leopoldstädter Gymnasiums gedruckt, an dem er nun als Supplent wirkte. Der Traum des Wenzel Purscht hatte sich voll erfüllt; pünktlich und brav hatte Matthias alle Prüfungen bestanden, zuletzt auch das Lehrerexamen; im Herbst durfte er auf eine feste Anstellung in der Provinz rechnen.

„Aber du?!“ fügte er zögernd bei und sah mich mitleidvoll an.

„Großvater,“ sagte ich, „mach dir keine Sorgen um mich, ich thu's auch nicht.“ Und da log ich nicht einmal, denn einige Stunden vorher hatte mir ein bekanntes Stuttgarter Blatt ein Manuskript mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückgeschickt, es wegen Raummangels nicht verwenden zu können, und dies Bedauern eines großen Blattes war doch immerhin ein Erfolg. Die Annahme wäre mir ja lieber gewesen, aber ein Erfolg war's doch. Und wenn auch nicht, meinen guten Matthias wollte ich nicht beneiden. Im Gegenteil, ein Jahr darüber brüten, welcher von den beiden alten Herren vor dritthalbtausend Jahren die vier Zeilen geschrieben hatte, und zur Belohnung in Horn oder Leitomischl den Buben das

Digitized by Google

„mensa, mensae" beibringen — mich überfiog ein Schauder. Freilich, für Matthias paßte es, und daß er sein Ziel pünktlich erreicht hatte, wunderte mich nicht; er war eben in allem derselbe geblieben, sogar im Aeußern. Zwar so klein wie in der Linealzeit war er nun nicht, aber das Haar war nicht dunkler noch weicher, die Stumpfnase nicht spitzer geworden, und auch das trübselige Karpfenmündchen hatte sich nicht viel gerundet. Ein braver Mensch, mein guter Matthias, aber nicht schön, und was man so kurzweilig nennt, auch nicht. Und während wir in meinem Stammcafé, in das ich ihn gezogen hatte, als ich ihm zufällig auf der Straße begegnet war, einander gegenübersaßen und unsre Ansichten austauschten, da ergab es sich, daß es in dieser Riesenstadt schwerlich zwei Menschen gab, die sich in allen großen und kleinen Dingen so wenig verstanden. Und nachdem wir dies erkannt hatten, beschlossen wir, mindestens zweimal wöchentlich zusammenzukommen, am Mittwoch und Sonnabend nachmittags, wo er frei war. Denn Jugendfreundschaft hält wie Eisen, und alles andre ist Werg dagegen.

An diesen Nachmittagen also saßen wir im Frühling 1873 in jenem Café — „Café Troidl" hieß es und lag in der Wollzeile, dicht an der alten Universität — zusammen, und wenn er redete, so schüttelte ich den Kopf, und redete ich, so that er das Gleiche. Zu dieser Bewegung hatte er aber noch weit öfter Anlaß als ich, weil auch meine Freunde regelmäßig kamen: der kleine Albin mit dem guten, hageren Gesicht, der ein Dramatiker werden wollte, es auch wirklich unter tausend Stümpfen geworden ist, aber nun seit langen, langen Jahren auf einem Berliner Friedhof von allen Mühen seines Lebens ausruht, und der hübsche, feine Max mit dem Mädchengesicht. Da er aber noch lebt und noch immer ein Mädchengesicht hat, so kann ich hier nicht mehr über ihn sagen. Damals aber waren die beiden zunächst Schriftsteller derselben Geltung wie ich, und so fand denn der gute Matthias gleich drei Menschen beisammen, die er bemitleiden und über deren Ansichten er sich entsetzen konnte. Einen Bundesgenossen aber hatte er nicht, denn der fünfte Mann der Runde begnügte sich in der Regel, zu allem „Hm, hm!" zu sagen.

Es war dies ein Herr in mittleren Jahren mit einem breiten, biederen, lungen Gesicht und einem stattlichen Bäuchlein, mit dem wir zufällig — er bot sich Purscht zu einer Schachpartie an — bekannt geworden waren. Wir wußten von ihm nur, was auf seiner Karte stand: „Karl Roithner, Privatier", aber das genügte uns, da er anständig gekleidet war, sehr vertrauenerweckend aussah und immer nur „Hm, hm!" sagte. Den lieben langen Tag im „Café Troidl" zu sitzen und diese Laute von sich zu geben, schien uns lange seine einzige Beschäftigung, aber dies stimmte uns weiter nicht bedenklich, denn ein Privatier kann sich dies erlauben.

Dann aber wurden wir gewahr, daß er sich mit den andern Stammgästen des Lokals, jungen Aerzten und Anwälten, doch minder lakonisch zu unterhalten pflegte. Er schien lange, ernsthafte Konferenzen mit ihnen zu haben, bei denen er fast immer das Wort führte, während der andre andächtig lauschte. Denn es waren in der Regel Unterredungen unter vier Augen, in einem Winkel des Cafés, wohin kein Lauscherohr reichte.

Unser Freund Max war der erste, dem dies auffiel, was freilich kein Wunder war, da er fast ebensolang im Café zu verweilen pflegte wie Roithner, nämlich acht bis zehn Stunden täglich.

„Der Mensch ist unheimlich," sagte er, „am Ende gar ein Geldverleiher."

Mein andrer Kollege, Albin, horchte hoch auf, ihm waren solche Menschen nicht unheimlich. Der Privatier begann ihn zu interessieren.

„He, Anton!" Er winkte den Zahlmarqueur herbei und fragte nach Roithners Beruf.

Der stattliche Mann strich sich lächelnd die Bartkoteletten. „Ein sehr, ein feiner Herr," versicherte er in seinem schönsten Hochdeutsch. „Sehr solid, sehr vorsichtig!"

„Aha!" rief Albin freudig und machte die Gebärde des Halsabschneidens.

„Bedaure, Sie enttäuschen zu müssen, Herr Doktor," erwiderte Anton. „Der Herr von Roithner hat ein ganz andres Geschäft! Er macht die Leut' glücklich, nicht unglücklich . . ."

„Das könnte er aber auch bei uns versuchen," meinte Max. „Wir könnten's brauchen. Und uns sagt er immer nur ‚Hm! hm!' und sonst nichts . . ."

„Da müssen sich der Herr Doktor gefälligst gedulden," erwiderte der Marqueur. „An dem Tag, wo in dem Blatt da" — er schwenkte eine große Zeitung, die er in der Hand hielt — „ein Feuilleton über Ihr neuestes Werk steht, spricht der Herr von Roithner auch mit Ihnen unter vier Augen . . ."

Sprach's und verschwand. Unsre Vermutungen auszutauschen, war zunächst nicht möglich, denn Roithner setzte sich eben zu uns, höflich, liebenswürdig, schweigsam wie immer. Einige Minuten darauf — es war Sonnabend — erschien auch Purscht, diesmal sehr feierlich angethan, in Bratenrock und Cylinder. Er komme von einer Kindtaufe, erklärte er, bei seinem Kollegen Doktor Müller.

„Das freut mich!" rief Rothner lebhaft. Wieder ein Kinderl! — Das dritte in vier Jahren! . . . Ein glückliches Paar, der Herr Professor Müller und seine Frau. Eine geborene Schwingenschlögl, der Vater ist Hausbesitzer auf der Wieden. Eine liebe, hübsche, scharmante Frau!"

Erstaunt blickten wir ihn an; er glühte ordentlich vor freudiger Begeisterung. „Großvater" aber sagte bedächtig wie immer:

„Gewiß, mein geehrter Herr Roithner, man hört allseitig das Beste über die Ehe meines Herrn Kollegen. Aber hübsch ist die Frau Doktor Müller vielleicht doch nicht so ganz, mindestens nicht im üblichen Sinn des Wortes —"

„Verzeihung, Herr Professor," sagte der Privatier bescheiden, aber fest. „Mir gefällt sie. Und ihrem Manne auch. Und wenn sie nicht hübsch wäre, was kommt's darauf an?! Für das Glück der Ehe entscheiden andre Eigenschaften der Frau: Gemüt, Bildung, Gesundheit, gute Familie, Geld."

Digitized by Google

Diese fünf guten Dinge zählte der Privatier an den fünf dicken, ringgeschmückten Fingern seiner Rechten ab und ließ sie dann geballt auf den Tisch fallen. „So ist's, meine Herren!“

„Haben Sie keinen sechsten Finger?“ fragte Albin. „Ich meine: die Liebe. Denn wie der Dichter sagt: ‚Die Liebe ist der Inbegriff, und auf das andre pfeif' ich!‘“

„Sehr richtig!“ rief Roithner und hob die geballte Faust. „Das ist die Liebe! Die Liebe ist einbegriffen. Denn wo die fünf Dinge vorhanden sind, da kommt die Liebe.“

„Immer?“ fragte Albin spöttisch.

„Fast immer! Wo sie trotzdem nicht kommt, kann freilich von Heirat keine Rede sein. Ehe ohne Liebe —“ er schüttelte sich ordentlich. „Aber das sind Ausnahmen, in der Regel kommt sie!“

Da zog Albin die Brauen hoch und trat mir unter dem Tisch auf den Fuß, daß ich fast aufgeschrieen hätte. Der Tritt war sehr fühlbar, aber was er besagen sollte, wußte ich noch nicht.

Das wurde mir erst klar, als sich Purscht Schlag fünf, wie immer, erhob und Roithner gleichzeitig nach seinem Hut griff.

„Gestatten Herr Professor, daß ich Sie begleite,“ sagte er sehr höflich. „Ich will auch in die Leopoldstadt.“

„Es ist empörend,“ rief Albin, nachdem die beiden gegangen waren. „Der pure Menschenhandel!“

„Nun,“ meinte Max, „das eine muß man ihm lassen, daß er ein Menschenkenner ist. Uns dreien wagt er mit solchen Dingen nicht zu kommen.“

„Auch ‚Großvater‘ wird ihn abfallen lassen,“ sagte ich. „‚Großvater‘ ist in seiner Art auch ein Idealist. Er verdankt alles sich selber, da wird er doch wahrlich seine Frau nicht dem Vermittler danken wollen!“

Am nächsten, dem Sonntagmorgen brachte mir schon die erste Post einen Brief in Purschts seltsam verschnörkelten und doch knabenhaften Zügen. Er bat mich, ihn nachmittags fünf Uhr zu erwarten und auch für den Abend keine andre Verabredung einzugehen. „Der Freund meiner Kindheit und Jugend,“ fuhr er fort, „wird mir diese Bitte nicht weigern,“ und schloß mit dem Wort des Cunius: „Amicus certus in re incerta cernitur.“ (Den sicheren Freund erkennt man in unsicherer Sache.)

‚O Freund meiner Kindheit und Jugend,‘ dachte ich in der ersten Aufwallung, ‚dich hab' ich überschätzt! Statt den Menschenhändler sofort selbst zum Teufel zu schicken, willst du erst mit mir beraten, ob du es thun sollst. Indes, mein Rat soll dir werden.‘

Ich ging ins Café Troidl und frühstückte. Noch keine Viertelstunde war ich dort, da trat der Privatier auf mich zu und ließ sich trotz meiner abweisenden Miene an demselben Tisch nieder.

„Sie erlauben,“ sagte er unbefangen. „An Ihrem Gesicht seh' ich, daß Ihnen Herr Purscht schon geschrieben hat. Vielleicht stimmt es Sie aber freundlicher, wenn ich Ihnen versichere, daß der Herr Professor Sie auf meine Bitte beizieht.“

„Er hätte es auch sonst gethan!“

„Ganz meine Meinung!“ Er nickte mit liebenswürdigem Lächeln. „Eben darum hielt ich es für richtig, ihn selbst darum zu bitten . . . Und nun hören Sie mich gefälligst ruhig an. Ich kann mir denken, wie ihr jungen Schriftsteller über mein Geschäft urteilt. Aber das ist nicht gerecht. Es ist ein nützliches Geschäft, und nur ein ehrlicher Mann bringt's da zu etwas. Schon in der Auswahl der Herren, die man in Auftrag nimmt, kann man nicht ängstlich genug sein. Die Schlechten — nicht in die Hand! Niemals! Denn erstens —“

„Bringt man sie schwer an!“

„Sehr wahr! — Und bringt man sie an, so wird doch die arme Frau unglücklich, das bedrückt einem das Gewissen . . .“

„Und schadet dem Ruf der Firma.“

„Ganz richtig! Und auf den Ruf kommt alles an. Darum bin ich heute gottlob in meiner Spezialbranche, den akademisch gebildeten Herren, der erste Mann am Wiener Platze . . .“

„Wie sind Sie darauf gekommen?“

„Durch persönliche Beziehungen. Adel, Militär, Kaufmannsstand sind ja allerdings inkrativer, weil die Mitgift höher ist. Aber leben kann unsereins auch . . .“

„Das thut mir herzlich leid,“ sagte ich. „Nun, hoffentlich giebt es doch Eltern genug, die sagen: ‚Lieber mag unser Kind einsam bleiben, ehe wir es auf diesem Wege verheiraten,‘ und noch öfter finden sich wohl Herren, die sich schämen, Sie zu beauftragen oder Sie kurz abweisen, wenn Sie an sie herantreten.“

„Kommt vor. Gottlob seltener, als Sie glauben, aber es kommt vor. Und dagegen ist nichts zu thun; selbst Rothschild kann nicht jedes Geschäft machen, das er beabsichtigt.“

„Also die Besten schließen sich selbst aus?“

„Die Besten?! Nun ja, mit Menschen, die an Geist, Gemüt, Schönheit und Besitz gleich erlesen sind, habe ich es kaum zu thun, die brauchen mich nicht. Aber diese wenigen abgerechnet — ist jemand deshalb edel, weil er selber sucht, und deshalb gemein, weil er sich an mich wendet?! Es ist keine Frage des Charakters, sondern der Vernunft!“

„Nicht des Charakters?!“

„Bewahre! Und eigentlich ist sogar ‚Vernunft‘ da nicht das rechte Wort. Es ist eine Frage des Bedarfs! Wer's braucht, soll's thun, wer's nicht braucht, soll's lassen. Fehlt es Ihrer Tochter an Freiern nicht, oder können Sie als junger Mann junge Damen genug kennen lernen, so werden Sie den Roithner nicht rufen. Aber können Sie dies nicht, so thun Sie klüger, ihn zu betrauen, als auf Bälle zu laufen. Niemand kann Ihnen Ihr künftiges Glück verbürgen, aber eine größere Gewähr bietet Ihnen meine Arbeit, als der Zufall einer Ballbekanntschaft.“

„Und doch,“ wendete ich ein, „hat einer der klügsten Menschen gesagt, daß nichts auf Erden unvernünftiger ist als eine Vernunftheirat.“

„Ganz richtig, wenn man darunter eine Heirat

Digitized by Google

versteht, wo nur Geld oder Rang stimmt und alles andre nicht. Bei einer richtigen Vernunftheirat aber muß alles Wesentliche so stimmen, daß sich die beiden Leute ineinander verlieben können . . ."

„Das überrascht mich nicht," sagte ich. „Schon im Meidinger steht die Geschichte von dem Vermittler, der einem Herrn auf den abweisenden Bescheid, er heirate nur aus Neigung, erwiderte: ‚Neigung? — solche Partien habe ich auch!'"

„Ganz richtig! Alle guten Geschichten stehen schon im Meidinger. Aber es ist mehr als ein Witz; jeder richtige Vermittler muß im Ernste so antworten können."

„Schön," sagte ich, „das ist so die Theorie Ihres Geschäfts, Herr Roithner. Aber wie gestaltet sich die Praxis? Gehen wir vom Nächstliegenden aus. Sie tragen da einen Ehering am Finger, haben Sie durch den Vermittler geheiratet?"

„Ich?!" erwiderte er langgedehnt, und das behäbige Antlitz wurde verlegen. „Nein . . . Aber — wer sagt Ihnen, daß ich glücklich bin?! Gerade meine eigne Geschichte . . ."

Er seufzte tief auf.

„. . . hat Sie zum Ehevermittler gemacht?" ergänzte ich. „Bitte, erzählen Sie! Ich mache Sie aber aufmerksam: Geschichten erfinden ist mein Geschäft . . ."

Er lachte fröhlich. „Dann fang' ich lieber gar nicht an. Aber wir wollen ja nicht von mir sprechen, sondern von Ihrem Freunde. Ist Großvater Purscht der Etitemensch, der mich nicht braucht? Hat er anderwärts Gelegenheit, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen? Hätte er, selbst wenn die Gelegenheiten nur so auf ihn niederregnen würden, auch nur die Courage, sich eine recht anzusehen? Hindert ihn sein Feingefühl, sich unter meine Fittiche zu begeben? Können Sie dies alles bejahen, so dürfen Sie ihm abraten. Sonst nicht!"

„Mir genügt's, daß ich die letzte Frage bejahen kann!"

„O, welcher Irrtum! Ihm war mein Vorschlag dreimal recht! Wie auch nicht? Ein braver, nüchterner Philister, der sich endlich bis ans Ziel durchgequält hat, nur noch eben eine Frau braucht, aber beim bloßen Gedanken an ein Mädchen in Todesangst ist. Und nun sagt ihm einer: ‚Ich schaffe dir die Gattin, die für dich paßt, ein braves, gutes, gebildetes Fräulein mit stattlicher Mitgift.' Er war vergnügt, sag' ich Ihnen, sehr vergnügt, und will auch gar nicht Ihren Rat, sondern Ihren Rockschoß, um sich daran zu halten, wenn sie naht . . ."

„Vederemo . . . Schön ist die Dame wohl nicht?"

„Nein! Sonst —" er blinzelte mich schelmisch an. „Aber seit den Masern ist das Mädchen nie krank gewesen — auf Ehre!"

Ich erhob mich. „Ich bedaure dennoch, Ihnen nicht dienen zu können, Herr Roithner. Will Purscht meine Ansicht wissen, so werde ich sie ihm ehrlich mitteilen."

Er zuckte die Achseln und machte mir lächelnd eine sehr tiefe Verbeugung.

Nachmittags fünf Uhr trat Purscht in mein Zimmer, festlich angethan wie gestern, nur daß ein Veilchensträußchen im Knopfloch des Bratenrocks das Feierliche der Erscheinung lieblich milderte. Schon dieser Strauß erschreckte mich, noch mehr der Rosenduft, der ihn umwitterte.

„Großvater," sagte ich schnuppernd, „wie kann ein humaner Mensch nur so duften?! . . . Du hast doch uns Himmelswillen nicht schon heute dein erstes Rendezvous?!"

Er errötete und strich sich verlegen über den Scheitel. Und wie ich mit den Augen seiner Bewegung folgte, sah ich ein neues Anzeichen, das auf das Aeußerste schließen ließ. Ich sah nämlich, was weder ich noch sonst ein Sterblicher je vorher gesehen, was auch niemand für möglich gehalten hätte: die fahlblonden Borsten waren mit Pomade an den Kopf glatt geklebt, daß er nun im Sonnenschein fettig glänzte. Nur am Schopf stand ein Büschel aufrecht, da war alle Mühe des Friseurs vergeblich gewesen. So glich sein Haupt einem der lebensmüden Igel, wie man sie zuweilen in Menagerien findet: nur am Rücken können sie die Stacheln noch sträuben.

Das Gleichnis paßte immer mehr, denn er senkte unter meinen prüfenden Blicken den Kopf tiefer und tiefer.

„Also wirklich!" rief ich. „Wirklich ein Rendezvous?!"

„Nein —" erwiderte er endlich unsicher und suchte den Blick zu heben, mußte ihn aber in seinem Schuldbewußtsein sofort wieder senken. „Wir — wir gehen heute abend ins Burgtheater . . . ich habe die Sitze gleich mitgebracht . . . Parkett, achte Reihe rechts . . . Dagegen läßt sich doch nichts sagen!"

„Nein! Aber vor uns oder hinter uns oder neben uns oder in einer Loge wird sie sitzen, mit Vater und Mutter, mit Brüdern und Schwestern, das heißt, wenn diese Schwestern ihr gleichen; sind sie hübscher, so bleiben sie heute zu Hause . . ."

„Sie — sie hat gar keine Schwestern!"

„Du gestehst also! Aber damit ist's noch nicht genug. Nach dem Theater gehen wir soupieren in irgend ein feines Restaurant, zum ‚Alten Strohlkopf' oder gar zum Sacher. Und sie sind auch da. Und Roithner stellt uns vor. Und wir setzen uns an ihren Tisch. Und beim Abschied laden sie uns ein, sie zu besuchen . . ."

Er hatte sich wieder gefaßt. „Das hat dir wohl Roithner gesagt? . . . Zum ‚Alten Strohlkopf' gehen wir . . ."

„Nein, nichts hat er mir gesagt, sonst hättest du mich nicht zu Hause getroffen. Ich weiß es, weil diese Menschenhändler ihre jämmerliche Komödie immer nach demselben Programm in Scene setzen . . . Nur hätte ich nun und nimmer geglaubt, daß du dich so wirst verhandeln lassen! . . . Noch gestern sagte ich's meinen Freunden: mein Matthias thut's nicht . . . Und nun!"

„Aber wenn wir ins Burgtheater gehen . . ."

„Wir nicht! Du und der Makler deiner Reize, aber ich nicht . . . Nein, nein, nein!"

Ich wollte es in feierlicher Entrüstung rufen, aber da mußte ich niesen. Trotz des offenen Fensters

Digitized by Google

wurde der Rosenduft immer stärker. „Mensch, thue wenigstens das Parfüm von dir!“

„Aber wie?!“ fragte er weinerlich. „Der Friseur hat mich damit besprengt und den Rest des Flacons in die Taschentücher gegossen ... Schon in der Pferdebahn habe ich bemerkt, daß es wohl zu viel ist, die Leute rückten alle von mir ab — aber was nun?“

„Dann thu wenigstens die Taschentücher weg!“ Ich klingelte dem Dienstmädchen, und er langte, als sie eintrat, die Tücher geborsam her; er hatte ihrer nicht weniger als drei zu sich gesteckt.

„Du hast doch wohl schon heute zu einer großen Rührseene gerüstet,“ sagte ich grimmig, und zu dem Mädchen: „Hängen Sie die Tücher an einen Ort, wo sie niemand stören ... Dem Herrn geben Sie drei von mir.“

Ich stopfte mir mittlerweile meine Pfeife und setzte sie in Brand.

„So,“ sagte ich und begann mich in schützende Wolken zu hüllen. „Und nun höre!“

Es war eine kräftige Rede.

„Also,“ schloß ich, „ich gehe keinesfalls hin, aber du auch nicht! Denn du bist auch ein Idealist, eine Individualität, und darum kannst du dich nicht um schnöden Mammon verkaufen wie ein Herdenmensch!“

Er räusperte sich.

„Ein Idealist bin ich,“ erwiderte er dann bescheiden, aber fest. „Ich will immer meine Pflicht thun, bald den Titel Professor verdienen und in fünfzehn oder zwanzig Jahren Direktor werden. Auch will ich nur ein braves, gebildetes Mädchen heiraten. Ideale also habe ich auch ... Aber eine Individualität, ich verstehe nicht recht ... Ich glaube, ich bin keine Individualität ...“

Ich sah ihn an, wie er so dasaß, die dürftige Gestalt vom Bratenrock umwallt, das hagere Gesichtchen ängstlich und selbstbewußt zugleich ... ‚Hm,‘ dachte ich, ‚da hat mein Matthias doch eigentlich nicht unrecht.‘

„Dann genügt's, daß du ein Idealist bist,“ sagte ich. „Ich will gar nicht davon sprechen, daß dein Vorhaben geradezu gegen die Religion geht. Ehen werden im Himmel geschlossen und nicht im Café Troidl. Aber es geht gegen die Ehre. Aus eines solchen Menschen Hand gegen drei Prozent von der Mitgift sein Lebensglück empfangen?!“

„Da übertreibst du,“ erwiderte er sanft. „Er verlangt nur zwei Prozent. Aber auch sonst übertreibst du. Das haben sehr ehrenfeste Männer gethan. Mein Kollege Müller, mein Kollege Waisnix, ich glaube auch Schuppner, obwohl seine Frau hübsch ist. Und ich wüßte auch gar nicht, wie ich's sonst anfangen sollte ...“

„Wie?!“ rief ich entrüstet. „Die Augen aufthun! Eine wählen! Sich rasend verlieben! Ihre Gegenliebe im Sturm erringen ...“

Er sah betrübt vor sich nieder. „Das ist leicht gesagt ... Eine wählen, sich verlieben, — so weit hab' ich's auch gebracht. Sogar rasend,“ fuhr er seufzend fort und strich seinen Cylinder glatt, „denn vor zwei Jahren habe ich ein Gedicht zu ihrem Geburtstag gemacht; sie war die Schwester eines meiner Schüler. Ein bescheidenes, geziemendes Gedicht — und was war die Folge? Sie hat mir ins Gesicht gelacht, und mein Schüler hat den Respekt vor mir verloren. Im Sturm also, wie damals, versuche ich es nie wieder. Und überhaupt nicht, auch ohne Sturm nicht. Ich kann mit jungen Damen nicht reden, ich bin zu ernst dazu. Auch zu ...“

„Furchtsam,“ ergänzte ich. „So fahre denn hin, du Idealist! Aber was soll ich bei der Geschichte? Du schriebst von einer ‚res incerta‘, aber nun bist du ganz entschlossen.“

„Im Prinzip allerdings,“ erwiderte er fest. „Ich habe wenig Verkehr in Familien, bin nicht sehr gewandt und muß im September aufs Land. Als Junggeselle in einer Kleinstadt hausen, ist bitter; man nimmt dann in der Verzweiflung die erste beste, auch wenn sie häßlich ist und kein Geld hat. Da ist es doch viel klüger, ich benutze hier die Gelegenheit. Roithner sagt, sie passe für mich. Da sehe ich sie mir eben an. Aber es ist halb sieben. In einer halben Stunde beginnt die Vorstellung!“

„So geh. Gute Verrichtung!“

„Du kommst mit!“ rief er flehend und faßte meine Hand. „Bei der alten Freundschaft beschwör' ich dich! Was sang' ich ohne dich an! Es ist ja im Grunde doch noch eine ‚res incerta‘ — und von welcher Wichtigkeit für mich! Ueber das Aeußere traue ich mir ja auch ein Urteil zu, aber nicht über die Toilette, das Benehmen, die Familie. Und dann — im Restaurant, was sang' ich unter den wildfremden Menschen an?!“

„Gut,“ sagt' ich. „Aber du versprichst mir: sieht sie nicht menschenähnlich aus, so erfparen wir uns die angenehme Bekanntschaft und gehen nicht zum ‚Strohlkopf‘, sondern in unser Stammbeisl.“

Das versprach er, strich sich vor dem Spiegel noch einmal das Haar glatt, und wir gingen.

Auf dem Wege erzählte er mir alles Nähere. „Eine gute, solide Beamtenfamilie, der Vater ist Polizeikommissär in Pension, stammt aus Prag ...“

„Und heißt Kratochwil,“ ergänzte ich.

„Du kennst ihn?!“

„Nein! Aber solche Menschen heißen Kratochwil. Hab' ich's getroffen?“

„Ja. Das Mädchen soll recht gebildet sein und sehr, sehr häuslich. Die Mutter stammt aus einer wohlhabenden Wiener Bürgerfamilie ... Sie haben außer der Tochter, Pauline — der Name ist doch hübsch, nicht wahr? — nur einen Sohn. Darum wollen sie ihr auch zwanzigtausend Gulden mitgeben.“

„Das ist auch hübsch,“ sagte ich. ‚Zu hübsch!‘ fügte ich in Gedanken bei, ‚die Geschichte hat einen Haken ...‘ Laut aber fragte ich: „Was wird denn heute im Burgtheater gegeben?“

„Ich habe gar nicht nachgesehen. Roithner sagte: ein passendes Stück.“

Es war „Romeo und Julia“.

Aus der Bank, in der wir unsre Plätze aufsuchten, grüßte uns bereits Roithners behagliches Gesicht.

Digitized by Google

„Liebenswürdig, daß Sie Wort halten!“ rief er mir herzlich entgegen und schüttelte mir die Hand. Und zu Matthias: „Famos! . . . Aber —“

Er schnupperte; es war ja nun allerdings eine merkwürdige Mischung: Rosenduft und Knaster.

Dann ließ er ihn in der Mitte Platz nehmen. „Bitte, zu meiner Rechten . . . sonst giebt's Verwechslungen!“

Die andern waren also schon im Theater, und wir wurden beobachtet. Auf Pursicht übte dies zunächst die Wirkung, daß er sich durchaus auf seinen Cylinder setzen wollte, und dann, als Roithner dies mit sanfter Gewalt verhütet hatte, mit geschlossenen Augen dasaß.

Ich ließ meinen Blick über die Logen schweifen. Da mußten sie sitzen, und ich dachte: ‚Kratochwils wirst du doch erkennen.‘ Richtig, da waren sie in der Loge rechts, wenige Schritte von unsern Sitzen.

Ein Kunststück war's nicht, sie herauszufinden. Der tschechische Polizeibeamte ist ein Typus; das stumpfe Amtsgesicht mit den breiten Backenknochen, den runden, von buschigen Brauen umschatteten Augen, dem kurzen, borstigen Schnurr- und Backenbart, der nach aufwärts gereckten Knollennase, dem plumpen Kinn, das in der hohen schwarzen Binde zwischen den Vatermördern verschwindet — man trifft's zwischen Elbe und Adria wirklich nicht bloß in den Witzblättern, sondern auf allen Wegen. Der eine ist dick, der andre dünn, der eine blond, der andre schwarz, der eine lustig, der andre trüb, aber sie gleichen sich doch wie Brüder, was vielleicht der Gesichtsausdruck bewirkt, der allen gemein ist, der Ausdruck einer gewissen feierlichen Borniertheit. So würdevoll freilich wie Herr Kratochwil nun auf seinem Logenplatz dasaß, in schwarzem Rock und weißer Weste, unter der sich ein Spitzbäuchlein mächtig wölbte, sehen selbst unter seinen Amtsgenossen nicht viele aus. Und auch diese nur in dem Augenblicke, wo ihnen ein recht armer Sünder vorgeführt wird — möglich, daß er diese Empfindung hatte, als er nun meinen armen Matthias anstarrte.

Das that auch die dicke Frau an seiner Seite, sie hielt sogar die Lorgnette vors Auge, aber sie gefiel mir doch weit besser, trotz des überbreiten Gesichts mit der niedrigen Stirn und dem in drei Etagen abfallenden Unterkinn, trotz des Juwelenladens auf dem Seidenkleid und den ringbedeckten, fetten Fingern. Es war etwas Gutes, Gemütliches in dem Gesicht — so sehen die Wiener Fleischerfrauen aus; ‚auch du bist,‘ dacht' ich, ‚sicherlich zwischen Würstchen und Karbonaden erblüht.‘

Aber im nächsten Augenblick wandelten sich meine Empfindungen für die Dicke. Enttäuscht, ja zornig ließ sie die Lorgnette fallen, fächelte sich dann mit dem Fächer heftig Kühlung zu, und der Blick, den sie Roithner zuwarf, war ein Dolchstoß: ‚Was? So an schiechen Traunichüdt für meine Paulin'?‘ ‚Gemach,‘ dachte ich, ‚wie sieht denn dein Fräulein Tochter aus?‘ Im Sitzen konnte ich zwischen den beiden nur eine blaue Schleife im schwarzen Haar erkennen, so erhob ich mich von meinem Eckplatz und sah hin . . .

Eine Sekunde genügte — oh! oh!

Und dann wandte ich mich zu Roithner und warf ihm einen Blick zu, der ihn hinschmettern mußte, wenn er nicht von Eisen war.

Er schien aber von Eisen, denn er lächelte nur. „Ein netter, kleiner Käfer — was? Gefällt Ihnen wohl selber?“

„Herrr,“ schnarrte ich, aber da hob sich der Vorhang. Das Gesinde der Montecchi und Capuletti häuselte und raufte sich, Romeo klagte dem Benvolio seine Liebesnot, die alte Gräfin bereitete Julia auf die Werbung des Paris vor, mir aber war schon beim ersten Akt der Tragödie zu Mute wie sonst erst beim fünften; Mitleid und Entsetzen erfüllten mein Herz. Mein ahnungsloser Freund aber kam im Halbdunkel langsam wieder zu sich, öffnete die Augen und blickte auf die Bühne, dann jedoch verstohlen auf die Logen hin und fragte endlich flüsternd: „Wo sind sie?“

„Matthias,“ erwiderte ich ebenso leise, „begehre nimmer und nimmer zu schauen . . .“

„Ist sie . . . schlecht gewachsen?“

„Wenn's nur das wäre! Aber sie ist überhaupt nicht gewachsen!“

Er fuhr zusammen. „Nicht ge—“

Aber da brachten uns die Nachbarn durch ein energisches „Pst!“ zum Schweigen. Romeo tauschte eben mit Julia seinen ersten Kuß.

Als der Vorhang gefallen war und das Haus sich erhellte, machte mein Matthias flugs die Augen wieder zu. Da aber faßte ich seine Hand.

„Blick hin, Matthias!“ Ich bezeichnete ihm die Loge. „Und das soll deine Strafe sein . . .“

Er blieb aber sitzen und blinzelte nur scheu nach rechts.

Herr Roithner musterte uns lächelnden Blickes.

„Ihr Freund hat recht,“ sagte er wohlwollend. „Dazu sind Sie ja hier. Auch kann sich die junge Dame wirklich sehen lassen . . .“

‚Allerdings,‘ dachte ich, ‚sogar gegen Eintrittsgeld.‘ Laut aber wiederholte ich nur: „Auf, Matthias!“

Es blieb vergeblich, er wurde nur immer röter und röter, wie wir so von rechts und links auf ihn einsprachen, bis der zweite Akt begann.

Erst das Dunkel machte ihn wieder mutiger. Während Romeo mit Julie im Garten kokte, reckte er den Hals und spähte nach der Loge.

Plötzlich seufzte er tief auf, wandte sich ab und folgte nun der Vorstellung.

Nachdem der gute Frater Lorenzo die Liebenden zusammengegeben hatte und der Vorhang gefallen war, drängte alles in die Korridore hinaus; nach dem zweiten Akt war die große Pause. Auch Kratochwils waren aus ihrer Loge verschwunden; mein Matthias hingegen schien sein Bedürfnis nach frischer Luft zu haben. Aber da faßte ich seine Hand und zog ihn sachte hinaus; wehren konnte er sich nicht, da Roithner von hinten nachdrängte. Diese Bundesgenossenschaft kam mir unerwartet; mir lag daran, daß Matthias die junge Dame schon jetzt aus der Nähe sehe, aber warum half mir Roithner?

Digitized by Google

Gleichviel, er half. Denn draußen übernahm er die Führung und lenkte uns so, daß wir dicht an Kratochwils vorbei mußten. Beide Häuflein kamen im Gänsemarsch gezogen: Roithner, „Großvater“ und ich, und uns entgegen Frau Kratochwil, Fräulein Pauline und endlich der Polizeikommissär. Es sah aus, als hätten ein mächtiger Dampfer und ein dräuendes Kriegsschiff eine winzige Schaluppe in die Mitte genommen. Während der breite Dampfer schnaubend vorbeizog, litt ich, daß Matthias die Lider geschlossen hielt, dann aber kniff ich ihn in den Arm, daß er sie weit aufriß und die Schaluppe sehen mußte, die mit gesenkten Wimpeln vorbeiglitt.

„Nun?“ sagte Roithner triumphierend. „Aber — später, Herr Professor, Sie sollen mir Ihr Entzücken später sagen.“

Und er eilte Kratochwils nach.

„Nun?“ fragte auch ich, als wir wieder allein waren, und zog Matthias in eine Ecke.

Er trocknete sich mit einem meiner drei Taschentücher den Schweiß von der Stirn.

„Ich . . . ich glaube, sie ist nicht groß . . .“

„Nur zu wahr!“ erwiderte ich. „Du erinnerst dich wohl noch an Amanda, die schöne Zwergin, die wir am letzten Sonntag im Wurstelprater gesehen haben?“

„O, die war viel kleiner!“

„Schön,“ sagte ich, „ein paar Millimeter sollen alte Freunde nicht trennen. Amanda war wirklich noch kleiner, aber dafür im Vergleich zu deiner Zukünftigen von einer wahrhaft berauschenden Ueppigkeit der Formen . . .“

Er seufzte tief auf. „Auch recht brünett ist sie.“

„Wieder nur zu richtig . . . Ich habe in meinem ganzen Leben nichts Schwärzlicheres gesehen . . .“

Die Klingel ertönte, wir kehrten auf unsre Plätze zurück. Roithner aber kam während des ganzen Akts nicht wieder; er blieb bei Kratochwils in der Loge. Freilich ward er nicht sichtbar, weil er im Hintergrunde oder im Korridor abwechselnd mit dem Kommissär oder dessen Frau verhandelte.

Eine ganze Weile saß sogar Paulinchen allein da. Sie starrte nach der Bühne, aber viel hörte sie wohl von dem unsterblichen Streit nicht, ob es die Nachtigall oder die Lerche gewesen. Und folgte sie der Handlung, wie mochte dies Hohelied der Liebe in diesem Augenblick auf sie wirken?! Sie wußte, was vorging; man sah es ihrer gedrückten Miene, der befangenen Haltung an. Und vielleicht war's nicht das erste, vielleicht das zehnte Mal in ihrem Leben, daß sie so in der Loge saß, während die Eltern und Roithner über ihr Schicksal verhandelten. Mich faßte plötzlich ein Mitleid mit dem armen Geschöpf, das ja schließlich nichts für sein Aeußeres konnte. Freilich, eine Augenweide war sie nicht. Zug um Zug glich sie dem Vater, nur daß sich bei ihr Brauen und Mundwinkel ebenso auffallend nach oben bogen wie bei ihm nach unten. Das gab dem kleinen, hageren Gesicht den Ausdruck ewigen lächelnden Staunens, der sich doppelt seltsam ausnahm, wenn sie, wie offenbar jetzt, recht betrübt war.

Auch meinem Matthias war nicht wohl zu Mute. Es geschah schwerlich aus Mitgefühl mit Juliens Los, wenn er während der Strafrede des alten Capulet gegen die Tochter immer wieder tief aufseufzte.

„So stöhne doch nicht so!“ flüsterte ich ihm endlich zu. „Natürlich gehen wir nicht zum „Alten Stroblkopf.“

„Nein!“ erwiderte er. „Aber es ist schade . . . Alles andre hätte so gut gepaßt!“

Knapp ehe der Vorhang fiel, kehrte Frau Kratochwil wieder auf ihren Platz zurück, hochrot im Gesicht und sichtlich nicht in angenehmster Stimmung. Dann flüsterte sie der Tochter etwas zu, worüber auch diese nicht eben glücklich schien. Endlich nahm auch der Herr Kommissär seinen Platz wieder ein, beantwortete einen vorwurfsvollen Blick seiner Gattin mit einem Achselzucken und sah dann starr vor sich nieder.

Was da vorging, war nicht allzu schwer zu erraten. Dieselbe Empfindung, die den guten Purschi beim Anblick des Mädchens ergriffen hatte, erfüllte offenbar auch Frau und Fräulein Kratochwil.

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag“

— das Dichterwort hatte sich erfüllt; sie wollten auch nicht zum „Alten Stroblkopf“. Aber da hatte Roithner mit Kratochwils Hilfe gesiegt — sie mußten hin.

Als Roithner sichtbar wurde, stand ihm der Aerger noch deutlich auf dem Gesicht zu lesen. Freilich verzog er es flugs ins Strahlende, als er wieder neben uns Platz nahm.

„Ich gratuliere,“ sagte er herzlich und faßte Matthias' Hand. „Ich sage Ihnen offen, ich habe mir von Ihrer Unterhaltung, Ihrem Charakter Eindruck versprochen, aber von Ihrem Aeußeren eigentlich —“ er räusperte sich — „eigentlich auch, aber weniger! Und nun schwärmen die Damen von Ihnen, wirklich — sie schwärmen. „Man sieht ihm gleich den geistvollen Gelehrten an,“ sagte Fräulein Pauline, und Frau Kratochwil meinte, Sie sähen so solid, so vertrauenerweckend aus. Nun, ich konnte den Damen ja zum Glück Aehnliches von Ihrem Enthusiasmus —“

„Das konnten Sie freilich,“ fiel ich ihm ins Wort. „Warum auch nicht? Es war ebenso wahr wie alles, was Sie uns von drüben erzählen.“

Herr Roithner lächelte. „Pardon! Doch nicht! Hier kann ich die volle Wahrheit sagen, drüben mußte ich ein wenig aufschneiden. Nur ein wenig! Denn die junge Dame gefällt Ihnen ja wirklich —“

„Hm!“ Matthias räusperte sich verlegen.

„Bitte, sprechen Sie nicht! Wozu auch! Ich weiß ohnehin alles!“

„Alles?“ fragte ich. „Auch daß mein Freund nicht zum „Alten Strobkopf“ kommt?“

Herrn Roithners Lächeln ward zum Lachen, zum herzlichen, harmlosen Lachen. „Gut! Sehr gut! Was die Herren von der Feder für Einfälle haben! Eine solche Mitgift, eine solche Familie, ein so gebildetes, häusliches Fräulein — da müßte der Herr Professor ja rein ver— Pardon! Ha! ha! ha! So lachen Sie doch auch, Herr Professor!“

Digitized by Google

Aber Matthias lachte nicht.

„Herr Roithner," begann er. „Nämlich — allerdings — bei näherer Ueberlegung —"

„Ah so?!" rief Roithner fröhlich. „Sie wünschen mich noch unter vier Augen zu sprechen? Bitte!" Der Vorhang zum vierten Akt hob sich eben. „Aus der Komödie machen wir uns ja beide nichts!"

Und flugs hatte er Matthias zur Bank hinausgedrängt und war mit ihm im Korridor verschwunden.

Erst kurz vor Beginn des letzten Aktes traten die beiden wieder ein. Ein Blick auf ihre Miene, und ich sah, daß Roithner gesiegt hatte, denn Matthias schlug die Augen nieder, und der Privatier nickte mir mit seinem liebenswürdigsten Lächeln zu. ‚Lächle nur,' dachte ich. ‚Wenn die dicke Frau da meinem Matthias den Standpunkt klar macht, nützen dir all deine Lügen nichts mehr.' In der That, wie sie nun mit puterrotem Gesicht dasaß und hinter dem Fächer auf den Gatten einsprach, sah sie ganz danach aus, als ob sie das gründlich könnte. Plötzlich erhellte sich ihr Gesicht, und sie winkte mit dem Fächer Roithner herbei. Sie hatte gesiegt!

Auch dem Privatier war dies anzusehen. Er wurde blaß und biß sich auf die Lippen. Schon während der Schlußworte des Prinzen erhob er sich. „Auf Wiedersehen! Ich komme nach!" Und er stürzte in die Loge.

Als ich mit Matthias auf dem Michaelerplatz vor dem Theater stand, begann ich:

„Nun, Großvater?"

„Zum — zum ‚Alten Stroblkopf' . . ." sagte er stotternd.

„Dann brichst du aber dein Wort!"

„Doch nicht!" verteidigte er sich zaghaft und betrübt. „Du sagtest — hm! — ‚menschenähnlich', sagtest du . . . Und das wirst du doch — hm! — gelten lassen . . ."

Ich mußte laut auflachen. Dann aber redete ich ihm ernst ab, wenn auch jetzt nur noch deshalb, um ihm die Demütigung des vergeblichen Harrens zu ersparen.

Es nützte nichts. Er wurde nur ungehalten. „Wenn du wüßtest," sagte er, „wer sich um sie bewirbt. Zwei Advokaten, ein Privatdozent der Medizin . . ."

„Wenn er Anatom ist, so mag's wahr sein . . . Aber im Ernst, glaubst du Roithner alles?"

„Dann müßte er ja lügen wie ein —" Er suchte nach dem passendsten Vergleich.

„Wie ein Vermittler," sagte ich.

„Aber es ist doch nicht alles Lüge. Die gute Familie — Kratochwil hat den Franz Josephs-Orden — und die Bildung — und so weiter . . . Auch hat Roithner recht, sie hat auch äußere Vorzüge, hübsche Augen, sehr reiches Haar —"

„Das ist wahr," sagte ich. „Um ihr Schnurrbärtchen hätte ich sie noch als Fuchs sehr beneidet." Und den Ton hielt ich fest, obwohl er ihn verdroß. ‚Er wird's mir danken,' dachte ich, ‚wenn erst Mitternacht ist und wir noch immer allein dasitzen.'

Es schien so zu kommen. Wir hatten im Restaurant auf Purschts Wunsch an einem großen Tisch im letzten Zimmer Platz genommen, wo es wenig Gäste gab, unser Abendessen war verzehrt; es ging auf elf, und niemand kam.

Immer unruhiger rückte Matthias hin und her. „Es wird doch kein Mißverständnis sein!" murmelte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wärest du denn wirklich unglücklich," fragte ich, „wenn sie nicht kämen?"

„Nein," gestand er. „Eigentlich im Gegenteil — im Gegenteil . . . Von allem andern abgesehen — mir ist so bang davor . . . Aber der Aufschub nützt ja nichts . . . Dann muß es eben nächsten Sonntag —"

Da zuckte er zusammen, und die kleinen Augen wurden starr.

Ich wandte mich um. Roithner hatte den Kopf ins Zimmer gesteckt und blieb wie vor Staunen gebannt stehen, als er uns erblickte.

„Was Teufel!" rief er. „Da sitzen Sie? Und wir im Extrazimmer! Seit einer Stunde! Aber ich sagte Ihnen doch, lieber Herr Professor: Ex—trazim—mer!" Er betonte jede Silbe.

„Pardon," erwiderte Matthias fest. „Im letzten Zimmer geradeaus, sagten Sie!"

„Sie irren!"

Da zog mein ehrlicher Matthias sein Notizbuch hervor. „Wichtige Dinge pflege ich mir immer aufzuschreiben. Sehen Sie her: das habe ich mir gestern nach Ihrem Diktat notiert!"

„Wirklich?!" rief Roithner und schlug sich dann auf die Stirn. „Aber bitte, meine Herren, kommen Sie nun, kommen Sie — die Herrschaften sind schon ganz mißvergnügt vor Ungeduld . . ."

Das schien allerdings der Fall. Als wir in das Extrazimmer traten, erwiderte nur Kratochwil unsern Gruß, würdevoll und gemessen, jeder Zoll ein Kaiserlich Königlicher Polizeikommissär, aber es war doch ein sichtbares Neigen des Hauptes. Für die Dicke zu seiner Rechten, das Töchterchen zu seiner Linken waren wir Luft. Purscht bemerkte es freilich nicht; er war als der letzte in das kleine Zimmer gestolpert, in dem die drei als einzige Gäste saßen, und stand nun dunkelrot und schwer atmend da, das mitgebrachte halbgeleerte Bierglas fest an die Brust gepreßt.

„Die Herrschaften gestatten," rief Roithner und stellte uns vor. „Wie der Zufall spielt! Da treffe ich meine jungen Freunde hier wieder, die Herren waren nämlich auch im Burgtheater! Und da habe ich sie gleich mitgebracht. Bitte, nehmen Sie Platz!"

Ich setzte mich auf seinen Wink neben die Dicke, er selbst nahm seinen Platz Kratochwil gegenüber ein, so blieb für Großvater nur der Stuhl neben dem Fräulein.

„Bitte, Herr Professor!"

Aber es währte lange, bis Matthias endlich dasaß. Dem armen Kerl schwamm es offenbar vor den Augen, denn er setzte sein Bierglas auf ein Salzfaß, daß es überschlug und die braune Flut auf sein Beinkleid floß.

„Thut nix!" rief Roithner fröhlich. „Das

Digitized by Google

bedeutet Kindstauf' — Hochzeit!" verbesserte er sich hastig. Und er reichte dem Aermsten seine Serviette.

Frau Kratochwil war bisher schweigend, wenn auch nicht geräuschlos dagesessen, denn sie atmete recht hörbar. Nun aber that sie den Mund auf:

„Meinen S', Herr von Roithner? . . . Manchmal bedeutet's auch nur Ungeschicklichkeit!"

„Allerdings," stimmte der Privatier liebenswürdig zu. „Aber — was wollt' ich nur sagen? Richtig, wir sprachen vorhin über das Stück . . . Wie hat's denn Ihnen gefallen, Herr Professor?"

Matthias hatte noch mit seinem Beinkleid zu thun, war aber wohl auch sonst nicht in der Verfassung, seine Ansichten über „Romeo und Julia" eingehend darzulegen. Er fuhr bei Roithners Frage zusammen, schnappte nach Luft und sagte dann stockend: „Es ist . . . eine Tragödie . . . von Shakespeare . . ."

„Was Sie nöt sagen?!" rief die Dicke. „Und wir haben gedacht: es is eine Posse von Nestroy."

Da fühlte ich mich verpflichtet, einzugreifen.

„Das war dann ein Irrtum, meine Gnädige," erwiderte ich. „Es ist wirklich eine Tragödie von Shakespeare . . . Und kein gebildeter Mensch wird auf Herrn Roithners Frage eine andre Antwort geben als die ironische meines Freundes . . . Denn Gebildete unterhalten sich nicht darüber, ob ‚Romeo und Julia' ein gutes Stück ist . . . Meinen Sie nicht auch, mein Fräulein?"

Pauline wurde rot.

„Ja . . . Ein großer Dichter!" Sie hatte ein Quietstimmchen, dessen Dünne zu allem andern an ihr paßte.

„Die kennt sich aus!" sagte Frau Kratochwil voll mütterlichen Stolzes. „Sie kann ja aber auch diesen Schöckbier auf französisch lesen . . ."

„Englisch, Mama!"

„Aber doch auf französisch auch? Warst ja fünf Jahr bei die Sakreför (Filles du sacré coeur, ein klösterliches Erziehungsinstitut in Wien) . . . Und mit 'n Schöckbier hat sie's besonders. Vor zwei Monat' hab'n mir die schreckliche G'schicht' von ihm anhören müssen — wie heißt's nur — wo der Baumeister als Bauer so rabiat wird —"

„Der Richter von Zalamea," half ich höflich ein. Jetzt gefiel mir die Frau ganz gut.

„Ja — na, und jetzt hat sie wieder gepennt und gepennt. ‚Romeo und Julia' — sie muß, sie muß! Der Kraftel soll so gut sein und die Bognar — und überhaupt so a Stück hat selbst der Schöckbier nöt mehr g'schrieben, sagt sie, er hat's als junger Mensch g'schrieben, sagt sie, es is voller — was hast du gesagt, daß es voller is —?"

„Voll Lyrik, Mama," sagte Pauline.

„Richtig! . . . Und jetzt grad hast ja noch was g'sagt. Wirklich was Hübsches . . . Sag's doch, Madel, genier dich nöt . . ."

„Aber, Mama!"

„Ich schaff' dir's aber!" rief Frau Kratochwil energisch. „Geh, Mann," wandte sie sich an den Gatten, „schaff du's ihr . . . Na, wird's?!"

„Ich meinte," quiette Fräulein Pauline mit niedergeschlagenen Augen — „aber ich traue mich wirklich nicht — es ist mir ja nur so durch den Kopf gegangen — ich meinte: ‚Romeo und Julia' ist das glühendste, süßeste und leidenschaftlichste von Shakespeares Werken . . ."

„Na, was sagt man dazu?" rief Frau Kratochwil und legte mir die Hand auf den Arm. „Wie kommt sie nur auf so was? Woher hat sie das? Können S' mir sagen, woher?"

Wie gesagt, die dicke Frau gefiel mir nun sehr, und weil ich ihre Frage zufällig wirklich beantworten konnte, so hielt ich mich verpflichtet, dies zu thun.

„Das hat Ihr Fräulein Tochter," erwiderte ich also, „aus Meyers Konversationslexikon."

Undank ist der Welt Lohn. Frau Kratochwil wandte sich zornig ab, und Fräulein Pauline war gleichfalls ungehalten.

„Na, jetzt haben wir aber genug vom ‚Hecheren' (Höheren) geredet!" rief Herr Roithner in dies Schweigen hinein. „Darf ich Ihnen was Lustig's erzählen? Mein Barbier hat jetzt den persischen Sonnen- und Löwenorden gekriegt! Und wissen S', warum?!"

Herr Kratochwil war bisher schweigend und würdevoll dagesessen, nun aber nahm er eine geradezu imponierende Haltung an.

„Ich muß ich ferrr bitten," sagte er in seinem harten Tschechisch-Deutsch. „Solche Geschichten passen für Damakraten, nicht hirr. Hirr sitzen zwei gaiseliche Staatsbiamte, ich und der Herr Professor. Ueber Orden macht man kaine Witz', isse zu haitige Gegenstand . . ."

„Ganz richtig . . . Aber ein persischer . . ."

„Isse sich gleich! Orden isse Orden, Majestät hat gegeben. Und ich hab' ich selbst Sonnen- und Lebenorden, sehrr scheene Orden. So isse heutige Zeit! Ueber Orden macht man Witz', über Staat, sogar über Pulizei! Und was isse Welt ohne Pulizei! — ich bitt' ich Ihne, was? Das hamme hait auf Theater gesehen! Was war in Verona ganze Unglück?! Keine Pulizei!"

„O, wie wahr!" rief ich begeistert. Auch mein Matthias benutzte die Gelegenheit, endlich einen Laut von sich zu geben. „So ist es!" sagte er etwas unsicher, aber doch ganz vernehmlich.

„Natürlich!" fuhr Herr Kratochwil geschmeichelt fort. „Muß ja Kind einsehen. Da raufens sich die Bebiente von die Grafen immer zu — wu is Pulizei?! Da laufens Romeo und Freunde vermasiert auf Gassen herum, schleichens sich in fremde Haus — wu is Pulizei? Da klettert Romeo über Mauer — Pulizei sieht nix, hört nix! Romeo hat Schwert, Tybalt hat Schwert, Julia hat Dolich — isse das eine Ordnung? . . ."

„Und von einem Waffenpaß," fügte ich bei, „ist sogar nirgendwo auch nur die Rede! Kein Mensch denkt daran, und geschieht dann ein Totschlag, so wird der Schuldige verbannt, statt daß ihn die Polizei einsperrt."

„Sie scheinen S' vernünftige Mann," sagte der Polizeikommissär außer Dienst wohlwollend. „Aber was war in Verona allergrößte Malhör?! Ungenügende Ueberwachung des Medikamentenhandels! ‚Meine Herren,' hat mein seliger Chef, der Hofrat

Digitized by Google

Pawlitschek, immer g'sagt, ‚ich bitt' ich Sie, schaun S' den Drogisten auf die Finger und den Apothekern.' Dasse hamme auch gethan. Aber dort? Lorenzo giebt Schlaftrunk, Apotheker verkauft Gift! Isse Skandal!"

„Wie wahr!" jauchzte ich wieder. „Und wie neu! — Das hat ja noch kein Mensch vor Ihnen herausgefunden!"

Herrn Kratochwils dramaturgische Lorbeeren ließen seine Gattin nicht ruhen.

„Daran is ja was!" sagte sie. „Aber ich hab' mir immer gedacht: das größte Unglück is doch der schlechte Dienstbot' im Haus! Nein, diese Amme! Wie die red't, und was die thut! Statt zu der Gräfin zu gehen und ihr zu sagen: ‚Geben S' acht auf das Fräuln!' läuft sie hin und kuppelt. So a nixnutzige alte Gredl! — No ja, mit schlechte Dienstboten kann man was erleben, das sag' ich immer. Und —"

Fräulein Pauline war schon seit einigen Minuten unruhig hin und her gerückt. „Mama!" sagte sie nun sehr bestimmt, „es geht auf zwölf!"

Die Familie erhob sich und rief nach dem Zahlkellner. Während der Herr Kommissär die Zeche berichtigte, trat Roithner auf die Dicke zu.

Aber sie wies ihn kurz ab. „Sie gehn ja mit," erwiderte sie, „da können wir uns aussprechen."

‚Gottlob,' dachte ich, ‚eingeladen werden wir also nicht!'

Und so war es auch. Noch mehr, nur der Herr Kommissär versicherte uns, es sei ihm „ein Vergnügen" gewesen.

Stumm blieben Matthias und ich noch eine Weile sitzen, tranken unsre Gläser leer und wandelten dann ebenso schweigsam ins Café Troidl. Auch da wollte sich lange kein Gespräch finden. Endlich fragte er: „Wie — hm! — wie erklärst du dir das?"

„Daß sie uns nicht eingeladen haben?" Ich dachte nach. Nein, ich wollte es ihm nicht sagen, er war ja ohnehin verschüchtert genug.

„Das ist ja ganz gleichgiltig!" sagte ich dann. „Die Hauptsache ist doch, wie du denkst! Würdest du sie nehmen — ja oder nein?"

Er blickte lange schweigend vor sich nieder.

„Nein!" sagte er dann. „Ich weiß, ich bin auch kein Adonis . . . Aber die . . . Nein! Und wenn sie eine Million hätte, nein!"

Und mit einer Entschiedenheit, die ich wahrlich nicht an ihm gewohnt war, hieb er auf das Marmortischchen, daß Tassen und Gläser aneinanderklirrten.

Als ich am nächsten Morgen an demselben Tischchen frühstückte, war der fleißige Privatier bereits im Lokal. Er erledigte einige ausgiebige Unterredungen mit jungen Advokaturskandidaten, ehe sie ihre Kanzleien aufsuchten, und setzte sich dann zu mir.

„Nach der Arbeit das Vergnügen," sagte er sehr liebenswürdig. „Hoffentlich sind auch Sie nun mit meinem Versuch ausgesöhnt. Denn erstens danken Sie ihm viel Spaß und zweitens ist er ja gescheitert, was Sie auch nicht kränkt!"

„Nein!" erwiderte ich. „Also Sie geben's auf? Es ist ja auch nichts zu machen. Beide wollen eben nicht. Und eine Ehe ohne Neigung ist ja gegen Ihr Prinzip!"

„Ganz richtig! Aber es ist schade . . . Ein großer Verlust . . ."

„Vierhundert Gulden von Purscht — und was hätte Ihnen der Kommissär gegeben?"

„Ebenso viel. Achthundert Gulden — viel Geld! Gewiß, auch darum thut's mir leid. Mein Gott, man ist Familienvater . . ." Er seufzte tief auf. „Auch hätten ja beide vortrefflich zu einander gepaßt!"

„Na! na!" sagte ich, „nach beiden Richtungen werden Sie Ersatz wissen!"

„Hm!" Er schüttelte den Kopf. „Mit ihr versuch' ich's noch — aber mit Purscht ist nichts zu machen! Ja, wenn er wenig Geld wollte, aber er will viel Geld! . . . Offen gesagt, ich habe ihn nur für Kratochwils herangezogen, und da dies nicht ging — Schwamm drüber!"

Er seufzte nochmals tief auf und empfahl sich.

Als ich meinen Freunden Max und Albin am Nachmittag meine Sonntagsfreuden schilderte, wäre fast ein Buch daraus entstanden. Wir beschlossen, eine Dramaturgie vom Standpunkt der Polizei zu schreiben, aber dann lockte uns wieder die Dienstbotenfrage in der tragischen Dichtung. Und so wurde schließlich nichts daraus, weil für jeden der beiden Pläne der Stoff zu reichlich floß.

Mit einiger Spannung sahen wir Purschts Erscheinen am nächsten Mittwoch entgegen. Aber er blieb aus und ließ sich auch in nächster Zeit nicht blicken. Und als nun vierzehn Tage seit jenem Theaterabend verstrichen waren, da dacht' ich: ‚Der arme Kerl würgt an seiner Blamage und vermeidet dich darum. Das darf nicht sein!' Ich beschloß, ihn am nächsten Sonntagmorgen in seiner Wohnung aufzusuchen.

Da brachte am selben Morgen die erste Post einen Brief von ihm. Ohne sonderliche Neugierde entfaltete ich das Blatt und — prallte zurück. Denn der Brief lautete kurz und bündig:

„Lieber Freund!

Ich habe mich gestern abend mit Fräulein Pauline Kratochwil verlobt. Sie und ihre Eltern bitten Dich, heute nachmittag drei Uhr bei ihnen zu speisen. Rasumofskygasse 5, 1. Stock links. Sonst nur Familie, aber Du bist ja mein ältester Freund.

Dein

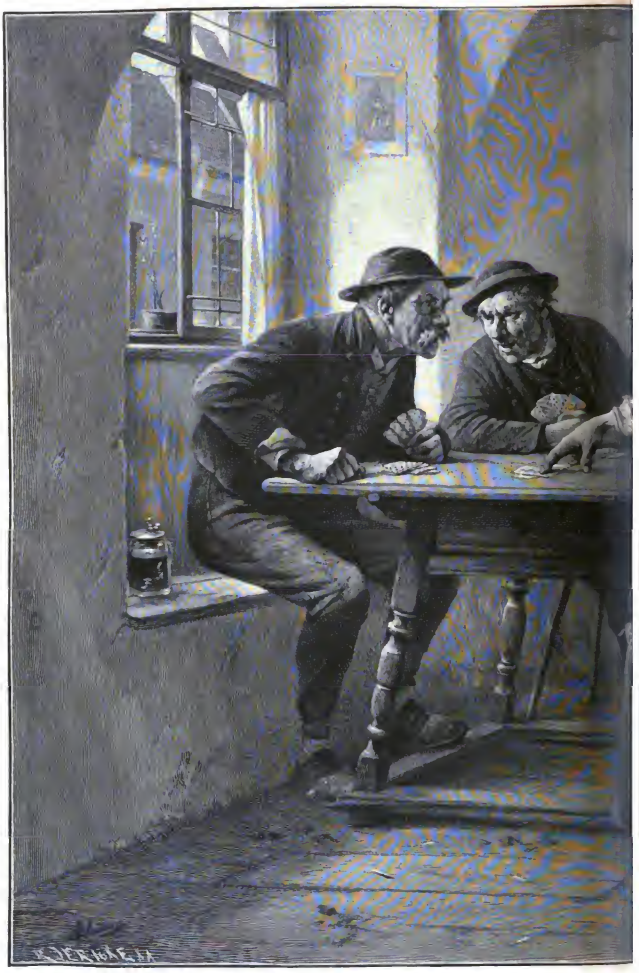
Matthias.

Ich bin sehr zufrieden. Wenn das meine Eltern erlebt hätten!"

Ich las zum zweiten, zum dritten Male, aber von den steifen, verschnörkelten Buchstaben rückte keiner von seinem Platze. Es war wirklich so, ‚Großvater' hatte sich mit Fräulein Kratochwil verlobt, und ‚Großvater' war sehr zufrieden. Er war's, sonst hätte er's nicht geschrieben.

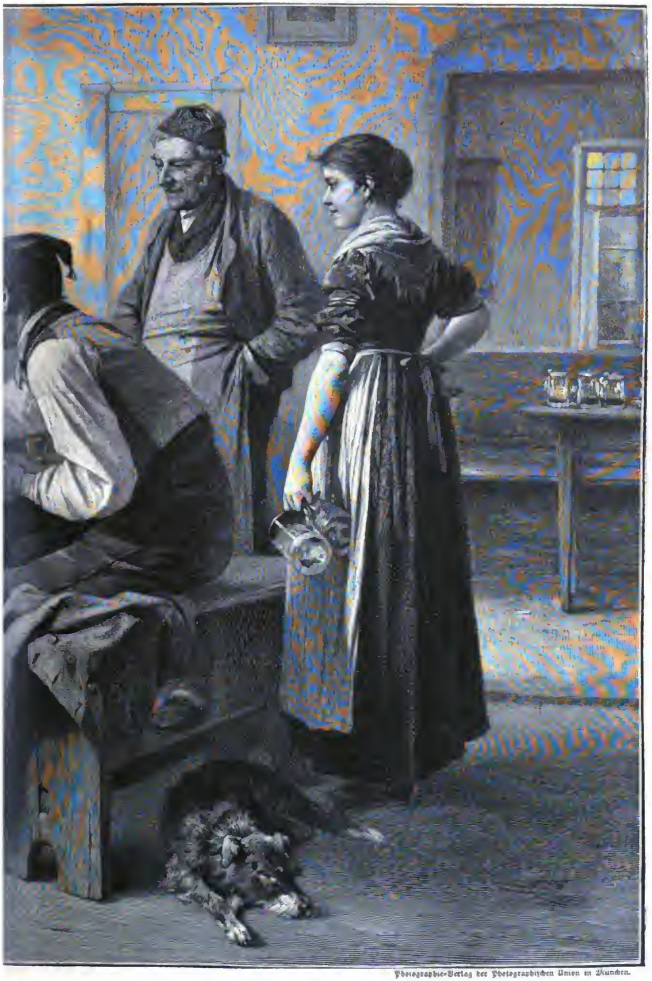
In einem seltsamen Zwiespalt der Empfindungen ging ich ins Café. Auf dem Wege dahin kam mir's erst zum Bewußtsein, wie geflissentlich mich Roithner in den beiden letzten Wochen vermieden hatte. Jetzt aber trat er, kaum daß ich Platz genommen hatte, freudestrahlend auf mich zu.

Digitized by Google



Falsch gespielt! Nach

Digitized by Google



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

1 Gemälde von A. Lüben.

Digitized by Google

„Ich gratuliere," sagte ich. „Achthundert Gulden ... Ist aber auch dem armen Matthias zu gratulieren?!"

„Und ob! Die beiden sind ja wie füreinander geschaffen!"

„Aber wie in aller Welt ist es Ihnen schließlich doch gelungen? Sie hatten's ja schon aufgegeben!"

„Bewahre! Etwas aufgeben, was so vernünftig, so in jeder Beziehung passend war?! Da kennen Sie den Roithner schlecht! Ich sagte das Ihnen, weil ich —" Er lachte. „Nun ja! Unbequem ist ja in derlei Sachen jeder Unbeteiligte, und nun gar einer, der — verzeihen Sie — die Dinge nicht so sieht, wie sie sind ... Was stand denn zwischen den beiden? Sie fanden ihr Aeußeres gegenseitig nicht bezaubernd, und weil sie darin beide nicht unrecht hatten, so sprach eben dies für die Sache!"

„So?! ... Aber die ‚Neigung'?!"

„Eben darum! Wäre Aussicht auf Neigung vorhanden, wenn ich Fräulein Kratochwil einen Adonis zugeführt hätte und Herrn Pursch eine Venus?! So ist sie vorhanden! Noch mehr, schon jetzt gefallen sie einander recht gut. Sie werden ja sehen!"

Natürlich fuhr ich sofort zu Matthias, um ihm Glück zu wünschen. Er war noch zu Hause und vollendete eben seine Toilette, indem er eine weiße Krawatte von unerhörten Dimensionen umlegte. Bei meinem Anblick wurde er ein wenig verlegen, schüttelte mir dann aber freudestrahlend die Hand.

„Du — du warst wohl etwas erstaunt?" fragte er dann. „Denn heut vor vierzehn Tagen war ich zuletzt ja noch unentschieden ..."

„Ja — a!" sagte ich langgedehnt und nicht wenig verblüfft. Mein Matthias sagte sonst immer die Wahrheit.

Aber er log auch diesmal nicht bewußt. „Das heißt," sagte er, „im Innern war ich unentschieden. Dir sagte ich wohl in meinem Aerger noch ganz andres. Denn ich ärgerte mich wirklich, als sie gingen, ohne uns zu einem Besuch aufzufordern. Das sah ja wie eine Ablehnung aus, war's aber wahrhaftig nicht. Roithner klärte mich schon am nächsten Tage auf. Der Grund — aber das darfst du nicht übelnehmen —"

„War ich!" ergänzte ich. „Aber darf ich dann heute —"

„Wie du nur so reden kannst! Meine liebe Paulitschka — mein Schwiegervater, der Herr Kommissär, nennt sie so, und ich will mir's auch angewöhnen, weil ich den Namen so herzig finde —, meine Braut also sagte mir gestern: ‚Dein Freund ist unser Freund! Und,' sagte sie, ‚jemand muß doch den Toast auf meine Eltern sprechen.' Du siehst, du bist herzlich willkommen ... Du wirst doch sprechen?"

„Unter einer Bedingung," sagte ich. „Du erzählst mir haarklein, wie sich eure Herzen gefunden haben!"

„Gern; aber du wirst enttäuscht sein, denn es ist alles so verständig und ordentlich zugegangen. Am Montag also lud mich Roithner ein, des Abends mit ihm ins dritte Kaffeehaus im Prater zu gehen. Kratochwils waren da, ich unterhielt mich fast nur mit dem Herrn Kommissär, er war sehr liebenswürdig und fragte mich nach meinen verstorbenen Eltern, meinem Beruf, meinen Aussichten für die Zukunft. Meine Braut that, als interessiere sie dies nicht, und Frau Kratochwil meinte sogar, sie sei nur auf Befehl ihres Mannes in den Prater gegangen, auch lud mich der Herr Kommissär diesmal noch nicht ein, aber Roithner klärte mich dann auf: die Damen wollten mir eben nicht zeigen, daß ich Eindruck gemacht hatte. Auch mußt du bedenken, daß Frau Kratochwil eine geborene Weißkappel ist. Ich weiß nicht, ob dir klar ist, was das bedeutet ..."

„Gewiß! Erste Wiener Fleischhackeraristokratie!"

„Ja. Die Einladung aber hatte der alte Herr vergessen ..."

„Und deine Braut gefiel dir nun?"

„Nein, damals noch nicht ... Erst so allmählich ... Es ist ein Gesicht, das sehr gewinnt, wenn man es öfter sieht ... Paulitschka meint, ich hätte auch ein solches Gesicht ... Nun, am Dienstag waren Roithner und ich im Cirkus Renz und Kratochwils auch. Da wurde ich eingeladen, machte auch schon am nächsten Tage meinen Antrittsbesuch, und von da ab sahen wir uns fast täglich ..."

„Und nun sprachst du natürlich auch mit den Damen?!"

„Ja, das heißt mit Frau Kratochwil; Paulitschka war sehr schweigsam, und du weißt, ich bin leider nicht sehr gewandt. Aber schon am vorigen Sonntag wagte ich eine Anspielung — und mit Erfolg, ja wirklich! Wir sprachen über Familiennamen, und der Herr Kommissär meinte: ‚Kratochwil ist häufig, aber Kratochwil ist schön.' Und darauf ich zu ihr gewendet: ‚Pursch ist selten, aber leider nicht schön!' — Weiß Gott, woher ich den Mut dazu nahm, aber ich sagte es. — Und darauf sie: ‚Ja!' und wurde rot und ging aus dem Zimmer.

„Das war alles?" fragte ich.

„Aber, mein Gott, was noch?! Bin ich ein Romeo und sie eine Julia?! Nun, und so sprachen wir auch in den nächsten Tagen über verschiedenes, und gestern morgen ging ich auf Roithners Rat hin und hielt um sie an ..."

„Wie nahm sie dein Geständnis auf?"

Er räusperte sich. „Offen gesagt, ich habe ihr eigentlich nichts gestanden. Ich kam um zwölf hin, und da war sie zufällig allein im Salon. Als ich eintrat, wurde sie, soviel ich sehen konnte, sehr verlegen und fragte dann: ‚Warum im Frack, Herr Professor?' Darauf wollte ich etwas sagen, konnte aber nicht, und wie wir so dastanden, traten ihre Eltern ein und segneten uns ..."

„Und du bist zufrieden?"

„Ja!" sagte er. „Denn es ist eine für mich durchaus passende Partie. In fast allen Beziehungen sind meine Wünsche erfüllt, in einer sogar übertroffen ..."

Damit schieden wir; er ging in die Rasumofskygasse und ich heim, mich umzukleiden. Allzugern that ich's nicht; in der Komödie mitzuspielen, machte mir geringes Vergnügen. Denn es schien mir auch jetzt eine recht, recht traurige Komödie ... Ich mußte

Digitized by Google

immer — kaum wußte ich selbst warum — an meinen alten Lehrer Wenzel Purschl denken, und wie ich zuletzt sein Antlitz verklärt im Sarge gesehen. ‚Was deine Züge leuchten gemacht, armer alter Schulmeister,‘ dachte ich, ‚war der Gedanke an das Glück deines Sohnes, aber du hast dabei an ein andres Glück gedacht, als ihm nun wird, das stille, echte Glück, das uns nur dann zufällt, wenn wir allzeit redlich thun, was unser Herz uns gebietet. Wer weiß, ob es gar so zu bedauern ist, daß du die Verlobung deines Matthias nicht erlebt hast. In fast allen Beziehungen sind seine Wünsche erfüllt und in einer sogar übertroffen — aber du, armer alter Schulmeister, wärest darüber vielleicht doch nicht entzückt gewesen . . .‘

Als ich um drei Uhr vor dem Hause der Rasumofskygasse aus dem Wagen stieg, empfingen mich freundliche Zurufe einer ebenso stattlichen als erlesenen Festgesellschaft, die sich vor dem Hausthor versammelt hatte. „Der is noch nöt recht ausg'füttert!“ riefen die einen. „San S' auch a Fleischhacker?“ fragten die andern. „Aber na, er hat ja Glasaugen (Brille), der is nur a Lehrer!“ riefen die dritten. Es war die liebenswürdige Jugend der Gasse, die ihrer Teilnahme an dem Kratochwilschen Feste Ausdruck gab.

„Nur a Lehrer,“ schien auch der Lohndiener im Vorzimmer zu denken, denn er musterte mich fast mitleidigen Blickes. Dieser Blick und die Zurufe des freiwilligen Empfangskomitees wurden mir verständlich, als ich den Salon betrat. Verblüfft, verschüchtert blieb ich an der Thür stehen. Alle Wetter, eine so wohlgenährte Gesellschaft hatte ich noch nie beisammen gesehen. Etwa zwanzig ältere Damen und Herren, von denen keiner unter drei Zentnern wog, daneben einige junge Herrschaften beiderlei Geschlechts, die eine mindestens ebenso gedeihliche Entwicklung für die Zukunft verbürgten. Kein Wunder, daß der Raum eng war und ich nicht hätte vorwärts kommen können, selbst wenn ich nicht durch die Ehrfurcht vor solchen Massen von Frauenschönheit und Manneswürde an der Thür festgebannt geblieben wäre.

Da gewahrte mich ein etwa sechzehnjähriger Jüngling, der gleichfalls wie ein überfütterter junger Bacchus aussah, und drängte sich zu mir durch. „San Sö der Herr,“ fragte er, „der die Red' halten soll? Der Freund von mein' Schwagern?“ Also der Sohn des Hauses. „Schieben S' nur mir nach!“ Und er geleitete mich zu Herrn und Frau Kratochwil. „Muatta, der Schurnalist!“

Sie empfingen mich herablassend, aber nicht ohne Wohlwollen.

„Ja, ja!“ erwiderte der Herr Kommissär mit liebenswürdigem Humor auf meinen Glückwunsch. „Das hätte mir bei ‚Alte Strohlopf‘ nicht gedacht. Aber solche Malhör is bald g'schehn. Denn warum? Wo Zucker is, seins auch gleich Fliegen da. Kummte da fremde Mensch, nimmte mir meine Paulitschka weg!“

Frau Kratochwil aber sagte:

„Zu gratulieren is eigentlich mehr Ihnerem Freund als wie uns! Aber wann sich a Madel verliebt, was will man machen?! . . . Was lachst, du Mistbub?“ fuhr sie den Sohn an.

„Verliebt?!“ grinste der angenehme Jüngling. „Was hab'n der Vatter und der Roithner in sie hineing'redt, bis sie —“

„Halt 's Maul!“ rief sie heftig, „sonst —“

Sie erhob die beringte Hand.

„So a freche Lug'! Wissen S', die andern kennen unsern Schurschl schon, aber Ihnen muß ich's sagen: halt a kecker Schnabel! . . . Sonst kein übles Bürschl, aber halt —“

„Natürlich . . . Der junge Herr ist noch auf dem Gymnasium?“

„Nein! An Kopf fehlt's nöt, aber er hat halt nöt g'wollt. Jetzt is er bei mein'n Bruder Weißkappel in der Lehr' . . .“

„O,“ sagte ich, „das ist ein sehr nahrhafter Beruf . . . Aber wo ist das Brautpaar?“

Sie blickte sich um. „Richtig! Da sind s' wieder ausg'rückt und schmatzen sich irgendwo ab . . . Wahrscheinlich da . . .“

Sie deutete auf das Nebenzimmer und schob mich, als ich zögernd stehen blieb, mit kräftigem Ruck in die Richtung. „Stören Sie sie nur! . . . Und essen gehn mir noch lang nöt! Mir erwarten noch die Herren Kollegen von meinem Mann, den Herrn Hofrat Nawratil und den Herrn Oberkommissär Pritschkowski . . .“

„O!“ murmelte ich ehrfürchtig und trat dann in das nächste Zimmer.

Es war aber nicht ganz so, wie sie vermutet hatte, das junge Paar hielt nur Blick in Blick versenkt, saß aber auf fünf Schritte Distanz voneinander.

Gleichwohl schnellten beide bei meinem Eintritt errötend auf. Er blieb auch verlegen, während sie mich unbefangen begrüßte. So glückte es denn auch, ein gleichgültiges Gespräch in Gang zu bringen.

Da riß Frau Kratochwil die Thür auf. „Kinder!“ rief sie befehlend.

Die beiden Würdenträger waren eingetroffen, und das junge Paar wurde ihnen vorgestellt. Herr Nawratil war klein und grau, Herr Poitschkowski war groß und blond, trotzdem sahen beide Herren Kratochwil ähnlich.

Unmittelbar darauf ergriff die Hausfrau den Arm des Hofrats, auch die andern Paare formierten sich.

Auf mich trat eine schlanke, nicht mehr ganz junge Dame mit klugem, angenehmem Gesicht zu.

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle,“ sagte sie lächelnd. „Marie Kratochwil, städtische Lehrerin. Ich bin eine Cousine der Braut, ich weiß zufällig, daß Sie mein Tischherr sind.“

Die Tafel war überreich mit schwerem Silbergerät geschmückt. „Der Hausschatz der Weißkappels,“ sagte meine Nachbarin. In derselben Tonart nannte sie mir auf meine Bitte — ich war ja niemand vorgestellt worden — die Gäste: „Fünf Weißkappel mit Gemahlinnen, neun junge Weißkappel, ferner vier geborene Weißkappel mit ihren Gatten. Aber Schriftsteller sind immer auf Studien aus — wünschen Sie auch Vornamen und Adressen?“

Digitized by Google

Ich dankte. „Von Ihrer Familie —?“ sagte ich dann zögernd.

„Bin nur ich geladen,“ erwiderte sie lächelnd. „Meine Eltern nicht. Mein Vater, der Bruder des Hausherrn, ist Schustermeister in der Alservorstadt, meine Mutter war Köchin. So etwas darf man einer Runde von Weißkappels nicht bieten!“

„Aber sie haben ja sonst gleichfalls mit Fellen zu thun,“ wandte ich ein, „und mit —“

„Mit Köchinnen auch,“ ergänzte sie lachend. „Aber eben darum . . .“

Dann wurde sie ernst. „Sie wundern sich wohl, warum dann ich gekommen bin? Es fiel mir nicht leicht, aber Pauline bat mich darum, und ich bin nicht bloß ihre Cousine, sondern auch ihre beste Freundin. Derlei muß man eben thun, wenn es gewünscht wird . . . Sie sind ja in gleicher Lage . . .“

„Ich?!“ rief ich verlegen und wollte abwehren. Aber diesen klugen, klaren Augen war nicht standzuhalten. „Sie haben recht,“ sagte ich ernst.

Sie nickte. „Das ist ja auch so natürlich. Herr Purscht ist Ihr Jugendfreund, und darum freut es Sie nicht, daß er nach einigem Zögern einzig um der Mitgift willen ein unhübsches Mädchen nimmt. Und mich freut's nicht, daß sich meine brave, kluge Pauline schließlich doch zu der ‚Versorgung‘ hat überreden lassen. Nun, unser Trost ist nur: das Unsre haben wir gethan, es zu hindern . . .“

Ich mußte lächeln. „Wir führen da ein seltsames Gespräch für ein Brautdiner.“

„Lieber seltsam als unehrlich,“ erwiderte sie. „Und wollen Sie mir nun ebenso ehrlich sagen, was Sie von Herrn Purscht wissen?“

Ich that es und bat dann um das Gleiche bezüglich der Braut.

„Wie gesagt,“ war die Antwort, „ein braves, kluges Mädchen. Auch ist es in keiner Weise ihre Schuld, daß es nun so gekommen ist. Ich bin neunundzwanzig, sie zwei Jahre jünger. Als ich vor zehn Jahren beschloß, Lehrerin zu werden, bestürmte sie ihre Eltern, mir darin folgen zu dürfen, und aus den gleichen Gründen. Ich wählte einen Lebensberuf, um des entsetzlichen Wartens auf einen Mann überhoben zu sein, und weil ich mir sagte, daß ich vermutlich umsonst warten würde. Ein gebildeter Mann nimmt eine arme Schusterstochter nur aus aufrichtiger Liebe — und wie sollte ich in meinen Kreisen einen solchen Mann kennen lernen?! Für einen Handwerker taugte aber leider ich nicht mehr; dazu hatte ich schon zu viel gelernt. Pauline aber sagte sich: ‚Auch ich will selbst was sein. Ich bin zu unhübsch, um eine Neigung einzuflößen, und um meines Geldes willen mag ich nicht genommen werden.‘ Aber der Vater war dagegen, und nun gar die Mutter! . . . Uebrigens, wir wollen das Beste hoffen. Es kann ja auch gut ausgehen. Aber gegen die Verwerflichkeit solcher Vernunftehen spräche dies wahrlich nicht! Warum sollte ein Mädchen wie Pauline nicht einen Mann finden, dem sie sympathisch ist und er ihr? Warum Ihr Freund nicht ein solches Mädchen?! Hier aber ist die Basis des Glückes die Zungenfertigkeit eines Agenten. Eine schwankende Basis!“

Ich füllte unsre Gläser. „Da stimmen Sie gewiß einem kleinen Privattoast zu: Pereat die Roithnerei!“

„Pereat!“ stimmte sie lachend ein.

Gleich darauf erhob sich Herr Hofrat Nawratil zu seinem Toast auf das Brautpaar. Er würdigte zuerst die Verdienste, die sich sein alter Freund Kratochwil in vierzigjähriger Dienstzeit namentlich auf dem Gebiet der Fleischbeschau und des Markthallenverkehrs um Oesterreich erworben. Schon dieser historische Teil der Rede fand vielen Beifall, noch mehr die Würdigung des Brautpaares.

„Wie ich höre,“ schloß er, „hat ein Zufall, die Begegnung bei dem Stück eines Dichters, den berufene Litteraten einen unsterblichen Briten genannt haben, den Bund geknüpft. Liebe und Poesie haben seine Wiege bekrönt, dies ist leider heutzutage eine Seltenheit, um so lauter wollen wir rufen: Hoch das Brautpaar!“

Stürmisch fiel das Geschlecht der Weißkappel ein; nach seiner Auffassung war also eine Liebesheirat äußerst selten. Doch vernahm ich auch einen scharfen Tadel gegen die Rede.

„A alter Hofrat,“ sagte die dicke Frau zu meiner Linken, „sollt' besser wissen, was sich g'hört. Bei einer Hochzeit darf man von einer Wiegen reden, aber bei einer Verlobung noch lang nöt.“

Diese Kritik, noch mehr das ernste Gespräch mit meiner Nachbarin lähmten meine Schwingen. Ich hatte vorgehabt, die Geschlechter der Kratochwil und Weißkappel mit Enthusiasmus zu feiern, aber das durfte ich nun der armen Braut nicht anthun. Ich begnügte mich mit einigen kurzen Sätzen und machte geringen Effekt.

„A Schurnalist,“ sagte die Kritikerin von vorhin, „sollt' schon schöner reden. Dem kann's ja auf a Lug' mehr oder weniger nöt ankommen!“

Im übrigen verlief das Mittagessen glänzend. Die Fleischberge verschwanden im Nu, der Bösslauer, dann der Champagner flossen in Strömen. Die Unterhaltung wurde immer geräuschvoller und schließlich sehr laut. Das einzige Paar, das schweigend dasaß, waren die Brautleute.

Es dunkelte schon, als man sich erhob, ich drückte mich, so bald ich konnte.

In der nächsten Zeit ließ Matthias nichts von sich hören. Bei dem Dankbesuch, den ich am Sonntag darauf bei Kratochwils machte, waren weder er noch die Braut sichtbar.

Wohl aber erfuhr ich bei der Gelegenheit des genaueren, wie sich die Verlobung eigentlich gefügt hatte. Gleichzeitig mit mir war auch eine Dame aus der Nachbarschaft mit ihrer Tochter zur Gratulation erschienen. Auf ihre Frage erzählte meine dicke Gönnerin mit liebenswürdiger Offenheit:

„Das kann ich Ihnen sagen, das darf a jeder wissen! Wir sitzen im Burgtheater bei ‚Romeo und Julia‘, Sie wissen, Frau von Kreutinger, das traurige Stück, wo die Bognar so gut is, und da fällt uns ein junger Mann im Parkett auf, der meine Paulin' immer anschaut, als wollt' er sie fressen. Wie wir aus'n Theater gehn zum ‚Alten Stroblkopf‘, merken wir, er geht mit noch einem Herrn hinter uns her.

Digitized by Google

Photographien-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Gemälde von Schmutzer.

Digitized by Google

Mir war das unangenehm, obwohl's ja nöt das erste Mal war, aber was laßt sich dagegen machen?! Wir setzen uns beim ‚Stroblkopf' hin, und richtig — in fünf Minuten sind die zwei da, setzen sich zu uns, stellen sich vor. Ein Wort giebt 's andre, drei Tag drauf laßt er sich bei uns einführen, acht Tag drauf hält er um die Paulin' an. Ordentlich romantisch — daß so was heutzutag noch passiert!"

Frau Kreutinger lächelte süß-säuerlich. „Das muß ich aber gleich der Frau von Hinterpfoitner erzählen — wissen S', was die sagt?!"

„Da bin ich neugierig! Bitte — was?!"

„Aber Sie werden sich ärgern, Frau von Kratochwil!"

„Ich ärger' mich nöt so leicht — also bitte!"

„Sie sagt — aber das ist wirklich nicht recht von der Frau von Hinterpfoitner — sonst keine üble Frau, aber das is nicht recht. Na — sie wird's halt g'hört haben —"

„Na, also — bitte!"

„Sie sagt — aber wie gesagt, 's is gewiß nöt bös gemeint: das hätt' der Roithner gemacht!"

Frau Kratochwil saß starr vor Staunen. „Der Roithner — wer und was is das? Wir kennen kein Roithner!"

„Der Vermittler —"

„Ein Vermittler!" rief Frau Kratochwil. „Ein Mädchen wie meine Paulin' und ein Vermittler! Das is unerhört von der Hinterpfoitner! . . . Nein, was die Welt bös is! Aber gottlob, da hab' ich einen Zeugen! Das is von unserm Matthi der Freund, der damals mit war. Bitte, bestätigen Sie's mir. Waren Sie an jenem Abend mit ihm im Burgtheater?"

„Ja!"

„Und dann beim ‚Alten Stroblkopf'?"

„Ja."

„Na, also! . . . Nein, was die Leut' schlecht sind!"

Die einzigen Nachrichten, die mir seither vom Bräutigam zukamen, erhielt ich durch Roithner. An unsern Tisch setzte er sich nun nicht mehr — es hatte ja nun keinen Zweck — doch flüsterte er mir zuweilen zu: „Es geht alles famos!" Und einmal sagte er mir gerade zu: „Sie lieben sich schon! . . . Wenn Sie diese Zärtlichkeit sehen könnten!"

„Danke," sagte ich. „Ich muß nicht von allem haben . . . Wann ist die Hochzeit?"

„Sobald er zum Gymnasiallehrer ernannt ist, also hoffentlich Ende Juli. Das arme junge Paar — sie zählen schon die Tage."

Endlich stand die Ernennung in den Zeitungen, Purschi kam an ein mährisches Gymnasium. Aus diesem freudigen Anlaß gaben Kratochwils ein Abendfest und luden mich auch ein. Ich lehnte unter einem Vorwand ab, machte ihnen aber wieder einen Dankbesuch.

Ganz wie bei dem Verlobungsfest wies mich Frau Kratochwil auch nun ins Nebenzimmer: „Sie thun mir nur einen Gefallen, wenn Sie die ewige Schmatzerei unterbrechen!" — Aber diesmal lag Julie wirklich in Romeos Armen, und als sie sich ihnen entwand, geschah es ohne allzu große Hast. Auch Großvater war gefaßter, als ich dies in solcher Situation bei ihm je für möglich gehalten hätte.

Kein Zweifel, sie waren das Gestörtwerden gewohnt. Ich glaube, ich war verlegener als die beiden, und empfahl mich rasch wieder. Nur so viel bemerkte ich in den wenigen Augenblicken: eine verschönernde Wirkung übte die Liebe nicht auf sie, nein, wahrhaftig nicht! . . .

Einige Wochen darauf war die Hochzeit. Ich war nicht in Wien und erfuhr nur durch Roithner, wie schön das Fest gewesen. Aber auch er wußte es nur von den alten Kratochwils.

„Ich war nicht geladen," sagte er mit elegischem Lächeln. „Nicht einmal in die Kirche durfte ich kommen und mich an dem Glück erfreuen. Wie der alte Ovid sagt: ‚Sic vos, non vobis —'"

„Es ist Vergil," berichtigte ich. „Aber woher haben Sie den Brocken?"

„Erlauben Sie," sagte er liebenswürdig wie immer, „ich bin ja ein verdorbener Jurist! Nach einigen Semestern habe ich mich verbummelt. Lange hat's mich gerent, jetzt bin ich froh darüber. Was ist ein schönerer Beruf: als Richter Ehen zu scheiden oder sie als Vermittler zu stiften?! Notabene: so glückliche Ehen, wie ich sie zu stiften pflege! Fragen Sie, wenn Sie mir nicht glauben wollen, Kratochwils, wie glücklich die beiden sind. Nur jetzt noch etwas zu zärtlich, zu stürmisch, aber das wird sich ja geben . . . Nun, mein Herr," er steckte die Hand in den Westenausschnitt und sah mich triumphierend an, „wie denken Sie heute über mein Geschäft?"

„Nicht anders als früher," erwiderte ich. „Was gegen die Menschenwürde geht, kann nicht gut sein und ist es auch nicht. Sie stiften mehr Unheil als Heil, das sagt die Vernunft. Und wenn auch der Handel einmal glücklich ausgeht, schön ist er doch nicht . . . Mit welchen Empfindungen mag Purschi Ihre Quittung über die vierhundert Gulden österreichischer Währung betrachten?!"

Er lachte. „Da können Sie ruhig sein! Er hat keine solche Quittung! Er gab mir das Geld und ich ihm seinen Provisionsbrief. Den hat er natürlich zerrissen, und damit ist die Geschichte aus. Ganz aus! Wenn Sie wüßten, wie rasch die Menschen mich vergessen!"

Kurz darauf ging ich nach Italien und habe Roithner nie wieder gesehen. Nur einmal noch las ich seinen Namen in den Zeitungen anläßlich eines argen Prozesses. Er hatte einen Aristokraten, der den Provisionsbrief nicht eingelöst hatte, auf Zahlung verklagt; der antwortete mit einer Betrugsanzeige, und die Untersuchung brachte unschöne Dinge an den Tag. Der Mann, der nach seiner Versicherung so viele glücklich gemacht hatte, endete recht schlimm . . .

Was aber Purschi betrifft, kam er mir ganz aus den Augen, freilich nicht ganz aus dem Sinn. Wie wäre dies auch möglich gewesen?! — Der eignen Jugend gedenkt man ja immer wieder . . . Aber irgend eine Kunde kam mir nicht zu.

Da erhielt ich im vorigen Jahr neben andern Einladungen zu Vorlesungen in Oesterreich auch eine

Digitized by Google

aus einer Mittelstadt, der ich sonst — der Ort lag etwas abseits vom Wege — schwerlich entsprochen hätte. Aber unter dem Brief stand im Namen der „Ressource“: „Matthias Purscht, Kaiserlich-königlicher Gymnasialdirektor,“ und auf eine Visitenkarte hatte er in den wohlbekannten Zügen, die in dem Vierteljahrhundert noch knabenhafter und noch verschnörkelter geworden waren, geschrieben: „Hoffentlich kannst Du mir und meiner Gattin die Freude des Wiedersehens bereiten. Oft erinnern wir uns des alten Freundes, der einst meinen Liebesklagen ein geduldiges Ohr geliehen und dann den endlich Vereinigten den ersten Gruß dargebracht hat.“ Ich las es staunend, aber so stand es auf der Karte geschrieben.

Ich sagte zu, und da Purscht nun darum bat, richtete ich es so ein, daß ich schon mit dem Mittagszug eintraf. Auf dem Perron stand ein kleiner, sehr runder Herr mit langem, graubloudem Haar, und um ihn, wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, drei Buben mit Stumpfnasen und Karyfenmündchen und langen Armen. Den Herrn hätte ich kaum erkannt — aber die Buben! Mir wurde ordentlich traumhaft zu Mute, als wären die vierzig Jahre ein Tag gewesen, und ich säße wieder auf der Schulbank und sähe das unheimliche Lineal die Hand Wenzel Purschts regieren, wie ihm beliebte.

Dann fuhren wir ins Hotel und von da ins Gymnasium, wo mein glücklicher Freund seine Amtswohnung hatte. Auf dem Wege grüßte alt und jung, und Matthias erwiderte gemessen, aber huldvoll. „Ja,“ sagte er auf eine Bemerkung, die ich darüber machte, „ich habe mir allerdings das Vertrauen meiner Mitbürger erworben, aber auch das meiner Vorgesetzten. Auch haben mir Seine Majestät den Franz Joseph-Orden verliehen. Aber das beste Glück meines Lebens ist doch das häusliche . . .“ Dann streckte er sanft und traurig, wie es seines Vaters Art gewesen, die Hand aus und gab dem jüngsten seiner Buben eine ungeheure Maulschelle. „Du hast dem Schusterjungen die Zunge entgegengestreckt, und dies schickt sich nicht . . . Meine Paulischka — nun, du wirst ja sehen . . .“

Im Wohnzimmer begrüßte mich eine andre alte Bekannte, deren ich mich freilich erst entsann, als sie mir ihren Namen nannte: „Marie Kratochwil“ — sie war Direktorin der höheren Töchterschule des Orts.

„Noch immer Fräulein!“ sagte die muntere Dame lachend, als ich in der Anrede stockte. „Selbst Paulinens Beispiel,“ fügte sie bei, als sich Matthias empfahl, um noch vor Tische einige Amtsgeschäfte zu erledigen, „hat mich nicht verlockt, mich unter Roithners Schutz zu stellen . . .“

„Also die Ehe ist gut geworden?“

„Vortrefflich! Freilich war hier die Frau sehr klug und der Mann sehr gutmütig. Auch haben sie äußerlich erreicht, was sie anstrebten, haben Kinder, die ihnen Freude machen, das wiegt sehr schwer . . .“

Da trat Frau Pauline ein. Auch an ihr war nichts dünn geblieben, etwa die Stimme ausgenommen, und der Ausdruck heiteren Staunens paßte nun zu den runden Wangen.

Wir gingen zu Tische, und welche Gespräche wir dabei führten, soll hier nicht verzeichnet sein, da ja ohnehin niemand daran zweifeln wird, daß mein Matthias ein guter Pädagog und ein begeisterter Patriot ist. Aber was er dann beim schwarzen Kaffee sagte, wo die Kinder nicht mehr dabei waren, muß ich hierhersetzen:

„Du hast eben ‚Großvater‘ zu mir gesagt — du darfst es sagen! Denn du warst es auch, der mir damals, am Abend nach der Vorstellung von ‚Romeo und Julia‘, wo ich meine Paulischka zuerst gesehen hatte, den Rat gab, daß wir ihr eben nachgehen sollten: ‚Warum sollten wir nicht im selben Wirtshaus zu Abend essen!‘ Haha! Und du warst es, der sich zuerst an ihren Tisch setzte, und du warst es, der mir dann im Café Troidl Mut einsprach. Du weißt doch noch, was ich damals sagte?!“

Ich traute meine Ohren nicht. „Ja . . .“ sagte ich dann doppelt eifrig.

„Nun, dann wiederhole es! Meine Paulischka soll es auch einmal von dir selbst hören . . .“

Ich war arg verlegen. „Du sagtest . . .“ begann ich unsicher, „daß dir das Fräulein einen guten Eindruck . . .“

„Was nicht noch!“ rief mein Matthias mit behaglichem Lächeln. „So zahm habe ich mich damals nicht ausgedrückt. ‚Die oder keine!‘ sagte ich . . . Du mußt dich ja noch erinnern . . .“

„Ja, allerdings!“

Frau Pauline lächelte liebenswürdig-gutmütig, aber es war doch ein eigentümliches Lächeln, dann zog sie sich einen Augenblick zurück, um das Abdecken der Tafel zu überwachen; auch mein Matthias stahl sich ins nächste Zimmer zum Mittagsschläfchen. So blieb ich mit meiner Tischdame von einst allein. Wir sprachen über allerlei Gleichgültiges, bis sie scheinbar ohne jede Beziehung sagte:

„Glücklich ist, wer Unangenehmes vergessen kann. Glücklich, wer sich eine Notlüge, nachdem er sie hundertmal gebraucht hat, schließlich felsenfest selber glaubt. Ich kenne sehr ehrliche Menschen, denen dies Glück gegönnt ist . . .“

„Sie haben recht, aber —“

„Kein Aber!“ fiel mir die liebenswürdige alte Dame ins Wort. „Ich habe immer recht — und nun muß ich obendrein zu meinen Mädeln! Meine Zeit reicht nur noch knapp zu einem kleinen Toast. Natürlich etwas höchst Unlogisches — wär' ich sonst ein Frauenzimmer? Also, bitte, ergreifen Sie Ihr Glas“ — sie schwenkte ihre Kaffeetasse und hielt sie mir entgegen — „und stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Vivat das Glück unsrer Freunde!“

„Vivat!“

„Und pereat die Roithnerei!“

„Pereat!“ rief ich lachend und ließ meine Kaffeetasse an der ihrigen anklingen.

Digitized by Google

Meldereiter der Nanyang-Armee.

Die Nanyang-Armee in China.

Von

Arthur Kirchhoff.

Mit sieben Abbildungen und drei Porträts nach photographischen Aufnahmen.

Im Reiche der Mitte bereiten sich politisch hochwichtige Ereignisse vor, deren Endziel die vollständige Reorganisation der chinesischen Armee zu sein scheint. Bei der weittragenden Bedeutung, die derartige, vorläufig natürlich noch geheim gehaltene Maßnahmen für die gesamten in China interessierten Mächte haben würden, dürfte die nachfolgende Schilderung von der Entstehung der Nanyang-Armee willkommen sein, da diese Truppe den Krystallisationspunkt für die neuen Heeresbildungen in China darstellen wird.

Der japanisch-chinesische Krieg hatte den „Söhnen des Himmels“ einiges zu raten aufgegeben, und neben der großen Anzahl derjenigen, die ihre Niederlage den Dämonen zuschrieben, gab es doch etliche, die den Grund dieses schmählichen Ereignisses in der fast unglaublichen Korruption und in dem mehr als mittelalterlichen Zuschnitt der chinesischen Heereskörper fanden. Einer von diesen, der Vizekönig von Nanking, Chan-Chi-Tung, ein Mann von hervorragenden Geistesgaben, setzte es durch, daß der Versuch, den man bereits während des Krieges mit deutschen Instrukteuren gemacht hatte, der dann aber von den Altchinesen hintertrieben worden war, nun mit etwas mehr Energie wiederholt wurde. Im Winter 1894/95 wurden durch den chinesischen Gesandten in Berlin im Namen des Vizekönigs eine Anzahl deutscher Offiziere und Unteroffiziere engagiert, die Anfangs 1895 in China eintrafen. Offiziere und Unteroffiziere, zusammen einige dreißig Mann, vereinigten sich unter dem Kommando des Majors von Reitzenstein in Nanking, wo Chan-Chi-Tung eine Armee von 30000 Mann nach deutschem Muster aufzustellen beabsichtigte.

Die ersten Instrukteure, die Mitte März in Nanking anlangten, fanden alle für Europäer zu Wohnstätten geeigneten Gebäude von Missionaren und den englischen Instrukteuren der Marineschule besetzt und mußten sich mit Quartier in einem chinesischen Amtsgebäude (Yuhu-Yamen) behelfen. Auf sehr feuchtem Untergrunde stehend und ohne Unterkellerung, war diese Wohnung sehr unzulänglich. Der Brunnen im Hofe gab Wasser, aber es war nicht zu trinken. Natürlich war demzufolge der Gesundheitszustand der Deutschen, besonders bei der zunehmenden Hitze, nicht der beste, was sie aber nicht hinderte, sich mit Eifer an ihre Aufgabe zu machen.

Mit dem Einexerzieren der Leibwache des Vizekönigs wurde begonnen, und die an die stramme Mannszucht gewohnten Deutschen bekamen sofort einen sonderbaren Begriff von altchinesischer Disciplin. Zwar wurden die Kommandos mit Hilfe von Dolmetschern leicht geregelt, aber die bezopften Rekruten konnten sich über den eigentlichen Wert von „Stillgestanden!“ und „Nicht euch!“ nur schwer klar werden. Waren sie nach einem möglichst zwanglosen Marsche glücklich auf dem Exerzierplatze angekommen, so ließen sie sich dort vor allen Dingen häuslich nieder, und die in ganzen Scharen mitziehenden Frauen und Kinder brachten „Vatern“ eine Tasse Thee oder eine Pfeife. Diese mit der Instruktion schwer zu vereinbarenden Zwischenfälle wiederholten sich auch während der Uebungen; besonders die sich unbeobachtet glaubenden „Soldaten“ hockten rasch am Boden und thaten schnell ein paar Züge aus ihrer Wasserpfeife. Nur ganz allmählich konnte man, bei dem kindlichen und passiven Charakter der Chinesen einerseits und bei der großen Gefahr, durch eine Häufung von Widersetzlichkeiten der Rekruten bei den Eingeborenen in schlechten Ruf zu kommen, andererseits, diesen Leuten ihre Unarten abgewöhnen. Ebenso schwer war es auch, ihrer fürchterlichen Unsauberkeit zu steuern.

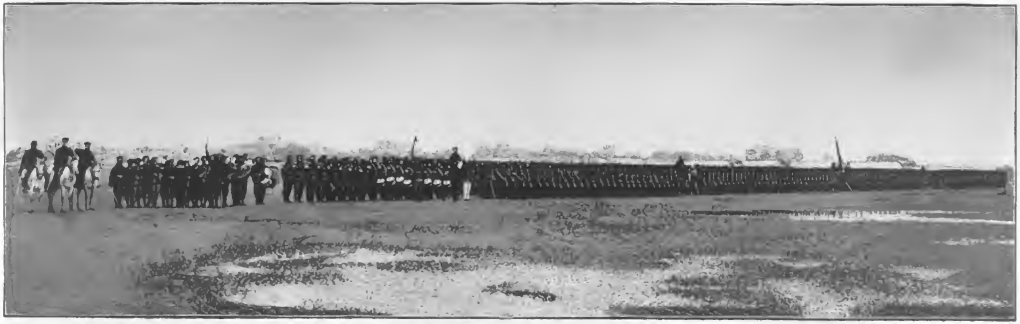
Digitized by Google

Parademarsch der Kavallerie vor dem Prinzen Heinrich von Preußen.

v. Krogenstein. Prinz Heinrich.

Digitized by Google

Abschreiten der Ehrencompagnie durch den Prinzen Heinrich von Preußen.



Die Kanzang-Truppe in Paradeaufstellung.

Der Chinese kennt bekanntlich keine Heizung. Bei warmem Wetter zieht er einen Rock an, bei kälterem zwei und so weiter, je nach dem Grade der Temperatur. Major von Reitzenstein ließ während der recht eisigen Regenzeit einmal einen Mann ausziehen und fand, daß er acht, sage und schreibe acht Röcke anhatte. Um die Chinesen in dieser Hinsicht ein wenig zu „erleichtern“, ließ ihr Führer sie Uebungsmärsche ausführen. Aber die Bekenner des Konfucius sind findige Leute, die sich zu helfen wissen: sie zogen die ihnen bei der Anstrengung lästigen Kleider aus, lehrten — auch eine ihrer Lieblingsangewohnheiten — das Gewehr um und exerzierten, indem sie ihre Sachen oben an den Gewehrkolben hängten. Mit einem Wort, es war im Anfang nicht leicht, diese großen Kinder zu militärischen Menschen zu erziehen. Erst nach und nach, und zwar besonders, als man ihnen höhere Löhnung in Aussicht stellte, mehrte sich ihr Interesse am Dienst. Sie machten keine Seitensprünge mehr, es kam sogar vor, daß nach Ablauf ihrer Dienstzeit noch einer den andern exerzierte. Mit der sich vergrößernden Liebe der Soldaten zu ihrem Beruf wuchs dann auch die Anteilnahme der ganzen Bevölkerung an der neuen Art zu exerzieren. Schwärme von Kindern ahmten mit dem Stock an Stelle des Gewehres ihren Vätern und Verwandten nach.

Am 9. Juli 1895 sollte ein Manöver stattfinden. Man hatte dem Vizekönig so viel von der außerordentlichen Tüchtigkeit der neuen Truppe erzählt, daß Chan-Chi-Tung sehr neugierig war, seine Leibwache in verändertem Zustande wiederzusehen. Natürlich war es nicht möglich gewesen, die Truppe in der kurzen Zeit vollständig auszubilden; besonders mit der Kavallerie hatte das schwer gehalten, da diese einfach noch gar nicht vorhanden war. Der Führer dieser Truppe hatte den landesüblichen „squeeze“ *) derart ausgeübt, daß er Sold und Ausrüstungsgelder für die berittene Leibwache einfach in die Tasche steckte. Trotzdem mußte, als der Vizekönig seine Leibwache innerhalb weniger Tage durch die deutschen Instrukteure vorgeführt sehen wollte, die verlangte Schwadron herbeigeschafft werden. Das geschah — natürlich chinesischerseits —, indem man einfach hundert armen Leuten die Pferde aus dem Stalle zog und sodann hundert Kulis von der Straße anwarf und sie in die allerdings vorhandenen Uniformen steckte.

Es wird nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit einige weitere Beispiele von „squeeze“ anzuführen. Den ersten Begriff von dieser schönen Gepflogenheit erhielt Major von Reitzenstein, als er Waffen für seine Leute forderte. Da erwiderte ihm der chinesische Mandarin, der diesem Departement vorstand, er hätte keine. Der deutsche Offizier wußte aber genau, daß bereits Waffen angeschafft seien. Er bestand also nachdrücklich auf seinem Willen, und siehe da, es fanden sich, noch in Kisten verpackt, zehntausend teils deutsche, teils belgische Mausergewehre und eine vollständige Krupp'sche Batterie vor. Der biedere Chinese hatte dadurch, daß er das Vorhandensein der Waffen leugnete, noch einmal die Kaufsumme für sich herausschlagen wollen!

Ein weiterer, mehr komischer Fall passierte dem Major von Reitzenstein etwas später, als ihn ein chinesischer General um seinen Exerzierplatz bat. „Aber den brauch' ich doch allein,“ erwiderte der Major, „und dann, wo hast du denn deine Truppen bisher exerziert?“ — „Ach, das ist es ja eben,“ erwiderte kläglich der Chinese, „ich habe ja noch gar keine Truppen! Ich habe nur das Geld dafür genommen.“

So war es in der That. Dieser brave General stellte in seiner Person die ganze Armee vor, die eigentlich fünftausend Mann hätte betragen sollen. Nun rückte aber der alle fünf Jahre wiederkehrende Termin heran, wo von Peking aus ein „Zensor“ entsandt wird, um in den Provinzen die Truppen zu inspizieren. Alsdann werben alle diese sinneregenden Heerführer mit fieberhaftem Eifer Mannschaften an, die sie oft genug noch um ihren kärglichen Sold ganz oder wenigstens zum Teil betrügen. Nahezu das einzige, was vorhanden ist, sind die meist recht bunten und schreienden Uniformen und Waffen, die, in Kisten verpackt, von Termin zu Termin ihrer Auferstehung harren. Kommt der Zensor, so thut er nichts weiter, als daß er die Truppen auszählt. Es genügt, recht vollzählige Cadres zu finden; ob die Mannschaften ausgebildet und wie sie bewaffnet sind, darum läßt er sich keine grauen Haare wachsen. Zu diesen durchaus verbürgten Mißständen ist nach dem Urteil Berufener allein der Grund für die schimpflichen Niederlagen der Chinesen im Kriege mit Japan zu suchen. Einem europäischen Heere wären die Japaner, deren militärische Einrichtungen auch noch vieles zu wünschen übrig lassen, sicher nicht gewachsen gewesen.

Major v. Reitzenstein, Kommandeur der Kanyang-Armee.

Also am 9. Juli des Jahres 1895 zog eine gewaltige Volksmenge nach der Gräberstätte des Mingkaisers hinaus, um dem ersten Manöver der vizeköniglichen Leibwache beizuwohnen. Seiner Excellenz Herrn Chan-Chi-Tung hatte man auf dem Chan-Berge ein prächtiges Zelt erbaut, und von dort konnte er mit Genugthuung sehen, daß seine Idee sich glanzend bewahrt habe. Selbst die Engländer, die gewiß eine scharfe Kritik an die neue Truppe legten, waren in ihren Blättern des Lobes voll über die Erfolge der deutschen Instrukteure.

Der Vizekönig, entzückt über das bisher Geleistete, sandte nun eine Denkschrift an den Kaiser in Peking, in der er unter Hinweis auf die Verdienste der deutschen Instrukteure sich wörtlich folgendermaßen über die chinesischen

*) Trinkgeld, Bestechungssumme, durch Diebstahl oder Unterschlagung von Staatsvermögen erzielter Gewinn.

Heerführer ausspricht: „Generale und Lagerkommandeure in China erhalten ihre hohen Stellungen ausschließlich durch die Gunst hoher Beamten, sie verstehen aber nichts von militärischen Dingen. Sie verstehen nur, sich gut zu kleiden und gut zu speisen. Sie sind faul und reich, saugen die Soldaten aus und haben weder Stolz noch Ehre."

In dieser Denkschrift bat der Vizekönig ferner um die Erlaubnis, ein Heer von 10 000 Mann anwerben und von den deutschen Instrukteuren ausbilden lassen zu dürfen, das später bis zu einer Anzahl von 30 000 Mann hinaufgebracht werden sollte. Der junge Kaiser beantwortete diese Denkschrift damit, daß er Herrn Chan-Chi-Tung plein-pouvoir erteilte, und der Vizekönig beeilte sich, seinen Freund, den Baron Reitzenstein, von dieser Verfügung sofort in Kenntnis zu setzen.

An zwei Hindernissen waren bisher die Versuche mit deutschen Instrukteuren immer wieder gescheitert: an der Weigerung, den deutschen Offizieren die Strafgewalt über ihre Untergebenen und die Lohnauszahlung zu übertragen. Major von Reitzenstein machte nun aus der Gewährung dieser beiden Bedingnisse eine Conditio sine qua non, und der Vizekönig war klug genug, sie ihm ohne weiteres zuzugestehen. Nicht den gleichen Erfolg hatte Baron von Reitzenstein mit seiner Bitte um einen deutschen Arzt, obwohl Chan-Chi-Tung auch die Zweckmäßigkeit dieser Aenderung bisheriger Verhältnisse recht wohl einsah. „Aber," sagte er, „überlege es dir! Unsere Leute werden nach Maßgabe ihrer rituellen Vorschriften die Medizinen einer Doktoren nicht nehmen wollen, und wenn unter der Behandlung des europäischen Arztes einer von ihnen stirbt, so wird man euch die Schuld an seinem Tode beimessen." Major von Reitzenstein konnte nicht umhin, die Richtigkeit dieser Darlegungen einzusehen. Er hatte jedoch später das Glück, in der Person des Dr. Ehman, eines Chinesen, einen ganz vorzüglichen, europäisch gebildeten Arzt zu finden.

Im übrigen begann jetzt eine erfreuliche Thätigkeit. Es

Besichtigung der Artillerie durch den Prinzen Heinrich von Preußen.

sollten vorläufig 2 Bataillone Infanterie zu 4 Compagnien mit je 250 Mann, 2 Escadrons zu je 180 Reitern und 2 Feldbatterien zu je 200 Mann zur Aufstellung gelangen; als Führer sollten zwölf deutsche Offiziere mit sechsunddreißig Unteroffizieren fungieren. Ferner sollten frühere Militärschüler von Canton und Tientsin, sowie andre geeignete Elemente herangezogen und zu Offizieren herangebildet werden. Zum kommandierenden General wurde der Baron von Reitzenstein ernannt.

So weit war denn alles im besten Gange. Die neuen Truppen nahmen sich in ihrer nach europäischem Schnitt angefertigten Uniform sehr nett aus. Für den Winter aus dunkelblauem und für den Sommer aus gelbem Stoff gefertigt, zeigt ihr Waffenrock unterschiedlich gefärbte, und zwar bei der Infanterie blaue, bei der Kavallerie rote und bei der Artillerie grüne Achselklappen. Auf denselben steht außer der Compagnieziffer die laufende Zahl jeden Mannes in arabischen Zahlen. Anfangs wollte man die Leute bei ihren Namen rufen, da aber zum Beispiel bei einer Compagnie mehr als fünfzig Tschengs waren und die Gesichter der Chinesen, besonders wenn sie in Uniform stecken, eine für den Europäer fatale Aehnlichkeit miteinander besitzen, so war man zu dem Entschluß gekommen, die jungen Zopfträger einfach zu numerieren, eine Maßregel, die sich um so besser bewährte, als die Ziffern auf der Achselklappe sich auf dem Brustteil des Waffenrockes noch einmal, und zwar in chinesischen Zeichen, vorfanden und so auch von den Chinesen gemerkt wurden. Eine kleine Schwierigkeit bereitete es noch, daß man das Aushebungsalter der Rekruten zuerst auf 16 bis 20 Jahre angesetzt hatte; als jedoch diese Leute, die sich bald als zu schwach erwiesen, durch junge Männer von 20—24 Jahren ersetzt wurden, gingen die Uebungen ohne Störung vor sich, und die Chinesen erwiesen sich als ganz vorzügliche Soldaten.

Vizekönig Chan-Chi-Tung.

Während man anfänglich den Dienst nicht über eine Stunde täglich hatte ausdehnen dürfen, um die Leute nicht zu sehr zu ermüden, wurde jetzt schon, ohne irgend welche Nachteile für die Entwicklung der Truppe, vier und fünf Stunden exerziert. Das Musikcorps, für das Baron von Reitzenstein Trommeln und Blasinstrumente hatte aus Deutschland kommen lassen, war sogar von einem solchen Eifer für die Kunst beseelt, daß der Major die Musiker, die erst in der Nähe seines Namens einquartiert waren, anderweitig unterbringen mußte; sie übten nämlich Tag und Nacht und ließen niemand in ihrer Nähe zur Ruhe kommen.

In dieses militärische Idyll hinein platzte nun plötzlich wie eine Bombe die Nachricht von der Rückversetzung des Vizekönigs Chan-Chi-Tung nach Hupeh. Dieser vortreffliche Mann hatte sich dadurch unbeliebt gemacht, daß er, ein unermüdlicher Arbeiter, nicht Zeit fand, die vielfach gewünschten Audienzen zu gewähren. Die Militärreform trug ebenfalls nicht dazu bei, ihn den Mandarinen in angenehmem Lichte erscheinen zu lassen, und so mußte er denn eines Tages von hinnen ziehen. Uebrigens nahm er seine jetzt brillant gedrillte Leibwache mit.

Sein Nachfolger im Amte, Excellenz Lin-Kun-Yi, war ein ganz guter Mann, aber er liebte das Opium zu sehr. Unter seinem Regime begann für die deutschen Offiziere eine böse Zeit. Seine Beamten und Günstlinge veranlaßten ihn dazu, daß er eine Verfügung erließ, nach welcher den Deutschen die mühsam erkämpfte Disciplinargewalt innerhalb ihrer Truppe wieder vollständig aus den Händen gerissen werden sollte. Gefördert wurde dieser merkwürdige Erlaß vielleicht noch durch ein Vorkommnis, an dem auch wieder nur die Chinesen mit ihrer häßlichen Gewohnheit des Spuckens schuld waren. Es sollten nämlich für die deutschen Offiziere und auch für die Truppen Wohnungen, beziehungsweise Kasernements erbaut werden. Die Beamten hatten aber, wie gewöhnlich, die ihnen zu diesem Zwecke übergebenen Gelder unterschlagen und, wie sich später herausstellte, den armen Leuten, denen man ihren Grund und Boden fortnahm, ohne ihnen auch nur Zeit zu lassen, das darauf wachsende Genüse einzuernten, gesagt, die Deutschen hätten das Geld von der Regierung bekommen und für sich verwendet. Darob natürlich eine große, von den Mandarinen noch künstlich geschürte Erbitterung in der Bevölkerung.

Die Deutschen konnten sich diesen plötzlich auftauchenden Haß gar nicht erklären. Noch kurze Zeit vorher hatten die Chinesen dem Major von Reitzenstein in einem großen Freudezuge mit Musik und Fahnen ein „Schwein“ gebracht. Der Baron, der anfangs gar nicht wußte, was er daraus machen sollte, erfuhr, daß diese Sitte alljährlich bei der Jahreswende geübt werde. In jeder Provinz nämlich werden um diese Zeit aus Thon geformte und gebrannte Schweinchen hergestellt. Nach dem Ausfall des Thonbrandes wird alsdann der Ertrag der diesjährigen Ernte gewissagt, und dieses Ergebnis setzt die Höhe der nach Peking zu entrichtenden Steuern (Likin) fest — gewiß ein Brauch, der für die kindlich-naive Denkart des gemeinen Mannes in China spricht.

Als nun Major von Reitzenstein eines Morgens unbewaffnet und ohne Begleiter nach den Bauplätzen hinausreitet, wird er von einer wütenden Menschenmenge umringt, ein starker Kuli fällt seinem Pferde in die Zügel, große Steine werden nach ihm geschleudert, von denen einige ihn am Kopf verwunden, mit langen Bambus schlägt man auf ihn ein, und die Wütenden versuchen, ihn vom Pferde zu reißen. Der Baron denkt zunächst noch, die Menge zu begütigen, aber wie er sieht, daß es sich hier um Tod und Leben handelt, giebt er seinem Gaule die Sporen und,

Digitized by Google

Höhere chinesische Offiziere und Major v. Reitzenstein im Mandarinenanzug; hinter ihm der Ehrenschirm.

Digitized by Google

die Vordersten über den Haufen reitend, sprengt er mitten durch die Menge hindurch. Es gelingt ihm, sich Platz zu schaffen und nach der Marineschule und von dort nach dem Missionshause zu kommen, wo ein amerikanischer Arzt ihn verbindet. Während der Doktor dem Verletzten einige Splitter aus der Stirnwunde herausnimmt, fragt er: „Haben Sie schon gehört, der Kommandeur der Nanpang-Armee ist eben vom chinesischen Pöbel ermordet worden!“

Der Baron muß trotz seiner Schmerzen lachen und sagt: „So, Herr Doktor? Na, dann sagen Sie nur dem, der Ihnen das erzählt hat, der Kommandeur liegt jetzt bei Ihnen auf dem Seziertisch und wird bald wieder weiterkommandieren!“

Nachdem er sich bei dem jetzt auch herzlich lachenden Arzte bedankt hatte, ritt der Major zurück nach seinem Yamen. Auf dem Wege dorthin traf er seine chinesischen Offiziere, die sich, sämtlich zu Pferde und mit gezogenem Säbel, aufgemacht hatten, ihren Kommandeur zu suchen. Nun führten sie ihn im Triumph zurück, und im Hofe seines Yamen empfingen ihn die sämtlichen deutschen Offiziere mit Hochrufen.

Natürlich wandte sich jetzt Reitzenstein mit dem dringenden Ersuchen um Sicherstellung der Deutschen an den Vizekönig — eine Bitte, der die auf der Reede von Nanking plötzlich auftauchende „Arkona“, unter Führung des Kapitän Sarnow, den gehörigen Nachdruck verlieh. Es wurden sogar für den Notfall mit Kapitän Sarnow gewisse Zeichen verabredet: wenn die Europäer durch die Chinesen bedrängt würden, sollten sie am Tage schwarze Bälle, in der Nacht Laternen aufstiegen lassen. Aber es kam zu nichts derartigem. Liu-Kun-Yi ließ eine gharnitische Proklamation gegen die Ruhestörer in Nankings Straßen anschlagen, und drei sogenannte Schuldige wurden eingefangen, denen man — eine bei den Chinesen gewöhnliche Strafe — Pfeile durch die Ohren stach, um sie nachher mit dem Holzkragen öffentlich auszustellen.

Nachdem auf diese Weise gegen die deutschen Instrukteure nicht viel ausgerichtet worden war, putschten die Wühler und Hetzer den leicht bestimmbaren Vizekönig zu jenem Erlaß auf, der, wenn er durchgedrungen wäre, jeden Erfolg der deutschen Instrukteure ohne weiteres zerstört hätte. Den Deutschen blieb hier nichts weiter übrig, als sich auf den Boden des mit dem Vizekönig Chan-Chi-Tung geschlossenen und von Peking aus genehmigten Vertrages zu stellen und bis zur Sanktionierung dieses Paktes ihre Instruktionsthätigkeit einzustellen. Um nicht ihrerseits kontraktbrüchig zu werden, setzten sie den Unterricht der chinesischen Offiziersaspiranten fort, bekümmerten sich aber um die Truppe selbst gar nicht mehr.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Die dreitausend Soldaten überschwemmten die Stadt, und von überallher kamen Beschwerden über ihre Ausschreitungen. Schließlich gab der alte Herr nach, und am 1. Juni begann das Exerzieren aller Truppenteile. Aber noch an demselben Tage trat jenes Ereignis ein, das sogar Anlaß zu diplomatischen Verwicklungen zu geben drohte.

Die Soldaten des Generals Liu, eines entschiedenen Gegners der Militärreform, griffen den Instrukteur-Unteroffizier Krause an und verwundeten ihn schwer. Diesmal rückten das Kanonenboot „Iltis“ unter Kapitän Braun, der später mit seinen Getreuen das Opfer eines Taifuns wurde, und der Kreuzer „Prinzeß Wilhelm“ vor Nanking. Wiederum gab es einen kräftigen Erlaß von seiten des Vizekönigs. Der Lagerkommandeur der chinesischen Angreifer wurde mit Rangverlust bestraft, verschiedene chinesische Soldatenohren wurden mit Pfeilen durchbohrt, ja es wurden sogar einige von ihnen — eine für die Chinesen äußerst empfindliche Strafe — vor der Wohnung des Geschädigten öffentlich ausgestellt und der inzwischen glücklich wiederhergestellte Instrukteur Krause mit einem anständigen Schmerzensgelde bedacht.

Auf mehrfach wiederholtes Andrängen des Kommandeurs entschloß sich nunmehr die chinesische Regierung, die Nanpang-Armee nach Wusung, dem Vorhafen von Shanghai, zu verlegen. Dort gelang es, von den Mandarinen unbeeinflußt, die innere und äußere Ausgestaltung der Truppe vorwärts zu bringen. Die Formierung und der Drill der neuen Truppe kosteten zwar Zeit und Mühe, gingen aber verhältnismäßig ohne Störungen von statten. Ueberhaupt bereitete der gemeine chinesische Soldat den Instrukteuren mehr Freude als Aerger. Schwieriger gestaltete sich schon der Umgang mit den chinesischen Offizieren, unter denen sich manche unlauteren Elemente befanden, und denen das Uebel des Squeezens zu sehr im Blute steckte, als daß man sie so ohne weiteres hätte davon abbringen können. Ja, die armen Kulis waren so daran gewöhnt, von ihren Offizieren um einen Teil ihres Lohnes bestohlen zu werden, daß ihnen die Zurückweisung derartiger Machenschaften seitens der Deutschen ganz unverständlich dünkte. Major von Reitzenstein ging aber auch hier mit der größten Energie vor, jeder chinesische Offizier, den er beim Squeezen ertappte, wurde unnachsichtlich entlassen.

Auch einen kleinen Geheimbund, den Chantungleute unter den Soldaten angezettelt hatten, galt es einmal zu beseitigen. Strafen wurden nur bei wirklich ernsten Anlässen verhängt. Früher hatte es solche so gut wie gar nicht gegeben. Waren doch die Compagnien meistens eine große Familie, in denen sich der Gehorsam nach der bei den Chinesen ungemein hochgehaltenen väterlichen und verwandtschaftlichen Autorität regelte.

In Wusung gestaltete sich auch der Verkehr der Deutschen mit der Bevölkerung weit angenehmer. So verkehrte Major von Reitzenstein viel im Hause des Magistrats von Paochang, und zwar führte der Baron auch seine Gattin, die ebenso wie sein jüngster Sohn die Campagne in Wusung mit ihm mitgemacht hat, bei dem Herrn Magistrat ein. Dadurch wurde alsdann die Sitte des Schabschließens der chinesischen Frau, wenigstens in diesem Hause, durchbrochen. Madame erschien auf der Bildfläche und zerstörte bei der Gelegenheit gründlich die Legende, nach der sich die chinesischen Frauen nur darum ihre Füße so verkrüppeln lassen, um vollere Hüften zu bekommen. Es habe vielmehr die Geliebte eines der alten Kaiser einen so außerordentlich kleinen Fuß gehabt, daß sie zwischen den goldenen Lotosblumen, die den Marmorboden eines Saales im Kaiserschloß zu Peking schmückten, leicht wie ein Sonnenstrahl tanzte. Und diese Schönheit des kaiserlichen Liebchens hätte die Chinesinnen nicht eher ruhen lassen, bis sie ein Mittel fanden, ebenso kleine Füße zu bekommen. In Wirklichkeit ist das von Kind auf zusammengeschnürte, nur mit der großen Zehe in einem winzigen Seidenschuh steckende und einem Ziegenfuß ähnliche Pedal der Chinesin keine Schönheit und macht es nötig, daß die sehr bald fett werdenden Frauen von zwei Dienerinnen mehr getragen als geführt werden.

In Wusung nun sollte die Nanpang-Armee zum ersten Male Gelegenheit finden, für ihre militärischen Qualitäten Zeugnis abzulegen. In den Lagern von Sepeilin, das in der Nähe von Wusung liegt, sollten fünfzehnhundert Mann altchinesischer Soldaten in ihre Heimat entlassen werden. Der General Bang, der diese Truppe führte, hatte aber die Leute wieder einmal derart gesquuzt, daß die Soldaten in offene Meuterei ausbrachen. General Bang beging die Unklugheit, selbst ins Lager zu gehen, um die Leute zu beruhigen, wurde aber angegriffen und konnte nur mit genauer Not sein Leben retten. Er hatte den Befehl, drei Monate Sold an die abziehenden Krieger zu zahlen, diese aber zwangen ihn schließlich, einen Schein auf siebenmonatlichen

Digitized by Google

Sold zu unterzeichnen. Außerdem plünderten sie die Räumlichkeiten der Offiziere und Unteroffiziere, die zuweist den Kopf verloren und Feriengeld gaben.

Nun sandte General Bang zum Major von Reitzenstein einen Boten mit der Bitte um Succurs. Am Morgen des 8. Mai 1897 rückte denn auch der Major mit seiner ganzen Truppe aus. Er selbst ritt mit der Kavallerie voraus und forderte die, besonders in dem von Sepelin nördlich gelegenen Lager, in vollem Aufruhr befindlichen Truppen auf, die Waffen niederzulegen. Mit dem Rufe „Yang-kwize!“ (Roter Teufel!) empfangen, wurde er selbst von den Meuterern bedroht, erzielte aber durch die Tüchtigkeit der von den Deutschen geschulten Truppe belästigt. Die Ehrlichkeit der Deutschen bedrohte ihre Haupteinnahmequelle, die Squeeze, und sie setzten deshalb alles in Bewegung, um die Fremden aus dem Lande zu treiben.

Trotzdem dauerte es, vom Sepelinet Aufstand an gerechnet, noch ein volles Jahr, ehe sie ihr Ziel erreichten. Und als die deutschen Instrukteure dann doch, trotzdem ihr Kontrakt noch nicht abgelaufen war, den unermüdlichen Quertreibereien der Chinesen weichen mußten, da hatten sie kurz vor ihrem Fortgang noch die Freude, ihre nunmehr vorzüglich organisierte und einexerzierte Truppe dem Prinzen

Vizekönig Li-Kun-Hi.

bald dadurch, daß er seine erste und dann auch die zweite Compagnie mit geladenem Gewehr vorgehen und seine Artillerie auffahren ließ, völlige Unterwerfung. Die Meuterer mußten darauf die Kanonen der Nanyang-Truppe durch die aufgeweichten Lehmwege nach Wusung zurückziehen. Die Aufrührer wurden entwaffnet und nach Auszahlung eines dreimonatlichen Soldes auf Kriegsdschonken in ihre Heimat expediert. Den sechs Haupträdelsführern ließ General Bang die Köpfe vor die Füße legen. Den deutschen Instrukteuren der Nanyang-Armee wurde zum Lohn für ihre umsichtige Hilfe eine auf kaiserlichen Befehl geschlagene Medaille in Gold, beziehungsweise Silber, verliehen.

Aber trotzdem hörten die Machinationen gegen die Reformatoren der Armee niemals ganz auf. Die Militärmandarinen und chinesischen Generale fühlten sich gerade Heinrich von Preußen, dem Bruder des Deutschen Kaisers, vorführen zu dürfen.

Ende April 1898 langte der Prinz mit der „Gefion“ vor Shanghai an und wurde mit heller Begeisterung von den dortigen Europäern empfangen. Diners und Bälle zu Ehren des hohen Gastes wechselten miteinander ab, und ganz Shanghai schwamm abends in einem Meer von Licht und Jubel. Am 21. April begab sich der Prinz auf dem Tender „Viktoria“ nach Wusung-Fort zur Besichtigung der Nanyang-Armee. Vom Leutnant Massonsky empfangen, wurde er, nachdem die bereitstehenden Pferde bestiegen waren, von dem als Ordonnanzoffizier kommandierten Leutnant Maschke zum Paradeplatz begleitet, wo die gesamte Truppe unter dem Kommando des Majors von Reitzenstein in Paradeaufstellung hielt.

Digitized by Google

Die Musikbande.

Digitized by Google

Die Truppe präſentierte, der Prinz ſprengte heran und begrüßte den Kommandeur. Nachdem er die Front abgeritten hatte, erfolgte der Vorbeimarſch, und die Truppenteile wurden einzeln vorgeſtellt. Es klappte alles ganz prachtvoll. „Das werd' ich zu Haus erzählen," meinte Prinz Heinrich, „beſſer kann's die Leibcompagnie in Potsdam auch nicht!"

Eine Felddienſtübung verlief ebenſo tadellos. Einen beſonders angenehmen Eindruck machte es auf den Prinzen, daß von den Chineſen trotz der reichen Beſtellung der Felder das Gelände freiwillig zur Verfügung geſtellt wurde. Allerdings beſchränkte man die Ausdehnung des Manövers auf ein Minimum, aber ſelbſt das genügte, um die Anerkennung des Prinzen für die ſtammenswerten Leiſtungen der Truppe hervorzurufen. Ein heimatliches Gefühl mochte ihn beſchleichen, als bei der Attacke das Muſikcorps „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" ſpielte. Der Prinz konnte ſich nicht genug darüber wundern, daß die Leute in ſo kurzer Zeit die Noten erlernt hatten und die deutſchen Inſtrumente mit ſo viel Fertigkeit handhabten.

Bald nachher verließen die deutſchen Inſtrukteure die chineſiſche Erde. Die Militärmandarinen hatten ſie richtig fortgegrault. Dem Baron von Reitzenſtein, der vom Kaiſer von China auch mit dem Drachenorden 2. Klaſſe, der höchſten chineſiſchen Auszeichnung für Militärs, deſoriert worden iſt, wurde als ein letztes Zeichen der Sympathie, deren er ſich überall erfreute, von ſeinen chineſiſchen Offizieren ein koſtbar geſtickter Mandarinenanzug und ein Ehrenſchirm überreicht. Bekanntlich wird über jedem Mandarin, ſobald er ſein Haus verläßt, von ſeinem Diener ein rotſeidener Schirm als Abzeichen ſeiner Würde getragen. Von dieſem unterſcheidet ſich der Ehrenſchirm nur durch die ringsherum herabhängenden Bänder, auf denen die Namen der Geber geſchrieben ſtehen. Viertauſend Bänder hingen an dem Ehrenſchirm des Kommandeurs!

Dann ging es heim über den Ozean.

Die Deutſchen waren der Meinung, daß ihre Miſſion eben erſt begonnen hätte, aber die Chineſen waren andrer Anſicht, und ſie glaubten genug gelernt zu haben. Jetzt ſcheinen ſie jedoch ihre Meinung geändert zu haben, und es verlautet, daß aufs neue deutſche Inſtrukteure nach dem Reiche der Mitte berufen werden ſollen.

Das ungariſche Nationaldenkmal bei Banhida.

Das höchſte moderne Denkmal in Europa und, abgeſehen von der Freiheitsſtatue im Hafen von New York, in der ganzen Welt iſt das eigenartige Monument, das der ungariſchen Jahrtauſendfeier ſeine Entſtehung verdankt. Maurus Jokai, der berühmte Dichter, und ſein Schwiegerſohn, der Maler Arpad Feſzty, kamen auf die Idee, in Erz den ſagenhaften „Turul" zu verherrlichen, einen adlerartigen Vogel, der nach der Legende den Magyaren den Weg in ihre heutige Heimat gezeigt hat. Auch der Ort zur Aufſtellung wurde im nationalen Sinne gewählt, nämlich Banhida im Komorner Komitat, die Gegend, wo Arpad durch Beſiegung des Fürſten Swatopluk das Slawenreich vernichtete. Auf einem Unterbau aus Felsgeſtein erhebt ſich in gewaltigen Dimenſionen der aus Kupfer geformte Turul, eine Schöpfung des Bildhauers Gonla Donath. Die Höhe beträgt beinahe 21 Meter, der Abſtand zwiſchen beiden Flügelſpitzen 14, die Länge des Arpadſchwertes, das der Rieſenvogel zwiſchen den Krallen hält, mehr als 12 Meter.

Phot. Erdeli, k. u. k. Hofphotograph, Budapeſt.

Europas größtes Denkmal: Der „Turul" bei Banhida.

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Paul von Szczepański.

„Es lebe die Kunſt!“, nennt C. Biebig ihren neueſten, bei F. Fontane & Co., Berlin, erſchienenen Roman, der viel mehr von den Leiden als von den Freuden einer Künſtlerin ſchildert. Aber trotzdem und mit Recht: Es lebe die Kunſt! Denn wie Eliſabeth Ebel, die Heldin und ſich mühſam durchringende Dichterin, am Schluß des Buches ſagt, nicht Erfolg und Ruhm — „Befreiung und Frieden — das iſt die Kunſt“. Ehe Eliſabeth Ebel zu dieſer Ueberzeugung gelangt, muß ſie manche Täuſchung und Selbſttäuſchung und vor allem den Irrtum überwinden, daß der Künſtler an ſeinen Erfolgen zu meſſen ſei. Als junges, gutausſehendes, geſundes Mädchen kommt ſie nach Berlin, irgendwoher aus dem Oſten, wo ſie einen alten Onkel zu Tode gepflegt, in der Einſamkeit des Landlebens ſich mit den Träumen ihrer Phantaſie begnügt und zum Dank für ihre Pflege von dem Onkel ein beſcheidenes Vermögen geerbt hat, das ihr geſtattet, in einem Berliner Hinterhaus mit einem alten weiblichen Faktotum ohne Sorgen, aber auch ohne Anſprüche zu leben. Eliſabeth ſchriftſtellert und iſt davon überzeugt, daß ihr ſtarkes Talent ſich früher oder ſpäter Bahn brechen muß. Das Glück ſcheint ſie zu begünſtigen. Sie findet Anſchluß an eine jener „kunſtfreundlichen“ Familien, die in Berlin W. ſo zahlreich ſind wie Sand am Meere. Der Hausherr iſt ein muſikaliſch begabter Banquier, der, wenn man ihm Glauben ſchenken würde, höchſt ungern an der Börſe Reichtümer erwirbt und viel lieber die unſichere Exiſtenz eines Künſtlers führen würde; die Gattin eine hübſche und amüſante Frau, die ein bißchen ſingt, ein bißchen ſpielt, ein bißchen geiſtreicheln, ſich ſehr gut anzieht und ſtark kokettiert, — das alles am liebſten mit Leuten von der Kunſt, weil die amüſant zu ſein pflegen, einen zwangloſen Verkehr in einem wohlhabenden Hauſe zu ſchätzen wiſſen und dieſem Hauſe ein gewiſſes Relief geben. Hier genießt Eliſabeth ihren erſten Erfolg; ſie hat eine Novelle vorgeleſen in einem Kreis von Leuten, die alle in dem Reich der Kunſt, in das das junge Mädchen hineinſtrebt, bereits einen Namen haben, und ihre Novelle hat einen ſtarken Eindruck gemacht. Richtiger vielleicht, ſie ſcheint ihn gemacht zu haben, denn im Grunde genommen, iſt ja allen dieſen Leuten die Anfängerin mit oder ohne Talent ganz gleichgültig, — aber da Frau Mannhardt ſie protegiert, können ſie nicht wohl anders, als auch ein wenig Intereſſe zu zeigen. Das junge Mädchen ahnt nichts davon, daß ſie lauter Leute vor ſich hat, die nur ihrem eignen Erfolg leben, — ſie iſt glückſelig über die Anerkennung, die ſie gefunden hat. Auch nützlich iſt ihr der Verkehr im Mannhardtſchen Hauſe: ſie findet einen Verleger für ihren erſten Novellenband und durch die Beziehungen, die ſie dort angeknüpft hat, ſogar Käufer für dieſes erſte Buch eines bis dahin unbekannten Autors. Schon glaubt ſich Eliſabeth Siegerin. Aber dieſe erſten Erfolge haben auch ihre Kehrſeite. Frau Mannhardt protegiert gern, aber ſie protegiert nicht umſonſt. Sie verlangt einen ſtarken Anteil von dem Ruhm ihrer Schützlinge für ſich ſelbſt und zwingt der jungen Schriftſtellerin ein Freundſchaftsverhältnis auf, das die der Künſtlerin notwendige Unabhängigkeit ſtark gefährdet. In ihrer Weiſe meint ſie es gut mit Eliſabeth: ſie ſoll berühmt werden und, wenn ſie außer dieſem Ruhm noch nach anderm Glück verlangt, einen reichen Mann aus den Kreiſen heiraten, in denen Frau Mannhardt ſelbſt ſehr gefeiert iſt und über deren Horizont die letztere nicht hinausdenkt. Eigentlich erſcheint Frau Mannhardt das ganze litterariſche Streben Eliſabeths nur als ein beſonderer Weg zu dieſem letzten erſtrebenswerteſten Ziele. Deshalb verſteht ſie es auch gar nicht, weshalb das junge Mädchen außerhalb des Mannhardtſchen Kreiſes, in dem ſie doch genügend viele berühmte Dichter und Künſtler, einflußreiche Redakteure und wohlhabende Mäcene findet, noch andern Verkehr ſucht und pflegt. Mit Erſtaunen ſieht ſie Eliſabeth, die ſie doch ihrer eignen Freundſchaft würdigt, Freundſchaft mit der Familie eines Zahnarztes halten, die in demſelben Hauſe wie das junge Mädchen wohnt, — mit Empörung beobachtet ſie den Verkehr Eliſabeths mit ein paar jungen Schriftſtellern, die Eliſabeth bei ihrem Verleger als originelle und ihren Beruf ernſt nehmende Menſchen kennen gelernt hat, die aber noch keinen Namen haben und deshalb für Frau Mannhardt nichts bedeuten. Seitdem Eliſabeth ihre litterariſchen Erfolge hat, wird ihr freilich auch der Verkehr mit der philiſtröſen Zahnarztfamilie läſtig, denn auch dieſe beiden Leutchen erheben Anſpruch darauf, an dieſen Erfolgen beteiligt zu ſein, ſind ſie doch die erſten geweſen,

Digitized by Google

denen sie ihre Novellen vorlas, von denen sie sich gutmütig Kritik gefallen ließ und denen sie wohl gar von ihren Plänen sprach. Und der Verkehr mit der Bohème, so anregend er auch für Elisabeth ist, hat seine Gefahren für ein junges Mädchen ebenso wie die Protektion eines berühmten Dichters, der die junge Kollegin nach einem Wohlthätigkeitsfest bei Kroll, bei dem Elisabeth mitgewirkt hat, nach Hause geleitet und so zudringlich wird, daß seine Schutzbefohlene sich nur durch einen Sprung aus der Droschke vor ihm retten kann. Das seiner selbst sichere junge Mädchen, das so mutig und erfolgsicher nach Berlin kam, hat sich sehr verändert, trotzdem sie den gesuchten Erfolg über Erwarten schnell gefunden hat: „Ihr Kinderschlaf, den sie bis dahin immer noch bewahrt, kam nicht mehr, er war weggeflogen, weit weg, vertrieben vom Lärm der Großstadt, verscheucht von den Menschen. Sie kamen alle und drehten die Seele des Mädchens zwischen ihren Fingern und wollten sie formen wie Wachs, je nach Belieben. Das that weh; und da sollte man ruhig schlafen? Ja, sie brauchte einen Schutz. Einen, der sich wie eine Mauer zwischen sie und die Welt schob, daß sie deren Geschwätz nicht hörte, der da wachte, daß sie träumen konnte.“ Denn träumen und diesen Träumen Gestalt geben, das ist Elisabeths eigentliches Leben, es ist ihr angeborener Beruf, eine Notwendigkeit für sie wie die Luft zum Atmen. Vorläufig freilich glaubt sie, nicht das Gestalten sei ihr das Notwendige, sondern der Erfolg, den sie gekostet und von so angenehmem Geschmack gefunden hat. Aber der Drang, zu gestalten, ist so stark in ihr, daß sie sich kein Gewissen daraus macht, einen Mann zu heiraten, zu dem sie nur das unbedingte Vertrauen hat, daß er die starke Mauer sein wird, die sich zwischen die Welt ihrer Träume und die sich immer wieder störend in diese hineindrängende Außenwelt schiebt. Sie liebt ihn nicht, sie empfindet für ihn nur wie für einen Freund, auf den man absolut vertraut. Sie heiratet ihn aus egoistischen Motiven, die freilich nicht niedriger Natur sind. Sie will Ruhe haben, um ungestört schaffen zu können, und den Erfolg ihres Schaffens ist sie gern bereit, mit dem Gatten zu teilen. Die Ehe, die sie schließt, ist nicht die von Frau Mannhardt für sie gewünschte große Partie. Ebel ist Buchhalter an der Deutschen Bank, „einer von vielen“. In die Kreise der Frau Mannhardt paßt weder der kleine Bankbeamte noch der kleine Haushalt hinein, den das junge Ehepaar zu führen genötigt ist, und mit dem Augenblick, in dem sie Frau Ebel geworden ist, verliert Elisabeth das Interesse der Frau Mannhardt und ihres Gefolges. Denn das Interesse dieser Leute für Kunst und Litteratur ist doch nur das Dessert ihrer sonstigen Vergnügungen; es ist nur dazu da, ihrer ganz grob materiellen Lebensanschauung ein Mäntelchen geistigen Gepräges umzuhängen. Auf die Freundschaft der Schriftstellerin Elisabeth Reinhartz, des vielversprechenden und gutaussehenden jungen Mädchens, das so sicher einer großen Zukunft entgegenzugehen schien, konnte Frau Mannhardt stolz sein, — mit Elisabeth Ebel, der Frau des kleinen Bankbeamten, zusammen gesehen zu werden, wäre peinlich für die Dame der sogenannten großen Welt. Frau Mannhardt also läßt Elisabeth fallen, und der berühmte Dichter, die einflußreichen Redakteure, die Modeschriftstellerinnen, die die junge Kollegin schon als eine der Ihrigen angesehen und demgemäß behandelt hatten, machen es Frau Mannhardt nach. Und mit dem Mannhardtschen Kreise schwindet auch der Erfolg, den der Mannhardtsche Kreis gemacht hatte, ein Cliquenerfolg, den Elisabeth ganz naiv als einen echten genommen hat. Elisabeth beginnt an ihrem Talent zu zweifeln, sie wird unsicher in ihrem Schaffen, weil ihr der Maßstab für den Wert ihres Schaffens immer nur der Erfolg gewesen ist, von dem ersten Augenblick an, der sie die Süße des Erfolges kosten ließ. Zudem erfüllt die Ehe nur einen Teil ihrer Erwartungen. Allerdings bewährt sich ihr Gatte ganz als der zuverlässige Freund, den sie in ihm zu finden gehofft hat. Er bringt ihr Opfer um Opfer, die ihn seine Liebe zu ihr kaum empfinden läßt, er verliert auch nicht das Vertrauen zu ihrem thatsächlich vorhandenen starken Talent, denn er ist urteilsfähig genug, Elisabeths Dichtungen nach ihrem inneren Wert und nicht nach ihren äußeren Erfolgen zu würdigen. Er ist wirklich die starke Mauer, die sich zwischen Elisabeths eigenste Welt und die Außenwelt schiebt. Aber trotz aller Anspruchslosigkeit und Nachsicht, die er entwickelt, kann er doch seiner Frau die Ruhe nicht geben, die sie zum Schaffen braucht oder in der sich bei ihr entwickelnden Nervosität zu brauchen glaubt. Da sind die Sorgen des Haushalts, die Elisabeth in ihrer kleinen Mädchenwirtschaft unbekümmert dem alten Faktotum überlassen konnte, und zu diesen von Elisabeth schon störend empfundenen kleinen Sorgen kommt noch ein Kind, — von dem Vater mit einem Jubel begrüßt, den die Mutter kaum begreifen kann. Denn dieses Kind bedeutet ihr nur neue Störungen und scheint ihr viel weniger für die Welt zu bedeuten als die Kinder ihrer Muse. Elisabeth vernachlässigt Mann, Kind und Haushalt und verzehrt sich in einer unfruchtbaren Gier nach litterarischen Erfolgen, die immer wieder in ihr aufgestachelt wird, wenn sie sieht, wie dieser Erfolg, nach dem sie vergebens ringt, andern, die viel weniger Dichter sind als sie, mühelos in den Schoß fällt. Sie schreibt ein Schauspiel, von dem sie die Gewißheit hat, daß es gut ist, eine Ueberzeugung, die von ihrem urteilsfähigen Gatten und einem Freunde geteilt wird. Dieses Schauspiel muß ihr endlich wieder den ersehnten Erfolg bringen, es muß ihrem Namen wieder Geltung schaffen, es muß die Kritik zwingen, sich wieder mit Elisabeth Reinhartz zu beschäftigen. Aber so viel schlechte Stücke jährlich auf den Bühnen auch gegeben werden, so schwer ist es doch, für ein gutes Stück eines unbekannten Verfassers das Interesse eines Theaterdirektors zu erwecken. Elisabeth erhält ihr Drama wieder und wieder zurück, und sie verzweifelt schließlich daran, es aufgeführt zu sehen. Da erniedrigt sie sich und erbittet die Protektion eines Mannes, den sie mißachtet, weil er ein ganz ungebildeter Mensch ist, der aber vermöge seines Geldes doch über einen gewissen Einfluß in Theaterkreisen verfügt. Sie erniedrigt sich weiter und entschließt sich zu Aenderungen ihres Stückes, die gegen ihr künstlerisches Gewissen sind. So gelangt das Stück zur Aufführung. Der Abend ist einer jener Unglücksabende, an denen alle Zufälligkeiten und alle Misere des Bühnenhandwerks sich gegen den Erfolg des Autors verschworen zu haben scheinen, und das Stück, das durch die Aenderungen, zu denen die Verfasserin sich entschließen mußte, wenn sie es aufgeführt sehen wollte, viel verloren hat, fällt durch. In ihrem ganzen Selbstbewußtsein zerbrochen, kommt Elisabeth aus der Vorstellung nach Hause und findet dort ihr Kind, um das sie sich bis dahin wenig gekümmert hat, durch eine Nachlässigkeit der Wärterin auf den Tod erkrankt. Da erwacht ihre schlummernde Mutterliebe, und die Angst um das Leben ihres Kindes reißt sie aus der dumpfen Verzweiflung, in die sie der Mißerfolg ihres Stückes gestürzt hat. Sie wird sich des Egoismus bewußt, aus dem heraus sie ihren Gatten geheiratet hat und mit dem sie nur sich und ihren litterarischen Ehrgeiz lebte, trotzdem sie mit ihrer Heirat andre, ernste Pflichten übernommen hatte. Alle ihre Sorgen gipfeln nur noch in der einen Sorge um das Leben des Kindes, und als diese Sorge von ihr genommen, als das Kind gerettet ist, sieht sie auch ihr niedergezischtes und niedergelachtes Stück wieder mit andern Augen an. Ihr Selbstbewußtsein erwacht wieder, aber nicht jenes auf ihren Erstlingserfolgen emporgewachsene Selbstbewußtsein, das den Wert einer künstlerischen

Digitized by Google

Arbeit an der Anerkennung mißt, die sie findet, sondern ein künstlerisches Selbstbewußtsein, das sich um Anerkennung und Erfolg nicht kümmert, das nur von einer strengen Selbstkritik reguliert wird. Das ist der Beginn der Genesung. Vollendet wird sie durch den getreuen Ebel, der niemals an dem Talent seiner Frau gezweifelt hat, und der sie zu ihrer Erholung an die Stätte ihrer Kindheit führt, sie Heimatluft atmen und das wohlthuende Gefühl kosten läßt, von den schlichten Menschen, die sie als Kind gekannt haben, auch als Dichterin gekannt und geschätzt zu sein. Und hier in ihrer Heimat findet sie auch das Beste — die Liebe zu ihrem Gatten, der sie so treu geleitet hat, und die Erkenntnis, daß die Kunst, von der sie nicht lassen kann und nicht lassen will, noch Größeres zu geben hat als Erfolg, nämlich Befreiung und Frieden. — Ich fürchte, daß der Schluß des Romans von vielen Lesern nicht recht verstanden werden wird. Denn Leisern, die von den Gestalten ihrer Phantasie niemals gequält und gepeinigt worden sind — und zu diesen Leuten mit ungestörter Nachtruhe gehören glücklicherweise die meisten Leser, sonst würde es noch mehr Dichter geben —, denen ist es schwer begreiflich zu machen, was es bedeutet, sich Gedanken und Phantasien von der Seele schreiben zu können. Für diese Leser wäre wahrscheinlich ein Schluß verständlicher gewesen, der Elisabeth nicht nur mit wiedergewonnener Schaffenskraft und in glücklicher Häuslichkeit, sondern auch auf der Höhe des Erfolges gezeigt hätte, der unkünstlerischen Naturen nun einmal der einzige Maßstab für die Bedeutung eines Künstlers bleiben wird. Diese unkünstlerischen Naturen wird wahrscheinlich auch die ganze Analyse ziemlich kalt lassen, in der Clara Viebig den geheimsten Seelenregungen ihrer Heldin nachspürt; denn sie können da nicht mit- und nicht einmal nachempfinden. Stellen sie sich doch das Dichten als ein Handwerk vor, das der Dichter je nach dem Maße seines Fleißes mehr oder weniger Stunden des Tages betreibt und das von ihm abfällt mit dem Augenblick, in dem er sein Handwerkszeug, Federhalter, Tinte und Papier, beiseite schiebt. Aber auch für diese Leser bietet der Roman „Es lebe die Kunst!“ noch genug des Fesselnden. Das ist das Milieu, in dem die Heldin lebt, vor allem der schöngeistig angehauchte Mannhardtsche Kreis. Clara Viebig giebt darin einen Ausschnitt des Gesellschaftslebens von Berlin W. und eine ganze Galerie so haarscharf charakterisierter Persönlichkeiten, daß Leute, die in Berlin W. heimisch sind, ganz sicher auf die Modelle deuten werden, die der Verfasserin gesessen haben könnten. Das wäre sehr überflüssig. Denn Mannhardts, wie die von Clara Viebig geschilderten, giebt es in Berlin W. sicher ein halbes Hundert, wohlhabende Familien, die ihr Interesse für die Kunst dadurch dokumentieren, daß sie sich von Künstlern amüsieren und unterhalten lassen, und Künstler protegiert zu haben glauben, wenn sie sie zu einem splendiden Souper einluden. Künstler, die diese Einladungen mit Vergnügen annehmen, trotzdem sie die Gastgeber für Protzen ästimieren, giebt es natürlich noch mehr als ein halbes Hundert, sonst könnten die Salons Mannhardt nicht während des Winters von Künstlern übervölkert sein. Und unter diesen sind wieder eine ganze Anzahl wirklicher Berühmtheiten, auch berühmte Dichter, wie der von Clara Viebig geschilderte, mit denen man ein junges und unerfahrenes Mädchen nicht ohne alle Bedenken allein lassen kann. Die poserenden Schriftstellerinnen in Berlin zu zählen, ist kaum möglich, und die Leute, die Litteratur und Kunst, vor allem das Theater, in irgend einer Weise beeinflussen, trotzdem sie nur Geld haben, schon gar nicht. Das Typische aller dieser Leute hat Clara Viebig mit großer Meisterschaft ohne alle scharfen, karikierenden Striche zum Ausdruck gebracht. Auch die andern Kreise, mit denen die Heldin Fühlung gewinnt, die brav-kleinbürgerliche Familie des Zahnarztes, der, wenn er nicht Zähne plombiert, auch wohl einmal von der Schreibwut befallen ist und mit unbescheidenem Stolz auf seine Gelegenheitsdichtungen sieht, wie die Typen der besseren, idealistischen Zielen nachstrebenden Bohème sind mit scharfer Beobachtung wiedergegeben. Nur die Figur der Anna Ritter ist, glaube ich, nicht genügend in ihrem Werden festgelegt, um in der Auffassung, in der sie Clara Viebig schildert, allgemein verständlich zu sein. Das ist ein älteres Mädchen, Schriftstellerin ihres Zeichens, die in der Liebe zu ihrem Kinde aufgeht und sich ohne Groll von der Welt, die mit Recht an diesem Kinde Anstoß nimmt, zurückgezogen hat. Als Heldin eines Romans, mit sorgfältiger Motivierung alles dessen, was sie aus dem Rahmen des Herkömmlichen herausgezwungen hat, wäre diese Figur, für die es ja auch in der litterarischen Welt ein Modell giebt, sicher dem Verständnis und der Würdigung des Lesers nahe zu bringen. Nur als Episodenfigur behandelt, mit der Konsequenz der vollendeten Thatsachen als Gloriole um das schon grauschimmernde Haar, sucht der Leser vergebens nach dem Standpunkt, von dem aus Clara Viebig in diesem Fräulein Ritter etwas besonders Verehrungswürdiges gesehen hat.

Wie Klara Viebig ein Stück der Berliner sogenannten Großen Welt schildert, so schildert Ernst Georgu in seinem Buche „Aus den Memoiren einer Berliner Range“ (Stuttgart, Engelhorns allgemeine Romanbibliothek) die Berliner Kleine Welt, das heißt die Helden seines Buches sind echte und rechte Berliner Kinder. Ich habe von Leuten, die in kleineren Städten und auf dem Lande leben, Großstadtkinder oft um ihrer armen, poesielosen Jugend willen bedauern hören. Ich glaube, mit Unrecht. Denn den Kindern gehen die Augen für die Schönheit und Poesie ihrer Umgebung, besonders der landschaftlichen, gewöhnlich erst dann auf, wenn sie keine Kinder mehr sind, und was Kinder als schön und poesievoll empfinden, das tragen sie selber aus ihrer noch rege arbeitenden Phantasie in ihre Umgebung, auch in die dürftigste, hinein. Jedes Kind schafft sich in jeder Umgebung sein Paradies, wenn es gesund und ungebunden ist, wenn ihm nicht jeden Augenblick der Erwachsene als Erzieher auf dem Halse sitzt. Diese Anschauung scheinen mir auch die „Memoiren einer Berliner Range“ zu bestätigen, deren Hauptvorzug darin besteht, daß sie Kinder ohne die Sentimentalität schildern, mit der der Erwachsene gewöhnlich an Kinder herantritt, besonders dann, wenn er ein Schriftsteller ist und etwas litterarisch Wirksames aus dem Kinderleben herausholen will. Gesunde Kinder sind oft, besonders wenn sie unter sich sind, auch sehr brutale Kinder, — wie denn kein pädagogischer Glaubenssatz falscher ist als der oft gehörte, daß in jedem tierquälerisch veranlagten Kinde ein zukünftiger Mörder stecke. Wäre diese Anschauung richtig, so müßten die Straßen sehr unsicher sein. Denn es giebt kaum ein Kind, dem es nicht in irgend einem Lebensalter und in einer brutalen Laune einmal Spaß gemacht hätte, einer harmlosen Fliege die Flügel auszureißen, und das es lustig findet, wenn das arme Tier nicht mehr fliegen und nur noch kriechen kann. Aus meiner Kinderzeit erinnere ich mich, daß es einer Gesellschaft sehr harmloser Jungens als ein sehr harmloses Spiel erschien, Frösche zu fangen, sie mittels eines Strohhalms aufzublasen und sie dann wieder ins Wasser zu werfen, wo sie sich vergebens bemühten, unterzutauchen. Uebrigens möchte ich glauben, daß dieses merkwürdige Knabenspiel in seinem von unsern Köpfen entsprungen war, sondern daß uns die Fabel von dem Frosch, der den Ochsen um seine Größe beneidete und sich aufblies, bis er platzte, auf die dumme Idee gebracht hatte. Ein Beweis, wie verkehrte Wirkung die brave Pädagogenweisheit haben kann. Die Berliner Range, deren Memoiren Ernst Georgy schildert, hat das

Digitized by Google

Glück, trotzdem sie in Berlin und als Geheimratstöchterchen aufwächst, genügend sich selbst überlassen zu bleiben und sich mit ihren Spielgefährten, verschont von dem ewigen „Das darfst du" oder „Das darfst du nicht", ein eignes Kinderparadies schaffen zu dürfen. In diesem Kinderparadiese giebt es sonderbare Herrlichkeiten, Spazierfahrten mit dem Müllwagen, Fußbäder unter dem Sprengwagen, Obsttortenbelag, der bereits auf dem Trottoir gelegen hat, Indianerfahrten nach dem Zoologischen, gratis dreimal herum Karussell fahren, nachdem die Rangen dem Karussellbesitzer ihm Schweiße ihres Angesichtes geholfen haben, das Karussell zehnmal herumzudrehen, unstandesgemäße Freundschaften und nicht zuletzt geärgerte Menschen, Hunde und Katzen und ewigen Zank und Streit unter der durch die engste Freundschaft verbundenen kleinen Gesellschaft. Gerade was man Unarten der Kinder zu nennen pflegt, bildet den ungeschminkten Inhalt des Buches. Viele Eltern werden es in dem angenehmen Glauben lesen, daß ihre Kinder Tugendmuster gegen diese Geheimratsgöhre und ihre Spielgefährten sind, woran ich keinen Vater und vor allem keine Mutter irre machen möchte. Alle aber werden Ernst Georgys „Memoiren einer Berliner Range" davon überzeugen, daß auch Großstadtkinder genug Gelegenheit haben, sich auszutoben, wenn ihnen die vor allem zu ihrer Entwicklung notwendige Freiheit gelassen wird und sie nicht zur Altklugheit gedrillt werden.

Die Galerie seiner nach dem Leben gezeichneten Originalfiguren aus dem oberen Schwarzwalde vermehrt der originelle Pfarrer Heinrich Hansjakob um eine stattliche Anzahl in einem sehr hübsch und charakteristisch von Hugo Engel illustrierten Bande „Erzbauern" (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.). Mehrere von ihnen haben eine gewisse Aehnlichkeit miteinander, der Vogtsbur, der Elefantenbur und der Ameisenbur, charakteristische Figuren aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Trotzdem der erstere ein wirklicher Bauernsohn und Bauernerbe gewesen ist, die andern nur ein flotter Müllersohn und ein kleiner Bäckermeister waren, in die sich die stattlichen Witwen vom Elefantenhof und vom Ameisenhof — auf dem beigegebenen Porträt sieht die erstere sehr stattlich aus — verliebten und die sie heirateten und zu Hofbauern machten. Allen stieg nämlich die Größe ihres Besitzes zu Kopfe, und an dem Größenwahn, daß das zeitweis mit Scheffeln gemessene Geld nicht alle werden könne, sind sie und ihre Familien elend zu Grunde gegangen. Der Vogtsbur hatte seine Sommerresidenz in Rippoldsau, ging in Karlsruhe zu Hof und war gern gesehen vom Fürsten von Fürstenberg und andern großen Herren, die die Jagd in seinen Wäldern zu schätzen wußten. „Seine größte Freude erlebte er," erzählt Hansjakob, „als der Fürst von Fürstenberg ihn einmal einlud, mit ihm nach Böhmen zu fahren und dort Jagden mitzumachen. Obwohl Gast des Fürsten, wollte der Vogtsbur sich nicht lumpen lassen bei dieser Fahrt, die natürlich mit Extrapost gemacht wurde. Das ist echte Bauernart, daß der Bauer nichts umsonst will und gern jede Freude und Gefälligkeit, die man ihm macht, dreifach vergütet. Darin ist er viel nobler als viele Herrenleute. Drum giebt der Bauer auch lieber Trinkgelder als andre Leute, die mehr Geld und mehr Bildung haben. So machte es auch der Vogtsbur aus dem Kaltbrunn, da er mit dem Fürsten von Fürstenberg nach Böhmen fuhr. Ließ der Fürst einem Postillon einen Kronenthaler geben, so gab der Bur zwei, damit die Postknechte und ähnliche Leute nicht glauben möchten, der Mann in seiner Bauerntracht sei nur um Gottes willen und als Schmarotzer dabei. Der Vogtsbur wollte, und darin hatte er recht, nicht auf dem Armenweg nach Böhmen kommen und wieder heraus. Dem Fürsten Karl Egon machte es Spaß, den tschechischen Magnaten einmal zu zeigen, was für reiche und intelligente Bauern es in seiner Herrschaft auf dem Schwarzwald gebe. Der Vogt aber sah in Böhmen nur große, reiche Herren und kleine, arme Bauern und Taglöhner, und das gefiel ihm nicht. Drum ward er auch aus diesem Grunde versucht, den Böhmen zu beweisen, daß es im Schwarzwald Fürstenbauern gebe, die Kronenthaler im Ueberfluß hatten. Es kostete diese Reise den Erzbauer aus dem Kinzigthal viel, viel Geld, und er kam mit leerem Beutel heim, aber stolz über die vielen adligen Bekanntschaften, die er gemacht, und befriedigt, weil er gesehen hatte, daß es die Buren nirgends so gut hatten als in Kaltbrunn. Die Aexte klangen wieder in seinen Wäldern, die Riesentannen stürzten, und auf dem Kaltbrunner Bach schwammen neue Flöße des Vogts, die das Loch bald wieder ausfüllten, welches die Reise nach Böhmen in seine Kasse gegraben hatte." Leider wachsen die Tannen nicht so schnell wieder, wie sie bei zu fleißiger Arbeit geschlagen werden können, schlimme politische Zeitläufe kamen dazu, — das Ende vom Liede war, daß die Fürstenberger den Vogtshof in der Subhastation erstanden und ihrem Grundbesitz einverleibten. Wäre der Vogtsbur nicht ein Bauer, sondern irgend etwas andres gewesen, der, wenn es sich um die Preußen oder den Teufel handelt, auch eisern könnende Hansjakob würde ihn wahrscheinlich sehr stark verdammen und ihn zum mindesten einen Protzen nennen. Hansjakob aber sieht das Protzentum bei Bauern grundsätzlich nicht und nennt den Vogtsbur deshalb einen Bauernfürsten. Der Elefantenbauer und seine stattliche Apollonia gaben ihr Geld in Straßburg und Rippoldsau aus, „und nicht selten waren deshalb der Fürst und die Fürstin auf dem Seebenhof in Geldverlegenheit. Allein das genierte sie nicht. Sie machten es wie die andern Fürsten auch; sie pumpten bei ihren Unterthanen, der Hansjörg bei seinen Vasallen und Taglöhnern und die Apollonia bei ihren Mägden. Wenn dann wieder Geld für die Flöße ins Haus kam, schüttete die Büre es vor ihren und ihres Mannes Gläubigern in die Stube und sprach: ‚So, jetzt hemmer wieder Geld, leset ouf, was ihr z' guat hemm!'" Der Bauer und die Bäuerin vom Ameisenhof amüsierten sich im Sommer in Wildbad, nachdem sich beide vorher in Straßburg nach neuester Pariser Mode ausstaffiert hatten. Lustspieldichter würden dieses fürstliche Bauernpaar wahrscheinlich anders schildern wie Hansjakob: „Die Büre hatte sich bei ihrer ersten Badereise den ‚Komment' dahender Herrschaften wohl gemerkt und fortan zeigte sie, was ich anderwärts schon gesagt, daß jedes Weib von Natur aus befähigt ist, sich in jede Rolle zu finden und dieselbe mit Takt und Anstand zu spielen. Die Ameisenbüre nahm denn, so oft sie ins Bad reiste, außer ihrem Pariser Anzug und ihrem modernisierten Athanasi noch eine Kammerjungfer mit. In das Fremdenbuch mußte der Athanasi schreiben: ‚Athanasius X., Gutsbesitzer aus dem Krähenbach, mit Frau und Bedienung.' Auch das hatte sich die Büre bei ihrer ersten Badekur gemerkt, daß bessere und feinere Herrschaften nicht immer an der großen Tafel essen, sondern sich bisweilen auf dem Zimmer servieren lassen. Demgemäß thaten auch der Athanasi und sein Weib. Sie erschienen nur zwei oder drei Mal die Woche an der Tafel und nahmen dann an diese auch jeweils ihre Zofe mit. Am Nachmittag fuhr das Waldfürstenpaar regelmäßig in Wildbad und in der Umgegend spazieren. Blieb aber der Waldfürst einmal daheim, so mußte die Zofe mit der Ameisenbüre; denn auch das hatte diese abgeguckt, daß vornehme Damen stets eine Gesellschafterin bei sich haben, wenn sie ausfahren. Was sie aber den andern Herrschaften nicht abgelernt hatte, die ‚reiche Bäuerin', wie sie in Wildbad allgemein hieß, das war die Noblesse, mit der sie Trinkgelder gab. Sie war durch diese bald so beliebt, daß sich alles, was auf Trinkgelder rechnete, freute, wenn die Waldbüre kam.

Digitized by Google

Waren Tag und Stunde ihrer Ankunft bekannt, so empfing sie die Kurmusik beim Eingang ins Städtle und geleitete sie zum Bären. Kinder und Bettler, angelockt durch die Musik, kamen in Scharen, und nun warf die reiche Bäuerin Hände voll Sechser, Groschen und Kreuzer, die sie schon parat gehalten, unter die fröhliche Menge. Hatte das Kurorchester die Einfahrt verpaßt oder dieselbe zu spät erfahren, so erschien es alsbald, nachdem die Herrschaften abgestiegen waren, vor dem Hotel und brachte ein Ständchen. Für diese Huldigung, die auch bei der Abreise stattfand, bezahlte die Ameisenbüre jeweils hundert Gulden. Vor der Heimreise wurden große Einkäufe gemacht, um würdige Badgeschenke mitzubringen für Kinder, Freundinnen und Dienstboten. Bis zu tausend Gulden gingen manchmal drauf für diese Kleinigkeiten. Natürlich ward für jede neue Badreise auch die Garderobe, die nur aus Seiden- und den feinsten Wollkleidern bestund, erneuert. Ein Kaufmann in Wolse hatte so einmal den Auftrag erhalten, der Ameisenbüre einige ‚gewirkte Schalen' (Shawls) zur Auswahl zu senden. Er schickte ein ganzes Dutzend und noch eine dazu, also dreizehn Stück. Die Fürstin musterte und ‚verlieſ' sie, und siehe da, es hat jede in ihrer Art den Beifall der Ameisenbüre. Drum behielt sie einfach alle dreizehn." Natürlich war auch hier das Ende, daß die Fürstenberger den Hof anlauften und den ausgeschundenen Wald wieder aufforsteten. Der Leser zieht sich aus diesen Bauerngestalten und ihren Schicksalen nicht nur eine Moral, sondern ein Dutzend und mehr dieser nützlichen Lesefrüchte. Anders Hansjakob; der zieht nur die daraus: „Drum ist's nicht gut, wenn die Bauern so große Höfe haben, daß sie die Fürsten spielen können." Er macht die Größe der Höfe und nicht die Charakterschwäche der geschilderten Bauern für ihren Fall verantwortlich. In den wunderlichen Hansjakob Augen haben nur Fürsten und Adlige, Kaufleute und andre Menschen, vor allem aber die Preußen insgesamt Schwächen und Fehler, — Bauern niemals, sie müßten denn Preußen sein. Und trotzdem liest man die Bauernchroniken des Originals Hansjakob gern. Sie sind, trotz alles paradoxen Rankenwerkes, das darum hängt und den Leser häufig lächeln macht, wo es der Verfasser bitter ernst meint, wirkliche Lebensbilder.

Liebhaber grotesken Humors werden an den „Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten" von Josef Ruederer (Berlin, Verlag von Georg Bondi) ihre Rechnung finden. Von den drei Novellen ist die erste, „Die wundervolle Legende vom heiligen Leonhard und der heiligen Barbara", eine derbe, nur durch den treuherzigen Ton, in dem sie vorgetragen ist, gemilderte Satire auf Heiligen- und Reliquienkultus, die zweite, „Sein Verstand", persifliert gewisse Künstlerkreise und ihre von jeder Tageslaune bestimmbare künstlerische Richtung, die dritte, „Der strohblonde Augustin, der brennrote Kilian und die sittliche Weltordnung", geht von dem Gedanken aus, daß wir manchmal kurzsichtig sittliche Weltordnung heißen, was weder mit der Sittlichkeit noch mit der Weltordnung in dem geringsten Zusammenhange steht. Mir scheint, daß der Verfasser nur in der ersten Novelle sein Ziel wirklich getroffen hat. Die zweite und dritte sind so kraus, launenund sprunghaft im Aufbau, daß der Leser nur dann an der kräftigen Darstellung und der urwüchsig derben Laune des Verfassers seine Freude haben kann, wenn er darauf verzichtet, ihn in seinen Schlußgedanken ganz zu verstehen.

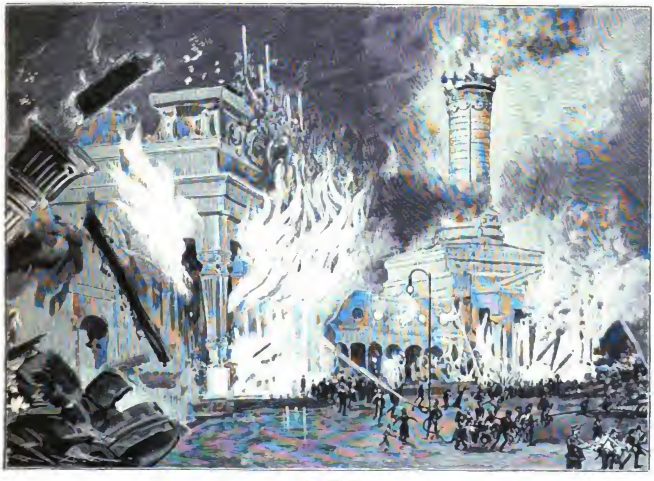
In einem von A. F. Seligmann illustrierten Bändchen veröffentlicht Richard Voß unter dem Titel der ersten, „Die Rächerin" (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.), vier in Rom und der Umgebung Roms spielende Novellen, die, wie alles, zu dem der Boden Italiens den Verfasser angeregt hat, zu dem Besten gehören, das Richard Voß geschaffen hat. Seine überstarke Phantasie, seine Leidenschaft, seine glühenden Farben und seine Ueberschwenglichkeit, die seine Schilderungen nicht selten unwahr oder krankhaft überreizt erscheinen lassen, wenn der Dichter seine Gestalten unter einem weniger blauen als dem italienischen Himmel wandeln läßt, scheinen hier dem Leben und der Natur abgelauscht und geben den Vollklang einer harmonischen Stimmung. Auch die ziemlich groben Effekte, in denen Richard Voß nicht selten seine Erzählungen gipfelt, verlieren unter den leidenschaftlicheren Menschen, die er schildert, das Theatralische, das ihnen sonst anhaftet. So erzielt er in allen seinen römischen Novellen eine starke Spannung, und er zaubert — denen, die Italien nicht kennen, vielleicht noch mehr als denen, die es wirklich kennen — ein Stück italienischen Lebens in ihre nüchternere deutsche Umgebung.

Ist der in Pommern geborene Richard Voß in Italien heimischer geworden als in Deutschland, so hat die schon seit Jahren in Wien lebende Goswina von Berlepsch ihre Heimat, die Schweiz, nicht vergessen, und sie giebt einem Bande Novellen, die auf Schweizer Boden spielen, dankbar den Titel „Heimat". (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die meisten dieser Novellen sind in diesen Heften zuerst veröffentlicht worden, und ich muß mich daher darauf beschränken, ihr Erscheinen in Buchform anzuzeigen, da sowohl die Novelle „Wiedersehen", in der sich zwei, die sich einst liebten, unter veränderten Umständen zu kurzer Weggenossenschaft auf einem Dampfer des Vierwaldstätter Sees zusammenfinden, wie die Geschichte des „Handjichi", der sich immer noch ein Stück weiter getraut, als ihm sein Schutzengel zu folgen vermag, und das „Spätrot", das einer Züricher alten Jungfer aufleuchtet und ihr Herz erwärmt, noch in der Erinnerung aller Leser sein werden. Auch die übrigen Novellen des Bandes zeigen die feinsinnige, vornehme und dabei frische Art der Verfasserin, die aus dem vielgestaltigen Leben das Beste zu schöpfen weiß.

Digitized by Google

Die Vernichtung der Ausstellung in Como.

Die dem Andenken Voltas gewidmete, mit noch einigen andern Ausstellungen verbundene elektrische Ausstellung in Como wurde am Vormittag des 8. Juli ein Raub der Flammen. Ueber die Entstehung des Brandes berichten verschiedene Augenzeugen ziemlich übereinstimmend: Dort, wo sich an die Ausstellungen des Marine- und des Kriegsministeriums die Cocongalerie (Ausstellung von eingeiponnenen Seidenpuppen) anschloß, befand sich ein Feldzelt des Kriegsministeriums. In der Nähe war eine Fallthür, unter der ein Arm des elektrischen Stroms hinlief. Auf noch unaufgeklärte Weise gerieten zwei Drähte in Berührung miteinander; die Funken steckten das Holzwerk der Thür in Brand, ein Ausstellungsdiener merkte das und hob die Fallthür auf; eine furchtbare Flamme schlug ihm entgegen, die im Nu die von der Sonne ausgedörrten Holzwände des Zeltes ergriff. In zehn Minuten war die ganze Ausstellung ein einziger Feuerherd; die unbedeckte Rundhalle und die beiden großen Galerien gewährten dem Luftstrom freien Zugang, so daß das Feuer sich mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen hin verbreiten konnte. Mit Getöse stürzten das Gebälk und die Wände zusammen und begruben die Gläser mit den kostbarsten Ausstellungsgegenständen. Anfangs schwirrten die wildesten Gerüchte über Verluste an Menschenleben durch die Stadt Como, denn



Der Brand.

Digitized by Google

Vor dem Brande.

Digitized by Google

man wußte, daß bei Ausbruch des Feuers das ganze Dienſtperſonal auf dem Poſten war. In allen Kioskeu waren Verkäufer und Verkäuferinnen thätig; auch Beſucher waren ſchon in bedeutender Anzahl auf dem Ausſtellungsplatze, aber wie durch ein Wunder ging kein Menſchenleben verloren. Eine halbe Stunde nach Ausbruch des Brandes war die Ausſtellung in ihren Hauptteilen nur ein unförmiger Haufen von zuſammengekrümmten Eiſenſtücken, geſchmolzenem Glas, zertrümmerten Maſchinenrädern, losgeriſſenen Zinkplatten, zerbrochenen Eiſendrähten; von all den prachtvollen ſeidenen Geweben, von den Stickereien, von den Sammetſtoffen iſt auch nicht das geringſte übrig geblieben. Nur die genauerten Teile des Pavillons, in denen ſich die Erinnerungen an Volta befanden, und die Mauern des Keſſelhauſes blieben ſtehen. Von den Volta-Reliquien ſelbſt wurden nur ſehr wenige Gegenſtände, wie das Porträt des großen Phyſikers, ſein Degen, einige Bücher aus ſeinem Beſitz, den Flammen entriſſen. Die von ihm zuerſt hergeſtellten Säulen, der erſte Plan zu einem elektriſchen Telegraphen, die elektriſche Piſtole, viele Schriften und Briefe von ſeiner Hand wie von andern berühmten Gelehrten, kurzum, eine Menge unerſetzlicher Erinnerungen wurden vernichtet. Gerettet wurden die Ausſtellung der ſchönen Künſte und der Kirchenkunſt und beträchtliche Teile der dem Kunſtgewerbe zugewieſenen Räume. Die Entmutigung in Como war natürlich nach der Kataſtrophe zunächſt groß, aber mit Energie ſchritt man an die Aufräumungsarbeiten, und zu der Zeit, da dieſe Zeilen vor das Auge des Leſers gelangen, dürfte der Wiederaufbau bereits ziemlich vollendet ſein. Am 15. Auguſt ſoll die Ausſtellung in allen ihren Teilen wieder eröffnet werden.

Aufn. von Karl Weiß, Hofphot., Neuſtrelitz.

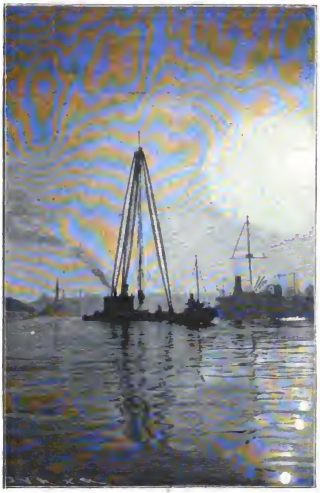
Graf Georges de Jametel und Herzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz.

Am 22. Juni fand zunächſt in der katholiſchen Kirche zu Richmond bei London und dann in der Königlichen Kapelle zu Kew die Trauung der Herzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz mit dem Grafen Georges de Jametel ſtatt. Die Prinzeſſin erblickte am 8. Mai 1878 als älteſte Tochter des Erbgroßherzogs Adolf Friedrich und ſeiner Gemahlin Eliſabeth, geborenen Prinzeſſin von Anhalt, in Neuſtrelitz das Licht der Welt. Gleich ihrer jüngeren, mit dem Erbprinzen Danilo von Montenegro verlobten Schweſter Jutta, erhielt ſie ihre wiſſenſchaftliche Bildung in der Heimat. Ihre Großmutter, die Großherzogin Auguſta, eine geborene Prinzeſſin Cambridge, beſitzt in London ein Palais, das ſogenannte Mecklenbourgh Houſe, in dem ſie mit ihrem Gemahl alljährlich einige Zeit den Aufenthalt zu nehmen pflegt. Hier nun lernte ihre Enkelin, bei der Großmutter zu Gaſte weilend, den Grafen Georges de Jametel kennen. Ueber letzteren hat die Tagespreſſe mancherlei Irriges veröffentlicht und nicht einmal ſeinen Namen ganz richtig wiedergegeben. Hier folgt das Zutreffende. Der Graf iſt keineswegs bürgerlicher Herkunft und erſt durch den Papſt mit ſeinem Titel beſchenkt worden, ſondern er entſtammt einem alten franzöſiſchen Grafengeſchlecht, das in der Zeit der großen Revolution den Titel ablegte, ihn aber nach Neuerrichtung des Königtums unter Ludwig XVIII. wieder annahm.

Digitized by Google

Der große Werftkran in Kiel.

Ein wunderliches Bauwerk, dessen Bestimmung und Bedeutung man sich nicht gleich ohne weiteres erklären kann, wenn es so langsam über das Wasser dahergewandelt kommt, ist der große Schwimmkran der Kaiserlichen Werft in Kiel, im Volksmunde allgemein „Der lange Heinrich“ genannt. Das gewaltige Bauwerk ist in Deutschland das größte seiner Art und bildet für die Werft und den Kriegshafen ein unentbehrliches Universalwerkzeug größten Maßstabes. Der Kran besteht aus einem großen Plattformschiff, auf dem sich eine dreibeinige Pyramide erhebt. Sie setzt



Der Kran, aus der Werft auf die Föhrde hinausfahrend.

Der Kran, eine gesunkene Dampfpinasse hebend.

Der große Werftkran in Kiel.

sich zusammen aus drei durchsichtigen Säulen, Winkeleisenverbänden, die hoch gen Himmel ragen, und von deren Spitze ein mächtiger Flaschenzug herabhängt. Die Plattform besitzt bei einer Länge von 47 Metern eine Breitenfläche von 17 Quadratmetern; die größte Höhe der Kransäulen beträgt 44 Meter, die größte Auslage 14,7 Meter, und die Hebekraft ist mit 125000 Kilogramm eine ganz gewaltige. Der den eigentlichen Kran tragende Schiffskörper besteht aus einer großen, rechteckigen Plattform, die dem ganzen riesigen Gebäude beim Heben der Maximallast selbst bei bewegtem Seegang die nötige Stabilität gegen Kippen und Schaukeln gewährt. Im Innern, im Raum, befinden sich die beiden Dampfmaschinen, die zwei am Hinterschiff befindliche vierflügelige Schrauben treiben. Diese Schrauben dienen für die Vorwärts- und Rückwärtsbewegung des Schiffes, denn „Der lange Heinrich“ vermag nicht nur die größten Lasten zu heben, sondern auch die schwebende Last selbständig von Ort zu Ort zu schaffen.

Die Maschinerie des Schiffes hat vielseitige Verwendung. Ist sie in Bewegung, so sieht man auf der Plattform eine Anzahl stehender und liegender Walzen, die sich teils schneller, teils langsamer um ihre Achse drehen. Die größte Walze ist eine außergewöhnlich große Kettentrommel, welche die lange, durch den Flaschenzug laufende Kette zum Heben der Last aufwickelt, beziehungsweise beim Senken abwickelt. Kleinere Walzen dienen zum Heben leichterer Lasten, andre wieder zum Auf- oder Abwinden von Ketten und Leinen, zum Festmachen des Kranschiffes am Quai, an andern Schiffen oder Festlegen vorm Anker. Im Innern des Schiffsrumpfes befinden sich noch die Lasten (Stauräume) für die nötigen Ketten und Kabel, die Kohlenbunker und die Mannschaftsräume. Die Hauptaufgaben des großen Kranes bestehen darin, alle schweren Maschinenteile und Kessel aus- und einzusetzen, ebenso die Masten, ferner Geschütze, Geschützteile und Stücke der Panzerung an oder von Bord zu heben. Solche und mancherlei ähnliche Ar-

Digitized by Google

beiten fallen dem Kran auf den Bassins der Kaiserlichen Werft zu. Außerdem findet er aber auch draußen noch verschiedentliche Verwendung, vor allem muß er die schweren, großen Ankerbojen für die Kriegsschiffe auslegen, beziehungsweise deren Gründungen versenken; er setzt ferner Schiffsbeiboote aus und ein, hebt angerannte und gesunkene Boote und kleinere Schiffe und mancherlei mehr. So wandert „Der lange Heinrich" oft tagelang auf der weiten Kieler Föhrde umher als ein riesenstarker, fleißiger Geselle, dessen Arbeiten meist aufmerksame Zuschauer finden. **Ernst Teja Meyer.**

Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch †.

In Abbas-Tuman in Transkaukasien erlag am 10. Juli seinem langjährigen schweren Leiden der russische Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch, ältester Bruder des Zaren Nikolaus II. Am 9. Mai 1871 zu Zarskoje Selo geboren, wurde er, dem russischen Brauche entsprechend, nach dem Tode seines Vaters, des Zaren Alexander III. († 1. November 1894), zum Thronfolger ernannt. In der russischen Armee und Marine rangierte er als Flügeladjutant, Chef der reitenden Garde-Artillerie, der Atamanschen Kosaken, der Uralischen Kosaken-Sotnie und des 93. Infanterieregiments Irkutsk wie als Schiffsleutnant der ersten Flotten-equipage Großfürst Konstantin Nikolajewitsch. Im österreichischen Heere bekleidete er den Rang als Oberstleutnant im Ulanenregiment Alexander II. Kaiser von Rußland, und in der preußischen Rangliste wurde er à la suite des Ulanenregiments Kaiser Alexander III. (Westpreußisches) Nr. 1 geführt. Schon in frühen Jahren von der tückischen Krankheit befallen, die sein Lebensmark verzehrte, trat Großfürst Georg jedoch nie an die Oeffentlichkeit, und der Tod ist ihm jetzt ein Erlöser geworden. Als Thronfolger gilt nunmehr, bis dem russischen Kaiserpaare ein Sohn geschenkt ist, der jüngste Bruder des Zaren Großfürst Michael, geboren am 4. Dezember 1878.

Digitized by Google

Von der allgemeinen deutſchen Sportausſtellung.

Mit drei Abbildungen.

Obſchon ſeit Jahren eine Ausſtellung auf die andre folgt, ſo zeigt doch die in München zurzeit ſtattfindende allgemeine deutſche Sportausſtellung eine ganz beſondere Anziehungskraft; an den Tagen mit 50 Pfennig Eintrittsgebühr ſteigert ſich die Zahl der Beſucher geradezu zum Gedränge. Das Publikum begreift eben im großen ganzen das, was ihm vor Augen geſtellt wird, und freut ſich, gar vieles, was ihm vielleicht nur in der Vorſtellung bekannt war, verkörpert vor ſich zu ſehen. Was heute unter der Firma Sport vereinigt iſt, wird zwar zum großen Teil vom Sport nur nebenſächlich beanſprucht, aber man iſt nicht engherzig und nimmt auch Dinge mit in den Kauf, welche eigentlich nicht dazu gehören. Das ließe ſich zum Beiſpiel von einigen reizenden Kollektionen ſagen, die der Ausſtellung zur Zierde gereichen, aber doch mehr kulturhiſtoriſchen als ſportlichen Wert haben.

Unter den zur Ausſtellung gelangten Sportzweigen nehmen Jagd-, Fiſcherei-, Berg- und Radfahrſport die hervorragendſten Plätze ein. Gleich beim Haupteingang fällt der Blick auf allerlei jagdbares Getier, das in prächtigen, allerdings nur ausgeſtopften Exemplaren ein recht hübſch hergeſtelltes Gelände mit einem Felſenaufbau und einem kleinen See belebt. Hoch oben auf felſigem Grate klettern Gemſen herum; in ihrer Nachbarſchaft ſchwingt ſich ein mächtiger Steinadler vom Horſte weg in die Luft; Habicht, Falke und Buſſard ſind nicht weit davon zu ſehen; wo der Wiedgrund angeht, ſchreitet der mächtige Edelhirſch; in reſpektvoller Entfernung iſt ein Bock mit der Ricke; auf der Legföhre dort hat ſich ein Auerhahn eingeſchwungen und ſcheint in vollem Balztaumel begriffen; ein hübſcher Birkhahn, der mit dem Spiel eben ein Rad ſchlägt, tanzt im Moosgrunde herum, während der kleine See von Sumpfvögeln aller Art bewohnt iſt; Enten, Wildgans, Reiher, Kormoran, Kiebitz und Möwe gehen teils im Waſſer, teils im Röhricht ihrer Beſchäftigung nach. Daß die herrlich uniformierten Faſanen, Rebhuhn und Strandläufer nicht fehlen, iſt natürlich; aber auch die weniger beliebten Geſellen, wie Dachs, Fuchs und Wolf, ſind vertreten; ebenſo macht ſich ein rieſiger Keiler dort an der Einzäunung zu ſchaffen. Die Kleinen im Jagdrevier, wie Haſe, Marder, Iltis, Igel, laufen beſcheidentlich nebenher.

An dieſen Tierpark ſchließt ſich eine Jagdhütte an, wie ſie vor fünfzig Jahren noch im Gebrauch ſtand. In der Mitte des Raumes, der eigentlich nur ein Heulager für ein halbes Dutzend Menſchen zeigt, iſt ein aus Steinen erbauter Herd angebracht, der den hungrigen Weidgeſellen ermöglichte, auf offenem Feuer irgend eine warme Speiſe zu bereiten. Wie ganz anders ſieht ſich die moderne Jagdhütte an, die mit einem Kochofen und einer ſo behaglichen Mobiliarſchaft verſehen iſt, daß man gern eine Sommerfriſche in dieſem weidmänniſchen Unterkunftshauſe verleben möchte.

Die zur Jagd benötigten Waffen, Geräte und Hilfsmittel aller Art ſind in wahren Meiſterſtücken des Gewerbefleißes vertreten; wie weidmänniſche Hinterliſt arbeitet, zeigt ein Ausſteller im Nebengange, der bald den Sang der Droſſel, das Rufen der Wildtaube, den Schrei der Ente, das Pfeifen der Mäuſe, das Schmälen des Rehwildes oder das Röhren des Hirſches hören läßt und dem Fachmann die neueſte Konſtruktion von Schwanenhals-, Tellereiſen, Marderfalle, Steck- und Schlaggarn, Lauſdohne und ſo weiter erklärt.

In dieſer Abteilung gehört auch die wundervolle Geweihſammlung auf der erſten Galerie, die alle Arten und Abnormitäten der von jagdbaren Tieren getragenen Geweihe und Hörner in den ſchönſten Exemplaren erſehen läßt. Dabei iſt alles ſyſtematiſch geordnet, ſo daß man die Entwicklung vom Spießer zum Gabler und zum Sechſer und ſo weiter recht gut verfolgen kann.

An die Jagd grenzt die Fiſcherei als nächſte Verwandte; der Fiſcher wird ſich ſicher in das reiche Material von Fangwerkzeugen aller Art vertiefen; der Laie erfreut ſich ausnahmslos an der reichhaltigen Ausſtellung von lebenden Fiſchen. Und gerade die delikateſten Floſſenträger haben ſie dem Beſchauer zugedacht von den Mund gerückt: Forellen, Saiblinge, Aſchen, Aale, Barſche, Hechte und dickwanſtige Karpfen. Man ſieht es den Leuten förmlich an, daß ihr Wohlgefallen an den Waſſerbewohnern eigentlich nur kannibaliſcher Natur iſt! In einem Glaskaſten ſind in effigie die böſen Feinde der Fiſche an den Pranger geſtellt. Darunter bemerken wir den im Familienleben ſo unentbehrlichen Storch, die ſchmackhafte Ente und den ſcheinbar ſo unſchuldigen Froſch. Den Abſchluß der Jagd und Fiſcherei bilden verſchiedene bildliche Darſtellungen aus dem hier in Frage kommenden Bereiche, worunter aber nur wenige hervorragende Kunſtleiſtungen bemerkbar ſind. Vortrefflich in der Auffaſſung und Ausführung iſt die in einer geſchmackvollen Gartendekoration aufgeſtellte lebensgroße Figur des Prinzregenten Luitpold von Bayern im Jagdkoſtüm; Kaiſer Wilhelm I. in Jagdgala iſt im lebensgroßen Bilde gleichfalls in der Abteilung für Jagdſport zu ſehen. Daß der Jagdwagen in der Ausſtellung nicht fehlt, bedarf kaum einer Erwähnung; an ihn ſchließen ſich Luxuswagen aller Art, unter denen als hiſtoriſche Prachtſtücke einige Galakutſchen und -ſchlitten aus der königlichen Wagenremiſe beſonderes Aufſehen erregen.

Von hier weg betritt man ſofort das umfangreiche Gebiet der Fahrradinduſtrie. „Wer kennt die Radeln, nennt die Namen, die alle hier zuſammenkamen“ — möchte man, einen klaſſiſchen Ausſpruch variierend, ſagen. Ganze Berge von Fahrrädern ſind hier aufgetürmt, ganze Wälder davon zuſammengeſtellt und dazu alle die kleinen und großen Dinge, die ein Radler notwendig braucht: Werkzeuge, Laternen, Gummireifen und Sportanzug! Kühn war die Idee der Koſtümausſteller, durch ein plaſtiſches Landſchaftsbild und entſprechende Figuren die Freuden und Leiden der Radfahrtouren zu verſinnbilden. Da ſieht man links ein Gebirgshaus, das zugleich Wirtshaft zu ſein ſcheint. Oben auf der „Lauben“ ſteht ein Radler, der einer bildſchönen Miesbacherin Artigkeiten ſagt; unten vor der Thür ſitzt ein älterer Radler beim Schoppen und bei einer jungen Radfahrmaid. Eine elegante Fahrerin im weißen Koſtüm bekränzt ein Madonnenbild, eine andre vereinigt ſich an einer Felswand durch Anſchreiben; ſie ſteht natürlich in dieſer reizenden Poſe nur, daß man ihre untere Bekleidung muſtern kann. Auf der andern Seite ſcheint man an eine mit Burgen geſegnete Landſchaft gedacht zu haben, wenigſtens führt ein ſteiler Weg hinauf zum alten Turm hoch droben; unten am Weg liegt ein Radfahrer ſamt ſeiner Maſchine am Boden; wenn er dieſen ſteilen Pfad herabgefahren iſt, wie die Darſtellung zu erkennen giebt, dann geſchieht ihm ganz recht!

Für den Sportsmann iſt dieſer Teil der Ausſtellung mehr als reichhaltig; der Ignorant, der vom Radeln noch nichts verſteht, hat ſich aber daran bald ſattgeſehen, und er wendet ſich dem nächſten volkstümlichſten Sport, dem Bergſport zu. Was es hier wohl Intereſſantes auszuſtellen giebt? So viel, daß einem Freund der Bergwelt das Herz weh thut, wenn er alles das ſieht, was er haben möchte!

Digitized by Google

Jagd- und Gewehrausstellung.

Von der Sportausstellung in München.

Digitized by Google

Bergsport-Panorama: Rainthal und Blaue Gumpe. Gemalt von M. Zeno Diemer.

Von der Sportausstellung in München.

Digitized by Google

Fahrradsport-Panorama.

Von der Sportausstellung in München.

Digitized by Google

Vor allem die Berge selbst! Das von den Münchener Künstlern Leopold Schoenchen, Zeno Diemer, E. T. und E. H. Compton, O. Erich Engel und Hans Beatus von Wieland hergestellte Panorama aus dem Wettersteingebiete ist und bleibt das Zugstück der Ausstellung. Durch eine enge „Klamm", an deren Felswand eine Wegtafel mit der Aufschrift: „Zur Angerhütte — zur Knorrhütte — zum Münchnerhaus" angebracht ist, gelangt man zur „Blauen Gumpe". Vor den Augen des Beschauers, der sich thatsächlich in das wilde, einsame Hochthal versetzt fühlt, erhebt sich links der gewaltige Rücken des 2747 Meter hohen Hochwanner, rechts der steil aufragende Kirchturm (2516 Meter), während im Hintergrunde die zahlen Gatterlspitzen und der silberglänzende Schneefemer sichtbar sind. Aus einem wahren Trümmerfelde leuchtet der Wasserspiegel eines kleinen Sees im tiefsten Blau heraus, daher der Name Blaue Gumpe. Nach vorn wird das ganze Bild durch Verwendung von natürlichem und echtem Material immer berückender; hier ein Chaos von Gestein und morschen Baumstämmen, die Wetter und Wasser hierhergeschwemmt haben, dort links und rechts Latschen und zwischen ihnen Alpenrosengesträuche; — ein herrlicher Anblick, dessen mächtige Wirkung ein Heer von Wünschen im Innern wachruft. Fort, weit fort, hinein in die Berge!

Was man dazu braucht und was zu besitzen angenehm und nützlich ist, das zeigen die hunderterlei Gegenstände, die zur Ansicht gebracht sind. Man kann sich nach Herzenslust auswählen: Wollwäsche, Lodenanzug, Lederhose, Strümpfe und Bergschuhe mit Eisenbeschlägen, deren sich kein Bränerpferd zu schämen brauchte; Rucksäcke, so praktisch, daß man eine ganze Ausstattung unterbringen könnte, Trinkgefäße vom kleinen Taschenbecher bis zur großen, drei Liter haltenden Aluminiumflasche; Laternen, die man schließlich in die Westentasche schieben kann, Kochapparate — für Damen sogar Brenneisen und Haarwasserflacons — kurz alles, was ein Tourist oder eine Touristin braucht, die wochenlang in der Wildnis herumzustreifen beabsichtigen.

Was an Konserven ausgestellt ist, grenzt ans Unglaubliche. Es ist eine Kleinigkeit, sich 3000 Meter hoch auf einem Steinklar ein Diner mit sechs oder sieben Gängen zu leisten! Was aber an geistiger Nahrung dem Alpinisten geboten wird, steht hinter dem Vorerwähnten nicht zurück. Ein umfangreiches Material von Büchern, Karten und Bildwerken vermittelt und erleichtert den Verkehr mit den Bergen, und davon ist ein ansehnlicher Teil zur Aufstellung gebracht. Man wird geradezu müde vom Beschauen, und es ist fast nicht möglich, noch weitere Teile der Ausstellung bei diesem einen Rundgang mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Es erübrigten immer noch die Abteilungen für Turnen, Fechten, Rudersport, Rennsport und Amateurphotographie. Aber es drängt uns aus der Schwüle des Gebäudes förmlich hinaus in die reizenden Anlagen, wo wir bei den Klängen der Militärmusik noch einige Augenblicke behaglich verträumen können. Auf der Wiese bei der großen Fontäne hanst das gelbe Ungetüm, der Fesselballon, der von Herren und Damen, die auch einmal in die Luft fahren wollen, sehr stark in Anspruch genommen wird. Das bunte Treiben auf den Promenadewegen des Ausstellungsgeländes ist sicher nicht der geringste Anziehungspunkt des Unternehmens; viele Münchener gehen Tag für Tag dorthin, denn nirgends bummelt es sich schöner als in dem kleinen Paradiese auf der Kohleninsel.

B. Rauchenegger.

Für müßige Stunden.

Zahlenrätsel: „Mephistopheles".

Umstellrätsel.

Recht und Gesetz muß ich wahren, bahne den Weg oft zur Ehe,
Und mancher Sterbende leis mir seine Wünsche vertraut.
Wechseln die Lettern den Platz, bleibt nur eine äußere Hülle,
Aber es mutet ernst, feierlich an das Gewand. M. Sch.

Silbenrätsel.

Ob ich finde wohl den Mut,
Meine Lieb' ihr zu gestehen?
Wüßt' ich nur, daß sie mir gut
Und vergeblich nicht mein Flehen!

In den Ersten sie gehört,
Das bekenne ich mir offen;
Manchen schon ihr Nein empört',
Was berechtigt mich zu hoffen?

Nur, daß meine Lieb' und Treu'
Mit der Dritten zu vergleichen,
Und es so süß Leben sei,
Wenn wir uns die Hände reichen.

Ich vertrauensvoller Thor
Seh' sie schon als meine Braut,
Und mir schwebt die Stunde vor,
Wo wir am Altar getraut;

Dann entführ' ich sie zum Rhein,
Und es lacht und auch das Ganze —
Immerlich nur Sonnenschein,
Vor und die Natur im Glanze! M. St.

Worträtsel.

In mir ist Leben und ist Tod,
In mir ist Weiß, in mir ist Rot,
In mir ist Freud', in mir ist Schmerz,
In mir ist Ernst, in mir ist Scherz;
Und sucht Vergessen du in mir,
Du findest es, ich bürg' dafür.

Ich bege Höll' und Himmel auch,
Und Thun und Lassen, Sitt' und Brauch,
Und Haus und Hof, und Speis' und Trank,
Und Tisch und Bett, und Stuhl und Bank,
Und Frau und Mann, wie Weib und Kind —
Nun rat, worin wir alle sind?

Digitized by Google

Buchstabenrätsel.

1, 2, 3, 4 und 5: ein Fürst, genannt heut laut,
Genannt wurd' oft auch, die er sich erkoren —
O eitler Stolz, wenn nur auf Sand gebaut;
So schwer behauptet, und so leicht verloren!

1, 2, 3, 4, 5, 6: ein wechselvoll Geschick
War die, einst Kaiserresidenz, beschieden;
Hoch stieg auch tief sank deines Mauern Glück —
Heut blühst du reich in deines Domes Frieden.

1, 2, 3, 4 und 5, 6, 7, 8 und 9:
Wem es vergönnt war — ach, ich sprech' von gestern —,
Zu lauschen eurer Töne Klangverein,
Gedenkt noch euter, gottbegnad'te Schwestern!

Charade.

Mancher Donna könnte lehren
Wohl der Erden bunte Pracht:
Stolz und Selbstbewußtsein mehren
Nicht der Schönheit Siegesmacht.

Wunderbar viel sich den andern
Aufzunehmen immer heut,
Wenn verständnisvoll sie wandern
In der Schöpfung Herrlichkeit.

Sonnenwärme ruft ins Leben
Auch des Ganzen Daseinsglück,
Aber schnell wird es entschweben
Wie ein sel'ger Augenblick.

M. Sch.

Rätsel.

Ich denke, lieber Leser, mir ein Wort,
Ein sehr bekanntes hier und allerort.
Nur bleibt's ein Rätsel, wie du dich auch quälst,
Selbst wenn die Lösung hier du nicht verfehlst,
Weil dieses Wort nur schwer zu definieren. —
Ich will auf eine Art es buchstabieren
Und werde, daß du's leichter magst erkennen,
Vier seiner Eigenschaften dir nun nennen. —
Nenn' ich die erste, sieh' ein Wörtchen sein,
Drei Anfangsbuchstab' auch mit meinem Wort gemein,
Und so dann weiter fort, wie ich es angegeben:
Ohn' dieses Wort giebt's auf der Welt kein Leben. —
Ein Diamant blitzt manchmal hell und klar,
Doch oft wird inne man, daß es kein echter war;
Und dieses hat mein Wort mit ihm gemein:
Es blitzt oft vor dem Kauf und ist — kein Edelstein;
Und mancher Käufer hat dies schon empfunden. —
Hast aber du geschickt herausgefunden
Den echten Stein, wo jeder Irrtum fern,
Dann gleicht mein Wort dem hellen Himmelsstern,
Der treu auf allen Wegen dich begleitet,
Wenn Nacht und Finsternis um dich gebreitet;
Der freundlich dir sein sanftes Licht wird spenden,
Bis du das irdsche Leben mußt beenden. —
Nun komm' ich auf den letzten Laut zurück:
Ein Stern — so sagt man — bringt uns Menschen Glück?
Dasselbe auch von meinem Wörtchen gilt,
Sofern es deine Hoffnungen erfüllt,
Nur hat die Welt sich leider nicht geeint,
Weil's manchmal gut, doch öfter — böse erscheint.

B. S.

Wechselrätsel.

Eine der edeln Gestalten, wie sie uns Lessing geschaffen,
Geistet aus dem Rätselwort dich, immer des Willkomms gewiß;
Aber sobald ihre Stelle sowohlen die beiden Vokale,
Biegt es nur Unheil im Schoß, scheint sich nicht blutiger Thal.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 13 vor. Jahrg.:

Des Bilderrätsels: Der Weg zum Ruhen ist nicht besteent mit Glück.

Des Rätselbischons: Bascha.

Des Umstellrätsels: Ostindien. Leonidas. Italiener. Meliffe. Menelaus. Ebeestein. Magenta. Inselreich. Namenstag. Irländer. Singapore. Sorafate. Edelstein. Jerusalem. Usurpator. Boleran. Monarell. Balsamine. Jophan. Tronsvaal. Olim meminisse juvabit.

Des Silbenrätsels: Lichtblick.

Des Trennungsrätsels: Fahr Rad! Fahrrad.

Des Buchstabenrätsels: Minaret, Reim, Eremit, Ritter, Mai, Aro, Termin, Marine, Tier, Rentner.

Des Worträtsels: Fil.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe I.

Von P. Jespersen in Svendborg.
(„Nationaltidende.")

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XXVIII i. Heft 13 vor. Jahrg.:

W. 1. Ka8—a7
S. 1. Kd4×e4
W. 2. Db3—c4†
S. 2. Ke4—f3
W. 3. Sg2—h4 matt.

A.

S. 1. f5×e4
W. 2. Sg2×e3 und
W. 3. Db3-e3,d5 matt.

B.

S. 1. f5×g2 oder bel. andere
W. 2. Se7—f4 ꝛc.

Bb7 und Ke8 sind notwendig wegen der sonst möglichen Nebenlösung 1. Ka8—b7. Der Lösungsversuch 1. Se4—f6 scheitert an der Entgegnung Kd4—e5, 1. Be4—d6 an b7—b5.

Aufgabe II.

Von A. C. Wenzel in Wien.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XXIX i. Heft 13 vor. Jahrg.:

W. 1. La1—h8
S. 1. Kg6×f5
W. 2. Kf8—g7
S. 2. Kf5—e5
W. 3. Kg7—g6 matt.

A.

S. 1. Kg6—h6
W. 2. Kf8—f7
S. 2. Kh6—h7
W. 3. Tf5—h5 matt.

B.

S. 1. Kg6—h7
W. 2. Tf5—f6
S. 2. Kh7×h8
W. 3. Tf6—h6 matt.

Aufgabe III.

Von M. Homolka in Eisenach.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XXX i. Heft 13 vor. Jahrg.:

W. 1. De8—e6
S. 1. e4×h3
W. 2. Se5—d3
S. 2. Ke3×d3 ob. bel.
W. 3. De6—b3, ×h3 matt.

A.

S. 1. h4—h3
W. 2. De6×h3†
S. 2. d4—d3
W. 3. Dh3—b6 matt.

B.

S. 1. g4—g3
W. 2. De6×a6 ꝛc.

C.

S. 1. beliebig anders.
W. 2. De6—a2 und
W. 3. Da2—d2, e2, f2 matt.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Vom 31. Mai bis zum 10. Juli dieses Jahres wurde zu London ein großes internationales Turnier für ausgelesene Meister ausgefochten. Von den 15 dazu zugelassenen Teilnehmern sollte jeder mit jedem zwei Partien spielen; da einer derselben krankheitshalber in der ersten Hälfte ausbrach, so blieben für jeden 27 Partien zu erledigen. Davon gewann Emanuel Lasker-Berlin 22½, und erstritt damit den ersten Preis im Betrage von 5000 Mark. Ihm folgten mit je 18 Gewinnpartien Janowski-Paris, Marozy-Budapest und Pillsbury-New York, die sich in die drei folgenden Preise (3300, 2000, 1600 Mark) mit je 2300 Mark teilten. Der fünfte bis neunte Preis (1300, 1000, 800, 600 und 400 Mark) fielen der Reihe nach an Schlechter-Wien (17 Gewinnpartien), Blackburne-London (15½), Tschigorin-Petersburg (15), Chawalier-Georgetown, Kentucky (12½) und Mason (12). Der Altmeister W. Steinitz-New York und der jüngere Meister W. Cohn-Berlin (je 11½ Gewinne) gingen ohne Preis aus, begleiteten die Londoner Spieler Lee (9½), Bird (7) und Tinsley (6).

Briefmappe.

H. A. E. Als Gelegenheitsgedicht sehr anerkennenswert, doch für uns nicht verwendbar.

El. in Berlin. Sie befinden sich im Irrtum. Zolas neuer Roman erscheint nicht in „Ueber Land und Meer", sondern in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen".

„Englisch". 1. Das Werk „The martyrdom of an empress" ist bei Harper & Brothers in London und New York erschienen (gebunden 7,50 Mark). Eine deutsche Ausgabe ist unsers Wissens noch nicht vorhanden. Wegen des Bezugs mögen Sie sich an F. A. Brockhaus' Sortiment in Leipzig wenden. 2.—3. Die Buchhandlung von W. Frick, Wien I, Graben 27, wird Ihnen Auskunft erteilen können.

K. K. in N., F. L. R. in S. Uns unverständlich.

L. C. in K. Hübsche Ansichten von Talmatien bringt die neueste Folge der von Philipp & Kramer zu Wien herausgegebenen Künstlerpostkarten. Die farbigen Bildchen sind von A. Kircher entworfen.

Margarete L. in Thüringen. Ganz hübsch für den Privatgebrauch, aber nicht druckreif.

R. B. in M. Eine zweckmäßige Erfindung für Maler ist das von Friedrich Schweiger in München konstruierte Patent-Klapp-Malbrett, das für den im Freien oder sonstwie außerhalb seines Ateliers arbeitenden Künstler außerordentliche Vorteile bietet. Es ermöglicht dem Maler, mehrere Skizzen verschiedener Größe, insbesondere eine Anzahl Skizzen von der doppelten Größe des Malbrettes, dejeunguwise des Malaufbaus, aufzunehmen und in nassem Zustand sicher zu verwahren. Dabei ist das Klappbrett einfach konstruiert und überaus leicht. Zahlreiche bedeutende Künstler haben das Schweigersche Patent-Klapp-Malbrett erprobt und stellen der praktischen Erfindung anerkennende Zeugnisse aus.

M. D. in Z. Besten Dank, aber leider nicht verwendbar.

Johann B. in Wien. Wie fein zweier Dichter verhalten Sie sich auf die scharfe Beobachtung der Natur. Zum Beweise hier zwei Ihrer sinnigen Vierzeiler:

Die Vögelein.

Oben und unten bauen
Die Vögelein ihr Nest.
Die meisten aber schauen,
Daß sie es bringen unter zwischen Ast'.

Frühlingsgruß.

Ich komm' nur alle Jahr einmal.
Wenn sind die Bäume kahl.
Und wenn ich gekommen bin,
Werden sie wieder grün.

R. M. B. in W. 1. Ist der wirkliche Name der Verfasserin, die zu Minden in Westfalen wohnt. 2. Wird gesehen.

H. S. in J. Sie senden uns ein Poem, das Sie „früh beim Eisenbahnsteigen" gedichtet haben. Das merkt man, denn es liegt Lebensnot darin.

Oberlehrer K. in W-g. Der Titel lautet: „Shakespeares dramatische Werke", übersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck. Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Wilhelm Oechselhäuser-Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Wie schon aus dem Titel ersichtlich, enthält diese Ausgabe nur die dramatischen, nicht sämtliche Werke Shakespeares. Preis des stattlichen Bandes, den Sie bei Ihrer Buchhandlung bestellen wollen, gebunden in Leinwand 4 M.

H. R. in D., C. P. in Berlin, Th. K. in Th., Ludwig G. in F., C. A. in K., Jula M. in F., Joh. Sch. in R. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro dreigespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ.

Braut-Seidenstoffe

in unerreichter Auswahl, als auch das Neueste in weißen, schwarzen und farbigen Seidenstoffen jeder Art. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster? Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Königl. Hoflieferanten.

2000

Stylvolle Vorlagen für alle Dilettanten-Arbeiten (Laubsägerei, Schnitz-, Holzbrand) Werkzeuge, Maschinen, Materialien. (Illustrierte Kataloge f. 30 Pf. Briefmarken.)

Moy & Widmayer, München.

„Lorcher"

feiner, angenehmer Tischwein

selbstgekeltert, von 60 Pfg. per Liter an empfehlen als Spezialität

Gebrüder Jenkirch,

Weingutsbesitzer, Lorch i. Rheingau No. 30.

Man verlange Preisliste u. Gratisproben.

Apfelwein

unterfucht von Ger.-Chem. Herrn Dr. Bischoff, Frankfurt: 1 Fur u. Bowle 1 Fäßl. zu 25, 30, 40, 50 und 100 Ltr. herb Ltr. 30 ₰, Kaiser-Apfelwein 40 ₰, Muskat-façon (süß) 40 ₰, Champagner 90 ₰ bei 12 Flasch. 80 ₰ Rabatt. Oswald Flinkschuh, Neuzelle, früher.

Sorgl. Pflege, Erziehg., Unterricht und Vorbildung zu einem Lebensberuf finden gewissig in der Erziehungsanstalt von W. Schröter, Dresden-N., Oppellstrasse 44/44b

Zurückgebliebene

Gesundheit, Jugendfrische

ist nur möglich bei reinem Blute, daher unentbehrlich: „Reinigung und Auffrischung des Blutes durch Pflanzen und Kräuter." Von Dr. med. Pierkowski. M. 1.50. Demme's Verlag, Leipzig.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH, Innungsmeister G. Braunfisch.

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".

Direkter Verkauf an das Privatpublikum nur im Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.

Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 km, von M. 1000.— an frachtfrei durch ganz Deutschland.

Spezialität: Bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen.

Digitized by Google

ODONTA
ZAHN-WASSER
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne
F. WOLFF & SOHN
Hoflieferanten Karlsruhe
Filiale Wien Kölnerhofpassage

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

C. L. Flemming
Holzwaarenfabrik
Globenstein
Post Bittersgrün, Sachsen.
Radkämme.
Hölzerne Riemen-Scheiben.
Vogelhäuser.

Wagen bis zu 12 Ctr Tragkraft, mit abgedr. Eisenachsen u. gut beschlagen.
Haus- und Küchengeräthe, Hobelbänke, Besenstäbe.
Sportwagen.
Waschmaschinen.
Man verlange Preisliste No. 120.

Cäsar und Minka,
Racehundezüchterei u. -Handlung,
Zahna (Preussen).
Lieferant Sr. Maj. d. Deutsch. Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers v. Russland, d. Grosssultans d. Türkei u. vieler Kaiserl. Königl. u. fürstl. Höfe etc., prämiirt m. gold. u. silb. Staats- u. Vereinsmedaillen, empfiehlt unter weittragendster Garantie und Garantie für lebende Ankunft

Edelste Racehunde
jeden Genres.
(Wach-, Renommir-, Begleit-, Jagd- und Damenhunde), vom grössten **Ulmerdoge** u. **Bernhunde** bis zum kleinsten Salonhund und Schoosshündchen.
Süssemilch-Fleischfaser-Hundekuchen eigener Fabrik, bestes, zweckdienlichstes **Hundefutter**, pro Ctr. 20 Mark, Postbeutel 5 Ko. 2 Mark.
Der grosse illustrirte Preiscourant franco und gratis.

Verzügl. Musik-Instr. jed. Art bezieht man am vortheilh. direkt a. d. priviligirt. württb. Musik-Instr.-Fabr. v. **Rob. Barth, K. Hoflieferant, Stuttgart.** Preislisten gratis. (Bitte f. welche Instr.)

„Adler" „Erste" Marke
in Fahrrädern.
„Höchste" Auszeichnungen. „Grösste" Verbreitung.
Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.

Durch Trültzsch's natürliche, garantiert reine,
alkoholfreie Citronensaftkur

Vor der Kur.

geheilt
Rheumatismus, Gicht, Fettsucht, Magenleiden
u. s. w.
Immerwährender Eingang von Dank- und Anerkennungsschr.
Karplen mit weiteren Denkschreiben Geheilter lege jeder Bestellung bei. Auf Wunsch sende denselben gratis u. franko.

Nach der Kur.

Gicht und **Magenl.** Frau Heinse Brussen in Altchemnitz b. Chemnitz schreibt: Teile Ihnen mit, daß ich lange an Gicht litt, ich wandte Ihre Citronensaftkur an, genau nach Ihrer Vorschrift, und kann ich Ihnen mit Freuden mitteilen, daß ich mich jetzt recht wohl fühle, ich hatte keinen Appetit zum Essen, jetzt esse ich für zwei, ich bin zur Zeit von meinen Schmerzen befreit und kann jedem Leidenden diese Kur empfehlen. — Herr **Hoferer**, Ochsenmaulsalat-Fabrikant in Nürnberg, Bergstr. 16, welcher jahrelang an Gicht erkrankt und beklagenswert war, schreibt unter anderem: „Kann es nur mit Recht sagen, daß mir bloß Ihre Citronensaftkur geholfen und ich schon größere Touren gemacht habe, ohne das geringste zu spüren, trotz des schlechten Wetters, was wir die letzten 4 Wochen hatten, und kann ich Ihre Kur nur jedem Gicht- und Rheumatismuskranken empfehlen.

Rheumatismus. Herr Feldwebel Vogt, 8. Komp. 1. Garde-Füsilier-Regt, Berlin, welch. sie geheilt bar aus dem Lazarett entlassen wurde, schreibt am 5. & 98 folgendes: Ich litt seit dem 24. November an Gelenkrheumatismus, habe alles mögliche versucht, auch Sandbäder, aber meine Glieder blieben steif. Als ich nun Ihre Citronensaftkur gemacht hatte, schwollen meine Gelenke ab, und die Schmerzen legten sich, so daß ich jetzt meine Glieder vollständig beherrsche. — Frau **Nedwig Fichtner**, Posen, Halbdorfstr. 4, schreibt am 22. 4. 99 folgendes: Nachdem ich die von Ihnen empfohlene Citronensaftkur beendet, teile ich Ihnen mit, daß mir dieselbe von großem Nutzen war. Ich litt seit 9/4 Jahr an Rheumatismus; nach der genau nach Vorschrift angewandt. Kur sind die Schmerzen jetzt vollständ. verschwunden. Auch für den Haushalt ist Citronensaft sehr preiswert u. zu empfehlen.

Fettsucht. Bitte mir umgehend 2 Flaschen **Citronensaft** à 3 Mark zu senden, muß Ihnen zu meiner Freude mitteilen, daß ich in 7 Tagen 6 Pfd. abgenommen habe, und werde den Saft für künftig in meinem Hause nicht fehlen lassen.
Achtungsvoll Frau A. **Förie**, Templin.

Versende Saft v. ca. 60 Citronen für 5,50, Saft v. ca. 120 Citronen 8 Mk franko ohne Berechnung der Flasche und Kiste (Nachnahme 30 Pf. mehr). **Versicht**, nur echt u. garantiert rein mit **Plombenverschl. Nr. F.**
H. Trültzsch, Berlin N., Boyenstr. 37.
Berlin und nächste Vororte sende Saft von ca. 20 Citronen für 1 Mk., Saft v. ca. 80 Citronen für 3 Mk. frei Haus.

Frauen und Mädchen
benutzen zur Erfrischung, Verschönerung und Verjüngung ihres Teints nur
Grolichs Heublumen-Seife
aus dem Extrakte der vom Pfarrer Kneipp so vielfach verordneten, die Haut erfrischenden und belebenden Heublumen erzeugt. Preis 50 Pfg.
Käuflich in Apotheken und Drogerien.

Technikum Ilmenau S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie
Lehrwerkstätte
Programme kostenfrei.

Cacao-Vero,
entölter, leicht löslicher
Cacao,
in Pulver- u. Würfelform.
Hartwig & Vogel
Dresden
In haben in den meisten Kolonialw., Delikatesse- u. Drogengeschäften.

Giesler-Nachfolger
bewährt seit 1868, garantirt für beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer, Zweig- brennen, Auszieh-, Arm- u. Ehrenleuchter, Lüstres, Salon- u. Hängelampen. Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896.

Digitized by Google

Den Abonnenten auf die

Illustrirten Oktavhefte von „Ueber Land und Meer"

bieten wir auch im neuen **XVI.** Jahrgang wieder Gelegenheit, für den **billigen Preis** von

Mark 1.—

ein hervorragendes Kunstblatt als Zimmerschmuck zu erwerben. Es ist dies der prächtige Stahlstich

Lustige Fahrt. Nach dem bekannten Gemälde von **J. Watter.**

Bildgröße: 31 cm breit × 39½ cm hoch, Papiergröße: 60½ cm breit × 80 cm hoch.

Außerdem liefern wir auch jetzt noch die zwei in vielfarbigem Holzschnitt ausgeführten Kunstblätter

Die Sixtinische Madonna. Nach dem klassischen Gemälde von **Raffael**
Keine Rose ohne Dornen. Nach dem anmutigen Bilde von **Paul Thumann**

Bildgröße: je 31 cm breit × 43 cm hoch
Kartongröße: je 50 cm br. × 66 cm hoch

zum Preise von nur 1 Mark für jedes Bild,

sowie die beiden Kunstblätter in Kupferdruck (Heliogravüre)

Neujahrsbriefe in der Pension } nach den Gemälden von
In der Staatsbibliothek } **Emanuel Spitzer**

zum Preise von je nur 3 Mark, beide zusammen für nur 5 Mark.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Bühnenvölkchen.

Erzählung

von

Adele Hindermann.

(Fortſetzung).

Wie recht ich hatte!

Schon rücken die Götter mit ihrer Forderung heraus und wollen ihr Opfer haben.

Sitze ich da heute morgen fröhlich und guter Dinge am Fenſter. Ich umſäume eine kleine, weiße Wachstuchdecke mit hellblauem Seidenband für Lenis Schminktiſch, brumme allerlei aus „meinen“ Partienrollen vor mich hin und bin ſo recht mit Gott und der Welt zufrieden.

Da höre ich Lenis Schritt auf der Treppe; und noch einen zweiten — das ſind die klappernden ſpitzen Abſätze der kleinen Steinbrügge. Sie trägt immer hohe Abſätze, um etwas größer auszuſehen.

Sie gehen langſam, die Kinder, ich höre ſie erregt miteinander reden.

„Morgen.“

„'n Tag.“

Sie machen ſo merkwürdige Geſichter, Leni läßt die Mundwinkel hängen, und die Elsbeth hat ſogar, wenn mich nicht alles täuſcht, verweinte Augen.

„Was iſt paſſiert?“ Ich ſehe ängſtlich von einer zur andern.

„O — nichts.“

„Ach, geht mir doch! Iſt etwas vorgefallen?“

„Nein, wirklich nicht. Nur —“

„Mein Gott, ſpannt mich doch nicht auf die Folter.“

„Wir ſollen —“ ſetzt Leni an.

„Was?“

„Sta—“

„Statieren ſollen wir, im Zigeunerbaron!“ platzte Elsbeth wütend heraus und wiſchte mit dem Taſchentuch über die Augen.

Statieren? Ich mußte mich ſetzen.

„Wir ſind wütend — wüteud!“ Das war Leni.

„So erzählt doch mal in Ruhe, was ſoll das?“

„Wir ſollen gehen und ſtehen lernen, ſagt der Direktor; wir ſollen mit den Größenverhältniſſen der Bühne vertraut werden; wir ſollen — ach, was ſollen wir nicht!“

„Und das nach unſerm anerkannten Erfolg in ‚Mignon‘!“

„Wenn das mein Profeſſor wüßte!“

„So müßt ihr ſingen im Chor?“ fragte ich zaghaft.

„Oho — nein, das allerdings nicht,“ meinte Leni vornehm, „aber wir ſollen uns unter das Volk miſchen, weißt du, das unter dem Perſonenverzeichnis ſo im Pauſchquantum ſteht: Bauern, Soldaten, Zigeuner; und darunter —“

„Zwei ſolch große Tiere!“ vollendete ich.

„Ach, ſpotten Sie auch noch!“

Mir kam ein rettender Gedanke. „Kinder — müßt ihr denn auch? Iſt das kontraktlich?“

Leni ſchoß in die Höhe. „Ah, der Kontrakt — gleich nachſehen!“ Sie ſtürzte an die Schreibtiſchſchublade.

Da lag das eng bedruckte Blatt; wir beugten uns alle drei geſpannt darüber.

Eine Unzahl von Paragraphen. Meiſtens beginnend: „Der Direktor iſt berechtigt“, oder „das Mitglied iſt verpflichtet“, oder „der Direktor darf“, oder „das Mitglied muß“.

Lenis Finger ging die Reihen herunter. „Natürlich, das Mitglied muß oder iſt zur Abwechslung einmal verpflichtet.“

„— das Mitglied iſt verpflichtet, bis drei Tage nach ſeinem Tode als Leiche bei Aufführungen zu figurieren und ſpäter ſeinen Schädel der Direktion für den vorletzten Akt von ‚Hamlet‘ zur Verfügung zu ſtellen.“

Ich riß die Augen auf, und es entfuhr mir: „So ſteht das —“

„Nein, ſagt Caſtell,“ lachte die kleine Koloraturſängerin in all ihrem Aerger.

Lenis Finger glitt immer weiter herunter: „‚In Bezug auf die Militärverhältniſſe‘ — geht uns nichts an, vielleicht die Roſée, — ‚will das Mitglied eine Ehe ſchließen‘ — ſo dumm, nee, denkt nicht daran! Mein Gott, wo kommt denn der Paſſus? Ah, hier, nun paßt mal genau auf!“ Ihre Augen überflogen den keinen Druck: „Anordnungen des Direktors in Bezug auf lebende Bilder, Feſtvorſtellungen und Comparſerie unbedingt Folge zu leiſten.“

„Comparſerie? Was iſt denn das? Habe ich nie gehört.“

„Das iſt . . . wenn man . . . na, mit einem Wort, das iſt ſo was,“ ſagte Leni dumpf.

„Ja, denn helpt dat nix.“

Die beiden Kinder ſaßen wie entthronte Königinnen da und ſtarrten vor ſich hin. Sie thaten mir wirklich leid.

„Wißt ihr was? Sprecht doch mal mit dem Direktor; bittet ihn, daß —“

Digitized by Google

Leni hob den Kopf, überlegen, vorwurfsvoll.

„Als ob wir das nicht sofort gethan hätten! Zum Steinerweichen. Und fast hätten wir ihn herumgekriegt, denn gutmütig ist er ja, da trat Holle, unser Regisseur, heran und drohte uns mit dem Finger. ‚Herr Direktor,‘ sagte er, ‚Sie werden sich doch nicht erweichen lassen!‘ Und da kriegte der Alte wieder Oberwasser. ‚Laßt mich in Ruhe, Kinder, es bleibt dabei. Wie wollt ihr denn sonst jemals von eurer Zaghaftigkeit frei werden? Es geschieht nur zu eurem Besten. Oder glaubt ihr, ich brauche euch unter den Statisten? Ich habe Volks genug da herumlaufen.‘“

„Und da hat er recht,“ gab selbst Elsbeth zu.

„Er hat — überhaupt recht!“ platzte ich heraus.

Zwei Augenpaare sahen mich unsicher an.

„Ja, aber — es paßt sich doch nicht für uns!“

„Was soll das Publikum denken, wenn man uns zwei da unter den Bauern herumlaufen sieht!“

„Das Publikum guckt euch überhaupt nicht an, es hat Besseres zu thun.“

„Na, eins weiß ich,“ sagte Elsbeth ingrimmig, „hübsch machen thu' ich mich nicht!“

„Ich auch nicht,“ stimmte Leni zu, „ich werde mich scheußlich schminken. Ueberhaupt, ich habe einen grandiosen Gedanken.“

„Was denn?“

„Wir machen uns ganz unkenntlich!“

Elsbeth schrie Beifall. „Daß wir darauf nicht gleich gekommen sind! Natürlich, ganz unkenntlich!“

Und damit trösteten sie sich. Sie steckten die Köpfe zusammen, und während ich ins Nebenzimmer ging, um nach meinen Kochtöpfen zu sehen, klangen einzelne verwehte Worte, wie: Kopfbedeckung, brauner Teint, Perücke und so weiter, zu mir herüber. Ja, bis zum Nasenkitt verstieg sich die erregte Phantasie dieser beiden um ihr Inkognito besorgten, schwer gekränkten Größen.

VI.

Die schönen Herbsttage mit ihrem goldroten Laub, dem durchsichtig blauen Himmel und schwülen Resedaduft sind vorüber.

Der fünfzehnte November.

Das bedeutet: wir haben diesen Monat düsterer Resignation, das Stiefkind des Jahres, zur Hälfte überstanden. Das bedeutet weiter: es ist heute Gagetag, wenn auch nur zweiter Ordnung. In der Mitte des Monats giebt's nur die Hälfte der festen Gage, die andre Hälfte nebst den Spielgeldern vom ganzen Monat gelangen an jedem Ersten zur Auszahlung.

Meine Leni kommt an diesen Zahltagen immer mit einem verklärten Gesicht nach Hause und kann es sich nicht versagen, mit den kleinen, selbstverdienten Goldfüchsen — deren Glanz allerdings wohl einen grauen Tag zu vergolden im stande ist — ein Weilchen zu spielen, ehe sie im Dunkel des Schreibtisches verschwinden. Sie legt Figuren damit, Kreise, Vierecke, auch Buchstaben, zu denen es allerdings nie recht langen will. Am Fünfzehnten reicht es zu einem großen lateinischen L (Leni), am Ersten allenfalls zu einem W (Witt).

So ein kleiner Narr! Gerade wie vor fast zwanzig Jahren ihre kleinen Grübchenhände mit den blanken Zweipfennigstücken aus ihrer Spardose tändelten.

Meistens endet die Geschichte damit, daß eins der Stücke den ihm zugedachten Raum der Tischplatte nicht mehr als ausreichend erachtet und mit kühnem Hopser einen andern Schauplatz seiner Thätigkeit oder vielmehr seines Ausruhens sucht.

Dieser Schauplatz ist niemals der Teppich oder ein hellbeleuchtetes Stück Fußboden, sondern stets die nachtschwarze Tiefe unter einem Schrank oder dem Klavier.

Wer jemals die Tücke eines Objekts am eignen Leibe erfahren, wer jemals mit Stöcken und Schirmen oder ähnlichen länglichen Gegenständen bewaffnet flach auf der Erde lag, um aus einem schmalen, finsteren Schacht ein Etwas herauszufinden, das man gar nicht sieht, das nur — wahrscheinlich — sich darin befindet, ein Etwas, das sehr klein und sehr flach ist, das den respektiven Schirmgriffen und Stockenden auch nicht den leisesten Angriffspunkt bietet, wer diese für die Krone der Schöpfung nicht ganz würdevolle Situation kennt, der wird gleichfalls wissen, daß in der ersten halben Stunde angestrengtester Arbeit nichts andres zu Tage kommt als ein Stillleben, das an der Gründlichkeit der Zimmerreinigung nicht ganz unberechtigte Zweifel aufsteigen läßt: alte, vergilbte Postkarten und Briefcouverte, Kragenknöpfchen des verflossenen Bewohners, angekohlte Streichhölzchen, Zigarettenmundstücke und Zigarrenstummel, verbogene Fingerhüte und Kirschensteine vom vergangenen Sommer, rostige Stahlfedern und eine Menge kleiner, zusammengeballter Staubflocken, die wie tote Mäuse aussehen.

Das ging uns nun schon zweimal so. Ich habe Leni angedroht, daß ich ihr nächstens an Gagetagen einen flachen Kastendeckel zum „Spielen“ auf den Tisch stellen würde wie einem Baby.

Dann lacht sie, läuft zum Klavier und übertönt meine „Weisheit“ mit irgend einer prickelnden Walzermelodie.

Es wird überhaupt viel gelacht bei uns; jeder geringste Anlaß giebt uns Grund zur Heiterkeit; weil wir so recht von innen heraus froh sind, glaube ich.

Leni fühlt sich vollbefriedigt in ihrer Thätigkeit. Sie arbeitet mit Feuereifer an sich und hat in voriger Woche eine vorzügliche Elsa gegeben. Die Kapellmeister mit ihrem ganzen Orchester schwören auf sie, wegen ihrer großen musikalischen Sicherheit, und der Regisseur fährt sich schon weit weniger oft indigniert durch die Haare bei ihrem Spiel.

Ich meinerseits habe auch einen „Erfolg“ zu verzeichnen, und das ist Lenis prachtvoller Appetit und ihre täglich rosiger werdenden Wangen. An ihren runden Armen und dem weichen Hals habe ich eine Art Autorenfreude.

Sie hat an Mama geschrieben: „Lisbeth kocht entzückend!“ — mehr begeistert als gerade sachgemäß ausgedrückt — aber das macht nichts; mir

Digitized by Google

jagte diese Rezension meiner Leistungen die Röte heller Freude ins Gesicht.

So hat jeder seine kleinen, bescheidenen Lorbeeren.

*

Wir saßen im Parkett, Elfriede Dorn und ich. Da oben gab es zum zweitenmal den „Lohengrin"; ich war im Banne der Musik, Else saß apathisch zurückgelehnt neben mir. Ihr blasses, kluges Gesicht sah strenger aus als je.

Zu meiner Linken hatte sich Herr Brandt, der Gatte der Hochdramatischen, herangefunden. Seine Frau sang die Ortrud mit ihren letzten, aber raffiniert verwendeten Stimmmitteln.

Sie sah sehr schön aus. Die Frau hat eine Art, sich herzurichten, die manchmal über den Horizont des in der Bühnentradition befangenen Regisseurs geht. Vom Publikum gar nicht zu reden.

Die streng künstlerische Echtheit ihrer Kostüme bis auf Schuhe, Schmuck und Haarfrisur ist an ihr das Ergebnis eines gründlichen Sichhineinversenkens in die Stimmung jener Zeit, deren Kleidung sie trägt; man hat bei ihr nicht den Begriff „Kostüm", sondern glaubt ein aus dem Rahmen getretenes Bild zu sehen, das, vor Jahrhunderten gemalt, die ganze unmittelbare Frische des Eindrucks aus einer längst vergangenen Zeitepoche an sich trägt.

Der Prinzgemahl schmunzelte: „Wie gefällt Ihnen meine Frau?"

„Wie immer. Sie kann sich zu solch einem künstlerischen Beirat, wie Sie es sind, wahrhaftig gratulieren. Es ist doch wieder Ihr Entwurf, Herr Brandt?"

Ich muß mich immer hüten, daß ich nicht Herr Stollberg sage. In dieser Ehe dominiert nun einmal ihr Name.

„Selbstverständlich; alles streng nach antiken Vorbildern."

Das sind nun seine Lorbeeren.

„Finden Sie nicht auch," fuhr er eifrig fort, „daß sie schon etwas schmaler geworden ist? Sie hat heute entschieden ihren schlanken Tag, mein Muttchen."

Ja, ich fand es auch. Diese Frau hat überhaupt eine so königliche Figur und Haltung, daß das bißchen Fülle ihre Erscheinung so leicht nicht zu beeinträchtigen vermag.

„Sagten Sie etwas, Fräulein Dorn?"

„Ich? Nein; ich seufzte nur." Sie sprach das, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Prinzgemahl beugte sich vor. „Oho — und warum?"

„Weil ich innerlich knirschte."

„Und warum knirschten Sie?"

„Ich dachte an meinen Feind." Immer die gleiche, unentwegte Ruhe im Ton.

Der Vorhang fiel. Es war große Pause. Alles erhob sich und drängte nach den Ausgängen.

Auch Herr Brandt verabschiedete sich; er wollte auf die Bühne, um seiner Frau zu sagen, daß sie heute ihren schlanken Tag habe.

Wir blieben allein zurück. Der Zuschauerraum war fast leer. Von draußen klang das Gemurmel der Promenierenden herein; manchmal öffnete sich lautlos eine Thür, und man sah die plaudernde Menschenmenge sich wie ein buntes, vielgestaltiges Bild vorüberschieben.

Ich faßte mir ein Herz.

„Sie wollten mir schon einmal sagen, wer dieser Feind ist," begann ich tastend, „ich möchte nicht indiskret sein, aber ich glaube, ich weiß, wen Sie meinen."

Sie sah mich von der Seite an, halb lächelnd: „Nun?"

„Die Rosée!"

„Ha, ha!" — ein kurzes Auflachen.

„Wie kommen Sie darauf? Weil sie mir meine Rollen wegnehmen möchte? Nein, um sie meinen Feind zu nennen, müßte ich sie künstlerisch wenigstens als ebenbürtig ansehen. Sie irren, die Rosée ist's nicht," — ihre Worte kamen kurz und stoßweise —, „es ist überhaupt kein Mensch von Fleisch und Blut — ha, ha, Fleisch und Blut! Knochen sind es! Kommen Sie noch nicht darauf? So sehen Sie mich doch nur an! Meine eigne Magerkeit, meine spitzen Schultern und Ellbogen, mein dünner, knöcheriger Hals, das ist mein Feind! Verstehen Sie nun? Daran wird auch meine Carriere noch scheitern!"

Ich war tief bestürzt. „Aber Dornchen, ich bitte Sie — was fällt Ihnen ein! Bei Ihrem Können!"

„Ja, bei meinem Können. Ich weiß, daß ich was kann. Die Natur hat mir viel gegeben. Da plötzlich machte sie Halt, auf halbem Wege. Mit dem Manko muß ich mich nun herumschlagen."

„Dies Manko ist ziemlich belanglos, dächte ich."

„Sie irren, es ist nicht belanglos bei einer Schauspielerin. Die äußere Erscheinung ist ein genau so wichtiges Moment in der darstellenden Kunst wie das Spiel an sich. Unsre Gestalten sollen verkörpert werden. Verkörpert — hören Sie? Wenn ich eine Julia spiele, so bin ich Julia bis in die Fingerspitzen hinein, aber ich brauche zwei Akte, bis ich vergessen kann, daß sich der arme Romeo ja an meinen spitzen Knochen stoßen muß. Und trete ich im Zwischenakt — noch glühend vom Spiel — in die Garderobe und blicke in einen Spiegel, so sinken mir resigniert die Arme am Leibe herunter. Nein, geben Sie sich keine Mühe, — Thatsachen schafft man durch ein paar freundliche Worte nicht aus der Welt. Was wissen Sie, wie ich schon gelitten habe deswegen! Wie ich arbeiten muß, um hinzureißen — trotz alledem! Wie ich das Innerste meiner Seele heraushole, um es glaubhaft zu machen, daß Romeo für mich in den Tod geht — trotz der spitzen Schultern!"

Ich konnte nichts erwidern. Sie rechnete auch wohl kaum auf eine Antwort. Was sie gesagt, hatte sich wie ein nicht mehr zu unterdrückender Aufschrei ihrer sonst so kühlen Gelassenheit entrungen.

„Wenn ich die Rosée ansehe," fuhr sie etwas ruhiger fort, „dann giebt es mir jedesmal einen Stich ins Herz. Sie braucht nur aufzutreten und ihre

Digitized by Google

Strandvergnügen. Nach dem

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

ilde von F. Pradilla Ortiz.

Digitized by Google

herrlichen weißen Arme zu erheben, so hat sie schon die ganze Stimmung für sich, bevor sie nur zu sprechen anfängt. Ich habe es oft genug mit glimmendem Neid beobachtet, wenn ich oben in der Loge saß, wie alles sich vorneigt und die Gläser auf sie richtet."

„Ein sehr äußerlicher Erfolg."

„Ja, ganz recht. Aber wir können ihn nicht entbehren. Lediglich das innere Bewußtsein echter Künstlerschaft hat noch niemand vorwärts gebracht. Oder glauben Sie, die Großmächte, von denen wir abhängig sind, Publikum und Presse, seien derart auf das rein Geistige gestimmt, daß sie geneigt sein würden, über den Mangel schöner Körperformen hinwegzusehen? Vergessen Sie nicht: Direktoren, Agenten, Rezensenten sind — Männer!"

Ein unsäglich bitterer Ton.

Die Pause war vorüber. Während des anhaltenden Tones der elektrischen Glocke füllten sich die Reihen des Parketts wieder.

Wir standen an die zurückgeschlagenen Klappsitze gelehnt; plaudernde, lächelnde Menschen schoben sich an uns vorüber ihren Plätzen zu.

Ich merkte es kaum. Elfriedes letzte Worte klangen mir noch in den Ohren. „Vergessen Sie nicht: Direktoren, Agenten und Rezensenten sind — Männer!" Lagen mir im Ohr mit dem ganzen Wohlklang ihres weichen Organs und ihrer schönen Aussprache mit dem leise rollenden R; das sie vorn auf der Zungenspitze spricht.

Und dabei war mir's, als ob noch etwas Unausgesprochenes in der Luft liege, ein Etwas, das den Strom ihrer Bitterkeit so zum Anschwellen gebracht habe — ein Name trat in meine Gedanken, halb instinktiv — Hans Sturm.

Auch Hans Sturm ist ein Mann.

„Daß ich nächste Woche in Köln gastiere, sagte ich Ihnen schon?" Das war wieder ganz im Konversationston.

„Ja, aber nicht als was!"

„Als Maria Stuart und als Eboli." Sie atmete tief. „Als Maria, im geschlossenen Kleid, werde ich reüssieren, das Engagement wird so gut wie beschlossen sein. Der zweite Abend wirft alles wieder um. ‚Die Dorn im Decolleté — einfach unmöglich!' Und dann kommen die Stilblüten der Herren Zeitungsschreiber — Sie glauben nicht, welch eine Fülle von Bonmots sich an so ein paar Knochen knüpfen lassen! Da kann man mit seinem Witz brillieren, daß es knattert wie ein Feuerwerk. ‚Der X. oder der St. ist doch ein ganz verflixter Kerl,' sagen die Leser beim Morgenkaffee, ‚hört nur, was er da über die Dorn schreibt — das ist ja zum Wälzen!' — Ach, beenden wir das Thema. Ihre Schwester sieht übrigens sehr gut aus als Elsa."

Das Haus war inzwischen wieder dunkel geworden, der nächste Akt spielte sich ab. Ja, Leni sah sehr hübsch aus, ich konstatierte das auch, aber nur so nebenbei; zum erstenmal, daß sie nicht völlig im Vordergrunde meiner Aufmerksamkeit stand.

Meine Gedanken kreisten um Elfriede. So schmal, so schlicht und unauffällig saß sie da neben mir, in derselben schwarz und weiß karierten Bluse, von der die Rosée gesagt hatte, sie stände ihr nicht.

„Eine Schauspielerin, die Dorn," sagten die jungen Damen, sich anstoßend, wenn sie im Foyer vorüberging. Dann starrte man sie mit der ganzen Ungeniertheit des „Höherstehenden" an, knabberte an einer Schokolade, verabredete mit den jungen Herren seiner Bekanntschaft für morgen eine Tennispartie und schlenderte wieder in den ersten Rang.

Eine Schauspielerin — ja. Auf der andern Seite aber auch ein junges Mädchen wie ihr! Wie ihr unter den Lebensbedingungen der besseren Stände aufgewachsen, wie ihr mit einem tüchtigen Bildungsgang ausgerüstet, wie ihr eine Zweiundzwanzigjährige, mit den noch ungestählten Kräften an der Schwelle des Lebens stehend.

Damit ist allerdings der Vergleich am Ende. Sie trägt die zweifache Dornenkrone der Verarmung und des Genies. Das trennt sie von euch um Welten.

Meine Blicke glitten gedankenvoll über die vielen Mädchenköpfe hinweg. Schemenhaft hoben sie sich aus dem Halbdunkel des Zuschauerraumes, von dem nivellierenden Einfluß einer sklavisch befolgten Mode fast zur Dutzendware herabgedrückt. Bei jeder der gleiche abstehende Haarknoten, dieselben gebrannten Schläfenlocken, dieselbe nur in der Mitte freigelassene Stirn.

Alle Erbinnen mehr oder weniger großer Vermögen — L. ist eine Industriestadt, in deren Mauern sich ungeheure Kapitalien angehäuft haben — alle wohlbehütet im Schoße ihrer Familien lebend.

Sie haben sich beklagt, daß manchmal bei sehr besetztem Hause Bühnenmitglieder die nicht verkauften Plätze im ersten Rang einnehmen; die räumliche Nähe dieser Leute chokiert sie; aber den jugendlichen Helden mit Briefen, Geschenken und Rendezvousaufforderungen zu bombardieren, hindert sie ihre Wohlerzogenheit nicht.

Denkewitz, der Theaterdiener, weiß ein Liedchen davon zu singen. Und er singt es! Er steckt die Trinkgelder schmunzelnd ein und giebt zwischen den Kulissen höchst ergötzliche kleine Histörchen — mit Namensnennung — zum besten . . .

Die Oper ging zu Ende. Ich hatte kaum etwas gehört.

„— und ich, sein Sohn, bin Lohengrin genannt!"

Das war Armbrecht. Unser Heldentenor ist Stimmbesitzer, ja, aber was Temperament anbetrifft, hätte er sich zum Bureauvorsteher besser geeignet als zum Sänger.

Der Mann kämpft außerdem mit einer chronischen Sehnsucht. Seine Frau lebt in Königsberg mit den zwei Kindern, wo sie für jugendlich dramatisches Fach engagiert ist. Sie dort, er hier, sparen sie jedes Markstück und wechseln die zärtlichsten Liebesbriefe, wie man sich erzählt.

Das Finale. Die Aufmerksamkeit des Publikums begann sich zwischen Musik und dem Suchen nach der Garderobenmarke zu teilen, die an den Seiten Sitzenden erhoben sich bereits, der Vorhang

Digitized by Google

senkte sich, ein eifriger, aber kurzer Applaus, denn mit dem Opernglas in der rechten und der Pappnummer in der linken Hand ist schlecht klatschen. Alles schob sich nach den Ausgängen.

„Gehen Sie mit auf die Bühne?“

Elfriede nickte.

Wir nahmen unsre Abendmäntel in Empfang und drängten uns zum Bühneneingang durch.

Unterwegs fing uns der Prinzgemahl ab.

„Gut, daß ich Sie treffe, Fräulein Witt,“ rief er mit seiner hellen, frohen Stimme, „mir ist nämlich im letzten Akt ein grandioser Gedanke gekommen.“

„Nun?“

„Wie wär's, wenn wir uns einmal eine schwere Gans teilten? Eine ganze ist für uns zu viel — meine Frau muß nämlich darauf verzichten — und für Ihren kleinen Haushalt wohl auch. Was meinen Sie dazu?“

„Die Idee ist gar nicht so übel. Aber — ich habe keinen Bratofen! Ich koche nur auf Gas.“

„O — schade.“

Hinter dem Vorhang herrschte das eifrige Hin und Her des Wegräumens. Bühnenarbeiter trugen Versatzstücke heraus, einige Edle von Brabant verschwanden in ihrer Garderobe, die Requisiteuse suchte ihre Siebensachen zusammen und warf hie und da im echtesten Jargon von Berlin SO. ein Scherzwort zu dem Wächter herüber, der, in seinen dicken Mantel gehüllt, das Laternchen vor der Brust, das Haus während der Nacht zu bewachen hatte.

Vulkan — seinen wirklichen Namen weiß ich nicht —, der Heizer, ein langer, berußter Bursche, streifte durch die Kulissen und summte „Wotans Abschied“ vor sich hin. Es ist der Traum seines Lebens, sich zur Staffel eines Chorsten aufzuschwingen, anstatt des Kohlenstaubs sich das Gesicht mit Schminke zu bedecken und in glänzenden Gewändern zwischen den Edeln von Brabant auf der Bühne zu stehen.

Er schmachtet danach, „entdeckt“ zu werden.

Da ihm aber das Warten zu lange dauert, sei er, so erzählt man sich, heimlich zu Kapellmeister Winterstein gegangen wegen Stimmprüfung, leider, trotzdem so ziemlich sämtliche Melodien aus sämtlichen Opern in seinem Gedächtnis hängen geblieben, mit gänzlich negativem Ergebnis.

Und so läuft der gute Vulkan einstweilen nach wie vor mit schwarzem Gesicht umher.

Wir ließen den Prinzgemahl auf einem Versatzstück zurück — es war das Bänkchen, auf dem vor einer Stunde Lohengrin und Elsa, mondbestrahlt, als Jungvermählte gesessen — und traten in die Garderobe.

„Liesbeth, eine Neuigkeit!“ rief mir Leni entgegen. Sie hatte das Elsagewand schon abgestreift und rieb sich eifrig die Schminke vom Gesicht. „Es kommt jemand als Volontär-Kapellmeister hierher aus Berlin, — rate mal, wer?“

„Wie kann ich das? Kenne ich ihn?“

„Natürlich kennst du ihn, den großen Jungen.“

„Ah — doch nicht etwa Heinz Hoff?“

„Jawohl, Heinz Hoff. Zu nett! Da können wir Berliner Erinnerungen auffrischen und nach tausend gemeinsamen Bekannten fragen.“

„Wer ist dieser Heinz Hoff?“ fragte Else, indem sie Lenis Schminkutensilien sachgemäß in die Blechschachtel ordnete.

„Heinz Hoff — das ist — der ist — wo fang' ich nur an?“ sagte Leni nachsinnend. „Denken Sie sich einen langen, fabelhaft lebhaften Menschen, der sechsundzwanzig Jahre alt ist, aber wie einundzwanzig aussieht, weil er ein Kindergesicht hat und auch wohl ewig behalten wird. Braunes Haar, das er immer um eine Kleinigkeit zu lang trägt, so daß es manchmal am Nacken auf den Kragen tippt, sehr frische, gesunde Farben und ein Schnurrbärtchen, dessen eine Spitze stets nach oben, die andre nach unten weist. Einmal trägt er sich hyperelegant, nach der Mode von übermorgen, ein andermal bringt er es fertig, in Bratenrock und Reisemütze auf die Straße zu gehen. Ein Mensch voller Kontraste überhaupt. Von ganz kleinem Herkommen, hat er Hände von der Vornehmheit einer alten, reinblütigen Rasse und bewegt sich in Gesellschaft und an Ministertafeln nicht nur mit tadellosen Manieren, sondern sogar mit der lässigen Sicherheit eines Menschen, der über der Form steht und nicht unter ihr. Es hat für ihn Zeiten gegeben, da er buchstäblich Hunger litt und für ein Butterbrot meilenlange Botenwege besorgte. Das wäre nun an sich kein ganz vereinzelter Fall, aber daß er mit Vorliebe von diesen Zeiten erzählt, während er Austern schlürft und ein halbes Dutzend verschiedene Bestecks um seinen Teller liegen hat, das ist ein Freimut, der am Ende unter Selfmademen nicht ganz gebräuchlich sein dürfte.“

„Nun, und als Künstler, als Musiker?“

„Gottbegnadet, ohne Frage,“ sagte Leni ernst. „Ich werde Ihnen seine Lieder vorsingen, die sprechen für sich selbst. Im übrigen ist er, was man einen herzigen Jungen nennt; wo er eintritt, weht ein Hauch von Uebermut und Frohsinn durch die Gesellschaft, und jeder sagt erfreut: ‚Heinz Hoff ist da!‘ Es sagt nämlich jeder Heinz Hoff von ihm, niemals Herr Hoff ... Haben Sie ihn?“

„Ich habe ihn.“

„Sie haben ihn noch nicht ganz,“ warf ich ein.

„Wieso?“ Das war Leni, die den knirschenden Deckel ihres Korbes über den Kostümen schloß. Sie sah mich gespannt an.

„Ach, nichts. Wir werden ihn ja hier haben, und dann urteilen Sie selbst.“

Was hätte ich sagen sollen? Ein paar kleine an ihm beobachtete Züge, Beobachtungen so flüchtiger Natur, daß sie durch das Aussprechen schon viel zu viel Gewicht annehmen würden.

Sollte ich sagen, daß ich seine lachenden Augen einmal hatte kalt werden sehen, kalt und hart bei einem ganz geringfügigen Anlaß, während um den Mund ein Zug von Brutalität erschien, der mich erschreckte — sollte ich das sagen? Es ist so lange her — wir haben ihn beide seit fast zwei Jahren nicht mehr gesehen —, daß ich fast selbst an der Richtigkeit meiner Beobachtung zweifele. Und nachher

Digitized by Google

sah ich noch mehrere Male den richtigen Heinz Hoff, den alle Welt kennt, mit dem lachenden Kindergesicht und den drolligen Einfällen, zuletzt bei unsrer Abreise von Berlin, auf dem Bahnhof Zoologischer Garten, wo er wie ein Wirbelwind auf den Bahnsteig gestürzt kam mit zwei duftenden Maiglöckchensträußen und einem nagelneuen und tintenfeuchten Liedermanuskript. Es hieß „Trennung“ und war Leni gewidmet.

Und nun kam er hierher. — Wie klein die Welt ist!

Soll ich mich eigentlich darüber freuen? Ich weiß nicht recht.

Wir waren sehr glücklich bis jetzt. Und jeder Wechsel schreckt den Glücklichen.

VII.

Die Götter mögen wissen, wie es kommt, aber ich stehe hier unter den Kollegen im Rufe großer wirtschaftlicher Tüchtigkeit. Man fragt mich um Rat, sobald es sich um irgend etwas aus der Praxis handelt: wo man den besten Kaffee bekommt, wie man sich dies oder jenes im Haushalt am vorteilhaftesten einrichtet, und wo man seine Wäsche waschen läßt, ohne daß sie völlig durch Chlor verdorben wird.

Wenn Damen untereinander sich derart zu informieren suchen, so ist das am Ende natürlich. Wenn aber ein Mann, den ich tags zuvor als Marquis Posa bewundert, solche internen Haushaltungsfragen mit mir erörtert, mich bittet, ihm einen Einblick in unser ungefähres Monatsbudget zu gestatten, zum Vergleich mit dem seinigen, so ist das immerhin nicht ganz gewöhnlich. Besonders, wenn seine Gattin nicht Künstlerin ist und nur für Mann, Baby und Wirtschaft zu sorgen hat.

Er sah sehr sorgenvoll aus, der Ellerdissen; seine große Cheruskerfigur neigte sich weit vor, in dem knochigen blonden Gesicht mit dem starken Schmiß am Kinn eine hilflose Frage.

So hatte ich ihn nie gesehen. Ich kannte diese geistvollen grauen Augen nur sprühend von Witz und Humor und hätte es nicht für möglich gehalten, daß diese hohe, breitschulterige Gestalt überhaupt fähig sei, einmal so ganz resigniert zusammenzusinken.

Ich hatte schon manche Viertelstunde mit ihm verplaudert, und einmal, als ich, auf Leni wartend, hinter den Kulissen stand, erzählte er mir auch seine Geschichte.

Als zweiter Sohn eines westfälischen Gutsbesitzers hatte er — gegen seine Neigung — Jura studieren sollen, war aber mehr in Künstlerateliers und Theatern als hinter dem corpus juris zu finden gewesen, bis er eines Tages, dem Traum seines ganzen Lebens folgend, einen Strich unter das Vergangene machte und kurz entschlossen zur Bühne ging.

Der alte Ellerdissen ist gerade bei der Kartoffelernte gewesen, als der dicke erklärende Brief seines Hermann ankam. Auf dem Felde zwischen dem rauchenden Kartoffelkraut nahm er das Schreiben vom Postboten in Empfang, hielt den Bogen auf Armeslänge vom Auge und zerriß ihn, nachdem er gelesen, in Atome. Gesprochen hat er kein Wort, aber sehr weiß hat er ausgesehen, berichteten später die Feldarbeiter; wenn der junge Herr Hermann plötzlich ins Zuchthaus gekommen wäre, er hätte nicht verstörter aussehen können, der alte Herr.

Seitdem durfte niemand den Namen des jungen Herrn mehr in seiner Gegenwart nennen. Jede Verbindung wurde abgebrochen. Der starre westfälische Bauernsinn kannte keine Kompromisse.

Und Hermann Ellerdissen ging unbeirrt seinen Weg. Zu der eisernen Zähigkeit, die er von seinem Vater geerbt hatte, gesellten sich Jugend, Fleiß und Gesundheit und halfen ihm mit den zahllosen Hindernissen in seiner Laufbahn, auch mit dem schwersten, seinem Dialekt, fertig zu werden.

Heute hat er als Charakterdarsteller zweihundert Mark Monatsgage und für die nächsten drei Jahre ein Engagement nach Darmstadt mit doppelt so hohem Einkommen in der Tasche.

Wir saßen im Foyer während einer großen Pause, er, Leni und ich, und plauderten von diesem und jenem. Wie sich das Gespräch darauf hinlenkte — ich weiß es nicht mehr, wahrscheinlich lag es in seiner Absicht, diesen Punkt zu berühren, als plötzlich seinerseits eine Aeußerung fiel, die mit der Bemerkung schloß: „Wenn man zweihundert Mark Gage hat, wie ich, und der Haushalt allmonatlich dreihundert verschlingt —“

Habe ich ihn groß angesehen? Wahrscheinlich. Denn er sagte mit halbem Lächeln: „Ja, meine Damen, das ist leider so.“

„Nun, wenn man eine solche Aufbesserung vor sich hat, wie Sie, — in Darmstadt wird das alles besser werden.“

„Das wird nie besser werden,“ murmelte er, „wir werden fünfhundert Mark ausgeben, wenn ich vierhundert Gage habe.“

Ich war peinlich berührt. Er deckte da einen dunkeln Punkt aus seiner Häuslichkeit mit einer Schonungslosigkeit auf, die uns als Fremde in eine sonderbare Lage brachte. Ich war seelenfroh, als das Klingelzeichen das Ende der Pause ankündigte und man sich allerseits erhob.

„Fräulein Witt,“ wandte sich Ellerdissen da kurz entschlossen zu mir, „würde es Ihnen ein großes Opfer sein, diesen Akt hier mit mir zu verschwatzen? Ich möchte Ihnen gern manches erzählen und um Ihren Rat bitten.“

Natürlich war ich sofort bereit. Leni eilte in die Künstlerloge zurück. Es gab den „Barbier von Sevilla“, und sie hatte der kleinen Steinbrügge versprochen, ihre Rosine von A bis Z streng kritisch anzuhören, um ihr nachher über die Wirkung berichten zu können.

Und nun entrollte mir der junge Schauspieler ein Bild seiner Häuslichkeit, wie es unmöglich sei, Einnahmen und Ausgaben miteinander in Einklang zu bringen, wie die junge Frau, der ein „Fräulein“ und eine Aufwärterin zur Seite ständen, den besten Willen, aber nicht die geringste Erfahrung für wirtschaftliche Dinge besitze und für den Wert des Geldes nicht mehr Schätzung habe, als ein Schulkind.

Digitized by Google

Neuerdings habe er sogar mit Entsetzen entdeckt, daß sie Schulden gemacht habe, kleine Beträge zu Anfang, aber nach und nach angewachsen beim Bäcker, beim Kaufmann und Kohlenhändler. „Es ist ja in einer Woche Gagetag," habe sie mit harmlosem Lächeln gemeint, als er ihr mit bitteren Vorwürfen gekommen sei. Seitdem behalte er das Wirtschaftsgeld selbst in Händen, führe ein Buch und kümmere sich um alle Kleinigkeiten des Haushalts persönlich.

„Aber schließlich habe ich doch auch noch ein Geschäft nebenbei," schloß er bitter. „Ich nehme es ernst mit meiner Kunst; keine freie Minute, in der ich nicht an mir arbeite und studiere. Allein das Auswendiglernen — und das ist doch erst das Skelett, um das sich die Gestalt aufbauen muß. Ich muß mich hineinvertiefen, mein eignes Ich ganz mit der Stimmung meiner Rolle durchtränken, sonst bin ich unbefriedigt, unglücklich und komme auch nicht weiter. Und nun denken Sie, daß ich mich — mitten aus meinen Studien heraus — um jedes Pfund Kaffee, um jede zehn Pfennig für Semmeln stören lassen muß. Glauben Sie mir, Künstler und — Hausfrau zu gleicher Zeit zu sein, ist nicht ganz leicht."

Ich nickte. Sagen konnte ich nichts. Ich hatte die Vorstellung von einem Durcheinander, das mir zunächst unentwirrbar schien.

Wir waren ganz allein in dem großen Raum. Die Büffettdame nur ging von einem Tischchen zum andern, räumte gebrauchte Gläser fort, wischte über die Platten und rückte Stühle zurecht.

„Für Kohlen zum Beispiel haben wir im letzten Monat — warten Sie —", und dann zog er ein kleines Notizbuch aus der Tasche und las mir die einzelnen Posten vor. Miete, Kohlen, Holz, Gas und so weiter. Einiges thatsächlich unverhältnismäßig hoch.

Der große blonde Mensch in seiner Hilflosigkeit, dieser ringende Künstler in die kleinlichste Misere wirtschaftlicher Sorgen verstrickt — es gab mir einen Stich durchs Herz.

„Sie sind doch nicht nur auf Ihre Gage angewiesen," lenkte ich ab.

Ellerdissen zuckte die Achseln. „Achtzig Mark Monatsrente von meinem mütterlichen Vermögen — was will das heißen! Wir kommen immer tiefer hinein; ich weiß nicht, wie es zugeht." Er stützte resigniert die Ellbogen auf die Kniee und verschlang die Hände in einander; „sehen Sie nur mal diesen Holzverbrauch im Oktober! Das kommt wohl, glaub' ich, weil sie so oft das Küchenfeuer ausgehen lassen —"

Es klang komisch, aber ich konnte nicht lächeln. Einen Lear studieren und dabei denken, ob „sie" auch das Feuer nicht ausgehen lassen in der Küche!

„Sie sagen gar nichts," fuhr er fort. „Nicht wahr, eine verfahrene Geschichte?"

„Ich denke nach. Was kann ich thun? Wie in einen fremden Haushalt eingreifen?"

„Nennen Sie meine Frau?"

„Nur von Ansehen. Sie fiel mir auf durch den seltsamen Kontrast zwischen ihrem herrlichen rotblonden Haar und den schwarzen Brauen."

„Nebenbei — die Brauen sind gefärbt," warf er nachlässig hin. „Bitte, lernen Sie sie kennen; kommen Sie zu uns, wollen Sie?"

„Ja, gern."

„Ich habe meiner Frau schon viel von Ihnen erzählt, ihr gesagt, daß sie von Ihnen lernen könne —"

„Unglücklicher, was haben Sie gethan!" lachte ich; „das ist der beste Weg, eine Frau gegen die andre einzunehmen."

„Sie irren in diesem Falle. Lilia ist so wenig kleinlich, wie ich noch nie ein Weib gefunden habe. Das hängt eng mit ihrem fast genial zu nennenden Geldausgeben zusammen. Sie hat wenigstens die Vorzüge ihrer Fehler . . . Kommen Sie, der Akt ist zu Ende, sie sitzt im Parkett; ich mache Sie gleich bekannt."

Ein gedämpfter, starker Applaus, dann öffneten sich die Thüren, und die Menschenwoge quoll heraus.

Den leuchtend roten Haarknoten fanden wir sehr bald.

„Ich habe mit Fräulein Lisbeth Witt einen Akt im Foyer verplaudert," sagte Ellerdissen, nachdem er mich in seiner lässig eleganten Manier der jungen Frau vorgestellt hatte. Sie ist übrigens nicht die Schönheit, als die sie von weitem wirkt, ein nervöses, pikantes Gesichtchen mit der weißen Haut der Rothaarigen und ein paar feinen Sommersflecken am Nasenrücken.

Sie forderte mich mit schlichter Freundlichkeit auf, zu ihr zu kommen. „Aber keinen offiziellen Besuch, wenigstens wollen wir ihn gleich zu einem gemütlichen Kaffeestündchen ausdehnen, denke ich. Sagen wir Sonnabend um vier Uhr, ja? — Ah, da ist ja auch Ihr Fräulein Schwester. Sie kommen doch beide, nicht wahr?"

Wir sagten zu.

VIII.

Es hat für mich immer einen eignen Reiz, während der Pausen ein wenig zwischen den Kulissen umherzustöbern.

Das soll zwar eigentlich nicht sein, wie ein großes Anschlageschild deutlich besagt, aber unser Direktor ist sehr tolerant und hat sich längst gewöhnt, diese Vorschrift lediglich als eine Form betrachtet zu sehen, die zu weiter nichts da ist, als um bei wirklich störenden Ueberschreitungen in Anwendung gebracht zu werden.

Gestern gab's die „Zauberflöte". Ich besuchte die „Kinder" in der Garderobe, um Elsbeth Steinbrügge zu sagen, daß ihre Staccati als Königin der Nacht tadellos angeschlagen hätten, und daß ihr Auftritt mit Mondsichel von zauberhafter Wirkung gewesen sei. Außerdem hatte ich ihrer Mama, die im Parkett neben mir saß, versprochen, mich zu erkundigen, wie der Kleinen das Hinabfahren mit der Versenkung bekommen sei.

Sie ist eine so schwindlige kleine Person, die Elsbeth, daß sie jede Oper, in der eine Versenkung

Digitized by Google

vorkommt, haßt. Um sich daran zu gewöhnen, fährt sie tagelang vorher mehrere Male auf und ab, mit blassem Gesicht und angstvollen Augen. Ein wenig hat's schon geholfen.

Auch reinigt sie während der Vorstellung immer der Gedanke: „Herrgott, daß ich nur den richtigen Fleck am Fußboden nicht versäume!“ Dabei kommt es dann leicht vor, daß sie ihren Einsatz verpaßt — aus lauter Angst —, vom Kapellmeister wütende Blicke zugeworfen bekommt oder, wie vor kurzem einmal, einen ungewollten Heiterkeitsausbruch dadurch hervorruft, daß sie im letzten Moment verwirrt mit einigen sehr würdelosen Laufschritten das bewegliche Brett im Fußboden zu erreichen strebt.

Heute aber war alles gut gegangen. Die schwere Schleppe hatte sich nirgendwo festgehakt, und der kleinen Königin war's „nicht ein bißel schlecht geworden“.

Den Saum des langen schwarzen Sammetgewandes über dem Arm, lief sie fröhlich schwatzend von einer Kollegin zur andern oder trällerte mit ihrem zwitschernden, klaren Sopran ein paar tolle Koloraturkunststückchen mit dem phänomenalen, tagelang trainierten hohen F vor sich hin.

Sie hatte einen starken Applaus gehabt, und mit Recht.

Meine Leni-Pamina saß mit verdrossenem Gesicht vor ihrem Schminktisch, wütend über eine plötzlich eingetretene Indisposition, sprach mit rauhtönigem Organ und nahm eine Bronchialpastille nach der andern.

„Kleinchen, mach doch nicht so ein Gesicht, es ging wahrhaftig noch ganz gut!“

„Ganz gut!“ höhnte sie, „in der Mittellage krächze ich wie ein Rabe, und von einem Piano ist überhaupt keine Rede. All mein bißchen Renommee geht heute rettungslos drauf.“

„Blödsinn,“ sagte irgend eine Stimme aus der Gruppe der „drei Knaben“, die Pralinés knabberten und mit zusammengesteckten Köpfen über die „drei Damen“ klatschten, die einmal beinahe „umgeworfen“ hätten.

„Blödsinn?“ gab Leni weinerlich zurück. „Ihr solltet meine rauhe Kehle haben.“

„Wie man sich nur so anregen kann!“ — das war die schläfrige Stimme der Soubrette, die das Herrengewand über das Papagenakleid streifte, — „man macht's halt, so gut man kann, und nachher ist's egal.“

„Gott erhalte Ihnen Ihr Phlegma, liebe Großmann!“

Die Großmann war viel zu faul, um zu antworten. Das hübsche, kräftige Mädchen ist von einer sträflichen Indolenz, ohne jedes künstlerische Streben. Das einzige, wofür sie wirklich Interesse hat, ist Brandmalerei; „dabei verpufft sie all ihr bißchen Feuer,“ sagt Castell, und er hat recht. Zu Hause soll sie ewig hinter dem glühenden Platinstift sitzen, das Zimmer mit dem Qualm verbrannten Holzes angefüllt. Daß ihre Stimme darunter leiden muß, ist ihr völlig gleichgültig. Im übrigen thut sie keiner Fliege etwas zuleide, läßt es ruhig geschehen, daß man sie nicht ganz ernst nimmt, und ist eine ebenso eifrige, tüchtige Katholikin, wie träge, untüchtige Sängerin.

Leni war so thöricht, sich mit dem schläfrigen Mädchen in eine ganz aussichtslose Debatte über die Würde der Kunst einzulassen, und ereiferte sich redlich dabei.

„Das ist recht,“ sagte ich ärgerlich; „halte du nur Vorträge, anstatt deinen Hals zu schonen.“

„Ach, laß mich,“ fuhr sie mich an, „ich bin weißglühend.“ Und dabei mußte sie doch lachen. „So, nun denkst du wohl, ich bin ganz vergnügt, weil ich lache! O nein! Sag nur deinem Parkett, es soll die Witt ruhig auspfeifen, wenn sie nur eine Spur von Geschmack hätten, die Leute. Ich würde es auch thun, wenn ich nicht zufällig die Witt selber wäre.“

„Gut. Adieu.“

„Lisbeth!“

„Ja?“

„Wo willst du hin?“

„Mich nach faulen Aepfeln umsehen.“

„So?! Du bist 'n Gemütsmensch, Lisbeth.“

„Ja. Eine Künstlerin, die so um ein bissel Indisposition gleich die Flinte ins Korn wirft, hat wirklich nichts Besseres verdient. Ich sollte an deiner Stelle sein,“ raunte ich dringlich, „nun gerade,' würde ich mir sagen, ‚ich bin Künstlerin genug, euch hinzureißen trotz alledem!‘ Da zeigt man eben, was man gelernt hat, und wie man zu kaschieren versteht!“

Sie sah mich mit ihren schwarzumränderten Augen groß an. „So ganz auf den Kopf gefallen bist du am Ende nicht, Lisbeth.“

„Danke verbindlichst.“

„O, bitte!“ —

Als ich auf die Bühne heraustrat, kam gerade Kapellmeister Winterseins schmale, geneigte Gestalt das Orchestertreppchen heraus.

„Nun, Kapellchen, sind Sie böse?“ Es war eine der drei schwarzen Damen, die ihr Terzett scheußlich unrein gesungen hatten.

„Kapellchen“ streifte die drei dunkeln Gestalten mit einem vernichtenden Blick.

„Wenn Sie es denn wissen wollen: pfui — pfui — pfui!“ zu jeder einzelnen gewendet. Damit glitt er vorbei.

Auf der Bühne herrschte eine gesteigerte Thätigkeit. Eine Säule nach der andern zum Osiristempel senkte sich aus der Höhe herab, Arbeiter trugen den Opferaltar in den Vordergrund, und eine Menge weißer Gestalten — der Priesterchor — stand plaudernd unten vor der Garderobenthür.

Aus der Solistengarderobe guckte ein schwarzer Kopf, aus dem nur die blutroten Lippen und das Weiße im Auge herausleuchteten. Die ganze schwarze Gestalt schob sich nach und glitt — ganz dem Geist der Rolle entsprechend — im schleichenden Bösewichtschritt auf mich zu.

„Gestatten gnä's Fräulein — Monostatos!“ Das mit einer tiefen Verbeugung und im Leutnantston vergangener Tage.

Digitized by Google

Kein Mensch hat Leopold Castell je anders als in strahlend guter Laune gesehen.

Er zog sich umständlich die schwarzen gewebten Handschuhe an, die mit einem Gummiband sich fest um den Tricotärmel schlossen.

„Jessas, is dös a Schreck" — er spricht in jeder Minute einen andern Dialekt — „da is a Locherl am Daumen! I muß doch auch am Daumen a Mohr sein! . . . Liebste Frau Peilecke," — das war an die Requisiteuse gerichtet, der er mit einer bittenden Gebärde den Finger plötzlich dicht unter die Nase hielt.

„Ick soll Ihnen woll zunähen, Herr Castell," sagte die muntere Frau mit dem hübsch frisierten grauen Haar. „Fritz, spring mal nach 'n Faden, du weeßt ja, in die blaue Schachtel."

Ja, Fritz weiß Bescheid. Der zwölfjährige Junge ist nicht nur das Faktotum seiner Mutter, sondern steht sogar — im Theateralmanach! „Requisiteuse — Frau Peilecke nebst Gehilfen." Und das ist er. Er sonnt sich an diesem Passus. Man denke: ein Schuljunge, der in einem sehr dicken Buch gedruckt steht, als eine Persönlichkeit, als ein Faktor, mit dem man rechnet, als gagebeziehendes Mitglied eines bedeutenden Stadttheaters!

Er ist vollständig im stande, seine Mutter im Krankheitsfalle zu vertreten. Mit unbedingter Zuverlässigkeit drückt er der Königin der Nacht zur rechten Zeit ihren Dolch in die Hand, der Frau Schneider Fips ihre Fliegenklappe, dem Tell seinen Apfel. Er weiß genau, wo ein altertümliches Schreiben mit schwerem Hängesiegel und wo ein zierliches Billetdoux modernsten englischen Formats hingehört. All die papiernen Leckerbissen auf Don Juans Tafel sind pünktlich zur Stelle; er weiß, welches schwere antike Schreibzeug auf dem Tisch des Prinzen in „Emilia Galotti" stehen muß, und unterscheidet genau, wo eine Gänsefeder und wo ein moderner Halter am Platze ist. Sein kleines blasses Kindergesicht taucht lautlos überall auf, und mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Requisiten austeilt, fordert er sie auch am Schluß wieder ein, der kleine Requisiteur.

Während seine Mutter Herrn Castells Mohrenhandschuh zunähte, nahmen Fritz und ich auf der Rasenbank Platz, auf der Tamino-Neveldi im ersten Akt ohnmächtig gelegen hatte, und schwatzten miteinander. Wir sind nämlich sehr gute Freunde.

„Bist du wieder ganz gesund, Fritz?" Der arme Kerl hatte ein paar Tage lang heftige Zahnschmerzen gehabt.

Er nickte. „O ja, ziemlich; bis Sonntag wird's wohl ganz vorbei sein, hoffe ich."

„Warum gerade bis Sonntag?"

„Das wissen Sie nicht? Sonntag haben wir doch den ‚Verschwender', und ich spiele im letzten Akt mit."

„Ah so! Freust du dich sehr darauf?"

„Na ob!" Das kam aus tiefstem Herzen.

„Warum spielen Sie eigentlich nie?" Die Frage klang wie das Resultat öfteren Nachdenkens.

„Ja, mein Junge, das kann ich doch nicht. Ich bin keine Sängerin und keine Schauspielerin."

„Sie könnten doch im Chor mitsingen," meinte er sinnend.

„Wirklich, es geht nicht." Ich unterdrückte mühsam ein Lächeln.

„Oho, was die Orell zum Beispiel singen kann, das können Sie auch. Thun Sie denn gar nichts?"

Das Examen dieses Kindes amüsierte mich.

„O doch, ich koche, habe mit unserm Haushalt zu thun und sorge dafür, daß meine Schwester sich nicht erkältet und immer gut bei Stimme ist. Verstehst du das?"

„Na ja." Es klang entschieden etwas wegwerfend. Der kleine Requisiteur scheint für jede Art Thätigkeit außerhalb der Bühne keine rechte Schätzung zu haben.

„Ich weiß was," sagte er plötzlich erfreut. „Die Puppenfeeproben fangen am Montag an. Wenn Sie dem Direktor ein gutes Wort geben, läßt er Sie mittanzen. Das können Sie doch?"

Heiliger Bimbam — wenn das meine Mutter gehört hätte! Ich brachte es aber nicht fertig, den kleinen Requisiteur durch schroffe Zurückweisung zu kränken. Der Junge begreift nun einmal nicht, wie man der Bühne so nahe stehen kann, ohne eine bestimmte Thätigkeit in dieser kleinen, abgeschlossenen Welt auszufüllen.

Mein kleiner Freund war in den letzten Minuten merkwürdig zerstreut geworden und rieb sich verstohlen die Backe.

„Was ist dir, Fritz?"

„Ach, der Zahn!" murmelte er.

„Frau Peilecke, warum gehen Sie mit dem Jungen nicht zum Zahnarzt?"

„Ach Jotte doch, Fräulein, er will ja nich."

„Natürlich nicht. Er hat aber keinen Willen als Kranker. Fritz, soll ich mit dir hingehen?"

„Wenn's morgen nicht besser ist —"

„Nein, jetzt gleich!"

„Es hört ja schon auf!" wimmerte der Junge.

„So; dann also nicht . . . Das will ein Junge sein! An ein Auftreten am Sonntag ist natürlich kein Gedanke. Du wirst ein Gesicht haben — so." Ich machte eine ungeheure Geste.

Auf seinem bleichen Gesichtchen kämpfte es.

„Setz flink deine Mütze auf. In einer Viertelstunde — jetzt ist es neun — bist du der vergnügteste Junge von ganz L—."

Halb zog ich ihn, halb sank er hin. Ich stülpte ihm die Mütze auf und nahm ihn bei der Hand; er ließ es geschehen.

„Mutter, der Dolch für Fräulein Steinbrügge liegt schon auf dem Tisch!" rief er mit thränenerstickter Stimme noch zurück, dann fiel die Bühnenthür hinter uns zu.

Mit einem bis zum Jauchzen frohen Jungen trat ich eine Viertelstunde später, nachdem wir glücklich noch einen „offenen" Zahnarzt gefunden, wieder in den Requisitenraum.

„Raus ist er — raus, sieh mal, Mutter!" Zwei halb getrocknete Thränen auf den Wangen, in der Rechten den eingewickelten Zahn, in der Linken ein Fünfzigpfennigstück als Belohnung, so

Digitized by Google

stürzte der kleine Requisiteur seiner glücklichen Mutter entgegen.

„O Isis und Osiris," klang inzwischen der herrliche Priesterchor von der Scene herüber.

„Der Direktor war hier, Fritz, ob du die Kinder zur ‚Puppenfee' besorgt hättest?"

„Ja. Aber den Willy Heims, der voriges Jahr den kleinsten Engländer gab, konnte ich nicht mehr bekommen, weil er tot ist."

„Ach — und auf den hatte sich der Direktor am meisten gespitzt."

„Ich finde schon 'nen andern," meinte Fritz gleichmütig, „es giebt Jungens genug." —

Als ich leise heraustrat, um die Musik besser zu hören, fand ich dicht neben dem Requisitenzimmer eine etwas geöffnete Thür: die Choristinnengarderobe, die ich noch nie betreten hatte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen.

Auch hier ein saalartiger, strahlend beleuchteter Raum wie bei den Solistinnen, nur ohne die trennenden, weiß lackierten Holzwände, überhaupt in der ganzen Ausstattung etwas weniger elegant.

Da hingen an großen Haken Zivilgarderobenstücke von einfachster Schlichtheit und Sauberkeit bis zu der raffiniertesten Eleganz einer Modedame. Dazwischen all die verschiedenen Abstufungen, je nach Geschmack und Accuratesse der Besitzerin.

Vor mir ein aschgraues Lodenkleid, das die adrette kleine Frau Relling mit Kragen und Manschetten trägt. Sie ist eine süße junge Frau, mit einer Flut hellblonder Haare und den kleinen, hartgearbeiteten Händen einer vielgeplagten Familienmutter. Auf ihrem Platze liegt ein Arbeitstäschchen, aus dem ein langer schwarzer Kinderstrumpf, mit einer Stopfnadel darin, heraushängt. Ihr Mann, ebenfalls als Choriſt engagiert, bekommt seines prachtvollen Organs wegen manchmal kleine Sprechrollen, deren Spielgelder das junge Paar sofort auf den Namen der Kinder zur Sparkasse trägt.

Eine feuerrote Bluse von Wollstoff zieht meine Blicke auf sich. Ich kenne sie. Die Mila Jansen tänzelt darin seit Wochen auf der Probe herum. Eine lebenslustige, liebenswürdige junge Person, diese Mila, mit einem starken Stich ins Kokette; kein männliches Wesen im Bereich der Bühne, mit dem sie nicht auf dem Fuß einer Art biederer Kameradschaft stände, stets geneigt, diese Kameradschaft seinerseits bis zur Verliebtheit zu steigern und sich alsdann ihrerseits ins Fäustchen zu lachen. Ihr rundes, heiteres Gesicht ist zwar von tausend Sommersflecken bedeckt, aber im Dekolleté feiert sie mit ihren blendend weißen Armen und Schultern kleine Triumphe. Und damit hat sie's auch dem Meierheim angethan; der schwindsüchtige Choriſt hat sich rettungslos in ihre blühende Frische verliebt und möchte sie heiraten. Sie zieht ihn aber an der Nase herum und macht sich ein Vergnügen daraus, ihn alle Qualen der Eifersucht gründlich durchkosten zu lassen. Im übrigen ist sie durch ihre unfehlbare musikalische Zuverlässigkeit die Stütze des ganzen Chores, und die Kapellmeister schwören auf sie.

Eine gewisse Talmi-Eleganz, die stets an ihr zu bemerken ist, kennzeichnet auch ihre hier hängenden Garderobenstücke. Die leichten, gelben Sommerschuhe sind schon stark ausgetreten, und der einfache, dunkelblaue Unterrock, der in Spannbreite mit Changeantseide besetzt ist, mag, wenn sie das Kleid ein wenig hebt, recht gut die Vorstellung eines ganzen Seidenjupons erwecken. Eine harmlose Vorspiegelung falscher Thatsachen!

Und doch ist mir diese billige Eleganz lieber als die echte, unverfälschte, die sich da an der andern Seite des Saales breit macht.

Da rauscht es, als ich mit spitzem Finger daran rühre, von Seide; Unterröcke und Kleiderfutter reihen sich aufeinander zu jenem wohllautenden Frou-Frou, das jede Bewegung begleitet; da steigt ein feiner Duft von teuern Parfüms auf, da rieseln Valenciennesspitzen über Frisiermäntel vom feinsten Leinenbatist; da liegen über kleinen, umgeworfenen Pariser Stiefelchen weiße Piquégamaschen und lange schwarzseidene Strümpfe achtlos hingeworfen.

In der Solistinnengarderobe kenne ich solchen Luxus nicht; unwillkürlich trete ich zurück und wische mit dem Taschentuch die Hand ab, die darüber gestreift ist.

Ich kenne sie nicht alle mit Namen, diese Mädchen, aber den Duft, der aus dem hell lehmfarbenen Chevottkleid da dicht vor mir aufsteigt, kenne ich. Dieselbe Woge von Peau d'Espagne schwebt in der Luft, wo die Orell mit ihrer müden Grazie vorübergeglitten ist . . .

Der kleine Requisiteur hat recht, singen kann sie nicht, die Orell. Aber ihre Lotosblumenerscheinung ist von dekorativster Wirkung. Ich selbst suche sie stets mit dem Opernglas aus dem Chor heraus.

Ich taste und rate an dieser Existenz herum. Achtzig Mark Monatsgage und — Frou-Frou — unmöglich.

Wie also? Mein Kleinstadtgehirn kennt sich nicht mehr aus. Ich fühle nur, daß ich „das" auf meinem Lebenswege bisher noch nicht gestreift habe, und spüre eine ähnliche Empfindung wie damals, als Else mir sagte, Castell und die Franke seien nicht getraut. Aehnlich und doch wieder anders. Ein erschrecktes Zurückweichen hier wie dort. Hier ist ein stärkerer Widerwille dabei als dort. Die Franke hatte die frohen Augen einer Familienmutter und nicht die Spur von Luxus in ihrer Kleidung; die Orell, in Seide und Spitzen bei achtzig Mark Gage, leistet sich kinderklare, schmachtende Madonnenaugen! Das ist's! Diese Madonnenaugen reizen mich auf.

Das Stilleben da vor mir rebet verwirrend auf mich ein. Die aus dem Boden aufsteigende, leicht zitternde Luft aus der Dampfheizung bewegt die Kleiderfalten ein wenig, so daß die starren Seidenstoffe einen feinen, rauschenden Ton geben, und ein schwüler Atem von Peau d'Espagne weht zu mir herüber wie ein Hauch aus einer fremden Welt, die ich nur aus Büchern kenne, und die mich mit einem seltsamen Gemisch von Schreck, Widerwillen, Neugier und Traurigkeit erfüllt.

Weiter. Mein Schönheitsgefühl hat einen Ruck auszuhalten: von den Glacéstiefelchen der Orell bis

Digitized by Google

zu den oft geflickten Doppelsohlenschuhen der Henke daneben hätte es wirklich einer kleinen Uebergangsskala bedurft. Aber bei der Bühne gewöhnt man sich an sehr dicht bei einander liegende Kontraste.

Ich erkenne die Eigentümerin dieser Schuhe an der marineblauen Bluse am Haken darüber, die der großen, knochigen Gestalt der Henke so miserabel sitzt; ein Erbstück der Orell, ist sie Fräulein Henke in der Taille zu eng und in der Brust zu weit. Aber das verschlägt dem alternden Mädchen nichts. Sie wohnt mit der Orell zusammen, trägt stets deren abgelegte Taillen — die Röcke sind ihr wohl zu kurz — und spart so jeden Groschen zusammen für ihr wahrscheinlich recht freudloses Alter. Kein Wunder, wenn sie bei dieser armseligen Kleidung, dem aschgrauen Gesicht und dem dünnen, farblosen Haar stets ein wenig verstaubt aussieht. Ich habe die Orell im Verdacht, daß sie dieses reizlose alte Mädchen nur als Folie für ihre eigne glänzende Erscheinung stets um sich hat.

Ein Stückchen weiter sehe ich ein braunes, vertragenes Lodenkleid; ich glaube, es ist das einzige, das Martha Rastenau, dem jungen Mädchen mit den geschlossenen, verbitterten Zügen, gehört. Es sollte hier nicht sein, dieses Kleid; es ist in die Choristinnengarderobe nur eben vom Schicksal verschlagen worden.

Wie es so schmal und schlaff und vertragen herabhängt, ein ganzes Stück von den Garderobenstücken der andern Damen entfernt, wie die Schuhe und die schwarzen Strümpfe so eng aneinander gerückt sind, scheint das Ganze einen stummen Protest gegen seine Umgebung auszudrücken.

Martha Rastenau ist eine jener Künstlerexistenzen, bei denen eine sorgfältige und sehr kostspielige Ausbildung an ein Minimum von Begabung verschwendet wurde. Eine traurige kleine Geschichte von Enttäuschung und Not ist die unmittelbare Folge dieses fehlerhaften Rechenexempels. Mit vollen Segeln reist das junge Geschöpf in das mit Mühe zu stande gekommene Engagement, träumt von Lorbeeren und Gold und wirft mit den berühmten Namen ihrer Lehrer und Lehrerinnen um sich. Das imponiert aber niemand. „Sing uns was!“ heißt es bei Kollegen und Publikum. Und gerade daran hapert es. Der Direktor macht von seinem Kündigungsrecht nach zwei Wochen Gebrauch, und sie steht da ohne Mittel, verzweifelt, heimatlos. Der Agent zuckt die Achseln. „Als Solistin ist momentan nichts mehr frei,“ schreibt er; „wenn Sie vielleicht im Chor —“ sie zerreißt den Brief, weint sich aus, und dann — sagt sie zu. So wird sie Choristin.

Sie hat die strenge gesellschaftliche Schranke, die sich innerhalb des Bühnenverbandes zwischen Chor und Solo erhebt, überschritten. Sie fährt dritter Klasse bei den Gastspielreisen des Ensembles, während die Solistinnen in der zweiten sitzen; sie geht mit ihren nunmehrigen Kolleginnen zu Fuß, wo den Solistinnen, zu denen sie nach allgemeiner und fachlicher Bildung gehört, ein Wagen gestellt wird.

Die Choristinnen lieben sie nicht, weil sie sich ihnen gegenüber reserviert verhält; die Solistinnen können sie aus prinzipiellen Gründen nicht zu sich heranziehen. So leidet sie das Martyrium einer Ausnahmestellung.

Daß dies alles nur ein Ausnahmezustand, ein momentanes Untertauchen ist, daran klammert sie sich, dieser Gedanke hält sie aufrecht. Große Sängerinnen von Weltruf, die man anfangs nicht hat anerkennen wollen, sind ihr Lieblingsthema. Sie weiß ein halbes Dutzend an den Fingern herzuzählen.

Sie beißt die Zähne zusammen und spinnt sich — vereinsamt — in ihre Träume ein, Träume von einer glänzenden Zukunft, in der sie sich lächelnd erinnern wird an die kurze Episode als Choristin in L.

IX.

Heinz Hoff ist da.

Gerade als wir gemütlich beim Nachmittagskaffee saßen, hörten wir seine helle, lärmende Stimme auf dem Korridor.

Leni warf vor Ueberraschung ihre Tasse über meine blütenweiße Kaffeedecke und lachte: „Oh wohl immer noch ein Notenmanuskript aus seiner Rocktasche guckt?“

Und dann folgte er dem Mädchen auf dem Fuße ins Zimmer.

„Woher ich komme? Direkt von London. Und höre zu meiner Ueberraschung im Bureau, daß Sie hier sind. Die Welt ist ein Dorf. Wissen Sie, wen ich in London traf? Ihre Mitschülerin, die Bachmann; sie hat dort in mehreren Konzerten meine Lieder gesungen, singt überhaupt nur noch Heinz Hoff. Und fleißig bin ich gewesen, eine Menge neuer Lieder; habe Ihnen einiges mitgebracht“ — dabei holte er ein paar zusammengerollte Notenblätter aus der bewußten Rocktasche — „hier. Ich denke, Sie singen's nachher einmal, ja? Krieg' ich denn auch 'ne Tasse Kaffee, Fräulein Lisbeth? Ich darf Sie doch so nennen, der Unterscheidung wegen, und bei unsrer alten Freundschaft.“

Die braunen, runden Augen lachten bald die eine, bald die andre an. Ganz der alte. Weiß der Himmel — man muß ihn doch gern haben, wenn er so in seiner frischen, geräuschvollen Art dahergestürmt kommt.

Und elegant schaute er aus — hypermodern sogar. Langer Rock mit Sammetkragen und hoher „Vatermörder“, von dem der große, umgewickelte Schlips aus der Biedermeierzeit nur ein schmales Streifchen Weiß sehen ließ. Nur die Haare stippten wieder ein wenig auf den Kragen, und die Schnurrbartspitzen gingen noch genau so ihre eignen Wege wie damals.

Wir setzten uns an den Tisch. Zu dumm, der braune, feuchte Kaffeefleck auf der Decke! Ich hatte zwar den Kuchenteller darauf gestellt, aber er reichte nicht ganz zu, entweder rechts oder links guckten die gelben Ränder darunter hervor.

„Lassen Sie nur gut sein, den Fleck habe ich längst entdeckt, Fräulein Lisbeth.“

„Er ist wirklich eben erst gekommen,“ verteidigte ich mich, und Leni behauptete, die kleinen Mokkatäschchen mit den drei Füßchen warteten überhaupt beständig auf eine Gelegenheit zum Umkippen.

Digitized by Google

„Selbstverständlich, Sie können nichts dafür. Aber nun müssen Sie mir viel erzählen."

Wir schwatzten uns fest.

Nach einer halben Stunde, als wir ihn so ziemlich über das Wesentliche unsrer hiesigen Theaterverhältnisse orientiert hatten, wurde er unruhig und tastete mechanisch nach seiner Brusttasche.

„Sie dürfen rauchen," sagte Leni, „das hat Ihnen gewiß schon gefehlt. Immer noch Kettenraucher?"

Er nickte lächelnd und zog sein Zigarettenetui heraus.

Als das Zimmer sich gerade mit jenem feinen, bläulichen Dunst gefüllt hatte, den man „Hecht" nennt, klingelte es draußen.

Elfriede Dorn mit einem Herrn — Sturm.

„Entschuldigt, daß ich euch den Sturm mit heranbringe; wir haben bei uns eben den Carlos durchgenommen, bis ich ganz elend war vor Abspannung und mich bei euch erholen wollte. Glaubt ihr, daß ich diesen jungen Mann hätte loswerden können vor eurer Hausthür? Nein, er wollte euch auch guten Tag sagen und dann wieder gehen. Macht nun mit ihm, was ihr wollt. Werft ihn hinaus — mir ist's recht."

„Ich bin aber so durstig und witt're Kaffeeduft," sagte der jugendliche Held mit pfiffiger Armesündermiene.

Natürlich wurde er nicht herausgeworfen, obschon mir nicht ganz behaglich war. Zwei Herren in unsrer Wohnung . . .

Ich stellte nun die Leutchen einander vor und sorgte für frische Kaffeefüllung.

„Nun, Else, und Köln?" Ich hatte sie noch nicht wiedergesehen, seit ihrer Reise.

„Noch keine Nachricht." Sie lehnte sich müde im Sofa zurück, ein rotseidenes Daunenkissen hinter dem Kopf.

„Sie kann ja noch gar keine Nachricht haben," warf Sturm ein, „die Sache geht über den Agenten in Berlin."

Es trat aber doch ein etwas bedrücktes Stillschweigen ein zwischen uns dreien.

Heinz Hoff und Leni machten Musik. Alte und neue Hoff-Lieder. Sie kamen stark ins Fachsimpeln. Ob sie diese oder jene Harmonie schöner fände, fragte er; und dabei fiel das rundgerollte Notenpapier immer vom Halter auf die Tasten.

„Herrgott, wenn's etwas würde," murmelte Else, wie für sich. „Wenn ich Mama einmal mit einer frohen Nachricht kommen könnte! Dies Sparsamkeitssystem — ich weiß wirklich kaum, wie sie es anfängt, mit den paar Mark zu wirtschaften. Sie, die so verwöhnt war, als Papa noch lebte."

Sturm rückte unruhig hin und her.

„Aber Else, warten wir doch erst mal ab! Ihre Mama — nun ja, von der ist keine Spannkraft mehr zu verlangen, aber Sie! Sie sind jung und fabelhaft begabt. Zum Kuckuck, da läßt man sich nicht unterkriegen. Sehen Sie mich an: immer obenauf. Und bin auch so ein armer Teufel. Wenn ich die paar hundert Mark Schulden nicht hätte, so hätt' ich gar nichts."

Der verrückte Schlußsatz brachte selbst Else zum Lachen.

„Ach, gehen Sie! Erstens sind Sie ein Mann, zweitens haben Sie einen reichen Vater — "

„— der im Begriff steht, sich von mir loszusagen."

„Sie haben Ihr großmütterliches Vermögen."

„Aber, Else, das ist doch alle," sagte er kleinlaut.

„Ganz alle?" Sie fragte es streng.

„Na, ein paar hundert Mark sind vielleicht noch da."

„So können Sie wenigstens Ihre Schulden bezahlen."

„Wa—as, Schulden damit bezahlen? Aber das wäre doch wirklich schade um das schöne Geld."

„Schämen Sie sich."

„Nun soll ich mich auch noch schämen, und hab' mich doch schon so gebessert! Seit fünf Wochen schon keinen Sekt mehr zum Frühstück. Sie dürfen es glauben."

„Dafür wollen Sie wohl angestaunt werden? Das spricht von Sparen und raucht" — sie las auf der Rückseite seiner Zigarettenschachtel — „und raucht Siebenpfennigzigaretten. Sie werden sich nie bessern, ich gebe Sie auf."

„Thun Sie das nicht, Else." Und dann, indem er seine halbgerauchte Siebenpfennigzigarette wegwarf und eine neue anzündete: „Heiraten Sie mich lieber. Ich gebe Ihnen mein Wort, dann wird noch einmal ein ordentlicher Kerl aus mir."

Ueber Elses Züge schoß eine glühende Röte.

„Sie sollten den Blödsinn doch endlich ruhen lassen."

„Warum Blödsinn?"

„Weil ich keine Lust habe, mich als Mentor heiraten zu lassen."

„Aber Else, wer denkt daran? Ich hab' Sie riesig gern, Sie wissen es."

„Riesig gern," wiederholte sie, aus zusammengebissenen Zähnen zischend. „Aber ich hab' Sie — nicht riesig gern, hören Sie?"

Damit sprang sie hastig auf, so daß das rotseidene Kissen von der Sofalehne herabkollerte, und schritt zum Klavier hinüber.

Als sie uns ihr Gesicht wieder zuwandte, waren ihre Lippen weiß. —

Auch unsre beiden Musikanten hatten schließlich wieder Durst bekommen und kehrten zur Kaffeemaschine zurück. Heinz Hoff erzählte von Londoner Theaterverhältnissen; Leni preßte ihn nach allen Opernintereſſen aus, und Else sowie Sturm konnten vom Schauspiel nicht genug hören.

Wir kamen auf den Carlos zu sprechen, und Else erklärte, daß sie heute sowohl mit Sturms Auffassung dieser Rolle wie mit seinen sprachlichen Leistungen sehr zufrieden gewesen sei.

„Wirklich, war's gut?" Sturms Augen leuchteten auf.

„Ja, Sie haben sehr bemerkbare Fortschritte gemacht."

„Es scheint, daß Sie in einer Art Lehrverhältnis zu Herrn Sturm stehen," meinte Heinz Hoff.

„Was ich Fräulein Dorn zu danken habe, ist nicht mehr und nicht weniger als meine künstlerische Existenz überhaupt," sagte der jugendliche Held ernst. „Als ich sie vor einem Jahr hier kennen lernte,

Digitized by Google

hielt ich mich für einen fertigen Künstler und saß fröhlich und träge auf meinen Lorbeeren. Da kam sie und stieß mich hinunter — abgrundtief. Aber im Fallen gingen mir die Augen darüber auf, daß ich da oben eigentlich noch gar nichts zu suchen habe. Als sie mich so klein gemacht" — er zeigte etwa eine Spanne hoch über dem Teppich —, „da fühlte sie doch ein menschliches Rühren, nahm mich beim Ohr —"

„Ich wüßte nicht —"

„— soznsagen beim Ohr, dirigierte mich hierhin und dorthin, und büffeln mußte ich wie ein Schuljunge. Jetzt erst fange ich langsam an, wieder Mensch zu werden. Ja, meine Herrschaften, wie Sie mich da sehen, bin ich ein Erziehungsprodukt dieser jungen Dame, die mir kaum bis zur Schulter reicht."

„Erziehungsprodukt — Sie von mir! Da muß ich aber doch sehr bitten," verwahrte sich Fräulein Dorn lachend. „Als Künstler — das will ich zum Teil gelten lassen, aber du reste — ich bedanke mich für die Verantwortung all Ihrer Nichtsnutzigkeiten, Ihrer Schulden, Ihrer Rendezvous."

„Ich gehe zu keinem Rendezvous mehr."

„Hört, hört! Und Fräulein L. O., erste Rangloge III, links?!"

„Woher wissen Sie?"

Else zuckte die schmalen Schultern. „Aber, bester Sturm! Stellen Sie sich doch Denkewitz vor, wie er mit einem Mephistogesicht durch die Kulissen huscht, ein steifes, kleines Briefchen über seinem kahlen Schädel schwenkend: ‚Wo ist Herr Sturm?' ‚Dritte Loge links', fragt irgend einer von den Kollegen. Denkewitz sagt nichts, er zwinkert nur."

„Ich werde den Kerl zwinkern lehren!" stieß Sturm ärgerlich heraus. „Es war nicht die Dame, die man meint; es war eine andre. Allerdings ähnliches Genre." Es klang unsäglich wegwerfend.

„Was für ein Genre?" rief Heinz Hoff neugierig vom Klavier her, wo er inzwischen in den Noten eine heillose Unordnung angerichtet hatte.

„Das Genre des reichen Mädchens oder der Frau, die sich langweilt, weil sie dem lieben Gott den Tag abstiehlt. Sie braucht eine nette, kleine Unterbrechung, eine seelische Motion, ein Etwas, das ihren unbeschäftigten Gedanken einen momentanen Mittelpunkt giebt. Da ist der jugendliche Held des Theaters gerade gut genug dazu. Und so schreibt man ihm eines Tages mit großer, steiler Handschrift einen kleinen geistreichen Brief — einen Brief, den jeder Vater, Bruder und Gatte lesen könnte; denn es dreht sich darin nur um die Kunst, die große, göttliche, im allgemeinen und um seine, des Schauspielers wunderbare Rollenauffassung im besonderen. Man brenne darauf, einen Mann, der solchen Mortimer, Carlos und Romeo schüfe, einmal persönlich kennen zu lernen — und so weiter. Sonderbar, die Wallensteins, Philipps, Lears und Shylocks persönlich kennen zu lernen — von diesem brennenden Wunsch seitens junger Damen hört man selteuer."

Seine Zigarette war ihm mindestens dreimal ausgegangen, so sehr hatte er sich in Erregung gesprochen.

„Mein Gott, darüber sollten Sie sich doch nicht beklagen," lachte Heinz Hoff.

„Sie meinen, immer mitnehmen, was sich bietet?"

„Warum nicht? Als Junggeselle!"

Der junge Schauspieler hielt in seinem hastigen Gang durch das Zimmer inne.

„Ich will mich nicht besser machen, als ich bin: ich dachte sonst ebenso. Ein Tugendprotz bin und war ich nie. Lachend hab' ich mich hineingestürzt in den Strudel und ließ mich behaglich treiben. Es ist eine eigne Sache um das Gefeiertwerden. Als ich dreinndzwanzig Jahre alt war, glaubte ich mich auf dem Höhepunkt des Daseins. Ich arbeitete nicht mehr, amüsierte mich und warf das Geld zum Fenster hinaus. Zwei Jahre lang ging das so, dann kam der Ekel, der Widerwille. Da kam die Elfriede mit ihrer prächtigen Mutter. Sie granten sich vor dem verrufenen Don Juan. Ich drängelte mich aber trotzdem an sie heran, weil mir die Else als Mensch und als Künstlerin einen heilosen Respekt abnötigte. Sie ihrerseits hatte vor mir als Mensch und als Künstler eine ebenso heillose Nichtachtung. Das brachte mich auf, um so mehr, als ich fühlte, wie recht sie hatte. Es wurde ganz verzweifelt Tag um mich. Ich begriff, daß eine tüchtige, anständige Frau eine Existenz wie die meinige nicht mit den Fingerspitzen anrühren mochte."

„Jetzt übertreiben Sie haarsträubend," sagte Else leise, als fürchtete sie, die Flut seiner warmen Worte, die ihr Ohr gierig traut, zu unterbrechen. Mit dem Glücksschimmer auf ihren sonst so strengen Zügen, das herrliche, schwere Haar in das leuchtendrote Kissen gedrückt, sah sie in diesem Augenblick fast schön aus.

„Ich übertreibe gar nicht," beharrte Sturm eigensinnig. „Ein Heiliger bin ich immer noch nicht, aber das bißchen Gute, das an mir ist, verdanke ich lediglich Ihnen. Daß ich meinen Beruf jetzt ernsthaft ernst nehme, daß ich sparsam geworden bin —"

„Na, na — sparsam."

„— daß ich zu keinem Rendezvous mehr gehe."

„Ich erinnere mich nicht, Ihnen je davon abgeraten zu haben."

„Nein. Aber der Geschmack daran ist mir abhanden gekommen, seit — ich kann Ihnen genau sagen, seit wann. Sie gingen einmal, vor etwa sechs Wochen, durch die Kulissen, als ich gerade so einen verb . . . rosa Wisch aufmachte. Ich wollte ihn in der Tasche verschwinden lassen. ‚Aber, ich bitte sehr, Herr Sturm, lassen Sie sich nicht stören,' sagten Sie mit einem unerträglichen Lächeln, ‚das sind die kleinen üblichen Triumphe des schönen Mannes. Leutnants, Tenöre, hübsche Friseure und jugendliche Helden sind nun einmal dazu da, gewisse Frauenköpfe zu verdrehen. Das ist eine geheiligte Tradition. Lassen Sie sich nicht stören, lieber Sturm!' Eine nachsichtige, königliche Handbewegung — damit rauschten Sie vorüber. Leutnants, Tenöre, hübsche Friseure und jugendliche Helden — Donnerwetter! Das Gefühl von Dutzendware solchen Situationen gegenüber werde ich wohl

Digitized by Google

nie wieder los. Das versetzt meinem Individualitätsbewußtsein einen Peitschenhieb und sagt dann kalt lächelnd: ‚Lassen Sie sich nicht stören, lieber Sturm!‘ Ja, der liebe Sturm hat sich recht gründlich stören lassen!“

X.

Die letzten zwei Wochen brachten allerlei Erfreuliches.

Leni hat eine Valentine geleistet, die ihr vielleicht ein Hoftheater-Engagement einbringen wird; Else Dorns Gastspiel in Köln ist, allen bösen Vorahnungen zum Trotz, ein Triumph ihrer Künstlerschaft über ihre Magerkeit gewesen und hat zum Kontraktabschluß geführt; Sturm steht mit dem Deutschen Theater in Berlin in schon sehr weit gediehener Engagementsunterhandlung — allerdings erst für übernächsten Winter, denn vorher muß er sein Jahr abdienen; und viertens, was das gesamte Theatervölkchen am meisten bewegt hat — Castell und die Franke tragen funkelnagelneue Trauringe.

„Gott sei Dank!“ sagten Leni und ich, als wir davon hörten.

„Gott sei Dank!“ brummte der Direktor.

„Jott sei Dank!“ begrüßte Frau Peilecke die Nachricht.

Die stumme Toleranz, mit der das schiefe Verhältnis dieser beiden sonst sehr beliebten Leuchten seitens des ganzen Theaters bisher angesehen wurde — mochte sich nun Widerwille, Verachtung oder Gleichgültigkeit darunter verbergen —, diese Toleranz hat einem allgemeinen Aufatmen Platz gemacht.

Jetzt erst, nachdem Standesamt und Kirche zu ihrem Recht gekommen, zeigt es sich, wie peinlich nicht nur die Elite der Kollegenschaft, sondern auch die nicht durch Bildung verfeinerten Elemente dieser kleinen Welt, bis zu den Garderobenfrauen und Bühnenarbeitern herab, dieses ungeklärte Verhältnis empfunden haben.

„Frau Castell — Frau Castell“ — das hört man überall mit Ostentation aussprechen, mit dem behaglichen Empfinden, einen Fleck an der allgemeinen Ehre, der Standesehre, nun getilgt zu wissen.

Publikus merkt natürlich nichts von all dem bunten Treiben.

Nur als man anstatt „Frau Franke“ „Frau Castell-Franke“ auf dem Zettel las, erinnert sich der eine oder andre dunkel, daß die kleine, blonde Frau während der Hugenottenvorstellung in einem seltsam feierlichen, schwarzen Seidenkleid im Parkett gesessen und nachher im Korridor so eine Art Gratulationscour der Kollegen abgenommen habe.

Alles, was nicht auf der Bühne zu mimen hatte, war gekommen, dem jungen Paar seine Glückwünsche zu bringen. Als ich mit Herrn und Frau Ellerdiffen hinzukam, bemerkte ich sogar unsre beiden alten Damen, welche diesem „schrecklichen Paar“ sonst in weitem Bogen aus dem Wege gegangen waren.

Frau Doktor Steinbrügges feines, altes Gesicht sah mundlich gütig zu der jungen Frau herab — das Herabsehen nur dank einer Treppenstufe —, und die Lentseligkeit, mit der Frau Dorn ihrem Standesbewußtsein als Majorstochter einen Ruck gab, war wohl zum Teil auf die große Glückseligkeit zurückzuführen, die sie seit Elses Kontraktabschluß erfüllte.

Der junge Ehemann, dem wir unsern Glückwunsch darbrachten — Frau Castell war noch von den beiden alten Damen in Anspruch genommen —, quittierte mit einem seiner urkräftigen Händedrücke.

„Ich danke euch, Kinder, danke euch von ganzem Herzen,“ — das galt für den ganzen Kreis, der sich um ihn gebildet hatte, — „aber daß ihr heut nicht alle meine Gäste seid, seht, das thut mir in der Seele leid! Ich hatte mir das so hübsch gedacht: ein exquisites kleines Souper nach der Komödie bei Beuermann; das Menü stand bei mir schon seit Wochen fest, auch die Weine; und ein paar Pullen Heidsieck, um würdig auf unser neues Leben anzustoßen. Alle hätt' ich euch dabei haben wollen, alle! Der Beuermann würde es mir mit Kußhand gepumpt haben, denn ich bin ihm kaum noch fünfzig Mark schuldig. Aber, was meint ihr wohl? Sie will nicht. ‚Sparen‘, sagt der kleine Hausdrache. ‚Den Heidsieck trinken wir, wenn wir keinen Pfennig Schulden mehr haben werden.‘ Glaubt ihr, daß es so etwas überhaupt giebt?“

„Ich glaube, daß Sie eine sehr vernünftige Frau haben, Castell,“ sagte Ellerdiffen langsam; „danken Sie Gott, und küssen Sie ihr die Hand dafür. Habe ich recht, Lilia?“

Frau Lilias rothaariger Kopf neigte sich zustimmend. Eine feine Röte war bis in ihre schneeweiße Stirn gestiegen.

Dann schob sie plötzlich ihren Arm unter den meinen: „Kommen Sie, er macht wieder seine strengen Augen; gehen wir ein bißchen herum.“

„Sie zittern ja — weshalb?“ Ich fühlte, wie ihre Hand auf meinem Arm leise vibrierte.

„Es sind hent wieder ein paar Rechnungen gekommen!“ stieß sie heraus.

Der Gedanke an diese unglückliche Wirtschaft lastet seit Wochen auf mir, seit ich die junge Frau näher kennen gelernt und einen Blick in die halb geniale, halb vernachlässigte Häuslichkeit geworfen habe.

Vier möblierte Zimmer, deren öde Chambre garnie-Eleganz sich schlecht mit all den bizarren Dingen verträgt, die Ellerdiffen während seiner Berliner Zeit auf Kunstauktionen zusammengekauft hat.

Neben der traditionellen Fächerdekoration aus dem Fünfzigpfennigbazar ein Empirewandschränkchen mit grünseidener Gardine, Dijdjimdecken, die die formlose Gestalt moderner Fauteuils zu kaschieren bemüht sind, Radierungen neben furchtbaren Oeldrucken an den Wänden; ein Stück herrlicher englischer Velvet, mit stilisierten Schwertlilien hinter der Ottomane über die Wand gespannt, schreit geradezu nach dem ruhigen Hintergrund einer neutralen Tapete — überall das mühselige Bestreben, die Umgebung, in der zu leben man gezwungen ist, nach Möglichkeit mit den Ansprüchen persönlichen Geschmacks in Einklang zu bringen.

Und inmitten dieser zusammengewürfelten Umgebung die hohe Reckengestalt des Hausherrn mit dem nervösen Zug um den Mund, die rothaarige

Digitized by Google

In der Dorfgasse. Nach dem Gemälde von W. Hasemann.

Digitized by Google

Frau mit den weißen, unpraktischen Händen, das Baby, Lilia II., dessen süßes Puppengesichtchen erstaunt aus den blauen Wagengardinen guckt, das „Fräulein“, ein junges Mädchen, das nicht vorgestellt wird, von der Wirtschaft nichts versteht, aber mit dem Kinde sehr lieb ist, und eine klobige Aufwärterin mit dem scheinheiligen Gesicht einer Betschwester, die sich über die nackten Gestalten in der „Jugend“ entsetzt, aber nie versäumt, das Blatt, mit dem Besen in der Hand — von A bis Z durchzulesen.

Als das Fräulein den Kaffeetisch abräumte, reichte ihr Frau Ellerdissen, ohne sich im Gespräch mit mir stören zu lassen, zwei Zigaretten herüber.

„Raucht das Fräulein?“

„So hin und wieder,“ nickte die Hausfrau gelassen; „ich gestatte ihr das gern, weil sie an dem Kinde sehr hängt. Uebrigens, sie bläst prachtvolle Ringe.“

Sie sagte das in einem Ton, in dem eine andre Hausfrau vielleicht konstatiert haben würde: ‚Sie versteht eine prachtvolle Mayonnaise zu machen.‘

Ellerdissens Worte fielen mir ein: „— sie lassen auch immer das Feuer ausgehen!“

Ja, ich glaube es wohl. Diese drei Frauen stehen sich in der kleinen Wirtschaft gegenseitig im Wege. Hier fehlte ein Paar tüchtiger, zielbewußter Hände.

Dies alles stand wieder vor meinem Auge, als ich mit der jungen Frau durch die Theaterkorridore schlenderte.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich's anfangen soll!“ brach sie endlich das Schweigen.

„Was denn?“

„Nun, wirtschaften, auskommen, nicht mehr verbrauchen, als ich habe.“

„Ich möchte Ihnen gern helfen und raten, aber schließlich sind Sie doch selbst Hausfrau!“

„Ach, lieber Himmel, ich — Hausfrau! Das ist es ja eben. Ich verstehe einfach nichts davon. Bedenken Sie doch: in Pensionen groß geworden, — Mama starb sehr früh, und Papa fast immer auf Gastreisen — was sollte er mit einem kleinen Mädchen wohl anfangen?“

„So war Ihr Herr Vater auch am Theater?“

Sie sah mich ein wenig verwundert an. „Friedrich Dahlmann ist mein Vater. Wußten Sie das nicht?“

Nein, das hatte ich in der That nicht gewußt. Sie die Tochter Friedrich Dahlmanns, dieses ganz Großen unter den Schauspielern!

„Nun, sehen Sie,“ fuhr Lilia fort, „als ich endlich mit siebzehn Jahren nach Hause kam, den Kopf voll von allerhand Bücherkram, war ich seelenfroh, meine Tage nun vertändeln zu dürfen. Für die Wirtschaft sorgte unsre alte Christine; ich glaube, sie hat uns gründlich bestohlen, denn kürzlich entdeckte Papa, daß sie sich in den zwanzig Jahren, seit sie bei uns ist, über sechstausend Mark gespart hat. Oder waren es sechzehnhundert? Es können aber auch — mein Gott, ich habe so gar kein Gedächtnis und keine Schätzung für Geld.“

„Das ist aber sehr böse, liebe Frau Ellerdissen.“

„Sehr böse? Es ist geradezu ein Unglück. Es wird mich noch die Liebe meines Mannes kosten. Glauben Sie mir, wir sind sehr zu beklagen, alle beide. Besonders er. Er reibt sich langsam auf bei der häuslichen Misere. Wissen Sie, daß der arme Mann sich um jede Bagatelle im Haushalt persönlich kümmern muß? Er thut mir in der Seele leid.“

Sie sprach von sich selbst wie von einer fremden Person, deren Verhalten sie auf das schärfste mißbilligte.

Wir waren am äußersten Ende des Korridors stehen geblieben. Die junge Frau zerrte erregt an einem silbernen Gürtelanhänger; ihr prachtvolles Haar flimmerte im Licht des fünfarmigen Wandleuchters, unter dem sie stand.

Ich war im stillen froh, als jetzt die elektrische Klingel den Wiederbeginn der Vorstellung anzeigte.

Leni! Während einer Viertelstunde hatte ich sie über all den andern Eindrücken fast vergessen.

Sie neckt mich ohnehin schon immer, daß ich mich nicht nur für das Schauspiel mehr interessiere als für die Oper, zu der ich doch naturgemäß gehöre, sondern mich auch noch mit den Leiden und Freuden sämtlicher Bühnenangehörigen bis zum technischen Personal herunter Tag und Nacht „herumschlage“, wie sie behauptet.

Jetzt stand sie mit einem Schlage wieder voll im Vordergrunde meiner Interessen.

Aber eine schlechte Schwester bin ich doch! Ich habe die Pause vorübergehen lassen, ohne zu ihr zu gehen und ihr zu sagen: ‚Der fremde Kapellmeister vom Hoftheater zu W., der deiner „Valentine“ wegen sich angemeldet hatte, ist thatsächlich gekommen; er sitzt in der zweiten Reihe der Orchesterfauteuils, ein kleiner, grauhaariger Herr mit goldenem Klemmer. Und du hast sehr schön gesungen, mein Liebling, die Stimme klingt und schwingt und trägt wie lange nicht; nimm nun dein ganzes Feuer zusammen für den nächsten, schwierigsten Akt, und der alte Herr muß platt sein.‘ — Dies alles hatte ich nicht gethan und gesagt, und sie braucht ein wenig Anfeuerung bei ihrer unbarmherzigen Selbstkritik.

Ich bin eine schlechte Schwester!

Das gestand ich mir kleinlaut, als ich die Treppen zur kleinen Künstlerloge hinaufeilte.

Und nun teilt sich meine gespannte Aufmerksamkeit zwischen der Bühne und dem kleinen, grauen Herrn da unter mir.

Keine seiner Bewegungen entgeht mir. Wenn er sich vorneigt, wenn er die Arme kreuzt, wenn er das Glas ans Auge hebt — wer doch durch diesen etwas kahlen Schädel durchgucken und seine Gedanken lesen könnte! Wenn es etwas wie Fernwirkung wirklich giebt, so muß ihm die diskret überkämmte Glatze gebrannt haben von meinen Blicken.

Leni sieht sehr gut aus in dem rotsamtnen Ebelfräuleingewand. Wie sie mit der Schleppe zurechtkommt! Ja, das Königinnenhafte liegt ihr nun einmal.

Aber nebenbei konstatiere ich, daß die Schwere

Digitized by Google

des Stoffes die Vorderbahn etwas in die Höhe gezogen hat; doppelt bemerkbar, weil die Bühne nach dem Hintergrunde zu ansteigt. Zwei Fingerbreit müssen angesetzt werden — gleich morgen — hab' ich noch roten Plüsch? Ja. Ich machte einen Knoten ins Taschentuch.

Die große Scene mit Raoul naht heran. Da heißt es zeigen, ob man Temperament hat. Wenn sie nur genügend aus sich herausgeht — sie hält so leicht zurück — sehr schön im Leben, aber nicht auf der Bühne, im höchsten Affekt. Mit vornehmer Reserve ist hier nichts zu wollen.

Ich bin ganz Auge und ganz Ohr. Herrgott, wie die Stimme klingt — ich meine, sie nie so voluminös und glockenrein gehört zu haben. Das ist echte dramatische Kraft. Es scheint, sie berauscht sich an den eignen Tönen. Das bleibt auch aufs Spiel nicht ohne Wirkung. Sie steht über dem Angelernten; die Lehrsätze ihrer Meisterin brechen nicht mehr als solche durch. Die Scene reißt sie hin, und sie reißt ihre Zuhörer hin. Ich sehe nicht mehr meine Schwester — ich sehe eine Künstlerin! Mich überrieselt's — weit neige ich mich vor — der kleine, graue Herr da unten auch, ich hatte ihn fast vergessen — alles neigt sich vor — das ganze, vielhundertköpfige Auditorium ist wie im Bann.

Wie sie zur Thür stürzt, Raoul den Ausgang zu verwehren — das ist nicht mehr der zaghafte Schritt der Anfängerin, die mit den Raumverhältnissen rechnet —, das ist das spontane Vorgehen leidenschaftlichster Erregung.

Die Scene ist eine Glanzleistung. Ich habe alles um mich her vergessen, selbst den kleinen, grauen Herrn, von dem eine Wendung unsers Schicksals abhängt. Nur zu meiner Mutter führt mich ein plötzliches Sehnen — wäre sie hier! Ob das Entsetzen vor den „Schminklappen" standhalten würde diesem Moment gegenüber?

„Raoul — ich liebe dich!"

Es geht wie ein Erschauern durch den Saal, als sie, ihren Kopf an seine Hand schmiegend, langsam an ihm niedersinkt.

Irgend jemand ruft ein halbersticktes Bravo, Bravo auch an andrer Stelle — es bricht ein tosender Beifall los auf allen Rängen.

„Donnerwetter!" murmelt eine Kollegenstimme neben mir. Kollegenerfolg — das ist so ziemlich das Höchste. Ich weiß aber nicht, wer's gesprochen hat. Als ob ich noch wüßte, wer neben mir sitzt!

Mir rinnen zwei Thränen über das Gesicht — ich beeile mich gar nicht, sie fortzuwischen.

Leni!

Und das lebt neben mir tagtäglich, das necke ich und zanke ich aus und behandle es wie meinesgleichen! Das ist das kleine — große verfrorene Mädchen im dunkeln, unscheinbaren Kleid, das abgespannt von den Proben nach Haus kommt, das wie ein Kind mit seinen lumpigen paar Goldstücken spielt und sich übermütig nun ein Praliné mit mir durchs Zimmer jagt — das!

Ich glaube, ich werde nie mehr mit ihr so ulken können nach diesem Abend.

Aber nun drängt es mich zu ihr. Ich taumele halb schwindelig die Treppen hinunter. Daß mich nur niemand aufhält — ein paar Damen vom Schauspiel sind hinter mir.

„Fräulein Witt — Fräulein Witt, so hören Sie doch!" — das ist die Naive, Valeska Kasinski, die immer bedeutend verlobt ist. Augenblicklich mit dem Spielbaryton, der heute den Nevers singt.

Ich winke ab mit großartiger Handbewegung. „Ein andermal, schöne Gräfin."

„Nicht einmal eine kleine Lüge," höre ich sie lachend weiterecitieren, dann stehe ich unten.

In den Korridoren wogt es; das Haus ist fast ausverkauft.

Ich dränge mich durch die Gruppen, nur wenn Lenis Name an mein Ohr schlägt, hemme ich ein wenig den Schritt.

„Nein — die Witt — entzückend — hinreißend!" in allen Tonarten höre ich es. Eine süße Musik für mich, selbst aus der rauhesten Kehle.

Ich eile weiter, rechts und links heimlich Lorbeeren sammelnd.

Ich recke mich. Einen halben Kopf mindestens bin ich größer als sonst. Sieht man mir denn nicht an, daß ich die Schwester bin?

Ja, man sieht es.

„Aber, wie ist es denn möglich — da läuft sie ja, die Witt!"

Man starrt zu mir herüber und begreift nicht —

„Nicht doch — die Schwester," belehrt ein alter Theaterabonnent.

„So was von Aehnlichkeit!"

Aehnlichkeit — lieber Himmel! Ich armes, talentloses Geschöpf! Nie war ich ihr unähnlicher als heute.

Ich gebrauche meine Ellbogen. Endlich stehe ich in der Garderobe.

„Kleinchen!"

„Lisbeth!"

Wir lagen uns — nicht doch, in den Armen lagen wir uns nicht, Zärtlichkeitsausbrüche vor Kolleginnen — unmöglich! Aber ich preßte heimlich ihre Hand, daß sie ein Gesicht schnitt.

Sie hielt einen großen Lorbeerkranz hoch, der ihr soeben beim Aktschluß über die Rampe gereicht worden war.

„Was sagst du nun?" Es klang wie erstickter Jubel.

„Bist ein großes Tier, nun wirklich!" flüsterte ich glücklich.

„War E. drin — ist er gekommen?"

„Ja."

„Und glaubst du, daß ich — daß er —"

„Ja, sicher. Wenigstens hat er sich manchmal so weit vorgeneigt, daß er mit der Nase fast auf den Rockfragen seines Vordermannes tippte."

Ihr geschminktes Gesicht strahlte. „Lisbeth, wenn das was würde — dann radeln wir beide, was? Ach, ich könnte die ganze Welt umarmen!"

„Ich auch."

„Wirst du nun noch sagen, ich hätte kein Feuer?"

„Nein; hast sogar den guten Armbrecht angesteckt."

Digitized by Google

„Siehst du! Und das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit! Diese fürchterliche Korrektheit! Der Mann hätte Standesbeamter oder Bureauvorsteher werden sollen. Mit guter Stimme und sicheren Einsätzen ist's wahrhaftig nicht allein gethan. Aber ich hab' ihn doch mitgerissen, hab' ich nicht?"

Und nun lud ich flüsternd alle Lorbeeren ab, die ich unterwegs für sie gesammelt hatte — ihre leuchtenden Augen tranken mir die Worte vom Munde.

Um uns her wirtschafteten die Garderobieren. Ich zupfte Elsbeth Steinbrügge an ihrer Perücke herum und warf der Großmann vor, daß sie ihre Pagenarie im ersten Akt schlechtweg „verhunzt" hätte.

„Ich hab' eben keine besondere Koloratur," gähnte die Großmann und kramte in einer Mappe mit Holzbrandvorlagen, die ihr irgend jemand geliehen hatte.

„Ein Faulpelz sind Sie, liebe Großmann!" ereiferte sich Elsbeth. Sie sah sehr drollig aus in ihrer königlichen Robe, als Margarete von Valois, mit dem kleinen, feinen Köpfchen — viel zu zierlich für die Fernwirkung —, auf dem das eigne, dünne Blondhaar fest und knapp zusammengesteckt war. Die Perücke hatte sie abgesetzt, weil sie eine Haarnadel „pickte".

„Und mit dem Orchester waren Sie auch einmal bedenklich auseinander," tadelte Elsbeth ernst.

„Ach, gehen Sie mir mit dem Orchester," gab die schlaksige Soubrette zurück, „das ist überhaupt immer hämisch zu mir. Kaum, daß sie mich noch grüßen. Dumme Gesellschaft — thut mir gern jeden Tort an. Um die paar lumpigen Einsätze, die ich mal verfehlt hab'."

„Lumpige Einsätze ist gut," raunte Leni und verbiß sich ein Lachen.

XI.

Weihnachtszeit.

Man spielt vor ziemlich leeren Häusern, alle Welt hat anderweitig zu thun.

Solistinnen und Choristinnen bringen kleine, feine Handarbeiten mit ins Theater, um jeden Augenblick der Muße verwerten zu können; bunte Seidenfäden liegen zwischen den Schminkdosen umher, und die Großmann scheint es gros zu brennen, wenigstens weicht der Geruch verkohlten Holzes gar nicht mehr aus ihren Kleidern. Den Prinz-Gemahl sieht man kaum noch im Theater, weil er seit Wochen an einer großen Burg mit Springbrunnen für seinen Jungen klebt und bastelt; die bedeutend verlobte Kasinski stickt für ihren Spielbaryton an irgend einem Etwas von rotem Plüsch, das später eine Kragenschachtel werden soll, und Frau Castell-Frankes fleißige Hände verarbeiten auf langen, klappernden Holznadeln lose Maschen von zartblauer Wolle zu einem Unterröckchen für ihre kleine Stieftochter.

Frau Ellerdissen zeigt mir stolz ein aus gelben Zigarrenbändern sorgfältig zusammengenähtes Tändeltuch mit rotem Saum, das ihr Mann sich für elegante Salonrollen gewünscht habe, und der kleine Requisiteur kostet die Seligkeit des Schaffens an einer Laubsägearbeit, über deren Fortgang er mich allabendlich genau orientiert. Es handelt sich um ein Wandbort, mit dem er seine Mutter überraschen will: ein ausgesägtes Eichenblattmuster, mit rosa Seidenpapier hinterlegt — wenn es mir einer schenkte, würde ich ihn wahrscheinlich verklagen —, ich stimme aber begeistert zu, wenn er mir ansmalt, daß er sein Werk mit zwei künstlichen Rosensträußchen in kleinen Glasvasen zu krönen gedenkt.

Jener undefinierbare Weihnachtszauber, der seit Jahrhunderten diesen kurzen Dezembertagen nun einmal anhaftet, schleicht sich in die Kulissen und Garderoben des Theaters sowohl wie in die nüchternen Korridore solider Bürgerhäuser und die verwohnten Stübchen der kleinen Leute.

Die liebe, närrische Geheimniskrämerei, die geplanten Ueberraschungen, das pfiffige Aushorchen der gegenseitigen Wünsche, die kleinen Ueberschreitungen des Etats aus Herzensgüte — alles dasselbe, hier wie dort.

Auf den geschminkten Lippen der Hochdramatischen, wenn sie von dem Bankasten für ihr Märchen spricht, dasselbe frohe Lächeln, mit dem jede andre Mutter Puppenkleider näht, derselbe liebevolle Eifer in den schwarzumränderten Augen der Kasinski oder der kleinen Steinbrügge, wenn sie an den glatten Seidenfäden ziehen, wie in dem sehr ungeschminkten Gesicht einer für ihren Liebsten stichelnden Pastorentochter.

Hier und da liegt ein abgerissenes Tannenzweiglein in den Garderoben umher — der Himmel mag wissen, wie es dahin kommt — und unsre Heroine, mit dem Märchennamen Frau Holle — sie ist die Gattin des Opernregisseurs —, bringt in ihren Kleidern einen schwachen Duft von allerhand Weihnachtsgebäck mit sich.

Als glückliche Mutter von vier Söhnen, zwischen Prima und Quinta, läßt sie es sich nicht nehmen, die Aermel an ihren klassischen Armen hodzustreifen und eigenhändig ihre Weihnachtsstollen zu backen, wobei das Jungensvolk die Mandeln abschälen darf. Von dem Quintaner verlangen seine Herren Brüder, daß er dabei pfeift.

Eine prächtige Familie überhaupt, diese Holles. Die Eltern beziehen eine ziemlich hohe Gage und haben außerdem noch die Rente eines kleinen Vermögens, das der Vater sich als ehemaliger gefeierter Heldentenor erworben hat. Ueber Frau Holles edelgeformten Tragödinnenzügen, die auf der Bühne noch prächtig wirken, liegt die sonnige Heiterkeit einer glücklichen Familienmutter, und wenn sie mit ihren beiden Aeltesten ausradelt — wegen einer leisen Neigung zum Starkwerden ist sie aufs Rad gestiegen —, so weiß man nicht, ob die Söhne stolzer sind auf ihre elegant fahrende Mutter oder die Mutter auf ihre frischen, stattlichen Söhne in bunten Schülermützen.

Ach ja, das Radeln! Ich stoße einen kleinen, neidischen Seufzer aus, so oft ich daran denke, Leni einen großen, tiefen. Es wäre prächtig für sie, Muskelbewegung und Abhärtung gegen die dummen Erkältungen!

Nun, wer weiß — vielleicht.

Digitized by Google

Wir haben ein süßes Geheimnis: Leni sang vor kurzem in einem Konzert, nebenbei gesagt, fast nur Heinz Hoff-Lieder, um im Publikum für den jungen Volontärkapellmeister Stimmung zu machen. Das Honorar für diesen Abend unterschlugen wir, das heißt, wir schrieben Mama nichts davon und legten den hübschen, blauen Schein unangetastet in ein leeres Zigarettenkästchen — als Fonds für ein Damenrad. Wenn unser Engagement nach W. zu stande kommt, dann — hurra — sitzt meine Leni zum Frühling im Sattel.

Sie hat dem kleinen, grauen Herrn thatsächlich sehr gefallen und soll im Januar auf Engagement gastieren.

Wir leben bis dahin in einer steten leisen Aufregung. Wird sie gefallen? Und, schließlich, warum sollte sie nicht? Wenn uns nur nicht gerad' eine dumme Indisposition dazwischen kommt.

Ich werde sie schon hüten, damit sie sich nicht erkältet, und aufpassen, daß sie ihre Boots anzieht; die kleine Eitelkeit drückt sich nämlich gern vor den „Elbtähnen", wie sie sagt, und läuft mir am liebsten mit ihren dünnen Stiefelchen durch den Schnee. Eine halbe Stunde mit feuchten Sohlen auf der Probe herumstehen, und — wups — ist die Stimme belegt.

Deshalb laufe ich ihr nach wie der Teufel hinter einer Seele; sie kommt mir nicht unkontrolliert die Treppe hinunter.

Draußen liegt eine dichte Schneeschicht auf den Straßen; ein Heer von Arbeitern türmt unaufhörlich gewaltige grauweiße Hügel zu beiden Seiten auf. Der Himmel hängt bleischwer über den verschneiten Dächern, und das Flockengestöber will seit achtundvierzig Stunden nicht aufhören. Die weichen Massen, mit denen alles gepolstert ist, saugen jedes Wagenrasseln, jeden Schritt, jedes Stimmengewirr auf, den Begriff Akustik giebt es nicht mehr, die flockenerfüllte Luft weigert sich, den Schall zu tragen. Es liegt etwas seltsam Verträumtes in diesem vielen Weiß, das alle Ecken abrundet, alle Unterschiede verwischt und sich dabei unaufhörlich von oben ergänzt.

In den Entrees unsers Theatergebäudes ist es feucht von zerfließenden Schnee. Die wenigen Getreuen, die noch in die Vorstellungen kommen — meistens Abonnenten mit irgend einem fremd uniformierten Urlauber —, schütteln dort die nassen Mäntel ab und stampfen mit den Füßen, um den Schnee loszuwerden. Von ein Viertel acht bis acht hört das Gestampfe nicht auf.

Am Bühnenaufgang ist es, eine Stunde früher, nicht anders. Nur die Rosée und die Orell leisten sich eine Droschke.

Ach, die Rosée überhaupt — zu drollig! Sie ist gar kein Fräulein, sondern eine verheiratete Frau. Richtig verheiratet, aber sie lebt von ihrem Manne, der in — ach, ich hab' vergessen, wo — als Bonvivant engagiert ist, getrennt.

Dies Thema ist durch die plötzliche Ankunft eines langaufgeschossenen, fünfzehnjährigen Mädchens aufgewühlt worden, das der Céleste Rosée sprechend ähnlich sieht und Mama zu ihr sagt.

„Sie hat uns die Kleine eigentlich unterschlagen wollen," erzählte Frau Brandt-Stollberg lächelnd, während sie sich zur Knuperherze für Hänsel und Gretel vernunftaltete, „aber das Backfischchen soll gegen das Einsperrsystem ganz energisch opponiert haben."

Wir waren alle in der Garderobe, Leni als famoser, schlanker, zerlumpter Hänsel und Elsbeth Steinbrügge eine Gretel mit zerrissener Schürze und steif geflochtenem, abstehendem Zöpfchen.

„Ist sie denn — ganz richtig verheiratet? Sie nannte sich doch konsequent Fräulein Rosée!"

„Diese Eitelkeit hat sie nun zu büßen," lachte das Besenbinderweib; „jetzt läuft sie seit Tagen mit Transchein und Ehering bei den Kollegen umher, weil sie wohl selbst fühlt, daß es bei ihrem etwas dunkeln Renommee solcher Beweismittel bedarf."

„Warum ließ sie denn die Kleine überhaupt kommen?" warf die Steinbrügge ein.

„Warum?" Die Knuperherze wandte ihren verunstalteten Kopf herum. „Weil auch bei der leichtfertigsten Frau die Sehnsucht nach ihrem Kinde manchmal übermächtig zum Durchbruch kommt. Ich habe wahrhaftig keine Sympathien für die Rosée, aber ich muß sagen, daß sie mir menschlich viel näher gerückt ist, seit ich sie mit ihrem Kinde Arm in Arm durch die Straßen schlendern sah. Wenn sie nur wüßte, daß es ihr tausendmal besser steht, Mutter, als schönes Weib zu sein!"

Und sie weiß es! Eine Frau wie Céleste Rosée benutzt schlechtweg alles als Dekoration ihrer Person. Kleider und — Gefühle. Als das Auftauchen der kleinen Lesti ihrem Fräuleinunwhs ein Ende machte, erfaßte sie geschickt die veränderte Situation und drapiert sich nun in ihre Mütterlichkeit wie in einen neuen, kleidsamen Spitzenshawl.

Sie ist seit einigen Tagen ganz „junge Mutter", die kleine, jugendliche Mama einer großen Tochter, zu deren Backfischlänge sie mit erstaunten Kinderaugen aufsieht. Sie kokettiert mit dem drolligen Faktum, durch eine überaus frühe Heirat nunmehr schon mit dreiundbreißig Jahren — so viel giebt sie jetzt zu — die Mama einer so großen, ernsthaften Tochter zu sein; eine Würde, der sie sich leider noch gar nicht gewachsen fühlte.

Lesti ist so ungehobelt wie nur je eine Fünfzehnjährige, die in ihren halblangen Kleidern nichts Rechtes mit sich anzufangen weiß, aber ihre klugen, dunkeln Augen folgen in stummem Unbehagen dem kindlichen Gebaren der hübschen, kleinen Mama, und je mehr deren gemacht helle Stimme um sie herumzwitschert, desto fester schließen sich ihre schmalen, roten Lippen.

Was in so einem jungen Kopf vorgehen mag? Sie ist im Alter des Schauens, Staunens und Grübelns; sie ist überdies, wie es scheint, ein intelligenter Mensch, und ihr Vater wünscht, daß sie das Lehrerinnenexamen mache. „Damit sie nicht wird wie ihre Mutter," soll er gesagt haben, wie der Theaterklatsch meldet.

Momentan ist sie übrigens wütend, die schöne Céleste. Grund zu dieser Wut ist, so sonderbar es klingt, ein künstlerischer, unbestrittener Erfolg, den

Digitized by Google

sie, nachdem man über ihre Familienangelegenheiten zur Tagesordnung übergegangen war, zu verzeichnen hatte.

Man gab das Weihnachtsmärchen, und die „Lutschliese" der Rosée war in ihrer Art einfach vollendet; sie hatte jubelnden Applaus, anerkennende Kritiken und ging tagelang mit dem befriedigten Lächeln einer Künstlerin umher.

Aber das Lächeln wurde immer sauersüßer, als das Beglückwünschen über die Lutschliese kein Ende nehmen wollte, als man ihr sagte, daß sie sich in dieser Rolle erst selbst entdeckt habe, daß ihr Talent in Gestalten dieses Genres geradezu zu kulminieren scheine — das Lächeln erstarb auf ihrem hübschen Gesicht, als sie merkte, daß man sie nur noch Lutschliese nannte und wahrscheinlich noch lange so nennen wird.

Es braucht nur noch jemand an sie heranzutreten und von der Lutschliese anzufangen, so macht sie ihm feindselige Augen, und diese Empfindlichkeit bricht ihr natürlich vollends den Hals. Was bisher Zufall war, wird Absicht; wie auf Verabredung tritt einer nach dem andern an sie heran:

„Liebe Rosée, Sie haben sich selbst übertroffen; Ihre Lutschliese . . ."

Sie ist weißglühend, das Wort wirkt auf sie wie ein Peitschenschlag. So wird ihr eine thatsächlich tüchtige Leistung zum Martyrium. Als Lutschliese berühmt werden, wenn man den Ehrgeiz hat, eine Ophelia zu sein!

Mit unterdrücktem Knirschen legt sie abends ihre blaue Kittelschürze an, denn das Weihnachtsmärchen ist ständiges Repertorieſtück in dieser Zeit. Wir stehen eben im Zeichen der Kindervorstellungen.

Die tragische Muse ist von ihrem Kothurn herabgestiegen.

Ellerdisses hat seinen Shakespeare beiseite gestellt und zieht alabendlich den langen, roten Kittel des „großen Nikolas" an, Frau Castell-Franke verwandelt sich in einen köstlichen, waschechten Strumwelpeter mit der bekannten ungeheuern Borstenperücke, die Kasinski ist ein liebliches Rotkäppchen und Sturm ein Märchenprinz, wie man ihn nicht schöner wünschen kann.

Ein dankbareres Publikum haben unsre Darsteller das ganze Jahr nicht. Blonde und braune Kinderköpfchen von allen Altersstufen in allen Rängen, noch nicht angekränkelt von des Gedankens Bläſſe; jeder Witz, jede Ueberraschung, jede komische Situation da oben findet ein spontanes Echo in der köstlichen Impulsivität der unzähligen Kinderherzen. Das jubelt, das lacht, das kreischt durcheinander, das kritisiert nicht — das genießt.

Selbst aus dem ersten Rang ist die vornehme Reserve und Begeisterungslosigkeit, die dort Hausrecht haben, gewichen; auf die Brüstung stemmen sich runde Kinderärmchen, und kleine, weiche Fäuste schlagen in lärmendem Entzücken auf den roten Sammet los, wenn die bösen Buben, die das arme Mohrenkind verpottet, vom Nikolas in ein wirkliches, gewaltiges Tintenfaß getaucht und kohlrabenschwarz wieder herausgezogen werden.

Etwas wunderbar Erfrischendes, dieser durch nichts beeinträchtigte Jubel des kleinen Völkchens; es geht ein Zug durch das Haus, dem sogar die Mitspielenden sich nicht entziehen können. Der Uebermut packt auch sie, und Castell erzielt durch seine urkomischen Extemporés sogar bei den Kollegen einen Lacherfolg.

Weihnachtsmärchen, Hänsel und Gretel, Puppenfee — das wechselt miteinander ab. Im Zuschauerraum alte, weißhaarige Herren, Großmütter, deren Augen keine Weihnachtshandarbeiten mehr vertragen, Studenten auf Ferienbesuch, Marinesoldaten mit weit offener Bluse und Kinder, ungezählte Kinder!

Ich glaube, daß in L. nicht viele Kinder sind, deren Füßchen nicht wenigstens einmal in dieser Zeit die breiten Freitreppen unsers altersgrauen Musentempels hinaufgetrippelt wären. Entweder durch den säulengetragenen Haupteingang oder durch die schmucklosere Bühnenpforte, die für die Mitwirkenden da ist. Die einen, für die zärtliche Eltern den Eintrittspreis von drei Mark bis zwanzig Pfennig bezahlen; die andern, um ihren sorgenden Eltern allabendlich dreißig selbstverdiente Pfennige nach Hause zu bringen.

Es ist ziemlich ärmliches kleines Volk, das uns für Stücke, in denen „Kindermaterial" gebraucht wird, zur Verfügung steht, und Fritz Peilecke, der kleine Requisiteur, hat keine leichte Aufgabe.

Das soll erstens möglichst hübsch sein, zweitens anstellig und drittens — sauber. Außer diesen Grundbedingungen kommen noch andre, komplizierte Aufträge hinzu: da heißt es zum Beispiel drei, vier Reihen „Orgelpfeifen" von drei bis elf Jahren à fünfzehn „Stück" in gleichmäßig aufsteigender Reihe herauszufinden.

Fritz findet sie. Mit der gleichen, unbedingten Zuverlässigkeit, mit der er der Königin der Nacht rechtzeitig ihren Dolch in die Hand drückt, führt er auch am ersten Probetage seine kleine Herde vor.

Eine Handbewegung: „Da sind sie, Herr Direktor."

Der „Alte" setzt seinen Klemmer auf und schreitet die Reihe ab; mit dem gespannten Gesicht eines Hauptmanns, dessen Compagnie der Kommandeur mustert, folgt ihm der kleine Requisiteur.

„Gut so, mein Junge." Die Spannung läßt nach, Fritz hat seine Schuldigkeit wieder einmal gethan.

Daß er unter der Schuljugend seines Viertels eine führende Stelle einnimmt, ist selbstverständlich. Der Andrang ist bei den sehr oft wiederholten Dreißigpfennighonoraren und dem einmaligen Freibillet für die respektiven Mütter ein sehr großer; und da außerdem den Kindern das Theaterspielen auf einer richtigen Bühne in wahrhaft märchenhaftem Lichte erscheint, so übersteigt das Angebot die Nachfrage stets ganz bedeutend.

Das sind Wahltage im kleinen, mit Intriguen, Bitten, Bestürmen und — Bestechungen. Aber Fritz steht wie ein Fels im Meer und hält streng künstlerische Auslese. Für einen Apfel, einen Brummkreisel oder ein noch ganz gut erhaltenes Taschenmesser verkauft

Digitized by Google

er seine Ueberzeugung nicht. Nicht einmal für zwölf Murmeln, trotzdem diese seine Leidenschaft sind. Wenn man gedruckt in Almanach sieht und seine Rezensionen über Kinderrollen „aufgeklebt“ hat — noblesse oblige!

„Ick weeß, wat mir brauchen“ — er berlinert wie seine Mutter —, damit trifft er seine Wahl und weist die Aepfel, die Brummkreisel, die Federmesser und sogar die Murmeln der allzuvielen energisch zurück.

Die Auserwählten tragen den Kopf sehr hoch und versammeln sich zur festgesetzten Stunde vor dem Bühneneingang. Eine fröhliche kleine, verfrorene Schar, sehr sauber gewaschen Gesicht und Hände, in den abgelegten Kleidern jener Kinder, die da auf der entgegengesetzten Seite abends von ihren Müttern oder Erzieherinnen ins Theater geführt werden.

Mit dem bestimmten Glockenschlag schiebt sich die kleine Schar — plötzlich sehr still geworden — durch den Bühneneingang in das Halbdunkel der Kulissenwelt.

Frau Peilecke nimmt die mündlichen Unterhandlungen in die Hand. Sie trifft den Ton besser, an den die Kinder gewöhnt sind; die vornehme Ausdrucksweise des Direktors macht sie verwirrt und läßt sie verstummen.

Mit großen, aufmerksamen Augen lassen sie nun das Maßnehmen über sich ergehen. Erst kommt der Theaterschuster.

„Also zwölf Paar rote Schuhe, zwölf Paar gelbe und die schwarzen mit roten Absätzen, — vergessen Sie nicht, Meister.“ Der Direktor geht eilig hin und her mit dem Regisseur und macht Notizen in ein Taschenbuch.

Die ärmlich bekleideten, mageren Beinchen strecken sich vor, hie und da guckt eine kleine, rosige Zehe verschämt durch den groben Wollstrumpf.

Der Schneider oder, wie sich Herr Böttcher lieber nennen läßt, Theaterkostümier löst den Schuster ab; drei Gehilfinnen helfen ihm beim Messen, ein Lehrmädchen macht die Notizen.

Herr Böttcher war anfangs berufen, die Welt um einen Operettenleutnor zu bereichern; eines Halsübels wegen mußte er aber auf den Ruhm des Sängers verzichten und ein andres seiner Talente kultivieren. Mit den Posen einer veralteten Schule, der gottbegnadeten Selbstbewunderung eines Tenors und einigen vergilbten Rezensionen steuerte er muntig in den neuen „Kunstzweig“ hinein und bildete sich zu einem tüchtigen Kostümschneider heraus, der seiner Friseurkopfschönheit wegen und weil er noch keine Frau hat, von seinen sämtlichen Gehilfinnen angeschwärmt wird. Die Leistungen unsrer Oper unterzieht er einer mehr als scharfen Kritik, bei der seine ehemaligen Kollegen, die Tenöre und die kostüme der Frau Stollberg-Brandt am schlechtesten wegkommen. Der Prinz-Gemahl mit seinen rein künstlerischen Entwürfen ist ihm ein Dorn im Auge.

Ueberhaupt ist er gegen Konkurrenz jeder Art äußerst unduldsam. Von ihm, aus einer Aeußerung über einen bekannten Berliner Damenschneider, stammt auch das geflügelte Wort, das ich die Kollegen oft anwenden höre, wenn sie von etwas Veraltetem, längst Ueberwundenem sprechen: „Der Mann arbeitet ja noch mit einem breiten Seitenteil!“ Das „breite Seitenteil“ entpuppte sich als ein großes Wort, das der gute Böttcher, Stecknadeln zwischen den Zähnen, so gelassen ausgesprochen hatte — der Bühnenwitz griff es freudig auf. Es ist ein „breites Seitenteil“, wenn Reveldi beim hohen C sich kokett auf der Fußspitze wiegt, wenn Pohlmann, der erste Held, auch im modernen Lustspiel „büttenbestiert“, wenn Relling, der Chorist, sich bei einer kleinen Sprechrolle ein weißes Gesicht und rote Backen schminkt.

Das „breite Seitenteil“ ist gar nicht mehr zu entbehren, man begreift nicht, wie man vorher ohne diese Bezeichnung hat auskommen können.

Mit den Kindern, die er in Puppen, Trommelhasen, gute und böse Geisterchen zu verwandeln hat, verfährt er ziemlich summarisch, der gute Herr Böttcher. Sie sind ihm zu schlecht angezogen, über Garderobenmängel kommt sein Schneiderherz nun einmal nicht hinweg. Kein Stück, das auf Figur gearbeitet wäre, keine Stil- und Farbenharmonie — die Aermlichkeit dieser Almosenkleidung fällt ihm direkt auf die Nerven; mehrfach muß er sich mit dem duftenden, rotseidenen Taschentuch über das indignierte Gesicht fahren. Lieber Gott, man ist ein Mann von Welt, und diese Armeleute-Atmosphäre!

Zwischen ihm und dem Direktor, der übrigens weniger fein organisiert sein muß, denn er streicht manchmal im Vorübergehen zerstreut-freundlich über einen festgeflochtenen Kinderzopf, fliegen kurze Bemerkungen hin und her.

Rosa Mull — weiße Spitzenkragen — rosa Strümpfe und Babyhüte — die Augen der kleinen Mädchen werden größer und größer — ist es ein Traum?

Nein, handgreifliche Wirklichkeit. Der Tag kommt, an dem all die duftigen Rosaherrlichkeiten sich wirklich um die kleinen, schmächtigen Glieder schmiegen, wo die dünnen, ungepflegten Haare unter goldigen Lockenperücken verschwinden und zartrote Bäckchen über die von schlechter Luft und mangelhafter Ernährung farblosen Gesichter hinwegtäuschen.

Man findet sich sehr, sehr schön. Nur mit einem leisen Seufzer zieht man am Schluß der Vorstellung die Alltagskleider wieder an, — und nun fällt die erste Gage.

Frau Peilecke hat die Auszahlung übernommen, ein schweres Beutelchen voll Nickel steht neben ihr.

„Dreiundzwanzig, vierundzwanzig — nanu, ihr seid ja fünfundzwanzig, wat soll denn det?“

Stillschweigen.

„Ja, wer ist denn der Fünfundzwanzigste?“

Natürlich ist kein einziger der Fünfundzwanzigste.

„Raus mit die Sprache! Da hat sich euer zwischenjemuschelt. Ick habe bloß for vierundzwanzig Zeld.“

In der kleinen Gesellschaft entsteht etwas wie eine Bewegung. Auf irgend einen einzelnen richten sich achtundvierzig Augen, man rückt von ihm weg, und endlich kommt mit Zaudern und Stocken die Geschichte heraus.

Digitized by Google

August Lemkemeyer hatte ein paarmal die Proben versäumen müssen und den Fritze Schmuthack dafür geschickt. Später ist der August Lemkemeyer regelmäßig wiedergekommen, der Fritze Schmuthack aber auch. Der uralte Kulissenzauber war dem Fünfjährigen zu Kopfe gestiegen — er konnte nicht mehr zurück.

„So. Det sind ja scheene Jeschichten.“ Die Requisitense stemmte die Arme auf die Hüften. „Det drängelt sich einfach in un will noch drei Silberjroschen dafor haben. Ihr meent ooch woll, der Direktor sind't das Jeld uff de Straße?! Nee, det kenn' mer nich, bei die Ausjaben!“

Wir standen in der Nähe, Leni und ich, bei der kleinen Scene. Der Missetäter machte Miene zu weinen; ein etwas größeres Mädchen brach wirklich in Thränen aus. Es war seine Schwester Mariechen.

„Frau Peilecke,“ sagte Leni leise, bittend.

Sie blinzelte mit den Augen.

„Na, un flennt ooch noch! Ick will man in 't Biro jehn un mit Herrn Andersen reden. Ob er's dhut — ick weeß nich — drei Silberjroschen!“

Herr Andersen, als Vertreter des Direktors, war kein Unmensch. Fritz Schmuthack bekam nicht nur seine dreißig Pfennige, sondern auch noch die Erlaubnis, wieder mitzukommen.

Das Geschwisterpärchen strahlte, soweit graublasse Kindergesichter mit einem unjugendlich ernsten Zug um den Mund überhaupt strahlen können. Sie sind, scheint es, die Aermsten der armen Kinder. Es müßte eine Wonne sein, sie einmal so recht von Herzen zu bewirten, zu bescheuken.

Ich tuschelte mit Leni, und sie stimmte mir erfreut bei.

*

Am nächsten Sonntag waren Mariechen und Fritz Schmuthack unsre Mittagsgäste. Menü, dem Kindermagen angepaßt: rote Weinsuppe mit Schneeklößen, dann Kalbsbraten, Milchreis, immer wieder mit Zucker und Zimmet bestreut, sobald die oberste Schicht abgefüllt war, und zum Schluß Blancmanger mit Himbeersauce.

Man hatte sie sehr sauber gewaschen und mit einem in Wasser getauchten Kamm streifig glattgekämmt.

Zu Anfang genierten sie sich ungeheuer und saßen einsilbig auf ihren Stuhlkanten. Aber die Suppe verschwand restlos, der Kalbsbraten wies bald eine gehörige Bresche auf, im Milchreis feierten sie eine kleine Orgie und hatten doch für den himbeerbegossenen Pudding noch eine erstaunliche Menge Platz.

Auf meine Frage: „Darf ich noch auffüllen?“ bekam ich nie ein Nein. Seine Zustimmung drückte Fritz anfangs durch ein verlegenes Lächeln aus, indem er den Kopf zwischen die Schultern zog; später nickte er resolut und verstieg sich beim letzten Gang zu einem ziemlich energischen „Ja“.

Mariechen gab ihm einen Stoß. „Du sollst doch ‚bitte‘ sagen,“ und dann entschuldigend: „Er is noch so dumm!“

Mariechen wurde überhaupt redselig nach und nach. Daß die Mutter voriges Jahr gestorben, gerad' als das kleinste Brüderchen geboren wurde, erzählte sie uns, daß der Vater mit den großen Jungens in der Fabrik arbeite, daß Minna koche und zu Haus Knöpfe bespinne für die Fabrik, und daß sie, Mariechen, auch schon Knöpfe bespinne und damit jede Woche eine Mark fünfzig verdiene. Fritz sei aber noch zu dumm dazu, vielleicht nächstes Jahr — und vorgestern habe er eine Tasse zerbrochen, aber keine Schläge dafür bekommen, weil er sich an den Scherben geschnitten habe; das sei Strafe genug, habe Minna gesagt, und nun — „zeig mal her, Fritz!“ — nun habe er einen schlimmen Finger, n—ja. Aber es thäte nicht mehr sehr weh. Und sie dürfe mit Lieschen Lemkemeyer nicht mehr spielen, weil diese beim Kaufmann Mandeln gemaust habe, und Hänsel und Gretel sei wunderschön, aber was der Fritz doch noch dumm sei! Er habe geglaubt, der Hänsel sei ein richtiger Junge und hieße Hans, und hätte nicht glauben wollen, daß es ein Fräulein gewesen, Fräulein Witt, das richtige Fräulein Witt (dies mit einem Blick auf Leni). Und es habe doch sogar auf dem Zettel gestanden, aber Fritze könne ja allerdings noch nicht lesen, und morgen wäre Bescherung im Frauenverein.

Während sie so plauderte, trat auch bei Fritz, der inzwischen ohne Pause gefuttert hatte, der Zeitpunkt ein, wo es einfach nicht mehr ging. Mit einem letzten schmerzlichen Blick auf die noch nicht ganz leere Puddingschüssel streckte er die Waffen.

Und nun kam der Glanzpunkt des Tages: die kleine Bescherung unter dem brennenden Baum.

Allerlei — unnütze Kleinigkeiten, denn für die farblose Nützlichkeit sorgen reichlich die wohlthätigen Vereine. Ein Lotto in leuchtend rotem Kasten, eine grasgrün lackierte kleine Pumpe, ein Päckchen Farbenstifte nebst Kolorierbuch; für Mariechen ein Tapisseriekasten mit allerhand angefangenen kleinen Handarbeiten für die Puppe, eine hübsche, blau und weiß gestreifte Kittelschürze — sozusagen als Mantel der Liebe über ein abgetragenes Kleid — und eine blauseidene Zopfschleife.

Mag der Krempel morgen zerbrochen, die Schleife beschmutzt und zerknittert sein — heute haben zwei leuchtende Augenpaare in stummem Entzücken darauf geruht.

„Nur nichts Wolleues,“ hatte Leni gemeint, „das bekommen sie ohnehin jetzt genug.“

Und wir erinnerten uns, wie in unsrer eignen — allerdings sehr glücklichen — Kindheit „nützliche Dinge“ unter dem Weihnachtsbaum nur knapp einen Achtungserfolg bei uns zu erzielen vermochten und die Augen sich nach kurzer Anstandspause begehrlich dem bunten Krimskrams zuwendeten, den wir uns mit großer Eindringlichkeit schriftlich und mündlich gewünscht hatten.

Viel war es nie gewesen, denn Mamas Wirtschaftsgeld befand sich mit dem pädagogischen Grundsatz: „Man muß Kinder nie verwöhnen!“ in verblüffendem Einklang, aber ein paar Schiefergriffel mit Goldpapier und ein bunter Brummkreisel überragten in unsrer Wertschätzung ein neues, solides Kleid oder ein Unterröckchen turmhoch.

Digitized by Google

Als wir so nach Maßgabe der eignen Kindheitserinnerungen die Geschenke für unsre kleinsten „Kollegen“ zusammenkauften, fiel mir ein Wunschzettel wieder ein, den ich neulich beim Kramen unter Mamas Sachen fand.

Wie alt wir waren, als wir ihn miteinander verfaßten, Leni und ich, weiß ich nicht mehr; die noch nicht ganz gefestigte Orthographie läßt auf ein Stadium kaum mittlerer Bildungsfortschrittes schließen.

Es handelt sich darin um die heterogensten Gegenstände. Nach einer Puppe(Schleppenbame) für Leni kam ein Federmesser „mit’ner Schehre dran für Lisbeth, die sehr scharf schneidet“, ferner wünschten beide „eine Kochmaschine, wo man richtig drin Feuer machen kann, sone stehn bei Hasteucht im Fenster“; Lisbeth: ein paar Glacéhandschuh — das Wort Glacé schien den vielen Durchstreichungen nach nur unter Schwierigkeiten zu stande gekommen zu sein —; Leni: „den Donauwalzer“; Lisbeth: „ein Marzipanferkel, wie es bei Russo im Fenster steht, links vorn“; Leni: „eine Leberwurst, die ich allein aufessen darf“. Sich einmal mit frischer Leberwurst den Magen gründlich zu überladen, war die ungestillte Sehnsucht ihrer Kinderjahre!

Der mit Bleistift geschriebene Schlußsatz des Wunschzettels: „pro Mann fünf Groschen Taschengeld“, schien dem Ganzen in einer Art Bauernschlauheit angehängt zu sein. „Pro Mann“ — diese in Bezug auf kleine Mädchen nicht ganz gebräuchliche Ausdrucksweise, die wir von unserm Freund Heinrich, dem Hauptmannsburschen, acceptiert hatten, zog uns einen leisen Tadel mütterlicherseits zu, wie ich mich erinnere, aber das Ferkel von Russo und die gewünschte Leberwurst waren außer den andern Kleinigkeiten wirklich zur Stelle.

Leider hatte Leni die Rechnung ohne den Wirt, das heißt ohne die elterliche Ueberwachung gemacht: zum Magenüberladen kam es nicht, trotz ihrer sehr eifrig geltend gemachten Eigentumsrechte.

Vielleicht ist es auf diese bis heute ungestillte Sehnsucht zurückzuführen, daß sie immer noch meint, jedes Kind müsse sich eine Leberwurst „für sich ganz allein“ wünschen. Und so kam es, daß auch Fritz und Mariechen Schnuthacks kleine Bescherung bei uns mit je einer kleinen, runden Leberwurst komplettiert wurde.

(Schluß folgt.)

Die erste Bismarck-Feuersäule im Deutschen Reich zu Keilhau.

Die ehemaligen Zöglinge der Erziehungsanstalt zu Keilhau, erfüllt von dem nationalen Gedanken, der seit der Zeit der Gründer dieser Anstalt, der Lutzowschen Jäger Fr. Fröbel, Middendorff und Langethal, hier immer treu gepflegt worden ist, faßten im vorigen Herbst nach dem Beispiel der deutschen Studentenschaft den Beschluß, in Keilhau eine Bismarck-Säule zu errichten. In kurzer Zeit war die Bausumme gezeichnet. Der Entwurf stammt von einem früheren Zögling Keilhaus, dem Leipziger Architekten Heinrich Zikharmann. Am 30. Juli wurde die Säule mit einer entsprechenden Feier ihrer Bestimmung übergeben. Von der höchsten Erhebung des Bergrückens unmittelbar hinter der Anstalt leuchtet das Denkmal auf dem dunkeln Hintergrunde des Tannenwaldes weit hinab in das schöne Saalthal. Wirksam gegliedert steigt der Steinbau in Form einer Pyramide zu der Höhe von 11 Metern kräftig empor, auf seiner Stirnseite trägt er in goldenen Buchstaben den Namen Bismarck und auf seinem Scheitel ein metallenes Becken von 1,30 Meter Durchmesser, in dem an den Bismarck-Gedenktagen der Feuerbrand alljährlich aufodern wird.

Digitized by Google

Emilio Aguinaldo und sein Stab im Jahre 1897.

Von den Kämpfen um die Philippinen.

Von

G. Hoff.

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Der Widerstand, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika bei der Besitzergreifung der ihnen durch Staatsvertrag zugesprochenen Inselgruppe der Philippinen zu überwinden haben, beruht nicht auf einer plötzlich aufgetauchten Bewegung, er ist im Grunde nichts als eine Fortsetzung des hartnäckigen Kampfes, den die eingeborene Bevölkerung jener Inselgruppe schon seit Jahrzehnten um ihre politische Unabhängigkeit führt. Durch die jüngsten kriegerischen Ereignisse ist nur das Ziel der ursprünglich gegen die spanische Regierung gerichteten volkstümlichen Erhebung verschoben worden — an sich dauert die Bewegung so fort, wie sie sich etwa seit der Mitte der achtziger Jahre entsponnen hat. Daß die aufständischen Tagalen in den die spanische Krone bekämpfenden Nordamerikanern ihre natürlichen Verbündeten erblickten, war nur zu erklärlich, ein Irrtum aber war es, daß sie glaubten, sobald das Sternenbanner der nordamerikanischen Union über Luzon wehe, sei der Tag erschienen, an dem sich das Wort bewahrheite: „Die Philippinen für die Philippiner.“ Für den an diesen Kämpfen nicht Beteiligten hält es schwer, zu entscheiden, wohin er seine Sympathie wenden soll. Ein Volksstamm, der um seine Unabhängigkeit ringt, kann stets des Mitgefühls sicher sein, zumal, wenn ihm der Kampf durch eine Mißwirtschaft aufgenötigt worden, wie sie auf den Philippinen nur allzulange unter dem von der spanischen Krone gedeckten Regimente geherrscht hat. Andrerseits hat der große amerikanische Freistaat vieles von seinem Ansehen eingebüßt, seit er, mit seiner alten Tradition brechend, die Wege des Eroberers beschritten hat und er, der „Hort der Völkerfreiheit“, seine Waffen gegen ein im Freiheitskampfe begriffenes Volk kehrt. Und doch ist schließlich auch den bisher siegreichen Amerikanern die Bahn, die sie zu verfolgen haben, vorgezeichnet; der Kampf, um den es sich handelt, wird weniger im Namen der Unfreiheit gegen die Freiheit als in dem der Kultur gegen die Unkultur geführt. Zustände, wie die aufständischen Tagalen sie sich träumen, würden durch sie selbst im Inselreiche der Philippinen nicht herzustellen und, wenn hergestellt, kaum von langer Dauer sein. So sehr man es beklagen mag, daß dem an sich nicht unbildungsfähigen Stamm der Tagalen von seinen bisherigen Herren die Segnungen der Kultur ferngehalten worden sind, ist man doch gezwungen, mit der Thatsache zu rechnen, daß sich in ihm zu großem Teil noch die ganze Unkultur eines Naturvolkes erhalten hat; wenn man ihm noch so vieles zusprechen kann, gehört zu dem, was er nicht besitzt, entschieden staatsbildendes Talent. Was Jahrhunderte lang versäumt und geflissentlich hintangehalten worden ist, läßt sich nicht von heute auf morgen zur Entwicklung bringen. Ueber den Ausgang des gegenwärtigen Kampfes kann daher ein Zweifel nicht bestehen; mag er den Amerikanern auch noch so viele und noch so schwere Opfer auferlegen, schließlich wird er doch zu ihren Gunsten und im Sinne der von ihnen verfolgten Politik entschieden werden. Nicht am wenigsten werden damit die auf Luzon und namentlich in der Landeshauptstadt Manila ansässigen Angehörigen

Digitized by Google

Amerikanisches Zeltlager in der Stadt Malolos auf Luzon.

fremder Nationen, vor allem Deutsche, Engländer und Amerikaner, einverstanden sein, die alles das, was ihr Fleiß und ihre Thatkraft in langen Arbeitsjahren geschaffen, in Frage gestellt sehen würden, wenn die Tagalen die Oberhand gewönnen.

Der Aufstand gegen die spanische Herrschaft wurde hauptsächlich durch eine Art von Freimaurerlogen mit ausgesprochener politischer Tendenz gefördert. Als sich um die Mitte der achtziger Jahre die vereinigten Ortsvorsteher (gobernadorcillos) mit einer Bittschrift an den spanischen Generalkapitän gewandt hatten, um zu einer besseren Ordnung der äußerst reformbedürftigen kirchlichen Verhältnisse zu gelangen, und dieser Schritt gleich ähnlichen zuvor gethanen erfolglos geblieben war, verbreitete sich in dem gesamten Inselreiche eine Mißstimmung, die alsbald ihren Ausdruck in einem weitverzweigten Geheimbunde fand. Organe dieses Bundes waren die erwähnten Logen, deren Mitglieder meist der farbigen Rasse angehörten. Die Verschwörung war bis in die Hauptstadt Manila eingedrungen, ohne daß die spanischen Behörden eine Ahnung davon gehabt hatten. Wachsamer war die Kirche gewesen, wenigstens gelang es zuerst einem Priester, dem Pater Mariano Gil, dem Pfarrer von Tondo, einer Vorstadt Manilas, den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Erst auf die Benachrichtigung durch den Priester hin fand die spanische Regierungsbehörde sich veranlaßt, einzuschreiten. Sie ordnete im August 1896 die Verhaftung einer Anzahl farbiger Setzer an, die, in der Offizin des seither eingegangenen Blattes „Diario de Manila“ beschäftigt, die Zeit ihrer Mittagsruhe dazu benutzt hatten, mit den Typen und auf der

Eine nicht explodierte tagalische Granate im Lager der Amerikaner.

Digitized by Google

Presse ihrer ſpaniſchen Brotherren aufrühreriſche Plakate und Rundſchreiben herzuſtellen. Die plötzliche Verhaftung dieſer Drucker erregte in Manila nicht geringen Schrecken, am 31. Auguſt wurden ſogar ſämtliche Läden geſchloſſen, und die in der Stadt anſäſſigen Fremden vereinigten ſich, um durch eine Maſſenabordnung den damaligen ſpaniſchen Generalgouverneur Blanco zu ſofortigem Einſchreiten gegen die Verſchwörer zu erſuchen. Rechtzeitiges Einſchreiten aber war damals nicht Sache der ſpaniſchen Regierungsbehörden, und ſo wäre es, trotzdem die Regierung über die Lage unterrichtet war, am 1. September faſt zu einer Plünderung und Einäſcherung der reichen Stadt Manila gekommen, wenn nicht im entſcheidenden Augenblicke eine Compagnie ſpaniſcher Feſtungsartillerie ſich raſch mit der eingeborenen Stadtpolizei (guardia civil veterana) vereinigt hätte, um den ſchon halb gelungenen Handſtreich der von Santa Meſa (im Oſten von Manila) in die Stadt eingedrungenen Rebellen zurückzuſchlagen.

Todbrief an den Pater Mariano Gil.

Um ſo grauſamer wütete die ſpaniſche Regierung, als es ihr endlich möglich wurde, Hand an die Rebellen zu legen. Am 3. September begannen die unerbittlichen Füſilladen auf der Lunetta, einem an der Bai von Manila liegenden, rennbahnartigen Platze, und binnen wenigen Tagen war die kleine Feſtung Santiago an der Mündung des Paſigfluſſes, ein wahrer Schreckensort, mit Gefangenen überfüllt. Unter den auf der Lunetta Hingerichteten befand ſich auch der jugendliche Freiheitsſchwärmer und Dichter Dr Rizal, der ſich der Sympathie ſelbſt der weißen Bevölkerung der Philippinen erfreute und von den Tagalen heute als Märtyrer gefeiert wird.

Gefallene Tagalen.

Digitized by Google

Die Wut des Volkes richtete sich inzwischen immer mehr gegen den Geistlichen, dem man das Scheitern der ursprünglichen Pläne der Rebellion schuld gab. Er wurde mit Drohbriefen überflutet.

Von den uns zur Verfügung gestellten Andenken an die Zeit des ersten Tagalenaufstandes können wir unsern Lesern, neben der Abbildung eines Meister-Schurzfells einer der erwähnten Tagalen-Logen, auch die eines derartigen Drohbriefes vorlegen. Er enthält die Photographie des Bedrohten; die über seinem Haupte schwebenden Waffen bedürfen keines Kommentars; die Unterschrift „Horas mo na!“ ist tagalisch und heißt auf deutsch: „Deine Stunde hat geschlagen!“ Der Bedrohte befindet sich noch heute unter den Lebenden.

Schurzfell des Meisters einer Tagalenloge.

Die Maßnahmen der spanischen Regierung dem Aufstande gegenüber waren grausam, aber planlos und führten daher nicht zum Ziel. Noch im September 1896 erhoben die Rebellen der Provinz Cavite sich erfolgreich gegen die Spanier und brachten diesen, als sie zu einem Angriff auf das von den Tagalen verschanzte, zwischen der Stadt Cavite und Imus gelegene Städtchen Novelletta vorgingen, eine empfindliche Niederlage bei. Bei dieser Gelegenheit tauchte zum ersten Male der jetzt vielgenannte und allbekannte Emilio Aguinaldo als Rebellenführer auf dem Schauplatze der Ereignisse auf. Den Spaniern gelang es schwer, die Niederlage bei Cavite zu verwinden, obwohl aus dem Mutterlande neue Truppen anlangten und zu Beginn des Jahres 1897 General Blanco als Generalgouverneur durch General Polavieja ersetzt wurde, mußten die spanischen Truppen da, wo sie überhaupt vordrangen, sich mit gefälltem Bajonett durch die nicht zum Wanken zu bringenden Reihen ihrer Gegner Bahn brechen. Als Polavieja endlich das Insurgentenheer eingeschlossen hatte, so daß es sich ihm auf Gnade oder Ungnade hätte ergeben müssen, wurde er durch Weisungen von Madrid an dem entscheidenden Schritte verhindert. Aufgebracht hierüber, legte er sein Amt nieder und wurde durch Primo de Rivera ersetzt. Diesem gelang es in der That, den Frieden wiederherzustellen, doch weiß man heute noch nicht, mit welchen Mitteln. Das Gerücht behauptet, er habe Aguinaldo für die Summe von 500 000 Pesos erkauft. Inwieweit dieses Gerücht sich auf Wirklichkeit gründet, vermögen wir

Amerikanische Soldaten feuern auf im Hinterhalt liegende Tagalen.

Digitized by Google

nicht zu ſagen. Thatſache iſt, daß Aguinaldo ſich nach der Ankunft Riveras nach Honglong begab, wo er bis zum Ausbruch des ſpaniſch-amerikaniſchen Krieges blieb.

Was weiter folgte, dürfte noch zu lebhaft in der Erinnerung des Leſers ſtehen, als daß wir mehr als flüchtig darauf hinzuweiſen brauchten. Nachdem die Tagalen anfangs die Amerikaner als Befreier begrüßt und ihnen bei der Einnahme Manilas nicht zu unterſchätzende Dienſte geleiſtet hatten, kam es zu einer Mißſtimmung zwiſchen den beiden, dem Anſchein nach verbündeten Heerlagern. Die Tagalen verdroß es, daß ſie nicht an der Seite der ſiegreichen Nordamerikaner in die Hauptſtadt ihres Landes einziehen durften. Mehr und mehr kamen ſie zu der Einſicht, daß die Niederlage der Spanier ihnen das nicht bringen werde, was ſie ſich erträumt, ein freies, unabhängiges Tagalenreich. Am 4. Februar dieſes Jahres brach der Aufſtand gegen die neuen Herren ganz in derſelben Weiſe los, wie er gegen die alten gewütet. Seine Bewältigung durch die Beſieger der ehemaligen Landesherren iſt lediglich eine Frage der Zeit, wenngleich wohl kaum der nächſten Zukunft.

Die Abbildungen, die wir unſern Leſern zu bieten in der Lage ſind, veranſchaulichen nach Momentaufnahmen den Stab des Rebellenführers Aguinaldo im Jahre 1897, ſowie eine Reihe von Scenen aus dem amerikaniſchen Lagerleben auf Luzon.

Verſchanztes Lager amerikaniſcher Soldaten.

Das lenkbare Luftſchiff als Kriegsmaſchine.

Lebhafter denn je erörtert man heute die Frage des lenkbaren Luftſchiffes, und nahe ſteht der Zeitpunkt, da Graf Zeppelin, unermüdlich in ſeinen Beſtrebungen und unterſtützt von opferwilligen Freunden, über dem Bodenſee die Fahrten mit dem von ihm konſtruierten, wie er hofft, dem Willen des Menſchen gehorchenden Luftſchiffe unternehmen will. Im vergangenen Juli haben zwar die Stürme, die über das „Schwäbiſche Meer“ dahinbrauſten, den Einrichtungen und Bauten arg mitgeſpielt, aber zur Zeit, da dieſe Zeilen vor das Auge des Leſers kommen, iſt der Schaden bereits ausgeglichen, und den thatſächlichen Verſuchen, die im Falle des Gelingens einen gewaltigen Fortſchritt in der Aeronautik bedeuten würden, ſieht man mit Spannung entgegen. Aber ſelbſt im günſtigſten Falle darf man keine übertriebenen Erwartungen hegen, denn darüber ſind ſich heute alle beſonnenen Forſcher klar, daß das lenkbare Luftſchiff die früher erträumten gewaltigen wirtſchaftlichen Umwälzungen nicht herbeiführen kann; nur für militäriſche und wiſſenſchaftliche Zwecke wird man es dienſtbar machen können.

Die zweifelloſe Möglichkeit einer militäriſchen Verwendbarkeit allein genügt aber auch ſchon vollkommen, um das zähe Weiterarbeiten der Experimentatoren zu verſtehen. Denn es iſt doch nun mal ſo, daß wir die Leute beſſer bezahlen, die eine gute Granate erfinden, als diejenigen, die uns ein probates Mittel gegen die Schwindſucht nachweiſen. Allerdings wird das lenkbare Luftſchiff auch in dieſer Beziehung ſeine Anhänger noch gewaltig enttäuſchen, denn zu einer Offenſivwaffe, wie man immer noch glaubt, läßt es ſich nicht gebrauchen.

Seit den Tagen Montgolfiers haben ängſtliche Gemüter immer mit Furcht und Entſetzen daran gedacht, was ihnen alles aus den Luftballons auf die Köpfe geworfen werden könnte, und phantaſiebegabte Schriftſteller haben ſich bemüßigt gefunden, uns ſchreckliche Bilder von dem kommenden großen Zukunftskriege vor die Seele zu zaubern. Großmächtige lenkbare Luftſchiffe erſcheinen da über Forts und Feſtungen, laſſen gewaltige Dynamitbomben fallen, und — das feindliche Werk iſt geweſen. In der That, wenn es gelänge, die noch zu erfindenden lenkbaren Luftſchiffe für dieſe Zwecke zu benützen — welch eine Acquiſition für jede Militärmacht! Man denke ſich nur einmal in Metz ein Geſchwader Lufttorpedoboote ſtationiert, welches ſofort nach der Kriegserklärung über Frankreich

Digitized by Google

dahinsegelt, auf jede Eisenbahnbrücke mit absoluter Treffsicherheit einen solchen „Tautropfen“ niederfallen läßt und durch die Zerstörung dieser Brücken den schnellen Aufmarsch des Heeres an der Grenze unmöglich macht! Indessen ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn derartige Aufgaben vermag ein Luftschiff nie zu übernehmen.

Bei dem Umstand, daß selbst sonst wohlunterrichtete Menschen dennoch an diese Möglichkeit glauben, dürfte es nicht unangebracht sein, einmal kurz die Gründe zu entwickeln, weshalb in dieser Beziehung vom lenkbaren Luftschiff nichts zu hoffen oder zu befürchten ist. Zunächst müssen wir uns kurz den derzeitigen Stand der ganzen Angelegenheit ansehen. Die Luftballons können zurzeit noch nicht genügend starke Motoren mit hoch nehmen und längere Zeit in Betrieb halten, um weitere Fahrten auszuführen, und die Flugmaschinen sind überhaupt noch nicht so weit, um sich — wenn auch nur auf kurze Zeit — in die Luft erheben und darin frei bewegen zu können. Alle flugtechnischen Bestrebungen sind gegenwärtig noch so weit zurück, daß es ganz unmöglich ist, schon jetzt mit ihnen ernsthaft zu rechnen; wir haben es also im nachstehenden vorläufig nur mit den Luftballons zu thun.

Der beste bisher gebaute Ballon, „La France“, besaß eine Eigengeschwindigkeit von etwas über sechs Meter in der Sekunde und eine Fahrtdauer von ungefähr zwanzig Minuten; er vermochte also bei ruhiger Luft etwa sechs Kilometer zurücklegen. Es sind also zweifellos noch ganz gewaltige Verbesserungen nötig — von denen wir aber bis zur Stunde noch nirgends den rechten Anfang sehen — wenn dieser lenkbare Ballon so weit gebracht werden soll, daß er nicht nur eine längere Fahrt ausführen, sondern auch noch eine bedeutende Nutzlast mit hoch nehmen kann.

Aber angenommen, wir besäßen einen Luftballon, der etwa 100 Kilometer in einer Tour durch seine Maschinenkraft zu fahren vermöchte — für die heutigen Zustände eine ganz fabelhafte Leistung — und dabei genügend große Dynamitbomben heben könnte, um ein Objekt obenerwähnter Art gründlich zu zerstören. Was würde er nun leisten können? Von den hundert Kilometern, die er zurücklegt, kommen sünfzig auf die Rückfahrt; wir wären also nur im stande, vom Stationsort aus einen Landstrich von etwa sünfzig Kilometer Breite unsicher zu machen. Die Zerstörung der Brücken in einer so schmalen Grenzzone würde den Aufmarsch des Gegners wohl nicht wesentlich beeinflussen; im freien Felde aber müßte der Stationsort seiner Schwerfälligkeit wegen so weit hinter den eignen Linien bleiben, daß der Ballon kaum die feindlichen Vorposten erreichte. Es bleibt also im Grunde nur der Festungskrieg.

In der That ist bereits während der Belagerung von Venedig, 1849, durch den österreichischen Hauptmann Uchatius der Versuch gemacht worden, den Luftballon in diesem Sinne zu verwenden, indem er ihn mit dem Winde über die Stadt treiben ließ. Man kann jenen Mißerfolg — die Bomben fielen alle ins eigne Lager — nicht damit entschuldigen, daß man sagt: „Ja, das war auch kein lenkbares Luftschiff, sondern ein gewöhnlicher freischwebender Ballon.“ Bei der Belagerungsarmee hat es ein geschickter Luftschiffer immer in der Hand, durch Wahl eines geeigneten Aufsahrtsortes und mit Hilfe der genau ermittelten Luftströmung auf so kleine Entfernung ein Ziel mit leidlich großer Grundfläche sicher zu überfliegen. Man darf diesen Fehlschlag aber auch nicht dem mangelnden Verständnis derartiger Dinge in die Schuhe schieben — dazu hat der Name Uchatius einen viel zu guten Klang in artilleristischen Kreisen — es ist lediglich die absolute Unmöglichkeit, auf diese Weise mit solchen Mitteln wirken zu können, die ihn verschuldet.

Trotzdem ist aber die Furcht vor einer aktiven Beteiligung des Luftschiffes bei Belagerungen noch immer weit verbreitet. Soll doch beispielsweise bei den Befestigungsanlagen am St. Gotthard durch die schweizerische Landesverteidigung bereits auf die eventuelle Mitwirkung von lenkbaren Luftschiffen Bedacht genommen sein. Alle diese Befürchtungen konnten wohl nur entstehen und sich erhalten, weil man über die Schwierigkeiten, mit denen das Luftschiff zu rechnen hat, nicht genügend orientiert ist. Eine solche Kriegsmaschine kann doch nur dann Verwendung finden, wenn sie den sonstigen Geschützen überlegen ist, mindestens aber ihnen in der Wirkung gleichkommt. Vergegenwärtigen wir uns nun einmal die Art und Weise, in der einzig und allein eine solche Wirkung erzielt werden kann, so sehen wir auch bald die Hindernisse, welche dieser Verwendung entgegenstehen.

Die einzige Möglichkeit, ein lenkbares Luftschiff als Angriffswaffe zu benutzen, ist die, daß man Sprengkörper mit in die Höhe nimmt, das Fahrzeug senkrecht über das Ziel dirigiert und die Bombe dann fallen läßt. So stellt man sich allgemein die Sache vor, und anders geht es auch gar nicht. Denn daß wir ein Geschütz von solchem Kaliber mit hoch nehmen können, wie es für die angegebenen Zwecke nötig ist, daran ist doch im Ernst gar nicht zu denken. Nehmen wir nun an, wir hätten ein solches Luftungeheuer, so würde sich folgendes ergeben: Erstens würde ein solches Fahrzeug bedeutend mehr kosten als ein Geschütz, welches gleich große Geschosse zu schleudern vermag, wobei die Gesechtskraft des letzteren noch immer bedeutend größer wäre, da es schneller zu feuern vermag. Das Luftschiff würde selbst unter den günstigsten Verhältnissen — das heißt, bei ruhiger Luft, klarem Wetter und am Tage — höchstens in der Stunde einen Schuß abgeben können, da es jedesmal nach seinem Aufsahrtsort zurückkehren müßte und dieser aus leicht verständlichen Gründen ziemlich weit von dem anzugreifenden Werk entfernt bleiben muß. Einmal wird man schon der Größe der anzuwendenden Sprengkörper halber schwerlich mehr als ein Projektil mit hoch nehmen können, und dann schießt der Ballon nach jedem Schuß so rasend in die Höhe, daß ein zweites Treffen wohl überhaupt ausgeschlossen ist.

In dem Umstand, daß bei einem derartigen Bombardement der jedesmalige Rücklauf des Geschützes wahrscheinlich größer ist als die Flugbahn des Geschosses, in dem jähen Wechsel des Standortes nach jedem Schuß, da liegt schon einer der Hauptübelstände, welche derartige Phantasiestücke ganz aussichtslos erscheinen lassen. Einmal muß der Ballon, um nicht so leicht getroffen zu werden, in einer ziemlichen Höhe fahren, und es ist nicht ausgeschlossen, daß durch die plötzliche Entlastung beim Fallenlassen der Bombe der Ballon in Regionen steigt, wo die Mannschaft den Erstickungstod findet; auch die Gefahr, daß die sich ausdehnenden Gase die Hülle sprengen, darf nicht unterschätzt werden. Es ist ja vorläufig bei dem Mangel an positiven Unterlagen unmöglich, eine aerostatische Rechnung dieser Art wirklich auszuführen; ich muß mich hier darauf beschränken, alle jene Schwierigkeiten nur flüchtig anzudeuten. Die Herren Erfinder werden freilich sagen, daß dies alles nur Uebelstände sind, die sich beseitigen lassen, — ich will das nicht in Abrede stellen, wenn ich auch persönlich kein großes Vertrauen in die sichere Wirksamkeit der verschiedenen vorgeschlagenen Mittel setze. Eine andre Frage ist alsdann: wie soll denn dieser Ballon wieder aus der Luft herunterge holt werden, sobald er seine Bombe an den Mann gebracht hat? „Nun, das kann ja die eigne Maschinenkraft besorgen,“ sagt wohl mancher, und es liegt in der That für den Laien viel Verlockendes in diesem Einwand. Der vor einigen Jahren in Tempelhof bei Berlin verunglückte Dr. Wölfert war der Hauptvertreter dieser Richtung, die den in der Gondel befindlichen Motor auch für die Vertikalbewegung des Ballons zu benützen

Digitized by Google

gedachte. Theoretisch läßt sich auch gegen eine solche Ansicht nichts einwenden; praktisch bewährt hat sich aber bis zur Stunde nur eine Methode für das Landen: das Entweichenlassen der Füllungsgase. Und wer da weiß, wie viel Kraft erforderlich ist, um einen doch verhältnismäßig kleinen Fesselballon aus mäßiger Höhe herunterzuholen, der wird wohl so schnell nicht an die Möglichkeit glauben, einen derartigen Riesenballon aus einigen tausend Metern Höhe lediglich durch die eigne Maschinenkraft niederzwingen zu können. Man wird wohl unter allen Umständen das Opferu des Gases für die Landung beibehalten müssen.

Nun denke man einmal an die ungeheure Vergrößerung der dadurch bedingten Munitionsnachfuhr. Bei den gewöhnlichen Geschützen beträgt das Gewicht der notwendigen Pulverladung höchstens ein Drittel vom Geschoß; beim Luftschiff müßte man das Sechsfache dieser Last heranschaffen, also — das Geschoß mit eingerechnet — eine über fünfmal größere Last überhaupt. Denn für jedes Kilogramm der zu hebenden Last ist ungefähr ein Kubikmeter Wasserstoffgas erforderlich, und dieses wiegt im günstigsten Falle komprimiert mitsamt den erforderlichen Stahlflaschen sechs Kilogramm. Ich denke, wie gesagt, hier nur oberflächlich an, denn in Wahrheit wird mehr Gas gebraucht, da der Ballon das Geschoß immer erst auf eine beträchtliche Höhe heben muß; der dazu nötige Auftrieb muß natürlich auch jedesmal neu beschafft werden. Wer nun weiß, welche Schwierigkeiten gerade das genügende Heranschaffen der benötigten Munitionsmassen bei Belagerungen bereitet, der wird schon nach diesen Ausführungen vor den bombardierenden Luftschiffen ein Kreuz machen.

Das alles sind nun freilich bloße Uebelstände, die möglicherweise durch anderweitige Vorteile doch wieder aufgehoben werden könnten; leider sind aber solche Vorzüge beim besten Willen nicht zu entdecken. Man könnte vielleicht sagen, daß ein Luftschiff auf Ziele zu feuern vermag, wo andre an den Erdboden gebundene Geschütze nicht angewendet werden können, sei es im Gebirgskrieg in die Höhe oder sonst bei zu weit entfernten Zielen. Aber man denke daran, daß das derzeitige beste Luftschiff unter günstigen Verhältnissen in etwa dreihundert Meter Höhe nur sechs Kilometer zurücklegen vermag, während wir schon Geschütze haben, die unter allen Umständen noch tausend Meter über die Kuppe des höchsten europäischen Berges hinwegschießen, und zwar zwanzig Kilometer weit, was vierzig Luftschiffkilometern entspricht. Bei dieser Sachlage erscheint es doch gewiß nicht allzu unwahrscheinlich, daß wir möglicherweise eher zu Geschützen kommen, die fünfzig Kilometer weit schießen, als zu Luftschiffen, die hundert zu fahren vermögen. Hat doch in der That in Bezug auf Schußweiten die Geschützkonstruktion im gleichen Zeitraum weit größere Fortschritte gemacht als der Ballonbau. Dabei ist dann aber die Treffsicherheit der Geschütze eine unvergleichlich bessere als die der Luftschiffe.

Gerade in dieser Beziehung hat man meist keine rechte Vorstellung vom wahren Stand der Dinge. Man stellt sich die Geschichte so vor wie beim Kriegsschiff, das ja auch auf bewegtem Meer und während der Fahrt zu feuern vermag. Dieser Vergleich paßt aber gar nicht, denn bei diesem kann sich das Geschütz unabhängig von der Schiffsbewegung richten lassen; aber nicht beim Luftschiff, wo es stabil ist. Der aus einem Luftschiff fallen gelassene Sprengkörper kann doch nur dann sein Ziel erreichen, wenn sich das Luftschiff in dem betreffenden Augenblick senkrecht über dem Zielobjekt im absoluten Ruhezustande befindet. Denn da das Geschoß die Bewegung des Fahrzeuges annimmt und infolge des Beharrungsvermögens während des Falles bis zum Auftreffen beibehält, so würde jede horizontale Verschiebung des Ballons durch einen Luftstoß genau ebenso wirken wie ein Schlag gegen das Gewehr im Moment des Abdrückens; das heißt, das Treffen wäre ein reiner Zufall. Nun ist es aber durchaus unmöglich, daß sich ein Fahrzeug in der Luft eine solche absolute Ruhelage verschaffen kann, denn die Luft ist immer mehr oder weniger bewegt, und da diese Bewegung keine stetige ist, sondern ziemlich unregelmäßig wirkt, so können die Schrauben oder sonstigen Bewegungsmittel auch nicht präzis entgegenarbeiten. Ein wirkliches Treffen für Ziele mit nicht allzugroßer Grundfläche erscheint also ganz ausgeschlossen.

Man darf auch nicht übersehen, daß der Verteidiger dem Luftschiff keine Ewigkeit Zeit lassen wird, da oben in der Luft herum zu manövrieren; sind doch bei dieser Art der Kriegsführung die Chancen des Verteidigers immer bedeutend größer als die des Angreifers. Das Luftschiff hebt sich am Himmel ab und wird schon bemerkt, noch ehe die Gondelinsassen das betreffende Werk sehen können; dann genügt es auch für die Verteidigung vollkommen, wenn an den exponierten Punkten ein Schnellfeuergeschütz lotrecht aufgestellt wird. Befindet sich das Luftschiff senkrecht über dem Werk, dann muß es auf alle Fälle getroffen werden, und steht es nicht darüber, nun, so kann es ja auch keinen Schaden anrichten. Daß man immer glaubt, die Luftschiffe durch genügende Fahrthöhe vor dem Heruntergeschossen bewahren zu können, entspricht wohl einer irrigen Auffassung über die Tragweite der Geschosse bei vertikalen Schüssen; die Granate muß ebenso hoch gehen wie weit, abzüglich der kleinen, durch die Schwerkraft verursachten Verringerung durch die Fallgeschwindigkeit.

In den Auseinandersetzungen der Herren Projektanten — kein Gebiet hat ja deren so viel wie gerade die Luftschiffahrt — klingt freilich manches anders; wer aber noch auf realem Boden steht und diese Verhältnisse aufmerksam betrachtet, der wird wohl gleichfalls nicht allzu große Angst vor den etwaigen Schreckmissen eines Bombardements durch lenkbare Luftschiffe haben. Vorläufig haben diese luftigen Gefährte noch mehr Angst vor den Kugeln des Gegners, als dieser jemals vor den ihren zu haben braucht. Bis jetzt ist aus der Luft noch nichts andres heruntergefallen als hin und wieder ein verunglückter Luftschiffer, und das wird wohl auch in Zukunft nicht anders werden. Beobachtung des Gegners, Herstellung einer gesicherten Verbindung mit abgeschnittenen Heereskörpern oder Festungen — mehr kann voraussichtlich auch der lenkbare Ballon im Kriege nicht leisten.

Ein großer Teil der vorgebrachten Argumente gilt allerdings nur für Luftballons; aber in der Hauptsache — die mangelnde Treffsicherheit — trifft das Gesagte auch für die Flugmaschinen zu. Es darf doch auch nicht vergessen werden, daß gerade das am meisten verheißende Prinzip — die sogenannten Drachenflieger — für die militärische Verwendung nicht in Frage kommen kann, da sich diese Flugmaschinen nur bei schneller Bewegung in der Luft schwebend erhalten können und einen besonders eingerichteten Aufsteigeplatz für den ersten Anlauf verlangen.

E. E.

Digitized by Google

Bürgermeister Dr. Versmann †.

Nach längerem Leiden ist am 28. Juli in Hamburg Bürgermeister Dr. Johannes Versmann verschieden. Der Verstorbene hat fast sein ganzes langes Leben dem Dienste seiner Vaterstadt geweiht und erfreute sich deshalb in den weitesten Kreisen der großen norddeutschen Handelsstadt einer Beliebtheit, wie sie nur selten einem seiner Mitbürger zu teil geworden ist. Am 7. Dezember 1820 als Sohn des Besitzers der Einhorn-Apotheke in St. Pauli geboren, besuchte Versmann zunächst das Hamburger Johanneum und gab sich dann in Heidelberg anfangs medizinischen und später juristischen und staatswissenschaftlichen Studien hin. Nachdem er am 20. August 1844 zum Doktor beider Rechte promoviert worden war, kehrte er nach Hamburg zurück, um sich dort der Anwaltspraxis zu widmen. Lebhaften Anteil nahm er an dem öffentlichen Leben, das in der alten Alsenstadt nach der großen Brandkatastrophe des Jahres 1842 in kommunaler wie in staatlicher Hinsicht reger als je zuvor sich entwickelte.

Der Name des jungen Dr. Versmann gehörte bald zu denjenigen, die als die führenden in der Bewegung um eine neue Organisation der städtischen und staatlichen Verhältnisse genannt wurden. Als der Kampf um Schleswig-Holstein entbrannte, zog Johannes Versmann mit seinem jüngeren Bruder Georg als Freischärler aus und beteiligte sich an dem Gefechte bei Bau, in dem Georg fiel. Als dem Gefechte bei Kolding am 26. August 1848 der Vertrag von Malmö folgte, der jede Aktion der freiwilligen Truppen unmöglich machte, kehrte Versmann nach Hamburg zurück und ließ sich dort als selbständiger Rechtsanwalt nieder. Im Jahre 1852 nahm er das ihm angebotene Amt eines Vizepräses des neubegründeten Handelsgerichtes an und wurde 1858 zum Präses desselben ernannt. Unausgesetzt war er während dieser Zeit bestrebt, mit seiner ganzen Kraft für die zeitgenössische Umbildung des gesamten Staatslebens einzutreten. Als es im Jahre 1859 in der Verfassungsfrage zu einer Einigung zwischen Senat und Bürgerschaft gekommen war und am 6. Dezember die daraufhin neugewählte Bürgerschaft zusammentrat, wurde Versmann, der als Deputierter des Handelsgerichts der Bürgerschaft angehörte, zum Vorsitzenden dieser Körperschaft gewählt. Am 16. Dezember erfolgte seine Ernennung zum Senator, und damit begann für ihn eine fast ununterbrochene Reihe von Arbeiten und Leistungen auf dem gesamten Gebiete des Hamburger Staatslebens. In den Jahren 1887, 1888, 1890, 1891, 1893, 1894, 1896, 1897 und 1899 fungierte er in dem von Verfassung und Gebrauch vorgeschriebenen Turnus als Bürgermeister. Als 1881 die große Frage des Zollanschlusses Hamburgs auftauchte, gehörte Bürgermeister Versmann zu den wenigen leitenden Männern Hamburgs, die von vornherein die Bedeutung dieses Schrittes für die Entwicklung der Vaterstadt klar erkannten. Er wurde zum Bevollmächtigten Hamburgs im Bundesrat an Stelle von Bürgermeister Kirchenpauer ernannt, und seinem Wirken ist es in erster Linie zu danken, daß der große Schritt unter so günstigen Verhältnissen und mit allen möglichen Zukunftskautelen für die organische Weiterbildung gethan werden konnte. Als Vertreter Hamburgs stand Bürgermeister Versmann am Sarge der beiden Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., und bei der denkwürdigen Eröffnung des Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888 erregte er unter den deutschen Fürsten und höchsten Würdenträgern in der ernsten, malerischen Tracht der hamburgischen Senatoren allgemeine Aufmerksamkeit.

Aufn. von Hofphotogr. Bieber, Berlin.

Bürgermeister Dr. Versmann †.

Digitized by Google

Auf der Geierinsel.

Erzählung

von

Richard Voß.

I.

Im Tyrrhenischen Meer, zwischen Porto d'Anzio und Terracina, befindet sich eine Gruppe winziger Eilande; es sind kahle, braune Klippen, die gleich Felsengipfeln inmitten des Ozeans ruhen. Dämonische Gewalten stießen die unwirtlichen Schollen vom Festland ab, als sollten sie fürder keinen Teil mehr haben an einer von Menschen bewohnten, von Göttern gesegneten Welt. Gleich einem Häuflein Aussätziger und Verdammter lagern sie in ewiger Verbannung unter dem strahlenden Himmel des Südens und scheinen sehnsüchtig des Tages zu harren, an dem eine barmherzige Sturmflut sie in den Abgrund der Wogen reißen und ihr trostloses Bild von der Erde wegwischen wird.

Vor Jahrtausenden schon waren die Inseln um ihrer Oede und Verlassenheit willen berüchtigt. Das weltgebietende Rom benutzte sie, gleich den benachbarten Ponza-Inseln, als Strafanstalten und Kerker. Wer auf eines der Riffe verbannt ward, galt für tot und begraben.

Die schrecklichen Klippen waren die unzugänglichen Gefängnisse staatsgefährlicher Verbrecher und gestürzter Cäsarengünstlinge, mißliebiger Großen und lasterhafter vornehmer Frauen. Sogar eine Kaisertochter endigte, einer Sage nach, auf diesem Bett von Fels und Dornengestrüpp ihre einstmals so üppigen Tage.

Ergraute Staatsmänner, vor denen der römische Senat gezittert und gekrochen hatte, junge Lüstlinge, die durch alle Genüsse der Welt getummelt waren, Hetären, deren Schönheit in Erz und Marmor abgebildet ward — angesichts ihres göttlichen Rom kauerten sie wie angeschmiedet über den rauschenden Wogen und starrten mondelang, jahrelang auf das so nahe und ihnen doch so unerreichbare Gestade, das sich als ein ununterbrochenes leuchtendes Band von Villen und Tempeln im schimmernden Dunst der Ferne verlor.

Die Tempel fielen in Trümmer, die Landhäuser sanken in Schutt und hinab in die Meereswogen. In Schutt sank die Weltherrschaft des Römerreiches, und ein neues Rom erstand.

Neue Götter wurden geschaffen, neue Tempel erbaut, ein andres Menschengeschlecht betete und opferte, hoffte und glaubte, freute sich und litt, vollbrachte Gutes und Böses, Herrliches und Schändliches — und blieb auch unter den neuen Göttern die alte, ewig gleiche Menschheit.

An der Oede und Einsamkeit jener Kerkerinseln strichen die Jahrhunderte vorüber, ohne an einem ihrer wilden Felsen auch nur zu rühren. Nach wie vor brausten die Winde um die unseligen Klippen, rauschten die Wogen an das trostlose Ufer: bald im Grimm des rasenden, sturmgepeitschten Elements, bald unter einem heiter strahlenden Himmel, einer Sonne, deren Gluten die spärlichen Pflanzen versengten, die auf dem felsigen Grund gediehen.

Das Geschlecht der verbannten Römer war mit den alten Göttern und den alten Zeiten aus den Kerkern der Felseneilande verschwunden: tot lag das tote Land! Im Mittelalter begab es sich bisweilen, daß in dem kleinen Archipel Seeräuber lauerten oder verfolgte Verbrecher dort einen Schlupfwinkel suchten und fanden. Das mögen die Ahnherren der wenigen Fischerfamilien gewesen sein, die seit Anfang dieses Jahrhunderts, ein armseliges, unwissendes Völklein, dort hausten.

Die Eilande jener Inselgruppe sind so winzig klein, daß sie auf den Landkarten nicht einmal einen Namen führen. Nur die Fischer tauften das kahle Gestein, das wie Felsennadeln den Meereswogen entsteigt. Ringsum zieht die Brandung einen brausenden, schimmernden Gürtel, der die Klippen beinahe unzugänglich macht. Man muß heimisch sein in diesen Gewässern, um seinen Nachen sicher durch die Strudel steuern und an dem schmalen Strande, unter dem steil aufgetürmten, hundertfach zerklüfteten Gestein landen zu können.

Die „Geierinsel" nennen die pontinischen Fischer den hohen Felsen im Meer, der wie eine einsame Warte, gleich einem gewaltigen Pfeiler, weithin sichtbar ist in der leuchtenden Wasserwüste. Diesen Namen erhielt das Eiland durch die Schwärme von Geiern, die, die kreisenden, kreischenden Möwen vollständig verdrängend, von der Insel Besitz ergriffen haben und darauf seit undenklichen Zeiten das Herrenrecht ausüben. In Scharen bevölkern die wilden Vögel ihren windumbrausten, von Wogen umrauschten Felsenpalast. Es ist ein schöner Anblick, sie mit ausgebreiteten Schwingen um die Felsen schweben zu sehen: langsam, langsam, lautlos, lautlos, fast ohne Flügelschlag, gleichsam wie durch Zauber getragen. Ihr braunes Gefieder strahlt in der Sonne wie dunkles Gold. Plötzlich steigen sie hoch auf, als wollten sie dem Himmel zustürmen, sinken tief hinab, als wollten sie in der Flut untertauchen. Ihre Fittiche streifen die Wogen, ihr Kopf mit den gelben, gierigen Augen fährt hinein ins

Digitized by Google

Wasser, und die zappelnde Beute in den Fängen, einen gellenden, triumphierenden Schrei ausstoßend, schwingen sie sich blitzschnell wieder empor.

Jetzt beginnt die Jagd der Gefährten auf den glücklichen Räuber. Ein Kampf entspinnt sich in den Lüften, ein wildes, wütendes Ringen. Bald zum Knäuel geballt, bald auseinanderflatternd, jetzt wieder zusammenschießend, dann von neuem sich trennend, sich verfolgend, aufeinander loshackend, so währt es, bis der Stärkste gesiegt hat.

Eines Sommertags geriet das Geiervolk in besonders tosenden Aufruhr: ein Menschenpaar war an ihrem Felsen in kleinem Nachen gelandet und schien trotz der Trostlosigkeit der Stätte nicht wieder weichen zu wollen. Beide, der Mann und das Weib, waren noch jung, beide von andrer Art als das armselige, verkümmerte Fischervolk auf den übrigen Eilanden. Sie hatten hohe, schlanke Gestalten, schöne, trotzige Mienen, Stolz und Leidenschaft in dem funkelnden Blick.

Es waren Römer aus Trastevere, Lo Forti mit Namen. Der Mann hatte aus Eifersucht einen Totschlag begangen. Er war geflohen, das Weib ihm gefolgt. Ueber ein halbes Jahr hielten sie sich in den Buschwäldern von Anzio verborgen, das Leben wilder Tiere führend. Ein andrer Totschläger und Flüchtling, dem sie in der Wildnis begegneten, hatte sie den Sbirren verraten. Man stellte Jagd auf sie an, aber sie entkamen der Hetze. Beim Turm von Astura fanden sie einen neapolitanischen Nachen mit vollständigem Fischgerät. Der Besitzer lag im heißen Sande und schlief. Da schifften sich die Verfolgten ein und erreichten nach glücklicher Fahrt den nur von Raubgevögel bewohnten Felsen im Meer. Ohne an dem grimmigen Gestade zu zerschellen, lenkte der Mann den Kahn durch die Brandung, was sie als ein Zeichen nahmen, daß ihr Schutzheiliger ihnen die menschenöde Insel zu eigen gab.

Sie beschlossen zu bleiben.

Ganz nahe dem Strand entdeckten sie die Ruine eines Hauses. Es war eine Ansiedlung aus jener Zeit, wo Rom noch als die goldene Herrin der Welt galt. Die Fischer erzählten sich: auf der Geierinsel, in jener Hütte aus Stein habe die wunderschöne Tochter des ersten römischen Kaisers gelebt. Dort sei sie elend gestorben, von ihrem eignen Vater, dem großen Augustus, geächtet und verbannt, weil sie zu viel geküßt hatte.

Auch ein antikes Grab befand sich auf der Insel. An einer seitdem unzugänglich gewordenen Stelle war es eingehauen in das Gestein und mit einer Felsenplatte verschlossen. Darauf stand in tiefgegrabenen Lettern nichts als ein einziges Wort: „Julia“.

Es kam jedoch niemand auf die Geierinsel, der im stande gewesen wäre, den schön tönenden Frauennamen zu lesen. Denn dem Völklein der tyrrhenischen Fischer ist Lesen und Schreiben eine unbekannte Kunst.

Julia, deren Grabstätte sie besitzen wollten, war nach Pantaria, einem Eilande der benachbarten Ponza-Inseln, verbannt gewesen und nach ihrem Tode im kaiserlichen Rom bestattet worden. Nichtsdestoweniger blieben die Leutchen dabei: sie hätten auf ihrer Insel die richtige Tochter des großen Kaisers im Leben und im Tode bei sich gehabt.

Durch das geheimnisvolle Grab an der Felswand war im Gebiet der Felseneilande eine schaurige Sage entstanden, deren Ursprung sich in der Finsternis des Mittelalters verlor. Der Geist der im Felsen Begrabenen — so hieß es — fand keinen Frieden. In sommerlichen Siroccönächten, wo in jenen Gegenden die Natur selbst etwas Gespenstisches hat, entschwebte der Schatten der schönen, unseligen Kaisertochter dem Gestein und fuhr mit leisem Klagelaut ruhelos um die wilden Klippen, mit ersticktem Stöhnen die Bewohner jener öden Gestade verwünschend, daß sie gleich der Seele der Verbannten den Frieden auch im Tode nicht fänden. Um sich nun vor dem Fluch des heidnischen Gespenstes zu wahren, war das Volk der Insel auf das barbarische Mittel verfallen, seine Toten an Händen und Füßen im Sarge festzunageln. Jetzt konnten sie nicht fort! Jetzt mußten sie in ihrem letzten Bette bleiben! Jetzt hatten sie im Grabe Ruhe, bis die Engel des jüngsten Gerichts die Grüfte öffnen und aus den armen Gebeinen die Nägel lösen würden. Aber alle diejenigen, die nicht nach diesem Gebrauche beerdigt worden, oder die gar ihren Tod und ihr Grab in den Wellen gefunden, mußten, von dem Fluch erweckt, wiederkommen, so sicher und unfehlbar, wie im Meere Wasser war und Wolken am Himmel.

Also die Lo Forti, Mann und Frau, teilten sich mit den Geiern in den Besitz der Insel. Sie hausten in dem Gemäuer der „Villa“ der Tochter des Augustus. Mit Hilfe von Steinen, Felsplatten und langen Ginsterstauden, der einzigen Pflanze, die auf der Insel gedieh, hatten sie die Ruine wieder bewohnbar gemacht. Da der antike Bau zum Teil jedoch in den Felsen eingehauen war, glich er auch jetzt noch mehr einem höhlenartigen Schlupfwinkel als einer menschlichen Behausung.

Keine lebende Seele kümmerte sich um die beiden. Das that nicht einmal die römische Polizei. Sie lebten auf ihrem Eilande, als wären sie das erste Menschenpaar. Aber auch sie waren durch Schuld aus dem Paradies vertrieben und auf die Insel der Verdammnis verbannt worden, wo sie sich anfangs, wie angeschossenes Wild im Schlupfwinkel, verborgen hielten. Durch das gestohlene Handwerkszeug des neapolitanischen Fischers fanden sie sich in den Stand gesetzt, für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie vermochten an jedem frühen Morgen, in jeder dunkeln Nacht einen Fischzug zu thun, mit dem sie die Märkte von Porto d'Anzio und Terracina bezogen, wobei sie es nach Möglichkeit zu vermeiden suchten, dem übrigen Fischervolk der Inselgruppe zu begegnen. Ihr Mahl bereiteten sie sich an einem Feuer aus trockenen Ginsterzweigen, dörrten auch Fische und führten im übrigen das trostlose Leben der Wildnis.

Nach einiger Zeit indessen wurden sie sicherer und wagten sich etwas mehr hervor. Sie kannten ihre Landsleute. Selbst die Diener der Gerechtigkeit würden sich jetzt nicht mehr um sie kümmern.

Digitized by Google

Die Vorgänge in Trastevere und der Raub des Fahrzeuges waren bereits vergessene Dinge; auch galt es wohl, andre entflohene Totschläger zu finden, andre Diebstähle zu entdecken. Sehr bald fuhren sie ohne alle Scheu bei Terracina ans Land, brachten daselbst offenkundig ihre Fische zu Markt, schlossen sogar mit einem römischen Händler ab und waren jetzt aller Nodurft des Lebens enthoben. Sie verdienten gut, konnten für Haus und Kleidung Anschaffungen machen, mit diesem und jenem sich versorgen und begannen auf der Geierinsel unter dem Grabe der schönen Giulia auf Lebenszeit sich einzurichten. Bald war's, als gehörten die Lo Forti seit Generationen zu dem alten Geschlecht der eingesessenen Fischer. Sogar etwas von der fanatischen Liebe dieses Völkleins zu ihrer wilden Heimat bemächtigte sich der Seelen der beiden, und sie glaubten an den ruhelosen Geist der schönen Kaisertochter, als wäre ihnen das Märchen der Insel von Kindheit an zugeraunt worden.

Da mußte eines Tages der Mann aus Trastevere einen Sarg in Terracina zimmern lassen, diesen heimführen und sein Weib hineinlegen. Zugleich kaufte er sehr lange und sehr starke Nägel, mit denen er — der Sitte gemäß — den Leichnam am Holze festhetete, damit die arme Seele nicht wiederkommen konnte. Er schloß den Kasten, trug ihn in den Nachen, sah noch einmal nach dem winzigen Wesen, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte, wickelte das Dingelchen in das Fell einer wilden Ziege und brachte sein junges totes Weib zur letzten Ruhestätte.

Wer so unglücklich ist, auf den armseligen Inseln das Licht der Welt zu erblicken, wird zwar in Terracina als katholischer Christ getauft; wenn es ihm jedoch so gut wird, dem Aufenthalt auf den trostlosen Klippen durch den Tod zu entrinnen, so muß er es sich gefallen lassen, den Weg zur Ewigkeit ohne Beihilfe eines Geistlichen und ohne den Segen des letzten Sakramentes anzutreten. Denn nur selten vermag der Priester zur rechten Zeit den Leib des Gekreuzigten an das Sterbebett zu bringen — wenn er überhaupt gerufen wird. Dieses Volk stirbt so einsam und trostlos, wie es lebt, und verlangt auch nichts Besseres: es ist stumpf geworden durch lebenslanges Entbehren.

Die Leutchen haben eine Begräbnisstätte, die wohl dazu angethan ist, daß die Toten auf ihr keine Ruhe finden, wenn man sie nicht durch besondere Maßregeln in ihren Gräbern festhält. Der Kirchhof jener Gemeinde von Verlassenen befindet sich auf dem einzigen Eilande, dessen Boden einige Fuß hoch mit Meersand bedeckt ist, halb Sumpf und halb Lagune. In den moorigen Grund wird ein Loch gewühlt, der Kasten hineingesenkt, die Grube zugeschüttet, ein paar Gebete werden darüber gemurmelt, ein aus zwei Stäben zusammengebundenes Kreuz errichtet, und der Tote hat im Sand seiner Heimat den ewigen Frieden — wenn er zuvor gut festgenagelt worden war.

Bei wildem Wetter geht das wütende Meer über die Gräberinsel hinweg, als wollte es die Gestorbenen in seine Tiefen reißen. Die Möwen umkreisen sie fort und fort, ihren heiseren Jammerlaut ausstoßend, und die Lebendigen kommen nur hin, wenn sie ihre Toten begraben.

Der Mann Lo Forti hatte sein Weib in die Erde gelegt, das Kreuz darüber aufgerichtet, welches Zeichen des Leidens und der Liebe — wie auf den Gräbern der Galeerensträflinge — keinen Namen trug, und war dann zurückgekehrt zu seinen Felsen, seinen Geiern und dem mutterlosen Kinde, das er am Leben erhalten sollte. Er that dies, so gut er es vermochte, fütterte die Kleine mit Polenta, wusch sie im Meer, wickelte sie in Leinwandfetzen, legte sie am Strand, je nachdem in die heiße Sonne oder in den kühlen Schatten der Felswand, daran die Hütte lehnte. Er mußte das Kind stets sorgfältig bewachen, damit die Geier es nicht holten. War er auf dem Fischfang, so blieb das Geschöpflein mutterseelenallein im Haus, dessen Thür aus geflochtenen Ginsterzweigen keinen Verschluß hatte, eines solchen auch nicht bedurfte.

Als die Kleine zum Erstaunen des Vaters am Leben blieb, mußte er schließlich doch daran denken, sie taufen zu lassen. So nahm er denn das Kind an einem Markttag mit sich nach Terracina, wohin er die Fahrt nur bei günstigem Wind unternehmen konnte. Wollte er mit seinen Fischen am frühen Morgen dort eintreffen, mußte er bereits abends fortfahren. Der Täufling lag auf dem Ziegenfell weich gebettet im Vorderteil des Fahrzeugs, neben sich einen zierlich aus Ginsterzweigen geflochtenen Korb, darin Lo Forti für den Geistlichen zwei prächtige Muränen und einen gewaltigen Polypen gethan hatte, während der für den römischen Händler bestimmte Fang, in Körben verpackt, den übrigen Raum des kleinen Nachens einnahm, jede Gattung in einem besonderen Behälter. Da waren die phantastischen Tintenfische und der greuliche Octopus, die schlangenartigen, buntgescheckten Muränen, der unförmliche Fisch „San Pietro“; da waren Hummern und Seelöwen, rote Triglien und blasse Seezungen, nebst vielen andern Arten von Meerbewohnern.

Der Täufling lag in seinem Korb und starrte aus großen Augen in all den Glanz in der Höhe. Ein gewaltiger Seeadler schwebte über dem Nachen, gewahrte die schimmernden Fische, schoß plötzlich pfeilschnell herab, um ebenso rasch mit einer großen Muräne in den Fängen sich wieder zu erheben. Die mächtigen Fittiche streiften das Kind; trotzdem äußerte es beim Anblick des Raubieres keinerlei Furcht, was den Vater so erfreute, daß er darüber den Verlust des wertvollen Fisches beinahe verschmerzte. Seit einer Stunde hatte er über den Namen gegrübelt, den er der Mutterlosen geben lassen sollte, und keinen gefunden, der ihm klangvoll genug däuchte. Da nahm er den Adler, der sein Kind gestreift, so recht nach römischer Art für ein Omen und beschloß, daß seine Tochter Aquila getauft werden sollte.

In Terracina angelangt, lieferte Lo Forti zuerst dem Händler seine Ware ab, nahm alsdann unter einen Arm das Geflecht mit dem Kinde, unter den

Digitized by Google

andern den Korb voller Fische und begab sich zum Geistlichen. Als dieser jedoch den Namen hörte, den der Vater für seine Tochter bestimmt hatte, weigerte er sich, das Kind zu taufen, weil dieser Name im Kalender nicht verzeichnet stand. Doch Lo Forti wollte von keiner Angela oder Marietta hören, sondern bestand auf der Aquila, worauf der geistliche Herr über den Unchristen mörderisch zu zetern begann und ihn sich packen hieß. Lo Forti nahm gelassen die beiden Körbe unter die Arme und trug sie zu den Kapuzinern, die die Fische nahmen, das Kind flüchtig mit geweihtem Wasser besprengten, dazu etliches Latein murmelten und dem Täufling für ein Gericht guter Fische jeden beliebigen Namen gegeben hätten. Adlerschwingen hatten die kleine Aquila nicht zu erschrecken vermocht; aber bei Weihwasser und Latein begann sie jammervoll zu schreien, welche lebhafte Gemütsäußerung ihr Vater auf seine Art deutete: eine Sant' Aquila würde durch sein Töchterchen nicht in den römisch-katholischen Kalender kommen!

Aquila wuchs auf dem heimatlichen Felseneiland heran wie der Ginster und die jungen Geier, mit denen sie die gelbbraunen funkelnden Augen und die ungebändigte Natur gemeinsam hatte. Sie schien nicht ein Kind ihrer Eltern, sondern eine Tochter der Elemente zu sein. Schon als ganz kleines Ding lehrte ihr Vater sie das Schwimmen, und seitdem tummelte sich der kleine braune Kinderkörper tagtäglich in den Wellen umher, als wäre das winzige Wesen eine junge Najade.

Von den Geiern lernte Aquila den gellenden Aufschrei, der für sie nur den Ausdruck einer elementaren Daseinsfreude bedeutete. Mit solchem markdurchdringenden Jubellaut stürzte sie sich von den Klippen ins Meer, überließ sich den Wogen, die ihr kein Leides zufügten. Oder sie erklomm jauchzend den Fels, wo er am steilsten war, und von dem sie das Geiervolk wegscheuchte, daß es war, als triebe sie es vor sich her und müßte sich selbst in die Luft aufschwingen können. Stand sie dann oben auf dem steilen Gipfel wie schwebend über der glanzvollen Tiefe, so konnte sie wie toll beide Arme über den Kopf werfen und einen wilden Tanz aufführen, welchem aus den strahlenden Lüften herab die Geierschar zuschaute.

Als sie an einem Markttag zum erstenmal ihren Vater nach Terracina begleitete, machte der kleine Ort mit seinen vielen Häusern und dem Menschengewimmel einen überwältigenden Eindruck auf sie. Mit weit offenen, gierigen Augen schaute das Kind auf alles, und als Lo Forti seine Tochter gar in die Kirche führte, wo die Madonna in einem roten Atlaskleid prangte und von Gold und Flitter erstrahlte, da stieß Aquila einen Ruf aus, der genau so klang wie der Schrei eines jungen Geiers, welcher zum erstenmal auf eine Beute sich stürzt. Nur daß das Kind, was vor ihm so gleißte und glänzte, nicht an sich nehmen konnte.

Seit diesem ersten Besuch des Festlandes kanerte Aquila stundenlang am Meere oder auf dem Gipfel und starrte regungslos hinüber nach der entfernten Küste. Namentlich bei Sonnenuntergang, wenn das Gestade wie ein unabsehbares märchenhaftes Goldgeschneide dem Perlenschimmer des Meeres entstieg und Italiens schönstes Vorgebirge, das Circeïap, gleich einem riesengroßen Rubin erglühte, schien der glanzvolle Anblick auf das Gemüt des einsamen Kindes wie ein Zauber zu wirken. Es gedachte dabei des funkelnden Schmuckes am Halse jenes Frauenbildes im Dom zu Terracina, von dem es des Nachts träumte. Aber im Traum sah Aquila die eigne Brust mit lauter Schmuck und Flimmer behangen.

Um diesen Traum nach Möglichkeit wahr zu machen, suchte Aquila am Strande Muscheln und jene winzigen, eckigen bunten Steine, die die Wellen auswarfen und von denen die Bewohner der Geierinsel nicht wußten, daß sie aus versunkenen römischen Landhäusern und Tempeln stammten. Aus diesem glänzenden und glitzernden Material machte sich das Mädchen einen phantastischen Schmuck zurecht, mit dem sie, als wäre sie eine junge Wilde, Arme, Hals und Brust behing, so daß die kleine, feine Gestalt wie ein lebendiges Götzenbildchen herausgeputzt erschien. An langen Winterabenden, wenn in der Hütte das Feuer aus getrockneten Ginsterstauden brannte und der Sturm die Klippen umtoste, kauerte die Tochter des Mannes aus Trastevere auf einem Haufen von Netzen und ließ sich von ihrem Vater von den Frauen erzählen, die auf den Straßen Roms spazierten und einen wirklichen Goldschmuck trugen, gleich der Madonna im Dom von Terracina. Weshalb sollte nicht einmal auch sie, das Fischerkind von der Geierinsel, in solcher Pracht einhergehen können?

II.

Im Menschen ist die Lebensfreude etwas so Unzerstörbares und Unsterbliches, daß sie in keinem Gemüt ganz erstickt werden kann. Sie regt sich in der Seele des Letzten und Unseligsten. Sie drängt hervor, sucht ihr Recht am Dasein, verlangt zu leben und läßt sich nicht stille machen.

So feierte denn auch das armselige Fischervölkleín seine Feste. Sie waren dem Himmel geweiht: der süßen Madonna und den guten Heiligen; aber ihre bescheidenen Freuden waren nichtsdestoweniger von dieser Welt.

Auf einem der Klippeneilande lag das kleine Heiligtum. Es war eine Kapelle, zu einer Zeit erbaut, als sich hier die ersten christlichen Fischer angesiedelt hatten. Einstmals waren die Mauern weiß getüncht gewesen, so daß sie weit hinaus glänzten über die türkisblauen Wellen. Wenn die Männer dann von ihrem Fischzuge heimkehrten, es von dem braunen Gestein weiß herüberleuchten sahen, so fühlten sie etwas wie Stolz, daß auch sie ihr Gotteshaus hatten, und sie grüßten den schimmernden Punkt über der unermeßlichen Wasserfläche mit einer Inbrunst, als wären sie Wallfahrer und erblickten die Wunderstätte, wo sie ihr Heil finden sollten.

Aber die Mauern waren längst grau geworden, und sie blieben es auch. Die Stürme hatten an

Digitized by Google

ihnen gerüttelt, daß sie auseinanderzufallen drohten. Neben der Kapelle stand ein unförmlicher Turm, darin ein Glöcklein hing, das einen schrillen, blechernen Ton gab: wenn einigemal des Jahres diese Glocke geläutet wurde, so gellte es wie ein erstickter Klagelaut, wie ein heiserer Verzweiflungsschrei, wie ein leises Wimmern über die Flut, daß die Möwen vor der gespenstischen Stimme erschreckt die Flucht ergriffen.

Drinnen befand sich ein aus Steinen aufgemauerter Altar mit einer jetzt verblaßten, ehemals grellroten und mit Flittergold bestickten Decke. Zwischen zwei Leuchtern aus schlechtem Blech war ein Muttergottesbild aufgestellt: eine häßliche Puppe aus Oelbaumholz, über und über mit Glasperlen und Korallen behangen.

Das Lämplein, das vor dem Muttergottesbild brannte, wurde von einem Fischer gespeist, der jede Woche von einer der Inseln herüberkam, das Gefäß mit Oel zu versorgen — wenn der Sturm ihn landen ließ. Oft vollbrachte der Mann sein frommes Amt unter Todesgefahr.

So armselig das Kirchlein war, wurde es doch von dem Inselvolk hoch verehrt. Für diese Mühseligen und Beladenen war es ein Tempel des Herrn, darin er, wenn der Priester von Terracina mit dem Allerheiligsten dort erschien, leibhaftig wohnte. Der enge Raum vermochte nur wenige Andächtige zu fassen. An den hohen Festtagen mußten die meisten sich begnügen, draußen auf dem harten Felsboden zu knieen, und dennoch fühlten sie sich von der göttlichen Gegenwart umgeben. Das Hauptfest fiel mitten in den Sommer, in die Zeit der Ginsterblüte. Die goldigen Dolden waren die einzigen Blumen, welche die Andächtigen ihrer lieben Himmlischen darbringen konnten. Sie hüllten den Leib der Madonna, den Altar, die Wände innen und außen in den blumigen Glanz ein, daß das kleine Bethaus wie in irdischer Glorie erstrahlte. Dann begann die Feier.

Zum erstenmal putzte Aquila sich für dieses einzige Fest des Jahres. Ihr Vater hatte für sie in Terracina ein neues Gewand erhandelt: einen langen, faltigen Rock aus grellrotem, schwerem Stoff, ein steifes, mit gelbem Damast bezogenes Mieder und dazu die schmale Schürze: auf apfelgrünem Grund eine bunte, großblumige Stickerei. Es war eine Pracht, bei deren Anblick das Mädchen einen Schrei ausgestoßen hatte, ihren Geierschrei; denn bisher trug sie nur die alten, abgenutzten Gewänder ihrer toten Mutter am Leibe. Viele Jahre hindurch hatte sie einzig mit ihrem Vater, den Geiern und den Wellen verkehrt, die Inselbewohner hatten fast vergessen, daß Lo Forti eine Tochter besaß. Aber jetzt trug sie ein neues Kleid, und nun würde sie mit ihrem Vater das Fest besuchen! Ihr ganzes Wesen geriet in Aufruhr.

Schon von weitem glänzte ihnen in goldigem Ginsterschmuck das Heiligtum der süßen Himmlischen entgegen. Das kleine Klippeneiland stieg in den Strahlen der Sommersonne wie ein funkelndes, flammendes Juwel aus den hyazinthfarbenen Wellen. Eine fröhliche Brise schwellte die Segel. Von allen Seiten kamen sie herbei, als würden sie magisch angezogen von den gellenden Glockentönen, die wie Geisterstimmen über dem Wasser schwebten.

Von Terracina war ein Kapuzinerpater herübergekommen und hatte das höchste Heiligtum mit sich gebracht, für das vom Strand bis zur Kapelle eine Via triumphalis errichtet worden war: zu beiden Seiten hohe Stecken, dicht mit blühendem Ginster umwunden. Ginstergewinde waren von Stab zu Stab gezogen, Ginsterzweige auf den Weg gestreut. Zu Seiten der leuchtenden Gasse kniete die Gemeinde, als der Ehrwürdige im Priestergewande den Leib des gekreuzigten Heilandes in das Kirchlein führte.

Nachdem der Himmel erhalten, was des Himmels war, kamen für diese armen Kinder der meerumrauschten Einsamkeit die Freuden der Welt an die Reihe. Während es vor dem Sanctuarium zu Ehren der süßen Mutter Gottes und aller guten Heiligen unaufhörlich knatterte und krachte, lagerten sie ringsum, brieten in siedendem Oel Fische und Backwerk und tranken dazu einen purpurroten Wein, der wie Flammen zu Kopf stieg.

Aquila wäre von den Leuten nicht erkannt worden, wenn sie sich nicht in der Begleitung ihres Vaters befunden hätte. Ihr neues, farbenprächtiges Gewand und etwas Besonderes in ihrem Gesicht und Wesen ließen sie fremd erscheinen. Das junge, halbwilde Geschöpf wußte nicht, was Schönheit sei; aber als sie bemerkte, wie man sie anstarrte, als sie die Blicke der Männer auf sich fühlte, überkam sie etwas, das dem dunkeln Bewußtsein von einer geheimnisvollen Macht ähnlich war. Und sie, die Tochter des armseligen Lo Forti, war es, die diese Macht ausüben konnte!

Es war nur ein Augenblick, doch er genügte, um in dieser dumpfen Seele den weiblichsten aller Instinkte zu wecken.

Sie befand sich wie in einem Rausch, der ihr aus den Augen glühte und ihr blasses Gesicht rötete. Als sie vor der Kapelle mitten im Wege kniete, als aus dem Innern des von Ginsterblüten leuchtenden Heiligtums die Stimme des Priesters und der Ton des Meßglöckleins über die Häupter der hingesunkenen Gemeinde hallte, als die fanatische Schar der Beter mit gellenden Stimmen die holdselige Gnadenreiche um Erbarmen anrief, da schrie auch Aquila, von dem allgemeinen frommen Taumel ergriffen, laut auf, schlug sich die Brust und fiel mit dem Gesicht auf den felsigen Boden, daß ihre Stirn blutrünstig ward.

Von Schmerz halb betäubt, richtete sie sich auf, um mit der Hand das Blut wegzuwischen. Aber plötzlich ließ sie den bereits erhobenen Arm sinken. Ihr gegenüber kauerte ein junger Mensch und sah ihr mit einem Blick ins Gesicht, bei dem es sie heiß überlief. Auch sie mußte ihn ansehen. Ohne das rinnende Blut wegzuwischen, stand sie auf.

Dann lagerte sie mit ihrem Vater in dem spärlichen, von den Sonnengluten versengten Grase, durch das raschelnd das glanzvolle Völklein der Lacerten schlüpfte. Die beiden befanden sich abseits von dem Schwarm der Festgenossen; denn trotz der siebzehn

Digitized by Google

Jahre, die er auf seinem Eiland zugebracht, galt Lo Forti als Fremdling und wurde als solcher fast feindselig gemieden. Er war jedoch in der Einsamkeit seines Lebens auch ein einsamer Mensch geworden, so daß der Bann, mit dem man ihn belegt, ihn nicht anfocht; und was Aquila betraf, so war ihr bisher nicht einmal davon das Bewußtsein gekommen. Wenn sie ihren Vater einmal nach Terracina begleitete, war Lo Forti gewöhnlich schon in aller Frühe der erste am Platz. Die Fische wurden dem Händler abgeliefert, Vater und Tochter traten für einige Augenblicke in eine Kirche und befanden sich bereits wieder auf dem Meer, wenn die übrigen Fischer eben erst anlangten. Waren für ihren primitiven Haushalt Anschaffungen nötig, so schiffte der Vater allein hinüber. Fast schien es, als wollte er, einem feinen Instinkte folgend, seine Tochter vor der Erkenntnis hüten, daß sie Gemiedene waren.

Darum hatte er sie auch noch niemals auf das Madonnenfest geführt. Jetzt war es geschehen, und jetzt hatte sie es erfahren: ganz plötzlich, in einem einzigen Augenblick!

„Warum sind wir nicht wie die andern?“

Es war etwas in ihrer Stimme, das sogar Lo Forti erschütterte. Und wie sie ihn dabei ansah! Von den Lagerplätzen her schallten lustige Stimmen und Gelächter zu den beiden Einsamen. Es war zum erstenmal in ihrem Leben, daß Aquila Menschen lachen hörte. Die einzigen Laute in ihrer Welt waren bisher das Rauschen der Wellen, das Brausen der Stürme und das krächzende Geschrei der Geier gewesen. Nun vernahm sie diese, ihr gänzlich fremden Töne der Lebensfreude und sollte schweigend von fern stehen.

Sie wiederholte: „Warum sind wir nicht wie die andern?“

Lo Forti zuckte die Achseln. Er fand nicht gleich eine Antwort. Mit bleichem Gesicht stieß seine Tochter hervor:

„Was thaten wir ihnen, daß sie uns hassen? Denn sie hassen uns.“

„Wir sind Fremde.“

„Fremde?“

„Nun ja. Wir kamen aus Rom, deine Mutter und ich. Dieses Volk ist so dumm. Verachte es.“

Aquila kauerte regungslos in dem gelben Grase und schaute hinüber zu den Fröhlichen, mit denen sie nichts gemein haben sollte, weil sie eine Fremde war. Und sie war doch jung und schön! Sie war so wunderschön, daß sie, wenn sie nur wollte . . .

Sie fuhr zusammen, als wäre sie von einer Schlange gebissen worden. Drüben bei den andern sah sie ihn: den jungen Menschen, der sie vorhin so angeblickt hatte, daß sie über seinem Blick vergessen, sich das Blut von der Wange zu wischen. Er stand unter den andern, hoch und schlank, und sprach mit einem Mädchen, einem häßlichen kleinen Ding; denn fast alle diese Inselfrauen waren häßlich — Madonna, wie häßlich sie waren! Und er sprach mit einer solchen Garstigen. Ja! Und jetzt lachte er. Und was für ein Lachen war das: so jung, so hell, so jauchzend.

Aquila hatte einmal von ihrem Vater gehört, daß in den Augen vieler Menschen eine Macht liege, eine unheilvolle, verderbliche Gewalt. Es sollte Menschen geben, die mit ihren Augen zaubern konnten. Diese Menschen hatten den „bösen Blick“ und wurden gemieden, als wären sie Uebelthäter und Pestkranke. Einst hatte Aquila in Terracina ein Weib gesehen, das mit dem bösen Blick behaftet war. Sie stand ganz allein mitten auf dem Markt und stierte vor sich hin. Sogar die Hunde schienen sich vor der Einsamen zu fürchten.

O, daß sie selbst den bösen Blick hätte! Sie würde dann . . . Ja, ja, das würde sie dann! Böses würde sie den Menschen anthun, die sie mieden, ohne daß sie etwas begangen hatte; verderben würde sie sie! Warum hatte sie heute die Madonna nicht gebeten, ihr den bösen Blick zu geben? Eine hohe, dicke Wachskerze wollte sie der Gottesmutter geloben. Und dazu ein Herz aus dem funkelnden, flammenden Golde, das sie so leidenschaftlich liebte.

Sie war aufgesprungen. Wie eine junge Unholdin stand sie da, in ihrem bunten Gewande, von den Mittagsgluten umzittert, und stierte mit feindseligen Blicken hinüber, wo die schlanke Jünglingsgestalt noch immer bei der andern stand, wo noch immer das helle, jauchzende Lachen ertönte.

Wenn sie mit ihren Augen zaubern könnte, daß er von jenem Mädchen forttreten und — er mochte wollen oder nicht — zu ihr kommen müßte. Jawohl, müßte! „Hilf mir, Madonna!“

Fast hätte sie einen lauten Schrei ausgestoßen; denn — er kam! Wahr und wahrhaftig, er kam! Grade, als sie die Madonna darum anrief. Er verließ die andre, die kleine, häßliche. Ganz plötzlich verließ er sie und schritt, als müßte es so sein, hin zu ihr, die von allen gemieden ward. Es war nicht anders, als hätte sie in Wahrheit den bösen Blick. Sie hatte ihn auch! Denn nicht ihr Gebet — ihr Blick hatte ihn gezwungen. Und sie empfand bei dieser Vorstellung nicht einmal Grauen. Eine heftige, wilde Freude erfüllte sie, daß sie nichts andres denken konnte als: ‚Er mußte zu dir kommen, du brauchtest es nur zu wollen.‘

Sie erwartete ihn mit der Miene einer Siegerin; dabei gewahrte sie wohl, wie sein Kommen allgemeines Aufsehen erregte. Alle schauten herüber auf die beiden jungen, schönen Menschen, die eine geheimnisvolle Gewalt zu einander hinzog. Lo Forti empfand bei dem Aufsehen, das die Sache erregte, ein heftiges Unbehagen. Er mußte sich zwingen, ruhig liegen zu bleiben, nahm sich jedoch vor, sehr bald mit Aquila heimzuschiffen. Was scherten ihn diese Menschen!

„Trinke!“

Der junge Mann brachte einen Krug und ein Glas mit. Er schenkte ein und reichte es zuerst Lo Forti hin. Dieser nahm es nicht. Es war das eine tödliche Beleidigung, die jedoch der Gekränkte gar nicht zu fühlen schien. Er sah nur Aquila an, goß den Wein, den der Vater verschmäht hatte, auf den Boden, schenkte von neuem ein und reichte das Glas der Tochter.

Digitized by Google

Aquila nahm es ihm ruhig aus der Hand und trank es bis zum letzten Tropfen aus, ohne den Blick von seinem Gesicht zu wenden. Sie hatte noch niemals Wein getrunken.

Der junge Mensch kümmerte sich nicht weiter um Lo Forti. Mit einer Stimme, aus der sein helles Lachen klang, sagte er:

„Ich bin der Giusé!“

Er sagte es, als müßte Aquila nun ganz genau Bescheid wissen, als müßte die ganze Welt ihn kennen: den „Giusé“. Uebrigens war es ihr vollkommen gleichgültig, ob er der Giusé oder ein andrer war. Sie erwiderte:

„Und ich bin die Aquila von der Geierinsel.“

Jetzt kannten sie sich ... Aber der Giusé, der gewußt, wer die beiden Geniedenen waren, hatte trotzdem vor den Augen aller zu ihr hinübergehen und ihr den Wein bringen müssen!

III.

Lo Forti wollte mit Aquila nach Hause, aber diese bezeigte keine Lust. Gelassen sagte sie ihrem Vater, daß er nur heimfahren sollte, sie würde bleiben. Als Mädchen unbehütet auf einem Fest zu sein, wäre jedoch ein solcher Verstoß gegen alle Sitte gewesen, daß der Fall einfach zu den unmöglichen Dingen gehörte. Da Lo Forti keine Gewalt anwenden konnte und seine schöne Tochter so wie so allgemeines Aufsehen und Befremden erregte, mußte er sich in ihren kindischen Willen ergeben und bleiben. Sie hatte heute überdies etwas an sich, was den Mann an ihre tote Mutter erinnerte, um derentwillen er zum Mörder geworden: mit solchen Augen hatte jene ihn angesehen, als er ihr gedroht, den Menschen niederzustechen, von dem sie sich würde küssen lassen.

Nachdem jede Familie ihren bescheidenen Vorrat an Festspeisen verzehrt hatte, standen die jungen Leute auf. Dem Brauche gemäß, der auf diesen weltverlorenen Klippen genau so streng geübt ward wie in der römischen Hauptstadt, sonderten sich die Geschlechter: in langer Reihe standen hier die Mädchen, dort die Burschen. Wieder geschah etwas Außergewöhnliches und Ungebührliches: Giusé blieb bei Aquila stehen, ohne sich um die Blicke und das Zischeln der andern zu kümmern. Ja, er führte sie sogar von ihrem Vater fort und ging mit ihr langsam, langsam an den Strand hinab. Nun waren die Fremden von der Geierinsel vollends in Acht und Bann gethan! Niemals würde Lo Fortis Tochter die Frau eines einheimischen Fischers werden. Denn auch der Mann, um dessentwillen sie so frech die heilige Sitte verletzte, würde eine solche nicht heiraten können — unmöglich!

Aquila fühlte die Blicke, deren Ziel sie war. Sie hätte einen Schrei ausstoßen mögen, einen Siegesschrei, wie einer ihrer Geier, wenn er, mit der Beute in den Fängen, aus den Wellen emporschoß. Dieser Mann gehörte ihr, mochte sie darum auch verachtet und ausgestoßen sein. Was that das ihr? Sie hatte den Blick, der zaubern konnte, den Blick, der Wunder bewirkte!

Schweigend schritten sie zusammen dahin, immer weiter von den andern fort. Der glühende Tag umzitterte sie, hüllte die beiden jungen Gestalten in ein Strahlengewebe. Wie in unendliche Fernen entrückt, grüßte das Gestade des Festlands herüber; kaum, daß in dem schimmernden Dunst die Umrisse des Felsengebirges erschienen. Auf den blauen Wellen tummelte sich vernünftlich eine Schar von Delphinen; die Welt um sie her war wie berauscht von ihrem eignen Glanz und ihrer göttlichen Schönheit voll.

Sie saßen auf den Felsen am Strande und sprachen miteinander, wobei sie ihre Stimmen dämpften, obgleich niemand sie hören konnte und sie nichts Heimliches beredeten. Sie hatten sich überhaupt nichts zu sagen; weder von ihrem Leben noch von ihrer Liebe. Beide waren arm und das war die Hauptsache! Sie waren sehr arm. Der Vater Giusés war tot: umgekommen im Meer. Nun mußte der einzige Sohn eine alte Mutter ernähren. Er war ein kühner Taucher, der mit Leidenschaft an den Felsenküsten der Jagd auf Polypen nachhing. Bereits mehrere Male hatte er mit den Bestien um sein Leben kämpfen müssen, wenn ein solches Meerungetüm mit seinen langen Fangarmen ihn umklammert hielt und sich an ihm festsaugte.

Begierig hörte Aquila zu. Also er war arm ... Sie dachte an den Goldschmuck, den sie tragen wollte.

Warum war er nicht Korallenfischer? Viele gingen aus der Heimat fort und in jene Meere, wo die kostbaren Muschelblumen blühten. Sie blieben lange aus, aber dann kehrten sie reich zurück und kauften ihren Bräuten einen Schmuck von Gold und Juwelen ... Und Aquila nahm sich vor, daß Giusé fortgehen und Korallen fischen sollte; denn den Goldschmuck mußte sie haben.

Sie wurde plötzlich nachdenklich. In solcher Stimmung vergaß sie ganz, Giusé von ihren Geiern und der toten Kaisertochter zu erzählen, die im Grabe keine Ruhe fand, weil sie in ihrem Sarg nicht festgenagelt worden. Ihre tote Mutter war von dem Vater festgenagelt worden — ihre tote Mutter kam also nicht wieder! Es mußte gräßlich sein, wenn die Toten wiederkamen ...

Dann hörten sie Musik, den Lärm des Dudelsacks und Tamburingerassel: auf dem Festplatz hatte der Tanz begonnen.

Aquila hatte noch niemals einem Tanz beigewohnt, geschweige denn selbst getanzt. Sie konnte sich gar keine Vorstellung machen, was das sei, als Giusé ihr sagte:

„Jetzt tanzen sie oben.“

Als er aufstand, war sie sogleich bereit, mit ihm hinaufzugehen. Sie fürchtete sich nicht vor den Leuten da oben; es gab überhaupt nichts, wovor sie sich gefürchtet hätte. Doch! Ein Ding gab es, vor dem sie Angst hatte: das war, wenn ein Toter, der in seinem Sarge nicht festgenagelt worden war, wieder zu den Lebenden gekommen wäre.

So stieg sie denn mit Giusé hinauf, unbekümmert um das feindselige Ausstarren und Ausweichen, mit ihren funkelnden Augen stolz darüber hinwegsehend.

Digitized by Google

Selbst der toll verliebte Giusé fühlte etwas von Scham ob der Schande, die man seinem Schatz anthat; und es kam ein Augenblick, wo er sie am liebsten hätte stehen lassen — wenn es in seiner Macht gewesen wäre. Aber ihre Augen ließen ihn nicht fort. Auch wenn er sie gar nicht ansah, fühlte er ihren Blick in der Seele.

Plötzlich umfaßte er sie und begann mit ihr zu tanzen. Sie benahm sich sehr ungeschickt. Aber er ließ sie nicht und schwang sich wie besessen mit ihr im Kreise herum. Da packte auch sie eine glühende Lebenslust; es war, als ob ihre steifen Glieder sich lösten. Sie tanzte nicht nach dem üblichen Rhythmus, es waren die Bewegungen und Gebärden einer jungen Mänade: wild und doch schön. Sie merkte kaum, daß sie und Giusé zuletzt ganz allein tanzten, daß die andern Paare ihnen zusahen und laut die seltsame Tänzerin verhöhnten. Sie hatte den Kopf in den Nacken geworfen, die Augen wie geblendet geschlossen und lächelte wie in Verzückung.

Auf einmal fühlte sich Aquila von einem fremden Menschen erfaßt, der sie Giusé entrissen hatte und mit ihr tanzen wollte. Mit einem erstickten Wutschrei warf sich Giusé auf den Fremden. Im nächsten Augenblick schon rangen die beiden, kämpften sie miteinander um die Tochter Lo Fortis, die soeben noch ausgehöhnt und von allen gemieden worden war.

Ein Tumult erhob sich, die Musik brach ab. Aquila jedoch stand dabei, als ginge sie das nichts an; nur daß sie ihre Augen nicht von Giusé wandte. Mit gierigem Blick folgte sie jeder seiner Bewegungen. Zugleich dachte sie: „Warum zieht er nicht sein Messer? Warum stößt er es nicht dem andern ins Herz? Er soll sein Messer ziehen und es ihm ins Herz stoßen! Ich will es!“

Ein Schauer überlief sie; denn sie hatte es kaum gedacht, als sie sein Messer schon blinken sah. Auch der andre hatte das seine gepackt. Nun stachen sie aufeinander los: ihret- — ihretwillen!

Ihre gierigen Blicke schrieen Giusé zu: „Stoß zu! Triff! Triff ihn mitten ins Herz! Du sollst zustoßen! Ich will es!“

Da stieß Giusé zu und traf den andern ins Herz, ihret- — ihretwillen!

*

Es kam häufig genug vor, daß das Madonnenfest einen derartigen Ausgang nahm — fast jedesmal. Zu Tanz und Wein gehört das Dolchmesser. Der tödlich Getroffene hatte es überdies gut — da er von dem Priester, der dann gerade zur Hand war, das letzte Sakrament empfangen und nun als guter Christ sterben konnte. Bei dem Madonnenfest einen tödlichen Dolchstoß zu erhalten, galt daher den guten Leuten beinahe als eine besondere Gnade des Himmels.

Sie hatten den Sterbenden auf den gelben, blutüberströmten Rasen gelegt, den Priester gerufen und zu beiden Seiten sich aufgestellt: hier die Familie des Ermordeten, dort die des Mörders. Während der Geistliche die Sterbegebete murmelte, überhäuften sich die Sippen mit Verwünschungen. Hinüber und herüber gellten die Flüche. In der vordersten Reihe standen die Weiber. Sie streckten die Arme gegeneinander aus und schrieen sich kreischende Laute zu.

Eine in den qualmenden Dunst des heißen Tages sinkende blutrote Sonne warf ihre letzten Strahlen auf das wilde Bild ...

Um Giusé und Aquila hatte sich niemand gekümmert. Sie waren beide verschwunden, und Lo Forti suchte vergebens nach seiner Tochter. Als er sie gewahrte, war das Boot bereits in ziemlicher Entfernung von der Insel. Es war sein eigner Nachen, und er konnte nun zusehen, auf welche Weise er nach Hause zurückkam.

Auch jetzt hatten die beiden sich wenig zu sagen. Es war eben geschehen — hatte eben geschehen müssen! Dabei war nichts zu machen. Und was weiter werden sollte — wer konnte das wissen?

Aquila wußte es genau. Um ihretwillen hatte Giusé sich nicht um Sitte und Gesetz gekehrt; um ihretwillen hatte er einen Mord begangen; um ihretwillen würde er jetzt Korallenfischer werden, um für sie den Goldschmuck zu erwerben, welcher der Hochzeitsschmuck sein sollte. Keine Braut auf den Inseln hatte jemals einen Schmuck getragen, wie sie ihn tragen würde.

Auch eine andre Frage beschäftigte sie während der Fahrt: würde man den Toten, den um ihretwillen Gemordeten, im Sarge wohl auch fest annageln? Fest, recht fest! Mit langen, starken Nägeln, damit er erst am jüngsten Tage wieder freikam? Es wäre gräßlich, wenn man ihn nicht recht fest nagelte; denn da er um ihretwillen gestorben war, würde er gewiß sogleich zu ihr kommen, und sie mußte sterben vor Grausen, noch bevor sie von ihrem Liebhaber den Goldschmuck bekommen.

Es war Nacht, als sie auf der Geierinsel anlangten. Mit der Sicherheit eines erfahrenen Lotsen lenkte das Mädchen den Nachen zu der einzigen Stelle, wo eine Landung möglich war. Nachdem sie das Boot am Strand geborgen, führte Aquila ihren Gefährten in das alte Römergemäuer, das der Familie Lo Forti zur Wohnung diente. Als wäre nichts geschehen, zündete sie ein Feuer an und hängte darüber den Kessel, darin die Polenta gekocht wurde. Dann kauerte sie sich nieder und wartete geduldig, bis das Gericht fertig war, von dem jedoch nur sie genoß, denn Giusé rührte keinen Bissen an. Er mußte sie ansehen, mußte unverwandt das junge, schöne Geschöpf ansehen, mit dem er auf dem einsamen Klippeneilande zusammen war, als seien sie das erste Menschenpaar.

Aber als er sie küssen wollte, stieß sie ihn zurück, so wild, daß der starke Mann taumelte, sprang aus dem Hause und in die Nacht hinaus. Er stürzte ihr nach, rief, bat, flehte sie an: nur ihre Stimme wollte er hören! Aber er vernahm nur das eintönige Rauschen der Wogen.

Die ganze Nacht wartete Giusé vergeblich am Strande.

*

Digitized by Google

Gemälde von Adolph Schreyer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erst in der Morgendämmerung langte Lo Forti an. Es hatte Mühe gekostet, bis ihm einer der Fischer sein Boot geliehen; nun war er in grimmiger Laune.

Nachdem er behutsam ans Land gefahren, griff er nach seinem Dolchmesser: wenn er die beiden zusammen traf, würde er sein Messer gebrauchen müssen. Es gab Dinge, die nicht anders zu sühnen waren als durch Blut.

Er schlich dem Gemäuer zu . . . Vor dem offenen Eingang lang hingestreckt lag Ginsé und schlief den festen und friedlichen Schlaf des Gerechten. Von Aquila war nichts zu sehen. Also mochte der Jüngling am Leben bleiben.

Lo Forti steckte sein Messer ein und rüttelte den Schläfer wach, was erst nach einigen kräftigen Stößen gelang. Dann standen sich die beiden Männer in dem grauen Zwielicht gegenüber und maßen sich finsteren Blickes.

„Wo ist das Mädchen?“

„Weiß ich's?“

„Du brachtest sie her.“

„Nun ja.“

„Wo ist sie?“

„Irgendwo auf der Insel, da das Boot nicht fort ist. Ist das eine Wilde!“

„Warum blieb sie nicht bei dir im Hause?“

„Ich wollte ihr einen Kuß geben, da lief sie fort.“

„Du unterstandest dich, sie anzurühren?“

Ginsé murmelte:

„Wenn man solche Augen hat . . .“

Lo Forti war ein praktischer Mann. Da er nicht nötig hatte, sein Dolchmesser zu brauchen, und geschehene Dinge nicht mehr zu ändern waren, so nahm er die Sache von ihrer besten Seite. Er sagte daher:

„Es war ein braver Stoß. Du hast ein scharfes Auge und eine sichere Hand. Die Sbirren, diese Bluthunde, werden dich hier nicht suchen, denn bis zu uns kommen sie nicht. Aber die Sippe des Erschlagenen wird an dir Blutrache nehmen wollen. Also mußt du dich eine Weile verborgen halten. Du kannst bei uns bleiben — da du einmal hier bist. Aber solltest du dir wieder einfallen lassen, das Mädchen anzurühren, so hüte dich! Später magst du sie heiraten. Den Thunfisch wirst du mit deinem scharfen Blick und deiner sicheren Hand prächtig treffen; und Polypen giebt es bei uns genug. Also abgemacht.“

Lo Forti sprach wie ein verständiger Mann, das mußte Ginsé einsehen. Einen Augenblick dachte er an seine Mutter, deren Ernährer er war. Aber nur einen Augenblick. Er sah vor sich zwei schwarze Mädchenaugen glänzen und erwiderte dem Vater Aquilas:

„Abgemacht.“

Dann suchte Lo Forti seine Tochter. Er fand sie auf dem höchsten Gipfel, wo sie unter dem Ginstergesträuch kauerte. Als sie ihren Vater gewahrte, sprang sie wie eine wilde Katze davon über die weit überhängenden Klippen, so daß ein Fehltritt sie in die Tiefe schleudern mußte. Sie blieb erst stehen, als ihr Lo Forti zurief, es sollte ihr kein Leids geschehen, und zwischen ihm und Ginsé sei alles geordnet. Nun kam sie langsam auf ihren Vater zu. Dieser teilte ihr mit:

„Er bleibt hier und hilft uns beim Fischfang. Dann heiratet er dich.“

„Er soll nicht hier bleiben . . .“

„Nicht hier bleiben?“

„Er soll fort! Mit den Korallenschiffern soll er fort! Ich will's!“

Lo Forti begriff nicht, warum Ginsé fort sollte, und seine Tochter klärte ihn nicht auf. Aber sie beharrte bei ihrem Ausspruch:

„Fort soll er. Ich will es.“

*

Den nächsten Tag sollte der Erstochene begraben werden.

Uraltem Brauche gemäß ward der Leichnam vor dem Hause ausgestellt: auf einem schrägen, schmalen Brett, der Körper mit einem roten Tuch bedeckt, die Stelle, wo er die tödliche Wunde empfangen, entblößt. Wie die Malerei des frühen Mittelalters mit Kindeseinfalt ihre Gestalten sagen ließ, wer sie waren und was sie wollten, so lag auf der Brust des Toten ein Zettel, darauf in unbeholfenen großen Lettern geschrieben stand:

„Ich bin der unglückliche Jüngling Pasquale Baldi, den Giuseppe Leste gemordet hat. Rächt mich oder seid mit ihm verflucht.“

So sprach der Tote zu den Lebenden . . .

Zu seinen Füßen stand der Sarg, eine schlechte Bretterkiste, blutrot angestrichen; und zu beiden Seiten hatte sich die ganze Sippe aufgestellt, hier die Weiber, dort die Männer. Unaufhörlich schrieen sie sich den Willen des Gemordeten zu:

„Rächt ihn oder seid mit ihm verflucht.“

Seit Stunden und Stunden hatten sie geschrieen, fort und fort das Nämliche. Jetzt konnten sie die Worte kaum mehr flüstern und brachten nur noch einzelne gellende, kreischende Laute aus der Kehle. Mit ihren fahlen Gesichtern, den rollenden Augen glichen sie einer Schar von Wahnwitzigen.

Dazu die glühende Oede der Felseninsel, die leuchtende Sommerpracht von Himmel und Meer . . .

Zu Häupten des Toten, zwischen den Reihen der Rasenden, stand ein junger Mensch, fast noch ein Knabe, mit schönem, sanftem Gesicht und aus großen, unschuldigen, entsetzten Augen auf den Leichnam blickend, beinahe so bleich wie dieser. Auch er schien zur Schau ausgestellt.

Es war Pier' Anton, der junge, einzige Bruder des Ermordeten, der keine Eltern mehr gehabt hatte. So war denn Pier' Anton sein nächster Verwandter und zugleich sein Bluträcher. Auf ihn würde der Fluch fallen, blieb sein Bruder ungerächt.

Aber es gab Dinge zwischen Himmel und Erde, die eben nicht geschehen konnten. Zum Beispiel, daß der überlebende Bruder den Gemordeten nicht rächte; und kam er selber dabei um, so erstand eben ein neuer Bluträcher. Und danach wieder ein andrer.

Digitized by Google

Außer der Sippe des Mörders und den beiden Lo Forti waren sämtliche Inselbewohner erschienen, Frauen und Männer in ihrer düsteren, feierlichen Trauertracht aus schwarzem Wollstoff, der selbst gesponnen, gefärbt und gewebt worden war. Jeder Ankömmling schritt zu dem Leichnam hin und sprach, vor ihm stehend, mit lauter Stimme:

„Du wirst gerächt werden, o Pasquale. Siehe, hier steht dein junger Bruder, der dich rächen wird!“

Darauf schritten sie weiter, um einem andern Platz zu machen, der dieselbe Anrede hielt: „Siehe, hier steht dein junger Bruder, der dich rächen wird!“

Und dazwischen immer und immer wieder das schauerliche Lallen der Sippe. Endlich wurde es Zeit, den Toten in den Sarg zu legen.

Das thaten zwei Kameraden des Erschlagenen; aber das andre, das Furchtbare, mußte der Bruder selber vollbringen.

Pier' Anton trat vor und begann heftig zu zittern, als man ihm Hammer und Nägel reichte: vier lange, spitzige Nägel.

Die Sippe war verstummt, Totenstille herrschte. Aller Augen ruhten auf dem armen Knaben, der Füße und Hände des toten Bruders festnageln sollte, der die Sitte tödlich verletzt haben würde, wenn er sich geweigert hätte, es zu thun. Ein Murmeln des Unwillens strafte ihn bereits dafür, daß er zitterte und zauderte.

Er mußte es thun, und er that es mit bebender Hand.

„Fester! Fester! Fester!“

Eine Frauenstimme stieß den Ruf aus, der wie ein Schrei klang, wie ein Angstschrei. Niemand hatte sie kommen sehen bei dem leidenschaftlichen Anteil, den ein jeder an dem Vorgang nahm, der sich am Sarge des Gemordeten vollzog. Jetzt wendeten sich aller Blicke von dem Schauspiel ab und der Ruferin zu.

Sie war es wirklich: Aquila Lo Forti! In ihrem bunten Festkleid stand sie in einiger Entfernung vom Trauerhause auf einem Felsen und schrie dem Bruder zu:

„Fester! Fester! Fester!“

Aber Pier' Anton, den Hammer in der erhobenen Hand, schaute unverwandt zu dem Mädchen hinüber, das schuld war an seines Bruders blutigem Tod, und von dem die Leute sagten: „Sie hat den bösen Blick.“

Anstatt den Leichnam des ermordeten Bruders fester an sein letztes Bett zu heften, damit der arme Geist die ewige Ruhe finde, stand der Knabe und sah dem jungen Weib in die Augen, das den bösen Blick haben sollte.

IV.

Auch Lo Forti neigte sich allmählich der Ansicht zu, Giuse müßte fort. Als ein Fremder hatte er bisher die starren Gebräuche und das Gesetz der Blutrache nicht hoch genug angeschlagen; jetzt sah er ein, daß sich gegen ihre Macht nichts beginnen lasse. Giuse hingegen kannte zwar diese Macht der Sitte sehr wohl; aber er wußte auch, daß der Bluträcher noch ein halbes Kind war, er also Zeit hatte. Diese Zeit wollte er ausnützen; später würde man ja sehen.

Er wollte also nicht fort. Auf der Geierinsel wollte er bleiben, in möglichster Verborgenheit, um den Zorn der Sippe nicht unnötig zu reizen. Und der Mann Aquilas wollte er werden. Mochte nachher geschehen, was geschehen mußte; mochte er unter dem Dolche des jungen Pier' Anton fallen oder selber ein zweites Mal zum Totschläger werden! Also blieb er.

Aber der Brautschmuck ... Aquila sagte ihm ins Gesicht hinein, sie wollte den Brautschmuck haben. Ehe sie den nicht von ihm bekäme, ließe sie sich von ihm nicht küssen, würde sie nicht sein Weib.

Um seiner Verlobten den Schmuck schenken zu können, mußte er jedoch fort; denn er mußte sich den Schmuck erst als Korallenfischer verdienen. Jahre und Jahre mußte er fortbleiben von dem Mädchen, das solche Augen und solche Lippen hatte. Und er konnte doch nicht los von ihr!

So hing er denn an ihren gierigen Augen und führte ein elendes Leben. Er bewohnte eine der natürlichen Grotten, von denen die Insel voll war, und die der Sage nach ehemals von den Verbannten Roms bewohnt gewesen. Auch Giuse hauste darin als ein Geächteter. Seine alte Mutter ließ ihm sagen: er möchte sich nicht um sie kümmern, sie würde schon nicht Hungers sterben. Er möchte nur daran denken, sich am Leben zu erhalten, fortgehen solle er! Denn wenn Pier' Anton auch noch zu jung und schwach sei, um die Blutrache vollstrecken zu können, so würde die Sippe die Hand des Jünglings leiten, daß er den Stoß nach des Mörders Herzen zu führen vermöchte.

Retten sollte er sich — seiner alten Mütter zuliebe!

Aber er blieb.

Es kam die Zeit, wo der Thunfisch gefangen ward. Rings um die Eilande schwebten des Nachts kleine Feuer über dem Meer. Von fern gesehen, schimmerte die schwarze Flut, bestreut mit den Flammenbränden, die langsam, lautlos dahintrieben.

Ein Fischer lenkte den Nachen, ein zweiter stand vorn, wo das Pechfeuer brannte. Er war beinahe unbekleidet und hielt wie einen Speer den langen, mit scharfen Zacken versehenen Rechen. Weit vorgebeugt stand der Mann, regungslos hinabspähend. Erschien der Fisch im Feuerschein — dann mit der Lanze ein pfeilschneller Stoß, und selten, daß der Mann den Fisch nicht traf und anspießte. Blut quoll auf. Oft kostete es noch einen harten Kampf, bis der Fang im Nachen geborgen lag.

Lo Forti hatte noch niemals so reichen Erwerb gehabt, denn Giuse füllte das Boot mit Beute. Er war ein Meisterstecher. Die dunkle Glut des Pechfeuers bestrahlte seinen braunen, jugendschönen Körper, daß er leuchtete wie aus Bronze gebildet. Wie er sich weit vorbeugte, wie er den Arm erhob und dann blitzschnell zustieß, wie er den Speer aus dem Leib des tödlich getroffenen Fisches herausriß — sogar Lo Forti hatte als echter Römer sein künstlerisches Wohlgefallen an dem vollkommenen Rhythmus jeder Bewegung dieser Jünglingsgestalt. Häufig

Digitized by Google

geschah es auch, daß Giusé sich mit dem gezückten Messer in die Flut warf, um dem verwundeten Ungetüm den Garaus in den Wellen zu machen, die von dem Blute des Opfers sich rot färbten.

Aquila kauerte im Nachen mitten unter der Beute und schaute gierig zu. Sie sah nicht, wie herrlich schön ihr Bräutigam war; sie stierte in die Glut des Pechfeuers, sah, wie sein Wiederschein im Wasser mit dem Blut sich mischte, und gedachte des Brautschmucks, den sie von Giusé begehrte, und der auch solchen goldigen und roten Glanz haben würde...

Kehrten die beiden Fischer im Morgengrauen zurück, so durften sie sich keine Ruhe gönnen. Sogleich wurde der Fisch sorgfältig gereinigt, in Stücke zerlegt, in Fässer verpackt und Oel darüber geschüttet. Da Lo Forti Giusé nicht gestattete, sich in Terracina zu zeigen, so mußte seine Tochter ihm helfen, die Ware hinüber zu schaffen. Es war mühselige Arbeit.

So kam es, daß Giusé häufig mutterseelenallein auf der Insel blieb, zusammen mit dem Geiervolk. Stundenlang lag er dann müßig am Strande, dem Anschlag der Wellen lauschend; stundenlang oben auf den Felsen, auf das Geschrei der Vögel hörend und mit weit offenen Augen in den Himmel starrend. Er dachte an nichts andres, als daß sie fort war, daß sie bald wiederkommen würde, daß er sie nicht küssen durfte: nicht eher, als bis er für sie den Brautschmuck erworben hatte. Er nahm sich dann vor, fortzuziehen, Korallenfischer zu werden und nicht eher zurückzukommen, als bis er ein reicher Mann geworden. Und er wollte fort, gleich morgen! Aber er blieb, blieb Tag für Tag, dachte nicht an seine Mutter, die er ohne Hilfe ließ, dachte nicht an die Blutrache, die über ihm schwebte, dachte nur an die Augen Aquilas; und daß er von diesen Augen nicht fort konnte. Nein, nicht konnte!

Sie verachtete ihn, sagte es ihm ins Gesicht hinein, und — er ließ es sich sagen! Sie behandelte ihn schlecht, würdigte ihn oft tagelang keines Wortes; und er ertrug auch das. Sie brachte ihn um allen Stolz, wie sie ihn um Frieden und Glück gebracht hatte; und er war machtlos dagegen.

So verging der Sommer.

*

Das Leben des jungen Pier' Anton stand ganz unter dem Bann der Blutrache, deren Vollziehung die Sitte von ihm heischte. Die Sitte aber war ein Gesetz und das Gesetz unverletzlich.

Alles forderte den armen Jüngling auf, seine Pflicht zu erfüllen; in seinem Zimmer hingen die blutgetränkten Kleider seines gemordeten Bruders, hing des Getöteten Dolchmesser, den Ueberlebenden mahnend, die Rache zu vollstrecken. Abend für Abend versammelte sich um ihn die Sippe. Es wurde wenig geprochen. Aber jeder Blick, der auf ihn fiel, schrie Pier' Anton zu: „Rache! Warum bist du so jung und so schwach? Aber das hilft dir nichts. Du mußt es trotzdem thun, denn du bist sein Bruder. Also räche — räche!"

Wenn ihm ein Mädchen begegnete, sah es ihm fest in die Augen, und der Blick rief ihm zu: „Rache! Bevor du deinen Bruder nicht gerächt hast, findest du in deiner Heimat kein Weib, das dich freundlich anschauen würde. Also räche — räche!"

Die ganze Welt schrie dem Unglücklichen, der zart und weich geschaffen war, das eine einzige gräßliche Wort, vor dem es kein Entrinnen gab, in die Seele.

Noch etwas andres quälte ihn unablässig. Das waren die Augen der Fremden von der Geierinsel. Diese schönen, diese gierigen Augen, die sich auf ihn geheftet hatten, als er die Glieder seines Bruders auf dessen letztes Bett genagelt hatte: „Fester, fester, fester!" wie sie voller Entsetzen ihm zugeschrieen hatte. Und er, trotz seines Grausens, hatte nochmals den Hammer geschwungen, hatte fester genagelt. Er hatte es thun müssen unter der Gewalt ihres Blickes.

Und nun mußte er ihrer gedenken, unablässig bei Tag und bei Nacht; mehr noch gedenken als der That, die er begehen sollte, und deren erste Ursache das junge, fremde Weib war.

Wenn Pier' Anton den Anblick des blutgetränkten Hemdes an der Wand seines Zimmers gar nicht mehr ertragen konnte; wenn er den unerbittlich mahnenden Augen der Sippe entrinnen wollte, so flüchtete er in seinem Nachen auf das Meer. Jedesmal hatte er des Bruders Messer zu sich gesteckt, und jedesmal ruderte er der Geierinsel zu, wo sich der Mörder befand. Ja, und auch die Fremde!

Die beiden liebten sich; sie sollte des Totschlägers Frau werden, wenn ihn vorher die Blutrache nicht fällte. Töten mußte er ihn. Entweder er selber oder ein andrer der Sippe würde die Rache vollstrecken. Dann würde Aquila nicht des Totschlägers Weib werden und dann ...

Und Pier' Anton zog die Ruder ein, um die Waffe zu fassen, die verursachen konnte, daß die Tochter Lo Fortis niemals das Weib des Giusé Leste ward.

Halbe Tage, halbe Nächte lang umkreiste Pier' Anton im Nachen die Geierinsel, auf der sich sein Geschick erfüllen mußte, entweder so oder so! Entweder er vollzog die Rache, oder er kam dabei um; vollbrachte er seine That, so würde aus der Sippe des Gefallenen gegen ihn der Bluträcher sich erheben. In jedem Falle also sicheres Verderben für ihn, dem die Augen der Fremden die knabenhafte Seele durchglühten.

Häufig gewahrte Pier' Anton seinen Todfeind auf der Insel, und er dachte: „Wenn du jetzt hinfahren, jetzt landen würdest? Wenn du auf ihn zugingst, die Waffe deines Bruders hervorzögst, dann — ja dann wäre es gleich mit aller Qual vorbei. Dann fändest du Ruhe vor deiner Pflicht, den Bruder zu rächen, und Ruhe vor ihren Augen. Ja, ja, und Ruhe auch vor ihren Augen."

Aber er war noch so jung. Und die Jugend in ihm schrie nach Leben und Glück. Und seine Jugend hoffte noch immer. Auf was?

Einmal kam sein Schiff der Insel so nahe, daß er Giusé am Strande liegen sah. Der Feind regte sich nicht, er schlief. Jetzt hätte er es schnell und leicht vollbringen können. Weder von Lo Forti noch von seiner wunderschönen Tochter war etwas zu sehen. Nur das Geiervolk zog seine Kreise um den wilden Fels, darunter der einsame Mann ruhte.

Digitized by Google

Ja, ja, ja! Jetzt war die Stunde der Vergeltung gekommen.

Er fuhr ans Land, befestigte den Kahn, faßte sein Messer, schlich zu dem Schlafenden. Dieser lag auf dem Rücken und hatte das Hemd über der Brust offen. Darauf funkelte etwas: ein kleines Madonnenbild aus schlechtem Blech. Das süße Antlitz der Muttergottes ruhte gerade auf der Stelle, wohin Pier' Anton ihn treffen mußte. Schon hatte er das Messer fester gepackt, aber — er konnte nicht zustoßen. Das Antlitz der Himmlischen behütete des Feindes Schlaf, und Pier' Anton schlich davon, als wäre er ein ertappter Verbrecher, ein Meuchelmörder.

Eines Abends fuhr der Jüngling an der Kirchhofsinsel vorüber.

Trostlos sah die Ruhestätte der Toten in dem fahlen Dünensand aus. Der Wind hatte die Gräber verweht, die namenlosen Kreuze umgerissen. Asphodelen, die mystischen Hadesblumen der Alten, waren aufgesproßt und bildeten mit dem matten Graugrün ihrer schilfartigen Blätter und den hohen starren Stielen, daran die Blumen längst verdorrt waren, einen gespenstischen Grabschmuck. Unaufhörlich fuhren kreischend die Möwen um die verlassene Stätte.

Schen schaute Pier' Anton hinüber. Dort war der Platz, wo sie seinen Bruder eingescharrt hatten. Er war doch froh, daß er den Toten so sicher und fest gebettet hatte. Denn wenn dieser wieder käme, um den Sämmigen zu mahnen ... Was war das? Gerade dort regte sich etwas! Eine Gestalt war's, in dem Dämmerschein des anbrechenden Abends nicht genau zu erkennen. Jetzt kauerte sich das Wesen nieder; es war, als sänke es in die Erde hinein.

Es war kein Geist! Denn jetzt gewahrte Pier' Anton einen Nachen, der bei der Insel angelegt hatte; aber welcher Lebende besuchte um diese Stunde die Toten?

Von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, fuhr Pier' Anton trotz seines Grausens näher. Da erkannte er auch das Fahrzeug: es gehörte den Fremden auf der Geierinsel.

Was that Lo Forti an seines Bruders Grab? Oder war es ... Seitdem sie ihm jenes gräßliche „Fester, fester, fester!" zugerufen, hatte er sie stets nur von der Ferne erblickt.

Pier' Anton zog sein Boot auf den feinen weißen Sand, darin seine Füße versanken, daß kein Schritt hörbar ward, schlich auf das Gräberfeld und näher dem Platz, wo sein Bruder die letzte Ruhe gefunden.

Nichtig — sie war es! Neben dem Grabe kauerte sie und schien es genau zu betrachten. Sie bemerkte ihn nicht eher, als bis er dicht hinter ihr stand und leise ihren Namen rief. Mit einem gellenden Schrei fuhr sie in die Höhe, mit einem Entsetzen, als habe der Tote selber sie angeredet. Sie erkannte den Bruder, faßte sich sogleich und fragte ihn in feindseligem Ton, mit feindseligem Blick:

„Was thust du hier? Warum verfolgst du mich? Was willst du von mir?"

„Ich sah dich hier und wollte — ja, und ich wollte ... Du weißt, es ist mein Bruder, der hier begraben liegt."

Anuila rief:

„Er sei verflucht! Ich finde keine Ruhe vor ihm. Immerfort muß ich an ihn denken, immerfort muß ich mich vor ihm fürchten. Was geht er mich an? Ich kann nichts dafür, daß er hier liegen muß. Warum wollte er mit mir tanzen? Ich kannte ihn gar nicht. Ja, und wenn die Nägel doch nicht fest genug eingeschlagen wären, wenn er doch aufstehen könnte aus seinem Grabe ... Und wenn er dann zu mir käme? Du hast die Nägel doch wahr und wahrhaftig fest genug eingeschlagen? Sehr, sehr fest?"

Er hörte kaum, was sie sagte, was sie so angstvoll hervorstieß. Er sah sie nur an, wie sie in dem Dämmer vor ihm stand: so bleich, mit solchen Lippen, solchen Augen! Und alles, was er zu erwidern vermochte, war:

„Was willst du hier?"

„Sein Grab sehen. Ich hielt es nicht länger aus vor Grausen und Angst. Jetzt bin ich ruhiger. Er liegt gewiß recht tief und kann nicht wieder herauskommen. Aber der Sand ist so leicht, und es giebt hier gar keine Steine. Ich möchte sein Grab hoch mit Steinen bedecken. Dann müßte er drunten bleiben."

Sie fing an zu lachen, so daß Pier' Anton ihre blinkenden Zähne hervorschimmern sah. Er fand sie wunderschön, wie sie dastand an dem Grabe seines gemordeten Bruders, den er an ihrem Liebsten rächen sollte, und so toll lachte.

Endlich meinte sie: „Komm fort. Es wird Nacht."

Langsam kehrten beide zum Strande zurück. Sie war still geworden.

Plötzlich blieb sie stehen, blitzte ihn mit ihren Geierangen an und sagte so leise, daß er sie kaum verstand: „Also du bist der Pier' Anton? Und du mußt deinen Bruder rächen?"

„Das ist nun einmal nicht anders."

„Ja, das mußt du. Mein Vater sagt es auch. Du mußt den Ginsé umbringen. Ja, ja, ja! So ist es nun einmal."

„Ist er schon dein Mann?"

„Der Ginsé?"

„Nun ja."

„O der!"

Wie sie das sagte!

„Aber er wird doch dein Mann?"

„Je nun."

„Er liebt dich. Er liebt dich rasend."

„Freilich liebt er mich."

„Und du liebst ihn? Auch rasend?"

„Den Ginsé?"

Es war derselbe unheimliche Ton, dessen Bedeutung Pier' Anton nicht verstand, aber der ihn erschauern machte. Stammelnd wiederholte er:

„Du liebst ihn auch rasend. Und wenn ich meinen Bruder gerächt, wenn ich Ginsé umgebracht habe, wirst du mich hassen. Nicht wahr, du wirst mich hassen? ... So sag's nur. Ich weiß es ja."

Digitized by Google

Sie stand vor ihm, ihm so nahe, daß er in seinem Gesicht ihren heißen Atem verspürte, und sah ihn an, wie sie ihn damals angesehen. Er fühlte, wie unter ihrem Blick alles Blut nach seinem Herzen drang, wie ihn ein Schwindel ergriff. Wie im Traum vernahm er ihre Stimme. Gleichsam aus weiter Ferne drang sie zu ihm, der mit geschlossenen Augen dastand und lauschte. Und ihre Stimme rief ihm zu:

„Du mußt deinen Bruder rächen. Räche ihn!“

Als Pier' Anton sich wieder auf sich selbst besann, war er allein.

Er sollte ihren Bräutigam töten. Sie selbst forderte es von ihm. Auch sie!

V.

Ueber die Geierinsel hin tosten die Herbststürme. Tag und Nacht fuhren sie heulend um die Klippen. Sie rüttelten an dem Fels, als wollten sie ihn niederwerfen, wühlten das Meer auf, peitschten die Salzflut, daß eine einzige wilde Brandung die kleine Insel umschäumte.

In das Brausen der Windsbraut, in das Donnern der Wogen mischte sich das Gekreisch der Möwen, das die gellenden Geierschreie übertönten.

Nachts waren die Vögel still; aber das entfesselte Element ließ dann Laute hören, die nicht von dieser Welt waren. Ein Heer von Dämonen schien dann brüllend die Insel zu umrasen.

Wachend lag Aquila auf ihrem Lager. Sie lauschte auf das Chaos von Stimmen und dachte zitternd: ‚Das ist der ruhelose Geist der toten Kaisertochter! Das sind die Geister aller derer, die im Tod nicht festgenagelt wurden in ihren Särgen, oder die im Meer ertranken.‘

Denn dem Volksglauben zufolge fanden auch die Ertrunkenen keinen Frieden im Tode; es müßte denn sein, der Leichnam würde gefunden und dem Brauche gemäß bestattet.

Und Aquila dachte lauschend: ‚Der Bruder des Pier' Anton ist nicht dabei! Wäre sein Geist unter den jagenden, heulenden Gespenstern, so würde er in die Hütte dringen, sich über mich wälzen und mich erwürgen. Denn ich trage an seinem Tode Schuld, und jede Schuld muß gerächt werden. Also hilft es auch dem Giusé nichts. Wenn er nicht fortgeht, um Korallenfischer zu werden und für mich den Brautschmuck zu erwerben, so ist es besser, wenn der junge Pier' Anton seinen Bruder rächt. Geht Giusé fort, erwirbt er den Schmuck, so kann ich ja der Madonna davon eine Kette geloben, damit sie mir gnädig ist. Aber Giusé geht nicht fort!‘

Nein, er blieb! Wie ihre Augen ihn auch ansehen mochten: der Zauber ihres Blickes war unheilvoll und mächtig, aber in ganz andrer Weise, als sie meinte. Denn er fesselte den armen Jüngling an sie, statt ihn hinwegzutreiben, um ihren gierigen Wunsch nach Gold zu erfüllen. Er wurde mit jedem Tage verliebter, diente Lo Forti wie ein Knecht und bestand endlich darauf, mit Aquila nach Terracina zu schiffen, um sich dort bei den Kapuzinern trauen zu lassen. Also sprach Lo Forti mit seiner Tochter.

„Es ist ganz unsinnig. So heirate ihn doch! Er ist ein tüchtiger Fischer. Wir können ihn gut brauchen. Auf wen willst du in dieser Einsamkeit warten? Das mit der Blutrache wird wohl auch nicht so arg sein: die Ponzesen sind ja doch keine Korsen. Ueberdies ist der junge Pier' Anton dazu noch lange nicht Manns genug. Und bis dahin — wer weiß, wie es bis dahin noch wird. Also nimm ihn.“

Aquila stand vor ihrem Vater und erwiderte gelassen, daß sie den Giusé nicht zum Manne nehmen wolle.

„Ja, liebst du ihn denn nicht? Du warst ja zuerst gerade so unsinnig wie er. Denke an das Madonnenfest.“

Aquila meinte: „Ja, zuerst! Ich wußte ja zuerst gar nicht, was das sei. Ich wußte gar nichts vom Leben, kannte nur das Meer und die Geier. Und du und ich auf der Insel wie zwei Gefangene. Ich wußte auch nicht, daß ich schön bin, und was Schönheit bedeutet. Da schenktest du mir das neue Gewand, da fuhren wir hinüber zum Madonnenfest, da sah ich den Giusé. Von da an wußte ich, daß ich einen Mann nur anzusehen brauche, damit er sich in mich verliebe. Er war eben der erste. Ich war freilich wie unsinnig. Was willst du? Wenn man so lange wie eine Gefangene war. Und wenn man doch noch so jung ist! Ja, und schön! Und als ich dann erkennen mußte, wie alle mich verachteten, alle mich mieden, wo ich ihnen doch nichts zuleide gethan hatte; nur weil ich eine Fremde war. Was konnte ich dafür? Sie aber haßten mich. Der Giusé kümmerte sich aber nicht um ihren Haß, sondern kam zu mir, tanzte mit mir. Ich hätte ihm dafür die Hände küssen mögen — damals! Und wie stolz ich war, daß er mich gleich so unsinnig liebte. Da wollte der andre mit mir tanzen, und Giusé kämpfte mit ihm. Um mich kämpften die beiden Männer: um mich, die Fremde, die die Leute verachteten und haßten. Wie stolz ich war! Ich wollte, daß der Giusé den andern niederstechen sollte, und ich wußte, daß er's thun würde. Giusé erstach ihn. Die Füße hätte ich ihm damals küssen mögen. Aber dann, ja, ja; und dann . . .“

Lo Forti starrte seine Tochter an, als stünde ein fremdes Wesen vor ihm. Daß sie so sprechen konnte! Als wäre sie ihre Mutter, das Weib aus Trastevere, um dessentwillen er zum Totschläger geworden. Er begriff nicht, woher Aquila plötzlich diese Sprache genommen hatte.

Mechanisch wiederholte er ihre letzten Worte:

„Nun, und dann?“

„Und dann war's mit meiner Liebe vorbei. Ich kann nichts dafür, daß ich so bin. Wenn er mich immer küssen will, an nichts andres mehr denkt, so ist mir, als ob ich ihn lieber tot sehen würde, als mich von ihm küssen zu lassen. Ja, ja, ja! Lieber tot! Was ist das für ein Mann, der so ist, aus dem ein Mädchen solch einen machen kann? Ich verachte ihn, und bevor ich mich von ihm küssen lasse, muß er mir den Brautschmuck bringen: aus Gold, aus schwerem Gold mit blutroten Steinen

Digitized by Google

darin. Aber den Schmuck bringt er mir nie; denn er ist so schwach, so unmännlich, so verächtlich, daß er niemals fortgeht. Er soll stärker sein als meine Augen, die es ihm angethan haben. Er soll mir den Herrn zeigen. Ich will vor ihm zittern können. So bin ich nun einmal!"

Und Lo Forti ließ ab, in seine Tochter zu dringen, die plötzlich zu ihm gesprochen hatte gleichsam in fremder Zunge. Von dieser Stunde an begann er, sich vor dem Mädchen zu scheuen.

*

Viele Tage waren die drei Bewohner der Geierinsel auf ihrer Klippe wie gefangen: das wilde Meer hätte ein Entweichen unmöglich gemacht! Als dann der Sturm sich legte, die Wogen sich glätteten, ereignete sich etwas, was die Gemüter der drei Einsamen mehr aufregte, als es die Wuth der Elemente gethan.

Eine Jacht legte bei der Geierinsel an!

Das schöne Schiff gehörte einem großen römischen Herrn, der sich mit einigen Gästen an Bord befand. Wo es der fröhlichen Gesellschaft gerade behagte, wurde angelegt. Ein Schiffer von Porto d'Anzio hatte den Herren von der Geierinsel erzählt, und nun waren sie gekommen, um Geier zu schießen.

So viel junges, fröhliches Menschenleben hatte die Felsenklippe im Meere noch nicht gesehen, seit die Gewalt unterirdischer Mächte sie aus dem Schoße von Mutter Erde emporgerissen hatte, in den Glanz des Tages. Die Jagdgesellschaft ergriff förmlich Besitz von dem Eiland, als besäße sie darüber ein Herrenrecht. Einige von den jungen Leuten drangen sogleich in das antike Gemäuer, darin die Lo Forti hausten, fanden jedoch die Hütte leer. Lo Forti und Giusé waren auf dem Hummerfang, und Aquila hatte sich vor dem fremden Fahrzeug hinaufgeflüchtet in die Klippen.

Sie wählte sich ihr Versteck so, daß sie beobachten konnte, was auf dem Schiff und am Strande vorging. Mit ihren scharfen Augen gewahrte sie alles. Sie ahnte, daß die Gestalten dort unten Wesen aus einer fremden Welt waren, aus jener Welt, von der ihr Vater ihr erzählt hatte, als sie noch ein Kind war und gierig zuhörte, wenn von Rom die Rede war, von der „Stadt". Schätze sollten dort aufgehäuft sein! Es sollte dort wimmeln von Frauen, die um Hals und Arme Geschmeide trugen. Einstmals einer dieser schimmernden Gestalten wenigstens in einem Zuge zu gleichen, war Aquilas Traum gewesen, seitdem sie als Kind zum erstenmal das strahlende Madonnenbildnis in Terracina gesehen. Ihr selbst unbewußt, hatte diese Vision von Glanz und Glorie in ihrer jungen Seele gelebt, hatte sie beherrscht wie ein Dämon, hatte alle ihre Triebe geleitet, ihr ganzes Wesen wie unter einem Zauber gehalten.

Aber nie hatte sie daran gedacht, jemals in diese ferne, leuchtende Welt eintreten zu können. Wie wäre das möglich gewesen? Sie war Lo Fortis Tochter: die Tochter des Mannes auf der Geierinsel, von der es kein Entrinnen gab, wo der Mensch ausharren mußte, bis sein Leichnam in der schlechten Holzkiste festgenagelt wurde.

Nein, bleiben mußte sie! Auf der Geierinsel leben und sterben. Nur das eine forderte sie von allem Glanz der Erde für sich: den Schmuck, den Brautschmuck. Dieses eine wollte sie haben, und müßten ihre Augen noch einmal einen Mann dazu bringen, sein Messer einem andern ins Herz zu stoßen.

Jetzt plötzlich kam jene fremde, unerreichbare Welt zu ihr: auf die Geierinsel kam sie! Ihr lautes, lustiges Leben drang bis zu ihr hinauf. Gewiß hatte die Gnadenmutter selbst die Fremden zu der Insel geführt. Ihretwillen waren sie hergekommen! Sie brauchte jetzt nur hinabzusteigen, unter sie zu treten, sie anzusehen, und ein Wunder würde sich ereignen, durch das sie, die Tochter des armseligen Lo Forti, die Verlobte des armseligen Giusé, auf glänzenden Schwingen fortgetragen und hingeführt würde, dorthin, wo die Welt leuchtete von dem Sonnengold des Glückes, des Genusses.

Sie erhob sich, sie wollte hinabsteigen, sogleich.

Was aber würde ihr Vater sagen, wenn er sie bei seiner Heimkehr bei den Fremden fand? Und Giusé? . . . Er konnte so wild werden, konnte — Nun ja, er konnte wieder sein Messer ziehen! Aber vielleicht — vielleicht daß diesmal ein andrer eine noch sicherere Hand hatte. Dann war sie frei! Und frei von ihm wollte sie sein. Darum hatte sie auch am Grabe mit dem Bruder des Erschlagenen gesprochen. Aber der Knabe Pier' Anton würde wohl niemals Manns genug werden, sie von Giusé frei zu machen. Etwas andres mußte geschehen. Was? Die Madonna, die ihr diese Fremden geschickt, würde auch das erfüllen.

Und sie stieg hinab . . .

Erst unterwegs fiel ihr ein, daß sie ihr altes, schlechtes Gewand anhatte. Aber ihr Glaube an die Gewalt ihres Blickes und die Hilfe der Gottesmutter war so fanatisch, daß sie gelassen weiter schritt. Es würde alles so geschehen, wie es geschehen mußte.

Die Fremden hatten sich inzwischen vor der Hütte am Strande häuslich niedergelassen; denn die Mahlzeit sollte hier und nicht auf dem Schiffe eingenommen werden. Die Gesellschaft fand das wilde Eiland so köstlich, daß sie einige Tage zu bleiben beschloß. Für heute war es jedoch zu spät geworden, um mit der Jagd zu beginnen.

„Aber das ist ja eine Schönheit!"

Diesen Ausruf that plötzlich einer der Herren, und alle schauten auf . . . Langsam kam Aquila des Weges daher, so gelassen und gleichgültig, als ob täglich auf der Geierinsel eine römische Jagdgesellschaft schmauste und plauderte. Ohne sich scheinbar um die Fremden zu kümmern, ging sie hart an ihnen vorüber der Hütte zu. Plötzlich blieb sie stehen, wendete sich um und ließ ihr Auge über die Versammlung hinschweifen — langsam, ganz langsam.

Sie that es mit solcher Haltung, daß die Herren, auf welche der Cercle, den die Königin hielt, keinen

Digitized by Google

Eindruck machte, sich davon ganz betroffen fühlten. Erst nachher lachten sie hell auf.

Man rief den Fischer aus Porto d'Anzio herbei und wollte von ihm wissen, wer das Mädchen wäre. Aber der Mann konnte nichts berichten. Nun, man würde ja selbst sehen. Einstweilen schmauste und plauderte man weiter bis zum Abend.

„Wo ist Don Paolo?"

„Er ging vorhin fort."

„Fort? Wohin?"

Aber niemand hatte darauf geachtet.

Don Paolo war der Sohn des Fürsten von Bassano. Die Römer behaupteten von dem nicht mehr sehr jungen, aber immer noch glänzenden Manne, er verachte die Frauen.

Nun war der fürstliche Frauenverächter in der Dunkelheit der Tochter Lo Fortis nachgeschlichen.

*

Lo Forti verwünschte die Fremden. Wenn seine Insel unter der römischen Sportswelt bekannt wurde, war es mit seiner Ruhe und Einsamkeit vorbei. Auch sonst hatte er triftige Gründe, Menschen aus jener Welt zu meiden. Es war immerhin möglich, daß er von dem einen oder dem andern erkannt wurde, und sein Leben besaß dunkle Flecken, von denen ein Blutgeruch aufstieg.

Wie lange sie blieben! Die Klippen wiederhallten von Schüssen, den Geiern wurde nachgestellt, als wären sie das köstlichste Wild, die ganze kleine Insel war in Aufruhr, ebenso wie die Seelen ihrer Bewohner.

An Aquila war jedoch keine Veränderung zu merken. Nach wie vor schien sie sich nicht um die Fremden zu kümmern; nur daß sie bisweilen an ihnen vorüberging, in ihrer königlichen Gelassenheit mit einem langen Blick über sie hinschauend. Lo Forti hatte ihr streng befohlen, mit keinem der feinen Herren ein Wort zu reden. Am liebsten hätte er sie den ganzen Tag bei sich im Boot auf dem Meere gehabt.

Uebrigens konnte er die Aufsicht über Aquila ihrem Verlobten Giuſé überlassen; dieser bewachte das schöne Mädchen auf Schritt und Tritt. Ohne anscheinend den geringsten triftigen Grund quälte den Jüngling eine wütende Eifersucht, und er war bereit, abermals um dieser Augen willen zum Totschläger zu werden. Aquila fühlte sich durch die tolle Leidenschaft des Burschen wie eine Gefesselte; aber sie wußte, daß die Stunde kommen würde, wo sie die Bande zerreißen konnte. Darauf wartete sie.

Es war in diesen Tagen, daß Giuſé eine seltsame Entdeckung machte.

In die von ihm bewohnte natürliche Felsengrotte mündete ein Gang, den er bisher, da die Oeffnung von Steinen bedeckt gewesen, nicht beachtet hatte, und der in das Innere des Berges zu führen schien. Plötzlich kam ihm der Gedanke, die Höhlung könnte sich bis zu dem Gemäuer hinziehen, darin die beiden Lo Forti hausten. Er zündete seine Oellampe an und drang in den Stollen ein.

Der blasse Lichtschein scheuchte Schwärme von Fledermäusen auf, die zuckenden Fluges lautlos die menschliche Erscheinung umflatterten. Der Boden war schlammig, von den Wänden tropfte Wasser herab, und Giuſé mußte vorsichtig auftreten, um nicht auszugleiten. Bald stieg der enge Pfad steil aufwärts, bald führte er tief hinab.

Eine Weile war Giuſé vorwärts gedrungen, als er ein dumpfes Geräusch vernahm, wie fernes Sausen und Brausen. Lauschend blieb er stehen. Das Geräusch konnte nur vom Meere herrühren, dem er sich näherte, und das gegen die Felsen anrauschte.

Plötzlich hörte der Gang auf, vielmehr er wölbte sich zu einem hohen Raum. Jetzt hörte Giuſé das Rollen und Grollen des Meeres dicht neben und unter sich. Aber als er seine Lampe erhob und um sich schaute, stieß er einen Schrei aus und wäre, von abergläubischem Grausen gepackt, fast geflohen.

Auf dem Felsenboden, der hier vollständig trocken war, lag ein menschliches Gerippe, zu dem Giuſé sich jetzt herabbeugte. Da glänzte es ihm entgegen, ein Geschmeide: Gold, herrliches, köstliches Gold! Giuſé hatte bei dem Fund nur einen Gedanken: ‚Aquila! Der Schmuck! Der Brautschmuck! Das Brautgeschenk für Aquila!'

Er streckte den Arm aus, riß das Geschmeide mit einem Ruck von dem Gerippe los. Dabei erlosch das Licht. Aquilas Brautschmuck fest umklammernd, tappte er sich an dem feuchten Gestein zurück in den Glanz des Tages.

Jetzt brachte er ihr den Schmuck! Jetzt ward sie sein! Endlich, endlich!

*

Zur nämlichen Zeit, als Giuſé der toten Römerin für Aquila den Brautschmuck raubte, hatte die Tochter Lo Fortis den Nachen genommen und die Insel verlassen.

Sie hätte jetzt fliehen können mit dem fremden Manne, dem ihre Augen es angethan hatten. Aber was würde es ihr geholfen haben? Giuſé würde sie verfolgen, würde sie finden, würde ihr Glück zerstören. Es gab für sie kein Glück auf der Welt, solange es einen Giuſé gab.

Sie hatte es lange und sorgfältig bedacht . . . Sollte sie hinüber nach Terracina zu einem jener Bluthunde, den Karabinieri, gehen und diesen sagen: ‚Da ist der Giuſé Leſte. Ihr wißt doch? Der Giuſé Leſte, der den Pasquale Baldi umgebracht hat. Er ist noch immer frei. Ich weiß, wo er ist; ich will euch sagen, wo ihr ihn findet. Kommt herüber nach der Geierinsel, fangt ihn, tötet ihn!'

Ja! Genau hatte sie alles überlegt. Aber sie war zu dem Entschluß gekommen, daß ein andrer Weg der bessere wäre; und so zauberte sie denn nicht länger, ihn einzuschlagen.

Am nächsten Morgen schon wollten die Römer fort, und einige Tage darauf würde einer der Fremden heimlich zurückkommen, um sie zu holen und mit sich fortzunehmen. Bis dahin mußte es geschehen sein. Kein Giuſé durfte dann noch atmen.

Aquila fuhr nach der Insel, auf der die Baldi wohnten, und langte daselbst in der Dämmerung

Digitized by Google

an. Sie stieg aus und begab sich geradeswegs in das Haus, unbekümmert darüber, ob sie gesehen ward. In dem Hause brannte auf dem offenen Herd das Feuer, daran sich der junge Pier' Anton seine Polenta kochte, als er die Thür sich öffnen und sie eintreten sah, an die er Tag und Nacht denken mußte: mehr, viel mehr als an seinen gemordeten Bruder.

Aquila blieb an der Thür stehen, sah ihn an und sagte mit tonloser Stimme:

„Pier' Anton, o Pier' Anton! Dein toter Bruder kommt doch zu mir. Er kommt zu mir jede Nacht und klagt mich an, daß er um meinetwillen umgekommen sei und nicht eher Ruhe finde, als bis er gerächt ward. Pier' Anton, o Pier' Anton! Deines Bruders blutiger Geist bringt mich noch von Sinnen. Wenn er nicht zur Ruhe kommt, muß ich mir das Haupt an einem Felsen zerschellen. Pier' Anton, o Pier' Anton, hilf mir, daß ich bei Sinnen bleibe, und ich will dich dafür auf den Mund küssen. Das will ich, o Pier' Anton."

Sie sprach, als wäre sie selber ein Geist, der gekommen, den Jüngling zu mahnen. Dieser starrte sie an, fühlte sich von kalten Schauern überlaufen und dachte: ‚Wenn ich's thue, wird sie mich auf den Mund küssen. Ich muß es thun! Denn ich muß mich von ihr küssen lassen.'

Kaum, daß er bei solchen Gedanken über die Lippen brachte: „Er ist so stark, viel stärker als ich. Ich weiß gar nicht, wie ich es thun soll. Aber ich werde es thun. Ja, ja, ich werde es thun!"

Ohne sich zu regen, erwiderte das Mädchen:

„Ich weiß, daß er viel stärker ist und dich töten würde. Da er aber sterben muß, damit ich Ruhe finde vor deines Bruders Geist, so will ich dir helfen."

„Du?"

„Ich helfe dir. Ich helfe dir, das Verbrechen an deinem Bruder zu sühnen, und will mich zum Dank von dir küssen lassen."

Dabei lächelte sie ihn an.

Er stürzte zu ihr, fiel vor ihr nieder, lag wie ein Erschlagener zu ihren Füßen. Sie beugte sich zu ihm herab und flüsterte ihm zu, wie er es thun solle und wie sie ihm dabei helfen werde.

Heute noch!

VI.

In dem alten Römergemäuer war die Jagdgesellschaft versammelt. Sie hatten von Terracina ein Fäßlein roten Volskerweins heraufkommen lassen, und zu dem letzten Mahl, das die glücklichen Nimrode auf der Insel begingen, die drei Bewohner der meerumrauschten Klippen geladen.

Giusé wäre den Verhaßten sicher fern geblieben, aber seine rasende Eifersucht wollte Aquila keinen Augenblick unbewacht lassen. Er befand sich überdies wie im Fieber, in einem Rausch von Siegesbewußtsein und Glück; an seinem Herzen trug er das Goldgeschmeide, den Schmuck, der ihm das Weib gewinnen würde, das er liebte. Er konnte nicht erwarten, der Geliebten die goldenen Ketten wie einen Regen in den Schoß zu schütten; aber das sollte erst geschehen, nachdem die verdammten Fremden abgefahren waren; sein Glück sollte vollkommen sein.

Als er in die Hütte zu der fröhlichen Versammlung trat, war Aquila abwesend. Auf seine heftige Frage nach ihr, erteilte ihm Lo Forti den gleichmütigen Bescheid:

„Sie wollte hinüber zur Madonna und kann vor Nacht nicht zurück sein."

Nun, wenn sie beten gegangen war, so war es gut. Vielleicht bewegte die Gnadenmutter ihr starres Herz, daß sie Mitleid mit ihm empfand.

Er trank von dem Wein und ließ sich herab, mit den Fremden, die an dem schönen, trotzigen Burschen ihre Freude hatten, ein Gespräch zu führen. Einer der Gesellschaft gefiel ihm sogar. Es war dies ein hochgewachsener schlanker Mann mit wachsbleichem Gesicht, darin sich keine Miene verzog, der älteste der Gesellschaft. Er sprach wenig, wurde von den übrigen mit Zurückhaltung behandelt und hatte die Gewohnheit, mit seiner weißen und frauenhaft weichen Hand unablässig den tiefschwarzen Bart zu streichen. Er hieß Don Paolo.

Gerade zu diesem stillen, fast finsteren Signore fühlte sich Giusé hingezogen. Er erzählte dem Herrn, daß er der Bräutigam von Lo Fortis schöner Tochter wäre, daß er ihretwalben einen jungen Fischer erstochen hätte, und daß er jetzt bald, trotz der Blutrache, die über ihm schwebte, mit Aquila Hochzeit halten würde. Wenn dann die Herren wieder kämen, um Geier zu schießen, sollten sie ihm und seinem jungen Weibe willkommen sein.

Sogar die Geschichte des herrlichen Schmucks, den er für seine Braut besaß, hätte er fast ausgeplaudert: doch besann er sich noch zur rechten Zeit: man konnte nicht wissen, was diese Herren dazu sagen würden, daß er sich das Geschmeide aus einem Grabe geholt! Er nahm sich vor, auch Aquila den Fundort zu verschweigen. Sie glaubte an Geister und Gespenster und hätte vor dem Golde leicht ein Grausen empfinden können.

Don Paolo hörte mit dem ernsthaftesten Gesicht zu und sagte dann: „Ich wünsche dir zu deinem schönen Weibe viel Glück, und bitte dich, auf deiner Hochzeit auf mein Wohl zu trinken, guter Giusé."

Damit drückte der große Herr dem guten Giusé einen Geldschein in die Hand. Es waren fünfhundert Lire, die Don Paolo dem jungen Fischer in einer Weise gab, als wollte er ihn bezahlen.

Giusé wußte nicht, wie ihm geschah; aber er nahm das Geld und stammelte etwas von ewiger Dankbarkeit und daß er für Don Paolo durch Wasser und Feuer gehen würde, eine Versicherung, über die der vornehme Herr lächeln mußte.

Bald darauf stand Don Paolo auf und ging hinaus. Er wußte, wo er sie treffen würde.

Sie erwartete ihn hinter einem Felsen, der sie gegen das Gemäuer deckte. Es war eine helle Nacht, so daß der Mann die Blässe des Frauenantlitzes erkennen konnte, dessen Augen an den seinen hingen. Er fragte sie rauh: „Hast du's bedacht? Wirst du mit mir kommen? Entscheide dich. Ich warte nicht länger."

Digitized by Google

Ihre ganze Gestalt erzitterte. Diesem Manne gegenüber hatte sie keinen Willen. Er war gekommen, ein Fremder, gleichsam ein Feind. Sie hatte es ihm durch den Zauber ihres Blickes, durch ihren „bösen Blick“ anthun wollen. Und statt dessen hatte der seine es ihr angethan, daß alles Wollen in ihr erstorben, daß sie sein willenloses Geschöpf geworden war. Nur so viel Herrschaft über sich hatte sie behalten können, um sich dem Fremden, dem Feinde, so lange zu versagen, bis sie sich von dem andern befreit hatte.

Frei von ihm sollte sie werden — heute noch! Bereits war der junge Pier' Anton unterwegs, und er wußte, wie er es vollbringen konnte, trotzdem der andre der stärkere war.

Don Paolo wiederholte:

„Entscheide dich. Ich warte nicht länger.“

Sie erwiderte stammelnd:

„Ich komme mit dir. Ja, ja, ich komme mit dir. Ich liebe dich. O Gott, Gott, wie ich dich liebe! Habe doch Mitleid mit mir. Ich komme mit dir. In einer Woche kommst du zurück und holst mich.“

„In einer Woche? Warum erst in einer Woche?“

„Heute nicht! Heute kann ich nicht! Du wirst es selbst einsehn, wenn du erst alles weißt. In einer Woche sage ich's dir. Er muß erst begraben sein. Ich muß gesehen haben, wie sie ihn begraben: festgenagelt, fest, fest! . . . In einer Woche.“

„Ihn begraben? Wen müssen sie festgenagelt begraben?“

„Er könnte sonst wiederkommen, könnte mich sonst von dir reißen. Und er würde gewiß wiederkommen . . .“

Es war nichts andres aus ihr herauszubringen, wie sehr Don Paolo auch in sie drang. Sie blieb dabei, daß sie erst in einer Woche mit ihm gehen könne. In der Nacht des siebenten Tages solle er mit der Jacht sie holen. Dann würde sie ihm folgen bis ans Ende der Welt.

Nachdem dies besprochen war, begab sich Don Paolo auf sein Schiff, während Aquila, als komme sie soeben erst von der Madonneninsel zurück, langsam dem Hause zuschritt.

Bald darauf landete Pier' Anton. Er verbarg sein Boot in den Klippen und stieg die Felsen hinauf, wo auf engem Pfade, hoch über dem Meer, Giusé vorbeikommen mußte, wenn er in seine Grotte zurückkehrte.

*

Aquila war eingetreten. Auf ihrem Antlitz, über ihrem ganzen Wesen lag etwas Strahlendes, Sieghaftes, als wäre das Glück, um das sie die Madonna angefleht hatte, für sie bereits in Erfüllung gegangen. Der arme, verliebte Giusé mußte sie immerfort anstarren — sie immerfort anstaunen, wie wenn er sie heute zum erstenmal sähe. Dabei brannte ihm das Geschmeide auf dem Herzen, daß er mit Mühe sich zurückhalten mußte, es nicht herauszureißen, um es ihr mit einem Jubelschrei zu Füßen zu werfen, wie er sein ganzes Leben für sie hingeworfen hatte.

Er saß am Herd und hatte nur Augen für sie. Die Fremden tranken ihr zu, was sie sich mit ihrer Königinmiene gefallen ließ, ohne selbst einen Tropfen zu trinken. Dann begab sie sich zu Giusé, dem sie vertraulich zunickte, was ihm alles Blut in die Schläfe trieb. Es war das erste Mal, daß sie sich vor den andern zu ihm gesellte und freundlich mit ihm that.

Sie blieb auch bei ihm; den ganzen Abend wich sie nicht von seiner Seite. Sie schwatzte mit ihm, sah ihm mit einem eigentümlichen Blick fest, fest in die Augen, strich wie in heimlicher Liebkosung über seinen Arm, daß Giusé nicht wußte, wie ihm geschah. Plötzlich horchte sie auf. Sie hatte den Schrei eines Geiers vernommen. Der Vogel mußte aus seinem Schlaf geweckt worden sein.

Sie aber wußte: jetzt stand Pier' Anton an der Stelle, die sie ihm genau bezeichnet hatte; jetzt wartete er . . . Dann wendete sie sich wieder ihrem Verlobten zu, der sich in einem Taumel von Seligkeit befand, so daß es des schweren, süßen Weines gar nicht erst bedurft hätte, um ihn aller seiner Besinnung zu berauben.

Es war spät geworden, als die Fremden endlich aufbrachen, um sich an Bord ihres Fahrzeuges zu begeben.

Aber Giusé blieb noch. Er konnte sich nicht losreißen von der Geliebten, die wie durch ein Wunder der Madonna liebreich gegen ihn geworden war. Wiederum ließ sich der Schrei eines in seinem Horste aufgescheuchten Geiers vernehmen. Da trieb Aquila ihn fort.

„Gute Nacht also!“

„Gute Nacht . . . Warte! Ich begleite dich.“

Das hatte sie noch niemals gethan. Lo Forti machte denn auch ein finsteres Gesicht, aber Aquila wiederholte:

„Ich begleite dich!“

Ihr Vater kannte diesen Ton. Wenn sie so sprach, mußte er sie gewähren lassen. Auch schien es ja, als würden die beiden jetzt wirklich bald ein Paar werden. An ihrer Seite verließ Giusé die Hütte.

Der Mond stand hoch am Himmel und überflutete mit seinem Schimmer das Meer, daraus schwarz die Klippen aufstiegen. Der Pfad, den Giusé zu gehen hatte, lag in tiefem Schatten; aber der junge Mann kannte seinen Weg, so daß er ihn mit verbundenen Augen hätte schreiten können: an der einen Seite der Fels, an der andern der Abgrund.

Bis zur Felswand, die jäh in die Höhe stieg, folgte ihm Aquila. Dann blieb sie stehen. Da bat er sie:

„Küsse mich! Du hast mich noch niemals geküßt. Küsse mich!“

Sie blieb stumm, aber sie wich nicht zurück. Da umschlang er sie und küßte sie. Sie ließ es schweigend geschehen. Er fühlte, wie sie zitterte. Das brachte ihn plötzlich zur Besinnung.

„Gute Nacht! Morgen! Morgen in aller Frühe! Ich habe dir etwas zu bringen. O Aquila!“

„Ja, morgen . . .“

Digitized by Google

Er verließ sie. Aber wie gebannt blieb sie stehen, regungslos, als wäre sie ein Bild aus Stein. Sie blickte ihm nach. So schnell klomm er den steilen Pfad empor, als schritte er seinem Glück entgegen, als erwarte ihn droben Aquila, um sich noch einmal von ihm küssen zu lassen. Er dachte gewiß an nichts andres als an die jungen heißen Lippen, auf die er die seinen gepreßt hatte, fühlte vom Leben nichts andres als ihren Kuß. Jetzt sah sie ihn nicht mehr.

Aber sie hörte ihn noch. Nur wenige Schritte, und er war angelangt an der Stelle, wo der Pfad um die Felswand bog, wo er so eng wurde, daß er nur für einen Platz hatte. Wenn ihm mit erhobenem Dolchmesser dort ein zweiter entgegensprang, so hätte selbst die Fürbitte der Madonna ihn nicht retten können.

Nur noch wenige Schritte. Noch hörte sie ihn ... Auch jetzt noch. Aber jetzt — jetzt hörte sie nichts mehr. Nichts vernahm sie. Es war still geworden — totenstill.

Einen Augenblick stand sie, vorgebeugt, lauschend, mit verzerrtem Gesicht, ihre Blicke in die Finsternis bohrend, als müsse sie schauen, was droben jetzt vorging ... Plötzlich sprang sie wie ein gehetztes Wild Giuſé nach, den Felsen hinauf.

Er hatte ihn nicht getroffen, der Stoß war fehlgegangen. Sie rangen miteinander, der starke Giuſé und der schwache Pier' Anton. Im nächsten Augenblick mußte es um den Bruder des Erschlagenen geschehen sein. Da hörte Giuſé seinen Namen rufen.

„Giuſé! Giuſé! Mein Giuſé!"

Aquila rief. Voller Zärtlichkeit rief sie ihn, wie in Todesangst, gerade im entscheidenden Augenblick.

Er lauschte auf ihre zärtliche Stimme — nur einen Augenblick. Und diesen einen Augenblick hatte der Schwächere benutzt. Ein Ruck, ein Stoß! Aber stürzend noch packte Giuſé den Feind und riß ihn mit sich hinab in die Tiefe.

Droben stand die einsame Gestalt und starrte hinunter, wo die beiden verschwunden waren.

XVI.

Den Leichnam Pier' Antons hatte das Meer zurückgegeben, und er war dem Gebrauch gemäß bestattet worden: fest, fest, fest hatte man den Jüngling an sein letztes Bett geheftet, so daß Aquila ruhige Nächte haben konnte. Und mit Pier' Anton war auch die Blutrache zwischen den Baldi und den Leſte zu Ende gebracht; denn Giuſé lag im Schoße der Wellen begraben.

Im Schoße der Wellen ...

Der Tote würde in seinem feuchten Grab keine Ruhe finden, würde hervorsteigen, würde diejenigen, die schuld an seinem Untergang waren, zu Tode hetzen: Aquilas Leben würde er heischen! Wohin sie auch floh, Giuſés ruheloser Geist würde ihr folgen, würde sie aus den Armen des Glückes reißen, und wenn sie zu Füßen der gnadenreichen Himmelsmutter selbst Schutz gesucht hätte.

Alles hatte sie vorher bedacht, alles! Auch daß Pier' Anton mit Giuſé zusammen zu Grunde gehen könnte. Nur das eine, gerade das eine war ihr nicht eingefallen.

Giuſés Leichnam mußte gefunden, mußte bestattet werden! Sie mußte dabei stehen, wenn sie ihn in den Sarg legten, mußte wieder rufen: „Fester, fester, fester!" Der Tote durfte nicht im Sand der Düne verscharrt werden, ohne daß die Lebende die Gewißheit hatte: „Er kommt nicht wieder, er kann nicht wiederkommen!"

Sie suchten nach dem Leichnam, Lo Forti und seine Tochter. Aquila bot die ganze Sippe des Toten auf, um diesen zu finden; denn finden mußten sie ihn! Sie saß im Boot und starrte in die Meerestiefe hinab, als müßte ihr Blick Gewalt haben, den Leichnam aus dem Abgrund emporzureißen. Mit wilden Worten trieb sie die Männer an, immer wieder und wieder ihre Netze auszuwerfen. Wurden diese dann aufgezogen, so saß sie da, weit vorgebeugt, mit stierem Blick, in höchster Erwartung jammervoll aufseufzend, daß es wie ein Stöhnen klang, wenn wieder und wieder das Netz leer war.

Auf ihr Flehen mußten Taucher hinab, um zwischen den Riffen zu suchen. Aber auch sie fanden nichts.

Lo Forti hatte nicht geahnt, daß seine Tochter den armen Giuſé so heiß geliebt. Niemand hätte das geglaubt! Auf den Eilanden ringsum wurde die Liebe der schönen „Fremden" für Giuſé in einem Ton besprochen, als erzählten sich die Leute eine alte Ballade. Lo Fortis Tochter ward berühmt wegen ihrer Liebe, um derentwillen ihr die Leute jetzt vergaben, daß sie eine Römerin, eben eine „Fremde" war.

In nutzlosem Suchen verstrichen die Tage, eine volle Woche verging.

•

Seit drei Tagen wehte der Sirokko mit wahrhaft dämonischer Wut. Von Afrika brauste der Südwind herüber, und sein sengender Odem führte Staub der Wüste mit sich. Das Meer brüllte, als stürmte eine Heerschar höllischer Geister darüber hin, mit flammenden Schwertern die Wogen peitschend. Ein dichter Brodem wälzte sich über die schäumende Wasserflut, und die Luft war dick von Qualm, als stünde der Himmel in Brand.

Die ältesten Leute auf den Eilanden konnten sich eines ähnlichen Südsturmes nicht erinnern: das Inselvolk wurde von aberwitziger Furcht gepackt. Die guten Leute erwarteten nichts andres, als daß ihre Inseln erbeben und Feuerschlünde sich öffnen würden. Um die entfesselten Höllengeister zu besänftigen, riefen sie die Fürbitte der Madonna und die Hilfe der Heiligen an. Trotz des aufgewühlten Meeres schifften sie hinüber zu dem Kirchlein der lieben Frau. Wilde Schreie ausstoßend, krochen sie auf den Knieen den steinigen Pfad zum Heiligtum hinauf, küßten die Schwelle, schlugen sich an den Stufen des Altars die Stirnen blutig.

Sie hoben das Gnadenbildnis von seinem Platz, trugen es auf ihren Schultern hinaus und zu der

Digitized by Google

höchſten Stelle der Inſel und ſchrieen es an, ein Wunder zu thun.

Gräßliches geſchah. Das Meer riß einen Teil der Kirchhofsinſel fort. Die Gräber öffneten ſich. Es öffneten ſich die Särge, und die Toten trieben dahin. An die Geierinſel wurde der Leichnam eines Jünglings getragen, in deſſen Füßen und Händen lange, ſpitze Nägel ſteckten. Es war Pier' Anton.

Es ſchien, als verlöre Aquila den Verſtand. Sie kauerte in der Hütte und ſtarrte nach dem Eingang mit einem Ausdruck in ihren fahlen Zügen, als erwarte ſie jeden Augenblick, die Thür durch Geiſterhand ſich öffnen und Giuſé eintreten zu ſehen. Stundenlang blieb ſie ſo, auf das Brauſen des Sturmes und das Gekrächze der Geier lauſchend, das ſelbſt die grimmige Stimme des Sturmes übertönte. Oder ſie ſprang plötzlich empor, ſtürzte hinaus an den Strand, lief dort hin und her, bis ſie vor Ermattung zuſammenbrach. Lo Forti konnte ſie nicht bewegen, Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen.

Nachts wagte ſie nicht, ſich niederzulegen. Sie entfachte auf dem Herd ein Feuer, das ſie angſtvoll hütete, damit es hell brannte. So trieb ſie es bis zu dem Tage, an dem die Jacht kommen ſollte, um ſie heimlich zu holen.

Nur fort von der Inſel, wo die Toten auferſtanden. Fort, nur fort!

Der beſtimmte Tag kam, aber keine Jacht ließ ſich ſehen. Seit dem Morgengrauen befand ſich Aquila am Strande. Sie kauerte zwiſchen den Klippen und ſtarrte aufs Meer hinaus, von dem bei dem dicken Sirokkodunſt kaum etwas zu ſehen war, das ſie nur toben und toſen hörte.

Stunde auf Stunde verſtrich, der Dampf des Südwinds laſtete auf dem Waſſer wie der Deckel eines Sarges. Das Schiff kam nicht.

So vergingen drei Tage. Die ganze letzte Nacht war Aquila nicht von der Stelle gewichen. Sie fühlte, wie ihre Gedanken ſich verwirrten, wie der Wahnſinn ihr ins Gehirn kroch. Ihr war's, als müßte ſie zu ſchreien und zu krächzen beginnen, als wäre ſie ein Geier geworden.

Da, gerade als der Tag anbrach, ſah ſie draußen im Meer das Zeichen, das ihr Geliebter ihr zu geben verſprochen. Das Schiff konnte wegen des Sturmes nicht landen; deutlich aber ſah ſie das Licht durch den Nebeldampf leuchten. Es war ſo groß, ſo rot — blutrot!

Fort, nur fort! Hin, nur hin!

Da das Schiff nicht landen konnte, mußte ſie im Nachen hinüber.

Der Kahn war wegen des Sturmes hoch emporgezogen worden. Sie hatte ihrem Vater helfen müſſen, ihn in Sicherheit auf den Strand zu bringen. Ihre wahnwitzige Sehnſucht, fortzukommen, gab ihr Kraft. Sie konnte das Boot bewegen, ſie brachte es bis zum Waſſer hinab.

Fort, nur fort!

Auch das gelang ihr, daß ſie ſich hineinſchwingen konnte ... Vor ihr glänzte und gleißte durch den Nebel das große, blutrote Licht.

Hin, nur hin!

Sie konnte das Ruder nicht gebrauchen. Der Sturm riß das Boot vom Lande fort. Sie ſtand aufrecht im Nachen, mit ſchneeweißem Geſicht, das ihr vom Wind gelöſtes langes ſchwarzes Haar umflatterte. Sie ſah auf das große, blutrote Licht, zu dem der Sturm ſie hintrieb.

Plötzlich ſtieß ſie einen Schrei aus, ſo gellend, ſo gräßlich, daß es war, als käme er nicht aus Menſchenmund ... Vor ihr in dem grauen Nebel erhob es ſich aus dem Waſſer: eine geſpenſtiſche Geſtalt! Sie wuchs empor, ſie kam heran, ſie erreichte den Nachen, ſie klomm daran empor, ſie kroch darin vor, auf Aquila zu.

„Giuſé!"

Er kam zu ihr, er kam näher und näher. Sie wich vor ihm zurück, mehr und mehr, bis ſie rücklings über Bord in die Flut ſtürzte.

Das leere Boot trieb weiter vor dem Sturm, der aufgehenden Sonne entgegen, die wie ein Flammenſignal, groß und blutrot in dem Sirokkoqualm über dem Meere ſchwebte.

Ueber die See.

Nun weiſt du an der blauen See,
Wie ich im letzten Jahr;
Der Mond ſteht über der blauen See,
Wie damals voll und klar.

Und eine goldne Brücke ſpannt,
Wenn draußen alles ruht,
Zum Küſtenſaum vom Inſelſtrand
Er über die blaue Flut.

Dann träumſt du wohl im ſtillen Kahn
Einſam, wie ich's gemacht,
Und über die goldne, zitternde Bahn
Schwebt deine Seele — wie's meine gethan —
Heimlich zu mir durch die Nacht.

Gertrud Triepel.

Digitized by Google

Haltestelle Stadtpark.

Haltestelle Meidling-Hauptstraße.

Haltestelle bei dem Schlachthaus am Margaretengürtel

Die Wiener Stadtbahn.

Von

Dr. Max Weinberg.

Mit acht Abbildungen nach Originalzeichnungen von

Erwin Pendl.

Den würdigen Abschluß der halbhundertjährigen Epoche, welche die Eisenbahngeschichte Oesterreichs seit dem Regierungsantritt Kaiser Franz Josephs mit Stolz verzeichnet, bildet das monumentale Bauwerk der Wiener Stadtbahn. Bedeutete die Eröffnung der äußeren Ringlinien im vorigen Sommer gleichsam eine Jubiläumsgabe für den Monarchen, der in seiner Thronrede am 12. April 1891 die Frage der Wiener Stadtbahn der eingehendsten Aufmerksamkeit und der besonderen Fürsorge der Regierung empfohlen hatte, so gestaltete sich die am 30. Juni dieses Jahres erfolgte Betriebseröffnung der unteren Wientallinie der Stadtbahn zu einem Ereignis von, wenn möglich, noch größerer Bedeutung. Den Bewohnern der Kaiserstadt an

Digitized by Google

der Donau standen von alters her bis in die jüngste Zeit nur Omnibus und Tramway für den Stadtverkehr zur Verfügung, deren Unzulänglichkeit und keineswegs großstädtische Einrichtungen zu beständigen Klagen führen mußten.

Nun kann der Wiener mit der so lange ersehnten Stadtbahn aus dem Herzen der Stadt — etwa vom Operngebäude aus — in wenigen Minuten den herrlichen Wienerwald erreichen; er wird sein Heim nicht bloß für den Sommer aus dem Großstadtgetriebe in die ländliche Umgebung der Stadt verlegen können, um mit seiner Familie unter besseren hygieinischen Verhältnissen zu leben. Schon 1873, im Jahre der Wiener Weltausstellung, lagen dreiundzwanzig Projekte für eine Stadtbahn vor, doch erst nach dem Falle der die Stadt umgürtenden Linienwälle schritt man ernstlich an die Lösung dieser wichtigen Frage. Wurde doch durch die Einverleibung der teils städtischen, teils ländlichen Vororte in das neunzehn Bezirke zählende „Groß-Wien" das Stadtgebiet auf 179 Quadratkilometer erweitert. Entfernungen bis zu 25 Kilometern und eine Bewohnerzahl von anderthalb Millionen forderten gebieterisch moderne Verkehrseinrichtungen. Die Gesetzvorlage, die den Staat, das Land Niederösterreich und die Gemeinde Wien zur gemeinsamen Thätigkeit behufs Baues einer Wiener Stadtbahn berief und zur Lösung dieser großen Aufgabe die „Kommission für Verkehrsanlagen in Wien" einsetzte, erhielt am 12. Juli 1892 die Sanktion des Kaisers, und am 7. November desselben Jahres erfolgte der erste Spatenstich zu diesem großartigen Bauwerke. Man sagt, Zahlen beweisen, und deshalb wollen wir unsern Lesern auch verraten, daß die Wiener Stadtbahn das schöne Sümmchen von rund 73 Millionen Gulden kostet, womit man aber, da noch nicht alle Linien fertig sind, kaum ausreichen dürfte.

Man kann bei der Wiener Stadtbahn drei Ausgangspunkte wahrnehmen, nämlich den Zentralbahnhof in Heiligenstadt — am Donauufer an der Eisenbahnlinie von Wien nach Eger gelegen —, ferner den großen Bahnhof am Hauptzollamt — nächst dem Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie — und endlich jenen in Hütteldorf an der Westbahn von Wien nach Salzburg. Zu den im Vorjahre eröffneten Strecken: der Gürtellinie, der Vorortelinie und der oberen Wienthallinie, gesellt sich jetzt die untere Wienthallinie, sowie die teilweise umgebaute frühere Verbindungsbahn vom Praterstern über das Hauptzollamt nach der Südbahnstation Meidling und weiter nach Hütteldorf. In zwei Jahren soll auch die Donaukanallinie, die vom Hauptzollamt längs des Franz Joseph-Quais und über die Station Schottenring nach Heiligenstadt zur Einmündung in die übrigen Linien geht, dem Verkehr übergeben werden. Die Gürtellinie führt uns auf schlankem Viadukt, der oft durch zierliche Gitterbrücken unterbrochen wird, längs der von hohen Zinshäusern umsäumten Gürtelstraße. Diese bildet einen konzentrisch mit der eleganten inneren Ringstraße laufenden äußeren Ring um die alten neun Bezirke Wiens. Schon die Namen der Stationen: Nußdorferstraße, Währingerstraße, Michelbeuern, Alserstraße, Josephstätterstraße, Burggasse, Westbahnhof, Gumpendorferstraße, die an unser Ohr klingen, erinnern an die Wiener Bezirke, die einstigen Stätten froher Gemütlichkeit. Wir fahren an dem neuen Kaiser-Jubiläums-Stadttheater vorüber und erreichen in etwa 30 Minuten, vom Ausgangspunkte in Heiligenstadt an gerechnet, die Haltestelle Meidling-Hauptstraße, von wo uns die obere Wienthallinie in wenigen Augenblicken nach dem berühmten kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn und weiter über Hietzing und

Mariahilfergürtel und Haltestelle Gumpendorferstraße

Digitized by Google

St. Vite nach Hütteldorf am Saum des Wienerwaldes bringt.

Eine äußere Ringbahn, welche die ehemaligen Wiener Vororte Döbling, Gersthof, Hernals, Ottakring, Breitensee und Penzing mit Hütteldorf verbindet, bildet die gleichfalls als Hochbahn erbaute „Vorortelinie“ der Stadtbahn. Von ihrem kunstvollen Viadukt aus genießt man überraschende Blicke auf die waldreichen Ausläufer der Alpen, besonders das Wien beherrschende Kahlengebirge mit seiner Villenkolonie. Durch einen 688 Meter langen Tunnel fährt der Vorortezug unter der historischen „Türkenschanze“, von deren Höhe die Kuppeln der Universitätssternwarte und die Häuschen des Cottageviertels herabgrüßen.

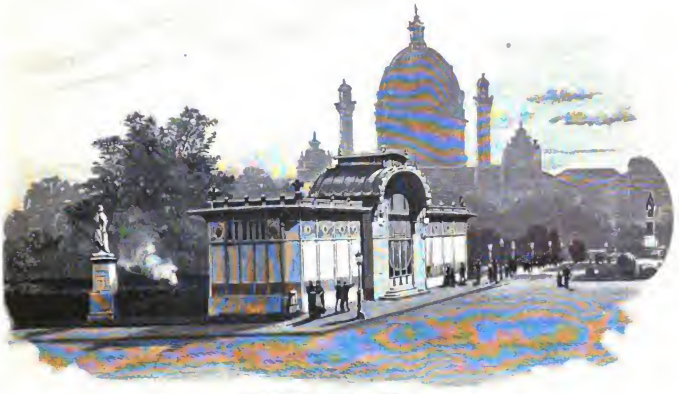
Um durch die Stadtbahn auch architektonisch ein Meisterwerk zu schaffen, das der ihrer Monumentalbauten wegen berühmten Kaiserstadt an der Donau eine neue Zierde verleiht, zog man einen namhaften Künstler als Beirat hinzu, und die auf Oberbaurat Professor Otto Wagner gefallene Wahl erwies sich als eine glückliche. Diesem ganz im modernen Stil schaffenden Architekten verdankt man die Entwürfe und die künstlerische Durchführung sämtlicher Hochbauten der Stadtbahn. Viel bewundert werden die ganz abweichend von der herkömmlichen Schablone entworfenen Stationshäuser und nicht minder die von schlanken Pylonen gekrönten Brückenpfeiler mit dem bei der „Sezession“ so beliebten Kranzmotiv. Das leuchtende Gold des Zierats hebt sich von dem Weiß der Bauten überaus wirkungsvoll ab. Als jüngst Professor Max Klinger aus Leipzig mit seinen Freunden von der Wiener Sezessionsgemeinde eine kurze Fahrt mit der Stadtbahn machte, bezeichnete er die imposante Sechshauser Brücke über den Wienfluß, die wir im Bilde vorführen, als das Künstlerischeste, das er in dieser Art gesehen. Wie nahe doch hier die Gegensätze liegen! Dort am Mariahilfer Gürtel der kuppelgeschmückte Kirchenbau des großen Gotikers Friedrich von Schmidt und hier Werke der allerneuesten Architektur.

Einzelne Strecken der Hochbahn, wie etwa die Brücke über die Döblingerstraße oder die kühn gelegte Kurve in der Nähe der Gumpendorferstraße, die unser Zeichner, nebenbei bemerkt ein Meister in der Eisenbahnillustration, gleichfalls im Bilde festgehalten hat, machen einen geradezu „amerikanischen“ Eindruck.

Viele Wiener dürften an das schöne Aquarell von Rudolf Alt: „Der letzte schöne Baum in Wien“ wehmütig erinnert werden, sobald sie jetzt nach längerer Zeit den Stadtpark und die Gartenanlagen längs des Wienflusses wieder betreten. Ein Teil der Gartenanlagen ist verschwunden, ebenso die reizenden Brücken, ja selbst von der „Wien“, deren üppig bewachsene Ufer so gern von Malern aufgesucht wurden, ist hier keine Spur mehr zu finden. Dieses unscheinbare, aber bei Hochwasser sehr stark anschwellende Gebirgsflüßchen ist nämlich zum größten Teile eingewölbt worden, und durch eine starke Mauer von dem Flußbett getrennt, erstreckt sich in der Tiefe die eben jetzt eröffnete untere Wienthallinie. Hand in Hand mit der Einwölbung ging auch die Regulierung der „Wien“ innerhalb der Stadtbezirke, beides gewaltige Werke der Ingenieurkunst. Die untere Wienthallinie schließt sich bei der Haltestelle Meidling-Hauptstraße an die von Hütteldorf kommende obere Wienthallinie an, und dem Laufe des Flusses folgend, durchschneidet sie die Bezirke Mariahilf, Margareten und Wieden, um bald als gedeckte Tiefbahn, bald wieder im Einschnitt der inneren Stadt zuzulaufen. Die längste

Partie bei der Gumpendorferstraße.

Digitized by Google



Haltestelle Karlsplatz und Karlskirche.

eingedeckte Strecke zwischen den Haltestellen „Karlsplatz“ (gegenüber dem Künstlerhaus) und „Stadtpark“ beträgt 650 Meter. In dem großen Bahnhof Hauptzollamt, dessen bauliche Anlage eine technische Sehenswürdigkeit ist, mündet die Wienthallinie in den gegen den Prater führenden Zweig der Stadtbahn. Hier an diesem Knotenpunkt der Stadtbahnlinien sind große Markthallen im Bau. Die ganze Einwölbung der „Wien“ beträgt nahezu 1600 Meter.

An Stelle der der Stadtbahn zum Opfer gefallenen Gartenstreifen des Wienthales wird hier bald der mit Bäumen umsäumte Wien-Boulevard entstehen. Dann wird der Karlsplatz mit der malerisch gelegenen Kirche, diesem Juwel barocker Baukunst, einer der schönsten Plätze Wiens werden. Für die künstlerische Ausgestaltung der Parkanlage unter Berücksichtigung der besten Wirkung der Architektur der Karlskirche hat ein Wettbewerb stattgefunden, bei dem sich der bekannte Architekt Fabiani, sowie die Professoren Ohmann und Karl Mayreder durch ihre Projekte besonders auszeichneten; der Entwurf des letztgenannten Architekten dürfte zur Ausführung gelangen. Von den Tiefbahnstationen der unteren Wienthallinie führen wir „Stadtpark“, „Karlsplatz“ und „Margaretengürtel“, letztere neben dem großen Schlachthause, im Bilde vor. Die Pavillons am Karlsplatz sind aus einem Eisengerippe mit eingelegten Flieſen aus Carrara-Marmor und reicher Dekoration in Schmiedearbeit konstruiert, doch wollen sie den Wienern nicht recht gefallen, weil ihr Stil von der wundervollen Fassade der Karlskirche doch zu sehr absticht. Vielleicht versöhnt man sich mit diesen kupfergedeckten Pavillons ebenso rasch als mit dem auch an der Wienzeile unweit davon stehenden Ausstellungsgebäude der „Sezession“. Eine auserlesene Leistung des kunstgewerblichen Schaffens ist die innere Ausschmückung der auch architektonisch gelungenen Hofstation nächst dem Schönbrunner Schlosse, die für die Reisen des Kaisers Franz Joseph bestimmt ist.

Die schmucken Stadtbahnzüge, die von schweren, künftighin Tenderlokomotiven neuester Konstruktion geführt werden, folgen einander auf der Wienthallinie in vier bis sechs Minuten, während weniger frequentier Zeiten in Intervallen von neun bis zwölf Minuten. An Sonntagen kann der Dreiminutenverkehr eingeführt werden, wie er auf der oberen Wienthallinie wegen der sich einschiebenden Züge der Gürtelbahn auch sonst besteht. Bald dürfte auf der ganzen Stadtbahn der elektrische Betrieb eingeführt werden, als erstes Beispiel einer elektrischen Vollbahn. Im Gegensatz zu den Stadtbahnen von Berlin und London sind die Waggons der Wiener Stadtbahn keine Coupéwagen, sondern, wie bei der New Yorker Hochbahn, Interkommunikationswagen, so daß die Reisenden während der Fahrt den Wagen wechseln können, wodurch Ueberfüllungen leichter vermieden werden. Wenn wir zum Schlusse noch erwähnen, daß die Direktion der Staatsbahnen, die den Betrieb der Stadtbahn führt, alles aufbietet, um den an Komfort gewöhnten Großstädtern die Benutzung dieses neuen Verkehrsmittels so angenehm wie möglich zu machen, so wird man begreifen, daß die Stadtbahn das fast ausschließliche Gesprächsthema während der heurigen „toten Saison“ in Wien bildet.

Digitized by Google

Vom Süßwasserpolypen.

Von

Dr. Zahn.

Mit drei Abbildungen.

Im Jahre 1740 erhielt der berühmte französische Naturforscher Réaumur die Mitteilung einer sonderbaren Entdeckung. Ein Schweizer, der in Holland lebte, Abraham Trembley, benachrichtigte ihn nämlich, er habe im Wasser eines Teiches ein „Insekt“ gefunden, das die Fähigkeit besitze, wenn es in mehrere Teile zerschnitten sei, jeden dieser Teile wieder zu einem vollständigen Tiere zu ergänzen. Dem Briefe waren mehrere dieser merkwürdigen Wesen lebendig beigefügt. Réaumur hielt die Angabe zuerst für durchaus unglaubwürdig. „Daß ein Tier durch Zerschneidung, sozusagen durch Zerreißung, sich vermehren ließe,“ meinte er, „eine solche Behauptung setzt bei einem aufgeklärten Manne doch einen starken Glauben voraus.“ Er wiederholte also an dem mitgesandten Material die Versuche Trembleys und — fand sie bestätigt.

Durch Trembleys Mitteilungen an Réaumur und andre Gelehrte wurden seine Experimente schnell bekannt, und noch ehe er selbst seine Untersuchungen abgeschlossen hatte, erschienen in Frankreich und England einzelne kleinere und größere Abhandlungen, die sich mit den von ihm aufgefundenen Erscheinungen beschäftigten. Endlich, im Jahre 1744, veröffentlichte der Entdecker selbst seine Beobachtungen in einem Werke, das er betitelte: „Mémoire pour servir à l'histoire naturelle d'un genre de polypes.“ In sehr umständlicher Weise beschreibt er darin das neu entdeckte Tier, das er näher als eine Art Polypen bezeichnet, erzählt mancherlei von dessen Lebensgewohnheiten und giebt schließlich auch die Operationen an, die er mit dem seltsamen Wesen vorgenommen hat. Dem Werke sind sorgfältig ausgeführte Kupfertafeln beigegeben, in denen der Polyp in allen möglichen Stellungen abgebildet ist, dann auch die Mißgeburten, die durch künstlichen Eingriff aus ihnen entstehen. Ja, als Vignetten finden sich im Werke selbst Bilder der Teiche, in denen Trembley den Gegenstand seiner Untersuchungen zu fangen pflegte.

Sechshauserbrücke.

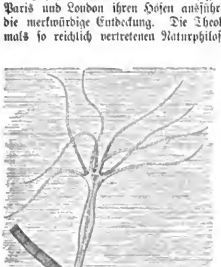
(Zu dem Artikel: „Die Wiener Stadtbahn“. S. 180.)

Digitized by Google

Ueberführung der Döblinger Hauptstraße. (Zu dem Artikel: „Die Wiener Stadtbahn", Seite 180.)

Digitized by Google

Das Werk erregte das größte Aufsehen. Eine Zeitlang beschäftigte sich die gebildete und gelehrte Welt ausschließlich mit Experimenten an den bedauernswerten Polypen. Der eine Forscher überlandte sie dem andern als kostbares Gut. Wie Johnston erzählt, übermittelten sogar die Gesandten in Paris und London ihren Höfen ausführliche Berichte über die merkwürdige Entdeckung. Die Theologen und die damals so reichlich vertretenen Naturphilosophen fühlten sich zu tiefsinnigen Betrachtungen angeregt, so über die Frage, wie die Seele in die einzelnen Teile eines zerschnittenen Polypen gelange, die wieder zu ganzen Tieren heranwachsen. Denn, meinten sie, da der Sitz der Seele offenbar der Kopf sei, so verfüge doch nur dasjenige Teilstück, das den Kopf enthalte, von Anfang an über eine eigne Seele. Hier



Ein Süßwasserpolyp, sehr stark vergrößert.

Näheres über den Einfluß der Trembleyschen Entdeckung auf die „Philosophie der Zoologie“ und die Philosophie überhaupt erfahren will, dem sei eine kleine Abhandlung von Professor Marshall in Leipzig empfohlen, die die Entdeckungsgeschichte des Süßwasserpolypen behandelt.

Das Tier, um das es sich handelt, ist also der Süßwasserpolyp, dem Linné eben wegen seiner Eigenschaft, einen abgeschlagenen Kopf wieder zu erneuern, den Namen Hydra gegeben hat, indem er ihn mit dem von Herakles bekämpften Fabelwesen verglerich. Er findet sich in Deutschland allenthalben in langsam fließenden oder stehenden Gewässern, gewöhnlich mit der Basis den Blättern oder Stengeln von Wasserpflanzen aufsitzend. Man unterscheidet mehrere Arten, deren eine, die Hydra viridis, sich durch ihre grasgrüne Farbe auszeichnet. Manch einer, der der heute so verbreiteten Aquarienliebhaberei frönt und für seine Behälter in einem Teiche oder See neue Wasserpflanzen geholt hat, findet nach ein paar Tagen den Polypen an der Glaswand des Aquariums sitzen. Gewöhnlich weiß er aber nicht, welch merkwürdigen Gesellen er in dem neuen Gaste vor sich hat.

Siebenköpfige Hydra, die Trembley künstlich durch Zerschneiden aus einem normalen Exemplar erhielt.

Das Tier stellt einen blind endigenden Schlauch oder Sack dar, an dessen einem Ende Fangarme sitzen, gewöhnlich sechs bis acht, bisweilen aber auch mehr. Auch diese sind hohl und aus dem Körper gleichsam ausgestülpt wie die Finger eines Handschuhs. Das Thier ist im Durchschnitt 1 Centimeter lang, erreicht aber auch die doppelte Länge; die Fangarme werden sogar länger als 10 Centimeter. Die Körperwand besteht aus einer äußeren und einer inneren Schicht, zwischen denen sich noch eine Lage feiner Muskeln unterscheiden läßt. Ein Nervensystem war lange unbekannt. Erst in den letzten Jahren haben sorgfältig ausgeführte Untersuchungen, unterstützt durch die sehr verbesserte mikroskopische Technik der Gegenwart, das Vorhandensein eines solchen dargethan. Dagegen ist von höheren Sinnesorganen, etwa Augen, nichts zu finden, ebensowenig von Vorrichtungen, die einen Vergleich mit den Nieren, der Leber, den Blutgefäßen der höheren Tiere gestatteten. Die Oeffnung des Schlauchs inmitten der Fangarme ist als Mund, die unteren Teile der Höhlung sind als Magen oder Darm, wie man es nennen will, aufzufassen. Die Nahrung wird einfach von der inneren Schicht der Körperwand aufgenommen. Was das Tier nicht gebrauchen kann, befördert es durch den Mund wieder nach außen.

Die Beute wird natürlich mit den Fangarmen ergriffen. Eine nähere Untersuchung zeigt aber, daß eigentlich noch feinere Einrichtungen vorhanden sind, die diesem Zwecke dienen. An den Armen, spärlich auch am Körper selbst, sitzen nämlich gruppenweise kleine Bläschen, aus denen ein feiner Faden hervorgeschnellt werden kann. Ob auf diese Weise die Tiere bloß verwundet oder zugleich auch vergiftet werden, ist noch eine Streitfrage. Jedenfalls erscheinen kleine Krebschen nach der Berührung mit den Fangarmen wie gelähmt und lassen sich widerstandslos zum Munde führen.

Die Hydra-Arten sind überaus gefräßig. Es ist sehr unterhaltend, sie beim Fangen und Verschlingen ihrer Nahrung zu beobachten. Lassen wir bei der Beschreibung eines solchen Vorgangs einem der ältesten und sorgfältigsten Beobachter des „Wasserinsekts“, dem trefflichen Nürnberger Miniaturmaler August Johann Rösel von Rosenhof, das Wort. In seinen „Monatlich herausgegebenen Insektenbelustigungen“ vom Jahre 1755 liefert er darüber die folgende Schilderung:

„Soviel ich bemerket habe, so geschiehet der Fang auf dreierlen Art: denn manchmalen hat der Polyp seine Arme nicht völlig ausgestrecket, und wenn sodann ein kleines Insekt oder ein Wasserfloh nahe bey ihm vorbey schwimmet, bieget er sich wohl nach ihm und ergreift solches mit allen seinen Armen zugleich sehr behende, so wie eine Spinne mit ihren Füßen eine Mücke zu ergreifen pfleget.

„Hernach sitzen die Polypen manchmalen mit ihren sehr lang ausgestreckten Armen ganz stille; fähret nun aber ein Wasserfloh etwann zu nahe an ihnen vorbey, so machen sie mit dem Arm, dem solcher am nächsten ist, eine geringe Bewegung, ohne daß sie ihn, wie sie auch manchmalen zu thun pflegen, damit umfahen, sondern sie dürfen nur den Wasserfloh damit berühren, so bleibet solcher gleich daran hangen, wie ein Vogel an der Leimruten hangen bleibet; und dieses geschiehet sowohl am äußersten Ende des Armes als auch in der Mitte und nahe am Kopf. Wenn aber das Insekt gefangen ist, so schiebt es der Polyp ganz ruhig zum Mund und verschlucket solches.

„Doch habe ich auch manchmalen gesehen, daß sich die Wasserflöhe, wenn sie gefangen worden, wieder mit vieler Mühe loszumachen gesuchet und losgerissen haben, ohne daß sich der Polyp derselben wieder habhaft zu werden im geringsten bemühet hätte.

„Der dritten Art, sich ihrer Beute zu bemächtigen, bedienen sich die Polypen bei größeren Insekten, als die Wasserflöhe sind, als zum Exempel bei den Schnakenwürmern. Diese ergreifen sie manchmalen zwar nur mit einem Arm, öfters aber bedienen sie sich auch zweier dazu und umschlingen mit selbigen die erhaschte Beute auf das sorgfältigste, weil diesen sonst ein solches Insekt, welches größer als sie selbsten ist, leichtlich wieder entwischen konnte.“

Digitized by Google

So weit Rösel. Die kleinen Krebse, die er als Wasserflöhe bezeichnet und die auch heute so genannt werden (Daphnia pulex), sind in der That die Lieblingsnahrung der Polypen. Wenn man sie damit reichlich versieht, bemerkt man, wie sie fast täglich größer und kräftiger werden, während sie, schlecht oder gar nicht genährt, ein mageres und durchscheinendes Aussehen erhalten. Sie können aber ohne Schaden ein mehrwöchentliches Fasten vertragen.

Gewöhnlich bekommt sich ein wohlgenährter Polyp nach einiger Zeit einen Auswuchs an der einen Seite, der schnell wächst und schließlich sich als junger Polyp herausstellt. Er ist einfach durch Knospung aus dem alten entstanden. Beide Tiere hängen zunächst noch zusammen und haben auch eine gemeinschaftliche Körperhöhle. Es dauert aber nicht lange, so löst sich der junge los, wird vom Wasser weggeführt und setzt sich an irgend einer andern Stelle fest. Wir wissen heute, daß diese rein vegetative Art der Fortpflanzung eine im Tierreich weit verbreitete Erscheinung ist. Als aber die Entdecker der Hydra den Vorgang zum erstenmal beobachteten, fanden sie ihn über die Maßen sonderbar. Sie meinten hier ein Wesen gefunden zu haben, das namentlich in der Fortpflanzung ganz an die Pflanzen erinnere, also ein Mittelding zwischen Pflanze und Tier sei. Einer solchen Ansicht neigten sie um so mehr zu, als die andre Art der Fortpflanzung des Polypen durch Eier sehr lange verkannt wurde.

Polypen, der eine mit Knospe, auf einer Wasserlinse stehend, in natürlicher Größe.

Im Herbste nämlich erscheinen an der Körperwand der Tiere kleine rundliche Hervorwölbungen, die sich bald abrunden und ablösen. Es sind die Eier. Jedes Individuum trägt höchstens ihrer drei zu gleicher Zeit; nur einmal fand ich ein Riesenexemplar, das mit nicht weniger als acht Eiern besetzt war. Im Frühjahr gehen aus ihnen neue Tiere hervor.

Ihren eigentlichen Ruhm verdankt die Hydra ihrer ersammlichen Reproduktionsfähigkeit. Man kann sie der Quere nach in zwei Stücke schneiden: der Kopf bekommt dann einfach ein neues Fußstück, und am Fuß bilden sich neue Fangarme. Schneidet man sie vom Kopf aus der Länge nach entzwei, läßt aber den unteren Teil unversehrt und sorgt dafür, daß die Stücke nicht wieder zusammenwachsen, so bildet jede Hälfte der Wand eine eigne Hohlröhre; die fehlenden Fangarme werden auf jeder Seite ergänzt. Man hat also eine zweiköpfige Hydra vor sich. Rösel, der sich während einer Krankheit viel mit solchen Versuchen beschäftigte, hat auf diesem Wege ein Ungeheuer zu stande gebracht, das acht Köpfe und sechsundzwanzig Arme besaß. Derselbe Autor hat auch zum erstenmal gezeigt, daß sogar ein einzelner Fangarm, der vom Körper getrennt ist, die Fähigkeit hatte, zu einem vollständigen Polypen heranzuwachsen. Ja, unsrer Hydra wurde noch mehr zugemutet. Rösel erzählt, er habe ein Exemplar aus dem Wasser genommen, zu einem formlosen Brei zerhackt und dann wieder seinem Element zurückgegeben. Fürs erste zeigte sich kein Leben in der weißen Masse; nach einiger Zeit aber wuchs sie wieder zu einer allerdings etwas unförmigen Hydra heran.

Der Süßwasserpolyp vertritt im Binnenlande fast als einzige Form eine Tiergruppe, die im Meere in einer unermeßlichen Anzahl von Arten und Gattungen entwickelt ist. Es sind die Cölenteraten, zu denen man namentlich die Quallen und die Korallen rechnet. Merkwürdigerweise ist er zugleich auch der einfachste von allen bisher bekannt gewordenen Vertretern dieses Typus. Manche Zoologen sind deshalb der Ansicht, daß er als eine reduzierte Form anzusehen ist, das heißt als eine Art, deren Vorfahren ursprünglich im Meere lebten und eine etwas höhere Organisation besaßen, die aber später, durch irgendwelche Ereignisse genötigt, sich dem Leben im Süßwasser angepaßt hat und hier, unter einfacheren Lebensverhältnissen, auch auf eine einfachere Organisation zurückgegangen ist. Jedenfalls eignet er sich trotzdem in trefflicher Weise dazu, die Lebensgewohnheiten der so einfachen und doch so merkwürdigen niederen Tierwelt kennen zu lernen, ohne daß man sich eines Mikroskops zu bedienen braucht.

Vellberg bei Schwäbisch Hall.

(Siehe die Abbildung Seite 188 und 189.)

Außer ihren zahlreichen vielbesuchten und vielbesungenen Landschaftsbildern birgt die schwäbische Erde eine Fülle lieblicher Gegenden, die, seitab von den Heerstraßen des Verkehrs, ihre stillen und ungeahnten Reize nur dem Fußwanderer erschließen. Eine solche verborgene Schönheit ist das Thal der Bühler, eines der Hauptzuflüsse des Kochers. In vielfältigstem Schlingenwerk aus den dichtbewaldeten Limpurger Bergen zusammenrinnend, schneidet das Flüßchen tief ein in die Muschelkalkebene und gleitet in engen, abwechslungsreichen Krümmungen dahin. Wer ihm folgt, stößt in Oberjontheim auf das Geburtshaus des Dichters Schubart, aber erst weiter abwärts bleibt er gefesselt stehen vor dem uralten Bergstädtchen Vellberg. Riesenhaft erheben sich über dem friedsamen Thalgrund auf schmalem Berg die halbabgenagten Ringtürme um das Städtchen, das rückwärts zusammengedrängt wird durch den dichtverwachsenen Stadtgraben und ganz vorn auf der Spitze das zackengiebelige Schloß trägt. Welch hochmalerischer Anblick! Wild und keck schaut das Schloß hinab auf das spiegelnde Wasser und die grünende Aue und späht hinüber auf die jenseits liegende Rückenburg mit der Kirche, einer der ältesten des Landes, und der dort befindlichen Grabstege derer von Vellberg, eines edelfreien Geschlechts, das nach Zerstörung seines Schlosses durch den Schwäbischen Bund (1523) den herrlichen Ritterstz sich schuf, den unser Bild uns vorführt. Nach dem Aussterben des Geschlechts (1592) begehrte die in der Gegend mächtige Reichsstadt Hall nach dem reichen Erbe und erwarb es nach schweren Opfern und langen Prozessen. Sitz eines reichsstädtischen Amtmanns, fielen Stadt und Schloß Vellberg 1802 an Württemberg; was aber Vellberg jahrhundertelang gewesen, ist es heute noch: die Perle des Bühlerthals.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vellberg bei Schwäbisch Hall. Nach der Natur aufgenommen von Hofphotograph Brandseph in Stuttgart.

Digitized by Google

Am Gartenzaun.

Von

Charlotte Niese.

Heinz Bartels stand am Zaun seines elterlichen Gartens und spielte mit seinem Butterbrot. Er hatte am Mittag von seiner Lieblingsspeise so viel gegessen, daß er noch keinen Appetit verspürte. Nun bröckelte er einige Krümchen von seinem Brot ab und warf sie über den Zaun. Am Graben pfiff eine Amsel, und in den Weißdornhecken zankten sich einige Sperlinge. Vielleicht würden die kommen und sein Brot fressen.

Es war Frühling. Die Luft war zwar noch kalt; der Himmel aber hatte ein scharfes Blau, und überall sproßte und grünte es. Die Hecken hatten sich ein weißes Gewand übergeworfen, und an ihren Abhängen dufteten die Veilchen.

Von dem Platz, an dem Heinz stand, konnte man weit über die Felder sehen. Mitten zwischen ihnen hindurch schlängelte sich ein schmaler Fußweg, der von der weiter entfernten Landstraße kam, sich am Gartenzaun entlang zog und sich dann in einigen Windungen verlor.

Ueber diesen Fußweg ging jetzt eine alte Frau, die ein kleines Mädchen an der Hand führte. Beide kamen gerade auf den Zaun zu, wo Heinz stand, und der Junge schob sich ein wenig zur Seite, so daß die Alte ihn nicht sehen konnte. Das Mädchen aber sah zu ihm herauf und lachte. Er hob jetzt sein Butterbrot in die Höhe, und sie legte blitzschnell den Finger auf die Lippen. Dann verschwand sie mit ihrer Begleiterin, kehrte aber nach kurzer Zeit allein zurück.

„Nu, Heinz, hast was for mir?“ fragte sie, sich neben ihn zwischen die Dornen kauernd.

Er gab ihr sein Butterbrot.

„Hier, Magrete!“ sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit. „Ich mochte es doch nicht. Ich war zu satt!“

Sie biß ohne weiteres in das verschmähte Brot und aß es hastig auf. Dann wischte sie sich den Mund und seufzte etwas.

„Ach Heinz, wenn ich doch auch mal satt wär'!“

Der Knabe setzte sich auf eine Zaunlatte und rückte die Mütze fester auf sein blondes Haar.

„Alle Leute können nicht satt sein!“ sagte er altklug. „Mama sagt, es muß arme Leute geben, das hat der liebe Gott so eingerichtet. Und deshalb müssen die armen Leute nicht unzufrieden sein, das wäre sehr unrecht von ihnen!“

Magrete antwortete nicht, sondern leckte ihre Finger ab. Sie waren sehr schmutzig, auch ihr Gesicht hatte schmutzige Streifen, und ihre dunkelu Haare fielen ihr wild über die großen und strahlenden Augen.

„Wenn Köhlersch mir man nich auch ümmer hauen wollt'!“ sagte sie nach einer Weile. „Ich bettel ja ümmerlos; abers ich krieg' nich ümmer was; und denn haut Köhlersch da auf los. Das thut bannig weh, kann ich dich sagen!“

Heinz nickte ernsthaft. „Ja, Köhlersch ist eine alte, greuliche Person. Sie hat gestohlen und ist auch schon im Zuchthaus gewesen. Deshalb darf ich zu Haus auch gar nicht erzählen, daß ich mit dir spreche und dir manchmal mein Butterbrot gebe. Mama würde sehr böse werden!“

„Abers wenn ich nu so gräsig hungrig bin?“ fragte Magrete kläglich. „Und wenn kein ein mich was zu essen giebt und ich bloß Prügels krieg'?“

„Dann mußt du Geduld haben!“ erwiderte Heinz nachdrücklich. „Mama sagt, wenn arme Leute nur Geduld hätten, dann würde es ihnen viel besser gehen!“

Magrete wischte sich die Augen. „Ich wollt', daß ich noch ein klein bißchen zu essen hätte. Denn wollt' ich auch ganzen zufrieden sein. Gestern hab' ich auch nix gekriegt, und mein Leib thut mich weh!“

Sie saß noch immer zusammengekauert, und ihr Gesicht hatte einen so hungrigen Ausdruck, daß der Junge sie mit einem flüchtigen Mitleid betrachtete.

„Du bist eigentlich sehr unbescheiden,“ meinte er dann. „Mama sagt, Kinder dürfen nie unbescheiden sein. Aber warte nur einen Augenblick, ich will dir ein Stück Brot holen.“

Er sprang vom Zaun hinunter und lief durch den Garten nach dem ziemlich entfernt liegenden Wohnhause. Magrete blieb zwischen den Dornen sitzen und sah ihm nach.

Seit einigen Wochen waren die beiden befreundet. Heinz Bartels, der reiche Bauernsohn, und Magrete, das Bettelkind, das keinen Namen hatte und von einer alten, trunkfälligen Frau großgezogen wurde. Die Freundschaft der beiden so verschieden gestellten Kinder war daher gekommen, daß Magrete neulich den Jungen aus dem Wasser gezogen hatte. Er hatte, dem Verbot der Eltern zum Trotz, auf der dünnen Eisfläche des Teiches Schlittschuh laufen wollen und war eingebrochen. Wäre Magrete nicht gerade des Weges gekommen, hätte es ihm schlimm ergehen können. Denn der Teich war tief und kein andrer Mensch in der Nähe. Aber das kleine Bettelmädchen brachte es fertig, den großen, schreienden Jungen über das knisternde Eis aufs Trockene zu

Digitized by Google

ziehen; und da er ihr ein Stück Kuchen versprach, wenn sie reinen Mund über die Geschichte hielte, so besuchte sie ihn am nächsten Tage und holte sich ihre Belohnung. Sie war an die Gartenecke bestellt worden, die weit draußen, hart an den Feldern lag und wo eigentlich niemals ein Mensch ging; und seit der Zeit trafen sich die Kinder öfters an demselben Platz. Heinz hatte manchmal ein Butterbrot zu verschenken, weil er eigentlich niemals hungrig war, und Magrete war noch nie satt gewesen. Da paßten sie also ganz gut zusammen.

Heinz kam jetzt wieder aus dem Hause. Er hatte eine Blumenschüssel voll kalter Grütze in der Hand und ein großes Stück Brot.

„Hier!" sagte er; und dann setzte er sich wieder auf seinen Platz und sah zu, wie Magrete alles heißhungrig verschlang. „Du mußt nicht so gierig essen!" ermahnte er schließlich; „das schickt sich nicht!"

Aber Magrete stopfte sich den Mund voll Grütze und hörte nicht auf ihn. Da kehrte er ihr verächtlich den Rücken und sah über die Felder. Im nächsten Augenblick hatte er Magretes am Arm gefaßt und sie hinter die Hecke gezogen.

„Was is los?" fragte die Kleine, die sich unwillig wehrte.

Aber er drückte sie kräftig nieder und antwortete erst nach einer Weile. „So, nun komm nur wieder in die Höhe," sagte er jetzt. „Mein Onkel Reimers ging hier gerade vorbei; er sollte dich doch nicht sehen!"

„Warum nich?" fragte sie, indem sie neugierig einem Manne nachsah, der langsam über die Felder schritt.

„Warum nicht?" wiederholte Heinz entrüstet. „Weißt du nicht, daß Onkel Reimers der reichste Mann in der Stadt ist? Er wohnt dort hinten in dem weißen Hause mit dem roten Dach, und er hat einen ganzen Schrank voll Geld. Einen ganzen Schrank voll, sage ich dir: neulich habe ich's einmal gesehen, wie die Thür offen stand. Das war großartig! Nein, Onkel Reimers darf dich hier nicht sehen, sonst wundert er sich, und ich werde gescholten, weil ich mit dir spreche!"

Magrete hatte jetzt die Grütze aufgegessen und biß in das Brot.

„Ich hab' auch 'n Unkel," sagte sie, mit vollen Backen kauend.

„Du?" Heinz sah sie ungläubig an. „Du hast ja nicht einmal eine Mutter und nie einen Vater gehabt!"

„Nee, hab' ich auch nich. Köhlersch zieht mir auf und kriegt ein büschen Kostgeld von der Stadt. Aber sie sagt, das is nicht genug, und dafor krieg' ich so viel Prügels; aber 'n Unkel hab' ich doch!"

„Mein Onkel Reimers ist viel besser als dein Onkel!" erklärte Heinz. „Er ist nicht allein sehr reich, sondern auch sehr klug. Denke dir, er war gar nicht reich, als er jung war; aber da hat er die reichste Frau in der ganzen Gegend geheiratet. Sie war dreißig Jahre älter als er, und deshalb ist sie auch bald gestorben. Und nun hat er ihr Geld bekommen. War das nicht klug von ihm? Und Papa sagt, wenn ich immer sehr nett gegen Onkel Reimer bin, dann erbe ich viel von ihm, denn wir sind seine nächsten Verwandten. Nun kannst du doch begreifen, daß er dich nicht bei mir sehen darf!"

Magrete steckte sich die letzte Rinde des Brotes in den Mund.

„Ich hab' auch 'n Unkel!" sagte sie mit einer Art Trotz, „und der . . ."

Heinz schlug nach ihr. „Von deinem Onkel will ich gar nichts wissen. Solch feinen Onkel wie ich hast du doch nicht. Deiner wird schrecklich genug sein. Köhlersch ist auch schrecklich. Die ist im Zuchthaus gewesen, und ich darf eigentlich gar nicht mit dir sprechen. Geh nur jetzt!"

Aber am nächsten Tage stand er doch wieder am Gartenzaun und sah nach Magrete aus. Er war der einzige Sohn seiner Eltern und langweilte sich manchmal, besonders seit einiger Zeit, wo seine Mutter eine kleine Tochter bekommen hatte, deren Pflege sie ganz in Anspruch nahm. Heinz war elf Jahre lang die Hauptperson im Hause gewesen, und daß er einem kleinen, schreienden Ding seinen Platz hatte einräumen müssen, ärgerte ihn etwas.

„Mit Anna ist gar nichts anzufangen," erzählte er heute Magrete. „Sie ist ganz rot und hat keine Haare und keine Zähne. Und du solltest hören, wie sie schreien kann. Aber Mama küßt sie immerlos, und wenn Papa sie sieht, fängt er an zu singen!"

„Ich möcht' ihr auch wohl sehen!" sagte Magrete. Sie hatte die Hände gefaltet und sah mit ihren dunkeln Augen sehnsuchtsvoll nach dem Hause hinüber. Heute war sie nicht so hungrig wie gestern und aß ihr Butterbrot mit Langsamkeit.

Heinz lachte erstaunt.

„Du möchtest Anna sehen? An der ist gar nichts, kann ich dir sagen. Ich finde sie ziemlich gräßlich!"

„Ich möcht' ihr sehen!" murmelte Magrete.

„Das geht nicht!" erwiderte Heinz. „Bettelkinder dürfen meine Schwester nicht sehen!"

„Ich wollt' ihr ja nich anbetteln!" meinte die Kleine schüchtern. „Ganzen gewiß, ich will nix von sie. Bloß ihr aus die Ferne ansehen!"

„Dummes Zeug!" Der Junge steckte die Hände in die Taschen. „An der ist nichts zu sehen, sage ich dir, und dann darfst du sie auch nicht sehen. Du hast nicht einmal eine Mutter und gar keinen Vater. Solche Kinder dürfen nicht in unser Haus!"

„Mein' Mutter hieß Kathrine!" sagte Magrete schnell.

„Wie weißt du das?"

„Das hat Köhlersch mich neulich gesagt. Sie war ein büschen dulm, und denn snackt sie manchmal mit mich. Mein' Mutter hieß Kathrine und war ein ganzen nüdliche Deern; abers was mein Vater war, der hatt' all ein Frau. Und Kathrine is aus 'n Haus gejagt, und denn is sie bald tot geblieben."

„Und da?" fragte Heinz, als Magrete schwieg.

Sie pflückte einen Zweig von dem blühenden Dornbusch und steckte sich ihn in die Haare.

Digitized by Google

„Da war kein Da mehr," entgegnete sie gleichmütig. „Kathrine is tot, und was der Bauer war, der hatt' ein Frau!"

Bei diesen Worten sprang sie von der Hecke hinunter und lief davon. Heinz sah ihr noch einen Augenblick nach; dann fielen ihm seine Schularbeiten ein, und er ging ins Haus.

Sein Vater, ein großer Mann mit dunkeln Haaren und dunkeln Augen, trat ihm auf dem Hausflur entgegen.

„Mit wem hast du am Gartenzaun gesprochen?" fragte er unfreundlich.

Heinz wurde dunkelrot. „Mit Magrete!" sagte er endlich.

„Wer ist das?"

Der Junge räusperte sich. „Sie hat keinen Vater, und ihre Mutter hieß Kathrine. Die ist aber tot, und ihr Vater hatte schon eine Frau, und —"

Er sah sich überrascht um. Sein Vater war von der Diele gegangen und hatte die Thür von draußen hinter sich zugeschlagen.

Mehrere Tage lang erwartete Heinz irgend eine Strafe. Herr Bartels war ein sehr eigner und auch ein hochmütiger Mann. Er war natürlich sehr böse, daß Heinz mit dem Bettelkind gesprochen hatte. Aber da Herr Bartels gar nichts sagte, beruhigte sich Heinz und stand an einem schönen Nachmittage wieder an dem altgewohnten Platz.

Als er aber Magrete sah, die langsam den Fußweg entlang kam, hatte er die Empfindung eines großen Edelmutes.

„Eigentlich darf ich gar nicht mit dir sprechen!" sagte er. „Mein Papa hat dich schon gesehen und war ganz böse. Es ist doch sehr schlimm, daß du keinen Vater hast."

Magrete hörte nicht viel auf seine Worte. Sie kauerte sich auf ihren alten, dornigen Platz und zog ihr dünnes Kleid über die Kniee.

„Ich krieg' ein neues Kleid!" berichtete sie triumphierend. „Das is von ein klein Mädgen, die tot geblieben is, und Unkel Kunrad kriegt es billig. Is das nich fein?"

Heinz ärgerte sich immer, wenn er hörte, daß Magrete auch einen Onkel hätte. Das konnte er nicht vertragen und wurde dann leicht verdrießlich.

„Dein Onkel ist gewiß ein gräßlicher Kerl!" rief er. „Ich habe den besten Onkel in der ganzen Stadt. Der hat neulich zu Papa gesagt, Anna sollte auch Geld von ihm bekommen!"

Magrete sah schnell nach dem Hause.

„Anna, die klein', süße Anna?"

Heinz lachte. „Süß ist sie gar nicht. Sie hat die ganze Nacht geschrieen, weil sie Zähne bekommt. Es war schrecklich, sage ich dir. Besonders für mich. Denn ich bin zweimal von ihrem Geschrei aufgewacht!"

„Wenn ich ihr doch bloß einmal sehen könnt'!" seufzte Magrete mit glänzenden Augen. „Wenn ich nu mein neues Kleid krieg', Heinz, und wenn ich mich das Gesicht wasch' und auch die Ohrens, und wenn ich mich die Haarens mit Wasser kämm', kann ich ihr denn nich sehen?"

„Iß dein Butterbrot!" rief Heinz verdrießlich. Er hatte Magrete nämlich wieder ein großes Butterbrot gebracht; aber sie hielt es gedankenlos in der Hand.

„Bist du nicht hungrig?" fragte er.

Sie fuhr zusammen. „Nich so furchbar, Heinz. Unkel Kunrad hat mich Speck und Klöse abgegeben. Ach Gott, wenn ich man bloß die klein Anna sehen könnt'!"

Aber Heinz dachte an den Onkel Konrad.

„Mein Onkel ist viel besser als dein Onkel. Onkel Reimers hat einen ganzen Schrank voll Geld!"

Magrete sah nach einem Vogel, der in den Dornen sein Nest baute. „Unkel Kunrad sagt, kein ein hier in die Stadt hat 'n Schrank voll Geld!" sagte sie dann.

„So? Dein Onkel Konrad kennt natürlich meinen Onkel Reimers nicht. Der hat einen ganzen Schrank voll Geld; und er steht in der Hinterstube, die nach dem Garten hinaus führt. Durchs Fenster kann man ihn ganz gut sehen, und ich kenne ein Loch in der Hecke, durch das man gleich in den Garten kommt. Wenn Onkel Reimers aus ist, bin ich schon manchmal im Garten gewesen und auf die Bank gestiegen, die unterm Fenster steht. Dann kann man den Schrank beinahe greifen!"

Er hatte prahlerisch gesprochen, aber Magrete lächelte doch ungläubig. „Unkel Kunrad sagt, kein ein hat hier ein Schrank mit Geld!"

Heinz wurde böse. „Dein Onkel ist ein Esel. Wenn Onkel Reimers einmal aus ist, wollen wir zusammen durch die Hecke kriechen, und ich will dir den Schrank im Hinterzimmer zeigen!"

„Ich wollt' lieber klein Anna sehen!" meinte Magrete.

Heinz zuckte die Achseln. „Bettelkinder bekommen meine Schwester nicht zu sehen. Wo wohnt dein Onkel Konrad denn?" fragte er plötzlich.

„Dicht bei Köhlerich!" entgegnete Magrete. „Er is lang verreist gewesen, nu is er wieder da und is ein sehr netten Mann!"

Es that ihr entschieden wohl, auch einmal von ihrem Onkel sprechen zu können. Heinz steckte ein Stückchen Holz in den Mund und versuchte ein gleichgültiges Gesicht zu machen. Ueber diesen Onkel ärgerte er sich. Er wollte alles besser haben als Magrete, und er hatte auch alles besser. Aber daß sie einen Onkel hatte, der so nett gegen sie war, konnte er nicht vertragen.

„An deinem Onkel ist natürlich nichts!" meinte er hochmütig. „Mama sagte noch neulich, an allen armen Leuten wäre nicht viel!"

Magrete zupfte von einigen Hundeblumen die Stengel und machte eine Kette daraus. „Kuck, Heinz, wenn ich nu mit klein Anna spielen dürft', denn schenkt' ich ihr ein feine Blumenkette. Heinz, kann ich ihr nich mal sehen?"

„Erzähle mir etwas von deinem Onkel!" rief er ungeduldig. „Wie kommt es, daß er Geld hat und dir etwas schenken kann? Arme Leute haben doch sonst kein Geld."

Digitized by Google

Photographischer Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Margot Lenbach. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Magrete rieb sich den Kopf.

„Ich weiß nich, ob er Geld hat; abers er schenkt mich was. Neulich auch ein Stück Seife mit 'n Bild auf. Gott, wo roch das schön! Abers Köhlersch nahm nich das weg, weil es nix für mir war. Wenn ich mir mal schrubben will, kann ich 'n Hand voll Sand nehmen. Sie sagt, Onkel Konrad is so komisch mit die Reinlichkeit, weil daß er so lange in ein Haus gewesen is, wo jedweden Morgen Wäsche war. Da haben alle Männers ganz kahle Köppe, und denn kriegen sie ein Leinenanzug, und denn müssen sie gräsig arbeiten. Köhlersch sagt, sie hat da nich sein mögen; abers Onkel Konrad sagt, so stimm wär' es gar nich gewesen."

„Onkel Konrad ist sicher nicht dein richtiger Onkel!" sagte Heinz, den dieser Onkel immer mehr beschäftigte, obgleich er das natürlich nicht eingestanden haben würde.

„Mein richtigen Unkel?" wiederholte Magrete. „Ich weiß nich, was das is. Köhlersch sagt, Unkel Konrad hat Kathrine heiraten wollen, weil daß sie so 'n nüdliche kleine Deern war; abers das is nu nich gegangen, und er is ein büschen wild geworden. Abers nu is er ganzen nett mit mich!"

Heinz stand langsam auf und reckte sich. „Wir haben auch einmal ein Dienstmädchen gehabt, das Kathrine hieß," sagte er nachlässig. „Unsre alte Haushälterin hat es mir neulich erzählt. Aber sie hat sich schlecht betragen, und meine Mama schickte sie aus dem Dienst. Wir haben nämlich nur anständige Leute!" setzte er hinzu.

Magrete sah ihn voll Bewunderung an. „Nu, natürlich, ihr seid ja so gräsig fein. Köhlersch sagt immer: Bartels sind so fein, daß sie einen nie und nümmer was geben!"

„Ja, wir sind sehr fein!" Ueber das Gesicht des Knaben ging ein Lächeln befriedigter Eitelkeit. „Komm nur morgen wieder, Magrete. Dann bringe ich dir vielleicht ein Stück Kuchen!"

„Laß mir dein klein Anna sehen!" bat sie. Aber er lief kopfschüttelnd davon.

Am nächsten und auch an den folgenden Nachmittagen stand Heinz vergeblich am Gartenzaun und wartete. Aber Magrete erschien nicht. Das verdroß ihn, denn erstens hatte er sich ein Stück Kuchen vom Munde abgespart, das er nun allerdings selbst verzehrte, und zweitens fand er es unverschämt von dem Bettelmädchen, ihn warten zu lassen. Er nahm sich also vor, sich gar nicht mehr um Magrete zu bekümmern und sie niemals mehr zu kennen. An demselben Tage begegnete er ihr auf der Straße. Da wandte er den Kopf zur Seite und spuckte aus. Aber sie ging auch mit gesenktem Kopf und schien ihn nicht zu bemerken. Das ärgerte ihn sehr, und er nahm einen Stein auf, um ihn nach ihr zu werfen. Er traf aber nicht das Mädchen, sondern einen großen Schuljungen, der gerade aus einer Hausthür kam. Karl Michels fragte nicht, ob ihn der Steinwurf aus Versehen getroffen hätte. Er lebte so wie so schon in Feindschaft mit dem verwöhnten Hofbesitzersohn und benutzte mit Freuden diese Gelegenheit, ihn durchzuprügeln. Heinz wehrte sich nach besten Kräften, aber er zog doch den kürzeren und kam in ziemlich jämmerlicher Verfassung nach Hause.

Natürlich grollte er Magrete aufs tiefste, und als er ihr bald darauf wieder auf dem freien Felde begegnete, lief er eiligst auf sie zu, um sie zu bestrafen. Sie trug einen großen Korb und ging gerade vorsichtig über einen Steg, der über einen breiten Graben führte. Heinz wollte sie in den Graben stoßen, aber er glitt selbst aus und fiel in das trübe und morastige Wasser. Es war nicht sehr tief, aber der Junge rief doch mit gellender Stimme um Hilfe.

„Ich helf' dich nich!" sagte Magrete. Sie stand jetzt am Rande des Grabens und sah gleichmütig auf ihren mit Schlamm bedeckten Freund nieder.

„Weshalb nicht?" rief er zornig. „Bin ich nicht immer gut gegen dich gewesen? Habe ich dir nicht Kuchen gegeben und Butterbrot? Aber so seid ihr Bettelleute! Mama sagt auch, ihr taugt alle nichts!"

Er versuchte jetzt allein aus dem Graben zu kommen. Aber es gelang ihm nicht, weil die Seitenwände zu schlammig waren.

„Magrete, hilf mir!" befahl er. „Sonst schlage ich dich tot, und du bekommst niemals mehr ein Stück Kuchen von mir!"

Aber sie schüttelte den Kopf. „Gestern hast mir mit 'n Stein geschmissen, und heute wollst mich auch was thun. Und einmal hab' ich dir all aus 'n Wasser gezogen!" Damit wandte sie sich zum Gehen.

„Ich zeige dir auch meine Schwester!" rief er hinter ihr her.

Sie kehrte sich um. „Das thust doch nich!" sagte sie zögernd.

„Wenn ich es verspreche, thue ich es, Magrete."

„Is es auch ganzen gewiß wahr?" fragte sie mit glänzenden Augen.

Heinz stieß einen gräßlichen Schwur aus, den er gelegentlich in der Gesindestube gehört hatte, und Magrete reichte ihm alsbald die Hand. Es war nicht ganz leicht, den schweren Jungen aus dem weichen Schlamm herauszuziehen; die kleine wurde selbst ganz schmutzig dabei. Aber es gelang ihr doch, und Heinz stand nach einigen Minuten hochatmend auf festem Grund und Boden.

Er sah Magrete nicht gerade freundlich an, aber er hatte geschworen, und seinen Eid wollte er halten. „Komm morgen nachmittag an den Gartenzaun, dann will ich dir sagen, wann du Anna sehen kannst!" Mit diesen Worten lief er eilig davon.

Als er am andern Tage zögernd den Garten entlang ging, stand Magrete schon an der Hecke. Sie trug ein dunkelrot wollenes Kleid, dicke Lederstiefel und einen Filzhut mit grasgrünem Band. Ihr Haar war mit Wasser glatt aus dem Gesicht gestrichen, und ihre Wangen waren verschrammt.

„Ich hab' mir ein büschen mit Sand rein gemacht," flüsterte sie eifrig. „Und denn hab' ich mich auch mein Sonntagsstaat angezogen, was Unkel Konrad mich geschenkt hat. Is es nich fein? Bloß die Stiefelns sind gräsig anzuhaben; abers Unkel sagt, Stiefelns gehören damit zu."

Digitized by Google

Während sie sprach, wischte sie sich den Schweiß vom Gesicht, denn es war ein heißer Tag, und die Sonne brannte über der Hecke.

Heinz betrachtete sie mit Mißfallen. Er hatte Magrete immer ein bißchen hübsch gefunden; nun fand er sie sehr häßlich.

„Ich glaube nicht, daß du Anna heute sehen kannst," begann er.

„Weshalb nicht?" Magretens Augen sahen ihn so entsetzt an, daß er eine Art Mitleid mit ihr empfand.

„Nun, ich will einmal sehen," meinte er. „Wenn sie heute in den Garten kommt, kannst du sie dir aus der Ferne ansehen. Ins Haus kannst du natürlich nicht. Mama erlaubt nicht, daß Bettelkinder ins Haus kommen!"

„Aber ich bettel ja gar nich, und denn hab' ich so 'n feines Kleid an, Heinz. So'n schrecklich feines, was so heiß is, daß ich immer switzen muß. Kann ich ihr denn nich von ganz nahbei sehen?"

Heinz wollte schon nein sagen, aber da fiel ihm sein Schwur wieder ein und auch, daß der Großknecht noch neulich gesagt hatte, daß man diesen Eid halten müsse.

Mürrisch zeigte er den Weg entlang, der zu einer großen Linde führte. Hier stand der Wagen seines Schwesterchens fast den ganzen Tag, und da es so nahe am Hause war, stand er oft stundenlang allein.

Auch heute konnten die Kinder ungesehen durch den Garten schlüpfen, und Magretens grellrotes Kleid regte nur einige Sperlinge auf, die zwitschernd von den Kirschbäumen flogen.

Heinz machte doch ein ängstliches Gesicht und hätte Magrete am liebsten wieder weggejagt. Aber sie stand schon vor dem dichtverhängten Wagen und schob die Vorhänge leise auseinander. Und dann beugte sie sich mit dunkelroten Wangen über ein fest schlafendes Kind. Heinz war auch näher getreten. Er warf mit einem Stein nach einem Vogel; aber er war doch sehr gespannt darauf, was Magrete sagen würde.

„Nun?" fragte er etwas von oben herab. „Nicht wahr, an der ist nicht viel zu sehen?"

„O Heinz!" Magrete atmete tief auf. „Was 'n niedlichen, kleinen Kopp, und denn ordentlich ein Berg Haarens! Und denn so 'n süßen, kleinen Mund!"

„Es ist nur ein Zahn darin," erklärte Heinz, der sich dicht neben den Wagen stellte und sein Schwesterchen mit dem Recht des Eigentümers betrachtete. „Nur ein Zahn, und die Haare sind auch furchtbar dünn. Aber Mama sagt, daß Anna wunderhübsch werden wird, weil sie so schöne Augen hat. Du kannst sie nicht sehen, weil sie schläft; aber ihre Augen mag ich auch leiden. Sie sind nicht blau wie meine; sie sind ganz dunkel, gerade so wie Papas, so schwarz wie —" Er sah Magrete an. „Ja, gerade so schwarz wie deine Augen. Mama sagt, solche Augen sind eine Seltenheit; ich habe sie auch nicht von Papa geerbt. Wie kommt es eigentlich, daß du solche Augen hast?" fuhr er fort. „Das schickt sich gar nicht. Bettelkinder dürfen nicht so hübsche Augen haben!"

Magrete hörte nicht auf ihn. Sie stand regungslos vor dem Wagen, nur ihre Augen leuchteten.

„O klein Anna!" sagte sie. „Wo lieb hab' ich dir; wo einmal lieb! Wenn ich doch so'n klein Swester hätt'!"

Heinz lachte verächtlich. „Du hast ja nicht einmal eine Mutter, wie kannst du dann eine Schwester bekommen?"

„Nee, ich kann nich!" meinte sie betrübt. „Abers ich wollt', daß ich klein Anna mal küssen kannt'!"

„Du bist zu schmutzig!" erwiderte Heinz rauh. Als Magrete ihm aber ihr reingeriebenes Gesicht zeigte, ließ er es doch geschehen, daß sie ihre Lippen auf die rosige Stirn des Kindes drückte.

„Das erlaube ich auch nur, weil du mir aus dem Graben geholfen hast," sagte er mit einem Anflug von Großmut. „Ich hätte natürlich allein herauskommen können, aber wie es war, so war es einmal!"

Mit diesem unverständlichen Satz zog er Magrete aus dem Garten. Denn er fürchtete, sein Vater würde kommen. Die Kleine ging auch gutwillig mit ihm, und an der Hecke wollte sie auf die andre Seite springen, als Heinz sie noch einmal zurückhielt.

„Dein Onkel Konrad hat ja wohl Geld, daß er dir so viel schenken kann!" sagte er.

Magrete warf einen zufriedenen Blick auf ihre Stiefel, in denen sie nur mühsam ging.

„Ja, das hat er woll. Er schenkt mich was, und er giebt mich was zu essen. Köhlersch sagt, er hätt' mein' Mutter heiraten wollen, abers da is nix aus geworden!"

„Woher hat er denn das Geld?" fragte Heinz. „Ist er Arbeiter oder Knecht, oder sonst etwas?"

„Ich weiß nich!" erwiderte Magrete gleichgültig. „Er is gut mit mich und paßt auf, daß Köhlersch mir nich zu viel prügelt!"

„Mein Onkel ist viel besser!" behauptete Heinz. „Von dem erbe ich noch einmal etwas!"

„Klein Anna nich?" fragte Magrete.

„O ja!" Heinz machte ein wichtiges Gesicht. „Onkel Reimers hat bei Anna Gevatter gestanden, und gestern abend hat Mama zu Papa gesagt, sie glaube sicher, Onkel Reimers würde Anna in seinem Testament bedenken!"

Magrete nickte zufrieden. „Das is man gut. Klein Anna muß auch Geld haben. Wer Geld hat, der is vergnügt, sagt Onkel Konrad, und klein Anna soll immer vergnügt sein!"

Sie lief jetzt über die Felder davon, und Heinz sah ihr noch einige Augenblicke nach. Es war doch ganz nett mit ihr zu sprechen, wenn sie auch nur ein Bettelkind war.

Mit schnellen Schritten kam der Sommer gezogen. Eben noch hatte der Flieder geblüht; nun begannen schon die Kirschen zu reifen und die Erdbeerbeete rot zu schimmern.

Heinz war jetzt viel im Garten, der ihm eine angenehme Beschäftigung gewährte. In den Nachmittagsstunden hatte er dann den Auftrag, auf den

Digitized by Google

Wagen seines Schwesterchens ein wachsames Auge zu haben. Aber dieser Auftrag sagte ihm wenig zu, und er freute sich, daß Magrete ihm das Amt des Kindermädchens eigentlich immer abnahm. Er brauchte nur den Wagen etwas mehr nach dem Ende des Gartens zu schieben. Dort war auch ein schattiges Plätzchen, und dort konnte Magrete unbemerkt neben dem Kinde sitzen, während Heinz Erdbeeren aß oder mit einer Luftbüchse nach Sperlingen zu schießen versuchte.

Klein Anna war wohlgeborgen unter der Obhut des Bettelkindes; Heinz merkte es wohl, und obgleich er immer that, als erweise er Magrete eine Gnade, wenn er ihr gestattete, bei dem Wagen zu sein, so sah er doch sehr nach ihr aus, wenn sie einmal ausblieb.

Einmal blieb sie mehrere Tage aus.

„Wo warst du?“ fragte Heinz verdrießlich, als ihr dunkler Kopf eines Nachmittags wieder aus den Dornen auftauchte.

„Ich konnt' nich kommen!“ entschuldigte sie sich. „Köhlersch war krank, und Unkel Kunrad war verreist. Da konnt' ich nich abkommen! O, mein klein süße Deern!“ setzte sie hinzu, während sie neben dem Wagen hinkniete. „Wenn du doch mein Swester wärest!“

„So etwas Scheußliches darfst du nicht wünschen!“ sagte Heinz strenge. „Anna soll doch reich und glücklich und kein Bettelkind werden!“

Magrete seufzte. „Nee, ich weiß all. Klein Anna muß auch reich werden! Denn bin ich ganzen zufrieden!“

„Was fehlt Köhlersch?“ fragte Heinz.

„Sie sieht Fliegens und Mäusens!“ erzählte Magrete. „Und allens ins Haus hat sie kaputt gehauen. Nu war heut der Pollerzei da, und sie kommt ein büschen ins Armenhaus!“

„Du auch?“

„Nee!“ Sie lachte vergnügt. „Ich bleib' bei mein Unkel Kunrad. Der Pollerzei hat es erlaubt!“

„Da bekommst du es natürlich gut!“ meinte Heinz etwas verdrießlich.

„Fein!“ sagte sie. „Denk dich, Unkel Kunrad hat fünf Würstens in Rauchfang hängen, und denn auch noch ein paar Schinkens. Und ich krieg' ordentlich was zu Mittag zu essen!“

„Großartig!“ spottete er. „Dein Onkel Konrad muß ein feiner Kerl sein, gegen meinen Onkel Reimers kommt er aber doch nicht an. Denke dir, unser Großknecht sagt, klein Anna bekäme wohl das meiste von seinem Geld. Eigentlich ist es ja schade; denn ich kann sein Geld auch brauchen. Aber ich bekomme hier den Hof, und dann nehme ich mir natürlich eine reiche Frau. Da will ich klein Anna das Geld von Onkel Reimers gönnen!“ Bei diesen Worten warf er einen wohlwollenden Blick auf sein Schwesterchen. Sie lag hell wach im Wagen und griff nach den Sonnenflecken, die durch das Laub über ihre Decke huschten.

„Natürlich mußt ihr das Geld gönnen!“ sagte Magrete. Sie küßte die kleinen, ungeschickten Hände und stand dann auf.

„Klein Anna muß reich sein!“ wiederholte sie und sah dabei sehnsüchtig in die Ferne. Beide Kinder schwiegen eine Weile. Heinz aß eine Hand voll Kirschen, deren Kerne er geschickt ausspuckte, und Magrete rührte leise den Wagen. Denn klein Anna war unruhig geworden und schien nicht recht zu wissen, ob sie lachen oder weinen sollte. Endlich aber entschloß sie sich wieder zum Schlafen, und Heinz verschwand, um auch für Magrete einige Kirschen zu holen. Er blieb ziemlich lange aus, und als er wiederkam, war er etwas aufgeregt.

„Eben war ich auf dem Hof und habe mit unserm jüngsten Knecht gesprochen. Denke dir einmal, hier in der Gegend sind Diebe! Sie haben auf dem Lande schon mehrmals eingebrochen und Schinken und Würste, ja sogar auch Geld gestohlen. Ist das nicht schrecklich?“

„Sind Diebens slimme Leute?“ fragte Magrete zerstreut. Heinz hatte ihr eine Menge Kirschen in den Schoß geschüttet, die sie behaglich aß.

Der Junge lachte höhnisch über ihre Frage.

„Ob es schlimme Leute sind? Nun, das will ich meinen. Mama sagt immer, Diebe sind gerade so schlimm wie Mörder, weil man solche Angst vor ihnen bekommt. Köhlersch ist auch eine Diebin gewesen, dafür hat sie im Zuchthaus gesessen, und ich darf eigentlich nicht mit dir sprechen. Vielleicht gehört Köhlersch jetzt auch zu den Dieben!“

„Köhlersch sieht Mäusens und schreit. Die kann nich stehlen!“ entgegnete Magrete ruhig, und Heinz sah wohl selbst die Grundlosigkeit seiner Behauptung ein.

„Nein, ich meinte auch nur. Hier in der Stadt stehlen die Leute nicht. Hier sind zwei Polizeidiener, und der Bürgermeister ist auch stark, hier wird es niemand wagen.“

„Ich meint, daß der Pollerzei gräfig alt wär', und daß der Burmeister nich mehr ordentlich sehen kount',“ meinte Magrete.

Aber Heinz machte eine so glühende Beschreibung von den Kräften der zwei alten Polizeidiener, daß sie demütig schwieg.

Nach dieser Unterhaltung kam sie nicht mehr so häufig wie früher. Aber ein- oder zweimal in der Woche stand sie ganz gewiß an dem Wagen der kleinen Anna und betrachtete sie liebevoll.

Heinz hatte in dieser Zeit viel im Kopf. Die Knechte erzählten ihm Geschichten von den Diebstählen auf dem Lande, und er träumte jede Nacht von Dieben und Mördern. Mit dem Munde war er sehr mutig; aber er hatte eine Todesangst davor, allein im Dunkeln zu sein.

Im Juli kam eine Regenzeit. Das war schlimm für die Ernte, und Herr Bartels wurde sehr übler Laune. Auch Heinz wurde davon angesteckt, und wenn er jetzt Magrete sah, klagte er ihr vor, was er der Unterhaltung der Eltern abgelauscht hatte.

„Wir bekommen wieder eine schlechte Ernte, das ist schlimm für Papa und auch schlimm für mich. Denn ich komme später einmal schwer zu sitzen!“

„Klein Anna kriegt doch ihr Geld?“ fragte Magrete besorgt.

Digitized by Google

„Ja, die bekommt einmal viel von Onkel Reimers. Solange der Geld hat, ist für sie gesorgt!“

„Das is man gut!“ sagte Magrete. Sie stand wieder am Wagen und sah auf die Kleine. Die kannte jetzt ihre Freundin und streckte die Arme nach ihr aus.

„Sie hat dich lieber als mich!“ murrte Heinz.

„Ich hab' ihr ja auch lieb, so ganz gräßlich lieb!“ rief Magrete, und Heinz sah verwundert in ihre glänzenden Augen.

An diesem Nachmittage schien die Sonne, dann versteckte sie sich wieder wohl eine Woche hinter schweren Wolken, und Klein Anna konnte nicht ins Freie kommen. Heinz war auch mißmutig. Er hatte Schulferien und konnte sie nicht genießen, wie er wohl gemocht hätte.

Als er an einem späten Nachmittage über die Straße ging, kam Magrete ihm entgegen. „Heinz, ich muß dich was sagen!“ sagte sie eilfertig.

Er sah sie verdrießlich an. „Auf der Straße spreche ich nicht mit dir!“

Magrete ließ den Kopf hängen.

„Ich muß nach Haus, zu Unkel. Er schilt mir, wenn ich so lang ansbleibe. Abers ich wollt' man sagen, paß ein bischen auf Klein Anna ihr Geld!“

Heinz war so erstaunt, daß er stehen blieb. „Anna hat ja gar kein Geld!“ sagte er.

„Nu, ich mein' das, was Herr Reimers for ihr hat. Das is ja in den Schrank, und man kann ihm vom Garten aus sehen!“

Herr Bartels kam über die Straße gegangen, und Magrete schlüpfte eilig davon, während Heinz in eine grenzenlose Aufregung geriet.

Also nun wollten die Diebe an das Geld von Onkel Reimers! Dann konnte er nichts von ihm erben und sein Schwesterchen auch nicht. Und dann würde er vielleicht arm, ganz arm werden. Denn uenlich noch hatte der Großknecht zu ihm gesagt, sein Vater wäre gar nicht so reich, und es wäre nur ein Glück, daß Onkel Reimers da sei.

Heinz wurde von seiner Mutter früh ins Bett geschickt, weil er so verstört aussah. Er schlief auch ein. Als es aber gerade zwölf vom Kirchturm schlug, wachte er mit einem Schreck auf und setzte sich aufrecht im Bett hin. Das Haus war ganz still, und nur von draußen hörte man das leise Rauschen der Bäume. Aber gerade diese Stille erschreckte Heinz so, daß er aufstand, seine Kleider anzog und in das angrenzende Zimmer hinschte. Dies war die Stube seines Vaters, mit glatten, weißen Wänden und harten, blanken Möbeln; hell schien der Mond hinein und zeichnete flimmernde Lichter auf die Wand und auf die Beschläge von zwei Gewehren, die über dem Sofa hingen. Heinz hatte das eine, kleinere Gewehr schon öfters in der Hand gehabt, auch ein- oder zweimal damit geschossen. Jetzt nahm er die Waffe eilig herunter, schlich sich durch die unverschlossene Hofthür leise in den Garten und kletterte über den Zaun. Und dann begann er zu laufen, als ob er gejagt würde.

Was er eigentlich wollte, wurde ihm jetzt erst klar. Wie er so im Mondlicht über die stillen Felder lief und sein eigner Schatten unablässig neben ihm herhuschte, fürchtete er sich über die Maßen. Aber er wollte doch zu Onkel Reimers laufen und aufpassen, daß die Diebe nicht kämen. Und dann wollte er morgen ganz früh seinen alten Onkel bitten, den Schrank mit dem vielen Gelde doch anderswo hinzustellen oder einen Polizeidiener anzunehmen, daß der ihn bewache.

Heinz stand jetzt vor Onkel Reimers Garten und kroch durch ein Heckenloch hinein, nachdem er das Gewehr vorsichtig vor sich hergeschoben hatte. Auch hier war alles totenstill. Nur die Blätter an den Bäumen knisterten leise, und irgend ein Nachtvogel huschte durch das Gebüsch. Hell spiegelte sich das Mondlicht in den blanken Fenstern des stillen Hauses, und Heinz setzte sich auf die Bank, die an der Hausmauer stand. Ihm klapperten die Zähne vor Furcht, aber er nahm doch die Flinte in die Hand und legte den Finger an den Drücker. Er wollte aufpassen, daß kein Dieb käme.

Und dann dachte er an Onkel Reimers. Eigentlich machte er sich nicht viel aus dem alten Mann, der so selten mit ihm sprach und ihm noch nie etwas geschenkt hatte. Aber er war reich, und sein Vater hatte auch gesagt, er würde etwas von ihm erben. Klein Anna ganz gewiß. Deshalb durften die Diebe nicht kommen und ihm sein Erbteil nehmen.

Ein lauer Wind strich über den Garten. Heinz hörte einen Augenblick auf das Rauschen, dann wurde er müde und sein Kopf fiel ihm auf die Brust. Aber das Gewehr hielt er noch immer in der Hand, und er schlief auch nur halb. Denn als er nach einer Weile ein leises Knistern vernahm, wachte er gleich wieder auf und legte den Finger an den Drücker. Irgend etwas kam durch die Hecke, er konnte nicht sehen, was es war. Aber es war natürlich der Dieb. Und dann huschte ein Schatten über den mondhellen Weg, und er erschrak so, daß er abdrückte. Der Schuß ging los, und ein erstickter Schrei antwortete ihm.

„Heinz, bist du es? Was willst einmal hier?“

Er war aufgesprungen und stand vor Magrete, die sich im tiefen Schatten an einen Baumstamm lehnte.

„Bist du der Dieb?“ fragte er zornig. Aber sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn mit sich.

„Komm doch, komm doch! Nu wird das ganze Haus wach, und mir dürfen sie nich finden!“

Aber das Haus wurde nicht wach. Nichts rührte sich hinter den Fenstern, und Heinz begann zu lachen. Er war erleichtert, daß er Magrete hier gefunden hatte, und fürchtete sich nicht mehr.

„Ich glaube, Onkel Reimers ist etwas taub, und seine Haushälterin kann auch nicht mehr gut hören. Nun komm, Magrete, wir wollen nach Hause gehen! Die Diebe kommen wohl nicht mehr!“

Aber Magrete blieb regungslos stehen.

„Was wollst auch mit dein Gewehr?“ sagte sie weinerlich. „Mich deuch, das hat mir getroffen!“

„Was wolltest du hier im Garten?“ rief er ärgerlich dagegen.

Digitized by Google

„Ich wollt' ja bloß nach klein Anna ihr Geld sehen," antwortete sie entschuldigend. „Was mein Unkel Kunrad is — er is ja sonst ganzen gut — abers er hat ümmer gesagt, er könnt' dein' Vater nich leiden, und bei Herr Reimers wollt' er auch mal nachsehen, ob da woll so viel Geld wär'. Und ich denk' ümmer, wenn er nu klein Anna ihr Geld nimmt, denn hat sie nix, und denn is sie nich vergnügt. Und wenn er hier gewesen wär', denn hätt' ich ihm gebeten —"

Sie faßte mit der Hand nach der Schulter.

„Mich deuch, das thut gräsig weh!" klagte sie. „Komm, Heinz, laß mir aus 'n Garten kommen!"

„Das ist deine eigne Schuld!" rief er. Aber er faßte sie doch sorgsam an und schob sie durch das Heckenloch.

Draußen im Mondschein sah er, wie blaß sie war.

„Ich habe keine Schuld!" sagte er noch einmal.

„Nee, nee!" Sie versuchte zu lachen. „Laß man, ich wollt' ja auch man bloß auf klein Anna ihr Geld passen. Unkel is ja ganzen gut; abersten mich deuch —" Sie setzte sich auf einen Erdhaufen und strich sich die Haare aus der Stirn.

„Laß mir man hier sitzen, Heinz. Ich komm' all nach Haus. Und wenn Unkel Kunrad mir fragt, was ich gethan hab' und wo ich gewesen bin, denn lüg' ich ein büschen. Köhlersch sagt, lügen muß man, sonsten kommt man nich durch die Welt!"

Sie stöhnte leise, und Heinz stand ratlos vor ihr. Aber er konnte ihr doch nicht helfen und wußte auch nicht recht, was ihr eigentlich fehlte. Und er sehnte sich nach seinem Bett. Langsam drehte er sich um; da rief sie ihn noch einmal.

„Grüß klein Anna von mich, Heinz, und ich wollt', daß sie mein Swester wär'!"

In der Ferne hörte man das Rollen eines Wagens. Da überkam Heinz plötzlich eine wahnsinnige Angst, und er stürzte nach Haus. Wie er wieder in sein Bett gekommen war, wußte er nicht mehr. Am andern Morgen aber konnte er nicht aufstehen, weil er steife Glieder hatte und weil sein Kopf so schmerzte, daß er ihn nicht heben konnte. Er war lange krank und hatte so oft böse Träume, daß er laut schrie.

Allmählich aber kam die Genesung, und eines Tages konnte er wieder am Gartenzaun stehen und über die Felder sehen. Sie waren kahl geworden, und ein kalter Wind trieb dürre Zweige und Blätter vor sich her; aber er hatte doch sein Butterbrot in der Hand, um es Magrete zu geben. Sie mußte kommen, davon war er überzeugt. Alle diese Zeit hatte er an sie gedacht und von ihr geträumt; nun mußte sie auch hier sein.

Aber niemand kletterte von der andern Seite über die Hecke. Kein lachendes Gesicht tauchte aus den Zweigen auf; nur der Wind wurde heftiger und trieb ihm feinen Sand ins Gesicht.

Heinz war noch schwach; daß Magrete nicht kam, kränkte ihn so, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Schon wollte er von der Hecke hinabsteigen, als er auf dem Fußweg zwischen den Feldern Köhlersch daherkommen sah.

Sie ging noch gebückter als sonst, im übrigen schien sie von ihrer Krankheit geheilt. Heinz wollte gerade ins Feld springen und sie nach Magrete fragen, als von der andern Seite sein Vater kam; da schämte er sich, mit der Alten zu sprechen, und kauerte sich lieber zwischen die Dornen, damit ihn sein Vater nicht sehen sollte.

Herr Bartels, das wußte er nur zu gut, war viel zu stolz, um zu wünschen, daß sein Sohn mit einer Bettlerin spräche. Aber zu seinem Erstaunen sah Heinz, daß sein Vater vor Köhlersch stehen blieb.

Er machte allerdings ein hochmütiges Gesicht, aber er sprach doch mit ihr.

„Nun, Köhlersch," fragte er, „sind Sie mal wieder auf den Beinen? Ich meinte, Sie hätten Delirium!"

Köhlersch war gleichfalls stehen geblieben und wischte sich die Augen.

„Gottogott, Herr Bartels, die Leute snacken heutztag zu viel. Ich bin gesund as 'n Fisch, und wenn ich mannichmal ein lütten Köhm*) krieg', denn geht es mich noch besser!"

„Wo sind denn die Kinder, die Sie von der Stadt in der Kost haben?" fragte der Hofbesitzer weiter.

Die Alte warf ihm einen schnellen Blick zu; dann hob sie die spitzen Schultern.

„Ich hatt' bloß ein, und das is mich nu entschwunden."

„Verschwunden?" Die Stimme des Mannes klang streng. „Köhlersch, Köhlersch, was Ihnen anvertraut ist, dafür müssen Sie auch einstehen!"

„Du mein Gott!" Köhlersch lachte ein wenig. „Sei'n Sie man nich so, Herr Bartels. Mich deuch, wo klein Magrete is, das konnt' Ihnen eingal sein. Und wenn Kunrad Löhmann, was so 'n Art Nevöh von mich is, ihr ein büschen auf Reisen mitgenommen hat, denn muß man sich doch darüber freuen!"

„Konrad Löhmann?" wiederholte Herr Bartels. „Der schon zweimal im Zuchthaus gewesen ist, und den man im Verdacht hat —"

„Er is ein sehr netten Menschen!" unterbrach ihn die Bettlerin trotzig. „Und wenn er ein paar dumme Streichens gemacht hat, denn konnt' ihn das kein ein verdenken. Wo er doch der richtige Bräudigam von Kathrine war und ihr auch heiraten wollte. Was nu nicht ging, weil daß Magrete kam und Kathrine tot blieb. Und —"

Herr Bartels stellte sich dicht vor die alte Frau.

„Wo ist Magrete?" fragte er drohend. „Sie sollen's mir sagen, Köhlersch, oder —"

„Oder?" wiederholte sie. „Was will so 'n feinen Herr, wie Herr Bartels, mit Magrete? Die nich mal 'nen Vater hat? Und wo die Mutter in Schimpf und Schande aus Ihren Haus gejagt is? Und wenn ich mal bei Madamm Bartels gebettelt hab', denn bin ich auch 'rausgeschmissen worden!"

Herr Bartels wandte sich ab. „Der Polizei werden Sie schon antworten!" sagte er kalt, obgleich seine dunkeln Augen zornig blitzten.

*) Schnaps.

Digitized by Google

Köhlersch humpelte ihm nach.

„Lassen Sie der Pollerzei man in Ruh!“ murrte sie. „Die weiß doch nix und kann erst recht nix. Ich hab' es all gesagt, Magrete is mit mein Nevöh auf Reisen gegangen. Sie war mit einmal ganzen krank, und kein ein wußt', wo sie das Loch in die Brust her hatt', und sie wollt' es auch nich sagen. Konrad pflegte ihr, weil er mit allens Bescheid weiß, und denn kriegt sie Fieber und snackt von allens möglichen. Von klein Anna, die sie gern ein Kuß geben wollt', und von Herr Reimers, der sein Geld nicht verlieren sollt', weil klein Anna vergnügt sein muß, und denn noch einen ganzen Berg, was ich nich weiß, denn ich war dazumal ins Armenhaus und sollt' mir auskurieren von 'ne Krankheit, die ich nicht hatt'. Konrad hat mich bloß allens verzählt. Und er sagt auch, daß er doch ein büschen verreisen und denn Magrete mit sich nehmen wollt', denn sie spuckte Blut und war ein büschen slecht von Gesundheit, was woll von das Loch in die Brust kam. Abers mein Nevöh meinte, wenn sie anderswohin kän', denn könnt' sie noch besser werden. Und er hat sich auch ein büschen Geld gespart, da wollt' er das denn anwenden.“

„Und Sie wissen nicht, wohin Konrad Löhmann gegangen ist?“ Herrn Bartels Stimme klang heiser.

Köhlersch schüttelte den Kopf.

„Wo sollt' ich das her wissen, Herr? Konrad thut, was er will, und jung is er auch noch, kaum in die Dreißigen. Wenn er noch ein paar Jahrens wartet, kann Magrete sein Frau werden. Ganzen nüblich is sie ja, und sie kriegt ein' guten Mann. Und wenn er vielleicht noch ein büschen ins Zuchthaus kommt — Gott, was thut es? Wir sind allzumal Sünders; nich, Herr Bartels? Und wo Magrete kein ein hat, der for ihr sorgt, kein Vater und kein Mutter, is es da nich fein, wenn sie ein' guten Mann kriegt? Nich, Herr Bartels?“

Kichernd humpelte die Alte davon. Sie schien sehr guter Laune zu sein. Und Herr Bartels, der stolze Herr Bartels, stand regungslos im Wege, ohne zu merken, daß ihm der Wind den Hut vom Kopfe geweht hatte.

Heinz ging unbemerkt in den Garten zurück. Von der Unterredung hatte er nicht alles verstanden, aber er wußte, daß Magrete niemals wieder kommen würde. Am Gartenzaun stand er nicht mehr, um nach ihr auszuschauen; aber er saß oft stundenlang ganz still und träumte vor sich hin. Wenn seine Mutter ihn fragte, was ihm fehle, dann antwortete er meistens: „Mir fehlt gar nichts. Aber ich wundere mich nur!“

Er wollte aber niemals sagen, was denn seine Verwunderung erregte.

*

Jahre waren vergangen. Herr Bartels hatte durch eine falsche Spekulation, zu der man ihn überredet hatte, den größten Teil seines Vermögens verloren, und seine Frau war vor Kummer über diesen Verlust gestorben. Onkel Reimers, auf den Heinz so große Hoffnungen gesetzt und den er so hoch gehalten hatte, war noch in seinen alten Tagen in die Klug ausgeworfenen Netze einer hübschen Haushälterin gekommen und hatte sich mit ihr verheiratet. Am Hochzeitstage hatte er sein Testament geändert, und als nach Jahresfrist bei ihm eine großartige Taufe gefeiert wurde, da waren die Erbaussichten der kleinen Anna Bartels für immer dahin. Heinz hatte Medizin studiert, nicht aus besonderer Liebe für diese Wissenschaft, sondern weil er durch dieses Studium am leichtesten selbständig zu werden hoffte.

Sein Vater hatte die meisten Felder seines Besitzes verkaufen müssen, aber er wohnte noch in dem alten Haus mit dem großen Garten, und wenn Heinz in Ferienzeiten daheim war, dann stand er wohl noch gelegentlich am Gartenzaun und sah über die Felder, die ihm niemals gehören sollten.

Und sein Schwesterchen stand oft neben ihm. Sie liebte den großen Bruder zärtlich, und er hatte längst vergessen, daß sie ihm einst sehr gleichgültig gewesen war, und daß er sie häßlich gefunden hatte. Jetzt war sie ein schlankes Mädchen von sechzehn Jahren, die mit schönen, dunkeln Augen ernsthaft in die Welt sah.

Der Frühling war wieder einmal gekommen, und die Weißdornhecken blühten. Ueber die Felder strich ein linder Wind, den Heinz Bartels zufrieden um seine Schläfen spielen ließ.

Er hatte als Schiffsarzt mehrere Seereisen gemacht und war einmal wieder in die Heimat gekommen, hauptsächlich, um nach seiner Schwester zu sehen, deren Leben einförmig und abwechslungslos verstrich. Seitdem Herr Bartels sein Vermögen verloren hatte, war er ein in sich gekehrter und verdrießlicher Mann geworden, dessen Umgang nicht sehr erfreulich war. Heinz hatte schon lange den Wunsch, seine Schwester mit sich zu nehmen und sie etwas Vernünftiges lernen zu lassen; aber er hatte kein Geld, um diesen Wunsch zu befriedigen. Beide Geschwister standen am Gartenzaun, und die klare Sonne des Frühlings schien auf sie. Die Vögel sangen, von den Feldern kam ein frischer Erdgeruch, und in der Ferne jubelten Kinder.

Ueber den Fußweg, der am Garten entlang führte, kam eine schlanke Frauengestalt. Als sie bei Heinz und Anna angekommen war, blieb sie stehen und sah sie an. Sie hatte große, dunkle Augen, ein feingeschnittenes Gesicht und war mit vornehmer Einfachheit gekleidet.

„Wohnt hier noch immer Herr Bartels?“ fragte sie. Ihre Stimme klang etwas belegt, und ihr Deutsch hatte einen fremdartigen Ausdruck.

Ehe Heinz antworten konnte, hatte sie sich von ihm abgewandt und ihre Augen auf seine Schwester gerichtet.

„Sind Sie Anna Bartels?“ forschte sie.

Einen Augenblick sahen sich zwei dunkle Augenpaare schweigend an, dann bejahte Anna die Frage.

„Und wer sind Sie?“ setzte sie mit ernsthafter Kindlichkeit hinzu.

„Vielleicht erkennt Ihr Bruder mich,“ sagte die Fremde, sich zu Heinz wendend.

Aber Heinz schüttelte den Kopf. Die fremde,

Digitized by Google

elegante Dame hatte er nie gesehen, und sie kam ihm fast unheimlich vor hinter den Weißdornhecken auf dem schmalen Fußpfad, wo wohl Bettelkinder und arme Leute wanderten, wohin sich aber selten ein gut gekleideter Mensch verirrte.

Einige Augenblicke stand die Fremde unschlüssig. Sie öffnete den Mund zum Sprechen und sah sich mit einem langen Blick um. Dann neigte sie den Kopf zum Gruß und ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter.

Die Geschwister sahen ihr nach. Anna mit verwundertem Gesicht und Heinz mit einem absonderlichen Gefühl. Fast empfand er Lust, der schönen Frau nachzueilen, dann aber sagte er sich, daß es Unsinn sei, mit jemand zu sprechen, der ihm ganz unbekannt sei — denn Heinz war sehr vernünftig geworden. Aber als seine Schwester ihn dann verlassen hatte, blieb er noch eine Weile am Gartenzaun stehen und horchte in die Ferne. Gerade so, als ob sie ihm etwas sagen müßte. Aber sie sagte ihm nichts, und er vergaß den kleinen Vorfall über dem Kampf mit dem Leben. Bis er fast nach Jahresfrist einen Brief aus den Vereinigten Staaten erhielt.

„Mein lieber Heinz," so begann der Brief, „Du hast mich zwar nicht erkannt, als ich im vorigen Jahr an Deinem Gartenzaun stand; aber ich will Dir Deine Vergeßlichkeit nicht nachtragen. Wenn ich als Heinz Bartels zur Welt gekommen wäre, würde ich vielleicht auch ein so kurzes Gedächtnis haben. Als Magrete, die weder Vater noch Mutter hatte, und deren einzige Abwechslung die Prügel von Köhlersch waren, sind die Hauptmomente meines damaligen Lebens mir für immer ins Gedächtnis eingegraben. Nämlich, daß ich Dich aus dem Wasser zog, und daß Du mir dafür Dein Butterbrot gabst. Später durfte ich Dich noch einmal aus dem Schlamme ziehen, und dann hast Du dieselbe Arbeit bei mir gethan, freilich auf andre Art und Weise: indem Du mir nämlich eine Kugel in die Schulter schossest. Aber diese Kugel hat mich auch aus dem Schlamm gezogen, denn ohne sie wäre ‚Onkel Konrad' schwerlich mit mir in die Weite gezogen. Er hatte schon damals eine Schwäche für mich, dieser Onkel, von dem Du niemals etwas wissen wolltest, und der lange nicht so gut sein sollte wie Dein Onkel Reimers. Nun, soweit ich in Erfahrung gebracht habe, ist Dein Onkel doch nicht so nett gegen Dich gewesen wie der meine gegen mich. Denn Onkel Konrad hat mich schon seit Jahren zu seiner Frau gemacht und ist aus einem Mann mit sehr zweifelhafter Vergangenheit ein reicher Minenbesitzer und Vorsteher von verschiedenen Kirchen geworden.

„Und alles ist eigentlich durch Dich gekommen, lieber Heinz, durch Dich und Dein Schwesterchen. Denn wenn ich nicht damals die große Angst gehabt hätte, Onkel Konrad und seine Helfershelfer könnten ihre begehrlichen Hände nach dem Gelde von Onkel Reimers ausstrecken, das nach meiner Ansicht klein Anna zukommen mußte, dann wäre ich wohl nicht in der Mondnacht in den Garten gekrochen und hätte also von Dir nicht diese Begrüßung erhalten. Onkel Konrad hat mir später erzählt, daß er in dieser Nacht gerade auf dem Wege zu Deinem Onkel war. Du hattest den Geldschrank zu verlockend geschildert, lieber Heinz, und ich hatte in aller Unschuld davon erzählt, denn ich wußte nichts von Onkel Konrads Handwerk und bin damals erst dahinter gekommen. Damals, als der Mond schien, und ich nicht schlafen konnte und an klein Anna denken mußte. Sie sollte nicht arm werden.

„Heute finde ich die Armut nicht mehr so erschreckend; das kommt daher, daß ich reich geworden bin.

„‚Arme Leute müssen bescheiden sein!' sagte ich kürzlich zu jemand, der mich für die Armen bat. In der folgenden Nacht träumte mir, daß ich am Zaun Deines Gartens stände und hungrig auf Dein Butterbrot wartete. Köhlersch hatte mich tüchtig geschlagen, und auf meinem Arm waren blutige Striemen. Du aber sagtest: ‚Arme Leute müssen bescheiden sein.' Ich erwachte, weil ich vor Schmerz und Hunger weinte.

„Am andern Tage schickte ich dem Bittsteller eine so große Geldsumme, daß mein Mann lächelnd den Kopf schüttelte. Er ist so gut gegen mich, aber er kann mich nicht immer verstehen. Er hat ein so bequemes Gewissen. Als er arm war, stahl er und machte sich nichts daraus. Und jetzt, wo er reich ist, könnte er auch noch im großen stehlen, ohne deswegen weniger gut zu schlafen oder weniger andächtig in seinem Kirchenstuhl zu sitzen. Als es ihm in Amerika gut ging, hat er mich auf viele Jahre in eine vornehme Schule geschickt, nicht allein, um mich etwas lernen zu lassen, sondern auch, um mich vergessen zu machen. Aber ich kann nicht vergessen. Und wenn ich am Tage vergesse, dann kommt es in der Nacht, dann erscheint Köhlersch und schilt und schlägt mich, oder ich stehe am Gartenzaun und hungere, oder ich sehne mich. Wonach? Ich weiß es nicht immer. Jahrelang habe ich mich nach Deinem Schwesterchen gesehnt; dann legte mir der liebe Gott ein eignes Töchterchen in die Wiege. Aber ich habe es nicht lange behalten dürfen. Es ist wieder in ein fernes Land gegangen; so weit entfernt, daß ich es vielleicht niemals wieder finden kann. In der Nacht, da sie starb, stand Köhlersch an meinem Bett und lachte. Und Deine Stimme kam auch. Sie sagte: ‚Alle Leute können nicht satt sein!' Nein, das können sie auch nicht. Ich habe es längst eingesehen. An irgend einer Stelle wird es mich auch immer schmerzen: einerlei, ob Köhlersch mich schlägt oder das Leben.

„Die alte Frau ist lange tot. Nachdem ich an ihrem eingesunkenen Grabe gestanden habe, weiß ich es ganz genau, und nun erscheint sie mir auch nicht so oft mehr im Traume. Hätte sie nicht so gelacht, als mein Kind starb, würde ich ihr Blumen gebracht haben, obgleich sie sich aus Blumen nichts machte. Und hättest Du nicht, lieber Heinz, am Gartenzaun ein so verdrossenes, gleichgültiges Gesicht gemacht, dann würde ich Dir die Hand gereicht und Dich an die alte Zeit erinnert haben. Aber ich empfand plötzlich dieselbe Scheu, die ich immer vor Dir

Digitized by Google

empfunden habe — die Scheu des Getretenen vor dem, der erbarmungslos tritt. Du warest überhaupt eine Enttäuſchung für mich. In meinen Träumen ſtandeſt Du trotzig und ſelbſtbewußt an Deiner Gartenhecke — ein Kind des Reichtums und wohlausgerüſtet mit allem, was das Leben lebenswert macht. Und nun hatteſt Du einen müden Zug um die Lippen, und auf Deiner Stirn waren ſchon Falten. Dein Geſicht hatte einen Ausdruck, als ob Du nicht mehr Dein Butterbrot wegſchenken würdeſt, und Dein Schweſterchen machte ſo ernſthafte Augen. Früher wünſchte ich, daß es auch mein Schweſterchen ſei, und ſpäter habe ich erfahren — aber ich will nichts darüber ſchreiben. Dein Vater iſt tot: zufällig habe ich es geſtern in einer deutſchen Zeitung geleſen. Vielleicht ruht er in Frieden. Wir können's nicht wiſſen. Jedenfalls bin ich zu müde, um Groll gegen ihn zu empfinden, und ich habe auch niemals von ihm geträumt. Ich hatte nur Furcht vor ihm. Aber da ich erfahren habe, daß ihr nicht mehr viel Geld habt, ſo lege ich einen Wechſel auf ein Hamburger Haus bei, der auf Deiner Schweſter Namen ausgeſtellt iſt. Sie ſoll ein Heiratsgut haben, und ſie kann's von mir nehmen, denn ohne ſie wäre ich nicht in Reimers Garten gelaufen, und ohne die Kugel in meiner Schulter würde Onkel Konrad nicht mit mir davongegangen ſein, um allen Weiterungen und läſtigen Nachfragen zu entgehen. Vielleicht ſäße ich dann jetzt irgendwo im Zuchthauſe und zupfte Wolle, anſtatt in ſeidenen Kleidern einherzugehen und wegen meiner offenen Hand belobt zu werden.

„Neulich ſind wir an einem Zuchthauſe vorübergefahren. Es waren mehrere von einer hohen Mauer umgebene Gebäude, und ich ſchauderte, als ich dieſe düſtere Anſiedlung ſah. Mein Mann wunderte ſich über mich. Als ich ihm ſagte, daß ich an ihn denken müßte, an Köhlerſch und an mich, da wunderte er ſich noch mehr. Er bat mich, von ſo unangenehmen Dingen nicht mehr zu ſprechen. Er ſei ein anſtändiger Mann geworden und habe die Jugendſünden lange hinter ſich gelaſſen. Und er thäte ſo viel wie möglich für die Armen. Das thut er auch. Aber ich habe doch gehört, daß er unſerm Prediger abſchlug, einen ehemaligen Zuchthausſträfling in Arbeit zu nehmen. Er ſagte, auf ſolche Leute könne man ſich ſo ſchlecht verlaſſen.

„Ich ſaß nachher am Kaminfeuer und ſah mich in Gedanken am Gartenzaun ſtehen. Und aus weiter Ferne klang Deine Stimme zu mir herüber. Was ſie ſagte, konnte ich nicht verſtehen, aber ich hörte die Vögel in den Weißdornhecken ſingen, und ich ſah, wie klein Anna die Arme nach mir ausſtreckte, und ich empfand ein thörichtes, unbegreifliches Heimweh nach allem, was niemals mein geweſen war. Aber das Heimweh iſt vorüber. Haſt Du mir nicht auch geſagt, daß alle Leute nicht ſatt ſein können? Du biſt es auch nicht, mein lieber Heinz: an Deinem Geſicht habe ich's geſehen.

„Nun wirſt Du nach meinem Namen fragen; aber ich ſchreibe ihn Dir nicht. Onkel Konrad hat ſich einen guten Namen ausgeſucht, und wir zwei tragen ihn in äußeren Ehren. Für Dich aber bleibe ich, was ich war, die vater- und mutterloſe

Magrete."

*

Nach Empfang dieſes Briefes hat Heinz Bartels noch oft am Gartenzaun geſtanden und auf den kleinen Fußpfad geſehen. Mancher Menſch iſt auf ihm gewandelt, die aber, nach der er ausſah, iſt niemals wiedergekommen.

Heimliche Thräne.

Verweht iſt des Sturmes Gewittergrau,
Die düſteren Wolken zerſtoben,
Der Himmel ſchimmert im Sonnenblau,
Lichtſtrahlen zittern von oben.

In ruhigem Schweigen die Wälder ſtehn
Nach Sturm und Wetter und Regen,
So ruhig, als wär' ihnen nichts geſchehn,
Als ſpürten auch ſie nur Segen!

Doch wenn der Wind hernach in der Nacht
Sich birgt in ſchweigenden Hainen,
Dann rauſcht und rinnt's von den Bäumen ſacht
Noch lang in heimlichem Weinen! —

So ſteht wohl im Leben ein ſtarkes Herz
In zuckendem Wetterlichte,
Trägt ruhig ſeinen gewaltigen Schmerz
Mit lächelndem Angeſichte.

Doch wenn hernach in einſamer Nacht
Die andern im Schlaf es meinen,
Dann tropft und rinnt ihm die Thräne ſacht
Noch lang in heimlichem Weinen ...

E. v. Weitra.

Digitized by Google

Peter Roſegger und ſein Lehrmeiſter, der Schneider-Nazl.

Von

Fr. Colberg.

Mit zwei Abbildungen nach Amateuraufnahmen von Franz Joſeph Böhm in Mürzzuſchlag.

Jedermann, der Peter Roſeggers Schriften kennt — und welcher Deutſche kennte ſie nicht? — weiß, von wie beſcheidenen Anfängen dieſer kernige und eigenartige Dichter, der im Norden nicht minder geſchätzt wird als in ſeiner ſüdlichen Heimat, ausgegangen iſt. Der Sohn eines armen Aelplerbauern, erſt Hüterbub, dann Schneiderlehrling — weil ſeine Körperkraft zu „Beſſerem“ nicht auszureichen ſchien —, wurde er vom gütigen Geſchick mit dem Geſchenke begnadet, daß wohlwollende Gönner die in dem Knaben ſchlummernden Gaben erkannten und ihm zur höheren Ausbildung verhalfen. Einer der ſchönſten Züge in Roſeggers Charakter iſt die Offenheit, mit der er von dieſen Anfängen redet, denn unähnlich vielen andern, die,

Peter Roſegger und ſein ehemaliger Lehrmeiſter Ignaz Orthofer.

in der Welt zu Großem emporgewachſen, ängſtlich ihre Herkunft aus kleinen Verhältniſſen zu verbergen trachten, erzählt er mit edlem Stolz von ſeiner kargen und doch innerlich ſo reichen Jugend und hat in ſeinen Schriften manchen von denen, die ihm, dem armen Bauernbuben,

Digitized by Google

wohlgethan haben, ein schönes Denkmal errichtet, das nicht minder ihm ehrt als diejenigen, denen er freudigen Herzens die Schuld der Dankbarkeit entrichtet. Darüber sind keine Worte zu verlieren; wer diese Dinge sich wieder genauer ins Gedächtnis zurückrufen will, möge nur in Roseggers Schriften nachlesen, in denen der frische Born der Jugenderinnerung so klar und erquickend sprudelt.

Vor kurzem wurde nun dem Dichter und einem seiner ältesten Freunde aus der Jugendzeit eine sinnige Ueberraschung bereitet. In Mürzzuschlag in der Steiermark, am Fuße des Semmering, besteht eine Roseggers-Gesellschaft, die zu Ehren ihres heimischen Poeten schon manches Gute gethan hat. Vor allem schützte sie sein Geburtshaus auf der Kriegsalpe vor dem Verfall, und wer in das Innere desselben eindringen will, muß sich schon den Schlüssel dazu in Toni Schruns Hotel „Post" in Mürzzuschlag holen, allwo auch ein besonderes Roseggerstübl mit allerlei Andenken an den berühmten Landsmann eingerichtet ist. Ein glücklicher Gedanke besagter Gesellschaft war es, hier ein Zusammentreffen Peter Roseggers mit seinem ehemaligen greisen Lehrmeister Ignaz Orthofer, gemeinhin „Schneider-Nazl" genannt, herbeizuführen. Am 8. und 9. Juli dieses Jahres fand die Begegnung statt, und unsre Bilder, nach Amateuraufnahmen von Franz Joseph Böhm in Mürzzuschlag aufgenommen, zeigen ebenso wahr als treuherzig, wie der wackere Meister und sein einstiger Lehrling sich nebeneinander ausnehmen.

Schneider-Nazl, Peter Roseggers Lehrmeister.

Ignaz Orthofer oder Schneider-Nazl — was ihm wohl vertrauter klingen dürfte — hauft, heute 86 Jahre alt, zu Sankt Kathrein am Hauenstein, einem weltabgeschiedenen, aber romantisch gelegenen Dörfchen in der oststeirischen Waldmark. Vom 17. bis 22. Lebensjahre war Rosegger bei ihm in der Lehre, allerdings mit Unterbrechungen, denn der Jüngling mußte häufiger in der Bauernwirtschaft des Vaters mithelfen. Zur hohen Würde des Schneidergesellen hat Peter es nie gebracht, denn als die Zeit kam, daß er freigesprochen werden konnte, ging er auf die Handelsschule in Graz, von wo aus jene Wendung erfolgte, die der deutschen Litteratur einen neuen Dichter schenken sollte. Als Rosegger bei Orthofer in die Lehre trat, war dieser schon stark über die Fünfzig hinaus, aber noch Junggeselle. Erst gegen das sechzigste Jahr heiratete er, doch starb sein Weib bald. Eine zweite Ehe verlief glücklicher. Dem Schneider-Nazl wurden zwei Kinder geboren, die gut einschlugen, das Handwerk des Vaters betreiben und redlich für die Eltern sorgen. Trotz seines hohen Alters ist Nazl verhältnismäßig rüstig und geistesfrisch, und wenn ihm auch eigentliche Bildung fehlt, so besitzt er doch eine gesunde Weltanschauung und — nicht die schlechteste von den Gaben des Daseins — einen guten Humor. Auch weiß er recht gut, daß sein Peterl, mit dem er einstmals, ausgerüstet mit Bügeleisen, Elle und sonstigem Zubehör, von einem Bauernhof zum andern zog, längst ein berühmter Mann ist, und wenn er das vielleicht auch nicht ganz versteht, so hängt er doch mit väterlicher Zuneigung an ihm. Manchmal freilich mag ihm die Berühmtheit, die er selbst durch Rosegger, vor allem durch dessen „Waldheimat" gewonnen, verdrießlich geworden sein, beispielsweise wenn ihn ein Amateurphotograph aufs Korn nahm. „Woas 's denn allweil hoaben mit mir!" soll er zum öftern geseufzt haben.

Bei der Gelegenheit aber, der wir unsre Bilder verdanken, hat er sein still gehalten, und das kam so. Seit fünfundzwanzig Jahren war Schneider-Nazl nicht aus seinem engen Waldwinkel herausgekommen, und so gestand er kürzlich einem Verehrer seines Peterl, daß er „halt gaar soa viel gern 's Mürzthal noch oamal sehat, eh's er sterbat." Dieser Wunsch kam zu Ohren der Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag, und in welcher liebenswürdigen Weise er erfüllt worden ist, das zeigen unsre Bilder. Ignaz Orthofer sah sowohl das schöne Mürzthal wieder, wie sein liebes Peterl, das sich inzwischen so prächtig herausgewachsen hat, und es gab ein herzliches Freuen nicht nur zwischen diesen beiden, sondern bei allen, die dem merkwürdigen Wiedersehen beiwohnen durften.

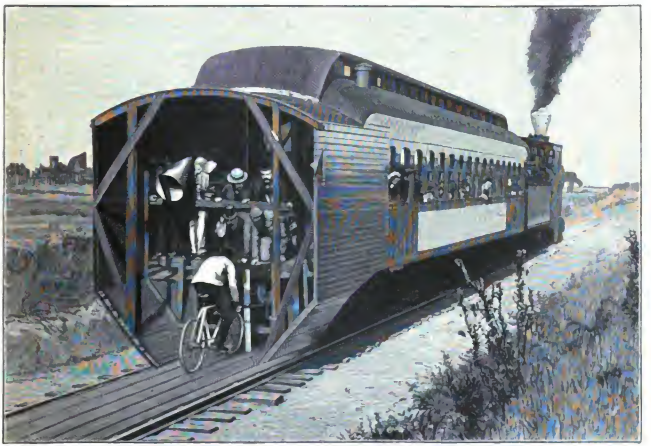
Digitized by Google

Die größte bisher erzielte Fahrradgeſchwindigkeit.

Die höchſte Leiſtung auf dem Gebiete des Fahrradſports — den höchſten „Record“, um in der Sportſprache zu reden — hat kürzlich der bekannte amerikaniſche Radfahrer Charles M. Murphy erzielt; er legte die Strecke von einer engliſchen Meile (1609,31 Meter) in nicht ganz 58 Sekunden zurück. Anlaß zu dieſer eigenartigen Leiſtung bot die jüngſte Verſammlung des amerikaniſchen Radfahrerbundes auf Long Island, und als Schauplatz derſelben diente eine Teilſtrecke der Long Island-Railroad, die ſonſt nur zu gewiſſen Lokalzwecken benutzt wird und die Anlage einer eigenen Radfahrbahn zwiſchen den Schienen geſtattete. Zur Ausführung des Experiments waren natürlich beſondere Vorkehrungen erforderlich, deren weſentlichſte darin beſtand, daß eine Lokomotive mit angehängtem Perſonenwagen den Dienſt des Schrittmachers verſah. Der Anhängewagen war in ſeinem hinteren

Ausrüſtung Murphys zur Fahrt.

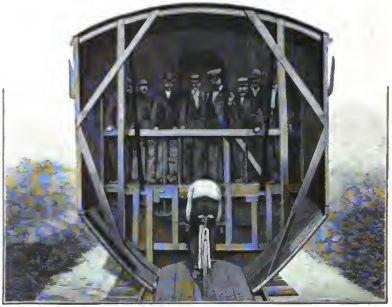
Teile zu einem gewaltigen Windſchirm ausgeſtaltet; ſeine Seitenwände waren nach rückwärts verlängert und ſchräg nach innen gerichtet, ſo daß ihre unteren Kanten genau über den Schienen lagen. Murphy legte demnach ſeine Fahrt gewiſſermaßen innerhalb einer ſich mit ihm fortbewegenden Schutzhütte zurück. Wie er ſelbſt erklärte, läßt ſich unter dieſen Umſtänden, das heißt bei abſolutem Schutze gegen den Widerſtand der Luft, mit dem Rade die Schnelligkeit jeder Lokomotive erreichen. Zu der Leiſtung iſt weniger Kraft und Ausdauer als Kaltblütigkeit und Schnelligkeit der Fußbewegungen erforderlich. Murphy legte mit ſeinem Rade bei jeder Umdrehung der Pedale über 31 Fuß zurück und führte mit ſeinen Füßen 2,91 Umdrehungen in der Sekunde oder 175 in der Minute aus. Der wiſſenſchaftliche Wert des Experiments beſteht darin, daß es bei der



Der Schrittmacher-Wagen während der Fahrt.

Digitized by Google

ſtrengen Kontrolle, unter der es ſtattfand, überaus wichtige Daten zur Berechnung der Wirkung des Luftwiderſtandes ergeben hat. Murphy geſtand übrigens, daß ihm während der tollen Fahrt doch etwas unheimlich zu Mute geworden ſei und daß er das Gefühl gehabt habe, als ob er von dem ihn unaufhaltſam mit ſich reißenden eigentümlichen Schrittmacher-Apparat gar nicht mehr losgelaſſen würde.



Rückanſicht des Schrittmacher-Wagens.

Das Schulze-Delitzſch-Denkmal in Berlin.

(Siehe die Abbildung Seite 205.)

Am 4. Auguſt iſt in Berlin auf dem freien Platze am Kreuzpunkte der Köpeniker- und Inſelſtraße das Schulze-Delitzſch, dem Begründer des deutſchen Genoſſenſchaftsweſens, gewidmete Denkmal enthüllt worden. Dem Schöpfer des Werkes, dem Bildhauer Hans Arnold in Berlin, iſt es gelungen, das zum Ausdruck zu bringen, was Weſen und Schaffensart des Mannes gekennzeichnet hat, der ſeine beſte Kraft der ſozialen Hebung des deutſchen Kleinbürgertums gewidmet hat. Auf hohem, dreiſtufigem Granitpoſtament erhebt ſich ſeine überlebensgroße Statue in Marmor. Sie zeigt Schulze-Delitzſch in kraftvoller Männlichkeit, die Rechte emporgehoben, als wollte er auf ſein Lebenswerk zeigen. Die ſeitlichen Gruppen des Poſtaments ſind in Bronze ausgeführt und verſinnbildlichen das genoſſenſchaftliche Prinzip. Auf der rechten Seite ſteht ein Bauer mit ſeinen landwirtſchaftlichen Geräten, ein Handwerker im Schurzfell reicht ihm die Hand, als wollte er ihn einladen, nun vereint zuſammenzugehen und den wirtſchaftlichen Kampf aufzunehmen. Dieſer kräftig herausgearbeiteten Gruppe entſpricht zur Linken eine weibliche Idealfigur, ſie hält in den Händen ein Buch, aus dem ſie einem neben ihr ſtehenden Jüngling die Lehren vom Genoſſenſchaftsweſen vorträgt.

Das in ſeinen einzelnen Teilen ſehr vornehm wirkende Denkmal giebt dem Oſten Berlins, der ohnedies nicht mit Bildwerken geſegnet iſt, einen neuen, künſtleriſchen Schmuck und wird das Andenken Schulze-Delitzſch', das in ſeinem Lebenswerke kräftig fortlebt, auch in Marmor feſthalten.

Strandgang.

Wir wandern auf ſonnigem Strande,
Weißmähnige Wogen ſprühn;
Hoch über dem Dünenrande
Nickt Ginſter und Föhrengrün.

Warm färbt dir ein roſiger Schimmer
Die Wangen, vom Meerhauch umweht;
Du flüſterſt von Liebe, die nimmer,
Ja, nimmer verwelkt und vergeht.

Ich aber, ich ſchweige und drücke
Dir ahnungsbange die Hand; —
O Traum von ewigem Glücke
Zwiſchen Wellen und wanderndem Sand!

Reinhold Fuchs.

Digitized by Google

Wie ſieht es im Innern der Erde aus?

Es hat wohl kaum einen Zeitraum in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften gegeben, der ſich mit dem unſrigen hinſichtlich der Zahl der überraſchendſten Neuentdeckungen vergleichen ließe. Den erſchloſſenen Wundern der Elektrotechnik folgte der auf dem Wege des Verſuches beigebrachte Beweis, daß die Elektricität und das Licht von einerlei

Ins Inn're der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
Glückſelig, wem ſie nur die äuß're Schale weiſt!

nur zu ſehr berechtigt wäre.

Doch aber giebt es Probleme, die bisher der andringenden Forſchung immer wieder Halt geboten haben, und gerade auf eines der intereſſanteſten davon, auf dasjenige, das

Phot. Carl Marſtal, Berlin.

Das Schulze-Delitzſch-Denkmal in Berlin.

Weſen ſeien. Noch hatte man ſich von dem Erſtaunen über dieſe allerdings ſchon vorhergeſagte Thatſache nicht erholt, als die Röntgenſtrahlen die Beſchränkung unſers Geſichtsſinnes durch undurchſichtige Körper aufhoben. Ihnen folgte die Entdeckung eines neuen Beſtandteiles der Atmoſphäre, des Argons, ſowie die Auffindung des in der Sonne enthaltenen Heliums auch in irdiſchen Körpern. Die inzwiſchen gelungene Verflüſſigung der Gaſe endlich wurde — und das iſt das Neueſte — mittels des Lindeſchen Apparates auch für techniſche Verwendung nutzbar gemacht. Es ſcheint in der That, als ob Goethes vernichtende Kritik des Hallerſchen reſignierten Ausrufs:

die Frage beantwortet: „Wie ſieht es im Innern der Erde aus?“ ſcheinen die Worte Hallers auch jetzt noch wörtlich angewendet werden zu müſſen. Können wir uns doch leichter ein Bild der Zuſtände im Innern der Sonne und der fernſten Fixſterne machen, als uns vorſtellen, wie das Innere der Erde beſchaffen iſt, in deren Rinde wir bis zu einer keineswegs unbedeutenden Tiefe längſt eingedrungen ſind. So hat uns die Unterſuchung des Lichtes der Sonne, des Lichtes eines Fixſternes mit dem Prisma belehrt, daß an der Oberfläche dieſer Weltkörper Temperaturen von einer uns geradezu unfaßlichen Höhe herrſchen. Ob die Hitze auf der Sonne, wie in neueſter Zeit Paſchen gefunden hat,

Digitized by Google

5130 Grad der hunderstheiligen Skala beträgt, ob sie, wie andre wollen, zu 8000 Grad, ja zu einigen Millionen Graden anzunehmen ist, darüber können wir freilich endgültig noch nicht entscheiden. Das aber wissen wir, daß das Eisen, das zu schmelzen, aber nicht zu verdampfen unsre höchsten künstlichen Temperaturen, von denen des elektrischen Lichtbogens abgesehen, wohl hinreichen, auf der Sonne, wie bei uns das Wasser, in Dampfform vorkommt, Wolken bildet und sich in Regen ergießt. Unter solchen Verhältnissen ist es unmöglich, daß in der Sonne chemische Verbindungen bestehen. So genau wir nun auch Temperatur und Luftdruck, die an der Erdoberfläche herrschen, bestimmen können, über die Größe beider im Erdinnern können wir nur mehr oder weniger wahrscheinliche Annahmen machen. Von beiden hängt aber dessen Zustand ab, und so scheint es hoffnungslos, nach ihm forschen zu wollen.

Muß nun auch zugegeben werden, daß wir nie in das Innere der Erde werden eindringen können, so stehen uns doch Mittel zu Gebote, die uns in dem Streben, dieses Problem zu lösen, fördern können. Wir können gewisse Wirkungen, die vom Erdinnern ausgehen, untersuchen und so wenigstens die Grenzzustände kennen lernen, innerhalb deren der wirklich dort vorhandene Zustand liegen muß. So wissen wir, daß die ganze Erde etwas mehr wie fünfundeinhalbmal, die Erdrinde dagegen noch nicht dreimal so schwer ist wie ein jedem von beiden gleicher Raumteil Wasser, und wir müssen daraus den Schluß ziehen, daß die im Innern der Erde befindlichen Massen viel schwerer sind als die, welche ihre Rinde bilden. Wir wissen ferner, daß in der Erdrinde Teile von verschiedener Dichtigkeit vorkommen, daß die Erdrinde an einzelnen Stellen Massendefekte aufweist. Wir können endlich mit dem Thermometer die Temperatur in Erdtiefen bestimmen, die kein menschlicher Fuß jemals betreten hat.

Gerade diese Temperaturbestimmungen sind von höchster Wichtigkeit, und man hat sich deshalb schon seit geraumer Zeit keine Mühe verdrießen lassen, sie zu erhalten. Wäre uns nur die Thatsache bekannt, daß Bodenschichten in einer gewissen Tiefe stets die nämliche Temperatur behalten, so müßten wir daraus schließen, daß die Temperatur des Erdinnern eine ziemlich niedrige sei, die hohen Wärmegrade aber, die man in Bergwerken oft genug beobachtete, und die um so höher werden, je größer die Tiefen waren, in denen sie herrschten, bewiesen dagegen, daß die Temperatur mit der Annäherung an den Erdmittelpunkt wächst, und es galt nun, das Gesetz, nach dem dies geschieht, zu ermitteln.

Dazu trieb man Bohrlöcher in die die Erdrinde bildenden Gesteine und untersuchte die Temperatur in diesen. Diejenigen, welche die größten Tiefen erreicht haben, sind das 1867 bei Sperenberg unweit Berlin begonnene, das bis zu einer Tiefe von 1268 Meter, und das 1884 bei Schladebach in der Nähe von Dürrenberg angelegte, das zu einer solchen von 1716 Meter herabgetrieben ist und damit die höchste Tiefe erreicht hat, bis zu der man überhaupt in die Erde gedrungen ist. Indem man mit Thon kurze Wassersäulen zur Aufnahme geeigneter Thermometer abschloß und so den Zudrang kälterer von oben und wärmerer von unten kommender Wasser zum Thermometer verhütete, fand man, daß in dem Verhältnis, in dem die Tiefe wächst, auch die Temperatur zunimmt, und zwar für jede 33 Meter um einen Grad. Diese Ergebnisse nötigten zu der Annahme einer im Erdinnern gleichmäßig herrschenden hohen Temperatur, die als der Rest einer früher vorhandenen, noch höheren anzusehen ist. Im Vergleich zu dieser allgemeinen Erdwärme sind die Vulkane nur insofern von Bedeutung, als ihre Ausbrüche einen Wärmeverlust zur Folge haben müssen.

Nun ist freilich festzuhalten, daß wir die Wärmeverhältnisse in der Erdrinde nur bis zu einer im Vergleich zu der Größe des Erdhalbmessers verschwindenden Tiefe kennen. Die Möglichkeit ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß in größeren Tiefen die Erdtemperatur wieder abnimmt. Wäre das der Fall, dann müßte die Erdwärme in den Schichten, in denen sie beobachtet wird, entstehen, und dafür könnte nur das Bewegliche in diesen, könnte nur das durch sie hindurchsickernde Wasser die Ursache werden. Auf zweierlei Weise wäre dies möglich: die Wärme könnte durch Reibung oder durch chemische Prozesse hervorgerufen werden, wie man solche in manchen Bergwerken als höchst unwillkommene Wärmequellen in der That kennt. Waren aber beide Annahmen wegen der gleichmäßigen Verteilung der Wärme in der Erde von vornherein unwahrscheinlich, so wurden sie als unhaltbar durch die Beobachtungen in dem Bohrloch erwiesen, das man bei Jakutsk in Sibirien in den dort ewig gefrorenen Boden getrieben hat. Auch in ihm erwies sich die Temperaturzunahme mit der Tiefe als eine ganz regelmäßige. Da aber dafür jene Ursachen nicht verantwortlich gemacht werden können, so weisen diese Beobachtungen auf eine im Innern der Erde herrschende sehr hohe Temperatur hin.

Wir müssen somit dem Erdinnern eine sehr große Dichtigkeit und zugleich eine sehr hohe Temperatur zuschreiben, Eigenschaften, die nur da nebeneinander bestehen können, wo zugleich ein so hoher Druck herrscht, wie er im Erdinnern wirklich vorhanden sein muß. Je nachdem man nun der Dichtigkeit oder der Temperatur die größere Bedeutung zuschrieb, kam man zur Annahme eines festen oder gasförmigen Erdinnern, der sich als dritte mögliche Annahme die eines flüssigen Erdkernes anschließt.

Der Umstand, daß bei vulkanischen Ausbrüchen in der Regel feuerflüssige Lava aus der Erde quillt, ließ die zuletzt aufgeführte Annahme als die nächstliegende erscheinen. Wir finden sie denn auch bereits bei Cartesius und bei Leibniz. Ehe man nun erkannt hatte, daß die Schmelztemperatur eines Körpers höher wird, wenn der Druck, unter dem er steht, wächst, glaubte man die geschmolzenen Massen bereits in einer Tiefe von höchstens sechs geographischen Meilen unterhalb der Erdoberfläche suchen zu dürfen; später mußte man dieser eine größere Dicke zuschreiben und nahm sie zu etwa zwanzig geographischen Meilen an — ein im Hinblick auf den ungeheuern Druck freilich immer noch recht kleiner Wert.

Der Annahme eines flüssigen Erdinnern hielt aber Poisson entgegen, daß mit wenigen Ausnahmen, wozu Eis, Wismut und Eisen gehören, sich die erstarrenden Körper zusammenziehen, der feste Körper also im flüssigen untersinkt. Die festgewordenen Schlacken müßten sich also auf den Grund des geschmolzenen Magmas begeben haben, und wenn sie hier auch wieder geschmolzen wären, so müßten sie doch endlich den Erdmittelpunkt erreichen, von hier also ein langsames Erstarren der Erdrinde seinen Anfang genommen haben, das jetzt längst bis zur Oberfläche fortgeschritten sein müßte. Der von Siemens, Nies und andern geführte Nachweis, daß die Laven zu jenen Ausnahmen gehören, oder der Hinweis darauf, daß, wenn dies auch nicht der Fall wäre, die Zähigkeit der Lava doch das Absinken der festgewordenen oberflächlichen Schichten verhindern würde, trifft nicht den Kern der Poissonschen Annahme, würde vielmehr nur die Anschauung über die Art, wie die Erstarrung stattgefunden hat, ob von unten nach oben oder umgekehrt, zu präzisieren geeignet sein.

Dagegen sind für die Annahme eines festen Erdkernes einige Forderungen der Astronomie von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Hopkins war der erste, der im Jahre 1847 darauf aufmerksam machte, daß die anziehenden Wirkungen der Sonne und des Mondes auf die Erde anders auszufallen würden, als sie wirklich beobachtet werden, wenn die Erde eine Flüssigkeitskugel mit dünner, fester Rinde wäre. Diese Wirkungen sind zweierlei Art; einmal hat die Anziehungskraft der Sonne das unausgesetzte Bestreben, infolge der größeren Anhäufung der Erdmasse

Digitized by Google

um den Aequator dieſen in die Ebene der Erdbahn zu ſtellen, die Erdachſe alſo aus der gegen die Aequatorebene geneigten Lage aufzurichten. Dem widerſteht die Erdachſe in ihrer Eigenſchaft als freie Achſe, und das Ergebnis dieſes Kampfes iſt, daß ſie, wie die Achſe eines ſich auf ſeiner Spitze drehenden Kreiſels, den die Schwerkraft fortwährend umzuſtürzen ſucht, einen Kegel beſchreibt, in ſo langſamer Drehung freilich, daß ſie dazu einen Zeitraum von 25 000 Jahren nötig hat. Daraus muß aber auf eine ſo beträchtliche Dicke der Erdrinde geſchloſſen werden, daß nur noch ſehr wenig Raum für einen flüſſigen Erdkern übrig bliebe. Die zweite dieſer Wirkungen ſind Ebbe und Flut. Lord Kelvin hat gezeigt, daß ein von einer dünnen Rinde umgebenes geſchmolzenes Erdinneres dieſe Erſcheinungen deshalb nicht zeigen könnte, weil die ganze Erde mit ihrer Rinde daran teilnehmen würde, das Waſſer ſich alſo nicht über die Erdoberfläche erheben könnte. Da die Gezeiten aber beſtehen, ſo kann ein flüſſiges Erdinnere von beträchtlicher Ausdehnung nicht vorhanden ſein. Ja, der genannte engliſche Forſcher ſchließt weiter, daß eine Kugel mit einem dem der Erde gleichen Durchmeſſer von der Starrheit des Glaſes oder des Stahles immer noch Plaſticität genug beſitzen würde, um die Fluthöhe auf etwa zwei Fünftel oder zwei Drittel der auf einer Waſſerkugel mit abſolut ſtarrem Kerne ſtattfindenden herabzudrücken. Die wirkliche Fluthöhe nötigt alſo ſogar zu der Annahme, daß der Erdkörper eine größere Starrheit wie Glas beſitzt.

Iſt das aber auch der Fall, dann muß die Erdfeſte Gezeiten zeigen, wenn dieſe auch ſo klein ſind, daß ſie ohne Anwendung der feinſten Hilfsmittel ſich der Beobachtung völlig entziehen. Solche Hilfsmittel hat man in der Anwendung eines Horizontalpendels gefunden, das die kleinſten Aenderungen der als wagerecht erſcheinenden Ebene ſelbſtthätig aufzeichnet. Durch Beobachtungen mit dieſem ließe ſich alſo der Beweis für das Vorhandenſein eines feſten Erdinnern direkt führen; ſie ſind vor mehreren Jahren durch den der Wiſſenſchaft zu früh durch den Tod entriſſenen Aſtronomen v. Rebeur-Paſchwitz begonnen worden und ſcheinen, ſoweit man bis jetzt ſehen kann, für die gemachte Annahme zu ſprechen.

Seiner ganzen Maſſe nach wird dieſer Erdkern freilich nicht feſt ſein. Er enthält wahrſcheinlich Höhlungen mit geſchmolzenem Magma, in das gelegentlich Steine der Decke, weithin bemerkbare Erſchütterungen, ſogenannte tektoniſche Erdbeben hervorrufend, hineinſtürzen. Da die geſchmolzene Maſſe unter ſtarkem Drucke ſteht, ſo wird ſie, wo ſich ihr ein Ausgang öffnet, eine Spalte etwa aufreißt, als Lava-Erguß heraustreten, und das wird ſogar der Fall ſein müſſen, wenn ſie hoch erhitzt, ſich in feſtem Zuſtand befände. Die plötzliche Erniedrigung des Druckes würde alsdann ihren Schmelzpunkt ſo weit erniedrigen, daß ſie ſich ſofort verflüſſigte. Dieſe Annahme, der ſich auch Helmholtz angeſchloſſen hat, ſteht alſo mit allen den bekannten Annahmen im Einklange, ſelbſt wenn die Temperatur im Mittelpunkte der Erde, wie neuere Rechnungen ergeben, die Höhe von 20 000 Grad erreichte, der Druck daſelbſt drei Millionen Mal ſo groß wäre wie der unſrer Atmoſphäre.

Indeſſen haben die Forſchungen über das Verhalten der Gaſe bei hohem Druck und hoher Temperatur auch noch eine andre Möglichkeit ergeben, daß die Konſtitution des Erdinnern vorzuſtellen. Für alle Gaſe beſtehen Temperaturen, die nicht überſchritten werden dürfen, wenn es gelingen ſoll, ſie zu verflüſſigen, mag auch ein noch ſo hoher Druck hierfür zur Verwendung kommen. Dieſe „kritiſchen“ Temperaturen müſſen für alle im Erdinnern befindlichen Körper aber überſchritten ſein, dieſe können alſo dort in einem Zuſtande verharren, der mit dem gasförmigen die Eigenſchaft teilt, jeden Raum auszufüllen, ſonſt aber alle Eigenſchaften feſter Körper aufweiſt. So muß demnach die Annahme eines flüſſigen Erdkernes fallen gelaſſen und durch diejenige eines feſten oder eines wie ein ſolcher ſich verhaltenden Gaſes erſetzt werden.

Aus der hohen Temperatur des Mittelpunktes der Erde erklärt ſich ohne weiteres die Temperaturzunahme bei Annäherung an ihn. Aehnliches ſollte man bei Annäherung an die Sonne erwarten, deren Temperatur der des Erdinnern nicht viel nachgiebt. Dieſe Erwartung wird aber getäuſcht; je höher man ſich in die Atmoſphäre erhebt, in deſto kältere Regionen gelangt man, die Teile eines Luftballons überziehen ſich in großen Höhen mit dichten Eiskruſten. Indeſſen iſt dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar, die Sonnenſtrahlen ſind in großen Höhen wirklich heißer wie in der Tiefe, wie jeder weiß, der bei hellem Sonnenſchein einen Alpengipfel erſtiegen hat. Aber ſie erwärmen die Luft nicht mehr, und deshalb herrſcht in großen Höhen an den Stellen, zu denen die direkten Sonnenſtrahlen keinen Zutritt haben, die bitterſte Kälte. Trockene Luft läßt nämlich Licht und Wärmeſtrahlen durch, ohne etwas davon zurückzuhalten, während das Waſſer beide, ſich dadurch in Dampf verwandelnd, in beträchtlichem Maße abſorbiert. Der ſo gebildete Waſſerdampf iſt aber ebenſo durchläſſig wie Luft. Kühlt er ſich jedoch ſo weit ab, daß er ſich verdichtet, ſo giebt er die aufgenommene Wärme wieder aus und erwärmt dadurch die Luft in ſeiner Umgebung. Mit Ausnahme der höchſten Berggipfel und der Wüſten befindet ſich nur in der Luft über der Erdoberfläche Waſſer, ſeine verhältnismäßige Menge nimmt mit der Annäherung an dieſe zu. Die Atmoſphäre wird alſo dort immer mehr oder weniger erwärmt, ſei es von den vom Waſſer aufgenommenen Wärmeſtrahlen, ſei es von denen, in die der Erdboden, ſie wieder ausſtrahlend, das auf ihn fallende Licht verwandelt.

So bietet die Erklärung der Wärmeverhältniſſe der Luft kaum Schwierigkeiten im Verhältnis zu denen des Erdkörpers. Wenn wir uns hinſichtlich der letzteren auch noch nicht ſchmeicheln dürfen, ſie gehoben zu haben, ſo iſt es doch gelungen, Annahmen aufzuſtellen, die in Zukunft vielleicht durch manche Beobachtung, manchen Verſuch beſtätigt, die und da wohl auch noch Abänderungen erfahren werden, die aber wohl geeignet ſind, ein klares Bild der in Betracht kommenden Vorgänge zu geben und ſomit auf unſerm gegenwärtigen Standpunkt unſer Wiſſensbedürfnis zu befriedigen.

Dr. E. G.

Digitized by Google

Schnell gefreit.

Humoreske

von

Hans Arnold.

„Vom Platzregen als Eheprokurator habe ich wohl schon gehört," sagte der Geheimrat Wesendorf, „aber das Taschentuch als Eheprokurator — das ist mir allerdings ganz etwas Unbekanntes! Sie haben uns mit diesem Stichwort ordentlich neugierig gemacht, mein lieber Herr von Sandow, und ich möchte wetten, da baumelt wieder mal eine Ihrer netten Geschichten daran! Habe ich nicht recht?"

Der Angeredete, ein alter Herr mit einem noch immer auffallend hübschen Gesicht, zu dem das volle, silberweiße Haar vortrefflich stand, lächelte ein bißchen.

„Das könnte wohl sein," sagte er, „und wenn die Uhr noch nicht gar zu stark auf Mitternacht zeigt, läßt sich am Ende die kleine Affaire noch berichten. Lang ist sie so wie so nicht, da sie sich innerhalb vierundzwanzig Stunden abspielte — ich bin mein ganzes Leben hindurch für beschleunigtes Tempo gewesen, bis mir die Jahre einen gemütlichen Zuckeltrab zur Notwendigkeit machten.

„Also — zur Sache! Ich hatte soeben meinen Abschied vom Militär eingereicht, da ich mein väterliches Gut selbst übernehmen und bewirtschaften wollte. In den allerletzten Tagen meines Aufenthaltes in der bisherigen Garnison wurde ich noch zu einer Hochzeit eingeladen.

„Eigentlich sollte ich so ein bißchen den Lückenbüßer spielen — ein Kamerad von mir war im letzten Moment krank geworden oder sonstwie verhindert, — dessen weiß ich mich nicht mehr genau zu entsinnen —, und man hatte mich gebeten, an seiner Stelle in dem mir ziemlich fremden Hause als Hochzeitsgast zu erscheinen.

„Ich lebte aber damals mehr wie je nach dem Prinzip, jede Blume zu pflücken, die mir am Wege blühte, und sah gar nicht ein, warum ich einen vergnügten Tag nicht mitnehmen sollte, wo er sich bot. Auch war mir, ehrlich gesagt, die Gelegenheit nicht ganz unwillkommen, mich noch einmal im Glanz meiner lieben blauen Dragoneruniform vor ein paar Dutzend schöner Augen präsentieren zu dürfen — kurz, ich sagte zu.

„Ich ließ mir ein schönes Bouquet für meine voraussichtliche Brautjungfer binden, warf mich in Wichs und fuhr, mit dem angenehm gesteigerten Gefühl, das die Jugend, und nur sie allein, unbekannten Erlebnissen entgegenzubringen hat, in die Kirche, wo alles sich versammeln sollte.

„Solche Zeiten im Leben, wo man gewissermaßen noch mit einem Fuß in den alten, mit dem andern schon in den neuen Verhältnissen wippt, haben für den Menschen etwas Eigenartiges, etwas unbestimmt Erwartungsvolles. Man denkt immer, es müßte sich da — gerade da! — an der Schwelle andrer Lebensabschnitte, noch etwas ganz Besonderes begeben — ich meine, das hat wohl jeder mehr oder weniger an sich selbst erfahren!

„Ich habe nun speziell immer zu den enragiertesten Luftarchitekten gehört, ich konnte mir förmliche Pläne entwerfen für ganz eingebildete Geschichten, und so redete ich mir ein, diese Hochzeit werde für mich ein durchaus entscheidendes Ereignis bringen — die unbekannte Brautjungfer, der ich beim Eintritt in die Kirche meinen gekrümmten Ellbogen zur Disposition zu stellen berufen war, werde sich zugleich als diejenige herausstellen, die ich einmal wirklich zum Altar und durchs Leben führen sollte! In dieser Phantasiemalerei wollte ich mich durch nichts stören lassen, ich vermied es mit größter Absichtlichkeit und Geschicklichkeit, mich nach dem unbekannten Wunderwesen zu erkundigen; ich dachte sie mir eben nur aus, wie sie sich etwa präsentieren sollte. Nach meinem damals vorherrschenden Geschmack, der so ein paar Schattierungen in der Art durchgemacht hat, mußte sie groß sein, stattlich, mit schwarzen Haaren und Augen wie die Schokoladenthaler. Sie gefiel mir wirklich ausgezeichnet — so ausgezeichnet, ehe ich sie überhaupt zu Gesicht bekommen hatte, daß sie schon sehr hübsch hätte sein müssen, wenn sie mir in Wirklichkeit so gefallen wollte und sollte.

„Nun, der große Moment kommt wie andre große Momente auch! Ich fahre vor, steige aus, begebe mich nach der Sakristei, wo sich alles versammelte. Dort stehe ich in meiner ganzen respektabeln Länge, die mir den Ueberblick über das Leben immer sehr erleichtert hat, und lasse die eben ankommenden Brautjungfern Revue passieren. Ehe sie noch alle versammelt sind, nimmt mich der Unhold von Festarrangeur liebend an der Hand. ‚Hier, Herr von Sandow, Ihre Dame!'

„Und dabei stellt er mich einem freundlich lächelnden Fräulein gegenüber, die es viel bequemer gehabt hätte, sich in mein Knie wie in meinen Arm zu haken, so kurz war sie geraten, und bei deren Anblick ich an nichts weiter zu denken vermochte wie an einen sehr gut aufgegangenen Kartoffelkloß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Na, das ist ja an und für sich nichts Verwerfliches, aber in meinem Fall — als Sturzbad auf ein auffflammendes Phantasiegebilde — prosit Mahlzeit!

„Mein erstes Gefühl war denn: Fliehe, so weit und so rasch dich deine Füße zu tragen vermögen! Aber als Kulturmensch widerstand ich dieser natürlichen Regung — ich verbeugte mich mit einer Ernsthaftigkeit, die der Verzweiflung entsprang, mir aber als Huldgabe an die kirchliche Feier entschieden vorteilhaft ausgelegt wurde und mich zum ‚gediegenen' Charakter stempelte.

„Der Kartoffelkloß, der übrigens sehr gutmütig aussah, wirkt mir denn einen schmelzenden Blick aus zwei sehr wasserblauen Augen zu. ‚Himmel, die hat auch noch was Herzinniges an sich!' denke ich voll machtlosen Ingrimms in mich hinein. Ich ziehe aber natürlich ergeben mit ihr ab, noch dazu in dem kompromittierenden Gefühl, daß sie mir neben allem andern den ganzen Eindruck meiner sieghaften Persönlichkeit verdarb. Hart — was?

„Die Brautjungfern und Brautführer wurden um den Altar herum nach dem Grundsatz verteilt und plaziert, daß die Damen rechts, die Herren links vom Brautpaar saßen und man somit Gelegenheit hatte, sich während der ganzen Sache mit Muße und Genauigkeit zu beaugenscheinigen. Als wir unsre Plätze eingenommen hatten, entdecke ich neben mir einen Kameraden — es war ein Leutnant von Tiefenhausen —, mit dem ich mich öfter bei aller Verträglichkeit ein bißchen schraubte, nicht eben schlimm, aber doch so, daß jeder den andern fürs Leben gern neckte bis aufs Blut und es sich nie entgehen ließ, ihm einen kleinen Streich zu spielen, wo Ort und Gelegenheit es ermöglichten.

„Dieser Tiefenhausen hatte nun schon die ganze Zeit ein so heillos fideles Gesicht gemacht, das ich kannte und das er nur bei oder nach verübter Missetat aufzusetzen liebte.

„Jetzt grinste er und stieß mich an.

„‚Nun, Sandow,' flüstert er und blinkt mit den Augen, ‚habe ich dir nicht eine allerliebste Brautjungfer ausgesucht?'

„‚Du Elender!' knirsche ich, ‚das hast du getan?'

„Er will vor Vergnügen umkommen und muß sich das Taschentuch vor den Mund halten, um nicht laut loszulachen.

„‚Was ist denn?' fragt er, als er wieder zu sich gekommen ist, und thut wie die liebe Arglosigkeit in Person, ‚ich denke, du wirst hochbeglückt sein. Es ist ein nettes Ding, sag' ich dir; ein bißchen langweilig, aber eine Seele von einem Mädchen!'

„‚Warum hast du sie dir denn nicht genommen?' frage ich so recht wütend, ‚nach dem alten Sprichwort: Kloß und Kloß gesellt sich gern!'

„Da hatte er's, dem seine kleine, dicke Kugelgestalt ein rechter bohrender Schmerz war. Ehe er aber anfangen konnte zu zanken, hub der Prediger an, mit einer wahren Donnerstimme die beiden Brautleute zu ermahnen, und wir beide verstummten erschrocken und hörten zu.

„Das heißt — wir beide, mich ausgenommen! Ich hörte nicht zu! Ich verwandte die ganze lange — kurze Zeit, die etwa anderthalb Stunden, die die Feierlichkeit beanspruchte, dazu, mich zu verlieben, aber in einer Weise, wie ich es vorher und nachher nie fertig bekommen habe! Und das will eine ganze Menge sagen, denn ich hatte eine nicht ganz unbedeutende Uebung in dieser Hinsicht.

„Mir gegenüber — neben meinem Kartoffelklößchen — sah nämlich ein Mädchen, ein ganz junges Ding von wohl knapp siebzehn Jahren, groß und schlank wie eine Gerte. Sie trug ein einfaches weißes Kleidchen — sehr einfach, viel weniger elegant und geputzt wie alle andern, und guckte unter einem schief aufgesetzten Kränzchen von feuerroten Bohnenblüten mit einem so reizenden, sonderbaren, süß-trotzigen Gesichtchen hervor, mit solchen funkelnden, wechselnden, sprechenden, gewitterblauen Augen, — na, ich kann nur sagen, es war etwas ganz Unglaubliches!

„Ich verwandte keinen Blick mehr von ihr, ich studierte, phantasierte und philosophierte mir aus dem Ausdruck dieses Gesichtchens wieder einmal eine ganze Geschichte zusammen. Und wie ich eben so recht verzückt und verhimmelt dasitze, pufft mich Tiefenhausen schon wieder in die Seite.

„Ich ziehe die Augenbrauen zusammen.

„‚Störe mich nicht in meiner Andacht!' sage ich durch die Zähne.

„Er lacht.

„‚Ja, du bist der Richtige!' sagt er im Flüsterton, weist mit den Augen auf die entzückende Kleine, dann tippt er sich selbst- und wohlgefällig mit dem Zeigefinger auf den Magen: ‚Das ist meine Brautjungfer, wenn du es wissen willst!' zischelt er mir zu.

„‚Das arme Ding!' seufze ich so recht aus tiefstem Herzen.

„Er versuchte nach mir zu treten, es gelang ihm aber vorbei. Und in dem Augenblick war die Trauung zu Ende; wir standen auf, die Damen gegenüber folgten unserm Beispiel, alles oder doch einiges umarmte sich, war gerührt, bewegt, erleichtert, je nachdem.

„Ich mache mich nun mit männlicher Resignation bereit, meine Dame mit möglichst verhehltem Abscheu zu ergreifen. Da sehe ich, daß nicht mein Nachbar, sondern ein andrer, ein steif verlegen dastehender Peter, mit Haaren, die wie bei einer Madonna gescheitelt sind, dumm und tölpisch zu dem reizenden Mädchen geht und ihr den Arm bietet, sehe, daß sie ein klein wenig, fast unmerklich, die Achseln zuckt und den kleinen Mund verzieht, dann ihre Fingerspitzen, wie mir scheint, nicht allzu willig auf seinen Aermel legt, und dann gehen sie zusammen ab.

„‚Schwindler!' sage ich zu Tiefenhausen, der neben mir steht, ‚du führst ja die Schönste gar nicht!'

„‚Nein,' sagt er und reibt sich die Hände, ‚aber ich sitze an der andern Seite. Und ihr Tischherr, nebenbei der reichste, dümmste, ödeste Michel im ganzen Königreich, der kann gegen meinen weltberühmten Sprechanismus natürlich nicht aufkommen, und ich werde mich fein amüsieren! Und du hast an der andern Seite den alten Oberstleutnant

Digitized by Google

Schulten, du kannst dich ganz deiner bezaubernden Dame widmen. Gratulor, alter Freund, gratulor!'

„Und damit geht er ab und lacht in sich hinein, daß der ganze Kerl wackelt. Ich finde noch gerade Zeit, zu denken: ‚Na, warte!', steige mit dem mir angeherten Kloß in den bereitstehenden Wagen und kratze an Liebenswürdigkeit zusammen, was der geringe Vorrat hergiebt — was sollt' ich auch machen?

„Im Hochzeitshause angelangt, drängt sich nun alles um das Brautpaar — lächelt, gratuliert, trocknet nach Anlage und Temperament eine Thräne, schwatzt und verbeugt sich — ich mache es in dem Gewirr möglich, hinter meiner kleinen Schönheit stehen zu bleiben, die sich mit der mir zuerteilten Brautjungfer etwas erzählt.

„Sie bemerkten mich beide nicht.

„‚Wen hast du denn zum Tischnachbar, Lore?' fragt die kleine Dicke angelegentlich.

„Also Lore — der Name gefiel mir wie das ganze Mädchen; wo hatte ich ihn doch schon öfter nennen hören?

„Die schöne Lore warf einen Blick an die Stubendecke.

„‚Natürlich den gräßlichen Feodor!' sagte sie, ‚wer kann es denn anders sein? An den bin ich ja immer geschmiedet! Und du, Klara?'

„Und die dicke Klara sagte mit verschämtem Selbstgefühl und sichtlichem Wohlgefallen — Pardon für die wörtliche Wiedergabe ihrer Aeußerung, aber die Wahrheit über alles! — sie sagte: ‚Ich habe den famosen Dragoner, den großen, hübschen, der uns in der Kirche gegenüber saß!'

„Von der Antwort, die Lore jetzt geben würde, hing für mich alles — und noch etwas — ab, das fühlte ich mit klarster Deutlichkeit. Wenn sie jetzt sagte: ‚Na, da hast du auch etwas Rechtes!', so wäre vielleicht in dieser wahren Geschichte manches anders gekommen. Aber sie sagte — Musik der Sphären! — ‚Da kannst du lachen!' Und dieser tiefe Ausspruch, der eben so viel Menschenkenntnis wie Geschmack verriet, der entschied über meine Zukunft!

„Ich hakte den Säbel ein, daß er nicht klirrte, ging oder schlich auf den Zehenspitzen auf den verschmitztesten Umwegen in den großen Speisesaal, wo die Tafel schon in vollem Blumenschmuck der Gäste wartend prangte. Ich flog und raste um den Tisch, immer die Augen auf die Tischzettel geheftet wie ein Stoßvogel auf seine Beute — ich trotzte den devot verwunderten Blicken der Lohndiener mit eiserner Stirn — ich fand meinen Zettel — fand Tiefenhausens Zettel — ich tauschte sie mit Blitzesgeschwindigkeit gegeneinander um!

„Ich setzte Tiefenhausen neben den freundlichen Kartoffelkloß, und mich plazierte ich neben die Schöne, die ich als Fräulein Lore von Feldern rasch entdeckt hatte, und bei deren Namensklang mir wieder das unbestimmte Gefühl durch den Kopf ging, schon von ihr gehört zu haben.

„Aber zum Nachdenken war jetzt keine Zeit und kein Anlaß; ich verließ den Schauplatz meiner Schreckensthaten und ging mit einem so unbefangenen Gesichtsausdruck in das Gästezimmer zurück, als wenn ich nicht bis drei zählen könnte, geschweige denn bis vier.

„Das Geschick war mir anscheinend freundlich zugethan, die Brautjungfern hatten vor Beginn der Tafelfreuden noch eine kleine Art Aufführung oder Deklamation zu leisten, die zwar den Hunger in unliebsamster Weise verschärfte, aber das regelrechte zwei und zwei Zu-Tisch-gehen störte und teilweise vereitelte.

„Ich ersah mit Geistesgegenwart den richtigen Augenblick, ließ meinen Kloß Kloß sein, turnte mit affenartiger Geschwindigkeit nach meinem betrügerisch erschlichenen Platz und saß mit der Miene der vollendetsten Unbefangenheit neben der schönen Lore.

„Dem mit fieberhafter Angst und zuckender Lebhaftigkeit protestierenden und gestikulierenden Tiefenhausen rief ich mit Entschiedenheit zu: ‚Nein, nein, es stimmt ja alles!' und sah ihn, der, wie schon erwähnt, keine Dame hatte, also sich ohne wirkliche Ungezogenheit nicht sichtlich sträuben durfte, mit Klara am Arm die Grube betreten, die er mir gegraben hatte! Und ich rieb mir so recht von Herzen die Hände.

„Daß ich ihm mit meinem ersten Glase lachend und seelenvergnügt zuprostete, daß er mir einen Blick an den Kopf warf, von dem es mir noch heute lieb ist, daß er kein Ziegelstein war, das erwähne ich nur in Parenthese. Denn ich vergaß vom Augenblick des Tafelns an alle Menschen, alle, mich selbst nicht ausgenommen.

„Für mich gab es nur noch eine, und diese eine saß zum größten Glücke neben mir, und keine Macht der Erde konnte mich für die nächsten Stunden aus ihrer Nähe vertreiben. Ach, und welch endlose Zeit dünken der glücklichen, gedankenlosen, liebenden Jugend solche Stunden!

„Das reizende Geschöpf neben mir war zunächst absolut schweigsam. Sie saß mit zugeknüffenem Mündchen und sah wieder mit jenem Ausdruck finsteren Trotzes auf ihren Teller nieder, den ich vorhin schon an ihr bemerkt und mir nicht zu deuten gewußt hatte.

„Auf die verschiedenen verlegenen Versuche ihres Nachbarn, sie zu unterhalten, hatte sie nur ein kurzes ‚Ja!' oder ‚Nein!'

„Der arme Mensch fing mich beinahe an zu dauern, er schien zu den gutmütigsten und schüchternsten Tölpeln dieses und des vorigen Jahrhunderts zu gehören, nebenbei war er so sichtlich bis über seine beiden, weit abstehenden Ohren in seine junge Nachbarin verliebt, daß es einen Hund hätte jammern können.

„Ich überlegte mir inzwischen immerfort, wie ich als erbärmlicher Egoist aus dieser Konstellation meinen Vorteil ziehen könnte. Ich suchte nach irgend einem Anfang, um mich mit dem anziehenden Mädchen zu unterhalten; sie sah bisweilen mit einem ganz flüchtigen Blick nach mir hin, aber wandte den Kopf sofort wieder ab, als wenn sie erschrocken wäre; ich verstand das kleine Fräulein gar nicht.

„Da mit einemmal fällt ihr das Taschentuch, das sie während einer besonders empressierten und

Digitized by Google

wohl auch gefühlvollen Anrede ihres Tischnachbars ungeduldig und ärgerlich zwischen den Fingern zerknittert hatte, neben mir zur Erde.

„Ich bin natürlich sofort in der Versenkung und hebe es auf; wie ich es in die Finger bekomme, besehe ich es mir und stecke es dann sehr kaltblütig in meine Tasche.

„Das Fräulein bemerkte natürlich diese überraschende Wendung der Dinge und sah mich mit halb geschlossenen Augen sehr vornehm und erstaunt an.

„‚Bitte!‘ sagte sie von oben herab, ‚das ist mein Taschentuch!‘

„Ich kopierte sie ein kleines bißchen, sehr geschickt und fast unmerklich, wie sich das ja wohl von selbst versteht, aber ich that es doch.

„‚Bitte!‘ sagte ich und sah sie auch so recht überlegen an, ‚das ist m e i n Taschentuch!‘

„Sie lächelte ein kleines bißchen, wie gegen ihren eignen Willen. Hätte sie es mir noch nicht angethan gehabt, so wäre es jetzt geschehen — aber wie!

„‚Beweise!‘ sagte sie gebieterisch.

„‚Zu Befehl!‘ erwiderte ich lachend und griff in meine Tasche, holte ihr Tuch heraus, holte mein Tuch heraus und hielt ihr beide hin: ‚Darf ich bitten? Hier! Dasselbe Tuch, derselbe Rand, dasselbe Wappen, von schöner Hand gestickt — entweder waltet nun hier ein unbegreiflicher Zauber, oder ich habe das noch viel unbegreiflichere Glück, mit Ihnen verwandt sein zu dürfen, mein gnädiges Fräulein!‘

„Und während ich spreche, sehe ich, wie auf ihrem entzückenden Gesichtchen ein zartes, klares Rot aufblüht und immer tiefer wird — sie läßt den Kopf hängen und ist eine ganze Weile ganz still, dann sagt sie auf einmal so recht trotzig vor sich hin: ‚Na ja, das kommt davon!‘

„Ich sah sie schweigend und lächelnd an und wartete auf eine Erklärung der sonderbaren Geschichte. Der Nachbar mit dem Madonnenscheitel spitzt schon die Ohren und will an unsrer Konferenz teilnehmen. Da wendet sie sich nach ihm um: ‚Bitte, drehen Sie sich jetzt mal sofort nach der andern Seite und hören Sie kein Wort von dem, was ich sage; bitte, Feodor!‘ fügt sie mit Nachdruck hinzu.

„Feodor? Was? Vorname? Sie nennt den Anhänger der glatten Scheitelung mit Vornamen? ‚Hölle und Teufel! Das wird doch kein Bräutigam sein?‘ dachte ich bei mir und sah mir schon meine Gabel auf Erstechen an.

„Feodor, der mir das gutmütigste Schaf in des Schöpsers großem Riesenstall zu sein schien, wendet denn nun gehorsam sein tadellos gekämmtes Haupt nach der andern Seite. Zu seinem Unglück und zu meinem Glück fällt er bei dieser Gelegenheit einer Dame in die Finger, die schon seit zwanzig Minuten verzweifelt und vergeblich nach einem Abnehmer für ein paar Meter der langweiligsten und weitläufigsten Geschichte gelechzt hatte, und die sich nun hocherfreut in den armen Feodor moralisch einkrallte und ihn für die nächste Zukunft rettungslos fest hatte.

„‚So, mein gnädiges Fräulein,‘ sagte ich nunmehr, sehr erfreut über diese angenehme Wendung der Dinge, ‚Feodor wären wir glücklich los geworden.‘ (‚Nimmt sie das übel,‘ dachte ich, ‚dann, Hoffnung, fahre wohl!‘)

„‚Aber keine Spur von Uebelnehmen, im Gegenteil, sie lacht so recht frisch heraus, und ich fasse die Gelegenheit am Stirnhaar und fange nun an, sie wegen des Taschentuches zu necken. Ich habe immer die Theorie gehabt und verfochten, daß man eines Menschen wahre Natur sehr deutlich an der Art und Weise erkennt und durchfühlt, wie er neckt und wie er sich necken läßt, wie er angreift und wie er pariert. Und wie nahm meine kleine Nachbarin den Kampf auf, wie verteidigte sie sich! Sie parierte meine plumpen Kenlenschläge mit den reizenden Waffen graziösesten Uebermuts, sie wußte mit kleinen, anmutigen Wendungen von einer Gesprächsecke in die andre zu fliehen, und erst, als ich resigniert den Kopf an die Stuhllecke zurücklegte und ganz erschöpft sagte: ‚Ich gebe es auf, Sie sind mir im Wortgefecht über‘, da lachte sie und sagte: ‚Nun, so weit wollte ich Sie nur haben, jetzt werde ich Ihnen denn ganz ehrlich beichten, wie die Sache gekommen ist. Dieses Taschentuch nämlich‘ — sie unterbrach sich und sah mich bittend an — ‚muß ich's erzählen? Ein bißchen schäme ich mich!‘

„‚Ach, wo werden Sie denn!‘ erwiderte ich gemütlich, „erzählen Sie nur frisch drauf los — es ist gewiß eine ganz besonders niedliche Geschichte, die ich da zu hören bekomme!‘

„Sie schüttelte energisch den Kopf.

„‚Die ist es nun gar nicht!‘ sagte sie kleinlaut, ‚dieses Taschentuch fand sich vor einiger Zeit — ich glaube, es ist schon anderthalb Jahre her — unter unsern Tüchern vor, niemand wußte, wem es gehörte, niemand in der Familie oder Bekanntschaft kannte das Wappen, und so lag es in meiner Kommode, und ich sah es alle Tage!‘

„Ums Leben nicht hätte ich hier die alberne Wendung zu unterdrücken vermocht: ‚Glückliches Taschentuch!‘

„Sie warf mir einen verweisenden Blick zu: ‚Dummn!‘ sagte sie ziemlich hörbar, ‚aber wahr!‘ erwiderte ich und verbengte mich.

„Sie machte einen Versuch, sehr ernsthaft auszusehen: ‚Soll ich nun erzählen, oder soll ich's nicht? Wenn Sie mich noch ein einziges Mal unterbrechen, sage ich kein Wort weiter, und Sie können sich in alle Ewigkeit den Kopf zerbrechen, wie die Sache eigentlich zusammenhängt!‘

„‚Ich bekundete durch eine lebhafte Gebärdensprache völlige Unterwerfung und völlige Sprachlosigkeit und sah die Erzählerin nur in Ermanglung andrer Aeußerungen sehr aufmerksam an, was mir nicht allzu große Ueberwindung kostete!

„‚Also,‘ fuhr sie fort, nachdem sie sich vorsichtshalber erst noch einmal überzeugt hatte, daß der gesittete Feodor noch immer in den Klauen des Schwatzengels sich befand, ‚also, die Einladung zu dieser Hochzeit kam. Ich war eigentlich noch nie in einer größeren Gesellschaft gewesen, und die Eltern wollten mir

Digitized by Google

zuerst gar nicht erlauben, herzugehen, wenn nicht der dumme —'

„Sie warf einen scheu erschrockenen Blick auf Feodor und verstummte und errötete.

„‚Ich meine,' fuhr sie dann eilig und verlegen fort, ‚schließlich bekam ich doch die Erlaubnis, ein kleines bißchen hatte ich darum gequält!

„‚Und die Eltern schenkten mir dieses Kleid hier und diese Blumen, und ich freute mich schon im voraus so, daß ich die letzten acht Tage gar nicht mehr recht schlafen konnte und wie im Traum herumging. Immer dachte ich: Wenn es nur schon erst so weit wäre, und du könntest in deinem Staat in den Wagen steigen! Ich hatte mir alles schon lange zurecht gelegt und fertig gemacht und dachte wirklich, ich hätte nichts vergessen. Da, im letzten Moment — der Wagen hält schon vor der Thür — alle rufen nach mir, ich laufe die Treppe herunter, so schnell ich kann, und wie ich am Wagen eben den Fuß auf das Wagentrittbrett setze, da fällt mir ein, daß ich mein Taschentuch vergessen habe! Papa war ärgerlich über die Verzögerung und über meine Zerstreutheit, ich — eins zwei drei — die Treppe wieder hinauf, Kommodenkasten aufgezogen, hineingegriffen, das erste beste Tuch eingesteckt, das ich fand, und nun in den Wagen. Und als ich mir den Schaden besah, habe ich das fremde Tuch ergriffen statt meines eignen, und fahre mit andrer Leute Eigentum in die Welt hinein! Finden Sie das sehr schlimm?'

„‚Sehr!' erwiderte ich ernsthaft.

„‚Ich ja eigentlich auch,' fuhr sie ganz bedrückt fort, ‚aber ich habe es doch nun einmal gethan, und nun muß es noch so kommen, daß von allen, allen Leuten auf der ganzen weiten Welt gerade der neben mir sitzt, dem das Tuch gehört, so recht zur Strafe!'

„Ich lachte.

„‚Nun, ich spreche Ihnen meinen verbindlichsten Dank aus, mein gnädiges Fräulein!' sagte ich.

„‚Wofür?' fragte sie verwundert.

„‚Daß Sie es so ganz unbefangen als Strafe auffassen und aussprechen, neben mir zu sitzen, das ist ja höchst schmeichelhaft!'

„‚Ach, so meinte ich's doch nicht!' sagte sie, wieder in der geraden, niedlichen Art, die mir so zu Herzen ging, ‚und das wissen Sie auch ganz gut. Aber gestraft bin ich doch, denn ich habe nun einem wildfremden Menschen alles beichten müssen, und mein hübsches Tuch hat sich auch wieder wie ein rechtes, treues Hündchen zu seinem Herrn zurückgefunden,' schloß sie mit einem halben Seufzer.

„Und nun gab ein Wort das andre! Ich erkundigte mich, wann, wie und wo das Tuch sich in das Elternhaus meiner Nachbarin verirrt hatte, und es stellte sich heraus, daß es irrtümlich zwischen die Tücher ihres Bruders geraten war, mit dem ich über ein Jahr in Garnison zusammen und gut Freund gewesen war. Ich erzählte ihr das und erzählte ihr auch, wie mir ihr Name gleich als bekannt vorgeschwebt habe, wie mir aber erst jetzt eingefallen sei, daß mir der Kamerad damals immer von seiner kleinen Schwester Lore erzählt habe, und daß ich sogar mal eine Puppe für sie hätte mit aussuchen müssen, die der Bruder nach Hause geschickt habe.

„Ihre Augen funkelten vor Vergnügen bei dieser harmlosen Reminiscenz an ihren ‚lieben Jungen', wie sie den Bruder nannte, und wir wurden in dem Gespräch und in unendlichen Beziehungen, die sich daraus ergaben, so vertraut, als hätten wir uns schon lange Zeit gekannt! Kurz, ich segnete das Taschentuch mit einer Inbrunst, wie das Taschentüchern selten begegnen mag.

„Nach einer langen Zeit, in der wir uns mit jeder Minute besser unterhielten, verstanden und — heut darf ich's sagen — auch gefielen, begann ich vorsichtig, wie einer, der auf dünnes Eis gerät:

„‚Mein gnädiges Fräulein, darf ich eine Frage stellen, als Sühne für Ihren Raub eine kleine Indiskretion begehen?'

„Sie lachte wieder.

„‚Wenn's wirklich eine kleine ist,' sagte sie mutwillig.

„‚Ja, das ist eine zweifelhafte Frage,' fuhr ich fort, ‚aber wir wollen's mal drauf ankommen lassen: — wer ist Feodor?'

„‚Ein Greuel!' sagte sie, ohne eine einzige Sekunde mit diesem Verdammungsurteil zu zögern.

„‚Hoffentlich ein taubes Greuel!' gab ich zurück, ‚denn sonst muß er sein exkreuliches und ehrenvolles Signalement ohne jede Frage vernommen haben!'

„Sie warf einen unendlich gleichgültigen Blick auf ihren sanften Verehrer.

„‚Nein, taub ist er nicht,' sagte sie mit großer Geringschätzung, ‚aber sonst alles mögliche!'

„‚Sieht aber unglaublich gutmütig aus,' verteidigte ich den ahnungslosen Feodor, der mit dumpfer Ergebung noch immer den Redestrom seiner Dame über sich ergehen ließ und nur noch halb bei Bewußtsein schien; er mochte sich den Verlauf dieses Hochzeitsmahles auch wohl ein bißchen anders vorgestellt haben!

„‚Gutmütig sieht er aus,' wiederholte ich nach einem erneuten, prüfenden Blick auf das liebe Schafsgesicht des Feodor.

„Lore sah mich eine ganze Weile sehr nachdenklich an.

„‚Gutmütig — ja, das ist er wohl!' sagte sie dann und seufzte so recht von Herzen, ‚er ist mein Vetter!'

„‚Aha — darum Feodor!' dachte ich, von meinen Qualen über das Vornamenverhältnis erlöst, und fuhr dann laut, wenn auch immer noch in vorsichtigem Ton fort: ‚Und nun, darf ich noch weiter indiskret sein?'

„Sie zuckte die Achseln: ‚Wenn's nicht anders geht!'

„‚Nein,' sagte ich sehr energisch, ‚es geht entschieden nicht anders — also, der Vetter betet Sie natürlich an?'

„Sie sah mich aus ihren großen Augen mit dem ehrlichsten Erstaunen an.

„‚Woher wissen Sie denn das?' fragte sie und

Digitized by Google

wurde in der nächsten Sekunde dunkelrot über das unfreiwillige Zugeständnis.

„‚Ich habe ein ganz auffallendes Kombinationstalent!‘ sagte ich mit tiefem Ernst.

„‚Sie nickte auch ganz ernsthaft.

„‚Das scheint so!‘ erwiderte sie bekümmert.

„‚Nun, und zu diesem erfreulichen Zugeständnis machen Sie ein so tief unglückliches Gesicht?‘ fragte ich teilnehmend; ‚ist es denn ein so unangenehmes Gefühl, angebetet zu werden?‘

„Sie warf den kleinen Mund auf.

„‚Kommt darauf an, von wem! Meinen Sie nicht?‘

„‚Ich weiß nicht,‘ sagte ich lachend, ‚ich bin noch zu selten in der Lage gewesen, mich anbeten zu lassen, ich habe kein unparteiisches Urteil. Aber was verstimmt Sie denn dabei so sehr?‘

„‚Ach,‘ begann sie, verstummte, schüttelte den Kopf und biß sich auf die Lippen. ‚Sprechen wir von etwas anderm!‘ sagte sie dann mit auffällig veränderter, gepreßter Stimme.

„Und als ich mich bückte, um ihr ins Gesicht zu sehen, bemerkte ich, daß sie Thränen in den Augen hatte.

„‚Mein gnädiges Fräulein, was ist denn?‘ fragte ich so recht eindringlich und treuherzig. ‚Kann ich Ihnen nicht irgendwie raten oder beistehen? Glauben Sie mir, es würde mich glücklich machen! Was ist denn der Grund Ihres plötzlichen Kummers?‘

„Sie zögerte noch.

„‚Soll ich's Ihnen denn wirklich sagen?‘ fragte sie befangen und zweifelhaft; ‚ich kenne Sie ja doch eigentlich noch gar nicht!‘

„‚Meinen Sie das wirklich?‘ gab ich zurück; ‚mir scheint, Sie kennen mich sehr gut, und außerdem bin ich doch ein alter Freund Ihres Bruders; nehmen Sie mal an, ich vertrete dessen Stelle.‘

„Sie sah mich einen kurzen Augenblick vertrauend an, dann hing sie den Kopf.

„‚Nun gut,‘ begann sie dann mit sichtlicher Ueberwindung, ‚ich weiß selbst nicht, warum ich es Ihnen erzählen will — aber ich will! Also, dieser da‘ — ein Blick nach dem armen Feodor vervollständigte den Satz — ‚dieser da — ich will ihn lieber nicht nennen, sonst paßt er auf — der will mich heiraten! Und die Eltern wollen es auch — wollen es sogar schrecklich gern — und er hat gestern den Papa gefragt, und heut will er mich fragen, und wenn er fragt — der Papa hat gesagt, dann muß ich ja sagen!‘

„Sie sah mich hilflos und angstvoll an und wurde blaß bis in die Lippen.

„‚Und was soll ich denn nun thun?‘ brachte sie endlich mühsam hervor.

„Ich sah ein paar Augenblicke in tiefen Gedanken vor mich nieder. So seltsam es klingt — mir war in dieser kurzen Stunde doch schon ganz klar geworden, daß mein Luftschloß und meine Träume Wahrheit, daß wirklich dieses Fest für mich und mein Leben entscheidend war und noch mehr werden würde. Ich fühlte doch aber andrerseits wieder die ungeheure Verantwortlichkeit, die ich auf mich nahm, mir gegenüber und ihr gegenüber, wenn ich jetzt, nach einer Bekanntschaft von wenigen Stunden, schon so sprach, wie mir ums Herz war.

„‚Mein gnädiges Fräulein,‘ begann ich ernst und nachdrücklich, so ernst, daß mir die Stimme ein paarmal unsicher wurde, ‚ich bin Ihnen vor allen Dingen aus tiefstem Herzen dankbar, daß Sie mir so viel Vertrauen bewiesen haben! Und Sie sollen es, so Gott will, nicht bereuen dürfen. Ich würde dieses Vertrauen schlecht belohnen, wenn ich Ihnen nicht ehrlich und rückhaltlos, nach meiner besten Ueberzeugung, sagte, was Sie nach meiner Ansicht thun sollen. Ja sagen, weil man ja sagen muß — nicht weil das Herz dies „Muß“ bittiert, sondern ein Einfluß von außen her — ein solches Jasagen halte ich unter allen Umständen für eine Sünde und für ein Verbrechen! Und wenn ich Ihnen in diesem Fall — in diesem einen einzigen Fall und aus bestem Gewissen zum Ungehorsam gegen Ihren Herrn Vater raten will, so geschieht es in der sicheren Voraussicht, daß er Ihnen den Ungehorsam selbst noch einmal danken wird. Sie müssen Ihr Leben leben, und keine andre Hand, auch die wohlmeinendste nicht, darf diesem Leben gegen Ihren innersten Willen Form und Inhalt verleihen.‘

„Sie hatte mich, während ich so in bewegtem Tone sprach, mit aufleuchtenden, verstehenden Augen angesehen, jetzt hielt sie mir plötzlich in überwallendem Gefühl die Hand hin:

„‚Ich danke Ihnen tausendmal!‘ sagte sie rasch und warm, ‚und ich thu's auch nicht!‘

„In diesem kritischen Augenblick, der mich im nächsten durch einen öffentlichen Fußfall und regelrechteste Liebeserklärung vor der ganzen Hochzeitsgesellschaft blamiert hätte — denn so weit war ich —, hatte sich die Nachbarin des schon halb zu Tode geschwatzten Feodor an einem Semmelkrümchen verschluckt. Sie hustete, und Feodor, vielleicht mehr aus Selbsterhaltungstrieb wie in erster Linie aus Liebe, machte, so rasch es anging, linksumkehrt und begann nun allen Ernstes, auch etwas von seiner reizenden Cousine haben zu wollen, was ihm niemand verdenken konnte.

„Ich ließ ihm das Reich großmütig, ich dachte bei mir: ‚Du armer Schlucker, du wirst heute doch noch allerhand Peinliches zu erleben haben!‘ Und während er mit seiner steifleinenen Galanterie versuchte, den Liebenswürdigen bei dem reizenden Mädchen zu spielen, wob ich aus Gegenwart und Zukunft, aus Hoffnung, Liebe, Zagen, Träumen und Wollen ein schimmerndes, flimmerndes Gedankennetz, in dessen goldenen Maschen ich mich und meine ganze Persönlichkeit so tief verstrickte, daß ich, als man durch Stühlerücken das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab, in dem seltenen und erfreulichen Fall war, ganz genau zu wissen, was ich wollte und was ich zu thun hatte.

„Zunächst, ehe die Musik aus ihrem quiekenden, quäkenden, schreienden Stimmen sich zu einem schwungvollen Walzer emporgeschwungen hatte, schlängelte ich mich an den alten Herrn von Feldern,

Digitized by Google

Lores Vater, heran, der, ahnungslos, wie sehr ich mich soeben in seine Erziehung gemischt hatte, mich sehr liebenswürdig aufnahm. Ich führte die alte Bekanntschaft mit seinem Sohne ins Treffen, warf dem Vater ein paar faustdicke Komplimente über seinen vorzüglichen und liebenswürdigen Filius an den Kopf, was Vätern im allgemeinen erfreulich ist, und führte mich somit aufs angenehmste ein.

„Dann begann ich, um mich neben Feodor hervorzuthun, eine blühende Schilderung meines Gutes und wurde förmlich farbenprächtig dabei. Der alte Herr kannte es zum Glück, was meiner Sucht zur Renommage einerseits heilsame Zügel anlegte und mir andrerseits zu einem soliden Eindruck verhalf.

„Durch alle diese Zusammenwirkungen fanden wir uns denn schnell — man kann überhaupt Menschen, meiner Erfahrung nach, viel leichter fangen als Fische oder Mäuse, wenn man es richtig darauf anlegt. Und als der erste Walzer erklang, den ich natürlich mit meiner reizenden Lore eröffnete — sie tanzte gerade so allerliebst, wie sie alles that —, als ich mit ihr so auf den Wellen der Töne hinflog, da hatte ich die Empfindung und das erfreuende Bewußtsein, mit meinem künftigen Schwiegervater sehr gut zu stehen, was, in Parentheſe bemerkt, auch von Dauer geblieben ist.

„Daß ich, was mir dem Vater gegenüber geglückt war, bei der Tochter nicht verabsäumte, das brauche ich wohl nicht erst zu versichern, das glaubt mir gewiß jeder, der sich in meine Lage versetzen kann. Ich wich nicht von der Seite des lieblichen Geschöpfchens, das mich mit jeder Minute mehr bezauberte. Dem armen Feodor und seinen Anstrengungen, doch auch einmal heranzukommen, setzte ich eine Dickfelligkeit entgegen, die in mir selbst die höchste Bewunderung hervorrief — er kam thatsächlich nicht heran! Zum größten Glück war der Papa an einem Whistklub festgemacht und sah nicht, wie mit seinem Schützling umgesprungen wurde. Feodor wurde mit jeder Minute kleiner, ich wuchs dagegen zu schwindelnder Höhe — der Mann mag mir an dem Abend so recht von Herzen gut gewesen sein!

„Daß er aber seine Erklärungsabsichten trotzdessen festhielt und nur auf einen geeigneten Augenblick wartete, das war mir ganz ersichtlich.

„Ich war halb und halb entschlossen, ihm mit meiner Erklärung zuvorzukommen und ihn möglichst um eine Nasenlänge zu schlagen: im schlimmsten Fall dachte ich mir die Situation so, daß wir uns vierhändig dem Vater der Angebeteten zu Füßen geworfen hätten! Er konnte ja dann mit einer Münze nach dem bewährten Grundsatz von ‚Kopf oder Schrift‘ zwischen uns entscheiden, da er als gewaltthätiger Herr von altem Schrot und Korn der Tochter keine Stimme in der Sache zuzuerkennen schien.

„So weit schien ja alles glatt zu verlaufen, und ich war innerlich ganz darauf vorbereitet, daß ich vor dem Verstreichen der nächsten Viertelstunde programmäßig einen Augenblick erhaschen würde, um mit einer sehr schön überlegten und innerlich fein ausgearbeiteten Liebeserklärung zu explodieren. Ich überhörte mir in aller Eile noch einmal die effektvollsten Wendungen, und die Sache war auf dem besten Wege. Da tönt der unheilvolle Ruf: ‚Damenwalzer!‘ in meine gehobene Stimmung hinein, meine Träume fliegen aufgescheucht in alle Ecken des Zimmers, eine gewisse fieberhafte Unruhe kommt in die Tanzerei, und ich sehe mit Ingrimm, daß ich meine Erklärung noch kalt werden lassen muß, bis ich an der Flamme meiner Gefühle eben so schön zur Siedehitze und dicht vors Ueberkochen gebracht hatte — ein kulinarischer Vergleich, der, zu meiner Ehrenrettung sei's gesagt, mir in jenem hochgespannten Moment aber nicht beifiel!

„Der Damenwalzer nahm also seinen Verlauf und war diesmal bestimmt, mich, wie den heiligen Laurentius, auf einem Rost im Feuer der Ungeduld zu braten. Da bin ich schon wieder in der Küche — es ist ein Leiden!

„Ich hatte gehofft, als bescheidenes Mauerblümchen in Dragoneruniform zu figurieren, und nie hat mir weniger am ‚Glück bei Damen‘ gelegen als in jener Stunde! Aber Fortuna dachte anders und verhalf mir zu einem ebenso unerwünschten wie unbequemen Erfolge. Die eingangs erwähnte Klara, der Kartoffelkloß mit dem seelenvollen Blick, die sich bei Tisch um mich betrogen fand, wollte nun — ob aus unerklärlichem Wohlgefallen an meiner Persönlichkeit oder aus Bosheit und Tücke, das lasse ich dahingestellt — aber sie wollte in jedem Fall auf ihre Unkosten kommen.

„Sie stellt sich vor mich hin, knickst, lächelt mich an — was bleibt mir auch andres übrig? Ich lächle ebenfalls, neige mich ehrfurchtsvoll und dankbar, ergreife sie und versuche, mich mit ihr im Reigen zu drehen.

„Aber das war nicht so leicht gethan wie gesagt. Der Kloß hatte erstens ein Schwergewicht, als wenn er aus bestem Granit geformt gewesen wäre. Sodann stand er in einem entschieden unfreundlichen Verhältnis zu den bescheidensten Anforderungen des Taktes und der rhythmischen Fortbewegung. Er zählte schon immer laut und angstvoll, ehe er loshopste — das ist ein böses, böses Zeichen! Kurz, die Sache gestaltete sich derartig anstrengend für mich, daß mir der altbekannte malitiöse Ausdruck für schlecht tanzende Damen: ‚Das ist ja beinahe wie Möbelrücken!‘ nicht aus dem Sinn kam, und ich nach zweimal herum ungefähr die Empfindung hatte, eigenhändig einen recht kompletten Umzug bewerkstelligt zu haben.

„Leider schien diese niederdrückende Empfindung nicht auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Ich mochte mich drehen und wenden, wohin ich wollte — ich verschmähte es sogar nicht, hinter den Fenstervorhang zu schlüpfen — alle Künste waren vergeblich! Ehe ich mich's versah, stand wieder der Kartoffelkloß vor mir und knickte. Ich glaube, das kleine Ungeheuer hat mich in diesem Damenwalzer wohl fünfzehnmal an Leben und Gesundheit zu schädigen versucht.

„Und dabei sah ich noch Tiefenhausens schadenfrohes Gesicht, der bei unsern verzweifelten Anstrengungen sich königlich amüsierte und mir immer,

Digitized by Google

wenn ich an ihm vorbeikam, mit diabolischer Fröhlichkeit zuflüsterte: ‚Wer zuletzt lacht, lacht am besten!‘

„Und zweimal, als ich eben wieder mit dem Kloß herumspringen mußte, tanzte Tiefenhausen mit Lore an mir vorbei — es war wirklich zum Krankärgern!

„Nun, alles nimmt ein Ende, warum nicht dieser Damenwalzer, obwohl ich damals die Empfindung hatte, als wenn er ungefähr acht Tage gedauert hätte.

„Als ich nun aber hocherfreut sehe, wie die Musikanten ihre Instrumente absetzen und zum Glase Bier greifen, als ich so recht aufatmend denke: ‚Nun ist meine Stunde herangekommen,‘ zeigt mir ein Blick, daß Lore sich nicht mehr im Tanzsaal befindet. Und nicht nur Lore ist verschwunden, sondern auch Feodor kann ich beim besten Willen nirgends entdecken.

„Na, das war ja hübsch! Mein Schreck — ich finde keine Worte!

„Ich flitze denn mit größter Vorsicht und Besorgnis um meinen Kloß herum, der die entschiedenste Neigung zeigt, mich Unseligen noch in eine schalkhafte Unterhaltung zu verwickeln, ich stelle mich harthörig und schüttle sie ab wie einen Maikäfer. Dann gehe ich, die Augen immer nach rechts und links wandern lassend, durch eine Reihe von Zimmern, die sich an den Tanzsaal schließen, und in deren einem das verschwundene Paar sich doch unbedingt aufhalten muß!

„Und richtig, in einem gemütlichen, tiefen Raum, anscheinend der Wohnstube der Familie, bietet sich mir ein ebenso unerwarteter wie merkwürdiger Anblick!

„In der Mitte des Gemachs steht der unglückselige Feodor, ein Bild der töblichsten, ratlosesten Verlegenheit, trommelt mit den Fingern der einen Hand auf der andern Hand herum, wagt sich anscheinend nicht zu rühren und zu bewegen und macht ein Gesicht, wie man es ohne weiteres auf die Ausstellung für Schafsgesichter schicken und sich eines ersten Preises versichert halten könnte.

„Und ihm gegenüber — die reizendste Ursache seiner sprachlosen Verwirrung — in einem bequemen Großvaterstuhl am Fenster zusammengeschmiegt, die kleinen Hände lässig im Schoß gefaltet, sitzt Lore, das Köpfchen an die Seitenlehne des Stuhles gedrückt, mit festgeschlossenen Augen, ruhig und gleichmäßig atmend und allem Anschein nach im tiefsten Schlaf.

„Der Anblick war zugleich so allerliebst, so erheiternd und so rätselhaft, daß ich wohl zwei Minuten in der offenen Thür stand, von niemand bemerkt, und mit Lachlust und Vergnügen so vollauf zu thun hatte, daß ich mich nicht losreißen konnte.

„Das Rätselhafte freilich sollte mir bald gelöst werden, denn ich sah, wie es plötzlich einmal, nur eine Sekunde, ja kaum so lange, aber doch, um den Mund der kleinen Schläferin verräterisch zuckte und wie unter den langen, dunkeln Wimpern hervor ein ganz, ganz flüchtiger, schelmischer Blitz von einem Blicke nach dem armen, schwer blamierten Feodor hinüber huschte. Der in seiner Bestürzung und Tölpelhaftigkeit merkte nichts davon, er sah immer noch aus wie ein verängstigter Hase und stand und stand, entschieden in der Furcht, daß gerade das, was er in der nächsten Minute unternehmen könnte, das Allerthörichtste und Ungeschickteste sein würde.

„Als nun die Angebetete nach einer geraumen Zeit noch immer keine Miene machte, aus dem Schlaf zu erwachen, der sie allem Anschein nach so plötzlich überkommen hatte, als sie im Gegenteil den Kopf so recht bequem tief in die Polster sinken ließ, da gab der arme Freier verzweifelt seine verlorene Position auf, er begann, sich, auf den Zehenspitzen schleichend, mit der äußersten Diskretion zurückzuziehen, glücklicherweise nicht an mir vorüber, sondern nach einem zweiten Ausgange des Zimmers.

„Kaum hatte er diesen Rückzug — wirklich mit einer für männliche Stiefel nicht genug anzuerkennenden Zartheit — bewerkstelligt, kaum war er aus der Thür, allerdings nicht, ohne sich noch etwa fünfundzwanzigmal umgesehen zu haben, ob das Cousinchen denn immer noch nicht aufzuwachen Neigung zeige, so war ich an seiner Statt drinnen.

„Ich stand im ersten Moment noch unbemerkt, aber als die Thür sich sachte, sachte hinter ihm schloß und Fräulein Lore mit ihrem reizendsten Schelmengesicht aus dem vortrefflich dargestellten Scheinschlaf erwachte, da erschrak sie freilich nicht wenig.

„Denn in dem Zimmer, das sie im Gefühl eines glücklich, wenn auch nicht redlich errungenen Sieges leer zu finden geglaubt hatte, stand ich in Lebensgröße und sah sie sehr fidel und verständnisvoll an.

„Ich glaube, sie hatte im ersten Moment die Absicht, die Augen sofort wieder zuzumachen. Aber sie besann sich ziemlich rasch eines Besseren, stand in großer Befangenheit vom Lehnstuhl auf und blieb schweigend, mit tief gesenkten Wimpern vor mir stehen, als wenn sie nun in aller Ruhe abwarten wollte, was ich zunächst sagen werde.

„Und ich sagte natürlich: ‚Guten Morgen!‘ und erkundigte mich, ob sie gut geschlafen hätte.

„Sie nickte fröhlich und mit wiederkehrender Unbefangenheit.

„‚Nun aber,‘ begann ich in verwundertem Ton, ‚nun erzählen Sie mir wenigstens, mein gnädiges Fräulein, was denn diese merkwürdige Sache hier zu bedeuten hatte?‘

„Sie lachte hell auf.

„‚Ach, er ließ mich ja nicht in Ruhe!‘ sagte sie, halb ungeduldig und halb lustig, ‚er wollte doch um jeden Preis seine Rede halten — sechsmal hatte er schon angefangen — ich lief ihm immer aus einer Stube in die andre fort, und er lief ebenso unermüdlich hinter mir her, und als ich schließlich gar nicht mehr wußte, wie ich ihn loswerden sollte — denn irgendwo mußte die Wohnung ja ein Ende haben —, da that ich ganz schnell, als wenn ich eingeschlafen wäre. Und der dumme Junge glaubte das auch!‘ setzte sie verächtlich hinzu.

„‚Der arme Kerl!‘ sagte ich, ‚aber wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, Sie haben alle Ursache, sich zu beglückwünschen, daß der junge Mann anscheinend nicht sehr bewandert in der Litteratur ist!‘

Digitized by Google

„Sie sah mich erstaunt an.

„‚Weshalb denn?‘ fragte sie voll Verwunderung.

„‚Nun, denken Sie, wenn er die Geschichte vom Dornröschen gekannt hätte, das wäre doch am Ende schlimm gewesen!‘ sagte ich.

„Jeder Sachkundige wird mir zugeben, daß man eine bessere Einleitung zur Erklärung und Verlobung nicht zu haben braucht. Mir schien es auch so, und ehe mein Dornröschen Zeit gefunden hatte, sich aus ihrer lachenden Verwirrung wieder zu einiger Fassung durchzukämpfen, hatte ich alles gesagt, was ich zu sagen hatte, und vielleicht noch ein bißchen mehr, hatte ihr mein übervolles Herz zu Füßen gelegt, und — sie hat es nicht liegen lassen!

„Daß es mir gelang, die Eltern meiner kleinen Braut damit auszusöhnen, daß ich den von ihnen gewünschten Schwiegersohn so mir nichts dir nichts aus dem Sattel gehoben und in den Sand gestreckt hatte, das habe ich wohl weniger meinem Verdienst zuzuschreiben als dem mir noch heut und immer unbegreiflichen Glück, daß Lore mich so schnell liebgewonnen hatte wie ich sie! Der arme brave Feodor hat sich später auch getröstet und eine ganz resolute kleine Frau gefunden, die ihn an einem rosaseidenen Bändchen hinter sich her zerrt und den guten Hammel auf eine ganz angenehme Weide geführt hat.

„Was aus meinem Kartoffelkloß geworden ist, das weiß ich nicht; mir ist es jetzt in meinen alten Tagen noch ein beruhigendes Gefühl, daß er jetzt wohl sicher niemand mehr im Damenwalzer holen kann.

„Das Taschentuch aber, das die Bekanntschaft zwischen mir und Lore so schön eingeleitet hat, das liegt in einem ganz besonderen Raritätenkästchen bei uns zu Hause, und wenn unsre älteste Tochter Hochzeit macht, was nächstens der Fall sein wird, dann soll sie es als Brauttaschentuch benützen.

„Hoffentlich bringt es ihr ebenso viel Glück, wie es ihren Eltern gebracht hat — unberufen übrigens!“

Großfürst-Thronfolger Michael von Rußland.

Seit dem jähen Tode seines älteren Bruders Georg führt nach russischem Brauche Großfürst Michael den Titel des Thronfolgers bis zu dem Zeitpunkte, daß dem jungen Kaiserpaar ein männlicher Sproß beschieden sein sollte. Am 4. Dezember 1878 in Petersburg geboren, erhielt der Prinz in der dortigen Artillerieschule seine militärische Ausbildung. Bei den Manövern zu Krasnoje-Selo pflegte er die langen Märsche der Artilleriejunker mitzumachen. Erst im vorigen Jahre absolvierte er die Artillerieschule, worauf er Chef der 2. Artilleriebrigade wurde. Vor einiger Zeit übernahm er das Protektorat über das Elektrotechnische Institut in Rußland und leistete Wertvolles für die Verbreitung der elektrotechnischen Kenntnisse im Zarenreiche. Großfürst Michael gilt auch als Kenner des Festungswesens; im vorigen Jahre wurde er im Auftrage des Zaren in das Nordwestgebiet geschickt, um die dortigen Festungen zu inspizieren. Von ernstem Charakter, war der nunmehrige Thronfolger stets bestrebt, sein Vaterland aus eigner Anschauung kennen zu lernen; er bereiste oftmals Rußland, um an Ort und Stelle Studien über die ökonomische Lage, den Bildungsgrad und das Leben der Bevölkerung zu machen. Auch Reisen nach dem Auslande unternahm er häufig. Großfürst Michael, der jetzt im einundzwanzigsten Lebensjahre steht, ist durch die Uebernahme der Thronfolge Hetman aller Kosaken geworden. Auch ist er Chef des 129. Infanterieregiments Bessarabien.

Digitized by Google

Photo-Verlag von Vittorio Sella, Biella.

Spitze des Großglockner.

Der Großglockner.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Mit fünf Abbildungen.

Seit Jahren ſchon war es meine Abſicht, dem Großglockner meinen Beſuch abzuſtatten. Ich hatte ihn ſo oft von andern Hochgipfeln von allen Seiten geſehen, daß ich vor Begierde brannte, ihn zu betreten. Seine Höhe (3789 Meter) hebt ihn ſiegreich über ſeine Umgebung hinaus. Dazu ſteht er — im Vergleich zu andern Alpenrieſen — beinahe einſam da und bietet derart ein wunderſames Bild, betrachte man ihn nun von den nördlichen Kalkalpen aus, von den Südtiroler Dolomiten, im Weſten vom Groß-Venediger oder im Oſten vom Ankogel. Ueberall

Digitized by Google

Phot.-Verlag von Würthle & Sohn, Salzburg.

Großglockner, von der Kaiser Erike aus gesehen.

ist er gleich schön, die edle Gestalt des in eine scharfe Spitze auslaufenden Schnee- und Eisdomes, einer Glocke nicht unähnlich, hat ihm von alters her die überragende Bedeutung gegeben, so daß nie ein Zweifel bestand, wer in diesem Firn- und Gletschergebiete König sei. Und kein Einäugiger unter Blinden, sondern seine zwei Gipfelamen schauen als Klein- und Großglockner weit hinaus über das Bergesland.

Als ich nun vom Gipfel der Dreischusterspitze (Sextener Dolomiten) wieder einmal den Glockner aus den Wolken blitzen sah, sagte ich zu meinem Führer Anton Bergmann junior, der einer der kühnsten und besten Felsenkletterer der Dolomiten ist: „Wenn's Wetter schön wird: Entschluß. Was meinen S' als Intermezzo eine Glocknerfahrt?"

„I bin dabei!"

Und das Wetter schien schön zu werden. Der Entschluß wurde schnell gefaßt. Um 6 Uhr sagte ich es meiner Frau. Sie war sofort einverstanden. Die Rucksäcke wurden gepackt, und um 7½ Uhr saßen wir im Zuge der Pustertalbahn, der uns nach Lienz brachte. Dort wurde übernachtet, und am andern Morgen früh ¾4 Uhr ging es mit dem Wagen in das dunkelnde Iselthal hinaus. Wir waren alle noch schlaftrunken vom frühen Aufstehen die Tage vorher. Auch Bergmann nickte, ein wenig der Länge nach auf dem Vordersitze ausgestreckt, natürlich als wettergester Gebirgsmensch trotz des kalten Morgens ohne Weste mit offenem Rock, während wir beide uns in die Wettermäntel gewickelt hatten.

Die Fahrt in den dämmernden Tag hinein war herrlich. Immer ging es an der brausenden, schäumenden Isel hin, vorbei an schlafenden Gehöften, und als ich mich umdrehte, gewahrte ich ein fast Böcklinisches Bild: vom fahlen, mit drohendschwarzen Wolken behangenen, unten schwefelgelben Horizont hoben sich die scharfen Umrisse des alten Schlosses Bruck wie die Seeräuberburg ab, und die schwarzen Schattenrisse riesiger, cypressenartiger Bäume gaben der Landschaft ein phantastisches Aussehen. Bei näherer Beobachtung fand es sich, daß das Nadelholz diesen Eindruck hervorbrachte, denn man hatte bis an die Wipfel hinauf die Zweige gestutzt, um aus den Nadeln Winterstreu für das Vieh zu gewinnen.

Bis Huben konnten wir fahren. Von dort aus geht es zu Wagen weiter nach Windisch-Matrei, während wir aussteigen mußten, um unser Wanderziel, die Glocknerstation „Kals", zu Fuß zu erreichen. Der Weg ist nicht fahrbar. Zuerst galt es jedoch einen Träger zu finden für den Rucksack, der das Nachtzeug enthielt und einige Reserveplatten für den photographischen Apparat. Bergmann und ich hatten uns redlich in das übrige Gepäck geteilt. Für sein Seil und die Steigeisen trug ich Camera und Platten.

Aber ein Träger war erst nach langem Suchen aufzutreiben, denn die meisten Männer waren schon hinaus in die Berge, ihrer Arbeit nachzugehen, und ein Alter, der in Frage kam, scheute den 4 Stunden weiten Weg bis Kals, der mit 1¼ stündiger starker Steigung begönne. Endlich fand sich ein Träger. Ueber dem Suchen war es aber schon ½7 Uhr geworden, und während wir mit dem langsamen Gang und gebogenen Knie der Steiger die Höhe des Kaiserthales gewannen, besprachen wir mit Bergmann unsern Plan. Wir wollten versuchen, unsre Glocknerfahrt in zwei Tagen zu machen. Heute noch mußten wir die höchste Schutzhütte am Glockner, die „Erzherzog Johann-Hütte" auf der „Adlersruhe", erreichen (3465 Meter). Das gab 32 Kilometer bis Kals, dann 4½ Stunden steigen bis zur „Stüdlhütte" (2803 Meter) und von dort 2½ Stunden steigen bis zur „Adlersruhe". An Höhenunterschied waren, da Lienz 673 Meter hoch liegt, an diesem Tage 2792 Meter zu überwinden.

Aber 4 Stunden bis Kals? Nein, dann hätten wir die „Adlersruhe" nicht mehr erreicht. Bergmann legte also kurz entschlossen ein mörderisches Tempo vor, das uns und unsern schweißtriefenden Träger binnen 2 Stunden 20 Minuten nach Kals brachte.

Unterwegs ward uns zur Belohnung für unsern Gewaltmarsch ganz plötzlich bei einer Wegbiegung der erste Anblick des Glockners. Als wir das Wunderbild unsers Berges jäh aus dem Holze sich in stolzer Schönheit aufrichten sahen, riefen wir alle, beinahe gleichzeitig stehen bleibend:

„Der Glockner!"

Auch Bergmann war von der Erscheinung des Gipfels betroffen und sah ihn lange starr an, wie er sich aus den nackten Vorbergen, gletschergegürtet, mit seiner gewaltigen

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Firnhaube und der scharfen Doppelspitze in den blauen Himmel erhob. Nach dem ersten Staunen stellten wir natürlich sofort die Namen fest: unten die drei Gletscher, links das Teischnitzkees, durch den Stüdlgrat von ihm getrennt das Ködnitzkees und rechts das Leiterkees, wo der alte Weg nach Heiligenblut hinabgeht. Dann links der fächerartige scharfe Grat, die Glocknerwand, die der Expedition des Markgrafen Pallavacini das Leben gekostet, rechts die dunkeln Felsen der Adlersruhe, in der Mitte der Großglockner und der Kleinglockner, die berühmte oder auch berüchtigte Glockenscharte dazwischen.

Während wir weiterschritten, behielten wir lange Zeit das Bild des Riesen vor Augen, und ich verfolgte genau die Aufstiegsroute: die Linie quer über den Ködnitzgletscher, den Aufstieg zur Adlersruhe, den Aufstieg über den Firn zum Kleinglockner, zur Scharte und Glockenspitze.

In Kals kehrten wir beim Glocknerwirt ein. Wir mußten eine Rast machen, weil keine Führer da waren, denn die ersten Touristen, die von Lienz-Huben kommen, pflegen sich mehr Zeit zu nehmen, Mittagsrast in Kals zu machen und erst nachmittags zur Stüdlhütte aufzusteigen, indem sie erst am dritten Tage in Heiligenblut oder Lienz eintreffen.

Wir frühstückten und warteten, bis ein Führer erschien, der erst von der Feld- oder Waldarbeit geholt werden mußte. Der Glocknerwirt, der berühmte alte Glocknerführer Thomas Grober, der mit seinen Brüdern und Joseph Keser einst den Stüdlweg (über den Stüdlgrat) zuerst begangen, ein mächtiger, blauäugiger Mann mit graublondem, struppigem Vollbart, unterhielt uns währenddessen, sprach über Wetter und Zeit, die wir von Huben gebraucht, wunderte sich, wie früh wir eingetroffen, und daß wir morgen abend schon wieder in Lienz und nachts sogar in Innichen sein wollten. Nur von seinem alten Freunde, dem Glockner, redete er nicht, wie man eben von Selbstverständlichem nicht spricht.

„Grüß Gott!" klang es da, und wieder stand ein blauäugiger Kaiser Rieje vor uns: Veit Oberlohr, unser zweiter Führer. Wir schüttelten uns kräftig die Hand, er nahm unsern zweiten Rucksack auf den Rücken, schnallte Seil und Steigeisen darauf, nahm seinen gewaltigen Eispickel zur Hand, und die Expedition konnte beginnen. Wir reichten Thomas Grober vor seinem Hause die Hand zum Abschied, und ich las den Spruch, den der alte Bergführer, der wohl oft unter Eisbruch, Steinfall und Donner der Lawinen dem Tode ins Antlitz gesehen, über seine Thür gesetzt:

„Das Haus gehört mein und doch nicht mein,
Den zweiten wird es auch nicht sein,
Den dritten geht es auch wie mir,
Der Tod kommt ihm vor seine Thür,
Den vierten trägt man auch heraus.
Dann sagt mir, wem gehört dies Haus!"

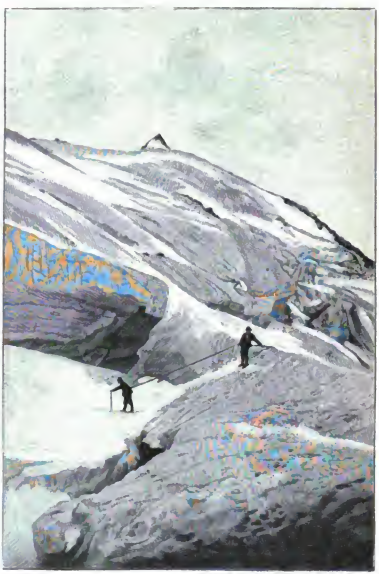
Thomas Grober schaute uns noch eine Weile nach, dann verloren wir ihn aus dem Gesicht. Nun begann eine ermüdende Thalwanderung immer an der Berglehne hin, mählich aufwärts. Die Sonne brannte, und auf dem einförmigen Wege gaben nur hie und da ein paar Gehöfte etwas Abwechslung.

Da tauchte der Glockner wieder auf, und an einer Quelle konnten wir uns an seinem majestätischen Anblick erheben. Nun sah man über dem Thalschluß des Ködnitzthales hoch oben den Gletscher, aus dem der Riese herauswuchs; der Gletscherabbruch leuchtete in blauen und grünen Tönen herüber wie ein erstarrter Wasserfall, und wie überall der Glockner hier seine Spuren zurücklaßt, erzählt eine Gedenktafel von einem Touristen, den der Berg ins Reich der Schatten gesandt.

Aber weiter, weiter. Die Wanderung geht fort in Serpentinen, steile Hänge hinauf. Der Glockner verschwindet, er zeigt sich auf eine Sekunde von neuem und ist wieder den Blicken entrückt.

Wir stöhnten und schwitzten, unterhalb des Gletscherabbruches hielten wir Rast, nicht weit vom ersten Firnfeld, das sich in eine Mulde zur Vanitscharte hinanzieht, auf der die Stüdlhütte liegt. Nun traten wir Stufen in den Schnee, stumpfsinnig, eigentlich ohne uns weiter umzublicken. Wie die Schnecken kriechend, die beiden Führer voran, ging es über den Firn hinauf. Die Umgebung, so großartig sie sonst sein mochte, war uns gleichgültig geworden. Dafür war es auch schon längst ½3 Uhr geworden, und die Sonne meinte es immer ehrlicher.

Derartige Wanderungen sind mir so fürchterlich, daß ich jedesmal überzeugt bin, das würde der letzte Berg sein, den ich in meinem Leben nehme, und am nächsten Tage wird mit den Führern schon wieder eine neue Besteigung



Phot.-Verlag von Wilhelm Hecht, Berlin.

Spaltenübergang auf dem Hoffmannsweg.

Digitized by Google

verabredet, denn sobald ich auf Fels oder Eis komme, ist alle Muthlosigkeit vergessen, dann fängt für mich die Freude an diesem edelsten Sporte, den es giebt, erst an.

Als wir die Stüdlhütte vor uns sahen und wir wußten: jetzt kommt nur noch Fels, Gletscher, Firn, da war die Reaktion auch schon da; ich wichste mir das Wasser von der Stirn, wir warfen die Rucksäcke ab, lehnten die Pickel draußen an die Hütte und fühlten uns als Sieger, während das in der Mittagsglut zurückgelegte Stück mehr ein Versuchsobjekt für ältere Damen ist. Aber da fällt mir ein, daß diese älteren Damen doch wohl mindestens Herz und Lunge in tadellosem Zustande haben müßten, damit ihnen die Höhendifferenz Kals-Stüdlhütte keine Bedenken verursache.

Die Stüdlhütte ist von dem verdienten Alpenforscher Stüdl aus Prag gebaut und bewirthschaftet von der Familie Groder. Links vom Eingang befindet sich der Raum, in dem man sich tagsüber aufhält; dort stehen zwei schmale Tische mit Bänken und der Kochherd. Rechts vom Eingang liegt der Vorrathsraum, nach hinten zu zwei Kammern mit Schlafmatratzen und wollenen Decken. Unter dem Dach nächtigen die Führer und das Wirthschaftspersonal. Es ist der Typus der älteren Hütte des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins.

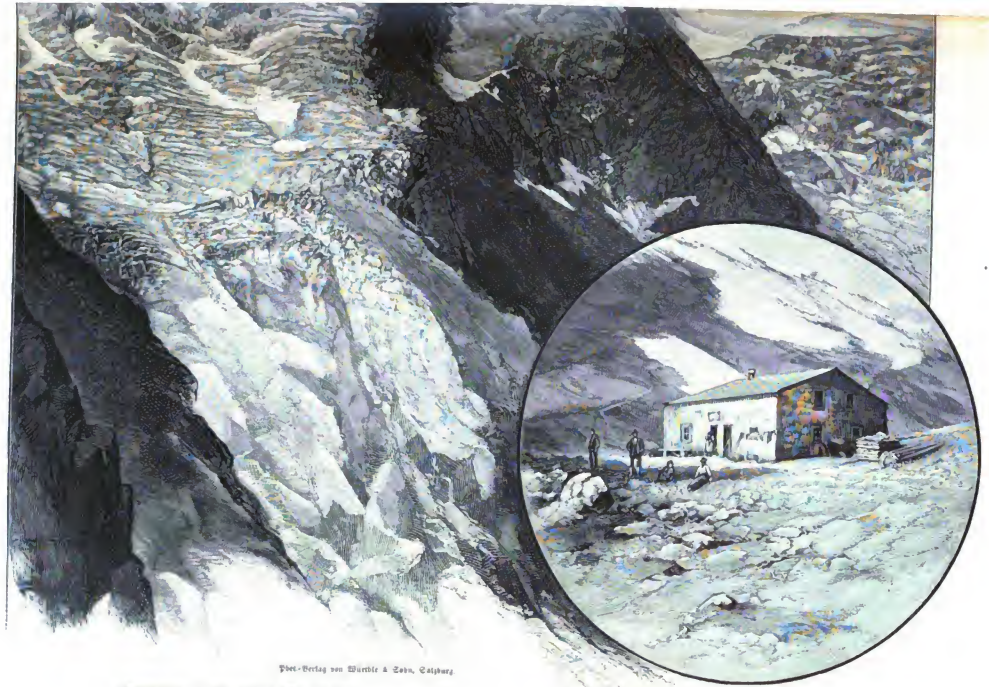
Wir aßen eine Erbsensuppe sowie „Würstel mit Kraut", eine der trefflichen Konserven des Professor Pottschen Hüttenproviantsystems, dazu Wasser und Wein. Die Preise sind von der Sektion Prag festgestellt und in Anbetracht der Höhe, zu der man jedes Stück Brennholz, alles und jedes heraufschleppen muß, sehr mäßig. Die Alte, die uns die Würstel kochte, machte heiter-liebenswürdige Konversation, als empfinge sie die Gäste in ihrem Privathause.

Die Führer mahnten zum Aufbruch. Langsam stiegen wir den Felsrücken zum Teischnitzkees hinan, dessen Gletscherabbruch links von uns, scheinbar zum Greifen nah lag. „Als wär' er halt frisch vom Konditor gemacht!", wie Bergmann meinte. Mit jedem Schritte hinan wuchs der Glockner aus dem Gletscher heraus, bis er endlich, als wir die vom Großglockner herabziehende Felsrippe überschritten, die als „Louisengrat" das Teischnitz- und Kodnitzkees trennt und auf der der „Stüdlweg" hinanzieht, in ganzer Majestät vor uns stand. Wir blieben halten, um hinaufzuschauen. Der weitere Weg über den Gletscher lag ausgetreten vor uns. Wir hatten gehört, daß die Hütte auf der Adlersruhe vergrößert werden solle; drüben auf dem Gletscher lag das Bauholz, Stück für Stück auf Menschenrücken aus dem Thale heraufgeschleppt. Die Arbeiter hatten einen regelrechten Weg über den Firn ausgetreten, dem wir nun gemächlich folgten.

Ueber uns zogen sich Wolken zusammen, in dicken, langen Streifen. Noch war die Spitze frei, aber plötzlich, als ich wieder hinaufblickte, hing ein Schleier dem Riesen um das Haupt. Oben mußte starker Wind sein, denn die Dünste zogen wild auf und ab, nur die Spitze verhüllten sie mehr und mehr. Unten auf dem Gletscher war alles still, ein eisiges Schweigen. Nur das Knirschen der Tritte vernahm man auf dem Firn und das eintönig gleichmäßige Aufstoßen der Pickel. Wir gingen alle vier ohne Seil, denn der Gletscher war gutartig, zugeschneit und zeigte wenig Spalten. Nur ab und zu öffnete sich einmal ein schmaler Riß, in den man beim Schritt hinüber einen Blick werfen konnte.

Am Lagerplatz des Baumaterials für die Hütte ward nun das Seil umgelegt: der Gletscher wird steil, er zieht zur Adlersruhe hinauf. In Stufen ging es langsam hinan, an den Resten einer Lawine vorüber, die sich in hohen Mauern vom Glocknersattel über das zerklüftete Eis in die Tiefe gewälzt und allmählich Halt gemacht hat,

Digitized by Google



Phot.-Verlag von Würthle & Sohn, Salzburg.

Großglockner, von der Franz Josephs-Höhe aus gesehen.

Stüdl-Hütte.

Digitized by Google

wo die Neigung des Gletschers milder wird. Kurz vor dem Betreten der Felsgratrippe, die zur Adlersruhe hinanzieht, mußten wir über zwei schmale Gletscherbrücken, die ein paar Spalten von abenteuerlicher Tiefe überwölbten. Das Eis schimmerte seenhaft grün, blau, violett an den trichterartigen Wänden.

Nach kurzem Felsengang ging es nun wieder über Eis, dann tauen wir an das letzte Felsstück, das hinanzieht. Es ist steil, aber baumen: wackelige Blöcke und Platten sind sortgeräumt und eine Art Treppe im wildgetürmten Eisblockschiefer hergestellt, der das Geländer in Gestalt von rechts und begleitenden Drahtseilen nicht mangelt. „Der Traverserer des Winklerturms“ (schwierigste, gefährlichste Felsteur, die es wohl giebt!), wie wir Bergmann im Scherze nannten, schimpfte über die Drahtseile, und als wir das eine Drahtseil, das ich als unbequemen nicht benutzte, einmal geradezu zwischen die Beine fuhr, stimmte ich ihm bei. Eine Weile ging es so, immer dicht am Abturze auf das Leiterlees hin, das wir tief unten liegen sahen.

Kurz vor den letzten großen Platten drehte ich mich noch einmal um und blickte hinaus über Kodnitz- und Teischnitzkees an der Kante des Stüdlgrates vorbei. Ein Wunderanblick bot sich. Tief unten lagen die Wolken, und weit hinaus über den Venediger- und die Zillerthaler Gipfel zogen dichte, weiße Ballen in unabsehbare Weiten. Darüber aber war der Himmel klar geblieben. Die Sonne strahlte noch durch die Nebel, aber sie verlor an Kraft von Sekunde zu Sekunde. Nun färbte sie den Horizont. Ein blutroter Schein huschte über das Blaßblau des Firmaments, wuchs und wuchs immer höher hinauf. Und die weißen Wolken begannen sich zu färben, wurden gelb und violett, umzogen sich mit purpurnen Rändern und glühten endlich, als seien sie in Feuer entzündet. Die Sonne sank. Das Glühen ging noch fort. Schon wurde der Himmel wieder fahl, verlor an Glut, ward grau, und allmählich starben an den Wolken die Farben. Die Weite lag in der Dämmerung. Schnell sank die Nacht herab.

So dunkel war es schon geworden, daß wir, als wir vor der Hütte standen, beinahe nur ahnen konnten, daß dort jenseits tief unten die gewaltige Pasterze lag. Sobald wir auf der lustigen Höhe standen, blies der Nordwind, vor dem uns die dahin der Bergrücken geschützt, mächtig daher. Wir beeilten uns, die vier Eispickel nach Hüttenbrauch draußen an die Wand zu lehnen, dann öffneten wir den als Windfang dienenden kleinen Vorbau, und mit einem „Grüß Gott!“, das allerwärts kräftig erwidert ward, standen wir im Innern.

Zuerst prallten wir beinahe zurück, so schlug uns die heiße Talwalluft entgegen. In dem winzigen Raume waren so viel Menschen zusammengepfercht, daß man nicht begriff, wie es nur möglich sei, sich zu bewegen. Auf zwanzig Personen soll die Hütte zur Not eingerichtet sein, und es mochten gegen vierzig anwesend sein. Zwei Mädchen standen am Herd und kochten, zwei Träger daneben, die von Kals den Proviant heraufholten, endlich Arbeiter vom Hüttenbau, eine Anzahl Touristen und beinahe die doppelte Zahl von Führern, denn die meisten einzelnen Touristen pflegen zwei Führer für den Glockner zu nehmen.

Meine Frau war ein weißer Rabe hier oben: die einzige Dame. Man machte uns liebenswürdig Platz, wir aßen unsre warme Suppe und tranken Rotwein dazu, mit heißem Wasser vermischt, in Anbetracht des eisigen Sturmes draußen und der 3465 Meter dieser höchsten Hütte der deutschen Alpen.

Im Seitenraum waren Lager hergestellt, aus Matratze und Wolldecke bestehend, dort wurde ein Damenraum eingerichtet, indem man durch schwarze Vorhänge eine kleine Abteilung schuf. Da droh meine Frau hinein, und ich Glückspitz hatte es ihrer Anwesenheit zu danken, daß auch ich noch ein Unterkommen fand, indem ich mich mit in den „Damenraum“ streckte. Vorsichtig wurde in der Dunkelheit ein Lager zurecht gemacht, die Rucksäcke als Kopfkissen zurechtgeschoben und Decken wie Wettermäntel umgewickelt.

Am andern Morgen wurde gegen 4 Uhr aufgestanden.

„Was ist für Wetter?“ war natürlich die erste Frage, als Bergmann die Bergschuhe brachte. Er blinzelte mit den Augen:

„Wind, a bissel Nebel. Sonscht is ganz scheen!“

Das hieß in unsre Sprache und Gedankenwelt übersetzt: „Sturm, dichte Wolken.“ Aber vielleicht konnte es sich aufklären. Aussicht wollten wir haben! Die Führer hatten schon gefrühstückt, nun kam, da Platz geworden am Tisch, die Auflösung durch die „Herren“. Der Kakao schmeckte wundervoll. Währenddessen war geschäftiges Treiben in der Hütte: am Herde lachten die Mädchen, am Tisch wurde getrunken und gegessen, daneben langte einer ein Paar Stiefel von der Decke, die dort des Trocknens halber baumelten. Neben uns wechselte ein Heiligenblutner Führer die Strümpfe. Auf der Bank saßen wehde, die Gamaschen anlegten für den möglicherweise tiefen Schnee. Die Gletscherbrillen wurden hervorgesucht und an den Hüten befestigt. Nacheinander traten die einzelnen Parties vor die Hütte hinaus.

Nun nahmen wir die Pickel zur Hand. Meine Frau ging voraus mit ihrem gewohnten Führer Bergmann. Ich bummelte mit Veit Oberlohr hinterdrein. Nur wenige Schritte über Geröll und lose Platten, dann standen wir auf der Höhe der Adlersruhe, und über die Firnhalde hob sich jäh, fast schreckhaft steil, der Glockner empor. Er schaut von hier aus ganz spitz aus, wie ein Zuckerhut, zu dessen Vergleichung er reizt durch seinen blendenden Firn, durch die Eiswände, die nach beiden Seiten Tausende von Fuß auf die Gletscher niedersetzen.

Der Sturm, der hier erst zu rechter Macht kam, blies unausgesetzt, so daß der in der Hand erhobene Pickel seitwärts schräg in der Luft stehen blieb, als habe man das Pendel einer Uhr am höchsten Punkte des Seitenschwunges angehalten. Wenn der Wind einmal eine Sekunde nachließ, so fiel man fast zur Seite, so hatte man sich unwillkürlich gegen ihn gestemmt. Zum Schutze band sich alles Tücher um Hut und Ohren, und ich zog meine englische Wolljacke tief über den Kopf.

Langsam ging es auf dem hier noch breiten und nur wenig steigenden Gletschersattel weiter, der aber bei steter Steigung immer schmäler wurde. Den Aufstieg konnte man nun genau übersehen. Er ist für das Auge leicht erschtlich in vier Abschnitte zu teilen: der beinahe ebene breite Gletschersattel; die Verengung; die Firnflanke, die in gerader Richtung bis über zwei Drittel der Höhe des Kleinglockners emporzieht; eine plötzliche Biegung, die am Steilsten und zwar nun gegen Norden gewandt, bis auf den Kleinglockner schmal, scharf, überhängend hinaufsteigt.

Wo die Firnflanke anfängt, war eine verschneite Spalte ein paar Centimeter offen. Hier wurde Halt gemacht, um die Steigeisen anzuschnallen (gewöhnlich achtzackige, wie Schlittschuhe befestigte Eisenstachel) und das Seil umzulegen, denn hier begann der Teil des Aufstieges, wo der Firn sich zu Eis verhärtete und ein Ausgleiten in den von den Voraufsteigenden geschlagenen Stufen bedenklich sein würde.

Jetzt gingen die Führer vorn, Bergmann mit meiner Frau am Seil, Oberlohr mit mir. Immer steiler wurden die Stufen im Eise, und Tritt für Tritt gewannen wir die Höhe. Schmäler ward der Schnee-Eisgrat. Die Führer hatten hie und da nach, indem sie mit dem Pickel die Stufen ausstrahten, damit der Fuß mehr Raum bekäme zum Auftreten und die Neigung der Stufe nach innen gerichtet wäre. Dann schossen jedesmal die Eisstücke jäh über den spiegelglatten Hang hinab, nach rechts oder links in der

Digitized by Google

ungeheuren Tiefe verschwindend, indem sie sich das Ködnitzkees oder die Pasterze wählten. Hier auf dem schmalen Grate ist die Grenzscheide. Und hier etwa ist vor ein paar Jahren eine führerlose Partie am Weihnachtstage auf das Ködnitzkees hinuntergestürzt.

Bei der Wendung wird die Eistreppe ganz steil, mit wohl sechzig Grad Neigung geht es hier über die Flanke des Glockners hinauf. Wir hielten uns etwas seitwärts vom eigentlichen Grat, da hier der Firn eine lange Wächte bildet, das heißt vom Winde herübergeweht nach der Pasterze zu überragt. Hier hängt ein Drahtseil von den Felsen herab, doch es ist im jetzigen Zustande, da teilweise eingefroren, nicht zu gebrauchen. Aber wo die Steilheit und Schmalheit zunimmt mit jedem Schritt, ist auch der erste Kopf des Kleinglockners erreicht, und wir schauten eng aneinandergedrängt in den Stufen stehend, über die Spitze des Kleinglockners in das Wolkentreiben hinüber.

Die Spitze besteht aus zwei Felsblöcken. Davon war der erste schnee- und eisgekrönt, der zweite, etwas höhere „aper", das heißt mehr oder weniger nackter Fels. Am ersten Felsekopf hatten die Führer etwa einen Meter unter dem höchsten Teil zu einem Quergang einen schmalen Stufenweg in Firn geschlagen. Man kann nicht oben hinaus, weil die Schneemächte gegen die Pasterze überhängt und also die Gefahr eines Abbruchs durch das Gewicht der Steiger nahe läge.

Hier läßt man die Pickel zurück, die — dem mit Führer gehenden Touristen wenigstens — doch nichts mehr helfen, da er an den kommenden Felsen die Hände zum Klettern braucht. Wir stießen also die Pickel, so fest es ging, in den Firn und schickten uns zum Quergange an. Er ist beinahe horizontal. Vielleicht ein wenig ansteigend. So schmal, daß der Fuß eben in den Stufen Platz findet. Rechts hängt die Wächte, an der man sich hintasten kann, die jedoch wegen der Kälte und Glätte des Firns keinen Stützpunkt zum Halten bietet. Wie ein Besteiger gesagt hat: „Mit dem Pickel könnte man sie durchstoßen und durch das Loch auf die Pasterze hinabblicken."

Links geht man ganz frei, in der Luft und Reichhöhe nichts, zu Füßen, tief unten über dreitausend Fuß, das Ködnitzkees, und hier ist ganz besonders das von nöten, was man mit „absoluter Schwindelfreiheit" zu bezeichnen pflegt.

Ich will die Worte Joseph Rabls hierher setzen. Er sagt über diese „Traverse", wie man solchen Quergang nennt:

„Der Gang längs dem Kamme des Kleinglockners, eine Strecke von ungefähr zwanzig Meter, ist die entschieden gefährlichste Partie der ganzen Glocknerbesteigung. Auf einem Schneeselde von sechzig Grad Neigung, worin ein etwa ein Fünftel Meter breiter Steig eingehauen oder eingetreten ist, befinden sich weder Führer noch Touristen in einer Situation, um auch nur dem geringsten Ruck stand halten zu können. Es ist reine Einbildung, wenn man hier von dem Seile etwas erwartet; die Teilnehmer der Partie stehen sämtlich auf unsicherem Boden, und wenn einem der Schuee unter den Füßen weicht, sind alle verloren."

Ich war Mensch genug, bei diesem Quergange immerfort zu meiner Frau hinüberzuspähen, die ein paar Schritte vor mir ruhig, langsam ihren schmalen, lustigen Weg schritt, und im stillen war ich ganz zufrieden, als sie die Felsen des zweiten Höckers betrat, über die ein Drahtseil gespannt ist. Ich folgte nach und mußte einen Augenblick warten, bis sie mit Bergmann in die Scharte hinuntergestiegen war. So benutzte ich die gute Gelegenheit und trat nach links auf eine überhängende, kanzelartige Platte hinaus, mit meiner Camera, die ich natürlich heraufgeschleppt, um eine Anzahl Aufnahmen des Schartenüberganges und der Spitze des Großglockners zu machen.

Der Sturm tobte derartig, daß ich meinte, hinuntergeblasen zu werden, und Oberlohr, der oben auf der Gratshöhe geblieben war, sagte, wenn der Wind bedeutend stärker wäre, so würde man wohl den Aufstieg nicht haben unternehmen können, da die Gefahr bestanden hätte, daß man aus den Stufen herausgeschleudert würde.

Vor mir lag also die gefürchtete Scharte, zu der meine Frau eben hinuntertieg. Der Absturz des Kleinglockners zur Scharte ist durch ein Drahtseil erleichtert. Ohne dieses dürfte er wohl das technisch schwierigste Stück der ganzen Besteigung sein, denn die Wand fiel beinahe senkrecht etwa acht Meter tief zur Scharte hinab, und die Felsen waren vereist. Aber nicht starr, so daß man hätte Stufen schlagen können oder daß die Steigeisen genügend eingegriffen hätten, sondern mit jener dünnen Eisglanz überdeckt, die der Hochtonist fürchtet.

Meine Frau kletterte langsam hinab. Nun lag die Scharte vor ihr, die „obere Glocknerscharte", wie sie genauer heißt, im Gegensatz zur unteren Glocknerscharte, die den Großglockner von der Glocknerwand trennt. Ich betrachtete die verrufene Scharte, um derethalben mancher den Großglockner nicht erreichte, mit Neugierde und freute mich, wie glatt meine Frau darüberging.

Die Scharte bestand aus einem Schneegrate zwischen beiden Gipfeln, den ich, als ich unten stand, auf etwa vier bis fünf Meter Länge schätzte, dessen Breite allerdings wohl kaum mehr als dreißig Centimeter betrug. Rechts und links von dieser lustigen Brücke ging es in ungeheure Tiefen hinab, links über 3000 Fuß auf das Ködnitzkees, das bläulichweiß heraufschimmerte, rechts auf die Pasterze, 5000 Fuß. Der Gedanke ist für manchen vielleicht schwindelerregend, liegt doch auch beim Bergsteigen so vieles im Gedanken. Wer solches zum erstenmal steht, dem mag wohl schaudern; wer sich oft in ähnlichen Lagen befunden, der denkt viel ruhiger darüber.

Und mir war die Scharte gleichgültig, auch aus dem Gedanken heraus: Ich wußte, ich bin am Seil, ich wußte, der Führer steht hinter mir, ich wußte, er hat ganz guten Stand, er kann sich am Drahtseil halten. Was soll da geschehen, und wenn ich ausgeglitten wäre, nun, so hätte er mich wohl gehalten. Freilich soll man eben nicht ausgleiten!

Als ich über die Scharte ging, blickte ich über die jähen Eishänge zur Pasterze hinunter. Auch auf diesem Wege ist der Glockner gewonnen worden. Man begreift es nicht, wenn man in die gähnende Tiefe über die Eiswände hinabschaut. Am 18. August 1876 hat mit drei Führern Markgraf Alfred Pallavacini das unmöglich Scheinende gethan, hier von der Pasterze aus seinen Anstieg zu suchen, wohl eine der anstrengendsten, aufreibendsten, gefährlichsten Touren, die je in den Alpen gemacht worden sind. Ueber zweitausendfünfhundert Stufen im Eis hat es gekostet. Erst um 5 Uhr nachmittags wurde der Gipfel erreicht. Nun ruht der Mann, dem nichts in den geliebten Bergen unmöglich schien, drunten auf dem kleinen Kirchhof von Heiligenblut nebst seinen Führern und schläft den ewigen Schlaf nach eintausend Meter hohem „langem Fall".

Nach der Scharte folgt endlich die letzte Gipfelwand, die, durch Stifte in den Felsen erleichtert, in wenigen Minuten erstiegen ist. Sie mag zwanzig Meter hoch sein. Als ich über die Platten emportauchte, fand ich meine Frau schon gemütlich am Gipfel sitzen, in den Wettermantel gehüllt, auf einem kleinen Schneefleck. Bergmann neben ihr. Sie war bei ihrer Ankunft von den schon oben befindlichen Herren wegen ihrer Besteigung beglückwünscht worden und erklärte, nun habe sie aber genug, wirklich genug. Weiter ginge sie jetzt auf keinen Fall mehr.

Es ging auch nicht weiter, wir standen auf dem Haupte des Riesen, ein glückseliges, überwältigendes Gefühl im Herzen. Zwei Herren mit ihren Führern waren noch oben, die sich aber schon zum Abstiege anschickten. Bei der Kälte und dem orkanartigen Sturm blieb keiner länger oben.

Digitized by Google

Nun waren wir allein! Gott sei Dank, allein, denn wenn man sich dem Gefühlssturm der Gipfelfreude hingeben will, darf nicht ein freundlicher Herr neben einem stehen, der einem einen Cognac anbieten will. Allein, allein! Nun konnte ich mich umschauen auf dem schmalen Fleck Felsen, der der Glocknergipfel ist. Auf dem kleinen Plateau dort oben steht ein trigonometrisches Signal, eine kleine Holzpyramide, daneben ein eisernes Kreuz, das zur Erinnerung an den fünfundzwanzigjährigen Hochzeitstag des österreichischen Kaiserpaares errichtet wurde, und dort giebt auch der Besteiger bei Seiner Majestät dem Glockner in einen Blechkasten seine Karte ab.

Ich stieg noch ein paar Schritte auf der andern Seite gegen die Glocknerwand zu. Links schwang sich steil der Louisengrat mit dem Stüdlwege empor, und geradeaus konnte ich die Gratrippe überschauen, die jäh und wild zerschnitten, oft in schmaler Firnschneide nur, über das Glockner- und Teufelshorn hinüberzieht zu den furchtbaren, sägerartigen Sägezacken der Glocknerwand.

Auch über diesen Grat ist schon von kühnen Steigern der Glockner gewonnen worden, ein Unternehmen, das nur wenige Male wiederholt wurde, während sich auf dem Pallavacini-Wege ein Nachfolger nicht fand. Am jähsten ist das Gipfels Absturz zur Pasterze; nach kurzer, äußerst schroffer Neigung stürzen die Chloritschiefermände nahezu senkrecht zum Gletscher ab.

Der Sturm tobte noch immer, aber er hatte die Spitze von Dunst und Wolken frei gemacht. Nur eine Aussicht in alle Weiten gab es nicht. Mein erster Blick ging hinüber zu den Dolomiten, die tief in Wolken steckten. Einzelne Spitzen waren nicht zu erkennen, alles schwamm in gleichmäßigem weißem Schleier. Aber schön war der Anblick doch. Nicht eine Wolkenwand stand dort, sondern wie die wild emporbäumenden Meereswogen lagen die weißen Ballen und Schleier, die Dunstklingeln und Kegel um die Dolomitriesen herum, so daß das Auge nicht an den ersten aufgehalten ward, sondern eine unendliche Brandung erblickte, die gegen den Glockner zu anzuschwellen schien.

Gegen Westen suchte ich den Venediger vergebens, auch er war dunstverhüllt. Aber unter mir erblickte ich die gewaltige Tiefe, die mir kaum je von einem Gipfel herab einen solchen Eindruck gemacht. Am Fuße, so weit das Auge sah, alles weiß, alles Eis und Firn und Schnee. Nur die Gratrippen schauten aus dieser riesigen Wintereinsamkeit schwarz heraus. Die Glocknerwand grüßte finster herüber, ganz nah mit ihren wilden Zähnen, die einst verwegene Menschenkinder zurückgeschleudert bis auf den Pasterzenboden hinab.

Und nun wandte ich mich nach Norden. Ueber die Pasterze, deren Spalten herausgähnten als seine Risse, ging der Blick über Johannisberg und Burgstall zur Glockerin, zur kleinen, zahmen Glockerin, des Glockners ehelichem Gemahl, das doch von ihm geschieden ist auf ewige Zeiten durch die gewaltigsten Eisklager Tirols. Aber sie trägt auch wohl keine Sehnsucht, kein Menschenverlangen im Herz, denn auch ihr Haupt ist tief in Eis und Firn gehüllt.

Unweit von ihr steigt das große Wiesbachhorn empor, in unerhört kühner, horngleicher Gestalt mit überhängender Schneehaube, die den, der sie beträte, wohl mit hinabrisse über zweieinhalbtausend Meter hohe Wände. Und nun finde ich den Watzmann wieder, den hohen Göll, die alten Bekannten aus Berchtesgaden. Nach Norden ist die Aussicht frei. Hier ahnt man etwas von dem Blick, der sich sonst bei wolkenlosem Himmel dem Auge bietet, der da reicht von den Karpathen bis zur Schweiz, vom Spiegel der Adria bis zum Böhmerwald, bis tief nach Bayern hinein.

Die bayrische Ebene glaubte ich auch zu sehen, nach Oesterreich hinein war jedoch alles Dunst und Nebel. Sonst muß man Heiligenblut erblicken, aber es war nichts zu schauen. Doch ein majestätischeres Schauspiel spielte sich dort ab, als die kleine Wohnstätte der Menschen es zu bieten vermag: die Sonne kämpfte mit dem Gewölk. Blutrot hatte sich der Himmel gefärbt, graue, weiße, violette, purpurne Wolkensäume und Schleier zuckten auf. Die Wolken schoben sich hin und her. Ganz jäh stieg ein Dunstfetzen dickgeballt senkrecht empor, teilte sich schnell, zerfloß in Bänder und löste sich schimmernd, schwindend auf. Dann wieder hob sich ein Vorhang langsam empor, immer dichter, immer breiter werdend, stand und ruhte, rollte sich zusammen und blieb endlich als langer, runder Streifen hängen, bis auf einmal ein Sonnenblick durch das Gewölk fuhr.

Meine Frau hatte den Abstieg mit Bergmann begonnen, und ich schickte ihr nun meinen Führer nach, um ihr bei dem für eine Dame immerhin sehr anstrengenden Aufstieg aus der Scharte zum Kleinglockner behilflich zu sein.

Nun war ich ganz allein auf dem Glockner.

Ich stieg ein Stück an der Nordseite hinab und blieb auf der scharfen Kante einer Platte stehen, überwältigende Gefühle im Herzen. Drüben rang das Tagesgestirn mit den Nebeln. Es konnte ihrer nicht Herr werden, wie die Weihnachtswintersonne sah es aus, matt durch die weißen Dunstwände scheinend, einem gedämpften Opallichte gleich.

Ich hatte davon gehört, daß welche von den ersten Besteigern, ihrer Ergriffenheit, des Sturmes ihrer Gefühle nicht mehr Herr, ein Tedeum angestimmt auf dieser Hochzinne, daß ein Tourist erzählt, wie seine Führer sich, so gut es der karge Raum gestattet, auf ein Knie niedergelassen und ein Vaterunser emporgesandt hätten. Und ich begriff es, ich fühlte es mit. Auch mir war erhoben zu Sinn, auch mir hatte sich ein grenzenloses Staunen auf die Seele gesenkt, auch meiner sich ein Gefühl der Bellommenheit, der Demut bemächtigt.

Ich fühlte mich so klein, so elend klein! Mir schien alles, was vorhergegangen, so nichtig und gering, so unendlich gleichgültig. Ich lächelte im Gedanken an meinen Entschluß, als wir in der Mittagsglut zur Stüdlhütte geeilet, nie wieder einen Berg betreten zu wollen. Gegen dieses Schauspiel war es doch alles vergessen, alles . . . ach . . . wie konnte man nur an die Beschwerden der Tiefe denken!

Und doch hatten sie uns an, und doch drücken sie uns nieder, und doch bedrängen sie uns und machen sie uns klein und verzagt und jammervoll. Und wir wollen doch einmal, wenigstens in kurzen Rauschmomenten, unsre Menschlichkeit vergessen! Wir wollen sie im Thale lassen, in der Ebene, wo die Luft dicker ist, man schwerer atmet! Wo wir von Tagessorgen, vom Dunst der Tiefe, von des Lebens Kampf, von unsrer Brüder Neid und Gemeinheit umgeben sind! Wo wir schwache Menschen sind, auch wir, wo wir unterliegen, täglich und stündlich!

O, das muß man vergessen können! Und das vergißt man dort oben zuerst! Man träumt und sehnt sich groß in dieser großen Natur. Man empfindet die Kleinlichkeit als eine Beleidigung, als unerhörte Kränkung. Hier, wo alles groß ist und erhaben, soll man sich auch aufschwingen können zur Größe des Gedankens, der Gefühle. Hier müßte man dem Feinde vergeben — nein, nein, man würde ihn nicht sehen, man dächte nicht seiner. Aber dem Freunde drückte man die Hand, dem Freunde, der gleich empfinden kann. Nur sprechen dürfte man nicht. Kein Wort dürfte über die Lippen.

Dann kommt der Siegesrausch der Gipfel, daß man die Schlacken der Erde abgeworfen, daß man hinter sich ließ all die kleinen Menschlichkeiten. Dann kommt und überschattet und umrauscht uns das Siegesgefühl, daß man seinem elenden Körper, der vielleicht sonst im Frondienst der Tagesplage hat krumm und still sitzen müssen, unter Schweiß und Stöhnen die zwölftausend Fuß abgerungen. Und man ist stolz, höher zu stehen denn man gestanden.

Digitized by Google

Und wir freuen uns, einsam zu sein, wo nicht rundum tausend geschwätzige, selbstgefällige Protzen und Philister sitzen.

Hier oben gilt nicht Geld und Stellung und Ehre, hier ist der Bauer und der Hirt mein Bruder, sofern er den Gipfel aus eigner Macht gewonnen. Hier muß jeder mit eigner Leistung seinen Körper hinaufschleppen und sein Herz stählen und seine Lungen weiten und seine Kniee festigen. Da hilft ihm keiner, da kann er keinen einsetzen für sich, der ihm seine Arbeit thäte.

Wer den Gipfelrausch nicht einmal selbst empfunden, der wird vielleicht diese Worte überschwenglich finden. Aber der nüchternste Mann denke sich einmal zurück in Lagen, die auch ihm sein nicht leicht bewegliches Herz haben höher schlagen lassen. Er denke an Feierstunden seines Lebens, wie sie einmal doch auch in das ärmste Dasein treten: wie er den ersten Sieg über eine andre Seele errungen, wie er den ersten Erfolg seiner Laufbahn gehabt, und dann, wenn er sich erinnert, daß auch er sich auf einen Augenblick emporgehoben fühlte über die Erde, dann hat er eine Ahnung gehabt, wie es dem zu Sinn ist, dem ein freundliches Geschick und eigner Wille es gegönnt, dort oben zu stehen über den Wolken . . .

Der Abstieg geschah schnell, aber doch vorsichtig. Tritt um Tritt. Schnell ging es die Platten hinab, über die Scharte zurück, den Kleinglockner hinauf, langsam an dessen Kamme hin, langsam, nachdem die Pickel mitgenommen, die Stufen im Eise an der steilen Flanke hinab, dann über den Rücken. Wo er weniger jäh hinunterschoß, begegneten wir einer neuen Partie, die erst hinauf wollte. Zum Ausweichen wurden seitwärts ein paar Stufen geschlagen, dann nahm das Abstiegtempo von Minute zu Minute zu. Die Steigeisen wurden abgelegt, und im Pfeifen des Sturmes rannten wir fast der Adlersruhe zu.

Unterwegs brach Oberlohr bis zum Knie mit dem einen Beine ein: eine verborgene Spalte.

An der Adlersruhe wandten wir uns noch einmal um, nach dem Riesen zu schauen, der wie ein Zuckerhut regungslos in erhabener Ruhe vor uns stand, als habe ihn nie eines Menschen Fuß betreten. Dann gingen wir in die Hütte und ließen uns eine Suppe schmecken. Es wurde „gefreidet", wie das Mädchen die Hüttenabrechnung nannte, und nach kurzer Zeit standen wir, nachdem wir die Rucksäcke gepackt, zum Abmarsch bereit.

Beit Oberlohr verließ uns. Wir tauschten den Führer mit einer Partie, die von Heiligenblut gekommen, so konnte er nach Kals zurückkehren und der Heiligenbluter mit uns zum Glocknerhaus. Zwei Wege konnten wir wählen, den Leiterweg über das Leiterkees auf der Kalser Seite nach Heiligenblut, ohne das Glocknerhaus zu berühren, oder den Hoffmannsweg über das äußere Glocknerkaar hinab auf die Pasterze, dann über Franz Josephs-Höhe und Glocknerhaus nach Heiligenblut.

Es gab keinen Zweifel: über die Pasterze mußten wir kommen, denn der Glockner ist ja nicht zu denken ohne sie. Ueber ein Firnfeld ging es hinab, dann über eine Gratrippe, an deren Ende wieder Steigeisen und Seil in ihr Recht traten, denn das äußere Glocknerkaarkees stürzt steil hinab zur Pasterze. Ueber den weichen Firn führen wir kleinere Strecken ab, bis Spalten zur Vorsicht mahnten.

Mittlerweile war Nebel eingefallen. Die Aussicht verschwand. Wir sahen nur immer dichte Schleier von unten heraufsteigen. Vom Eindruck des Glockners fühlte ich mich noch so befangen, daß ich — um so mehr, als das Wetter immer düsterer ward — eigentlich ziemlich stumpfsinnig die Wanderung unternahm. Nur wenn wir an ein Spaltengewirr kamen, wo es auf schmalen Schneebrücken und Eisrücken nicht auszuruhschen galt, achtete ich genauer auf die Umgebung. Da es schon über die Hälfte des August war, mehrten sich die Spalten mit dem Steilerwerden des Gletschers. Das Eis leuchtete blau und grün, und während die Führer Stufen traxten, schaute ich ab und zu in die gähnenden Schlünde hinab. Seil, Eisen, Brille wurden abgelegt.

Endlich betraten wir einen Felsgrat. Auf dem ging es nun eiligst hinab, bequem wie auf einer Treppe, immer zur Rechten den gewaltigen Gletscherabbruch. Aber wir gönnten uns keinen Augenblick, sondern liefen förmlich hinunter, bis wir auf der Seitenmoräne der gewaltigen Pasterze standen. Es wurde ein Imbiß eingenommen, ein Stück Brot, ein Schluck Wasser.

Dann dunmelten wir über die Pasterze hin, und da die Wolken immer noch den Glockner verhüllten, schauten wir uns nicht weiter um. Die Spalten waren leicht zu umgehen, der Gletscher gutartig, so daß kein Seil mehr in Anwendung kam. Dafür erzählte der Führer, wie Peter Groder aus Kals auf dem äußeren Glocknerkaarkees, das wir eben herabgestiegen waren, in eine Spalte gefallen sei, und um zu zeigen wie tief, traten wir an eine Gletschermühle, deren es alle hundert Schritte gab, und schauten in das brunnenartige Eisloch hinab, das trichterförmig in wunderprächtigem, hellgrünem Eise nur auf einen Touristen zu warten schien.

Die Führer warfen eine mächtige Platte hinab, die mit fürchterlichem Getöse verschwand, ein Gepolter, das gar nicht wieder zur Ruhe kommen wollte. Hier sind die Eislöcher mehrere hundert Meter tief, eine Angabe, die nicht wunderbar erscheint, wenn man hört, daß die Pasterze über zehn Kilometer lang und über fünf breit ist.

Wir querten sie und stiegen dann, um den Gletscherabbruch zu umgehen, an der Freiwand zur Franz Josephs-Höhe hinauf. Als wollte uns der Glockner ein Lebewohl zurufen, teilten sich für einen Augenblick die Wolken und ließen den Riesen in seiner eleganten, schlanken, edlen Gestalt sehen mit dem scharfen Grat, dem überspitzen Gipfel.

Dann zogen sich von neuem Nebel zusammen. Der Glockner verbarg sich.

Nun blickten wir uns auch nicht mehr um, sondern stürmten dem Glocknerhause zu, entließen den Führer, nahmen einen Träger bis Heiligenblut und kamen dort nach einem ähnlichen Dauerlaufe wie jener von Huben nach Kals beinahe in der Hälfte der sonst gerechneten Zeit an. Es war 3 Uhr nachmittags, unser Tagewerk gethan. Ueber 11 Stunden waren wir heute wieder unterwegs gewesen. Aber der schlimme Teil des Tages stand erst bevor: es galt nach Lienz mit dem Wagen zu fahren. Wie es sich später herausstellte, ein schnedenartiger Einspänner, der unterwegs entzwei ging und ausgewechselt werden mußte, so daß wir erst um $^1/_2$11 Uhr in Lienz und $^1/_2$1 Uhr nachts in Innichen eintreffen sollten.

Ehe der Einspänner seine grausige Marterfahrt begann, gingen wir auf den Friedhof von Heiligenblut. Dort liegen die Abgestürzten, ruhig gebettet. Es ist ein schöner, stiller Ort, hoch gelegen um die schlanke, gotische Kirche herum, und an klaren Tagen schaut des Glockners Firnnadel kühl lächelnd über die Mauer auf die Gräber herab.

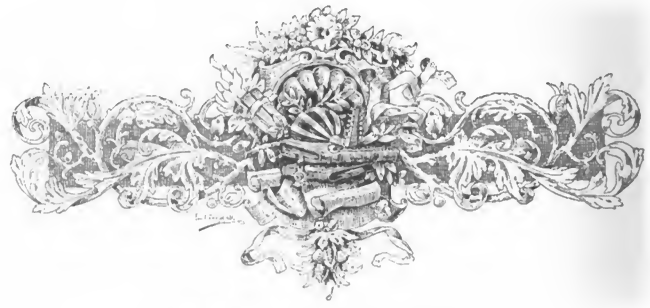
Des Marksrafen Pallavacini und seines Freundes, des belgischen Diplomaten Crommelin, Ruhestätte fanden wir dort, einfache Gräber mit kurzen, vielsagenden Worten. Und dann entdeckten wir einen kleinen Hügel mit schlichtem Kreuz, das gemeinsame Bett der beiden Führer, die einst Pallavacini begleitet und mit und für „ihren Herrn" ihr Leben gelassen.

Wir lasen ernst und bewegt die kurzen, inhaltschweren Worte über dem Datum:

„Hier ruhen
Rangetiner und Rubesvier,
an der Glocknerwand in Ausübung ihrer schweren Berufspflicht verunglückt."

Unwillkürlich richteten sich unsre Blicke hinauf zum Glockner, aber er barg in Wolken sein eisiges, kühnes Haupt.

Digitized by Google



Neues vom Büchertiſch.

Von

Paul von Szczepański.

Wird man verſuchen, ihn zu widerlegen, oder wird man verſuchen, ihn totzuſchweigen? — Das frage ich mich, ſeitdem ich die beiden erſten Lieferungen von Houſton Stewart Chamberlains Werk „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ (München, Verlagsanſtalt Fr. Bruckmann A.-G.) geleſen habe. Da die dritte, das Werk abſchließende Lieferung erſt im Herbſt erſcheinen wird, ſo läßt ſich die Frage noch nicht beantworten. Wollte man behaupten, es würde der Verſuch gemacht werden, das Werk totzuſchweigen, ſo könnte mit einem gewiſſen Recht erwidert werden: „Warten Sie's doch ab, Sie wiſſen ja ſelbſt noch nicht, wo der Verfaſſer hinaus will.“ Denn in der That ſieht man den Weg noch nicht, der Houſton Stewart Chamberlain aus dem Dunkel in das Licht zu führen ſcheint. Aber daß der Verfaſſer ein ehrlicher, mutiger, entſchloſſener Kämpfer iſt, aus deſſen Geiſt eine Flamme lodert und grelle Lichter in das Dunkel wirft, das erkennt man ſchon aus dieſen beiden erſten Lieferungen. Alſo warum ſollte ſein Werk totgeſchwiegen werden? wird man mir erwidern; das Jahrhundert, deſſen Grundlagen er beleuchtet, iſt ja ein Jahrhundert der Aufklärung, und Licht kann uns nur willkommen ſein. Der Einwurf wäre berechtigt, wenn Chamberlains Lichter nur leuchteten, wo möglich rothe ſchirmt. Aber ſie ſind Stichflammen, die nicht nur leuchten, ſondern auch brennen. Und in dem Jahrhundert der Aufklärung iſt man gegen Schmerzen empfindlich, und nicht nur gegen Schmerzen, ſondern man iſt überhaupt empfindlich. Deshalb möchte ich vorausſagen, daß man den Verſuch machen wird, Chamberlains Werk, auch wenn es vollſtändig erſchienen ſein wird, totzuſchweigen. Es iſt die bequemſte Art, ein fremdes Licht unter den Scheffel zu ſtellen, und die Leute, die das thäten, könnten ihr Gewiſſen noch dazu damit beruhigen, daß es nur verboten iſt, ſein eignes Licht unter den Scheffel zu ſtellen. Aber ich vermute, daß das Licht ſtark genug ſein wird, den Scheffel durchzubrennen. Denn auf welchem Standpunkte man auch ſtehen möge, eins muß man Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ zugeſtehen: es iſt ein anregendes, mehr, ein aufregendes Buch. Die Anregungen giebt das eminente, ſorgfältig gruppierte Wiſſen des Verfaſſers; die Aufregung, der Reiz der Lektüre, entſpringt aus der künſtleriſchen Darſtellung und aus der kühnen Logik der Schlußfolgerungen. Bücher dieſer Art totzuſchweigen, iſt ſelbſt dem neunzehnten Jahrhundert noch nicht geglückt. Denn ſie machen die Steine reden — das will in dieſem Falle ſagen: ein Leſer empfiehlt ſie dem andern. Um beurteilen zu können, was das zu Ende gehende Jahrhundert geleiſtet hat und welche Bedeutung ihm innewohnt, ſei es vor allem notwendig, ſich darüber klar zu werden, was dieſem Jahrhundert überkommenes Eigentum war und auf welchen Grundlagen es weitergebaut hat, meint Houſton Stewart Chamberlain. Von dieſem Gedanken ausgehend, beleuchtet er in den vorliegenden beiden Lieferungen ſeines Werkes helleniſche Kunſt und Philoſophie, römiſches Recht, die Erſcheinung Chriſti, das Völkerchaos, den Eintritt der Juden in die Weltgeſchichte, den Eintritt der Germanen in die Weltgeſchichte und die Religion, das heißt die zurzeit in Europa herrſchenden Religionen. Nach Chamberlains Anſchauung ſind nur die Germanen die Schöpfer der neuen Zivilisationsepoche, deren Beginn der Verfaſſer ungefähr vom Jahre 1200 n. Chr. datiert und in der ihm unſer Jahrhundert keineswegs als Höhepunkt in der Entwicklung, ſondern nur als eine Etappe auf einem noch weiten Wege des Fortſchritts erſcheint. Freilich faßt er den Begriff „Germanen“ ſehr weit. Alles, was keltiſches, germaniſches und ſlawiſches Blut in ſich hat, will er mit dieſem Wort umſpannen: „Jene verſchiedenen Germanenſtämme', die Tacitus als unvermiſchtes, verhältnismäßig einförmiges Volk erblickte, ſind ſeitdem, wie früher die Hellenen, die mannigfachſten Verwiſchungen untereinander eingegangen, und äußerdem blieb nur ein Bruchteil ‚unbefleckt durch Ehen mit fremden Völkern'; wozu dann, infolge der großen Wanderungen, die beſonderen kulturellen Einflüſſe kamen, die aus geographiſcher Lage, klimatiſchen Verhältniſſen, Bildungsgrad der nächſten Nachbarn und ſo weiter ſich ergaben. Das allein hätte ſchon genügt, um die Einheit in eine Vielheit zu ſpalten. Doch noch weit verwickelter erſcheint die Sachlage, wenn wir das, was die politiſche Geſchichte lehrt, durch nähere vergleichende Unterſuchungen auf den Gebieten der Volksſeelenkunde, der Philoſophie und der Kunſtgeſchichte, ſowie auch andererſeits durch die Ergebniſſe der prähiſtoriſchen

Digitized by Google

und anthropologischen Forschungen der letzten fünfzig Jahre ergänzen. Denn dann gewinnen wir die Ueberzeugung, daß wir den Begriff der ‚Germanen' bedeutend weiter fassen dürfen und müssen als Tacitus, zugleich aber erblicken wir notwendige Beschränkungen, an die das unvollkommene Wissen seiner Zeit nicht denken konnte." Diese Beschränkungen des Begriffs „Germanen" will Chamberlain einerseits auf physische, andrerseits auf geistige Eigenschaften bezogen wissen. „Die Bedeutung des physischen Moments läßt sich leichter an großen Volkserscheinungen als am Individuum nachweisen, denn es kann vorkommen, daß ein ungewöhnlich begabter Einzelner sich eine fremde Kultur aneignet und dann, gerade infolge seiner innerlich abweichenden Eigenart, Neues und Erspriessliches zu stande bringt; dagegen wird der besondere Wert der Rasse klar, sobald es sich um Gesamtleistungen handelt, was ich dem deutschen Leser gleich zu Herzen führe, wenn ich ihm in den Worten eines anerkannten Fachmannes mitteile, daß ‚die hervorragten großen Staatsmänner und Heerführer der Gründungszeit des neuen Reiches meist von der ersten germanischen Abstammung sind', genau ebenso wie ‚die weitereisten Seefahrer der Nordseeküste und die kühnen Gemsenjäger der Alpen'. Das sind Thatsachen, über die man viel und lange nachdenken sollte. In ihrer Gegenwart schrumpfen die bekannten Phrasen der Herren Naturforscher, Parlamentsredner und so weiter zu einem so unsinnigen Gewäsch zusammen, daß man sich fast schämt, je auch nur mit einem einzigen Ohre auf sie hingehört zu haben." Ich glaube, Houston Stewart Chamberlain übersieht in seinen an andrer Stelle gemachten, an sich außerordentlich interessanten Ausführungen über Blutmischung und Rassenbildung zweierlei, oder wenigstens er unterschätzt diese beiden nicht wegzuleugnenden Faktoren. Zuerst den Einfluß des Klimas. Er ist meiner Meinung nach nicht nur außerordentlich stark, sondern so ausschlaggebend, daß man ruhig behaupten kann, wenn heute der letzte Tropfen Germanenblut ausgelöscht würde, so würde in tausend, zweitausend oder dreitausend Jahren Deutschland doch wieder von Germanen, das heißt von Menschen mit den physischen und geistigen Eigenschaften, die Chamberlain den Germanen nachrühmt, bevölkert sein. Mit Recht verweist Chamberlain in seinen Ausführungen über Rassenbildung auf die Bildung der Rassen im Tierreich, die sich leichter übersehen läßt. Das englische Vollblut ist bekanntlich eine Kreuzung des arabischen Pferdes und des englischen Landschlages. Man kann zweifellos ohne behaupten, daß das englische Vollblut niemals entstanden wäre, wenn die Blutmischung des gleichen Materials auf anderm als auf englischem Boden stattgefunden hätte. Ich ziehe einen kühneren Vergleich, einen Vergleich, der vielleicht so kühn ist, daß nur ein Laie ihn ziehen kann. In Nordamerika ist der Indianer fast ausgerottet. Eine Blutmischung des Indianers mit den eingewanderten Engländern, Irländern, Deutschen, Spaniern, Franzosen und Italienern hat so gut wie gar nicht stattgefunden. Und trotzdem beginnt die aus rein europäischen Mischungen hervorgegangene Bevölkerung Nordamerikas schon heute in auffallend großer Zahl in Kopfform und Gesichts- und Körperbildung einen ganz indianischen Typus zu zeigen. Nur Haar und Hautfarbe, die nach Virchow am längsten einer Neubildung widerstehen, deuten noch auf die rein europäische Abstammung. Um den Beweis für diese Behauptung zu finden, braucht man sich nur die männliche Jugend der amerikanischen Universitäten anzusehen, die in der Mehrzahl alteingesessenen, seit Generationen in Amerika lebenden Familien angehört. Das germanische Blut gewinnt seine Eigenschaften eben nur in Nord- und Mitteleuropa und hält sich nur dort konstant. Chamberlain sagt: „Welch ein herrliches Volk war nicht das spanische! Den Westgoten war während Jahrhunderten die Ehe mit ‚Römern' (wie man die übrigen Bewohner nannte) unbedingt verboten, woraus ein Gefühl von Rassenadel sich entwickelte, welches auch später, als von oben her die Verschmelzung der Völker mit Gewalt betrieben wurde, diese Verschmelzung lange hintanhielt; doch nach und nach wurden immer tiefere Breschen in den Damm gebrochen, und bei der dann erfolgten Vermischung mit Iberern, mit den zahlreichen Ueberresten des römischen Völkerchaos, mit Afrikanern verschiedenster Provenienz, Arabern und Juden verlor sich das, was die Germanen gebracht hatten: die Kriegstüchtigkeit, die bedingungslose Treue (siehe Calderon!), das hohe, religiöse Ideal, die organisatorische Befähigung, die reiche schöpferische Künstlerkraft; was dann übrig blieb, als das germanische ‚Geblüt', als das physische Substratum vertilgt war, sehen wir heute." Ich glaube, Chamberlain hält da Ursachen und Wirkungen nicht sorgerichtig auseinander, und er spricht von der Herrlichkeit des spanischen Volkes zu einer Zeit, als es, im Sinne einer allen gemeinsamen Blutmischung, gar kein spanisches Volk gab. Was diese Herrlichkeit repräsentierte, waren Germanen, die in Spanien eine neue Heimat gefunden zu haben glaubten. Aber diese neue Heimat wurde ihr Verderben, nicht die Blutmischung, zu der sie schließlich schritten. Wären die Westgoten nicht nach Süden, sondern Iberer, Araber und Afrikaner nach Norden gezogen und hätten sich dort mit Westgoten gemischt — was an sich natürlich eine Unmöglichkeit ist, weil kein Mensch bequeme Lebensverhältnisse freiwillig mit unbequemeren vertauscht —, so wären, nehme ich an, die ersteren im Lauf der Jahrhunderte Germanen geworden. Jedenfalls hätten sie, selbst eine Vermischung mit den Westgoten vorausgesetzt, nicht die Westgoten zu Spaniern degeneriert. Denn — auch das überspielt Chamberlain — die Natur schafft nicht nur, sie scheidet auch aus, wo eine Blutmischung nicht in ihrem Sinne ist. Um einen drastischen Vergleich aus dem Tierreich herbeizuziehen: Pferd und Esel paaren sich, wenn auch meist nur einem Zwange gehorchend, und bringen das Maultier und den Maulesel zur Welt. Aber Maultiere und Maulesel sind nicht fortpflanzungsfähig. Auch menschliche Rassenmischungen behaupten sich, wenn sie aus einer Mischung wider die Natur hervorgegangen sind, nur, solange es der Natur gefällt, ein Auge zuzudrücken. Germanentum und Christentum sind Houston Stewart Chamberlain die Bürgen der Zukunft. Aber wie er das Germanentum auf seine besondere Weise faßt, so auch das Christentum: er findet das letztere weder in der römischen noch in der protestantischen Kirche. „Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts," reümiert Chamberlain seine Entwicklungsgeschichte der christlichen Kirchen, „hatte der fast tausendjährige Kampf mit dem scheinbar unbedingten Siege Roms und mit der vollkommenen Niederlage des germanischen Nordens geendet. Jenes vorhin genannte Erwachen des germanischen Geistes auf religiösem Gebiete war aber nur das Symptom eines allgemeinen Sichfühlens und -fassens gewesen; bald drang es in das bürgerliche und politische und intellektuelle Leben hinein; nun handelte es sich nicht mehr allein und vorzüglich um Religion, sondern es entstand eine alles Menschliche umfassende Empörung gegen die Prinzipien und Methoden Roms überhaupt. Der Kampf entbrannte von neuem, doch mit andern Ergebnissen. Dürfte die römische Kirche tolerant sein, so könnte er heute als beendet gelten; sie darf es aber nicht, es wäre Selbstmord; und so wird denn unablässig der von und Nordländern mühsam genug und unvollkommen genug erkrigte geistige und materielle Besitzstand unterminiert und angegrift. Außerdem besitzt Rom, ohne daß es sie zu suchen und sich ihnen zu verdingen brauchte, in allen Feinden des Germanentums geborene Verbündete. Findet nicht bald unter uns eine mächtige,

Digitized by Google

gestaltungskräftige Wiedergeburt idealer Gesinnung statt, und zwar eine speziftisch religiöse Wiedergeburt, gelingt es uns nicht bald, die fremden Fetzen, die an unserm Christentum wie Paniere obligatorischer Heuchelei und Unwahrhaftigkeit noch hängen, herunterzureißen, besitzen wir nicht mehr die schöpferische Kraft, um aus den Worten und dem Anblick des getreuzigten Menschensohnes eine vollkommene, vollkommen lebendige, der Wahrheit unsers Wesens und unsrer Anlagen, dem gegenwärtigen Zustand unsrer Kultur entsprechende Religion zu schaffen, eine Religion, so unmittelbar überzeugend, so hinreißend schön, so gegenwärtig, so plastisch beweglich, so ewig wahr und doch so neu, daß wir uns ihr hingeben müssen wie das Weib ihrem Geliebten, fraglos, sicher, begeistert, eine Religion, so genau unserm besonderen germanischen Wesen angepaßt — diesem hochbeanlagten, doch besonders zarten und leicht verletzlichen Wesen —, daß sie die Fähigkeit besitzt, uns im Innersten zu ersassen und zu veredeln und zu kräftigen: gelingt das nicht, so wird uns den Schatten der Zukunft ein zweiter Innocenz III. hervortreten und eine erneute vierte Lateransynode, und noch einmal werden die Flammen des Inquisitionsgerichtes prasselnd gen Himmel züngeln. Denn die Welt — und auch der Germane — wird sich immer noch lieber syro-ägyptischen Mysterien in die Arme werfen, als sich an den faden Salbadereien ethischer Gesellschaften, und was es dergleichen mehr giebt, erbauen. Und die Welt wird recht daran thun. Andererseits ist ein abstrakter, kasuistisch-dogmatischer, mit römischem Aberglauben imfizierter Protestantismus, wie ihn und die Reformation in verschiedenen Abarten übermacht hat, keine lebendige Kraft. Er birgt eine Kraft, gewiß! eine große: die germanische Seele; doch bedeutet dieses Kaleidoskop vielfaltiger und innerlich inkonsequenter Intoleranzen ein Hemmnis für diese Seele, nicht eine Förderung; daher die tiefe Indifferenz der Mehrheit seiner Bekenner und ein bejammerswertes Brachliegen der größten Herzensgewalt: der religiösen. Rom mag dagegen als dogmatische Religion schwach sein, seine Dogmatik ist wenigstens konsequent; außerdem ist gerade diese Kirche — sobald ihr nur gewisse Zugeständnisse gemacht werden — eigentümlich tolerant und weitherzig, sie ist allumfassend wie sonst einzig der Buddhismus, und versteht es, alles Charaktren, allen Geistes- und Herzensanlagen eine Heimat, eine civitas dei zu bereiten, in welcher der Skeptiker, der (gleich manchem Papste) kaum Christ zu nennen ist, Hand in Hand geht mit dem in heidnischen Superstitionen befangenen Durchschnittsgeist und mit dem innigsten Schwärmer, zum Beispiel einem Bernard von Clairvaux, dessen Seele sich berauscht in der Fülle des Hauses Gottes und neuen Wein mit Christo im Reiche seines Vaters trinkt. Wozu dann noch der verführerisch hinreißende Welt- und Staatsgedanke kommt, der schwer in die Wagschale fällt; denn als organisatorisches System, als Macht der Tradition, als Kenner des Menschenherzens ist Rom groß und bewundernswert, mehr fast, als man in Worten sagen kann. Selbst ein Luther soll erklärt haben (Tischreden): ‚Was das äußerliche Regiment anbelangt, ist des Papstes Reich am besten in der Welt.‘ Ein einzelner David — stark in der unschuldig-reinen Empörung eines echten Indoeuropäers gegen die unserm Menschenstamme angethane Schmach — könnte vielleicht solchen Goliath zu Boden strecken, doch nicht ein ganzes Heer von philosophierenden Liliputanern. Auch wäre sein Tod auf seinen Fall zu wünschen, denn unser germanisches Christentum wird und kann nicht die Religion des Völkerchaos sein; der Wahngedanke einer Weltreligion ist schon an und für sich chronistischer und sakramentaler Materialismus; er haftet der protestantischen Kirche aus ihrer römischen Vergangenheit wie ein Siechtum an; nur in der Beschränkung können wir zum Vollbesitz unsrer idealisierenden Kraft erwachsen.“ Hier scheint mir, muß ich ehrlich gestehen, Chamberlain von den Germanen das zu fordern, was er an andrer Stelle den Juden zu schwerem Vorwurf macht, — daß die letzteren sich nämlich eine Religion ganz nach den Anlagen und Bedürfnissen ihrer Rasse geschaffen haben. Und ich möchte dieser Forderung nach einem „germanischen Christentum“ nicht beistimmen; entweder überwindet die Lehre Christi die Welt und zwingt Germanen und Botokuden auf die Kniee, oder sie erstarrt, wie Buddhismus, Mosaismus und Muhammedanismus erstarrten. Nicht eine Anpassung der Lehre Christi an germanische oder andre Rassebedürfnisse kann das Ziel sein, sondern nur eine Rückkehr zu der reinen Lehre Christi. Und wenn Chamberlain an andrer Stelle seines Buches mit einem Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit, die den Leser beinahe überzeugen, zu beweisen sucht, daß Christus der Rasse nach nicht ein Jude, sondern ein Germane — das heißt in dem vielumfassenden Sinne Chamberlains ein Germane — gewesen sei, offenbar zu dem Zweck, die Forderung nach einem germanischen Christentum nicht in Widerspruch mit dem Geiste Christi zu bringen, so erinnert mich das doch lebhaft an die Begründung, mit der sich viele christliche Theologen standhaft gegen eine Trennung des Alten und des Neuen Testamentes wehren, — indem sie nämlich behaupten, das Alte Testament sei auch dem Bekenner Christi notwendig, weil es nach ihrer Ueberzeugung die urkundlichen Beweise dafür bringt, daß Christus wahrhaftig der verheißene Gottessohn gewesen sei. Wen Christi Lehre und Wandel nicht davon überzeugen, den werden, ist meine Meinung, auch die ehrwürdigsten Dokumente nicht überzeugen. Und ebensowenig trägt der Beweis, daß Christus nicht ein Jude, sondern ein Germane gewesen, auch wenn er geglückt sein sollte, die Berechtigung zu einem speziell „germanischen“ Christentum in sich. „Gehet hin in alle Welt und lehret allen Völkern“, hat Christus gesagt. Darüber läßt sich freilich nicht streiten, daß er unter dem, was gelehrt werden sollte, *seine* Lehre gemeint hat und nicht das, was zwei Jahrtausende menschlicher Schwachheit aus seiner Lehre gemacht haben.

Einen interessanten Beitrag zu der Geschichte der Neubegründung des Deutschen Reiches giebt Luise von Kobell, die Witwe des ehemaligen Kabinettssekretärs Ludwigs II., in ihrem Buche „König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870“. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.) Bekanntlich ist es vielfach so dargestellt worden, als habe Ludwig II. nur einem Drängen Bismarcks nachgegeben, indem er König Wilhelm die deutsche Kaiserkrone anbot, und diese Darstellung schien ihre Bestätigung dadurch zu erhalten, daß die Thatsache bekannt wurde, daß König Ludwigs Brief an König Wilhelm nach einem von Bismarck abgefaßten Entwurf geschrieben wurde. Luise von Kobell legt authentisch klar, daß diese Auffassung irrig ist. Daß König Ludwig aus freier innerer Entschließung gehandelt habe, ist auch ihrer Darstellung freilich nicht zu entnehmen. „Innerlich widerstrebte es ihm, als dem Sprossen eines ‚uralten, schon vor tausend Jahren ruhmvollen Geschlechtes‘, der drei Kaiser unter seinen Ahnen zählte, den Antrag zu stellen,“ sagt Luise von Kobell; „aber aus der Notwendigkeit eine Tugend zu machen, schien ihm jetzt geboten.“ Aber diese Notwendigkeit legte dem König nicht erst Bismarck dar, sondern sie ergab sich ihm aus der allgemeinen Sachlage, und König Ludwig war es, der aus eignem Antriebe den Grafen Holnstein nach Versailles sandte, um mit Bismarck über die Form, in der er König Wilhelm den Wunsch auf Annahme der Kaiserwürde am besten unterbreite, zu unterhandeln. Fürst Bismarck entschloß sich dann, den Entwurf des Briefes selbst aufzusetzen, als ihm Graf Holnstein gemütlich und praktisch sagte: „Wissen S' was, Excellenz, schreiben S' gleich selbst einen Brief auf, so wie er sein soll,

Digitized by Google

sonst giebt es hintennach doch wieder Aufstand.“ Man sieht, Weltgeschichte braucht nicht in hochtrabenden Worten gemacht zu werden. Den Brief an König Ludwig, mit dem Fürst Bismarck seinen Entwurf begleitete, schenkte Ludwig II. seinem Kabinettssekretär, der Kabinettssekretär legte ihn seiner Frau auf den Weihnachtstisch, und Luise von Kobell wieder legte ihn in Faksimile ihrem Werke bei, — im Original sicher eines der kostbarsten Bismarck-Autographe, die existieren.

Einen beherzigenswerten Beitrag zur Frauenfrage liefert Hermine Billinger in ihrer Erzählung „Das dritte Pferd“, die einen Band neuer Novellen der immer gleich frischen und liebenswürdigen Verfasserin eröffnet. (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.) Die Heldin der Novelle ist eine sogenannte alte Jungfer, die nicht geheiratet hat, weil ihr eine üble Erfahrung, die sie mit dem Manne machte, mit dem sie sich beinahe verlobt hätte, die Lust am Heiraten überhaupt verdarb. Diese tiefe und nachhaltige Wirkung eines sie keineswegs furchtbar erschütternden Ereignisses erklärt sie selbst aus ihrer Natur heraus folgendermaßen: „Ich habe schon manchmal gedacht, es giebt Menschen, die hälftig sind — ganz Weib oder ganz Mann — und darum keine Ruhe haben, bis sie ihre andre Hälfte gefunden; es giebt aber auch Menschen, die einschichtig sind, das heißt, deren Natur so viel vom Mann und Weib in sich hat, daß ihnen das Bedürfnis nach Ergänzung fehlt. Ich bin so ein Mensch; nicht daß ich mich damals nach jener Enttäuschung in einen Haß gegen die Männer gesteigert hätte — ohne jenes Abenteuer hätte ich geheiratet, nicht aus innerstem Herzensdrang, sondern weil man heiratet. Der Mann gefiel mir, aber meine Empörung über seine falsche Handlungsweise war viel größer als meine Liebe. Ich blieb also ledig und war so vergnügt und zufrieden, daß es sogar Anstoß erregte. Alle möglichen guten Freunde schüttelten darüber den Kopf, das ginge alles, solange man jung sei, aber mit den Jahren, da käme dann das Bewußtsein, daß man seinen Lebenszweck verfehlt habe, und dann käme der Trübsinn, die Angst vor dem Alleinsein und alle möglichen jammervollen Zustände. Ich solle doch um Gottes willen einen Beruf ergreifen — das sei die einzige Rettung vor einem unglücklichen Zukunft. Also ein Beruf; ich war so unerfahren, ich wußte nicht einmal, daß ich schon einen hatte, der ganz von selbst aus meinem innersten Wesen herausgewachsen war. Wo nämlich Not an Mann ging, bei meinen Verwandten, bei meinen Freunden, ich sprang immer ein, ich war immer bereit, hatte für jeden Zeit.“ Aber die Freunde drängen: das alleinstehende Weib muß einen Beruf haben. Und die also Gedrängte entdeckt auch gleich zwei Talente in sich, — eins für die Bearbeitung des Klaviers und eines für den Verbrauch von Farben. Also hinaus aus den gewohnten Verhältnissen, und die Zeit, die sonst denen gehörte, die eine freiwillig und gern gebotene Hilfe gebrauchen konnten, geteilt zwischen Klavier und Staffelei. Die Dame glaubt wirklich, einen Beruf gefunden zu haben, der sie davor bewahren wird, unglücklich zu werden. Dann rufen wichtige Ereignisse, die das Lebensglück ihrer nächsten Freunde zu zerstören drohen, sie in die Heimat zurück. Und da werden ihr die Augen geöffnet: „Da und dort, in allen Ecken, fing ich auf einmal an zu bemerken, überall war eine Lücke entstanden dadurch, daß ich nicht mehr zu haben war, sondern meinem Beruf angehörte. Gar auf dem Land — und das war das Hauptexlebnis, das, welches den Ausschlag gab. Ich saß einmal im Freien hinter meiner Staffelei, da kommt ein altes Weible zu mir hergeschlürft, eine gute Bekannte: ‚Jo, jo,‘ sagte sie, nachdem sie mir eine Weile zugesehant hatte, ‚recht nett, recht nett, aber schad' ist's doch drum, daß Sie jetzt die schön' Zeit mit dem grün und rot Anstreichen vertrödeln thun; seine Supp' kriegt man ja noch und sein Brot auch, aber den guten Rat und die Teilnahm', und wie Sie's immer so heiter verstanden haben, einen aufzurichten, damit ist's aus. Ich hab' immer gesagt, wenn der lang' Winter 'rum g'wesen ist und Sie sind aus der Stadt gekommen: jetzt ist's gut, jetzt kriegen wir wieder Vorspann, da kann man alles tragen; man braucht ja nur zuzuschauen — wenn so ein Fuhrwerk den Berg mit zwei Pferden nicht hinaufkommt, mit dem dritten Pferd geht's, und die Schinderei hat ein End'. — Das trat; da wußt' ich's plötzlich — mein Gott, was gewann denn die Welt dabei, wenn ich eine mittelmäßige Malerin oder eine Klavierspielerin wurde, was trieb mich denn dazu? — weder das Talent noch die Not. Aber um mich her leben Scharen von Schwerbeladenen, von solchen, die unter der Größe ihrer Lasten zusammenzubrechen drohen und ohne Vorspann, ohne die Hilfe des dritten Pferdes, den steilen Pfad ihres Lebens nicht zu erklimmen vermögen. Und denen zu helfen, wo es nur ging, mich als drittes Pferd einzuspannen, das war eine Aufgabe, das war eine! — Nun, und ich bin mitten drin — Ruhm freilich ernte ich keinen, aber Liebe, viel Liebe, und das ist Glück.“ — Die meisten älteren Mädchen kommen sich vor wie das fünfte Rad am Wagen; wenn sie sich bemühen wollten, das dritte Pferd zu sein, würden sie nicht darüber zu klagen haben, daß ihr Leben ohne Beruf keinen Inhalt habe.

Ein liebenswürdiger Humor und nicht allzu boshafte Satire beleben die kleinstädtische Familiengeschichte „Großstädtischer Besuch“ von K. van Beeker. (Leipzig, Philipp Reclam junior.) Auch hier ist es die Heiratsfrage, die den Knoten schürzt. Die Tochter eines in einer Kleinstadt lebenden Arztes liebt einen Postassistenten, aber sie vermag weder Vater noch Mutter davon zu überzeugen, daß sie eine ganz verständige Wahl getroffen hat. Der erstere, so vernünftig er sonst denkt, wünscht sich als Schwiegersohn einen Studierten, die letztere, eine „Geborene“, gönnt ihre Tochter nur einem Leutnant oder einem Adligen. Aber weder Studierte noch Leutnants noch Adlige giebt es in dem kleinen Nest, — es würde dem jungen Mädchen schwer fallen, die jeden Wunsch ihrer Eltern erfüllende Tochter zu spielen, selbst wenn sie den Geliebten aufgeben wollte. Da kommt der Zufall der Mutter zu Hilfe. Eine entfernte Verwandte, die in der Großstadt lebt, giebt ihr zu verstehen, daß sie zur Beruhigung ihrer Nerven gerne das Opfer bringen würde, während einiger Sommermonate Gast des Doktorhauses mit seiner beneidenswerten ländlichen Stille zu sein, und daß sie dafür gern während der Wintermonate die älteste Tochter zu sich in die Großstadt nehmen und in die glänzenden Kreise ihres Verkehrs einführen würde, in denen es nicht an passenden Bewerbern für das hübsche und wohlhabende Mädchen fehlen kann. An sich ist diese entfernte Verwandte ein Greuel und noch allen Angehörigen des Doktorhauses durch ihre Prätensionen von einem früheren Besuch her in schrecklicher Erinnerung. Aber die gefahrdrohende Situation und die glänzenden Hoffnungen für die Zukunft, die sich daran knüpfen, lassen den Hausherrn endlich seine Einwilligung zu dem unwillkommenen Besuch geben. Der ungebend eintreffende Besuch übertrifft die schlimmsten Erwartungen, und die Anmaßung und die Ansprüche der Großstädterin — es ist allerdings ein sehr unliebenswürdiger Typus dieser im allgemeinen doch recht angenehmen Spezies, den K. van Beeker vorführt — bringen den Frieden der Familie in ernstliche Gefahr. Aber man fügt sich schließlich doch allen Launen der prätentiösen Dame, weil sie, über den Herzenszustand der ältesten Tochter unterrichtet, die für die Zukunft erweckten Hoffnungen sofort zu erfüllen verspricht und einen großstädtischen Neffen, Baron und Fähnrich a. D. herbeitelegraphiert, der den bescheidenen Postassistenten aus

Digitized by Google

dem Felde ſchlagen ſoll. Auch dieſer Baron iſt ein ſehr unangenehmer Typus der Barone, bei denen die Menſchheit zwar nicht erſt anfängt, unter denen es aber doch auch Menſchen giebt. Er iſt dazu noch ein mauvais sujet, das der Tante viel Geld koſtet, und das die Tante deshalb nicht ungern durch eine gute Partie zugleich gebändigt und verſorgt ſehen würde. Die Doktorfamilie läßt ſich auch nicht von ihm verblüffen; ſie iſt — ſelbſt die Mutter — doch zu geſund dazu, um den giftigen Kern dieſer Großſtadtfrucht nicht ſchnell herauszufühlen. Aber die unvorſichtigerweiſe herbeicitierten Geiſter ſind nicht ſo ſchnell wieder fortzuſchaffen, als ſie herbeigeholt waren. Es bedarf dazu draſtiſcher Mittel, zu denen ſich der Doktor und ſeine Frau, das Gaſtrecht ehrend, kaum entſchließen würden. Aber die jüngere Tochter des Hauſes, ein kecker Backfiſch, und der hoffnungsvolle noch jüngere Sohn ſind weniger zartfühlend und wenden kindliche, aber auch unbedingt wirkſame Mittel an, um den läſtigen Beſuch zu beſchleunigter Abreiſe zu bewegen. Auch leiſtet der Backfiſch ſeine Kriegsdienſte nicht umſonſt, ſondern erſt, nachdem er ſich vergewiſſert hat, daß der elterliche Widerſtand gegen die Verlobung der älteren Schweſter zu kapitulieren im Begriff iſt. Wer ſeine Freude an harmloſer guter Laune hat, wird auch an dieſer Erzählung ſeine Freude haben.

Ilſe Frapan als Jugendſchriftſtellerin, — das wird den meiſten Leſern als ein Schritt vom Wege erſcheinen. Aber ob dieſer Schritt nun geglückt iſt oder nicht, — davon mußte man von vornherein überzeugt ſein, daß die immer originelle Verfaſſerin auch auf dieſem Gebiet etwas Eigenartiges geben würde. Die „Hamburger Bilder für Kinder“ von Ilſe Frapan (Hamburg, Otto Meißner) ſind in der That etwas Eigenartiges. Ob ſie mehr ſind als ein intereſſanter Verſuch, das kann allerdings nur von Kindern entſchieden werden. Denn wenn dieſe an der Wirklichkeitsſchilderung Ilſe Frapans Gefallen finden, iſt der Verſuch geglückt. Legen ſie das Buch als langweilig aus der Hand, ſo iſt der Verſuch, trotzdem dieſe Hamburger Bilder kleine Kunſtwerke ſind, die jeden künſtleriſch empfindenden Leſer entzücken müſſen, mißglückt. Ich laſſe eines dieſer Hamburger Bilder, „Die Straßenbahn“, folgen: „Es raſſelt und klingelt; dort um die Ecke kommt etwas großes Gelbes, ein langer Wagen ohne Pferde! Das iſt die elektriſche Bahn. Ihre Schienen laufen die Straße entlang; oft ſehe ich große blaue Funken oben aus den Drähten ſpringen. Die Funken ſehen aus wie kleine Blitze; ſchnell kommen und verſchwinden ſie. Iſt es nicht luſtig, ſo ohne Pferde durch die Straßen gefahren zu werden? Ich war immer traurig, um die armen Pferde vor den Pferdebahnwagen. So ſchwer müſſen ſie ziehen, ſo viele, viele Menſchen ſchleppen, und an jeder Straßenecke beinah iſt eine Haltеſtelle. Wie ſtrengen ſich die Pferde an, den Wagen immer wieder in Gang zu bringen, wenn er gehalten hat! Wie traurig und müde hängen ſie abends die Köpfe! Wie unruhig ſchlagen ſie mit den buſchigen Schwänzen nach den Stechmücken, die ihnen um die Ohren ſummen, nach den Bremſen, die ſie blutig ſtechen! Arme gequälte Pferde, jetzt brauchen wir euch nicht mehr für die ſchweren Wagen! Jetzt führt uns der ſchöne blaue Funke ſpazieren, der aus den Drähten ausblitzt. Glatt und gemütlich fahren wir den weiteſten Weg. Mag auch am Sonntag der Wagen faſt überfüllt ſein, — das ſchadet nicht, kein armes Pferd muß deshalb ſchwitzen. Mag auch an jeder Straßenecke der Wagen halten, — das ſchadet nicht, kein müdes Pferd muß deshalb ſeine Kräfte anſtrengen. Hell und lieblich brennt der ſchöne blaue Funke als Lampe im Wagen, wenn es dunkel wird. Er leuchtet wie der liebe Mond über der ſchönen Alſter, ohne Rauch, ohne Dunſt.“ — Ich frage mich, ob es einem Großſtadtkinde, dem der elektriſche Straßenbahnwagen bekannt iſt, intereſſant iſt, ſich das in ſeiner Erinnerung ſchlummernde Bild wachrufen zu laſſen? Ob die Phantaſie eines Nichtgroßſtadtkindes ausreicht, um ſich das nie geſehene Bild zur Wirklichkeit zu geſtalten? Die Frage kann nur ein Verſuch entſcheiden. Ich fürchte, die Kinder werden dieſe Hamburger Bilder etwas nüchtern finden.

Digitized by Google

Karl Theodor, Herzog in Bayern.

Unter den deutschen Fürsten nimmt Herzog Karl Theodor in Bayern, der dieser Tage in sein sechzigstes Lebensjahr tritt, eine besondere Stellung ein: die wissenschaftliche Welt rechnet ihn mit Stolz zu ihren bedeutenden Vertretern, und zahlreiche Werke uneigennütziger Menschenliebe künden seinen Ruhm weit über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus. Vielen Tausenden hat der fürstliche Arzt, unterstützt durch seine edle Gemahlin, Heilung und Rettung gebracht, und gerade der Armen und Bedrängten, die ohne so großherzige Opferwilligkeit Genesung vielleicht kaum gefunden hätten, nahm er sich hilfsbereit an. Wenn alle die Segenswünsche, die je auf sein Haupt herabgerufen worden, an seinem Ehrentage wiederum laut würden, ein brausender Chor heißer Dankesworte würde dem Gefeierten entgegenhallen.

Am 9. August 1839 zu Possenhofen am Starnbergersee als zweiter Sohn des Herzogs Max und der Herzogin Luise von Bayern geboren, schlug Prinz Karl Theodor zunächst die militärische Laufbahn ein, verließ jedoch nach Beendigung des Krieges von 1866, in dem er sich durch Umsicht und Tapferkeit hervorgethan hatte, den aktiven Dienst, unternahm größere Reisen und widmete sich alsdann dem Studium der Naturwissenschaften und der Medizin. Am deutsch-französischen Kriege nahm er als Oberstleutnant teil und setzte nach dem Friedensschluß die Studien fort. Im Sommer 1872 wurde er bei Anlaß des vierhundertjährigen Stiftungsfestes der Münchener Universität zum Ehrendoktor ernannt, und im Herbst des folgenden Jahres bestand er die Approbationsprüfung mit Auszeichnung. Der junge Arzt, der sich als

Herzogin Sophie (Gräfin Törring). Herzogin Elisabeth.

Herzogin Maria Gabriele. Herzog Franz Joseph. Herzogin Maria Josepha. Herzog Karl Theodor. Herzog Ludwig Wilhelm.

Zum sechzigsten Geburtstag des Herzogs Karl Theodor in Bayern, 9. August 1899.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Dittmar in München.

Digitized by Google

besonderes Fach die Augenheilkunde erwählt hatte, trat nunmehr mit den bekanntesten Ophthalmologen Deutschlands in Verbindung und absolvierte bei mehreren von ihnen, unter anderen in den Kliniken von Zürich und Wien, praktische Kurse. Mit der Praxis hielt gleichen Schritt eine eingehende schriftstellerische Thätigkeit, die dem Prinzen gleichfalls die Anerkennung der Fachautoritäten eintrug.

Im Februar 1865 hatte Herzog Karl Theodor die Prinzessin Sophie von Sachsen, Tochter des Königs Johann, als Gemahlin heimgeführt, doch währte das Ehegluck nur kurze Zeit; schon am 9. März 1867 verschied die Herzogin, die ihrem Gemahl am Weihnachtsabend 1865 eine Tochter geschenkt hatte, Prinzessin Amalie, seit 4. Juli 1892 mit dem Herzog Wilhelm von Urach vermählt.

Sieben Jahre später schritt Dr. Herzog Karl Theodor zu einer zweiten Ehe, und zwar erwählte er die Prinzessin Maria Josepha von Braganza, bei der er das volle Verständnis für seine wissenschaftlichen Bestrebungen und eine opferwillige Helferin in der ärztlichen Praxis fand. Gleich in den ersten Jahren der Ehe erwies sich die jugendliche Herzogin als geschickte Assistentin, zuerst im Krankenhaus zu Tegernsee, wo der Gemahl anfangs als Gehilfe des Bezirksarztes, seit 1880 selbständig praktizierte, später abwechselnd in den vom Herzog auf eigne Kosten errichteten Heilanstalten von Meran und München. Auf dem Gebiete der Staroperationen gelangte Herzog Karl Theodor bald zu europäischem Ruf — die Zahl allein dieser Operationen dürfte heute gegen 4000 betragen —, und ihren redlichen Anteil daran haben auch seine opferwillige Gemahlin wie ihre älteste Tochter Sophie — seit Juli 1898 Gräfin Törring-Jettenbach —, die längere Zeit gleichfalls dem Vater in seiner Klinik assistierte. Außer ihr sind dem Fürstenpaare noch vier Kinder beschert: die Prinzessinnen Elisabeth und Marie und die Herzoge Ludwig Wilhelm und Franz Joseph. Wenn auf Belohnung für edle Gesinnung und gleiche Thaten schon im irdischen Leben zu rechnen ist, so möge das erlauchte Paar sie in dem Strahlenglanze des ungetrübten Familienglücks erblicken!

Rückkehr des Hochzeitszuges zum Palaste.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten in Cetinje.

Am 27. Juli hat in Cetinje, der Hauptstadt des Fürstentums Montenegro, die Vermählung des Erbprinzen Danilo mit der Herzogin Jutta von Mecklenburg (der nunmehrigen Erbprinzessin Militza) stattgefunden. Außer den geladenen Gästen war zu dieser Feier eine große Anzahl von Personen aus allen Teilen Europas nach der Hauptstadt der Schwarzen Berge geströmt. Der Tag war für das ganze Land ein besonders festlicher, denn durch die Verbindung des Thronfolgers mit der norddeutschen Prinzessin vollzieht sich ein Ereignis, das schon lange angestrebt worden ist: das Haus des Landesherrn tritt endgültig in den Kreis der europäischen Herrscherhäuser ein. Noch vor fünfzig Jahren wäre das kaum als möglich erschienen, das Schicksal des Landes war ungewiß und eine Festigung der Dynastie kaum zu hoffen. Fürst Danilo folgte seinem Oheim Peter II. als Mann der Kirche auf den Thron, und wenn er auch bald als weltlicher Gospodar seine Hand einer Dame aus uraltem Slawenstamme reichte, war diese doch, die schöne Darinka Kneftic, die Tochter eines Triester Großkaufmanns. Verhängnisvoller noch war, daß dem Fürsten für die Reformen, die er beabsichtigte, keine Zeit gelassen wurde; er starb unerwartet früh auf der

Digitized by Google

Riwa zu Cattaro. Fürſt Nikolaus gelangte mit achtzehn Jahren zur Regierung und wählte ſich die Tochter des Wojwoden Petar Vukotic zur Gemahlin. Ihm endlich ſollte es gelingen, was ſeine Vorgänger vergeblich erſtrebt, das

Fürſt Nicolaus und ſein Hof.

Militärmuſik vor dem Palaſte des Fürſten.

Fürſtentum der Schwarzen Berge in die Reihe der europäiſchen Kulturſtaaten einzuführen. Es galt nicht nur, die ewigen Fehden mit dem unverſöhnlichen moslemitiſchen Nachbar beizulegen, ſondern es mußte an der inneren Feſtigung des Landes gearbeitet und der materielle und geiſtige Stand der Bevölkerung gehoben werden. Unverdroſſen gab er ſich dem Werke, das er ſich vorgeſetzt, hin, und ſeine Energie und unermüdliche Arbeitskraft führten ihn zu dem gewünſchten Ziel; die ſchönen Töchter des Fürſten-paares ſind bereits in die verſchiedenſten Fürſtenhäuſer eingetreten, und nunmehr wählte der Thronfolger ſich ſeine Gemahlin aus einer der älteſten und angeſehenſten der deutſchen Dynaſtien.

Spät am Abend des 26. Juli brachte der Dampfer „Graf Wurmbrand“ die deutſche Prinzeſſin nach einem

Digitized by Google

stürmischen Tage zu der Reede von Antivari, dem montenegrinischen Nizza, wo Fürst Mirko an der Spitze einer feierlichen Abordnung nach alter Landessitte der Ankommenden Brot und Salz bot und die finsteren und trotzigen Gestalten der Albanesenkapetane ihr ihre Huldigungen darbrachten. Erbprinz Danilo erwartete mit dem Großfürsten Konstantin seine Braut in dem entzückend gelegenen Schlößchen Topolitza. Dort traf am andern Morgen auf der Jacht „Jela" das italienische Thronfolgerpaar ein, und in aller Stille erfolgte alsdann der Uebertritt der deutschen Prinzessin zur orthodox-griechischen Kirche. In früher Morgenstunde setzte sich am 27. Juli die lange Wagenkolonne nach dem entfernten Cetinje in Bewegung, wo sich inzwischen vor dem Palais des Erbprinzen alles zum Empfange der Braut versammelt hatte. Aus sämtlichen Teilen des Landes waren die höchsten Würdenträger, die Serdare, Brigadiers und Kapetane erschienen, deren malerische Tracht sich mit den von Gold und Stickereien strotzenden Uniformen der Diplomaten zu einem Bilde von eigenartig fesselndem koloristischem Reize verband. Fürst Nikolaus, eine hochgewachsene, stattliche Erscheinung, empfing die Schwiegertochter, die jetzige Erbprinzessin Militza, die zum erstenmal in der kleidsamen Landestracht erschien, auf der Freitreppe des fürstlichen Palastes, während die versammelte Menge in jubelnde Zurufe ausbrach und die Militärkapelle die mecklenburgische Hymne intonierte. Nach kurzer Rast setzte sich dann um 3 Uhr nachmittags der feierliche Brautzug vom Palais des Fürsten aus in Bewegung.

Mit der Ausschmückung der Stadt war man schon seit geraumer Zeit beschäftigt gewesen; sie prangte in Blumen und Grün, trotzdem das letztere, von dem man auf den Abstürzen der grauen Steinwände in der näheren Umgebung des Ortes nichts gewahrt, mühevoll meist aus dem Innern des Landes hatte herbeigeschafft werden müssen.

Aufn. von Karl Wolff, Hofphot., Neustrelitz.

Die Mannschaft des französischen Kriegsschiffes „Ibis" in Geestemünde.

Ein Teil der Mannschaft des vor Geestemünde liegenden französischen Kriegsschiffes „Ibis" erhielt am Sonntag, 23. Juli, Urlaub und benutzte denselben, um den Tag am Lande zu verbringen. Die in dem benachbarten Lehe liegenden deutschen Matrosen-Artilleristen nahmen sich bei diesem Anlaß der französischen Kameraden in der liebenswürdigsten Weise an. Sie führten dieselben nach verschiedenen Schank- und Tanzlokalen in Geestemünde und Bremerhaven und vergnügten sich gemeinsam mit ihnen. In einzelnen der erwähnten Lokale sah man die französischen Matrosen sich mit schmucken deutschen Mädchen im Tanze drehen und sich bemühen, durch schneidiges Auftreten die Gunst der Schönen zu erwerben. „Sehr interessant war es, zu sehen," so bemerkt ein Augenzeuge, „wie die französischen Mannschaften und Unteroffiziere nach der Melodie ‚Wir halten fest und treu zusammen' im Volksgarten zu Bremerhaven ihre Schönen beim Tanze schwangen."

Digitized by Google

Nach einer phot. Aufn. von C. Beitcher, Frankfurt a. M.

Adolf Schreyer †.

Am 30. Juli iſt Profeſſor Adolph Schreyer nach längerem Leiden auf ſeiner Beſitzung in dem Bergſtädtchen Cronberg im Taunus verſchieden. Mit ihm iſt das Haupt jener Frankfurter Künſtlerſchar dahingegangen, die ſich in dem genannten, durch ſeine maleriſche Lage ausgezeichneten Taunusorte zu einer Art Kolonie vereinigt hatte. Schreyers Ruhm iſt weit über die Schranken ſeiner Heimat hinausgegangen, er war international, und die Werke des Meiſters waren begehrt wie die weniger andrer zeitgenöſſiſcher Künſtler. Am 9. Juli 1828 in Frankfurt a. M. geboren, erhielt der Verſtorbene ſeine erſte künſtleriſche Ausbildung im Städelſchen Inſtitut ſeiner Vaterſtadt und vollendete ſeine Studien an den Akademien zu München und Düſſeldorf. Im Jahre 1854 begleitete er die öſterreichiſche

Digitized by Google

Armee in die Donaufürstentümer und führte dann mit österreichischen Offizieren einen Ritt durch Kleinasien aus. Die künstlerischen Errungenschaften dieser Fahrten sowie eines Aufenthaltes in Algerien (1861) erregten bei Schreyers Uebersiedelung nach Paris im Jahre 1862 die größte Bewunderung. Die bedeutendsten Galerien des In- und Auslandes erwarben Bilder des Meisters, und die Besitzer von Privatsammlungen schätzten sich glücklich, wenn sie sich ein Werk seiner Hand verschaffen konnten. Viele seiner Arbeiten sind durch Nachbildungen in den weitesten Kreisen bekannt geworden und haben sich geradezu einen Weltruf erworben. Schreyer interessierte sich bei seinen künstlerischen Schöpfungen hauptsächlich für die Tierwelt, aber auf ihn übte das Tier in seiner äußeren Erscheinung nicht den Reiz aus, der ihn hätte fesseln können, ihn zog mehr das Psychologische, das Tier in Momenten der Gefahr und Erregung an, und das war es denn auch, was er mit seltener Meisterschaft zur Darstellung zu bringen verstand und was seinen Ruhm begründete. Als typisch in dieser Hinsicht darf das Bild gelten, dessen Wiedergabe wir unsern Lesern bieten, „Brennender walachischer Postkall", das im vorigen Jahre bei einer Versteigerung in Frankfurt den Preis von 18000 Mark erzielte. Schreyer war Mitglied der Akademien von Antwerpen und Amsterdam und erhielt Medaillen in Brüssel, Paris und München. Seine Bilder sind hauptsächlich vertreten in den großen Sammlungen von Hamburg, Berlin, Schwerin und Paris.

Nikolaus Riggenbach †.

Im hohen Alter von 82 Jahren ist am 25. Juli in dem als Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes der Nordschweiz bekannten Oertchen Olten (Kanton Solothurn) Nikolaus Riggenbach, der Erbauer der ersten Zahnradbahn in Europa, der von Vitznau nach dem Rigi führenden, gestorben. Riggenbach war im besten Sinne des Wortes ein self-made man. Aus einer schweizerischen, in Gebweiler im Elsaß ansässigen Familie stammend, sollte er sich in seiner Jugend dem Kaufmannsstande widmen, allein er selbst wählte sich die Laufbahn des Mechanikers und suchte sich auf eigne Faust in derselben weiter fortzubringen. Als einfacher Arbeiter fand er in Lyon und Paris Stellung und kam im Jahre 1840 als Monteur in die Keßlersche Maschinenfabrik in Karlsruhe (jetzt in Eßlingen). Wie bekannt, wurde in dieser Fabrik die erste Lokomotive in Deutschland gebaut, für die Riggenbach fast alle feineren Bestandteile selbst anfertigte. Vom einfachen Monteur schwang der thatkräftige Mann sich innerhalb eines Jahrzehnts zum technischen Direktor der Keßlerschen Lokomotivfabrik empor. Im Jahre 1853 in seine Heimat als Vorstand der Maschinenwerkstätte der schweizerischen Zentralbahn nach Olten berufen, gab er sich hier dem Studium der Bergbahnen hin und stellte ein Modell des von ihm ersonnenen, auf einer Verbindung von Zahnrad und Zahnstange beruhenden Systems her. Seiner Erfindung wurde jedoch vorerst mit großem Mißtrauen begegnet, und es bedurfte einer langen Reihe von Jahren, bis sein Plan einer Rigibahn verwirklicht werden konnte. Am 21. Mai 1871, elf Tage nach Abschluß des Frankfurter Friedens, wurde die Vitznau-Rigibahn feierlich eröffnet. Das System Riggenbachs hat seither allgemeine Aufnahme in die Technik gefunden und ist bei einer Reihe von Bergbahnen in der Schweiz wie auch im Auslande zur Anwendung gekommen.

Phot. P. Toet, Eglisbuhrn.

Das Denkmal für Eduard Pape.

Mit dem 1. Januar 1900 tritt das neue Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft, das dem deutschen Volke die langersehnte Einheit im bürgerlichen Rechte giebt. Vorher soll noch dem Hauptschöpfer des großen Werkes eine Dankesschuld abgetragen werden: im September wird das Denkmal für den vor elf Jahren verstorbenen Wirklichen Geheimen Rat Dr. Eduard Pape enthüllt. Pape hatte sich schon in den sechziger Jahren um die Kodifikation des Handelsrechts verdient gemacht, und als Präsident des Bundesoberhandelsgerichtes zu Leipzig war er der erste, der im Namen des wiedererstandenen Reiches Recht zu sprechen hatte. Seine wichtigste Aufgabe löste er dann als Vorsitzender der ersten Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch; mit dem ersten Entwurf schuf er die Grundlage des bedeutsamen legislatorischen Werkes. Als es galt, Pape ein Denkmal zu errichten, übernahm der Reichskanzler Fürst Hohenlohe den Vorsitz im Komitee, und die Juristenwelt, sowie die Handelskreise beteiligten sich mit Beiträgen. Das Denkmal erhält in Verbindung mit einer reichen Sandstein-Architektur seinen Platz auf dem Markte zu Brilon, der Hauptstadt des ehemaligen Herzogtums Westfalen. Es ist die Vaterstadt Eduard Papes, der am 13. September 1816 dort geboren ist. Die auf einem antiken Richterstuhl sitzende Figur giebt ein schlichtes, feines Charakterbild des großen Rechtsgelehrten; er scheint, etwa in der Kommission, über eine wichtige Frage klaren, lichtvollen Aufschluß zu geben. Zu seinen Füßen liegen zwei Bände, das Handelsrecht und das Bürgerliche Gesetzbuch, mit einem Lorbeerzweig geschmückt. Die Figur ist in Bronze gegossen und 2 Meter hoch. Sie ist ein Werk des jungen Berliner Bildhauers Arnold Künne, der, ein Westfale von Geburt, für seine Heimatprovinz schon manches monumentale Werk geschaffen hat.

Für müßige Stunden.

Umstellrätsel.

Zur Ferne nun der Dampfer strebt,
Den Ozean soll er durcheilen;
Wie fein Verdeck so bunt belebt
Und Tausende am Ufer weilen!

Schwer fühlt bedrückt sich manches Herz
Von Trennungsleid und bangen Sorgen,
Und bleiche Lippen stehn im Schmerz:
O, wären sie nur erst geborgen

Im weitentlegnen fremden Port,
Und möchte ihnen sich verbinden
Auf neuer Bahn das Rätselwort
So, wie sie hoffen es zu finden!

Das letzte Zeichen tönt — ade!
Bald wird die Küste nun verdunkeln
Im Wogenschwall der hohen See —
Die Tücher wehn, die Hände winken,

Die Scheidenden spähn nach dem Land,
Und aus den Augen, die erklingen,
Will, beide Silben umgewandt,
Das Rätselwort zu ihnen bringen.

M. Sch.

Vorträtsel.

Der Liebesbund der beiden
Den Vormund tief ergrimmt,
„Auf ewig heißt's zu scheiden,"
Hat zornig er bestimmt.

Doch Amor Mittel findet
In solcher Herzensnöten,
Und wer sich ihm verbündet,
Wird nie ganz ratlos sein.

Nach manchem bangen Tage
Trifft sich das Paar allein:
„Gottlob, mein Schatz, nun sage,
Willst enden du die Pein?

„Tyrannen sich nicht fügen,
Bei ihrem Widerstand
Gilt's brechen und nicht biegen,
Und deine treue Hand

„Mußt du mir heimlich reichen,
Vertraue dich mir an,
Als höchstes Liebeszeichen
Sprich ‚Ja' zu meinem Plan!

„Legt gründlich zur Siesta
Dein Quälgeist sich aufs Ohr,
Entfliegst du seinem Neste
Und eilst ans Gartentor.

„Dort halt' ich mit dem Schimmel
Und führ' dich zum Altar,
Dann darf in unsern Himmel
Nicht dringen der Barbar."

Bekämpfend unter Thränen
Sein stürmisch heißes Flehn,
So wie ihr eignes Sehnen,
Muß sie sich doch gestehn:

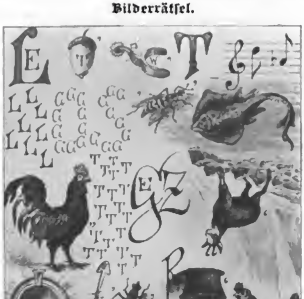
Auf keine andre Weise
Wird je erreicht der Port —
„Ich, dankst du endlich leise,
Getrennt das Rätselwort."

Zur festgesetzten Stunde
Am Pförtchen sie erscheint,
Ließt ihm im Kuß vom Munde
Das Rätselwort vereint.

M. Sch.

Digitized by Google

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Der Name, den die Ersten fänden,
Ward durch ein Dichterwerk geweiht,
Und selbem wie ihn gern verbinden
Mit Jugendreiz und Lieblichkeit.

Wer für bedeutungsloß die Letzte
Vielleicht zu halten ist geneigt,
Erkennt, daß er sie unterschätzte,
Sobald es sonnenklar sich zeigt,

Daß, welche Gegend ihn entzückte,
Er einzig und beständig sie
Bei allem Schönen nur erblickte
Als Abschluß jeder Szenerie.

Das Ganze vieler Hoffen nähret,
Das wie ein flücht'ger Traum entweicht,
Und wenn Erfüllung es gewähret,
Nicht stets zum Segen sie gereicht. M. Sch.

Kettenrätsel.

An Stelle der Striche füge man als Verbindungsglied ein neues, einsilbiges Wort in der Weise ein, daß, wenn dasselbe dem ersten nach, dem zweiten vorgesetzt wird, zwei neue, zusammengesetzte Wörter entstehen. Nun setze man die Kette fort und schließe sie mit dem Wort, von dem man ausging.

Bau — Haus — Brief — Zug — Kur — Weg — Schirm — Uhr — Tag — Geld — Wein — Wurf — Wort — Ball — Hof — Schlag — Sand. —

Logogryph.

Als ich das Deutsche Reich regiert,
Prangt' es in Macht und Herrlichkeit:
Der jetzo meinen Namen führt,
Hat seinen alten Glanz erneut.
Setz einen Laut mir vor und hüte dich,
Dein schwer Verworbenes verschlinge ich.
Tritt dann statt dieses Lauts mir einen andern an,
So steh' ich, stark an Geist, gewöhnlich obenan. A. G.

Charade.

Jüngst hielt mich ein alter Botaniker an,
Gezählt' mir von seiner Lebensbahn.
Er sprach: „Viel hab' ich der Silbe 1,
Von unsrer Familie hat so es scheint!
Die einen gönnen mir's, andre nicht,
Verwandtschaft hat oft so ein Zwiegesicht;
Die einen, die zählen nach Silben 2, 3,
Sie rief gleich die Silbe 1 herbei,
Die andern, die nicht auf die 2, 3 zehn,
Die mochten die Silbe 1 nicht verstehn,
Sie meinten: Was kümmert uns das Gelichter,
Was sah er nicht mehr auf die 1, 2, 3!" —
Ich drückt' ihm die Hand und sagte mit still:
's hat jeder recht — wie man's nehmen will.

Arithmetische Aufgabe.

Man findet eine bedeutsame Jahreszahl aus dem Leben Dantes, wenn man sein damaliges Alter entweder mit 40 multiplizirt und vom Produkt 100 subtrahirt, oder wenn man es durch 7 dividirt und den Quotienten mit 260 multiplizirt. — Welche Jahreszahl ist gemeint, und wie alt war Dante in jenem Jahre? J. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Zahlenrätsels: „Mephistopheles": Man bezeichne die Buchstaben an den Flammen von links nach rechts mit den fortlaufenden Zahlen 1 bis 10. Nun ersetzt man dementsprechend die Zahlen des Textes durch Buchstaben, die Punkte durch Vokale, und man erhält dann den Text: „Ich bin der Geist, der stets verneint."
Des Umstellrätsels: Rotar — Ornat.
Des Silbenrätsels: Stolzenfels.
Des Worträtsels: Im „Wörterbuch".
Des Buchstabenrätsels: Mitanollo.
Der Charade: Pfauenauge.
Des Rätsels: Das Weib.
Des Wechselrätsels: Recha — Rache.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe IV.

Von H. von Broecker in Friedenau.

Schwarz.

Weiß.

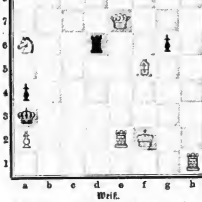
Kann Weiß am Zuge Selbstmatt erzwingen?

Selbstmatts mit weniger als fünf Steinen giebt es nicht. Die noch unbekannte Stellung, die der Verfasser zum Gegenstand eines neuen Preisausschreibens gemacht hat, enthält sieben Steine, also nur zwei mehr als die theoretische Minimalzahl; auch darf ihr die Frage zu beantwortende Kunst Weiß am Zuge Selbstmatt erzwingen? Da dieses Preisausschreiben sehr interessant zu werden verspricht, auch seine Bedingungen infolge erheblicher, vom Verleger gebrachter Opfer außerordentlich günstige sind, so kann die Beteiligung jedem Schachfreunde nur angelegentlich empfohlen werden. Der ausführliche Prospekt ist vom Verfasser G. v. Broecker, Friedenau bei Berlin, Handjerystr. 60, III, gratis und portofrei zu beziehen.

Aufgabe V.

Von Hieronymus Fischer in Bamberg („Sammler").

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt ihm am zweiten Zuge Schwarz mit dem sechsten Zuge mattzusetzen. (Selbstmatt.)

Auflösung der Aufgabe I:

W. 1. Th8—e8
S. 1. Th7×e7 (— d7)
W. 2. Dd8:×d7 und
W. 3. Sd2—e4 matt.

A.

S. 1. Le5×e7
W. 2. Sd2—e4†
S. 2. Ke5×e6
W. 3. Dd8—d6 matt.

B.

S. 1. Ke5×e6
W. 2. Le7×c5†
S. 2. Tb7—e7
W. 3. Te8×e7 matt.

C.

S. 1. Ke5—d4 od. beliebig anders
W. 2. Le7—f6†
S. 2. Kd4—d3, e7× f6 (e6×e4, b5×f6)
W. 3. Sd5—f4, Dd8× f6, Sd2—e4 matt.

Auflösung der Aufgabe II:

W. 1. Db8—h3
S. 1. e7×f6
W. 2. Td6—d4 und
W. 3. Db3-e6, d5, e3 Td4—e4 matt.

A.

S. 1. e7×d6 (Ke5—f4)
W. 2. Sf6—h5(†)

B.

S. 1. Se8×d6
W. 2. Db3—c3†

C.

S. 1. Ke5—d6
W. 2. Sf6—e8†

D.

S. 1. Se8—b6
W. 2. Db3—e3†

E.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Db3—d5†
S. 2. Ke5—f4. Sc6×e5
W. 3. Sb5—c3. Db3-d4 matt.

Digitized by Google

Aufgabe VI.

Von **W. Eisar** in Wien.

(Im Problemturnier der „Nuova Rivista degli Scacchi" preisgekrönt.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Partie Nr. I.

Gespielt zu Kopenhagen am 26. Januar 1899. (Nach „Nationaltidende".)

Englisches Springerspiel.

Weiß: Nolen-Jahl. — Schwarz: Bull.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	15. Ta1—e1[4])	Le7×g5
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	16. Se4×g5	Tf8—e8
3. c2—c3	d7—d5	17. Da4—c2	g7—g6
4. Dd1—a4	d5×e4	18. De2—f2[5])	Te8—e7[6])
5. Sf3×e5	Dd8—d5	19. Df2—h4	h7—h5
6. Se5×c6	b7×c6[1])	20. Sg5—e4	Ke8—g7
7. Lf1—e1	Dd5—b5	21. Se4—c5	Df7—d6
8. 0—0	Sg8—f6	22. Le1×d5	c6×d5[7])
9. d2—d4	Lf8—e7[2])	23. Lb1—f5[8])	Kg7—h6[8])
10. f2—f3	e4—f3	24. Te1—e3	Te7—e6[8])
11. Tf1×f3	Sf6—d5	25. Se5×e6	Te7×e6[8])
12. Sb1—d2	Le7—c6[3])	26. Te3×h5[8])	Kh6×h5
13. Sd2—e4	Dd6—d7	27. Dh4—f6[8])	Kh5—g4
14. Le1—g3	0—0	28. Th3—h4	matt.

[1]) Natürlich nicht Da5×c6 wegen 7. Lf1—b5.

[2]) Auf e4×d3 würde einfach 10. Le4×d3 folgen.

[3]) Vielleicht verdiente hier f7—f5 den Vorzug.

[4]) Der Turm ginge recht gut auch nach f1.

[5]) Weiß führt scheinbar seine Dame auf den Königsflügel, auf dem die Schlacht jetzt steht.

[6]) Ein unglücklicher Verteidigungszug, wie die Folge lehrt. h7—h6 war am Platze.

[7]) Jetzt zeigt sich, wie unglücklig der Turm auf e7 steht. Schwarz kann nur mit dem Bauer wiedernehmen.

[8]) Besser ist Kg7—h7; jedoch ist auch dann nach 24. Se5×e6 f7×e6 25. Tf3—g3 Ta8—g8 26. Te1—e5 (droht 27. Tg3×g8) Te7—f7 27. Df6 X e6 der Sieg für Weiß kaum vorstellbar.

[9]) Schwarz kann den nun folgenden hübschen Schluß nicht ohne schwere Opfer mehr abwenden.

[10]) Auf f7×e6 dieselbe Fortsetzung.

Partie Nr. II.

Kürzlich durch Briefwechsel gespielt.

(Nach den „Bayuischen Schachblättern".)

Sizilianische Partie.

Weiß: Krause (Dortpat). — Schwarz: Nerting (Petersburg).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**c7—c5**	15. Sf5×g7[5])	Ke8—d8
2. Sb1—c3	Sb8—c6	16. De4—b4[6])	Kd8—c7
3. Sb1—d2	e7—e6	17. Db4—f4[7])	Kc7—d8
4. d2—d4	c5×d4	18. Df4—f6[8])	Kd8—c7
5. Sf3×d4	Sg8—f6	19. Df6—e5[9])	Kc7—d7
6. Lf1—e2	Lf8—b4[1])	20. Lf3×d5	e6×d5
7. 0—0	Lb4×c3	21. De5—e7[10])	Kd7—c6
8. b2×c3	Sf6—e4	22. De7—d6[9])	Ke6—b5
9. Le2—f3[2])	Se4×c3	23. Tf1—b1[9])	Kb5—a4
10. Dd1—d3	Sc3×a2	24. Th1×b6	a7×b6
11. Ta1×a2	Sc6—e5	25. Da3×b6	Le6—c8
12. Dd3—e4	Sb4×a2	26. Sg7×e6	f7×e6
13. Le1—a3[3])	Dd8—b6[4])	27. Dd5—c4[9])	Ka4—a5
14. Sd4—f5!	d7—d5	28. De4—a2	Aufgegeben.

[1]) Sicherer ist d7—d6 oder bas von Berger vorgeschlagene d7—d5.

[2]) Gut gespielt. Schwarz durchschaut die folgende Kombination nicht vollständig.

[3]) Entscheidend. Nach 13. De4×a2 0—0 stand Schwarz gut.

[4]) Die einzige kleine Chance gewährte d7—d6 nebst 0—0.

[5]) Auch 21. De5×d5! führt zum Ziele.

[6]) Mit 27. Dd5—b3! war hier ein sünfzügiges Matt möglich: Ka4—a5 28. c2—c4 Sa2—c3! 29. La3—b4+ Ka5—a6 30. Db3—a3+ Sc3—a4 31. Da3×a4 matt. Aber es reicht auch so.

Briefmappe.

A. v. L. in P. Die Prägung von Hochzeitsmedaillen war in früherer Zeit ein viel größer Brauch. Ihn neu zu beleben, hat sich die Stuttgarter Metallwarenfabrik Württemberg (Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm) erfolgreich zur Aufgabe gestellt. Die von ihr verfertigte Medaille (in der Größe eines Fünfmarkstückes) zeigt auf der Vorderseite eine sinnige Allegorie, auf der Rückseite, umrankt von Emblemen, ein Zahlenfeld zur Eingravierung des Datums nebst dem Spruch: „Sei getreu bis in den Tod." Für grüne, silberne, goldene und Diamant-Hochzeiten schriftlich ein anmutiger Gedenkstein.

L. P. in Schl. Von „Uebersetzungen aus dem Norwegischen" kann streng genommen nicht die Rede sein, ebensowenig wie von einer norwegischen Literatur. In Norwegen, das von 1397 bis 1814 politisch mit Dänemark vereinigt war, ist heute noch die Sprache der Kirche und der Schule das Dänische; die großen Zeitungen erscheinen dänisch, und die meisten norwegischen Schriftsteller die vor kurzem auch ihren Werke in Kopenhagen herauskommen. Das Norwegische wird, etwa so wie in Deutschland das Plattdeutsche oder Oberösterreichische, nur als Dialekt gesprochen. Neuerdings sucht man in Norwegen der Umgangssprache durch Einführung der Dialektsprache entnommener Worte und Redewendungen ein spezifisches Gepräge zu verleihen. Die Versuche der sogenannten „Maalmænd", auf diese Weise eine allgemeine, vom Dänischen unabhängige „Landsmaal" zu bilden, sind indes bis jetzt nicht von Erfolg gekrönt gewesen.

Demophilus in Lauterburg. Ueber die neuerdings für ältere Rheingauer Weine erzielten Preise finden Sie übrigens neben manchem andern Interessanten und Wissen zuverlässige Angaben in dem Schriftchen „Der Rheingau und seine Weine" von A. Ammann (Kölu a. Rh., Dumont-Schauberg). Die rationelle Rebenzucht behandelt R. Erdmann in dem Schriftchen „Waberner Weinbau" (Erfurt, J. Heydergeber). Sie finden in beiden namentlich eine gründliche Belehrung der wahrenn Methoden, verfahren, die auch in einer Reihe von Abbildungen zur Darstellung gelangen.

M. von B. in Gg. Sie sind ganz recht berichtet worden. Julas Raman „Der Zusammenbruch" behandelt die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, hat also für Sie als damaligen Mitkämpfer ein ganz spezielles Interesse. Wir raten Ihnen: besorgen Sie Ihre Abneigung gegen den französischen Romancier und lassen Sie sich das in deutscher Uebersetzung erschienene Buch (3 Bände, geheftet 5 Mark, gebunden 8 Mark, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) und die zwei Fortsetzungen Herausgeber getroffene Auswahl wird auch auf Sie ihre Wirkung nicht verfehlen.

L. M. in W. Ihre Anfrage beantwortet Ihnen vielleicht eingehender, als wir es können, die Redaktion der „Kritischen Blätter des Vereins deutscher Zeichenlehrer" in Stade. Ein Werk, wie Sie es wünschen, bietet übrigens Lange, Theorie und Technik des Zeichnens (Gütersloh, Bertelsmann).

B. A. in M. Eine Auswahl der besten deutschen Gedichte sollen wir Ihnen empfehlen? Wir nennen Johann Georg Scherers „Deutscher Dichtermald" (sobald in prächtigem Einband und die neue, bereicherte Herausgeber getroffene Auswahl wird nicht nur Sie, sondern sicherlich auch den Empfänger (oder ihr eine Empfängerin! besriedigen, falls Sie das Buch zu einem Geschenk bestimmt haben.

Konrad R. in St. L., v. B. in P., B. J. in L., Robert M. in Berlin, P. T. in Wirmar, K. v. S. in Prenzlau, A. G. Mak, B. A. in Hamburg IX., K. H. in Aigen, Oskar Z. in Graz, Julius in Wien, C. W. Mettmann, R. E. Alt-Reetz im Oberbruch, Heinr. G. in Tuffelbarf, Rob. F. in Heilbronn, B. L. in W. Mit Dank abgelehnt.

P. G. in A. Ihren Zwecken entsprechen zwei neue Bände der von May Hesses Verlag in Leipzig herausgegebenen Illustrierten Katechismen, für die Kaufmann- und Fabrikbereinen, welche verlagt von Dr. Ernst G. Lehner, einer bekannten Autorität auf dem entsprechenden Gebiete.

Frau v. P. in G. Das fragliche Wort von Georg Ebers wird wohl „Eine Frage" gewesen sein, das allerdings einem Gemälde von Alma Tadema seine Entstehung verdankt. Sämtliche historischen Werke von Georg Ebers würden gebunden 216 Mark kosten. Weite Gelegenheit zu bedeutend wohlfeilerer Erwerbung derselben bietet sich Ihnen durch Bezug von „Ebers gesammelte Werken", die in 135 Lieferungen à 50 Pfennig, beziehungsweise in 32 Bänden, geheftet a 2,50 Mark, gebunden a 3,50 Mark erschienen sind, also etwa für die Hälfte der Einzelausgaben. Die Verlagsbuchhandlung „Ebers gesammelte Werke" — Sie können die Lieferungen oder Bände auch nach und nach beziehen — mögen Sie Ihrer dortigen Buchhandlung aufgeben.

A. G. in B. Die Zivilliste der Königin Victoria von England beträgt nur 8,4 Millionen, wozu noch Apanagen (Prinzengelder) von rund 4 Millionen kommen. Die Königin besitzt jedoch außerdem ein sehr großes Privatvermögen, über dessen Höhe nichts Sicheres bekannt ist. Man irrt wohl kaum, wenn man sie als die reichste Herrscherin der Welt schätzt.

H. O. in N. Sie finden Eingehendes in dem Prachtwerk „Das Engadin in Wort und Bild" (Samaden, Verlag von Simon Tanner, 8 Mark).

G. F. in J., Rumänien. Wenn Sie Ihre „Dichtung" ernst genennt haben wollen, so ist es zu bedauern; wenn Sie sich einen „Witz" haben leisten wollen, so ist er mißlungen. Wir verzichten auf weitere Einsendungen.

M. O. in L. Mögen Sie beim Buchhändler die Reklameserie Hartleben's Perlen bekommen, nach amtlichem Material bearbeitet nach der Herzoglich Braunschweigische Landesbaurathe (Hanzburg, H. Wolbag. Preis 1 Mark).

Ihrer M. in K. In der Edition Peters finden Sie wohl sämtliche der gesuchten Musikstücke, auch Schuberts „Müllerlieder". Ueber das Ganze sind zu weiter giebt Ihnen jede Buch- und Musikalienhandlung Auskunft. Ihre Wünsche nach einer Ausgabe auf besserem Papier und größerem Notendruck würde die in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene wohlfeile Ausgabe der Schubertschen „Müllerlieder" erfüllen, die überdies noch mit 60 herrlichen Illustrationen ausgestattet ist und sich als ein Prachtwerk präsentiert. Preis nur 6 Mark.

E. M., Bad Lippf (Slawonien). Erscheinungen wie die in Rede stehende kommen wie unserm Leserkreise nur einfach zur Kenntnis bringen. Kontroversen oder Polemiken daran zu knüpfen, ist und beim besten Willen nicht möglich.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Digitized by Google

Kaufen Sie Seide

nur in erstklassigen Fabrikaten zu billigsten Engros-Preisen, meter- und rabenweise. An Private porto- u. zollfreier Versand. Tägl. Neuheiten in unerreichter Auswahl in weiß, schwarz und farbig jeder Art. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franco. Dopp. Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Kgl. Hoflieferanten.

„Adler" „Erste" Marke

in Fahrrädern.

„Höchste" Auszeichnungen. „Grösste" Verbreitung.

Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELEE ✻ KALODERMA-SEIFE

Gesetzlich geschützt unter Nr. 12815.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Lustiges aus'm Schwarzwald.

Mit 24 Illustrationen in künstlichem Farbendruck und zahlreichen farbigen Initialen und Schlußvignetten von Erich Reich.

Text von J. J. Hoffmann und H. Dousch.

In Original-Einband Preis ℳ 10.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

„Lorcher"

feiner, angenehmer Tischwein selbstkelterlert, von 60 Pfg. per Liter an empfehlen als Spezialität

Gebrüder Altenkirch,

Weinguthsbesitzer, Lorch i. Rheingau No. 30.

Man verlange Preisliste u. Gratisproben.

Technikum Mittweida

Lehrwerkstätte

Ingenieurschule

Elektrotechnik u. Chemie

Programme kostenfrei.

Cäsar und Minka,

Racehundezüchterei u. -Handlung,

Zahna (Preussen).

Lieferant Sr. Maj. d. Deutsch. Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers v. Russland, d. Grossultans d. Türkei u. vieler Kaiserl. Königl. u. fürstl. Höfe etc., prämiirt m. gold. u. silb. Staats- u. Vereinsmedaillen, empfiehlt unter weitgehendster Garantie und Garantie für lebende Ankunft

Edelste Racehunde

jeden Genres.

(Wach-, Renommir-, Begleit-, Jagd- und Damenhunde), vom grössten Ulmerdogg u. Bernhunde bis zum kleinsten Salonhund und Schoosshündchen.

Sämmtlich-Fleischfaser-Hundekuchen eigener Fabrik, bestes, zweckentsprechendstes Hundefutter, pro Ctr. 20 Mark, Postbeutel 5 Ko. 2 Mark.

Der grosse illustrirte Preiscourant franco und gratis.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In 3. Auflage ist soeben erschienen:

Das Licht erlosch.

Roman

von

Rudyard Kipling.

Neu übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Preis geheftet ℳ 3.—; elegant gebunden ℳ 4.—

Die Allgemeine Modenzeitung in Leipzig schreibt: Hand und Brust treten in markig gezeichneten Bildern vor uns hin, und die gemütvolle Art und Weise der Darstellung erinnert an die Meisterschöpfungen eines Charles Dickens.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH, Innungsmeister G. Braunfisch.

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".

Direkter Verkauf an das Privatpublikum nur in Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.

Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 km. von M. 1000.— an frachtfrei durch ganz Deutschland.

Spezialität: Bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Herbst. Nach dem Gemälde von C. Küstner.

Digitized by Google

Bühnenvölkchen.

Erzählung

von

Adele Hindermann.

(Schluß).

XII.

Nach dem geheimnisvollen Dämmer des Christmondes mit seiner lautlosen Geschäftigkeit, seinem schweren Himmel und seinen kurzen, lichtlosen Tagen stecken wir jetzt im klaren, kalten, sonnigen Januar.

Geplünderte Tannenbäume mit vereinzelten Lametta-fäden sind auf die Balkons geworfen; all die großen und kleinen Dinge, mit denen man sich gegenseitig überrascht, haben ihren Geschenkcharakter verloren und sich dem täglichen Gebrauch angefügt: das Konfekt ist bis auf die minderwertigsten Reste zusammengeknabbert, und auf der Eisbahn bringen geduldige Väter ihren Siebenjährigen auf funkelnagelneuen Schlittschuhen das Laufen bei.

In den Theatergarderoben sieht man keine Seidenfäden mehr, es herrscht wieder straffe Zucht. Die Proben zur „Walküre" sind nach der leichten Post der Weihnachtszeit wieder energisch aufgenommen, und der Direktor hat der Kommission der Stadtväter endlich die Erlaubnis zur Einstudierung der „Versunkenen Glocke" abgerungen.

Es soll kein leichtes Stück Arbeit gewesen sein. Nicht etwa, daß man das Ding gelesen hätte, aber da dunkle Gefühl von etwas Anstößigem schwebte sozusagen in der Luft, seit Frau Stadtrat Demmelke ihrem Manne erzählt hatte, es handle sich dabei um einen Mann, der Frau und Kinder schlechtweg sitzen ließe und mit einer halbwilden jungen Person in die Berge zöge. Auch käme eine Hexe darin vor und Zaubertränke, Wald- und Wassergeister — ja, um Gottes willen, welcher gebildete Mensch denn solch Zeugs ansehen solle?! Worauf Herr Stadtverordneter Blasius gemeint habe, es sei ein Fehler vom Direktor Sattelreiter, das Stück mit den Hexen und Waldgeistern nicht in der Weihnachtszeit als Kindervorstellung gegeben zu haben; als Pantomime vielleicht, falls der Text für junge Gemüter nicht gepaßt haben würde.

Leider kam dieser Vorschlag nun zu spät.

Unser Direktor soll sich öfter mit dem Taschentuch über die Stirn gefahren sein und gekämpft haben wie ein Löwe. Da der Oberbürgermeister und ein für moderne Litteratur begeisterter junger Stadtrat ihm zur Seite standen, so belohnte Erfolg schließlich seine Schweißperlen. Die „Versunkene" drang durch, und zwar nicht etwa als Pantomime.

Die Proben sind schon in vollem Gange. Sturm studiert mit Feuereifer den Heinrich, worüber Pohlmann pikiert ist; Else macht aus der verhältnismäßig kleinen Rolle der Magda ein Kabinettstück leidenschaftlichster Gattinnenliebe; Ellerdissen hätte man am liebsten den Nickelmann und den Waltschrat zugleich anvertraut; man gab ihm schließlich den letzteren und läßt den Wassergeist von Castell spielen, der das, was ihm an dem bewußten göttlichen Funken fehlt, durch große Routine und Humor ersetzt. Er sagt übrigens wundervoll „Brekekekex" und „Quorax". Rautendelein, auf das sich Frau Rosée gespitzt hatte, ist der Kasinski zugefallen. Die elfenhafte Figur und süße, helle Stimme hat sie ja dazu, ob auch die Auffassung? Ich habe die Sorge, daß sie aus dieser Personifizierung von Liebreiz, Wildheit und Jugend einen — Bühnenbackfisch macht. Frau Holle, die Heroine und kühne Radlerin, giebt die Buschgroßmutter, und meinem Protegé, Mariechen Schnuthack, hat man die Rolle des einen Kindes anvertraut.

Ein intelligentes kleines Geschöpfchen. Sie kann wirklich mehr als Knöpfe besinnen. „— Die Mutter? — Bei den Wasserrosen —" mir rinnt ein eisiger Schauer über die Haut, wenn die stets etwas verschleierte, weiche Kinderstimme diese Worte spricht, deren wuchtige Tragik das kleine Ding doch kaum ahnen kann.

Wenn Leni mit Elsbeth Steinbrügge und Heinz Hoff auf dem Eise ist, sitze ich manchen Nachmittag still in den Kulissen, um der Probe zuzuhören.

Mit Feuereifer ist jeder einzelne bei der Sache, am feurigsten meine belanglose Wenigkeit. Mit heißen Backen lese ich im Zwielicht aus dem Textbuch nach, das auf meinen Knieen liegt, und erzege mich ernstlich, wenn einer drei Worte nicht in meinem Sinne spricht. Manchmal tritt einer der Darsteller zu mir heran, wir plaudern leise über diese und jene Stelle oder streiten über die Auffassung irgend einer Scene.

Und manchmal kommt es wie eine große Verwunderung über mich, daß ich hier sitze im Kulissenhelldunkel eines großen Theaters und das Werden eines Kunstwerks belausche, daß ich umherstöbern darf in dieser seltsamen Welt, mitten zwischen den Schicksalen dieser Menschen, die heute Könige sind und morgen Rebellen!

Digitized by Google

Und nur ein Vorhang mit einem Bilde aus der griechischen Mythologie zwischen dieser Welt und jener andern, in der man stolz darauf ist, sich nicht zu schminken, wo aber reichlich so viel Komödie gespielt wird mit und ohne Begabung.

Wenn ich zurückdenke um etwa ein Jahr: mein kleines Heimatstädtchen, Winter, Tage ohne Eindrücke und lange, endlose Abende unter der Hängelampe, die gelben Hefte des Journalzirkels auf dem Tisch. In der Dämmerstunde der obligate Spaziergang mit Mama durch die stillen, nassen, grauen Straßen. Immer vor denselben Schaufenstern — es sind nicht viele — bleibt man stehen, macht einige Einkäufe: eine Rolle schwarzen Zwirn, ein Dutzend Leinenknöpfchen, und schleudert gähnend nach Hause zurück. Extraereignisse: hie und da eine Verlobung, oder ein neu eröffnetes Geschäft mit Schleuderware und talmi-eleganten Berliner Verkäuferinnen, ein Geschäft, in dem man zwei Fingerhüte für einen Pfennig bekommt; oder die Wiener Gefangshymnoristen sind da, und der Gesprächsstoff wird sehr ergiebig durch die Frage: Kann „man“ da hingehen oder nicht? Oder ein optimistischer Theaterdirektor veranstaltet einen Cyklus von Vorstellungen; fremde Gestalten, mit schäbigem Chic gekleidet, tauchen auf, Damen mit wirren Haarfrisuren und zerdrückten Sackjaketts, Herren mit bartlosen Gesichtern in billigen Pelzkragen und hypermodernen Mänteln von schlechtem Stoff.

Nebenbei, diesen Leutchen verdanken wir Mamas erbitterte Antipathie gegen alles, was Bühne heißt. Sie sah im Geiste schon ihr Nesthäkchen so umherziehen, auffällig und etwas nachlässig gekleidet, die Hände in den Paletottaschen, Schulden machend in ihrem Hotel zweiten Ranges, weil der Direktor die Gage nicht bezahlen kann und selbst allabendlich fast weinend vor leeren Bänken nimt.

Ob sie sich jetzt beruhigt hat — ich weiß nicht recht. Einen Stich ins Sauersüße haben ihre Briefe immer noch.

Und dann ist da auch noch ein Punkt, um den sie sich Sorge macht: Heinz Hoff.

Natürlich habe ich sie brieflich völlig beruhigt um Lenis Herzensfrieden.

Allerdings hat er sich sehr an uns attachiert, trinkt manchmal den Kaffee bei uns, und hinterher wird Musik gemacht — alles ganz kameradschaftlich, wirklich.

Und doch — wenn ich ehrlich mit mir bin —, ganz behaglich ist mir selbst nicht dabei. Die heißen Wangen, die sie bekommt, wenn sie seine Lieder singt, und das gespannte Gesicht, mit dem sie neulich neben mir saß, als er seine erste Oper dirigierte ...

„Stradella“ war's. Leni ist darin nicht beschäftigt, und wir saßen zusammen in der Künstlerloge, aufgeregt, denn die Sache klappte nur sehr mäßig; wir rückten beide unruhig hin und her, wenn er das Tempo verschleppte und den Sängern die Einsätze nicht rechtzeitig gab.

„Mein Gott, es ist das erste Mal,“ murmelte Leni entschuldigend neben mir, schlug dann aber ungeduldig den Takt mit der Fußspitze an die Logenwand.

Elsbeth Steinbrügge, die die Leonore sang, war dem Weinen nah; überall hinter der Szene wurden abfällige Bemerkungen laut über den neuen Volontär-Kapellmeister.

Leni vermied es, mit mir in der Pause auf die Bühne zu gehen; sie war überhaupt nervös gereizt an diesem Abend. Ist es mir schon schmerzlich, wenn ein guter Bekannter einen Mißerfolg hat, wie viel mehr muß sie darunter leiden, die außerdem noch jede musikalische Sünde wie einen Schlag ins Gesicht empfindet! Das alles ist doch so natürlich, man braucht dabei gar nicht ein tieferes, persönliches Interesse vorauszusetzen.

Ich glaube, mein Unbehagen ist zum großen Teil Egoismus, eine Art schwesterlicher Eifersüchtelei. Mit ihm plaudert sie, wenn wir im Foyer herumwandeln, seine Lieder werden bei uns gesungen, seine Angelegenheiten erörtert, über seine Rezensionen wird geschimpft. Er schenkt ihr den Kaffee ein, er legt ihr ein Kissen hinter den Kopf, er sucht ihr die Züge für ihre demnächstige Gastreise aus dem Kursbuch.

Ich bin beiseite geschoben. „Wem gehört Leni, mir oder Ihnen?“ möchte ich manchmal gereizt fragen.

Und sie? Sie läßt sich das lächelnd gefallen. Verwöhnung hat sie stets in großen Portionen ertragen können.

Wenn's dabei bleibt, will ich sehr zufrieden sein. Nur nicht verlieben. Haben wir dazu Zeit? Wir wollen arbeiten, studieren, Carriere machen, die Welt erobern. Darauf ist unser Leben nun einmal zugeschnitten.

Hüte dich, Heinz Hoff, uns einen Strich durch die Rechnung zu machen!

*

Die Oper ist außer sich: Nuckel ist krank.

„Aus purer Koketterie,“ sagt Castell, „damit wir einsehen, was wir an ihm haben.“

Wenn er da ist, merkt ihn kein Mensch. Er füllt seinen bescheidenen und doch so wichtigen Platz aus, still, unermüdlich und mit tödlicher Zuverlässigkeit, ein kleines, unscheinbares Rädchen in dem großen Apparat, an dessen Existenz nur gedacht wird, wenn es einmal versagt.

Nuckel ist es wirklich sich selbst schuldig, allwinterlich einmal seine Rheumatismusperiode zu bekommen, damit man sich seiner Unentbehrlichkeit bewußt wird.

Was man von ihm weiß? Daß er eine klare, leise und doch durchdringende Stimme hat, ein spitzes, fast kahles Greisenköpfchen mit grauen „Sardellen“ und lange, knochige Hände — das ist so ziemlich alles. Mehr hat man kaum je von ihm gesehen.

Erst als eines Tages ein paar breite, fette Tatzen dort lagen, wo sonst die knochigen, schmalen Hände zu sehen waren, und ein rundes, rotes Gesicht anstatt des pergamentenen Sardellenköpfchens, erst da merkte man — halb unbewußt —, was man dort zu sehen gewohnt war.

„Mein Gott, wo ist denn Nuckel?“ Einer nach dem andern stieß diese erschrockte Frage aus, vom Heldentenor bis zum letzten Choristen.

Digitized by Google

„Nuckel ist krank, Rheumatismus.“

Ein Wunder ist's am Ende nicht, wenn man seit dreißig Jahren in dem zugigen Kasten sitzt. Selbst der alte Pelz vom Direktor kann nichts helfen, wenn die jungen Bengels, die Theaterarbeiter, immer die Thüren zum Versenkungsraum offen lassen.

Aber man ist eine zähe Natur. Wenn man sechs Theaterbrände mitgemacht hat, ohne Schaden zu nehmen . . .

Es sind Nuckels liebste Augenblicke, wenn ihn jemand auf dies Thema bringt. Er weiß sehr anschaulich zu schildern: die Luft vibriert förmlich von Flammen, die man noch gar nicht sieht, man meint die Lohe flackern zu hören und etwas wie Brandgeruch zu verspüren. Seine kleine, spitze Nase hat übrigens den Ausdruck des Schnüffelns nach etwas Brenzlichem bis heute behalten. Die Witterung dafür hat sich bei ihm bis aufs äußerste verfeinert. Nicht die leiseste Spur eines Rauchwölkchens würde seinen Geruchsnerven entgehen.

Der Höhepunkt seiner grausigen Erinnerungen ist die Ringtheaterkatastrophe mit ihren Schreckensszenen. Und doch — für ihn — er wolle sich nicht versündigen — aber sein schönster Brand sei es doch gewesen, erzählt er. Die großen Sammlungen! Zwei volle Monatsgagen seien ihm zugefallen, für die er nichts, rein gar nichts habe zu thun brauchen!

Und nun war Nuckel krank. Ein harter Schlag; man wird noch einmal so gründlich lernen müssen.

Was weiß der Kollege vom Schauspiel von all den kleinen verabredeten Zeichen und Winken, mit denen Nuckel auch in Bezug auf den musikalischen Teil seinen Sängern unter die Arme greift!

„Nuckel krank — ach, du lieber Himmel!“ Der Ausruf will kein Ende nehmen. Striebeck, der Kollege vom Schauspiel, trommelt schon ärgerlich mit den dicken Fingern auf seinem Buch herum. Was man sich nur um diese alte Schüffelnase anstellt! Er, Striebeck, wisse doch auch, was souffleren heißt!

Die beiden Kollegen lieben sich nicht sonderlich, trotzdem, oder vielleicht weil sie allabendlich nach der Vorstellung miteinander im „Guten Tropfen“ Skat spielen, mit dem Inspizienten und dem Vorhangmann.

Man erzählt sich, daß es dabei ziemlich hart hergehe. Erst werden die Vorstellung des Tages und die Darsteller unbarmherzig kritisiert. Dann erheben sich „die Oper“ und „das Schauspiel“ als Ganzes gegeneinander. Der uralte, leise Zwist zwischen diesen beiden Schwesterkünsten kommt aufs heftigste zum Ausbruch in ihren beiden Kastenmännern.

„Hie ‚Wir‘ — hie ‚Ihr‘!“ werfen sich die Herren Souffleure allabendlich an den Kopf, und Inspizient und Vorhangmann stehen als Unparteiische dazwischen, geben die Karten aus und knurren nach Ruhe.

Nun müssen sich die Skatbrüder einen andern vierten Mann suchen, und die Sänger und Sängerinnen haben sich nolens volens mit Striebecks Leistungen abzufinden.

Daß diese Leistungen minderwertig sind, davon ist man überzeugt, noch ehe der Schauspielsouffleur auch nur den Mund aufgethan hat.

Ja, Nuckel, Nuckel ist eben ein Juwel.

„Nuckelchen, in der vierten Scene hänge ich fest —“

„Lieber Herr Nuckel, wenn Sie mir in der großen Scene mit Turidbn nicht jedes Wort geben, dann weiß ich nicht, was werden soll —“

„Nuckelchen, Sie sind mein Stab und meine Stütze. Im dritten Akt schwimme ich. Hat man denn Zeit, ordentlich zu lernen?“

„Ach Gott, Nuckelchen, die ‚Letzte Rose‘ — das hat drei Verse — ich dachte, die könnt' ich, und nun hab' ich keinen Dunst.“

„Es passiert ein Unglück, Nuckelchen, wenn ich sterbe und Sie geben mir nicht deutlich mein letztes Stichwort! Nach dem Kapellmeister soll ich nicht sehen. Er hat das letzte Mal gesagt: ‚Die Steinbrügge kann noch nicht mal allein sterben‘ — also nicht wahr, Nuckelchen —“

So geht das fortwährend. Sie hocken vor dem graugestrichenen Kasten, sie neigen ihre hohen Gestalten bittend herab, sie knieen schmeichelnd vor dem alten Mann mit dem Sardellenköpfchen.

Und das Sardellenköpfchen senkt sich zustimmend: „Machen wir!“

Dieses „machen wir“ ist wie ein Schwur. Nuckel vergißt nie etwas. Er weiß, wo Revelbi „hängt“, wo Fran Brandt-Stollberg „schwimmt“, und er erleichtert der kleinen, ängstlichen Steinbrügge das Sterben.

Er irrt sich auch nie. Wie er sich durch die von unzähligen Strichen und Wiederauflösungen durchfetzten Souffliertücher hindurchwindet — mir ein Rätsel. Jedenfalls hat mir dieser Mann den ehrlichen Respekt eingeflößt, den jede, auch die bescheidenste Thätigkeit verdient, wenn sie bis zu einer gewissen Vollendung herausgebildet ist.

Ob ihm wohl die Ohren klingen? Nie ist sein Name so oft und so liebevoll genannt worden als jetzt. Sogar auf das bißchen Privatleben, das man von ihm weiß, kommt man zu sprechen. Daß er Junggeselle ist und unglaublich für sein Alter spart, daß er von Frau Peilecke ein Stübchen abgemietet hat und dort als eine Art Erbonkel gut gepflegt und behandelt wird.

Man freut sich, daß er dort gut versorgt ist, und man freut sich, daß ihn vielleicht der kleine, blasse Fritz beerben wird.

Genug, Nuckel beschäftigt die Gemüter. Ist er da, so weiß man es kaum, man nimmt seine Existenz, sein stilles, bescheidenes Wirken nur eben so hin.

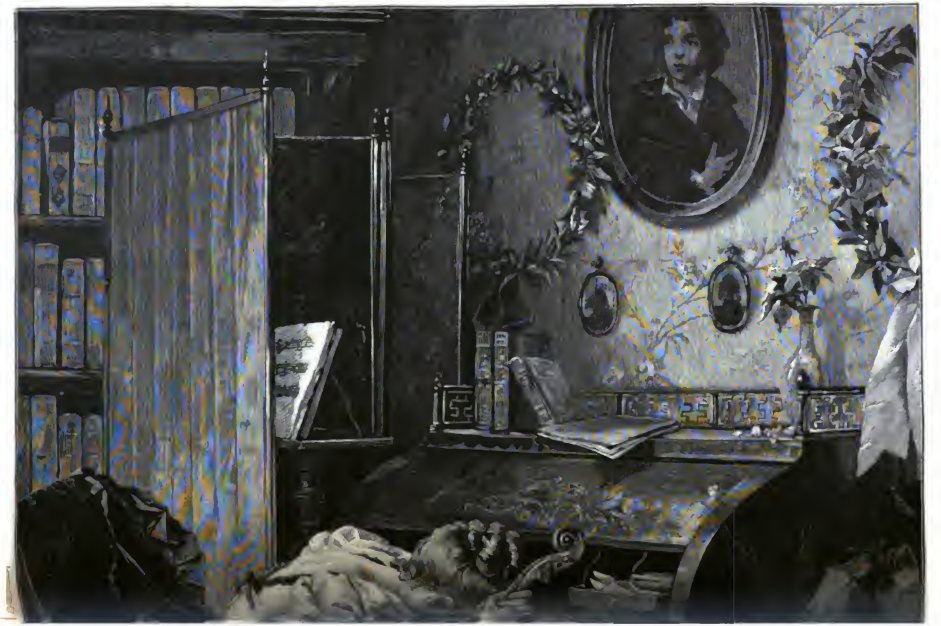
Seltsam, es scheint, mancher Mensch muß erst verschwinden, um einmal wirklich so recht gegenwärtig zu sein!

XIII.

Mit einem gewaltigen Reisekorb, sehr guter stimmlicher Disposition und einer Frohlaune, als habe sie vor, die ganze Welt zu erobern, ist meine Leni gestern mittag nach W. zu ihrem Gastspiel abgedampft.

Natürlich ging Heinz Hoff mit uns zur Bahn — mit Leni noch dies oder das in der letzten halben Stunde zu besprechen, war unmöglich für mich —

Digitized by Google



Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Sein letzter Lorbeer. Nach dem Gemälde von E. Herpfer.

Digitized by Google

und wird sie auch am Sonnabend mit abholen. Das verdirbt mir jetzt schon die Freude am Wiedersehen.

Ich habe die Unruhe einer Sperlingsmutter, deren kleiner Spatz zum erstenmal allein zu fliegen versucht.

Eigentlich — — wenn die verflixten pekuniären Bedenken nicht wären! — hätte ich ja mitfahren müssen.

Denn wenn sie auch in W. von einer dort engagierten Mitschülerin an der Bahn in Empfang genommen wird — viel mehr kann ihr diese Dame doch nicht sein, meine Kammerjungfer- und Schwesterdienste ersetzt sie ihr nicht.

Wer sorgt für sie? Wer packt den Theaterkorb? Wer empfängt sie nach der Komödie zärtlich und macht es ihr behaglich? Wer sammelt die Rezensionen? Wer nimmt ihr jeden Weg und jedes überflüssige Wort ab, um die Stehle zu schonen? Niemand.

Und niemand, der „du“ zu ihr sagt und „Leni“ und ein bißchen lieb zu ihr ist. Wie Nesthäkchen einmal sind, braucht sie diese laue Atmosphäre von Liebe und Verwöhnung, — man merkt ihr's nicht an bei ihrem kühl-sicheren Auftreten.

Nun, ich habe mein möglichstes gethan, diese Lücke auszufüllen. Sie wird meine „gute Behandlung“ sowohl wie meine Zofenfürsorge „auf Flaschen gefüllt“ dort vorfinden.

Im Koffer obenauf liegt ein genaues Verzeichnis aller Toilettenein zelheiten, die sie am ersten Abend als „Elisabeth“, am zweiten als „Valentine“ braucht. Da ist auch nichts vergessen, bis zu Strümpfen und Spitzentuch herab.

Und was die „gute Behandlung“, wie sie immer sagt, betrifft, so wird sie jeden Morgen einen dicken Brief von mir vorfinden. Man sollte nicht denken, wieviel gute, warme Worte in so ein kleines Couvert englischen Formats hineingehen. Bis zum nächsten Tage wird's wohl allemal vorhalten.

So ein kleines Närrchen — und das will ein modernes Weib sein!

Weib, ja vollkommen. Modern — nein! Das Anschmiegungsbedürfnis ist das erste, was die moderne, selbständig dastehende Frau in sich zu ertöten hat.

Und eine etwas bängliche Frage drängt sich mir auf: wie lange wird ihr Schwesterliebe genügen?

Natürlich ist ihr schon mehr als einmal Verehrung und Liebe entgegengebracht worden.

Da war zum Beispiel der schöne, blonde Däne, der immer vor ihr seine Gesangstunde hatte beim Professor; da war der kleine Violinist Martini; da war Stohtheim, der sehr wenig Haare und sehr viel Geld hatte.

Bei dem Dänen glaubte sie sogar etwas wie ein Mitschwingen der eignen Seele zu verspüren — gesprochen hatte sie zwar kaum ein Dutzend Worte mit ihm — und schrieb mir stolz, um wisse sie auch, was Liebe sei. Da muß den armen Jungen der Teufel reiten, daß er ihr etwas vorsingt, und — die „Liebe“ war erloschen. Ein Mann, der betoniere — unmöglich. Sie begreife nicht mehr, daß sie jemals Interesse an ihm gehabt hatte, und er sei doch auch recht, recht fahlblond!

Aehnlich ging es ihr mit dem kleinen Martini, als es sich herausstellte, daß er einen mangelhaften Rhythmus habe.

Immer, wenn beim Musiker die Achillesferse zu Tage kam, war der Mann für sie abgethan. Oder vielmehr, der Mann war gar nicht gemeint gewesen.

Die Liebe, die „schwerangstmäßige“, hat sie noch nicht kennen gelernt.

Ich möchte meine Hände über sie breiten, über ihr junges, leichtes, frohes Herz, damit es ihr fern bleiben möge. Denn ich — ich kenne sie — es ist lange her . . .

Fort damit. Ich bin fertig geworden, frei geworden davon. Wozu noch daran denken?

Leichter gesagt als gethan. Der stille, verstaubte Winkel meiner Seele war einmal aufgestöbert, und allerlei stieg darans hervor, was meine gute Laune zu trüben drohte: eine Melodie, eine russische Polka und ein feiner Juchtenlederduft, und das Zimmer war so groß, so leer, so einsam ohne Leni . . .

Das Theater begann jetzt. Was gab's denn? Den „Salontiroler“. Kann mich zwar nicht reizen. Das nicht, aber das Ganze, die Atmosphäre, die dort herrscht in dem alten, verwitterten Steinkasten mit den jonischen Säulen, das Meer von elektrischem Licht, die warme, leise erzitternde Luft, die aus dem Fußboden aufsteigt, die elegant gekleideten Menschen, die Musik und — last not least — die immer wieder fesselnden Kontraste zwischen hüben und drüben, zwischen den beiden Welten vor und hinter dem Vorhang, in denen beiden ich sozusagen Heimatsrechte habe.

*

Die Vorstellung war längst im Gange, als ich leise die Thür zur linken Künstlerloge öffnete. Ein paar Köpfe drehten sich nickend nach mir um.

Else Dorn saß da nebst ihrer Mutter und Frau Doktor Steinbrügge, außerdem die junge Frau Guth, die Gattin des Baßbarytons. Die kleine Frau ist ein bissel langweilig, ganz höhere Tochter, und der Nimbus als „Märtyrerin ihrer Liebe“, in den sie sich gern hüllt, steht ihr wie einer verschnürten Gelbsternfigur das antike Peplum.

Ihr Papa ist ein schwerreicher Weinhändler in Coblenz, Weinhändler, Kommerzienrat und Stadtverordneter mit drei Abonnementsplätzen im ersten Rang des Stadttheaters, in dem Wilhelm Guth vor zwei Jahren seinen hinreißenden Escamillo sang. Da hat sich die Geschichte angesponnen. Familienkrach, eine rechtzeitige Ohnmacht des verwöhnten Töchterchens, endlich Sieg des jungen Paares, nachdem der Papa erfahren, daß es solche Leute eventuell bis auf zwanzig-, dreißigtausend Mark Gage bringen können, und die Mama, daß der junge Sänger der Neffe eines freiherrlichen Regierungspräsidenten, also von Familie sei.

So kam Paula Ebert mit dem Mann ihrer Liebe ins Komödiantentum hinein.

Sie hält es für ihre Pflicht, alle Augenblicke über irgend etwas am Theater schokiert zu sein. „Lieber Gott, wenn man das so gar nicht gewöhnt, so ganz anders von seinen Eltern erzogen ist!“ Da sie durch ihren Vater eine ganze Reihe Beziehungen

Digitized by Google

zu angesehenen hiesigen Familien hat, so macht sie in ihrer elegant — nach dem Geschmack des Möbelhändlers — ausgestatteten Wohnung gewissermaßen ein Haus aus. Vom Theater sind nur wenige Elemente gewürdigt, diesem Verkehr eingereiht zu werden, darunter Leni und ich und neuerdings auch Heinz Hoff.

Er ist überall, wo man einen guten Weinkeller hat und seine Lieder singt, und mit seinem lustigen Jungengesicht gewinnt er alle Herzen.

Bei halb L. hat er schon Besuch machen müssen, sein Verkehrskreis stieg quadratisch nach jenem ersten Diner im Hause Guth, bei welchem auch Leni und ich einen ähnlichen „Erfolg" zu verzeichnen hatten. Nur, daß wir keine Lust verspürten, in solchem Umfange davon Gebrauch zu machen.

Diese Leute interessieren uns nicht, sie sind einander so ähnlich; es scheint, Reichtum nivelliert ein wenig, die Frauen wenigstens. Denn die Männer, diese Industriellen und Großkaufleute, selbst wenn sie sich schon ein Vermögen erworben haben, stehen immer noch im Zeichen rastlosen Strebens und Denkens und unermüdlicher Gehirnthätigkeit. Nur wo keine Arbeit ist, wo Fähigkeiten und Intelligenzen brach liegen, wie bei den Frauen und Töchtern dieser Leute, wo es sich um ein träges Genießen des mühsam Erworbenen handelt da muß sich der Persönlichkeitsstempel ja verwischen, und sie werden einander so ähnlich wie ihre Wohnungseinrichtungen, wie ihre Tirolerreise im Sommer, wie ihr Lebenszuschnitt überhaupt.

Und das ist's wohl, warum wir keine Lust zu ihnen haben, Leni sowohl als ich.

Wenn man an die scharf umrissenen Gestalten der kleinen, bunten Welt gewöhnt ist, der wir seit Monaten angehören! Da ist nichts Verwischtes, Unausgeprägtes — grelle Lichter, tiefe Schatten, rastlose Arbeit, hie und da der göttliche Funke echter Kunst, stürmischer Jubel, tiefstes Verzagen, Feindseligkeiten und Herzensgüte, leichter Sinn und schweres Ringen und schließlich Humor, die köstliche Gottesgabe.

Dies alles und der tägliche harte Daseinskampf, es ist eine Atmosphäre, die — bildlich und wörtlich genommen — Menschenprofile herausarbeitet.

Else Dorn und Frau Paula Guth erscheinen mir typisch in diesem Augenblick.

Die letztere — alles an ihr niedlich und rundlich, Gestalt, Kopfform, Hände, Gesicht, Augen, sogar die Brauen, deren hochgezogene Bogen ihren profillosen Zügen einen Ausdruck steten Erstaunens verleihen. Weiß und rosa das Geschichten, um den Mund ein leiser Zug von Hausfrauenverdrießlichkeit. Das mäßig starke, blonde Haar ist von der Brennschere zu einer langwelligen zierlichen Frisur verarbeitet worden, die goldplombierten Zähnchen sind eifrig mit der Verklärung von Schokolade beschäftigt.

An Else Dorn mit ihrer schmalen, straffen Rassegestalt und dem grübelnden Gesicht ist nichts niedlich. Der große Zug in ihrem kühn geschnittenen Profil, der glatten Stirn und dem schlicht zusammengewundenen, mächtigen Haarknoten sorgt dafür, daß man sie niemals niedlich nennen wird.

Sie empfand meine Blicke. „Was sehen Sie mich so forschend an?"

„Warum soll ich nicht? Sie gefallen mir."

„Freut mich, wenn ich's auch nicht begreife."

„Wer ist denn das da drüben?" Ich nahm mein Glas vors Auge — eine einzelne Gestalt hob sich hell aus der gegenüberliegenden Künstlerloge ab.

„Die Großmann."

„Ach nein. Die ist ja viel zu fanl, sich fürs Theater anzuziehen, wenn sie nicht selbst zu mimen hat."

„Nicht doch. An bestimmten Abenden ist sie nicht nur hier, sondern macht sich auch schön, schnürt sich eng und zieht das lohnfarbene Kleid an."

„An bestimmten Abenden — wieso?"

Elfriede zuckte die Achseln. „Nun, wenn der Sturm spielt."

„Also auch die!" entfuhr es mir.

„Wieso auch die?" fragte Else knapp.

„Nun, die da unten so ziemlich sämtlich, und von uns der halbe Chor und die Rosée, die Kasinski, trotzdem sie verlobt ist, und —"

„Und?"

„Mein Gott, was weiß ich! Aber die Großmann — das glaub' ich nicht; die ist ja viel zu faul, um sich zu verlieben."

„Geben Sie acht, gleich wird der Sturm singen."

„Singen?" Ich neigte mich vor. Hatte die Bühne noch kaum mit einem Blick gestreift. Sie liefen da in Tirolertracht umher, mehr oder weniger echt, und suchten sich, so gut es ging, mit dem Dialekt abzufinden.

„Sehen Sie, die Rosée ist dem Stepanowsky wieder mit den Brillantringen durch die Lappen gegangen." Stepanowsky war der Schauspielregisseur. „Haben Sie schon mal a Deandl mit Brillantringen gesehen?"

„Nein. Aber der Sturm sieht wie gewöhnlich prachtvoll aus."

„Ja. Alles echt. Sehen Sie nur die zerschlissenen Lederhosen. Hat er sich von seiner Alpenreise mitgebracht vorigen Sommer. Der Schnurrbart steht ihm gut, was?"

„Famos."

„Da haben Sie ihn, wie er im Sommer ausschaut. Das kostet im Herbst immer ein paar Kernstücke, wenn dies Prachtexemplar wieder abrasiert werden muß. Hahaha, dann schimpft er zwei Tage lang. Komisch, diese Männer, was?"

Wir lagen beide weit vorgeneigt auf der Brüstung, das Gesicht fast auf den verschränkten Armen, lachten und mokierten uns über dies und jenes.

Und dann — wahrhaftig — dann sang der Sturm und begleitete sich selbst auf der Zither dazu.

„Ich kann Zither nicht ausstehen; Sie, Else?"

„Für gewöhnlich auch nicht. Aber hier im Tirolerstübel ist's am Platz. Jedes Ding muß in seinem Milieu bleiben."

„Pst . . . er singt . . . und wahrhaftig, ganz famos —"

Es war Koschats unglaublich populär gewordenes Liedchen: „Verlassen bin i".

's ist eine eigne Sache um solch unbegrenzte

Digitized by Google

Popularität. Sie erweckt Opposition in allen ihren Abstufungen: von der berechtigten Kritik eines verfeinerten Kunstverständnisses bis zum thörichtesten geistigen Hochmut. Man will sich nicht rühren lassen, wo der kleine Mann, der musikalisch kleine Mann, Thränen vergießt. Der künstlerische Gourmand braucht komplizierere Schöpfungen und nennt gern süßliche Sentimentalität, was weniger Anspruchsvollen die Augen feuchtet.

Und doch, als der wenig geschulte Baryton die schlichten Verse sang, wurde es still, ganz still im Saal.

Nur die leise Bewegung hervorgesuchter Taschentücher machte sich bemerkbar, ein Anblick, der für mich — wenn er so en gros in die Erscheinung tritt — stets etwas Komisches an sich hat. Bin ich mit Leni zusammen, so fällt in solchen Momenten meistens irgend ein närrisches Witzwort zwischen uns, und wir müssen auch nach unsern Taschentüchern suchen, um nämlich einen Lachreiz zu ersticken. Das ereignet sich mit Vorliebe bei Reveldis Höhepunkten. Vor seinem: „Schrecklich, nur weiter!“ als Oktavio fürchten wir uns geradezu, denn Leni kann doch als Donna Anna auf der Bühne nicht einfach ihren unglücklichen Lachreiz im Taschentuch ersticken!

Seltsam — heute mußte ich nicht lachen. Dabei ist Reveldi als Sänger eine erste Kraft, und Sturm sang sein Liedchen schlecht und recht herunter, ohne die Geschmacklosigkeiten völliger Ungeschultheit zwar, — dafür hatte Winterstein die Sache mit ihm durchgenommen, — aber doch nicht anders, als jeder stimmbegabte Laie es zum Vortrag gebracht haben würde.

Und gerade darin lag wohl der Reiz. Es giebt Lieder, die nur der Naturmensch singen kann oder vielleicht ein Künstler allerersten Ranges, der im stande ist, sich — über sein Gelerntes hinweg — wieder völlig auf den Volkston zurückzustimmen.

Sturm ist als Sänger völlig Naturkind — man lauschte ihm atemlos.

Ich sah Elfriede an. Sonderbar, ihre Blicke waren nicht nach der Bühne, sondern starr auf unser Gegenüber, die Kathi Großmann, gerichtet.

Die helle Gestalt drüben neigte sich weit vor, ihre Augen ließen den jungen Tiroler auch nicht eine Sekunde lang los. Sie hielt ein kleines, weißes Tuch ans Gesicht gepreßt und tupfte sich damit hin und wieder über die Augen.

In diesem Augenblick sehe ich, wie sie sich erhebt und einen Schritt zurücktritt; sie preßt den Kopf in die Falten der dunkelu Wollgardine, und ihre runden Schultern heben und senken sich, als wenn ein Schluchzen sie durchschüttele.

Elfe faßt meinen Arm: „Was ist denn das?“

„Sie weint — gehen wir hinüber zu ihr.“

„Ich bin Ihnen sehr böse, Fräulein Witt,“ flüstert Frau Guth mir zu, als wir uns an ihr vorbeidrücken wollen.

Ach Himmel, ja, der „gemütliche“ Damenkaffee von zwanzig Personen — wir hatten abgesagt!

„Aber, liebste Frau Guth, wer ist denn der verlierende Teil dabei?“ Was man nicht alles zusammenlügt! „Es war einfach unmöglich, einen Tag vor Lenis Abreise — “

„Na ja.“ Sie reicht mir als Friedenspfeife ihre Schokoladenbüte herüber, und ich greife hinein, trotzdem ich gar nicht auf Schokolade gestimmt bin.

Dann schlichen wir hinaus, liefen durch die langen Korridore bis zur andern Seite hinüber und ließen uns die Logenthür öffnen.

Kathi Großmann war allein. Sie fuhr heftig zusammen und machte einen schwachen Versuch, sich Haltung zu geben.

„Großmännchen, was fehlt Ihnen, sind Sie krank?“ Ich legte den Arm um ihre Schultern.

Sie preßte die Hände vor das verweinte Gesicht. „Ach, laßt's mi.“

Elfe schob ein paar Stühle in den äußersten Hintergrund. „Hierher setzt euch, man sieht uns sonst von drüben.“ Dann nahm sie still die Hand des Mädchens in die ihre. „Beruhigen Sie sich erst, wir wollen Sie nicht quälen.“

Die kleine Soubrette schluchzte noch ein paarmal heftig auf, wir ließen ihr Zeit; nur als ich ihr kleines, zu einer nassen Kugel zusammengerolltes Taschentuch — eigentlich nur ein Tändeltuch — bemerkte, reichte ich ihr stumm das meinige herüber. Der kleine Batistlappen mit der roten Kante war buchstäblich zum Auswringen, er hätte nicht eine Thräne mehr auffangen können. Nachdem ich ihn fest ausgedrückt hatte, hing ich ihn zum Trocknen über eine Stuhllehne.

„Ihr seid's gut,“ murmelte sie. Sie verfiel in dieser Stunde der Erregung in ihren so mühsam bekämpften heimatlichen Dialekt.

Elfe richtete sich auf und nahm ihr mit einer zarten Bewegung auch die linke Hand vom Gesicht.

„Nun wollen wir einmal ganz vernünftig sein, Kathi, trocknen Sie Ihr Gesicht und sprechen Sie sich ordentlich aus. Wir meinen es herzlich gut mit Ihnen. Wollen Sie?“

„I will schon. Aber was is denn da groß z' sagen? Da is nix anders worden heut, als es schon immer g'wesen is, jahrelang. Daß i so gar allein bin un kan Menschen net hab', der zu mir gehören thut, ka Vater, ka Mutter un ka Geschwister net. Alles tot. Sterben und verderben könnt' i, un ka Katz thät' dana frag'n. Aber i red' net gern davon, i mag nimmer, daß d' Leut sagen: ‚Die arme Großmann!‘ Lieber sollen s' lachen über mi, daß i so gern Hockerl und Kreuzl brenn', und zank'n, wenn i mein' Partie net ordentli g'lernt hab'. Und i mag 's Theater doch nu einmal net — nur daß i Geld verdienen muß . . .“

Ein neuer Thränenstrom. Wir schwiegen beide, Elfe und ich. Mir fiel's schwer auf die Seele, daß wir alle die Großmann nur so schlechtweg als Faulpelz abgethan, ja sie eigentlich kaum recht ernst genommen hatten.

„In nun muß der Sturm das Lied'l sing'n heut — ach Gott —“ sie konnte schon wieder nicht weitersprechen.

„Wissen Sie was, liebe Kathi,“ sagte Elfe resolut, „Sie sollten sich verheiraten, natürlich nicht am Theater.

Digitized by Google

Sie sind ein hübsches Mädchen mit sehr gutem Ruf — sollte da nicht irgend eine Aussicht sein —"

Die Großmann senkte den Kopf zur Seite. „Da wär' schon jemand daheim, und i war schon so gut wie versprochen mit ihm, aber —"

„Was aber?"

„Aber nu weiß i, daß 's doch net 's Richtige gewes'n is. I kann net."

Zwischen Else und mir flog ein Blick herüber. „Warum?"

„Ach, red'n mer net davon."

Else trommelte auf der Stuhllehne. „Es gehört nicht viel Phantasie dazu," sagte sie ruhig, „Sie lieben einen andern."

Die Großmann rang die Hände ineinander; sie sagte nicht nein.

„Und dieser andre — erwidert er Ihre Neigung?"

„Nacha, wenn i das wüßt'!" seufzte Kathi. „Gut is er immer z' mir gewes'n un hat mir eine Mappe geliehen mit Vorlagen, lauter Sprüch' zum Brennen, un hat i' net wieder hab'n wollen, i soll alles geschenkt krieg'n, un einmal — einmal —"

„Weiter doch," drängte Else. Es kam wie zischend zwischen den Zähnen hervor.

„Einmal bin i in d' Kulissen gestand'n, wie er vorübergegangen is. I woaß net, hab' i 'n angesehn — g'nug, mit anemmal is er neben mir. ‚Was schaust mi so an, Kleine,' sagt er, ‚magst mi gern?' Un eh i was sagen kannt', hat er mi gekißt, daß i wie schwindlig bin stehen g'bliebe, bis er pfeifend in d' Garderobe verschwunden is. Un seitdem weiß i, mit dem Hubert daheim un mir is's nix. I muß immer an den Kuß denken, immer, trotzdem i's gebeicht's hab' —"

Else saß steif aufgerichtet und stumm da; die Großmann hatte den Kopf tief gesenkt und weinte leise, und von der Bühne herauf klang die klare, junge Stimme Sturms.

Ich haßte ihn in diesem Augenblick.

Eben war der Akt zu Ende. Es gab einen starken Applaus; Denkewitz hielt einen Lorbeerkranz hoch über die Rampe, über den Sturm mit sonnigem Lächeln quittierte. Seine weißen Zähne blitzten, indem er dankend das Lodenhütchen schwenkte. Alle Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf seiner jungen Recken-gestalt.

Alle? — Nein.

Was in Elses starr auf ihn gerichteten Augen lag, war unendlich viel mehr und unendlich viel weniger; und ich — man spricht von Blicken, die wie Dolche sein können —, die Empfindung, mit der ich auf den Gefeierten herunterfah, hätte in einer geballten Faust am besten ihren Ausdruck gefunden, eine Faust, die dem schönen Sturm bedenklich dicht vor seiner klassischen Nase herumtanzte —

Die Großmann war gegangen. An ihren langen Kinderwimpern hingen noch ein paar schwere Tropfen, als wir sie in den Abendmantel hüllten und ihr den Kopfshawl um das braune Haar schlangen.

„Hören Sie, Kathi," sagte Else zum Schluß und hielt ihre beiden Hände, „heute abend wird nun nicht mehr gegrübelt und geweint, sondern hübsch ins Bett gegangen. Und über den Hubert und den — andern reden wir noch ein Wörtchen zusammen, morgen, übermorgen, wenn Sie wieder frisch und munter sind. Und nun gute Nacht!"

Wir küßten sie beide recht herzlich auf die Wange. Wie weich die Wange war! Und daß sie es fertig brachte, mit einem verheulten Gesicht noch hübsch auszusehen!

Dann ging sie.

Es blieb minutenlang ganz still zwischen Else und mir.

Von drüben hatte man uns natürlich längst bemerkt; Frau Dorn winkte, wir sollten wiederkommen; wir winkten zurück und — rührten uns nicht.

Frau Dorn machte ein ärgerliches Gesicht.

„Wollen wir nicht hinübergehen, Else?"

„Nein," sagte sie kurz.

„Frau Guth wird pikiert sein, weil sie unser Davonlaufen auf sich bezieht."

„Mir ganz egal. Das Pikiertsein ist ja einmal chronisch bei ihr. Ich kann jetzt nicht zum zehntenmal anhören, daß sie eine ganze Boudoireinrichtung noch bei den Eltern auf dem Speicher stehen hat, und die erste Rangloge, und der Onkel Baron — wahrhaftig, ich kann nicht."

„Sie haben recht. Ich auch nicht."

Seltsam, daß der Name Sturm nicht fiel! Ach was, ich hatte die Theorie des Totschweigens satt; mir würde es schlecht bekommen, wenn ich meine Erbitterung hinunterschluckte.

„Was sagen Sie zu Sturm?" fragte ich brüsk.

Sie wandte sich jäh herum. „Was ich sage? Nichts. Wo sollte ich anfangen?"

„Der Mensch mit seiner hübschen Larve ist ja gemeingefährlich, wenigstens für naive Gemüter."

Ein sonderbarer Blick aus ihren grauen Augen traf mich. „Meinen Sie?"

„Was?"

„Hübsch ist sie, die Großmann," fuhr sie ablenkend fort; „glauben Sie, daß er sich wirklich etwas aus ihr macht?"

„Aber keine Idee! So ein Mann nimmt mit, was ihm gerade in den Weg läuft. Und die Großmann ist ihm in den Weg gelaufen, sie hat ihn angeschmachtet — ich will nicht sagen, aus Kokketterie — mit ihren schönen blauen Augen. Eins, zwei, drei, hat er sie geküßt im Vor bergehen und dann nicht mehr an sie gedacht. Lieber Gott, so ein Gänschen! Bei einer Dame würde er es nicht gewagt haben. Glauben Sie, Else, daß er Sie zum Beispiel —"

Sie lachte kurz auf. „Nein, uns wohlerzogene Mädchen küßt man nicht. Davor schützt uns unsre gute Erziehung. Wir tragen sie, wie die Schildkröte ihren Panzer, diese Erziehung. So kriechen wir durchs Leben, werden langsam alt dabei, und was man von uns gekannt und gesehen hat, ist immer nur dieser Panzer gewesen. Gott im Himmel, ist das Dasein eine große Komödie!"

Ich konnte nicht mitlachen. „Else," sagte ich leise.

„Was denn ‚Else'?" Es klang kampfbereit.

Ich sah an ihr vorüber.

„Wissen Sie, warum ich heute abend ins Theater kam?"

Digitized by Google

„Nun?“

„Ich lief vor meinen dummen Gedanken davon, vor der Erinnerung an eine unglückliche Liebe.“

„Sie haben Pech, Lisbeth; vom Regen in die Traufe.“ Dann mit einer müden Kopfbewegung zu mir hin: „Sind Sie innerlich fertig damit?“

„Ja.“

„So danken Sie Gott.“

„Sie werden auch noch dahin kommen, Else.“

„Ich — wer spricht von mir?“

„Verzeihen Sie —“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Mein Gott, mein Gott, lieſt man's mir denn ſchon an der Stirn ab?!“

Ein Klang völliger Faſſungsloſigkeit in ihrer Stimme. Sie ließ den Kopf ſinken und lehnte ſich matt an die rote Wanddraperie — es war dieſelbe Stelle, die vor einer halben Stunde die Thränen der kleinen Kathi gefeuchtet hatten.

Aber Elfriede Dorn weinte nicht. Eine jugendliche Heldin trägt ihren Schmerz anders als eine Soubrette.

XIV.

Leni iſt von ihrer Gaſtſpielreiſe mit dem glücklichen Bewußtſein zurückgekehrt, gefallen zu haben. Nach den ſchmeichelhaften Aeußerungen des Intendanten iſt an einem Zuſtandekommen des Kontraktes kaum noch zu zweifeln. Der definitive Beſcheid wird uns erſt durch den Berliner Agenten zugehen, wofür der gute Mann dann während der ganzen Dauer des Engagements ſeine fünf Prozent Proviſion von der Gage bezieht. Nicht etwa, daß der Mann etwas in der Sache gethan hätte, denn Lenis Beziehung zum Hoftheater in W. iſt auf eine rein perſönliche Bekanntſchaft vorigen Winters in Berlin zurückzuführen, aber um uns dieſe Leute nicht zu Feinden zu machen, werden wir ihnen, wenn die Sache zum Abſchluß gelangt, allmonatlich fünfundzwanzig Mark in den ſtets geöffneten Rachen werfen und ihre magere Fachzeitung, die mit den geſchmackloſeſten Reklamen für ihre Zahler gefüllt und lachhaft teuer iſt, weiter halten!

Auch unſer Theater ſteht im Zeichen der Gaſtſpiele. Die Mitglieder gaſtieren hier und dort, und fremde, mehr oder weniger bekannte Namen mit dem Zuſatz a. G. finden ſich auf unſerm Theaterzettel.

Man arbeitet angeſtrengt. Es iſt, als ob der künſtleriſche Pulsſchlag der Saiſon momentan ſeinen Höhepunkt erreicht habe.

Die „Verſunkene Glocke“, „Die Walküre“ — prächtige Blüten im Kranz des Repertoires — bringen immer volle Häuſer.

Uebrigens ſpricht man nur noch in Alliterationen, ſeit dem Kapellmeiſter Winterſtein ein pompöſer Lorbeerkranz überreicht wurde mit der Schleifen-Inſchrift: „Warme Brüder Würdigung werkthätigen Wirkens.“ Sehr ehrlich verdiente Lorbeeren übrigens.

„Wandern wir weſtwärts, Wilhelm, zu Wuttemeyer, wo warme Würſtchen winken,“ ſagt Caſtell zu Guth, wenn eine anſtrengende Probe vorüber iſt. Aber Wilhelm darf nicht; ein Frühſtück auswärts — Frau Paula iſt ſehr genau in ſolchen Dingen.

Wir hatten eine Brünnhilde als Gaſt vom Münchener Hoftheater, eine Bayreuther Berühmtheit auf dem Höhepunkt ihrer Leiſtungen.

Frau Brandt-Stollberg ſaß ganz dunkel gekleidet im Hintergrund der Künſtlerloge, mit einem merkwürdig gejaunten Geſicht und einem ſchmerzlichen Zug um den Mund, der zu ſagen ſchien: ‚So war ich auch einmal‘; ſelbſt der Prinzgemahl war tagelang gar nicht wie ſonſt liebenswürdiger Schwerenöter, ſprach wenig, ſehr ernſthaft und ſah magerer aus als je.

So ſitzt faſt allabendlich einer oder eine von den Kollegen im Zuſchauerraum, wenn eine fremde Kraft die eignen Rollen ſpielt. Sitzt da weit vorgeneigt, den bohrenden Blick auf den Rivalen richtend; mit zuſammengekniffenen Lippen, wo eine unverkennbare Ueberlegenheit des andern zu Tage tritt; heimlich frohlockend, wenn dieſer eine wirkſame Nuance ins Waſſer fallen läßt.

Keinen erbarmungsloſeren Kunſtrichter hat der Gaſt im ganzen Hauſe als den Kollegen, deſſen Rolle er ſpielt.

So viel kleine Sünden gegen die Kunſt bei ihm, ſo viel Sonnenblicke für den fieberhaft aufpaſſenden Kollegen. Er kann ihm gar keinen größeren Gefallen thun, als gelegentlich ein wenig unrein zu ſingen, eine abgebrauchte Poſe zu benutzen, in einem Koſtüm ungünſtig auszuſehen, einen kleinen Organfehler zu haben oder nicht gleichmäßig zu ſteigen.

Ja, bis auf ſeine Atemzüge erſtreckt ſich die haarſpaltende Kritik des „Zur-Seite-Geſchobenen“.

„Haben Sie gehört? Die Phraſe eben — er mußte mitten drin atmen! Mein Gott, wenn die Puſte nicht reicht! Ich ſinge das bequem in einem Atem, für mich könnte Mozart die Figur ruhig noch einen Takt länger komponiert haben. Aber man iſt ja kein Königlicher Kammerſänger!“

Wir hatten einen Tannhäuſer mit phänomenaler Stimme, dem unſer Armbrecht mit dem beſten — oder richtiger mit dem ſchlechteſten Willen muſikaliſch nichts anhaben konnte. Er mußte ſich mit dem Spitzbäuchlein des Gaſtes und der leiſen Neigung zu X-Beinen als „Lichtblick“ behelfen.

Wir hatten eine Königin der Nacht mit der glänzenden Koloratur einer Routiniere; Elsbeth Steinbrügge wäre zu Boden gedrückt worden, wenn ſie ſich nicht an der klangloſen Mittellage der Dame hätte aufrichten können. Und einen Hamlet hatten wir, der unſern Ellerdiſſen faſt um ſein biſchen Selbſtgefühl gebracht hätte, denn auf „Lichtblicke“ im Sinne der Kollegen fahndet dieſer Mann nicht.

Er ſah es gar nicht, daß der Gaſt ein wenig zu alt für ſeine Rolle war. Nicht als Rivale, lediglich als Zuſchauer, als Hörer ſaß er im Parkett, der mit dem verfeinerten Empfinden des Künſtlers die wunderbare Leiſtung des fremden Schauſpielers auf ſich wirken ließ. Ein durch nicht die kleinſte Spur von Neid beeinträchtigtes Genießen, bis der

Digitized by Google

Vorhang zum letztenmal fiel. Erst da erwachte der Kollege in ihm, und der war klein geworden, sehr klein!

Zusammengesunken saß er da, die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, und stützte den Kopf auf die Hände.

„Pack nur ein, Ellerdissen, pack ein," hörte ich ihn murmeln, „das kannst du nicht!"

„Er braucht nicht einzupacken, nur ein paar Jahre älter zu werden, unser Ellerdissen," sagte ich warm.

Mein Laienurteil schien ihn doch zu erfreuen, auch Frau Lilia lächelte. Sie sind mir beide dankbar, weil die Aenderungen, die ich in Bezug auf ihren verfahrenen Haushalt vorgeschlagen habe, sich in der Praxis sehr bewähren. Das zigarettenrauchende Fräulein und die scheinheilige Aufwärterin sind fort; ein kräftiges, bildsauberes Dienstmädchen aus Herrn Ellerdissens westfälischer Heimat besorgt die kleine Wirtschaft allein und erregt in ihrem feuerroten Rock und der goldgestickten Schleifenhaube allgemeines Aufsehen, wenn sie Baby auf die Promenade fährt.

Neulich war sie zum erstenmal in ihrem Leben im Theater, die Stine; es gab „Robert und Bertram", und ihr helles, kreischendes Kinderlachen lenkte alle Blicke nach dem dritten Rang. Sie zerschlug in ihrem jubelnden Entzücken fast die Brüstung, so daß der Thürschließer endlich zu ihr heraustreten und sie bitten mußte, ihrer Heiterkeit ein wenig Zügel anzulegen. Ganz ladylike war ihr Betragen zwar nicht, aber ich mußte daran denken, daß diese derben, kleinen Fäuste, die da so unsanft herumtrommeln, es verstanden haben, den Ellerdissenschen Haushalt recht gründlich zurechtzurücken!

*

Die Reihe der großen und weniger großen Gäste sollte in einer Weltberühmtheit ihren Höhepunkt und zugleich Abschluß finden: Signorina Francesca Belvosti, ein Name, der nach schwindelnden Honoraren, beängstigender Magerkeit und unbestrittener genialer Künstlerschaft klingt.

Die Sängerinnen, die Regisseure und die Garderobenfrauen seufzen.

Man hat sich von den Prätensionen der Ducardôt von der „Grande Opera" noch kaum erholt, die ihre beiden Möpse mit in die Garderobe brachte und sich für die Mäßigkeit ihres Erfolges rächte, indem sie ihre nähere und weitere Umgebung hinter dem Vorhang fast zur Verzweiflung brachte durch die Ausbrüche ihrer schlechten Laune, die sie in der Form von Divagewohnheiten verausgaben zu müssen glaubte.

Wenn die Ducardôt, die nur eine sehr kleine Berühmtheit ist, zwei Möpse mit sich führte, so reiste die große sicher mit einem Vierteldutzend kläffender Pinscher; rümpfte die sehr mäßige Sängerin von der Grande Opera schon die Stumpfnase über die räumlich etwas knappen Garderobenverhältnisse, so konnte man bei dem großen Star darauf gefaßt sein, daß sie schlankweg die ganze Solistinnengarderobe für sich in Anspruch nehmen würde.

Aber ohne Kampf sollte es ihr nicht gelingen. Man würde seinen Puttifol bis zum letzten Atemzuge verteidigen; und wenn sie gar zu arrogant auftreten sollte, wird man ihr, wie der Ducardôt, auf offener Scene die Schleppe abtreten — o, was wird man nicht! Man ist eben bis an die Zähne gewappnet.

Und dann tauchte sie auf, die große Mailänderin. Eine überschlanke, vornehme Gestalt im grauen Reisekleid, ein mageres Gesichtchen mit klugen, lebhaften Augen. Eher wie eine junge preußische Hauptmannsfrau als wie eine italienische Sängerin aussehend.

Man war verdutzt und fing langsam an — abzurüsten. Keine Divamanieren wie bei der geputzten Französin, kein Mops, kein Zanken mit der Jungfer, keine aufdringlichen Brillanten. Eine Dame in des Wortes vornehmster Bedeutung. Die mise-en-scène, mit der kleine Talente sich Geltung erzwingen wollen, hat diese Frau nicht nötig.

Sie wirkt aus sich selbst heraus. Wie sie da ist, in all der Lautlosigkeit ihres Gebarens, der natürlich schönen Gelassenheit ihrer Bewegungen, scheint die schlanke, graue Gestalt einen feinen Duft von Lorbeeren auszuströmen; es ist etwas königlich Gütiges in der Art, wie sie Vorstellungen entgegennimmt, und wenn sie über die Bühne schreitet, dämpfen sich die Gespräche um sie her bis zum Flüstern.

Der Direktor macht ihr die Honneurs. „Und hier die Garderobe, gnädiges Fräulein" — es ist der halbe Solistinnenankleideraum, durch einen Vorhang abgeteilt —, „unser hundertjähriger Musentempel bietet uns leider kein Extrazimmer für Gäste."

Die schmale Hand winkt gelassen ab. „Ah, c'est assez, monsieur; il ne me faut que peu d'espace — vous comprenez."

Ich höre diese lächelnde Anspielung auf ihre schmale Gestalt, während ich mich neugierig in den Kulissen umhertreibe.

Leni tippt mich am Arm. „Du, was heißt espace?"

Ich verdeutsche es ihr mit dem tadelnden Zusatz: „Kleines Schaf".

„Was willst du — bei espace werde ich wohl gerade gefehlt haben in der Schule."

„Gott sei Dank!" meint Frau Brandt-Stollberg, „das ist keine Ducardôt. Ich höre noch diesen gigerlhaften Impresario: ‚Hier macht Madame nicht Toilette; Madame ist gewöhnt' — o, und dabei diese jammervollen Leistungen!"

„Wunderbar, diese Straßentoilette," sagt irgend eine, „eigentlich lächerlich einfach; aber habt ihr die Schuhe und die Handschuhe gesehen? Da steckt's!"

„Bühne frei!" Die Stimme des Regisseurs, die Probe beginnt.

Die Belvosti hat einen Kollegenerfolg, bevor sie nur den ersten Ton singt; man wird ihr nicht die Schleppe abtreten.

Man steht mit angehaltenem Atem und lauscht. „Man" — das ist so ziemlich alles, was der Bühne angehört, beschäftigte und unbeschäftigte Mitglieder, ein paar Bühnenarbeiter, der Heizer, Herr Andersen

Digitized by Google

aus dem Bureau, Denkewitz; ja, sogar Herr Böttcher, der schöne Kostümier, ist aus seinem Schneidersaal heruntergekommen, den Rockaufschlag voll Stecknadeln, mit der Miene eines gewissenhaften Kunstrichters.

Da er in der rechten Kulisse Aufstellung genommen, lichern drei seiner Nähmädchen in der linken umher, in steter Angst, von ihm bemerkt zu werden. Sie haben lange Fäden an den Kleidern hängen, ein Centimetermaß um den Hals und Fingerhüte an den Händen und schwatzen verstohlen mit ein paar Damen vom Chor.

Es schwirren Ziffern hin und her, das Gastonorar der Belvosti betreffend. Vierstellige Ziffern. Die jungen Mädchen von der Nadel reißen die Augen auf.

„Und sie soll im Chor gesungen haben wie unsereins," meint die Orell träumerisch. „Jahrelang. Kein Mensch hat an sie geglaubt."

Martha Rastenau, mit dem Spitznamen die Solochoristin, tritt interessiert heran. „Ist das wirklich wahr, Orell?" In ihre finsteren Augen ist ein heimliches Funkeln getreten. Man kann also unterdrückt werden und doch noch — doch noch die Welt erobern!

Ja, aber der göttliche Funken muß wirklich da sein. Nebenbei — man irrt sich, die Belvosti hat nie im Chor gesungen.

Eine von Herrn Böttchers Jüngerinnen stößt ihre Kollegin an. „Donnerwetter, wie das Jackett sitzt! Es scheint, daß man wieder fast ganz flache Aermel trägt. Und der Rockschnitt — das ist etwas Neues. Zählt doch mal die Teile, wenn sie sich herumdreht, ich bin zu kurzsichtig."

„Pst, jetzt kommt ihre Arie."

Es wird mäuschenstill. Man würde es hören, wenn aus Herrn Böttchers Rockaufschlag eine Stecknadel zu Boden fiele.

Und dann singt sie. Eine Koloraturstimme von unendlicher Süßigkeit schwebt in der Luft. Sie hält zurück, um sich zu schonen, stellenweise bricht sie ab, wegen einer andern Tempoauffassung. Winterstein fügt sich einwandlos. Jetzt ist sie ganz Diva, mehr noch, sie ist Autorität. Ihre Traviata, die sie berühmt gemacht hat, ist zur feststehenden Norm geworden.

Man probiert kurz die Scenen der Signorina mit ihren Partnern und vermeidet es peinlich, den Gast unnötig anzustrengen.

Reveldi, als Alfred, hat sich seinen schwarzen Schnurrbart derart in die Höhe sträuben lassen, daß er einem Kater verzweifelt ähnlich sieht. Er ist eine ziemlich unglückliche Figur neben dem glänzenden Spiel seiner großen Partnerin, nie hat er mehr „mit einem breiten Seitenteil gearbeitet" als heute. Der heillose Respekt vor der Weltberühmtheit bringt ihn um sein letztes bißchen Natürlichkeit. Kaum daß er wagt, sie anzurühren.

Aber sie, die man ihrer großen Schauspielkunst wegen die singende Duse nennt, sie hat Geduld mit ihm. „Mais non, monsieur! Encore une fois; voyez: ainsi!"

Sie spricht französisch, weil sie annimmt, daß jeder anständige Mensch diese Salonweltsprache versteht. Der unglückliche Tenor aber scheint nicht zu dieser Menschenklasse zu gehören. Er versteht sie nicht. Ueber „merci, madame" und „s'il vous plaît" kommt er nicht hinaus. Dafür treibt er aber auch mit diesen zwei Phrasen eine sinnlose Verschwendung.

Der Angstschweiß bricht ihm langsam aus. Ihm und dem Regisseur. „Aber Mensch, lassen Sie doch jetzt den versluchten Respekt beiseite," raunt er ihm zu, „den versparen Sie sich, bitte, bis nach der Probe!"

Und wieder singt sie. Manchmal vergißt sie, nur zu markieren, die Luft an der eigenen Stimme reißt sie hin, sie läßt all ihr Volumen in einem glänzenden Triller hinausströmen.

Elsbeth Steinbrügge schleicht auf den Fußspitzen zu mir her. Sie hat brennende Ohrläppchen, ihre Augen und Ohren liegen gleichsam auf der Lauer.

„Mein Gott, dieser C-eis-Triller," murmelt sie aufgeregt und starrt gierig auf die Bühne, um zu sehen, wie die Belvosti die Kehle dabei hält und die Lippen.

Daß ich immer noch hier bin! Mein Hausfrauengewissen regt sich unbehaglich. Durch den Gesang hindurch höre ich im Geiste das Schreien meiner Rouladen daheim und glaube den bitteren Geruch angebrannter Sauce zu spüren — zwar, ich habe die Flämmchen des Gaskochers ganz klein geschraubt — Pflichtgefühl und Kunstfleckerei kabbalgen sich miteinander — meine Ruhe ist hin, ich reiße mich los.

Reveldis schwarzer Kopf, der sich verängstigt hin und her windet, ist das letzte, was ich sehe.

Und er heißt doch Rehfeld! Nie war er unitalienischer als neben dieser blonden Mailänderin.

*

Die beiden Gastspiele der Belvosti sind glänzend verlaufen, künstlerisch und pekuniär. Jedesmal war das Haus ausverkauft, selbst unsre Künstlerlogen, die Mitglieder standen in den Gängen und sogar — trotzdem dies sonst während der Vorstellung streng verboten ist — in den Kulissen umher.

Ich hatte am zweiten Abend — es gab „Carmen" — ein vorzügliches Plätzchen erwischt: rechts in der Kulisse, auf der Orgel.

Dicht unter mir stülpte man dem Chor der Straßenjungen die Papierhelme auf und schärfte ihnen ein letztes Mal ein, nicht zu rasch zu singen und den Ton nicht gar zu sehr sinken zu lassen, was eine traditionelle Eigenart der Herren Straßenjungen ist.

Vom Orchester herauf kam wie eine heiße Woge die berückende Bizetsche Musik, Fran Peilecke teilte Zigaretten aus an die Fabrikmädchen, Streichhölzer knisterten, und ein feiner blauer Rauch breitete sich unter mir aus, während Fritz die angebrannten Hölzchen sorgfältig in einem Aschenbecher einsammelte.

„Zwei Pfennig das Stück," meint eine lange Brünette, deren Zivilgarderobe von Seide rauscht, mißachtend, und stößt den Rauch in einer langen Säule aus den gespitzten Lippen.

„Sehst du — Raucheswölkchen ziehn — in die Lüfte —"

Digitized by Google

Wie sie rauchen können, diese Mädchen! Die Orell haucht tadellose Ringe in die Luft, Mila Jansen bläst den Rauch durch ihre kecke, kleine Stumpfnase — es steht ihnen, daß läßt sich nicht leugnen. Nur der Henke nicht. Sie macht aber mit stoischer Ruhe mit. Sie verdient eben ihr Brot. Ob sie nun dafür singt, tanzt oder raucht, ist ihr völlig egal.

Es kommt die Tumultscene. Aus der „Fabrico de Tabacos" unter mir ergießt sich der Strom der erregten Mädchen auf die Bühne.

„Carmen begann den Streit —"
„Nein, nein, sie ist nicht schuldig —"

Eine Garderobenthür klappt — Sie kommt. Mit ihr eine tiefbrünette, kleine Zofe, die wie ein Bild von Tito Conti aussieht und an der hartgelben, weiten Bluse der Herrin herumzupft. Italienische Bemerkungen fliegen hin und her zwischen ihnen.

Dann tritt Don José — Reveldi — durch die Pappthür, um die streitsüchtige Zigeunerin zur Rechenschaft zu ziehen.

Er stürmt herein, aber sein Entrüstungsschritt ebbt sich, kaum daß die kleine Thür hinter ihm zugefallen, zu einem konventionellen Kavaliersgang ab.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein!" Eine tiefe Verbeugung vor seiner Partnerin, während er ehrfurchtsvoll den Sergeantenhelm lüftete. Dann gab er seinem unglückseligen Respekt einen Ruck — aus dem kleinen, bewundernden Kollegen wurde der arretierende Soldat —, griff brutal nach dem feinen Handgelenk der Dame, die sich als echtes Fabrikmädel trotzig sträubte, und zerrte sie auf die Bühne.

„S'il vous plait!" hörte ich ihn noch entschuldigend murmeln. —

Wir stehen im Zeichen der „Fledermaus".

Etwas wie Champagnerstimmung scheint unablässig aus der reizenden Straußschen Musik aufzusteigen. „Mein Herr Marquis," „O je, o je, wie rührt mich das" und „Brüderlein und Schwesterlein" — alle zusammen singen und pfeifen es, vom Heldentenor bis zu den Bühnenarbeitern hinunter.

Und beim Prinzen Orlofski giebt es wirklichen Sekt. Keinen deutschen Schaumwein; selbst der „Alte" ist von dem allgemeinen Frohsinn angesteckt — das stets volle Haus und der überaus günstige Ausfall der Saison überhaupt mögen das Ihrige dazu thun — genug, er verspeist sich ohne Zögern allabendlich zur Witwe Cliquot. Das ganze Schauspiel ist aufgeboten, in eleganten Toiletten den Ball des Prinzen Orlofski zu verherrlichen. Und sonderbar — sie, deren Künstlerwürde sich bei derartigen Gelegenheiten gern in kleinen Zornesausbrüchen Luft macht, sie steigen lächelnd und Melodien summend in ihre Roben; die prickelnde, zum Tanz reizende Musik reißt sie hin.

Else Dorn hat von der Belvofti gelernt, wie man große Magerkeit zu kaschieren hat: allerhand Wolkiges, Duftiges, Flatterndes schwebt um sie herum und hebt das für sie so ungünstige Decolleté fast unmerklich wieder auf. Lange bänische Handschuhe, am Aermelchen festgenäht, verhüllen die Ueberschlankheit der Arme, und die elfenhafte Feinheit der Taille umschlingt eine flatternde Seidenschärpe. So hat Elfriede jeden Abend ihren Beaujour, wie Sturm konstatiert, und daß es gerade Sturm sagt, das giebt ihr eine erhöhte Sicherheit; die Schönheit einer Frau wird sich stets steigern an dem frohen Bewußtsein, schön auszusehen.

Im übrigen wird bei den Dorns eifrig an der Ergänzung und Modernisierung von Elses Garderobe geschneidert. Die stets wechselnde Mode ist ja der Schrecken der Damen vom Schauspiel, weil sie eine fortlaufende große Ausgabe bedeutet. Bei uns von der Oper ist das gottlob anders. Die historischen Kostüme, einmal vorhanden, sind keiner Modelaune unterworfen; die Schauspielerin dagegen kann nicht drei Monate ruhig auf ihrem Koffer sitzen.

Die geräuschvollste Fröhlichkeit trägt Heinz Hoff zur Schau. Ich weiß nicht, ob sie ganz echt ist; seine Stellung als Kapellmeister hat ihm noch nicht viel Grund zur Freude eingetragen. Es scheint, man kann ein hochbedeutender Komponist und dabei ein ganz schwacher Kapellmeister sein. Es fehlt ihm die Geistesgegenwart, die rasche Blattübersicht, ohne die ein Dirigent, an dessen Stabe aller Augen hängen, einfach unmöglich ist. Im Orchester droht eine kleine Revolte auszubrechen. Bei den älteren, erfahrenen Herren an den ersten Pulten hat er sich seine Stellung von vornherein dadurch verdorben, daß er bei den Proben sogar die Ouverture alter, längst „stehender" Opern spielen ließ. Das ist man nicht gewöhnt und nahm es daher einfach als Schikanererei auf. Genug, er hat so ziemlich alles gegen sich: Orchester, Kollegen, Sänger und Kritik.

Nur die Damen lassen ihn nicht fallen. Sie verzeihen dem „herzigen Jungen", was der „Kapellmeister" verbricht. Nur daß er gar so viel bei der Witt herumsteht!

Es ist wahr. Sein lustiger brauner Kopf taucht immer neben Leni auf. Kein Zweifel, er ist nach allen Regeln verliebt in sie.

Und sie? Ich tappe immer noch im Dunkeln und weiß nicht, soll ich den steten Sonnenschein auf ihrem Gesicht lediglich auf das nunmehr abgeschlossene Engagement nach W. und ihre natürliche Heiterkeit zurückführen, oder kommt etwas davon auf seine — Heinz Hoffs — Rechnung?

Sie direkt zu fragen, widerstrebt mir. Ich fahnde also auf Symptome.

Das berühmte Erröten und Erblassen fehlt, ist aber bei dem täglichen kollegialen Verkehr kein sicheres Moment im negativen Sinne. Die starke Anteilnahme an seinen Angelegenheiten ist dagegen entschieden etwas belastend. Wenn er eine Oper dirigiert, kommt sie innerlich nicht zur Ruhe und giebt mir verdrehte Antworten; seine Rezensionen verderben ihr die Laune und den Appetit; seine Gegenwart und seine Huldigungen fehlen ihr, wenn er mal nicht da ist.

Daraus werde nun einer klug.

Ich lege den Maßstab andrer „Lieben" an diese spärlichen Symptome, aber nichts will so recht passen. Meine eigne, einzige Erfahrung, Else, deren starker Geist die heimliche Flamme hinter

Digitized by Google

einem undurchdringlichen Gesicht zu verbergen weiß, und die Großmann mit ihrer einfältigen Schwärmerei, die sich kurzweg, nach Kinderart, in einem Thränenstrom Luft macht — es scheint, daß bei jeder die Sache in andrer Form in die Erscheinung tritt.

Uebrigens Kathi Großmann: sie hat eine lange Unterredung mit Elfriede Dorn gehabt, bei der sehr häufig das Wort Hubert gefallen ist. Darauf soll die Kathi sich elfenbeinfarbenes Briefpapier und ein Fläschchen Kaisertinte gekauft und mit dem jungen Braumeister daheim eine ziemlich lebhafte Korrespondenz angefangen haben. Es ist Aussicht vorhanden, daß die kleine Heimatlose noch vor Ablauf der Saison den goldenen Reif am Verlobungsfinger trägt. Ein Wanddrett mit dem Spruch: „Eigner Herd ist Goldes wert“ hat sie schon in Arbeit.

Gott sei Dank! Die ist besorgt und aufgehoben.

Leider fließen schon neue Thränen, ganz heimlich. Die gute Erziehung hilft zwar, sie vor der Welt zu verbergen, nicht aber ihre Spuren, die roten Augenlider und das feine, schmerzverzogene Gesichtchen. Bei Mädchenthränen darf man ruhig fragen: „Où est l'homme?“

Niemand hat's gewußt, nicht einmal ihre Mutter, daß sie heimlich verlobt war, die kleine Elsbeth Steinbrügge, mit einem jungen Baryton, der mit ihr gleichzeitig an der königlichen Hochschule studierte. Ob es ihm von vornherein so ernst mit der Verlobung gewesen wie ihr, das steht dahin; wahrscheinlich hatte er eingesehen, daß er diesem Mädchen nur als ihr Bräutigam näher treten könne. Gut, so verlobte man sich eben. Und als die Trennung kam, die die großen Gefühle anfacht und die kleinen verglimmen läßt, als er sie nicht mehr küssen konnte und statt dessen endlose Episteln schreiben sollte, da hatte die Sache doch wirklich keinen Zweck mehr. Er schrieb eine letzte Epistel, in der viel von schwierigen Verhältnissen, geringen Zukunftsaussichten und seinem blutenden Herzen die Rede war, und — erhielt umgehend sein Wort zurück. Der Anknüpfung einer ähnlichen reizvollen Episode stand nichts mehr im Wege.

„Ich gratuliere Ihnen, Elsbeth, zu dieser Wendung,“ sagte ich, nachdem sie mir stockend und bruchstückweise ihre kleine, alltägliche Geschichte erzählt hatte.

Einer Besorgung wegen war ich zu den Steinbrügges gekommen und fand das junge Mädchen — eifrig trommelnd, wobei ihr immer die Thränen auf das straff gespannte Kalbfell rieselten. Ich wußte weder, was die Thränen noch was dies sonderbare Trommeln zu bedeuten hatten.

Sie versuchte zu lachen und erklärte mir, daß sie demnächst die Regimentstochter zu singen haben werde und auf offener Scene einen Wirbel schlagen müsse. Deshalb nehme sie seit zwei Wochen Trommelunterricht bei einem Musiker unsers Orchesters.

„Es greift mich sehr an,“ sagte sie erklärend, „meine Nerven sind etwas herunter; sehen Sie, so laufen mir manchmal — nur aus Nervosität — die Thränen aus den Augen; zu dumm, nicht wahr?“

Ich that, als glaubte ich an diese Lesart, und — eine Viertelstunde später hatte sie mir doch ihr Herz ausgeschüttet, ohne Rückhalt.

„Ist das — seit heute?“ fragte ich bewegt, denn ich hatte noch am Tage zuvor in der „Fledermaus“ ihre reizende Ausgelassenheit als Adele bewundert.

Sie schüttelte den Kopf. „Seit acht Tagen.“

Das hatte ich ihr nicht zugetraut. Ich war aufrichtig überrascht, daß dies zarte, kleine Geschöpf einer solchen Selbstbeherrschung fähig sei.

„Sie sind ein tüchtiger kleiner Mensch, Elsbeth. Sie werden damit fertig werden.“

„Ich will etwas erreichen,“ murmelte sie, und dabei knirschten ihre Zähne leise aufeinander, „ich will höher steigen als er. Und dann werde ich gastieren, wo er engagiert ist, und werde ihn nicht mehr kennen. Sehen Sie, das ist jetzt mein Traum bei Tag und Nacht.“

Bravo, die Wendung gefiel mir. Wenn ihr dieses kleine Rachebedürfnis an dem jämmerlichen Kerl ein Ansporn zu künstlerischem Streben ist — gut. So ist er doch zu irgend etwas gut gewesen.

Jetzt habe ich aber wahrhaftig jede Art Herzenskummer um mich her für eine Weile gründlich satt. Wenn ich das Wort Liebe fallen höre, mache ich einen großen Bogen.

XV.

Die Saison liegt in den letzten Zügen. Ueber das ganze Bühnenvölkchen ist eine gewisse Lauheit und Ermüdung gekommen. Man geht lässig — noch bei Sonnenschein — um halb sieben in die Garderobe und spielt seine letzten Partien herunter.

Die Kostüme sehen ein wenig vertragen aus; die gewaltige Summe Spannkraft, die der Theaterapparat während eines halben Jahres hindurch aufwenden mußte, ist bis auf kleine, mühsam aufflackernde Reste verbraucht.

Das Haus ist ziemlich leer. Kaum daß die großen Opern noch ein wenig ziehen wollen. Es ist eben Frühling geworden. Die lachende Aprilsonne da draußen ist die stärkste Konkurrenz aller elektrischen und bengalischen Lichteffekte; mit ihr können wir nicht wetteifern. Auch nicht mit den zartgrünen Blätterknospen draußen im Park, wo ein herber, feuchter Duft aus dem braunen Boden quillt und all das kleine, zwitschernde Vogelvolk seine Frühlingsonvertüren probt.

Die Kastanien auf den weiten Plätzen der Stadt sperren ihre blaßgrünen, geteilten Blätter von Tag zu Tag kräftiger auseinander; nie hat der alte, graue Riesenkasten, das Theatergebäude, verwitterter ausgesehen als neben dieser knospenden, prangenden grünen Nachbarschaft unter dem strahlend blauen Himmel. Es ist, als ob das smaragdene Gewirr ringsumher wispere: „Mach deine Pforten zu, alter Nachbar, versink in deinen Sommerschlaf — deine Zeit ist einstweilen vorüber!“

Noch sechs, noch fünf, noch vier Vorstellungen. Zum letztenmal der drollige Uebermut Hans Huckebeins, zum letztenmal das schwere Geschütz der Walküre, zum letztenmal Romeos und Julias kurzer Liebestraum.

Mit geöffneten Jacketts, die Herren ohne Ueberrock, kommt man zu den Proben. Kaum einer ohne

Digitized by Google

ein Veilchenbouquet im Knopfloch, am Gürtel, ja, an den Lenkstangen der blinkenden Räder, deren immer ein paar auf dem schmalen Vorplatz des Bühneneingangs an der Wand lehnen.

„Natürlich, die Radlerei! Für nichts sonst habt ihr mehr Sinn," sagt der Regisseur knurrend. „Da soll sich der Teufel noch mit euch abplagen. Gut, daß die Plackerei bald ein Ende hat."

Und er hat recht; es ist kein Zug mehr in der Sache.

Man plaudert von seinen Sommerplänen, fragt sich gegenseitig nach der Adresse von Spediteuren; diejenigen, die kein Sommerengagement annehmen, kampfern schon nach und nach einen Korb voll Garderobe ein, und die Herren vom Schauspiel können den Tag kaum erwarten, an dem sie sich zum letztenmal rasieren lassen. Sie renommieren sich gegenseitig von ihrem starken Bartwuchs vor und bedauern nur, daß sie sich den Damen nicht nach ein, zwei Monaten mit diesem Schmuck ihres Angesichts präsentieren können.

Noch zwei Abende, und unsre erste Saison wird zu Ende sein.

Ich packe seit Tagen, in unsrer kleinen, hübschen Wohnung sieht es wüst aus. Von Lenis Bühnengarderobe ist alles, bis auf die Kostüme der letzten Oper und eine weißseidene, ausgeschnittene Balltoilette, bereits in den Koffern. Das Weißseidene gebraucht sie morgen für das große Konzert zum Besten der Orchesterpensionskasse, das alljährlich im Theater stattfindet. Es giebt allerhand symphonische Musik, Gesangs- und Deklamationsvorträge. Die Mitwirkenden sind froh, einmal in Gesellschaftsdreß als „sie selbst" hinter der Rampe stehen zu dürfen. In der Damengarderobe ist ein kleiner Streit entbrannt, ob man sich schminken soll oder nicht. Die Meinungen gehen sehr auseinander: die Jugend, Else Dorn, Elsbeth Steinbrügge und Leni, hat bei ihrer frischen Haut leicht „nein" sagen. „Bei einem Vortrag, sei er gesprochen oder gesungen, habe ich nicht irgend eine Gestalt zu verkörpern, sondern bin ganz ich selbst, und ich, Leni Witt, schminke mich nicht," sagt mein Schwesterchen energisch. Frau Holle vertritt die gleiche Anschauung, trotz ihrer vierzig Jahre und ihrer nicht mehr ganz glatten Haut. „Sich so schön machen wie möglich," ist der Standpunkt der Rosée; die andern Damen schwanken zwischen diesen beiden Extremen hin und her.

Leni freut sich sehr, einmal wieder schlichte Lieder singen zu dürfen, ohne den Krimskrams von Kostüm und Gesten. Sie hat einen Brahms und zwei Schumanns auf dem Programm, außerdem eine Komposition von Hans Hoff, noch tintenfeucht: eine Frühlingskantate von hinreißender Schönheit.

Er wird nach all seinem Kapellmeister-Fiasko einen Triumph als Komponist damit feiern, den er wahrhaftig verdient. Ich gönn's ihm von Herzen.

Wie ich mich auf morgen freue! Wir beabsichtigen vormittags eine Ausfahrt zu machen nach dem Stadtholz, wo wir vor einem halben Jahr einmal Kaffee tranken; nachmittags haben wir dann noch die Frühlingskantate durchzunehmen, da Heinz Hoff einige Takte daran ändern will, und abends werden wir uns dem Publikum von L. zum erstenmal letztenmal als tüchtige Liedersängerin präsentieren.

*

Das vielverleumdete Schicksal kann manchmal weise sein, sehr weise. Nur daß wir es erst nicht einsehen in unsrer Kurzsichtigkeit, bis es uns mehr oder weniger sanft die Binde von den Augen nimmt.

Kein Gedanke an eine fröhliche Ausfahrt heute morgen, kein Gedanke an Singen heute abend! Meine Leni lag mit heftigen Zahnschmerzen auf der Ottomane, mit lang herabfallendem, wirrem Zopf und einem Gesichtchen, so weiß und spitz wie das des kleinen Requisiteurs.

Wie sie zu Zahnschmerzen kam mit ihrem prächtigen, schneeweißen Gebiß — die Götter mochten es wissen. Aber sie waren da, und das arme Ding stöhnte leise vor sich hin.

Natürlich schleppte ich sie zum Zahnarzt. Ein weißer, gesunder Zahn, nichts daran zu sehen, also eine Entzündung an der Wurzel. „Sie werden sich erkältet haben, mein Fräulein, sind vielleicht mit nassen Schuhen umhergelaufen?"

Ja, sie habe vorgestern bei einem Spaziergang mit den Steinbrüggens auf einer sumpfigen Wiese Weidenkätzchen gepflückt, gestand sie kleinlaut.

Da haben wir's! Wenn man nicht immer dahinter ist!

Resumé: Nichts zu machen; abwarten. Es könne Stunden, vielleicht auch einen Tag dauern, bis die Entzündung sich ausgetobt habe.

Da lag sie nun wieder auf der Ottomane und wartete das Austoben ab.

Ich legte ihr Kompressen auf die hämmernden Schläfen, sagte ihr leise kleine Zärtlichkeiten und hielt ganz fest ihre Hand, was sie ein wenig zu hypnotisieren schien.

„Vielleicht ist's heute mittag schon besser, mein Herz!"

„Jaa . . ."

„Dann schläfst du ein paar Stunden ganz tief und bist am Abend wieder munter."

„Jaa . . ."

Wir glaubten aber beide nicht recht daran.

Es wurde Mittag. Keine Spur von Besserung; im Gegenteil. Große Thränen liefen ihr die Wangen herab. Es schnitt mir ins Herz.

„Wenn er die Frühlingskantate nur rechtzeitig schickt," flüsterte sie.

„Hör mal, mein Herz," sagte ich energisch, „so schade es ist, aber es kann gar keine Rede davon sein, daß du heute abend singst, selbst wenn die Schmerzen bald nachlassen sollten; du bist ja so schwach, daß du nicht papp sagen kannst."

„Aber ich kann ihn doch nicht im Stich lassen. Denk doch, seine Rehabilitierung hängt davon ab, daß sein Lied heute gesungen wird. Er würde wahnsinnig enttäuscht sein!"

Ja, das sah ich ein, aber was half's?

„Es ist einfach unmöglich," entschied ich kategorisch. „Ich gehe jetzt ins Theaterbureau und melde dich krank. Von da aus auf einem Wege

Digitized by Google

zu ihm, damit er Bescheid weiß und sich nach einem Ersatz umsehen kann. Vielleicht Frau Brandt!"

„Lisbeth, du kannst doch nicht zu ihm gehen!" meinte sie weinerlich.

Ich stülpte schon den Hut auf. „Natürlich steige ich ihm nicht auf die Bude! Ich lass' ihn durch irgend einen dienstbaren Geist herunterbitten, und dann bring' ich's ihm schonend bei."

„Meinetwegen," klang die kleine, schmerzliche Stimme zurück. „Grüß ihn von mir und sag ihm, wie furchtbar leid es mir thut. Und er soll ein bißchen Mitleid mit mir haben."

„Ja, mein Schatz, das wird er schon ohnehin. Er wird gleich mitkommen wollen, um nach dir zu sehen."

„Nein, nein, das soll er nicht. Ich bin ja so elend und so — so häßlich heute. Weißt du, mach ihm das Herz nicht gar zu schwer. Sag, ich könnt's schon aushalten. Er ist ja so gut."

*

So, das im Bureau war erledigt. Man bedauerte sie aufrichtig, sowohl der Direktor als Herr Andersen. Ersterer schrieb mir sogar noch ein schmerzstillendes Mittel auf, das ich ihr mit einem schönen Gruß von ihm bringen sollte.

„Das arme Kind," sagte er herzlich, „ich weiß, wenn sie sich nicht sehr elend fühlte, würde sie nicht streiken. 's ist ja schade, ich entbehre sie nicht gern heute abend, aber es wird sich machen lassen. Wir schieben etwas andres ein. Sagen Sie, daß sie sich gesund pflegt bis morgen."

Und nun nach der Blumenstraße 8. Das war der schwierigere Teil meiner Aufgabe. Es wird ihm, abgesehen von seiner großen Enttäuschung, hart sein, daß sie so leidet. Nichts schlimmer, als einen geliebten Menschen schmerzgequält zu wissen, ohne ihm helfen zu können! Das wußte ich von mir selbst.

Ja, Herr Hoff würde zu Hause sein, meinte die Portiersfrau. Ich gab ihr ein Trinkgeld und meine Karte und ließ Herrn Hoff bitten, für einige Augenblicke herunterzukommen.

Zwei Minuten später kam er pfeifend die Treppe heruntergesprungen.

„Fertig!" rief er mir entgegen und schwenkte eine Notenrolle, „soeben fertig geworden, ich wollte es gerade schicken. Nun schauen Sie, wie die Sache jetzt ist. Hier gehe ich nach Es-dur hinüber, — eine feine Wirkung, — die Idee ist eigentlich von Ihrer Schwester. Eine famose Idee. Sie sollen sehen, wir haben einen Bombenerfolg heute abend!"

Er ließ mich gar nicht zu Worte kommen. Es war schwer, angesichts seiner lachenden Freude mit meiner Mission herauszurücken. Aber es half nichts. So brachte ich sie denn zaghaft vor.

Er stutzte einen Augenblick, dann schlug er mit der Notenrolle auf das Treppengeländer, daß es klatschte. „Ach was, Zahnweh, das giebt sich!"

„Das hoffen wir auch von Stunde zu Stunde, aber es gab sich nicht. Leni ist ganz unglücklich darüber, Ihretwegen, aber sie liegt wie eine Leiche auf dem Sofa und weint vor Schmerz."

Ich verfolgte mit Spannung den Ausdruck seiner Züge.

„Ausziehen lassen, immer 'raus!" Aus seinem Gesicht war alle Sonnigkeit verschwunden, jener harte, kalte Ausdruck lag jetzt darauf, den ich einmal bei ihm gesehen.

Ich erklärte ihm den Ausspruch des Zahnarztes.

„Aber da hilft eben alles nichts! Sie muß singen heute abend. Da zwingt man sich eben ein bißchen!" sagte er gereizt.

„Ich erwähnte schon, daß es einfach unmöglich ist." Auch mein Ton war etwas kälter geworden.

„Ach, zum Donnerwetter, sie ist eine Pimpeliese, Ihre Schwester!" schrie er mich an. Der grauschwarze Kopf der Portiersfrau erschien neugierig hinter dem Schiebefenster.

Ich sah ihn kalt beobachtend an, wie er jetzt wütend, wie ein gefangenes Raubtier im Käfig, auf und ab tobte.

Jetzt auf dem Absatz herumdrehen und die Hausthür von außen zumachen — als Dame blieb mir eigentlich gar nichts andres übrig.

Ich that es nicht, weil ich an seine ungeheure Enttäuschung dachte.

„Sie wissen nicht, was Sie reden," sagte ich mit erzwungener Ruhe. „Ich verzeihe Ihnen aber, weil ich weiß, was der heutige Abend für Sie bedeutet. Aber bei Unmöglichkeiten ist einfach nichts zu wollen. Ich versichere Sie, daß Leni sehr, sehr elend ist."

Mein Gott, einmal mußte doch neben dem gerärgerten Künstler auch der Mensch, der Liebende zum Ausdruck kommen!

Er überhörte anscheinend ganz, was ich sagte; immer noch raste er auf den blau und weißen Fliesen auf und ab.

„Lächerlich, wirklich lächerlich, um ein bißchen Zahnweh! Sie steht doch einmal auf dem Programm."

„Ich habe soeben im Bureau für sie abgesagt."

Er blieb vor mir stehen, den Blitz des Jähzorns in den Augen.

„Offiziell abgesagt?" schrie er mir ins Gesicht. „Das ist ja reizend! Und was aus meinem Liede wird, ist ihr egal, nicht wahr? Da hat man sich gequält, stundenlang, um fertig zu werden. Wofür, wofür? Weg damit, weg! Da . . . und da . . ."

Mit zwei, drei starken Bewegungen hatte er das Papier kreuzweis entzweigerissen und schleuderte es zu Boden.

Sonderbar — ich war gar nicht so sehr überrascht, als seine brutale Natur das bißchen Tünche, das dieser Mann sich angeeignet hat, dergestalt durchbrach. Die Manieren des wohlerzogenen Menschen bröckelten von ihm ab wie ein schlechter Firnis. Das also war er, den man einen herzigen Jungen nannte, — dieser Mann mit den wutverzerrten Zügen und dem Gebaren eines gereizten Droschkenkutschers!

Ich streifte ihn mit einem langen, verächtlichen Blick, von seinen braunen, etwas zerzausten Haaren bis zu den Spitzen der gelben Schuhe. Dann that

Digitized by Google

Marie Dillon: **Marmorkamin.**

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ich, was ich schon vor Minuten hätte thun sollen: ich wandte mich stumm, öffnete die schwere Hausthür und stand auf der Straße.

Er stürzte mir nach, wie er war, ohne Hut.

„So hören Sie doch! Fräulein Lisbeth! Sagen Sie, daß ich ihr gute Besserung wünsche."

Um eine Linie breit wendete ich den Kopf zur Seite.

„Gute Besserung? Ich sage Ihnen, innerhalb einer halben Stunde wird sie — geheilt sein, völlig und auf immer geheilt. Und dafür danke ich Ihnen, Herr Heinz Hoff."

„Mir — wieso? Ich verstehe nicht!"

„Ist auch nicht nötig. Nochmals meinen Dank. Sie werden sich erkälten ohne Hut. Adieu."

Der Aprilnachmittag war heiß, und eine stürmende Empörung jagte mir glühende Wellen ins Gesicht, als ich durch die mittagsstillen Straßen heimwärts eilte.

*

Wie hatte ich gesagt? Sie wird geheilt sein — wobei ich natürlich nicht an den kranken Zahn, sondern an etwas andres dachte. Aber dieser Heilung mußte eine Operation vorausgehen, der sie heute nicht gewachsen war mit ihren gequälten Nerven. Morgen vielleicht, wenn die Kräfte sich ersetzt haben.

Was war das? Diese, regelmäßige Atemzüge, als ich die Thür öffnete — bei Gott, sie schlief! Mir ein köstlicher Anblick.

Ich wollte mich leise ins Nebenzimmer schleichen, als sich der blonde Kopf vom Kissen hob.

„Lisbeth, du?" Eine etwas verschlafene Stimme, aber ohne den schmerzlichen Klang von heute vormittag.

„Besser geworden, hab' keine Schmerzen mehr, ich bin wie im Himmel, nur so müde!" flüsterte sie in behaglicher Mattigkeit. „Komm, setz dich hierher und erzähle."

Ich vermied ihren Blick. „Nachher, Liebling, jetzt schlaf nur weiter, das ist besser für dich," sagte ich unsicher.

Mit einer raschen Bewegung hatte sie sich aufgerichtet.

„Du bist so erregt — da stimmt etwas nicht. Ich will es aber wissen."

Bei Gott, ich wollte es für mich behalten! Und sie braucht mir nur ins Gesicht zu sehen und sagt mir auf den Kopf zu, daß ich ihr etwas verheimliche! Da lebt man nun ein halbes Jahr ausschließlich unter Komödianten und ist eine so miserable Schauspielerin!

Stückweise, eins nach dem andern fragte sie aus mir heraus, was sich zugetragen hatte. Ich hätte mich prügeln können — aber es half nichts. Nach zehn Minuten wußte sie die ganze widerwärtige Scene.

Was nun? Wenn sie ihn liebt, wie wird sie diesen Schlag ertragen? In angstvoller, schuldbewußter Erwartung hingen meine Blicke an ihr.

Sie saß jetzt ganz aufrecht und wickelte das Ende ihres halbgelösten Zopfes mechanisch um den Finger. Ihre übergroß gewordenen Augen bohrten sich ins Leere.

So saß sie sekundenlang und sprach kein Wort.

Ich griff zaghaft nach ihrer Hand. „Leni, sprich doch — irgend etwas."

„Wo soll ich anfangen?" murmelte sie, die Augen immer noch auf den gleichen Lustpunkt gerichtet. „Er hat sich demaskiert. Das ist immer gut. Also das ist er, das!" Und dann nach einer Pause: „Pfui, wie abscheulich!"

Ein plötzliches, zorniges Schluchzen durchschüttelte sie. Ich ließ ihr Zeit, minutenlang. Nie war ich hilfloser gewesen als in diesem Augenblick. Zaghaft tastete ich an der Situation herum.

„Ich hätte es dir nicht sagen sollen — so brutal — gerade heute."

Sie nahm das Tuch von den Augen und sah mich groß an; ein Lächeln — wahrhaftig, etwas wie ein Lächeln um den Mund!

„Sag mal, Lisbeth, mir scheint, du denkst, ich bin — verliebt in ihn?"

„Ich dachte."

„So, du dachtest!"

Sie trat ans Fenster und sah eine Weile hinaus. Keine von uns sprach ein Wort. Der alte Regulator zwischen „Großmütterchens Liebling" und dem „Kleinen Gratulanten" tickte aufdringlich laut.

„Ich will ganz ehrlich sein," wandte sie sich endlich zu mir zurück, „manchmal hab' ich es selbst gedacht. Ich stannte ihn an, seiner Lieder wegen. Und daß ein Mensch, der solch Herrliches schaffen konnte, gerade mich so verwöhnte, sieh, das konnte mir doch nicht gleichgültig sein. Ich sonnte mich in seiner Huldigung mit stillem Behagen und dachte manchmal, ich wäre auf dem besten Wege, mich auch in ihn zu verlieben. Das dauerte aber nicht lange. Seine Unfähigkeit als Dirigent kühlte mich mächtig ab . . . Was lachst du?"

Wahrhaftig, ich konnte nicht ernst bleiben: „Bei den Männern, sagt man, geht die Liebe durch den Magen, bei dir durchs Ohr, wie es scheint."

„Mag sein, ich kann nicht anders. Ich muß bewundern können, sonst ist's nichts damit. Trotzdem thaten mir seine Mißerfolge leid. Ich mußte doppelt herzlich zu ihm sein, wenn ihn Kollegen und Rezensenten unbarmherzig zerpflückten. Er war ja ein so lieber, guter Mensch — dachte ich. Nun weiß ich, daß er das nicht ist."

„Nein."

„Siehst du. Und seit ich das weiß, seit einer halben Stunde — ich kann dir nur schwer ausdrücken, wie ich empfinde; aber wenn das Liebe gewesen wäre bei mir oder auch nur die bescheidensten Anfänge davon, so müßte ich jetzt sehr unglücklich sein. Das bin ich nicht."

Sie sprach sinnend, abgebrochen vor sich hin, als gelange alles das, was sie sagte, ihr eben erst während des Sprechens zum Bewußtsein.

Ich hing an ihren Lippen.

„Ich bin empört, geärgert, enttäuscht," fuhr sie fort, „traurig, daß er sich so entpuppen mußte; mein ästhetisches Gefühl ist heftig verletzt durch diese rohe Scene — das alles wogt noch wild durcheinander bei mir — aber unglücklich? Nein. Wie könnte

Digitized by Google

ich auch? Dieser Mann hat sich aus meinem Leben selbst ausgelöscht. Bist du nun zufrieden?“

Ob ich zufrieden war! Endlich einmal — keine unglückliche Liebe, trotzdem ein Mann im Spiel war. Am liebsten hätte ich meine Leni in die Arme genommen und mit ihr durch das Zimmer getanzt.

Ich that es aber nicht. Bei meiner kleinen „Geheilten“ gab es momentan nur einen Gedanken: ruhen.

„Pell mich aus,“ — dieser Kinderausdruck kam ihr unwillkürlich auf die blassen Lippen, — „ich bin wundervoll müde. Unter vierzehn Stunden Schlaf thue ich's heute nicht.“

Der alte Regulator schlug halb acht, als sie in ihren weißen Kissen vor mir lag.

„Jetzt fangen sie an,“ murmelte sie schlaftrunken, „der Vorhang geht auf, und das ganze Orchester steht auf der Bühne. Alle im Frack. So feierlich. Aber du bleibst bei mir, Lisbeth?“

„Ja, mein Herz.“ Da schlief sie schon.

Leise zog ich die Vorhänge übereinander, um den kupferroten Strahlenbündeln der Abendsonne den Eintritt zu verwehren.

Dieser kritische Tag ging lächelnd zu Rüste.

XVI.

Und dann der letzte Tag.

Packen, packen, unsäglich viel packen. Es ist fürchterlich. Immer noch eine Schublade, die mir vollgepfropft entgegenstarrt. Ich fange an, den Begriff Eigentum zu verabscheuen. Wenn mir ein Stück in die Hand kommt, das der Wirtin gehört und nicht uns, sage ich: „Gott sei Dank!“

Ich verzweifle schier daran, all den Krempel jemals mobil zu kriegen. Die Reisekörbe langen nicht zu. Ich finde, das thun sie nie; es ist immer etwas mehr da, als hineingeht.

Und die starreude Pracht der Bühnengewänder sträubt sich gegen jede Einengung. Die Schneiderhauben, die Medicikragen von drahtunterlegter Goldspitze, die Federhüte machen sich protzig breit; die zwei Sammetroben mit Courschleppe füllen fast einen Korb allein. Auch die Perücken wollen mit einiger Achtung behandelt werden, ebenso der Schmuck und die goldgestickten Tabliers. Zu dem weiten Fürstenmantel Elisabeths aus königsblauem Seidenplüsch mit imitiertem Hermelin muß man „Sie“ sagen, der lumpige Hänfelanzug dagegen kann in eine Ecke gekunscht werden.

Dann die Zivilgarderobe von uns beiden, der Notenstapel mit den schweren Klavierauszügen und schließlich — meine Küche!

Ich habe nicht gewußt, daß in unsrer Puppenwirtschaft zu zweien so viel Kram steckt.

Koffer und Kisten türmen sich um mich her.

Heiliger Diogenes, nie verstand ich dich mehr als heute. Arme Rollkutscher, die ihr diese Lasten herunterschleppen werdet! Arme Mama, die du diese Frachtbriefe wirst bezahlen müssen! Denn das mußt du, da hilft dir kein Gott. Deine Töchter werden rechtzeitig zu verschwinden wissen, wenn der Spediteur mit der Nota erscheint.

Künstlerinnenbagage!

Als es am wüstesten bei uns aussieht, kommt Elfe. Auf sie bezieht sich natürlich unser strenger Befehl, niemand vorzulassen, nicht. Heinz Hoff hat sich schon eine Abweisung gefallen lassen müssen.

„Laßt euch nicht stören,“ sagt Elfe, „ich mache mir schon Platz.“ Sie schiebt ein paar leere, zerdrückte Kartons von einem Stuhl und setzt sich. Aber schon nach einer Minute springt sie wieder auf und wandert umher, über zerknüllte Zeitungen, Schuhe und Bindfadenreste.

Es ist eine nervöse Unrast an ihr, wie sie da in ihrem neuen, modefarbenen Frühjahrskostüm hin und her fegt, von tausend Dingen redend, mit seltsam leeren Augen.

„Uebrigens — eh ich's vergesse — Sturm läßt euch herzlich grüßen. Wo steckter ihr gestern abend? Er wollte sich von euch verabschieden, aber es hieß, Leni habe krankheitshalber abgesagt.“

Ich erklärte ihr kurz.

„Armes Hascherl, nun wieder ganz gesund?“

„Gott sei Dank, ja. Könnte ich sonst arbeiten wie ein Packer von Profession? Aber, um auf Sturm zurückzukommen —“

„Ja. Er läßt euch also lebewohl sagen und sein Bedauern ausdrücken, daß ihr ihn nicht mit seinem Ferienschnurrbart sehen könnt. Er behauptet, er wäre im Sommer wirklich ein hübscher Kerl.“ Sie verzieht keine Miene, als sie seinen Auftrag ausrichtet.

„Also er ist fort?“

„Eben war er bei uns, um adieu zu sagen.“

„Wann fährt er?“

Elfe sah auf die Wanduhr.

„Drei Uhr zwanzig — er ist schon fort — eben jetzt!“

Es klingt mir wie ein mühsam erstickter Aufschrei aus diesem: „Er ist schon fort!“

„Wann reist ihr?“ fängt Elfe plötzlich wieder an zu plaudern. „Morgen früh um acht, — so. Castells haben Sommerengagements, ich hab' vergessen, wo. Daß Ellerdissen und Frau den Sommer auf seinem väterlichen Gute zubringen, wißt ihr wohl schon; nein? Es hat da eine große Versöhnung stattgefunden. Freut mich für die Leutchen. Die Guths haben eine Nordlandreise vor. ‚Wissen Sie, immer Schweiz und Tirol und Italien, das bekommt man schließlich satt,‘ sagt Frau Paula. Direktors wollen gleich nach der Konfirmation von Hedel und Grctel nach Friedrichsroda, später an die Nordsee —“

Sie redet fieberhaft, fast ohne Pause. Ich weiß aber, daß ihr nichts momentan weniger am Herzen liegt als die Sommerpläne der Kollegen. Sie hört ja nur das Rollen eines Eisenbahnzuges.

„Wenn ich euch nicht zu sehr störe, Kinder, duldet mich noch ein Weilchen hier. Es ist nur, daß ich die Zeit totschlage. Die Stunden schleichen so. Ich hab' nichts zu thun, weiß nicht, wohin mit mir. Und irgendwo muß man doch sein, da man zufällig noch nicht tot ist.“

Leni hebt von ihrer Notenkiste den Kopf. „Elfe — Sie sind so komisch!“

Digitized by Google

„Bin ich? Ja, ich fühle es selbst. Ich will doch jetzt lieber gehen, ich mache euch noch mit nervös.“

Sie läßt sich nicht halten. „Adieu, wir sehen uns noch heute abend in der Komödie.“ Dann ist sie hinaus. —

„Leni!“

„Ja?“

Wir knieen beide auf der Erde; ein aufgeklappter Reisekorb mit knirschendem Deckel zwischen uns.

„Leni — ist hier vielleicht noch ein bedrücktes Herz im Zimmer?“ Ich habe das Thema noch nicht berührt heute.

Sie sieht so frisch und blühend aus wie nur je nach dem langen, tiefen Schlaf.

„Nein, bei Gott nicht!“ Dann entstehen ein paar Grübchen in ihren Wangen; „Das heißt, falls du nicht etwa eine heimliche Schwärmerei mit dir schleppst —“

„Ich — oho!“

Und dann müssen wir eine über die andre laut lachen, so verwöhlt, erhitzt, bestaubt und zerzaust sehen wir aus.

Wir machen eine kleine Kunstpause von zehn Minuten, auf der Erde sitzend.

„Morgen um diese Zeit!“

„Mama wird einen Kuchen gebacken haben.“

„Und in unserm Schlafzimmer glänzt alles blütenweiß, die Gardinen, die Bettdecke und die Eckgarderobe —“

„Und kein Stäubchen im ganzen Hause; unter allen Schränken ist aufgewischt —“

„Und unsre liebe Alte!“

„Ach — wenn wir mit ihr ausgehen werden, Sonntagmorgen! Wir haken sie beide ein, eine rechts, die andre links. Nicht mehr immer allein, wir zwei. Nicht mehr die beiden Fräulein Witt vom Theater, sondern Mutters Kinder!“

*

Am Abend die letzte Vorstellung: „Mignon“.

Ich weiß nicht, ob Leni gut singt, ich achte nicht darauf.

Wie ich an jeder Einzelheit dieser kleinen Welt hänge, die uns ein halbes Jahr lang Milieu war, das weiß ich jetzt erst, als es ein hundertfaches Abschiednehmen gilt.

Die Akte fliegen nur so, und die Pausen scheinen mir beängstigend kurz. Die Saison beeilt sich, zu Ende zu kommen; ihre letzten Pulsschläge gehen fieberhaft.

Draußen im Foyer und auf den Korridoren strecken sich überall Kollegenhände einander entgegen zum Lebewohl.

„Viel Glück in X. Sie schreiben doch mal?“

„Selbstverständlich.“

Man tauscht Bilder aus, kritzelt Adressen ins Taschenbuch und versprecht Briefe, die nie geschrieben werden.

Nie sind so viel gute, freundliche Worte, so viel ehrliche, warme Händedrücke unter den Kollegen ausgetauscht wie heute. Alle kleinen Reibereien sind vergessen, Neid und Uneinigkeit wie ausgelöscht. Sie sind Kameraden, die eine Zeitlang nebeneinander gekämpft haben und nun auseinandergehen — für immer vielleicht.

Ich habe mich von den guten Castells verabschiedet, von der Rosée — die den Augenblick benutzte, um mir zu erzählen, daß sie im Juli nach Trouville wolle — und von Frau Doktor Steinbrügge, die sich unsäglich auf das Wiedersehen mit Mann und Kindern freut.

„Wissen Sie noch, Fräulein Liesbeth, wie wir beiden uns da im dunkeln Parkett fanden vor einem halben Jahr, in der gleichen Sorge um unsre beiden Debütantinnen?“ Sie tupfte mit dem Tuch über die feuchten Augen, die kleine, tapfere alte Frau, die ihre häusliche Behaglichkeit verließ, um ihr Kind in die Fremde zu begleiten.

Dann kommt Else mit ihrer prächtigen Mutter. Unsre Hände liegen ineinander; mir wird ernstlich weh ums Herz, denn ich habe dieses schlanke Mädchen mit dem eisernen Willen lieb gewonnen.

„Der Leni hab' ich oben in der Garderobe adieu gesagt. Machen wir's kurz, Liesbeth, ich vergesse Sie nie. Denkt auch mal an mich!“

Sie hat sich schon kurz umgedreht, während ich ihrer Mama die schmale Hand küsse.

„Else soll uns aber bald einmal schreiben, gnädige Frau!“

„Selbstverständlich, liebes Kind.“

Dann sehe ich stumm bewegt den beiden hohen Gestalten nach. Ob uns das Leben einmal wieder zusammenführen wird?

Ellerdissens — zwei frohe, junge Gesichter.

„Wir gehen aufs Land, wissen Sie's schon? Große Versöhnung mit denen daheim. Morgen abend sitzen wir in Ellernkamp unter blühenden Kirschbäumen! Herrgott! — ich werde sentimental, wenn ich daran denke.“

„Und unsre Stine ist kaum noch zurechnungsfähig vor Freude.“

Ellerdissen schreibt sich unsre Adresse auf; ich bekomme eine prächtige Photographie der kleinen, dreiköpfigen Familie, wir tauschen ein paar herzliche Händedrücke, dann sind auch diese lieben Menschen verschwunden; hinter Frau Lilias goldner Haarkrone hat sich die Thür zum Parkett geschlossen.

Abschiedsstimmung überall, selbst im Publikum. Man will sich nicht beruhigen, als der Vorhang zum Schlusse fällt. Fünfmal, sechsmal und mehr muß er sich wieder heben, müssen die Darsteller vortreten. Veilchensträuße, impulsiv geworfen, fliegen über die Rampe; Leni wird ein köstlicher Blumenkorb überreicht.

Ich habe nur den einen Gedanken dabei: wie soll ich das Ding da noch verpacken? Denn zum Hierlassen ist's zu schade; ich habe mit einem Blick konstatiert, daß sich ein reizendes Näh- oder Stopfkörbchen daraus herstellen läßt.

Dann eile ich auf die Bühne, mit einem Briefmarkenalbum für meinen kleinen Freund Fritz in der Hand.

Auch hier allgemeines Abschiednehmen. Der Direktor hält gerade Lenis Hand. Die Agenten haben übrigens recht gehabt: er ist ein prächtiger,

Digitized by Google

hochanständiger Mensch. Wir hätten uns keinen besseren Chef wünschen können.

„Ich lasse Sie ungern scheiden, Kind, Sie sind uns eine liebe Kollegin und tüchtige Kraft gewesen. Sie haben viel gelernt in dieser einen Saison. Fahren Sie so fort. Und nächsten Winter, denke ich, sehen wir Sie hier als Gast. Also: Glückauf!“

Ich sehe einen braunen Kopf hinter ihm ungeduldig warten: Heinz Hoff. Jetzt spricht er Leni an — mich sieht er nicht — ich horche gespannt auf.

Aber das Schicksal will mich vor einer Indiskretion bewahren und bedient sich einer Jungenshand, die mich bescheiden am Aermel zupft. Zugleich schwebt eine kleine Laubsägearbeit, ein Bort, mit rosa Seidenpapier hinterlegt, vor meinen Augen.

„Ich dachte, weil Sie Ihr Weihnachten so hübsch fanden, um Mutter meente ooch —“

„Fritz, Junge!“ Ich bin wirklich gerührt und streichle dem Jungen übers Haar. Zwar — wie ich das kleine, gefägte Ungeheuer verpacken soll — mir schleierhaft.

Und während ich seinen unbeholfenen Dank für das Briefmarkenalbum in Empfang nehme, horche ich nach der Gruppe neben mir hinüber.

„Uebel genommen? Nein, wahrhaftig nicht, Herr Hoff.“ Dabei sieht sie ihn mit klaren, etwas spöttisch lächelnden Augen gerade an. „Niemand kann über seine Natur hinaus.“

„Nicht wahr? Ich habe nun einmal kein Fischblut in den Adern. Ihre Schwester ist eben lächerlich empfindlich. Läuft einfach fort, ohne adieu zu sagen —“

„Nein, aber so etwas! Warum denn? Nur weil Sie einen wütenden Droschkenkutscher spielten, ihr sagten, ich wäre eine lächerliche Pimpelliese, und ihr die Fetzen des zerrissenen Manuskriptes ein bißchen vor die Füße warfen, da vergißt sie so alle gesellschaftliche Form und geht, ohne sich zu verabschieden?! Ich werde ihr einmal gründlich ins Gewissen reden, der Liesbeth. Und nun adieu. Ich muß mich noch umkleiden und abschminken. Leben Sie wohl, Herr Hoff.“

Er tritt ihr ein wenig näher. „Was — wie meinten Sie das eben?“

„Wie ich sagte, die Liesbeth hat einen Fauxpas gemacht.“

„Das heißt — ich kann das nicht so auf sich beruhen lassen,“ zischte er, „ich werde Ihnen schreiben, darf ich?“

„Mein Gott, warum nicht? Mal eine hübsche Ansichtskarte — eine Freundin von mir sammelt — und nun nochmals adieu, glückliche Reise.“

Er klemmt die Unterlippe zwischen die Zähne, als sie in der Garderobe verschwindet. Es scheint, er hat begriffen.

Eine Viertelstunde später treten wir in Abendmänteln auf den Vorplatz hinaus.

An der Provehtafel fällt mir etwas auf — ich habe sie nie so gesehen — unbeschrieben. Denkewitz steht mit einem feuchten Schwamm daneben und hat all die krausen Kreidestriche abgewaschen. So wird sie bleiben, in glänzendem Schwarz, bis der Sommer scheidet und die Abende wieder kurz werden.

Wir sind die allerletzten. Durch das große Haus geht's wie ein leises Gähnen — es reckt sich und dehnt sich zum Sommerschlaf.

Dann schließt sich die schwere Pforte hinter uns zum letztenmal. Ich ertappe mich dabei, daß ich zärtlich über das rauhe Gemäuer streichle.

Eine warme, lautlose Frühlingsnacht. Der alte, gewaltige Kasten mit den vielen kleinen Fensterchen liegt wie ein schlafender Koloß, auf seinem Schieferdache blinkt und blitzt es silbern; über den knorrigen Kastanien steht der Mond im ersten Viertel, all das feine, junge Laubwerk in dunkeln Silhouetten auf dem Boden abzeichnend.

Wir hemmen beide den Schritt und blicken zurück.

„Leni, wie ist dir's?“ frage ich leise in der traumhaften Stille.

„Ich weiß nicht recht . . . Halb möchte ich weinen und muß jauchzen, halb möchte ich jauchzen und muß weinen! Ich weiß nur, daß alles in mir erzittert. Ist es das Losreißen? Oder eine ungeheure Sehnsucht nach daheim? Oder beides zusammen?“

Ich nehme sanft ihren Arm. „Jetzt nicht mehr zurücksehen, Leni, nur noch vorwärts, in die Zukunft; sie gehört dir. Du brauchst nur zu wollen, und du wirst groß, sehr groß —“

Sie gähnt leise und schüttelt müde den blonden Kopf.

„Morgen sagt Mama zu mir: ‚Mein Kleinchen!‘ Weiter denke ich jetzt nichts; das ist köstlicher als alle Größe. Ausruhen, einen ganzen Sommer lang! Bis der Wind über die Stoppeln fegt und das dürre Laub am Boden raschelt, dann — ja dann . . .“

Wiedersehen

Das alte Wohnhaus, düster schaut's und grau,
Von Ruß und Rauch verdunkelt ist der Bau;
Die Fenster fest verschlossen. Alles tot,
Trüb wie der Himmel, der darüber droht.
Einst schien die Sonne auf die graue Wüste,
Auf jenes Fenster, das ich täglich grüßte;

Jetzt liegt darauf des Abends trübe Ruh':
Ein weißes Leinentuch deckt das Fenster zu.
Ich schau' hinüber nach dem öden Haus,
Es sieht so still, so ganz verlassen aus;
Da wird das Herze mir so weh und schwer:
Einst faßt' es all mein Glück — und jetzt ist's leer.

A. Aricheldorff.

Digitized by Google

Hirt und Herde in den „Landes“

Die Stelzen in der französischen Landschaft „Les Landes“.

Von

Paul Kauffmann.

I.

Noch vor vierzig Jahren war der ganze unter dem Namen der „Landes“ zusammengefaßte südfranzösische Landstrich, der sich zwischen dem Meer und den Thälern des Adour und der Garonne erstreckt, unbebaut und unbewohnt; vier bis fünf kleine Marktflecken, einige vereinsamte Hütten und hie und da ein Fichtengebüsch, das war alles, was sich dort verstreut vorfand.

Der Zugang war im Winter wegen der Ueberschwemmung der benachbarten Gebiete vollständig abgeschnitten. An manchen Stellen findet sich in dieser Gegend jetzt noch nichts als Sand und Sumpfboden vor; man möchte es eine Wüste nennen; trotzdem sind gewaltige Fortschritte gemacht worden, die Landes haben sich zu großem Teil mit reichem Ackerboden und fettem Weideland bedeckt, ja sogar mit recht ertragreichen Weinbergen, deren Produkt eines gewissen Wohlgeschmacks durchaus nicht entbehrt und in einzelnen Jahrgängen sehr geschätzt ist.

Die Landes haben sich bevölkert, an Dörfern herrscht kein Mangel, und der Boden hat eine andre Gestalt angenommen. Hie und da trifft man auf den von mächtigen Fichtenwaldungen umschlossenen freien Landstrecken, auf dem eigentlichen, von Stechginstergestrüpp bedeckten Landes-Boden, aus Holz gebaute und mit Stroh gedeckte Schutzhütten an, in denen die Hirten mit ihren Schafen Zuflucht finden. Diese Hirten, in der Landessprache „Lamisquets“ genannt, bilden eine Klasse von Einwohnern für sich. Auf Stelzen (escapes oder tschanques) durcheilen sie mit ihren Herden die weiten Landstrecken und weiden dort ihr Vieh, ohne daß sie dafür irgend einen Weidezoll zu entrichten hätten, dank einer Verfassung, die ihnen im sechzehnten Jahrhundert von den Großkapitanen von Buch, den Landesherren, aufgenötigt

Feuerruf.

wurde, und die ſich bis auf den heutigen Tag durch alle noch ſo ſtürmiſche Zeitläufte hindurch in Uebung erhalten hat.

In den Ruhepauſen ſtrickt der Hirte, wobei ihm ſein langer Stab als Sitzſtütze dient. Im Winter trägt er eine Art Dolman aus Schaffell, die rauhe Seite nach außen gekehrt, die Beine mit weichem Lammfell (camauo) umwickelt, das auch ſeinen bloßen Füßen Schutz gewährt; der weite Kapuzenmantel aus grobem, weißem Tuch, auch manteau de charlemagne genannt, deſſen Kragenzipfel rot gerändert ſind und in Pferdehaarquäſtchen endigen, hüllt ihn ganz ein. Wird das Wetter gar zu kalt, ſo fügt der Hirte zu dieſer Kleidung noch eine oder zwei Weſten und bis unter das Knie herabreichende Beinkleider. So ausſtaffiert, kann er getroſt allen Unbilden der Witterung trotzen; im Sommer wandert er natürlich leichter gekleidet über den Moorboden und durch das Buſchwerk einher, dabei ſtrickend oder auf ſeiner Querpfeife oder einer kurzen Hirtenpfeife (galoubet) blaſend. Das Zurücklegen großer Strecken auf Stelzen verſtehen die Landsgnets beſſer als irgend jemand auf der Welt. Auf ihre hölzernen Hilfsbeine geſtützt, überwachen ſie von oben herab ihre in dem Buſchwerk ſich verlierenden Schafe und ſetzen ungehindert über Waſſerlachen, Sumpfſtellen und Gräben hinweg. Dabei handhaben ſie ihren langen Stab, der ja viel zu der Eigentümlichkeit ihrer Erſcheinung beiträgt, mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit, ihn je nach den Umſtänden als Balancierſtange, als Sitz oder als Greiforgan benutzend.

In den noch nicht aufgeſchloſſenen Teilen der Landes bedient ſich der überwiegende Teil der Bevölkerung dieſes Fortbewegungsmittels, das ihnen nicht nur geſtattet, raſch von einem Ort zum andern zu gelangen, ſondern auch über die zahlreichen ſumpfigen Stellen hinwegzukommen, die ſich dadurch bilden, daß eine ſandige Bodenſchicht von vegetabiliſcher Feuchtigkeit durchſetzt wird, wodurch eine Art organiſchen Zements entſteht, Alios genannt, der ſich dem Durchſickern des von den atmoſphäriſchen Niederſchlägen herrührenden Waſſers in den Landes entgegenſtellt. Es ſind übrigens umfaſſende Arbeiten unternommen worden, um durch Abzugsröhren dieſes Waſſer nach den in den Landes ſich findenden Binnenſeen abzuleiten, und um die Sanierung des Bodens zu einer vollſtändigen zu machen, hat man Fichtenpflanzungen angelegt, die ſich zu einem großen Waldbeſtande mit tadelloſem Kulturboden zuſammengeſchloſſen haben, auf dem Kiefern, Korkeichen, Kaſtanien und Sandbeerbäume gedeihen, rings von den zarten Blüten der Ginſter und Stechginſter wie von einem goldenen Meer umwogt.

Der ſandige Boden der Landes eignet ſich übrigens, ſeit er kulturfähig gemacht worden iſt, ganz vorzüglich zum Anbau, da er unter einem der günſtigſten Himmelsſtriche Frankreichs gelegen iſt. Die Luft iſt daſelbſt bewegt, und ſchon vom März an herrſcht warmer, den Pflanzenwuchs begünſtigender Sonnenſchein, dabei fällt vom März bis Mai häufig Regen ein wegen der Nähe des Meeres und der von dieſem her wehenden Winde, gegen welche die Landes zum Teil durch die hohen, am Küſtenſaum ſich hinziehenden Sanddünen geſchützt ſind.

Die aufblühende junge Waldkultur hat weſentlich zur Hebung der Viehzucht beigetragen, wie ſich denn der Kreuzſchlag Bordeaux-Landes mit Recht einen Namen gemacht hat; das Rindvieh findet in den neuen Wäldern einen ausgedehnten Weidegrund und ein natürliches Futter, das dem der unangebauten und ungeſunden, höchſtens zur Haltung von Schafherden geeigneten Landes weit überlegen iſt. Selbſt im Winter ſieht man die Kühe hinausgehen, um ſich unter dem Schnee das am Fuße der Bäume aufſpriegende junge Grün hervorzuſuchen. Es kommt jedoch häufig vor, daß infolge der allzu großen Anhäufung der Dammerde das Vieh durch das Dorn- und Ginſtergeſtrüpp an ſeinem freien Weidegang behindert wird; dann ſieht man wohl Brände aufflammen, die von den Bewohnern der Landes angelegt werden; ſie verſchaffen ſich dadurch für das nächſte Jahr einen friſchen und zarten Gras- und

Die Brandſtifter.

Digitized by Google

Kräuterwuchs, der unter der Asche hervorsprießt und dem Vieh eine vortreffliche Nahrung darbietet, durch die es Kraft gewinnt und sein Milchertragnis gesteigert wird.

Leider schaden diese Brände, wenn sie zu häufig vorkommen, den Fichtenwaldungen nicht unbeträchtlich, weil sie den unteren Teil der Stämme zerstören. Manchmal nehmen sie größere Ausdehnung an und vernichten mehrere Hektare der zur Harzgewinnung angelegten Fichtenschonungen, wobei die Bäume der weiteren Ausbreitung des Feuers ein nur allzu günstiges Material darbieten. Die fast stets unbekannt bleibenden Brandstifter beginnen ihr Werk gewöhnlich mit Tagesanbruch, damit sie nicht durch den Lichtschein verraten werden, und machen sich dann unverzüglich davon.

Sobald das Unglück sich bemerkbar macht, geben die Forsthüter Hornsignale, um die Bevölkerung zur Bekämpfung

verwendet zu werden. Man hat berechnet, daß das Holzerträgnis der Landes sich gegenwärtig im jährlichen Durchschnitt auf 4 Millionen Tonnen beläuft, wovon ein beträchtliches Quantum zur Ausfuhr gelangt. Ein großer Teil dieser Fichtenstämme, die durch das Entrindungsverfahren ihres Harzes beraubt worden sind, gelangt als Feuerungsmaterial in die Mehrzahl der Pariser Bäckereien. Die Stadt Paris läßt übrigens, da das aus Schweden bezogene Fichtenholz nicht ausreicht, solches auch aus den Landes kommen, das sich als Pflasterungsmaterial vorzüglich bewähren soll.

Die Hauptindustrie der Landes besteht indes in Verwertung der Fichten zur Harzgewinnung. Diese Industrie soll einer, allerdings nichts weniger als begründeten Sage nach durch die Boyer, einen Nebenzweig der Cimbern, ein-

Ausbruch zur Brandstätte.

des Feuers herbeizurufen. Alles verläßt sofort die Arbeit, legt die Stelzen an und begiebt sich, mit Hauen, Schaufeln und Grabscheiten bewaffnet, im Eilschritt zu der Unglücksstätte. Unter Anleitung der Forsthüter wird alsdann ein Graben ausgeworfen, der sich rings um die vom Brande ergriffene Stelle zieht. Auf ihren Stelzen schreiten die Herbeigeeilten ungefährdet durch die glimmende Asche und schlagen mit langen Baumästen auf das Feuer ein, wodurch die über die Bodenfläche hinzüngelnden Flammen niedergehalten werden und die Glut in der Dammerde erlischt. Der ganze Brand nimmt übrigens nur selten größere Dimensionen an, weil die Hilfe stets rasch bei der Hand ist; meist greift das Feuer kaum die Rinde der Bäume an, da die angesengten Bäume aber nichtsdestoweniger verloren sind, werden sie gefällt und später verkauft, um als Bauholz, hauptsächlich aber zu Eisenbahnschwellen, Material zu Schreinerarbeiten, Schiffsmaste oder Stützen beim Bergbau

geführt worden sein, die sich in den Wäldern der Teste de Buch in der Nähe des Beckens von Arcachon niedergelassen hätten.

Die in diesem Gewerbszweig Beschäftigten sind keine eigentlichen Lohnarbeiter, sondern das, was man in Frankreich „Metayers“ nennt, das heißt, sie teilen den Geschäftsgewinn mit ihrem Arbeitgeber, dem „Fabriktherrn“, wie er genannt wird, das heißt dem Leiter des Unternehmens, in dem das Rohprodukt des Harzes in Gebrauchsgegenstände, wie Kolophonium und so weiter, umgesetzt wird. Der Harzer (le résinier) — so lautet sein Name — lebt im Walde und gewinnt das Harz aus den Bäumen, die das Eigentum des Fabriktherrn sind, er baut sich dort eine einfache Bretterhütte, in der er still und ruhig mit seiner ganzen Familie lebt; anständig, wie er ist, führt er seine Arbeit unverdrossen aus, sein kleiner Gewinn verstattet ihm ein sorgloses Dasein und sogar einen bescheidenen

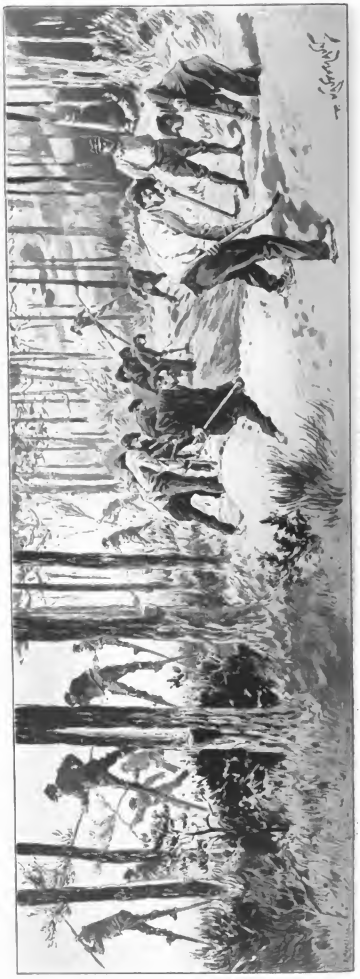
Lebensgenuß. Er ist das Bild eines ursprünglichen Waldmenschen, gut in jedem Sinne, mutig, arbeitsam und, wie nochmals hervorgehoben sei, durchaus anständig.

Der erste Schritt zur Harzgewinnung besteht darin, daß die Rinde abgeschält wird, was zu Beginn des Februar geschieht. Alsdann befestigt der Harzer vermittelst eines Hakens an dem Baum einen kleinen irdenen Topf zum Einsammeln des Harzes, das, wenn der Stamm oberflächlich angeschnitten ist, an der Rinde herabläuft. Dieses Anschneiden erfolgt alle acht Tage; es wird mit einem Instrumente vorgenommen, das man hapchott nennt, einer Art gebogener Axt mit sehr scharfer Schneide. Das Entrinden erfolgt in einzelnen Feldern, die man carres nennt. Es beginnt über dem Wurzelansatz und wird in gerader Richtung nach oben fortgesetzt, im ersten Jahre bis zu einer Höhe von 55 Centimetern, dann jedes Jahr 75 Centimeter weiter und im fünften einen ganzen Meter, so daß die carre oder das Angriffsfeld im ganzen eine Höhe von 3,80 Meter erhält; in der Breite geht es nicht über 9 Centimeter hinaus, seine Tiefe beträgt nur 1 Centimeter.

Wenn das Angriffsfeld eine gewisse Höhe erreicht hat, bedient sich der Harzer zur Weiterführung desselben einer Art einfacher Stelze, pertey genannt, die aus dem Stamme einer jungen Fichte angefertigt wird, an dem man die einzelnen Astansätze hat stehen lassen, so daß man sich ihrer wie der Sprossen einer Leiter bedienen kann; diese Stelzen haben gewöhnlich 10 bis 12 derartiger Sprossen und wiegen durchschnittlich 10 Kilo. Der Harzer kann in einem Tag bis gegen 300 Stämme in Angriff nehmen; er geht dabei nicht der Reihe nach vor, sondern überschlägt immer einen oder mehrere, um an diesen die Arbeit an den folgenden Tagen vorzunehmen.

Das in den Töpfen angesammelte Harz — gemme genannt — wird aus diesen in hölzerne Sammelbecken entleert, die sich an einzelnen Stellen des Waldes finden. Von diesen aus wird es in Fässer abgefüllt und auf Wagen mit besonders großen Rädern (wegen des leichten Fortkommens auf dem sandigen Erdreich) verladen, um auf diesen nach der Fabrik gebracht zu werden, wo seine weitere Verarbeitung erfolgt. Eigentümlich ist die Schirrung der Maultiere vor diesen Wagen mittels eines Jochs, wie man es sonst nur bei Ochsenbespannung findet.

Fichten, die ordnungsmäßig in Angriff genommen werden, können während ihrer ganzen Lebensdauer Harz abgeben; die einzelnen Angriffsfelder bleiben fünf Jahre bestehen; wenn neue angelegt werden, wachsen die alten wieder zu. Im allgemeinen werden die Bäume gefällt, wenn sie ein Alter von 60 bis 75 Jahren erreicht haben; es ist ihnen dann alles Harz benommen, und sie eignen sich in diesem Zustande ganz besonders zur gewerblichen Verarbeitung. Nach der völligen Entharzung erhält das Holz auch die Eigenschaften, die es besonders zur Herstellung der Stelzen geeignet macht.



Auswerfen von Gräben bei der Bekämpfung des Waldbrandes.

Digitized by Google

Jochſchirrung der zum Harztransport verwendeten Maultiere.

Dieſe iſt ziemlich einfach; nachdem der Schaft zurechtgehobelt iſt, wird mit vier Nägeln die Fußſtütze daran befeſtigt und oberhalb derſelben ein Loch gebohrt, um den Bügel durchzuziehen, der über die Fußſpanne des Stelzengängers geht und dieſem geſtattet, während des Gehens die Stelze mit dem Bein zu erheben. Am unteren Ende wird ein ziemlich breites Holzſtück angebracht, der ſogenannte „Schuh“, welcher der Stelze Halt und Feſtigkeit verleiht. Das obere Ende wird unterhalb des Kniees mit einem Lederriemen, der über Unterſchenkel und Stelze geht, feſtgeſchnallt, ſo daß die Stelze feſt und unverrückbar am Bein anliegt. Ein Stock von 2 bis $2^1/_2$ Meter Länge erleichtert das Gehen und geſtattet beim Ausruhen, wenn er mit den beiden Stelzen dreifußartig zuſammengelegt wird, eine Art ſitzender Stellung. Die Stelze ſelbſt hat gewöhnlich eine Länge von $1^1/_2$ Meter, wovon 1 Meter auf das Stück vom Boden bis zur Fußſtütze entfällt, ſie iſt $3^1/_2$ Centimeter breit und 6 Centimeter ſtark. Der Aufſtieg auf die Stelzen erfolgt in den Landes derart, daß man ſich zunächſt die eine derſelben anſchnallt, ſich dann mit Hilfe des Stocks und der mit der freien

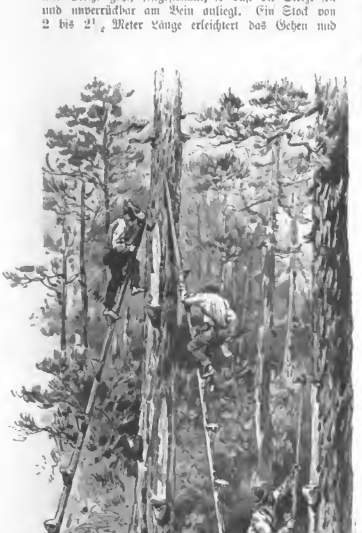
Aufziehen des Hartzes.

Hand ergriffenen zweiten Stelze aufſchwingt, den freien Fuß auf die Fußſtütze aufſetzt, in den Bügel ſchlüpft und dann das Schaltende mit dem Bein zuſammenſchnallt.

Der Abſtieg wird in der entgegengeſetzten Weiſe bewerkſtelligt. Um einen Gegenſtand vom Boden aufzuheben, ſtellt man die Beine kreuzweiſe übereinander, neigt den Körper nach vorne über, läßt ſich mit Hilfe des Stocks ſeitwärts niedergleiten und erhebt ſich wieder, indem man dieſelben Bewegungen in umgekehrter Reihenfolge vornimmt.

Alle dieſe Bewegungen geben deutlich aus unſrer Abbildung „Aufbruch zur Brandſtätte“ hervor. Ueber die Geſtalt der Stelzen und ihre einzelnen Teile erhält man Aufſchluß durch die Reihe von Bildchen, in denen wir die Herſtellung der Stelzen veranſchaulichen.

An Feſttagen kommt es nur ſelten vor, daß bei den geſelligen Zuſammenkünften ſeine Spielpartien, wie Regelſchieben oder Wettlaufen oder Tanzbewegungen, auf Stelzen vorgenommen werden; die Tanzbeluſtigungen können ſelbſtverſtändlich nicht von der Anmut und Leichtigkeit begleitet ſein, wie ſie bei den freien Tänzen vorherrſchen, da die Stelzen den Tänzern nur eine bedingte Freiheit geſtatten. Trotzdem bieten die Bewegungen, wenn ſie von geſchickten Beinen ausgeführt werden, dem Auge des Beſchauers einen ſchon durch ſeine Eigenart feſſelnden Anblick dar, der gar nichts Unbeholfenes an ſich hat. Die Begleitung wird von den nicht übel zu einander ſtimmenden Tönen der Cuer- und der kleinen, geraden Hirtenflöte geliefert. Die Figuren dieſer ländlichen Tänze erinnern vielfach an diejenigen des alten franzöſiſchen Contretanzes zur Zeit des



Entrindung der Fichtenſtämme zur Gewinnung des Harzes.

Digitized by Google

Herstellung der Stelzen.

Digitized by Google

Direktoriums; ſie bleiben ſich freilich nicht gleich; man ändert ſie ab oder erweitert ſie, je nachdem die Tanzenden ſich von ihrer Stimmung oder ihrem Temperament hinreißen laſſen.

Auf eine andre Verwendung der Stelzen werden wir noch zu ſprechen kommen. Einſtweilen möchten wir die zahlreichen Reiſenden, die ihre Ausflüge bis in die Nähe der gascognischen Landes erſtrecken, darauf aufmerkſam machen, daß man ſich vorderhand noch den Anblick der dortigen Stelzengänger verſchaffen kann. Bald aber wird es anders ſein. Die Verkehrserleichterung hat ſich auch auf die Landes erſtreckt. Bequeme Wege und gut unterhaltene Straßen durchziehen das allenthalben angebaute Land, ſo daß kein Anlaß mehr vorhanden iſt, ein Beförderungsmittel beizubehalten, das nur noch in wenigen vereinzelten Fällen als ein berechtigtes angeſehen werden kann. Dieſe Fälle wollen wir unſern Leſern demnächſt vorführen.

Stelzentanz.

Schloß Allersdorf in Mähren,

der Schauplatz von Grillparzers „Ahnfrau“.

Von

Dr. Moritz Necker.

(Siehe auch die Kunſtbeilage vor Seite 273.)

Grillparzers „Ahnfrau“ iſt dasjenige ſeiner Dramen, das am meiſten den Geſchmack der Zeit verrät, in der es entſtand (1816—1817), das am wenigſten die ganze Größe des künſtleriſchen Realismus offenbart, zu der der Dichter, ſeiner Zeit weit vorauseilend, ſich im „Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg“, in der „Jüdin von Toledo“, im „Treuen Diener ſeines Herrn“ erhob, das aber noch heute gern geſpielt wird, weil die dichteriſche Leidenſchaft, der Schwung und die lyriſche Schönheit der ſtürmiſch dahineilenden Sprache ihre Macht auf empfängliche Gemüter noch immer nicht verloren haben. Es iſt nicht das allererſte ſeiner dramatiſchen Werke, ſeine Jugendarbeit in dem Sinne, wie es der „Götz“ oder die „Räuber“ waren. Denn dank der liebevollen Forſchung Auguſt Sauers, des ausgezeichneten Prager Litterarhiſtorikers, und Carl Gloſſys, des Verweſers des „Grillparzer-Archivs“ in Wien, wiſſen wir heute, daß der Dichter ſich ſchon vor der „Ahnfrau“ mannigfach dramatiſch verſucht hatte; eine nur allzu lang geratene Tragödie „Blanka von Kaſtilien“ war unter dem Eindrucke des Schillerſchen „Don Carlos“ und ihm nachempfunden, ſchon mehrere Jahre vorher entſtanden; ein prächtiger „Spartacus“, der „Oeſterreichs Anteil an der Poeſie der Befreiungskriege“ nach Sauers Urteil hatte werden ſollen, blieb leider als Torſo unfertig liegen. Die „Ahnfrau“ wurde unter den ermunternden Zureden Joſeph Schreyvogels, des berühmten Dramaturgen des Wiener Hofburgtheaters, Grillparzers erſtes bühnenfähiges Werk, das denn auch im Sturm die deutſchen Bühnen eroberte und den damals fünfundzwanzigjährigen Dichter mit einem Schlage in die erſte Reihe der Schaffenden ſeiner Zeit ſtellte. Er mußte dafür allerdings dem Neide und dem Mißverſtändnis auch ſeinen Tribut reichlich zahlen. Die Liebe, ja die Zärtlichkeit, mit der man heute jungen, nur einigermaßen Gutes verſprechenden Talenten entgegenkommt, indem man ſie mit Stipendien, Tantiemen, Vorſchüſſen und nicht am wenigſten mit guten oder gar enthuſiaſtiſchen Kritiken begünſtigt und unterſtützt, waren zu jener litterariſch ſehr bewegten Zeit (man konnte ſich damals in den Zeitungen unter dem Druck der Preßunfreiheit doch nur über ſchöne Litteratur, Kunſt und Muſik frei äußern) noch nicht Mode. Man machte im Gegenteil jedem Neuling auf dem Parnaß das Leben ſo ſauer als nur möglich, ließ ihn in den Journalen formlich Spießruten laufen, ſuchte den beſcheidenen Lorbeer, den ſich ſo ein junger Dichter erwarb, zu verzanken, bis man ihm ſeine Freude am Erfolg möglichſt vergällt hatte. Von dieſem Kampfe mit der Kritik wußte Grillparzer ein Lied zu ſingen bis in ſeine ſpäten Tage. Wenn wir ihn jetzt als einen der erſten Meiſter realiſtiſcher

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Partie aus dem Parke. — 2. Schloßkapelle. — 3. Schloß Ullersdorf, vom Teiche aus gesehen. —

Schloß Ullersdorf in Mähren, der Schauplatz von Grillparzers „Ahnfrau". Originalzeichnungen von G. von Michalkowski.

Digitized by Google

Kunst anerkennen und in ihm denjenigen Dichter sehen, der in diesem kampf- und ruhmreichen neunzehnten Jahrhundert der würdige Nachfolger Goethes und Schillers in der tragischen Dichtung wurde, weil er sich mit seinem urgefunden Sinn von allen Phantastereien und allem mystischen Nebel der Romantik frei erhielt und von dieser mächtigen Strömung seiner Zeit nur gerade das angenommen hatte, was in der That von bleibendem Werte war, zum Beispiel das Verständnis für die Kulturgeschichte, so hat Grillparzer selbst dieses volle Verständnis seines wahren Wesens nicht erlebt. Er galt in sehr verbreiteten Litteraturgeschichten der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts immer als „Schicksalsdichter“, weil in seiner „Ahnfrau“ das Schicksal in der Art waltet, wie es die Müllner und Houwald dargestellt haben: als einen außerhalb des menschlichen Willens waltenden Dämon, der aus Mißverständnissen, Verwechslungen, abergläubisch verstandenen Zufällen den Menschen Leid und Elend bringt. Wir Leser der „Ahnfrau“ von heute erfreuen uns an der Macht der poetischen Stimmung, die über der ganzen Dichtung lagert; wir sehen, daß nicht ein äußerer Zufall allein — die Entführung Jaromirs von Räubern in seiner Knabenzeit — den tragischen Knoten dieses Dramas knüpft, sondern auch der Charakter der darin handelnden Menschen selbst, ihre Heftigkeit, ihre Voreiligkeit — und darum gestehen wir der Dichtung einen Wert zu, den ihr die ältere litterarische Kritik nicht einräumen mochte. Und überdies ist es heutzutage sattsam bekannt, daß die sogenannte Schicksalsidee in der „Ahnfrau“ erst auf Schreyvogels Nötigung und gegen die Empfindung des Dichters stärker betont wurde. „Unter den tiefverhüllten finsteren Mächten verstand er eher, wie schon Laube bemerkt, das dämonische Walten der Vererbung, dieses moderne Fatum vorahnend, das nun zwischen Grillparzers ‚Ahnfrau‘ und Ibsens ‚Gespenstern‘ seine grauen Fäden spinnt. Beabsichtigt hatte der Dichter ganz unbefangen bloß ein ‚Gespenstermärchen mit einer bedeutenden menschlichen Grundlage.‘“*)

Die Entstehungsgeschichte dieses „Gespenstermärchens“ hat nun den Fleiß der Grillparzerforscher mannigfach beschäftigt. Man mußte sich naturgemäß fragen, was den Dichter, der sich bei den vorhergehenden dramatischen Versuchen entweder in der heiter sonnigen Welt der Renaissance oder im klassischen Altertum oder auf spanisch-mittelalterlichem Boden bewegte, veranlaßt haben mochte, einen so düstern Stoff zu ergreifen, der auch zu nichts in stärkerem Kontraste steht als zur Dichtung, die Grillparzer ein Jahr später vollendete, zur hellenischen „Sappho“. In seiner Selbstbiographie giebt er gerade darüber keine Auskunft. Er erzählt nämlich mit einiger Ausführlichkeit, wie er zu der Fabel der „Ahnfrau“ kam: „Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen“ und so weiter. Sodann: „Ebenso war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter zu den schauderhaftesten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm. Beide Eindrücke lagen längere Zeit nebeneinander in meinem Kopfe.“ Aber was ihn dann veranlaßte, an einer „Geistergeschichte“ Gefallen zu finden, von der er sagt: „ich fühlte genug Poesie in mir, die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müßte, um viel dagegen einwenden zu können,“ — das erklärt uns der Dichter nicht; vielleicht darum nicht, weil er, der strengste Analytiker seines eignen Ich, doch nicht so weit in der Selbstanalyse gehen konnte, um auch noch die Geschichte seines Geschmacks und seiner intimsten dichterischen Entwicklung zu schreiben. Diese eigentlich künstlerische Bildungsgeschichte ist Sache der biographischen Forschung, und diese Forschung hat in der That schon manchen Versuch gemacht, zu erklären, wie es denn kam, daß Grillparzer Geschmack am Gruseligen, an Geistergeschichten finden konnte.

Solche Geschichten haben natürlich alle Kinder jener Zeit der Romantik, wo selbst auf den Bühnen Geister- und Gespenstergeschichten beliebt waren, wenn nicht von den Eltern selbst, so doch gewiß von den Mägden und Dienern der Familie mitgeteilt bekommen; auch heute wächst schwerlich ein Kind ohne eine Geistergeschichte auf und behält den Eindruck davon fürs ganze Leben. Und dem jungen Grillparzer wird's nicht anders ergangen sein. Nur trat bei ihm auch noch der Eindruck der elterlichen Wohnung hinzu, die in einem alten Wiener Hause mit großen, dunkeln Räumen gelegen war. „Die Furcht ist an und für sich eine dramatische Dichterin, welche Märchen ersinnt, Bilder an die Wand malt, den leeren Raum mit Gespenstern füllt, überhaupt in der Dramaturgie eines poetisch veranlagten Kindes eine bedeutsame Rolle spielt. Den Knaben Grillparzer hatte man eines Tages mit seinem jüngeren Bruder allein gelassen. Plötzlich schrieen beide auf: sie hatten einen Geist gesehen. Man fragte sie, wie er denn ausgesehen habe. ‚Wie eine schwarze Frau mit einem großen Schleier,‘ antwortete Franz. ‚Wie ein Höndler‘ (Hirschkäfer), meinte der Bruder. Da hat man den ganzen Unterschied zwischen einem zukünftigen Poeten und einem Alltagskinde. Aus dem zitternden kleinen Franz sprach unbewußt der Dichter der Ahnfrau. Die Furcht hatte seine geheimsten Seelenkräfte vorzeitig aus dem Schlafe gescheucht.“

So weit Karl Glossy in seinem schönen Buche „Die Jugendzeit Grillparzers“. Aber ich denke, diese Ableitung der Stimmung in der „Ahnfrau“ aus so allgemeinen und im Lauf der Zeit notwendigerweise stark verblassenden Jugendeindrücken kann, so gestreich sie an sich ist, gar wohl eine Ergänzung erfahren. Wenn man nachweisen kann, daß der Dichter später, in einem Lebensalter, wo er nicht mehr kindisch, sondern schon künstlerisch empfand, einen Eindruck empfing, der an sich geeignet war, eine künstlerische Phantasie zu beschäftigen, so wird man mit sehr großer Wahrscheinlichkeit behaupten dürfen, daß es eben dieser spätere Eindruck war, der ausschlaggebend für den Entschluß wurde, die „Ahnfrau“, die „Geisterdichtung“, zu schreiben. Daß Grillparzers Naturell überhaupt der Art war, aus äußeren Erlebnissen und Anregungen poetische Nahrung zu ziehen, braucht für den Kenner dieses realistischen Dichters nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Und ein solches Moment in der Lebensgeschichte Grillparzers, das für die Entstehung seiner „Ahnfrau“ von Bedeutung wurde, sind wir in der Lage zum ersten Male anzuführen. Es verschlägt gar nicht viel gegen die von uns nun mitzuteilende Behauptung, daß der Dichter selbst weder in der Selbstbiographie noch anderwärts von den Thatsachen spricht, die wir vortragen werden. Wir können auch den Grund seines Schweigens mit einiger Wahrscheinlichkeit erklären.

In den Jahren 1812 und 1813 war Grillparzer zuerst Informator, dann Erzieher im Hause des Grafen Joseph von Seillern. Es war keine glückliche Zeit für den zweiundzwanzigjährigen Dichter und geprüften Juristen. Er konnte sich in dem adelstolzen Hause nicht behaglich fühlen. Man benahm sich nicht rücksichtsvoll gegen ihn, als er auf den Gütern der Grafen Seillern, Kralitz und Lukov in Mähren, erkrankte, und die Charakterstik, die er von der Familie in der mehr als dreißig Jahre später

*) Aus einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ zum 100. Geburtstag Grillparzers, 15. Januar 1891.

Digitized by Google

geschriebenen „Selbstbiographie“ giebt, enthält noch den Nachhall der tiefen Verstimmung, mit der er von den Grafen Seillern schied, ebenso wie die Satire, die er in „Weh' dem, der lügt“ auf hochmütige Aristokraten schrieb, von August Sauer auf dieses Erlebnis zurückgeführt wird. Aber während des Aufenthaltes auf dem Gute der gräflichen Familie in Mähren hat er, wie seine im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1890, S. 53 ff., abgedruckten Briefe bezeugen, auch an den Jagden der aristokratischen Gesellschaft teilgenommen und ist daher ganz gewiß mit der Umgebung von Kralitz und Lnkov vertraut worden.

In dieser Umgebung, sieben Meilen nordnordöstlich von Olmütz entfernt, in drei Gehstunden von Lnkov erreichbar, liegt nun das alte Schloß Ullersdorf, von dem uns Gabriele von Michalkowski in der vorliegenden Nummer so stimmungsvolle Bilder entworfen hat. Das Schloß, das in den alten Urkunden schon 1350 erwähnt wird, 1580 aber ganz neu erbaut wurde, steht abgesondert vom gleichnamigen Dorfe Ullersdorf, am Fuße des bewaldeten Hutberges, auf dessen Gipfel bewaldete Fußwege führen. Es ist nach der Beschreibung, die Wolny in seiner Topographie Mährens, 1839, davon giebt, von einem englischen Park umgeben, der 1738 angelegt wurde und viele ausländische Baumarten enthält. In seiner Nähe sind auch die herrschaftlichen Wirtschaftsgebäude, der Meierhof, der Brauhof; etwas weiter davon liegen eine Glasfabrik, eine Papierfabrik und dergleichen mehr. Dieses Schloß mit seinen weitläufigen Gängen, seinen zwei Kapellen, seiner Gruft, seiner Inschrift zum Andenken an die arge Schwedenzeit (1646) hat natürlich auch seine Geschichte. Seit dem Jahre 1504 gehörte es dem Grafengeschlechte Zierotin an, und bei dieser sonst nicht weiter berühmt gewordenen Familie verblieb es nach mancherlei Wechselfällen bis zum Jahre 1801; da wurde es vom Grafen Ludwig von Zierotin an den Fürsten Karl von Liechtenstein samt allem, was drum und dran war, verkauft. Das gräfliche Geschlecht der Zierotin besteht noch heute und hat sich in neuester Zeit wieder in den Besitz seines Stammschlosses gesetzt. Aber man kann sich denken, wie sehr im Jahre 1802 der Besitzwechsel im Schlosse die ganze Bevölkerung beschäftigt haben mag. Der vom Schicksal enttbronte Herrscher pflegt immer der interessanteste Gegenstand der Volksphantasie zu werden, denn nun grübelt sie über die Ursachen der Schicksalswendung nach, bemüht sich, sie in Einklang mit ihren logischen Bedürfnissen zu bringen, eine Gerechtigkeit im Walten der Vorsehung zu erkennen; sie vergleicht den alten mit dem neuen Herrn, ergreift Partei für den einen oder den andern und dergleichen mehr. Und das Geschlecht der Zierotin schien wirklich vom Schicksal gezeichnet zu sein. Auch im Schlosse von Ullersdorf wandelte die „weiße Frau“ zu bestimmten Zeiten umher, und die Bertha von Rozenberg, die Stammmutter vieler „weißen Damen“, gehörte sogar — wie mir Frau von Michalkowski mitteilt — zu dem Geschlecht derer von Zierotin und wird in deren Stammbaum angeführt. Was Wunder, daß das Schloß Ullersdorf für die ganze Umgebung weit und breit zu romantischer Bedeutung gelangte, und daß sich das Volk noch bis auf den heutigen Tag die seltsamsten Geschichten von dem alten Schloß und seinen früheren Bewohnern erzählt? War doch der malerische Bau des Schlosses mit den vielen unheimlichen Bogengängen, mit der alten Kapelle, mit den alten Bäumen davor, deren Aeste sich an das Gemäuer und die Kapellenfenster innig anschmiegen, mit dem Teich und der Gruft so sehr danach beschaffen, die Phantasie immerfort zu beschäftigen.

Und wenn wir uns den Dichter in dieser Gegend ein Jahr lang weilend vorstellen, sollte er nichts von den umgehenden Sagen gehört haben? Wenn Grillparzer in den autobiographischen Aufzeichnungen von diesen Dingen schweigt, so spricht desto beredter für seine Kenntnis derselben die Thatsache, daß er in seinem Manuskripte der „Ahnfrau“ den Namen des unseligen Grafengeschlechtes, das mit der im Stücke dargestellten Handlung sein Ende erlebt, nämlich der Grafen von Borotin, ursprünglich als „Zierotin“ angeführt hatte. Damit allein ist der Zusammenhang seines Stückes mit dem Schlosse Ullersdorf genügend festgestellt. Und wenn Grillparzer den ersten Namen „Zierotin“ änderte und „Borotin“ an dessen Stelle setzte, so ist das auch sofort erklärlich, da man annehmen muß, daß er noch mitten in der Arbeit erfuhr, daß die Grafen von Zierotin ihr Schloß zwar verkauft hatten, aber doch nicht ausgestorben waren, und den Namen eines noch lebenden Adelsgeschlechtes in diese gespenstische Familientragödie aufzunehmen, verbot das natürliche Schicklichkeitsgefühl. Frau von Michalkowski erzählt uns als glaubwürdige Zeugin überdies, daß der im Jahre 1887 verstorbene Graf Zdenko von Zierotin den Dichter selbst ersucht hätte, nicht seinen Familiennamen auf den Theaterzettel zu setzen, und zwar soll es gelegentlich eines Besuches geschehen sein, den Grillparzer dem Grafen machte, um Erkundigungen über Schloß Ullersdorf einzuziehen. Unsers Erachtens hätte es kaum dieser Bitte des Grafen Zdenko Zierotin bedurft, um den Dichter zur Aenderung zu bewegen. Wohl aber kann uns die Thatsache, daß Graf Zierotin noch so lange den Dichter überlebte, sein Schweigen über die Zierotins überhaupt und Schloß Ullersdorf im besonderen mit erklären helfen. Er hätte ja durch jede Aeußerung die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Familie gelenkt, die er in seinem Stücke zwar nicht unedel, aber doch tragisch darstellte, und das mußte auf jeden Fall vermieden werden. Jetzt freilich fallen diese zarteren Rücksichten weg, und man faßt heutzutage auch solche tragischen Familiensagen, die typisch für viele alten Geschlechter sind, ganz anders auf. „Weiße Damen“ haben fast alle alten Burgen und Schlösser; die Phantasie des Volkes will sie — um nur einiges anzuführen — auch im Berliner Königsschlosse und in der Wiener Hofburg gesehen haben.

Noch viel wertvoller als diese Erkenntnis, daß Grillparzer dem so vielfach verbreiteten Stoffe der „Ahnfrau“ auch in Ullersdorf begegnete, erscheint uns aber der Umstand, daß er dieses Schloß aus eigner Anschauung gekannt und es als Schauplatz seiner tragischen Handlung vor seinen Augen gehabt haben müsse, als er die Dichtung niederschrieb. Denn in dem Trauerspiel spielt das Lokale eine bedeutsame Rolle. Jaromirs Raub als Kind hätte beispielsweise nicht durch sein Entrinnen im nahen Schloßteich maskiert werden können, wenn kein Teich da wäre.

„Offen stand die Gartenthüre,
Die zum nahen Weiher führt.
Immer sonst war sie geschlossen,
Eben damals stand sie offen.“ (I. 1.)

In Ullersdorf nun ist ein Teich da. Aber aber: Es wird so häufig vom „Söller“ des Schlosses gesprochen, der Jaromir bei der Flucht dienlich ist; diesen Söller weiß Ullersdorf auf. Ueberhaupt muß die außerordentliche Klarheit, mit der — ohne unmittelbar geschildert zu werden — der Schauplatz der „Geisterseschichte“ und im Drama vor die Augen gestellt wird, auf den Gedanken führen, daß der Dichter einen ganz bestimmten Schauplatz vor Augen hatte, und nach all dem Gesagten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß eben Schloß Ullersdorf in Mähren der Schauplatz der „Ahnfrau“ war, den sich Grillparzer gedacht hatte.

Digitized by Google

Ein tönendes Erz.

Novelle

von

Margarete von Hertzen.

Schwester Elisabeth hatte die Nachtwache in dem kleinen Krankenhause der Diakonissen. Der Tag war sonnig gewesen, die Luft rosig von Apfelblüten, und die Amseln hatten gerufen von früh bis spät, bald auf dem Pfirsichbaum, bald im ersten Grün des Rasens. Ja, sie streiften mit raschem Flügel dicht am Boden hin, und ihr Lockruf verstummte erst, als die Frühlingssonne schlafen ging.

Das Gesicht der jungen Schwester glich dem sonnigen Tage. Alles war so still, so friedvoll. Die Kranken versorgt — bis auf einen. Der war ungeduldig.

Schon wieder dies wütende Läuten. Die Uhr zeigte auf eins.

Die Schwester lächelte in sich hinein. ‚Nummer 4,‘ dachte sie. ‚Zum fünfzehntenmal heute. Wie ungebärdig sind doch diese jungen Männer! Schlimmer als die Kinder.‘

Sie erhob sich und ging rasch und leise die einsamen Flure entlang, im fahlen Schein der Lampen. Unter ihrer Hand öffnete sich lautlos die Thür zu dem Krankenzimmer erster Klasse. Kissen und Decken, sogar Gläser und Medizinflaschen lagen am Boden; der Patient selbst saß aufgerichtet im Bette und preßte die Hand auf die Brust.

„Seit drei Stunden hat niemand nach mir gesehen!“ sagte er heftig.

Schwester Elisabeth war vor zehn Minuten bei ihm gewesen. Da hatte er sie angestarrt, schweigend — sie widersprach ihm nicht. Ruhig bückte sie sich nach den Kissen, ruhig trat sie ans Fenster und öffnete weit beide Flügel. Die Sternennacht brach gleichsam mit Gewalt in die heiße Stube. Es wurde ganz dunkelblau um den Kranken.

„Ist hier alles stumm geboren? Warum erhalte ich keine Antwort?“ rief der Mann und warf sich von neuem in die Kissen. „Warum begrabt ihr mich hier lebendig? Giebt es denn kein Menschenangesicht für mich? Lauter schwarze Gewänder und gesenkte Blicke! Kommen Sie her, daß ich Sie sehe,“ endigte er herrisch.

Schwester Elisabeth beugte sich über ihn und hielt ihm ein Glas Wasser an die Lippen.

„Wie heißen Sie?“

„Schwester Elisabeth.“

„Ja, ja. Aber wie weiter?“

„Das thut nichts zur Sache.“

„Sie sind jung.“

„Wünschen Sie nichts mehr zu trinken?“

„Na, erlauben Sie doch wenigstens, daß ich mich Ihnen vorstelle! Oder sind wir hier ganz am Nordpol? Da ich die Ehre habe, von Ihnen gepflegt zu werden . . .“

Sie machte eine kühle, abwehrende Handbewegung. „Wir erfahren die Namen der Kranken durch die Oberin und den Arzt.“

„So! In der That? Wir werden ja wohl auch numeriert, was?“

‚Hochgradiges Fieber,‘ dachte Elisabeth und schraubte an dem Etui des Fiebermessers.

„Sie wollen wohl messen?“ fuhr der Kranke heftig fort. „Ich sag' Ihnen, ich hab' kein Fieber — aber ich muß Menschen sehen, sonst verlier' ich den Verstand — ich kann nicht so allein liegen, ich will nicht!“

Elisabeth nahm mit unveränderter Miene seine Hand und hielt sie eine Weile in der ihren. Das beruhigt.

Sie sah, wie sein junges Gesicht plötzlich errötete. Sie ließ seine Hand fallen.

„Ich heiße Kelling, Martwart Kelling, und liege hier, weil —“

„Ich weiß.“

„Was wissen Sie?“

„Daß Sie mit dem Pferde gestürzt sind,“ sagte die Schwester sanft, wie man zu einem Kinde spricht; „daß Sie sich verletzt haben, daß wir Sie hier gesund machen werden, wenn Sie nur ruhig bleiben und still liegen — ganz still.“

„Setzen Sie sich! Es stört mich, wenn jemand vor mir steht.“

Elisabeth setzte sich und überlegte, ob sie den Doktor rufen lassen solle.

Der Kranke atmete auf und schloß die Augen. Mit gefalteten Händen saß die Schwester am Bette dieses Mannes, wie sie schon an vielen andern Betten gesessen hatte. Von draußen klang ein Rauschen ins Zimmer — so rauscht es oft in der Nacht, wie von fernen Meeren.

„Heilige Elisabeth,“ murmelte Kelling, „die kam heiter und fröhlich zu den Armen und Kranken. Die hatte den Arm voll Rosen. Warum haben Sie keine Rosen, Schwester Elisabeth? Wenn Sie ein Mensch sind, so reden Sie.“

Die Schwester seufzte und wünschte den Morgen herbei. „Sie sollen schlafen. Sie werden etwas Schönes und Gutes träumen.“

4. Gruft. — 5. Schloß Ullersdorf, vom Orte aus gesehen. — 6. Innerer Schloßhof.

Schloß Ullersdorf in Mähren, der Schauplatz von Grillparzers „Ahnfrau“. Originalzeichnungen von G. von Michalkowski.

Digitized by Google

„Und Sie bleiben?“

„Ja.“

Im Morgengrauen fuhr er empor. Er war allein, das Nachtlicht erloschen. Die blaue Sternennacht verlor sich im Nebel, der aus den feuchten Gartengründen dampfte.

„Schwester! Schwester Elisabeth!“ rief er entsetzt.

Ein freundliches altes Gesicht beugte sich über ihn. Er stieß die runzlige Hand zurück, die ihm die Decken zurechtschob. „Ich will meine Schwester! Wo ist sie?“

„Sie meinen Schwester Elisabeth? Die ruht. Ich habe sie abgelöst.“

„Man soll sie holen . . .“

„Ja, ja,“ tröstete die alte Diakonissin und ging nickend aus der Thür, um einen Boten zum Hausarzt zu schicken.

Im Laufe des Nachmittags kamen mehrere Freunde des Barons Kelling, um Erkundigungen einzuziehen. Schwester Elisabeth erteilte ihnen leisen Bescheid vor der Thür.

„Sein Zustand ist beunruhigend.“

„Daß die Pferde ihn noch mal ruinieren würden, dacht' ich mir wohl,“ flüsterte Leutnant Galenz. „Aber daß er den Tod davon haben soll . . .“

Leutnant Rögge starrte zu Boden. Er war sehr blaß. „Und sehen darf man ihn nicht?“

„Es ist unmöglich.“

„Armer Kerl — armer Kerl! Hat er viel Schmerzen?“

„Gar keine.“

„Und doch? . . .“

„Und doch! — Sie entschuldigen mich wohl?“

Die beiden Offiziere verbeugten sich und gingen mit ehrfurchtsvoll gedämpften Schritten durch die endlos langen Korridore.

„Diese Schwestern mit ihrer grausamen Gleichgültigkeit — diese unbeteiligt kühlen Mienen, als ob es sie nichts anginge, wenn ein Prachtstück von einem Menschen aus dem warmen Leben gerissen wird — das thut einem weh, das regt einen auf!“

„Lieber Junge, wenn die Schwestern bei jedem Kranken und um jeden Sterbenden weinen wollten —“

„Diese Diakonissin war übrigens ein schönes Weib.“

„Weib?“ fragte der andre mit schmerzlichem Spott. „Sag, ein Engel. Das paßt. Weißt du, ganz offen gesagt — mir war sie unheimlich.

*

„Pflegen Sie den Baron Kelling?“

„Ja,“ erwiderte Schwester Elisabeth und blickte mit einiger Verwunderung auf die junge Dame, die sie also zur Rede stellte. Sie war klein, dunkel und elegant gekleidet; mit ihr war ein großer, blonder, lächelnder Herr gekommen. Beide verbreiteten einen scharfen Zigarettenduft.

„Sagen Sie ihm, wir seien selbst dagewesen. Geben Sie ihm diese Rose. Haben Sie wirklich Ordre, niemand vorzulassen?“

„Aber, mein Kind!“ unterbrach der Herr sie mit unnachahmlichem Phlegma.

„Man kann nie wissen. Es giebt Fälle . . .“

Der Herr zog seinen Hut vor der Schwester und reichte dann seiner Frau den Arm.

„Ich möchte dich darauf aufmerksam machen, Lenia, daß diese Diakonissen sich aus den ersten Kreisen —“ murmelte er ihr im Fortgehen zu.

„Ich hasse sie. Sie gehen mir auf die Nerven. Es giebt eine Ruhe, die unverschämt ist!“

Schwester Elisabeth brachte inzwischen ihrem Patienten die Rose und die Karte des blonden Herrn.

Kelling machte eine ungeduldige Bewegung. Ein gelber Hauch lag über den eingefallenen Wangen.

„Ich bitte Sie, nehmen Sie das fort. Es riecht nach ägyptischen Zigaretten. Marquis und Marquise Baril . . .“ las er wie zerstreut. „Merkwürdig . . . Schwester, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so bringen Sie mir nie etwas von — von der Außenwelt. Ich verlange nichts als mein Stück blauen Himmel und zuweilen ein gutes Wort von — Ihnen. Es ist ein Segen, krank zu sein; es ist ein ganz wundersamer Zauber. Ich will ihn mir nicht stören lassen durch Rosen, die nach Tabak duften. Ach! Die Stimmung ist mir verdorben. — War sie ungezogen gegen Sie?“

„Wer?“

„Die Dame — die Marquise Baril.“

„Ungezogenheit kenne und verstehe ich nicht.“

„Also doch. Aber — so wahr ich hier liege, Ihnen soll Genugthuung werden.“

„Sie müssen nicht so reden. Ich bin Schwester und nur dazu da, Sie mit Gottes Hilfe der Genesung entgegenzuführen.“

„Den Körper retten,“ sagte er langsam, „und die Seele dürsten lassen . . .“

„Wenn ich Ihrer Seele gut thun kann, so sagen Sie mir, wie.“

Er lachte kurz auf. „Es ist nicht die Seele allein. Der Mensch dürstet. Der liegt Stunden und Stunden und wartet und wartet — auf den leisen Schritt seines Engels. Auf den Schwesternschritt und die Schwesterhand . . .“

Elisabeth näherte sich der Thür.

„Zürnen Sie mir?“ rief er ihr mühsam nach.

„Wir zürnen nie den Kranken.“

„Nicht als Kranker frage ich. Das wissen Sie wohl —“

„Wir machen keinen Unterschied.“

Markwart Kelling starrte den Platz an, wo sie gestanden. Er hörte den Schwesternschritt draußen, fern und ferner.

„Schwesternzauber,“ murmelte er. „Man ahnt das nicht vorher.“

Am Nachmittage ließ Schwester Elisabeth sich bei der Oberin melden und bat, daß man sie bei dem Kranken auf Nummer 4 ablösen möge. Einen Grund nannte sie nicht.

Desselben Abends noch erhielt sie abschlägigen Bescheid. Der Arzt fürchte, daß ein Wechsel den Kranken zu sehr aufregen würde. Also blieb es beim alten.

„In Gottes Namen!“ sagte Elisabeth fest.

Es waren schwüle Frühlingstage.

*

Digitized by Google

Der Regen prasselte an die Fensterscheiben, es zischte, pfiff und sauste in der Luft, der Himmel lohte düstergelb.

Kelling lag mit weit offenen Augen im Bette und dachte: „Wenn ich jetzt stürbe, flöge meine Seele dann in diese brennendgelben Wolken, in dies Brausen und Rauschen?“

Seine Finger ballten sich um die weiche Wolldecke. Er hörte die Schwester mit dem Arzt vor seiner Thür flüstern. Er konnte nicht verstehen, was sie sagten.

Der alte Doktor Brandt hatte Elisabeth gewinkt, ihm auf den Flur zu folgen. Durch seine goldene Brille musterte er die stillen Züge der Diakonissin.

„Der Kranke ist erregt in jedem Nerv. Ist irgend etwas geschehen, das seinen Zustand beeinflussen konnte?“

„Nein.“

„Ist ihm irgend etwas verweigert worden, das er wünschte?“

„Nein.“

„Das ist gut,“ sagte der Arzt trocken. „Man soll ihm überhaupt den Willen lassen . . .“

„Steht es so schlecht mit ihm?“ fragte die Schwester.

„Innere Verletzung — wenn kein Wunder geschieht . . . Guten Morgen.“

Elisabeth ging nicht gleich in das Krankenzimmer zurück.

„Wenn kein Wunder geschieht,“ wiederholte sie. Sie strich sich mehrmals mit der Hand über die Stirn. Man war doch ein Mensch — so ganz abgestorben war man nicht.

Sie hatte niemand auf der Welt als die Kranken. Je hilfloser diese waren, desto mehr Liebe schenkte sie ihnen. Elisabeth faßte ihren Beruf auf wie ein heiliges Amt, und die Liebe wie eine heilige Liebe. Und was die von ihr verlangte, das legte sie als Opfer nieder.

Sie eilte in Kellings Zimmer, rascher als sonst.

„Schwester Elisabeth,“ sagte er laut, „kommen Sie um Gottes willen! Ich habe etwas erfahren, wie eine Offenbarung. Nämlich nun weiß ich, daß ich am Leben bleibe.“

Sie zuckte unwillkürlich zusammen. „Ja, wir leben . . .“

„Ach, nicht nur so, wie Sie eben meinen — Sie haben mich ja aufgegeben — ich werde leben und nicht sterben. Weil ich so vieles nachholen muß! So viel Liebe, die ich nicht geliebt, so viel Glückseligkeit —“

Elisabeth biß sich auf die Lippen. Sie fürchtete, diese Stimme nie mehr vergessen zu können.

„Früher,“ fuhr er in einem gedämpften Tone fort, „früher hatte ich nur eine Leidenschaft: Pferde. Ich schwöre Ihnen, keine andre. Auf meinem väterlichen Gut, eine halbe Stunde von hier, lebte ich wie ein Einsiedler — nur Rösse und Galenz besuchten mich bisweilen. O, Sie glauben nicht, wie froh ich bin, Schwester Elisabeth, daß ich vor Ihnen nichts zu verstecken brauche!“

Elisabeth sah ihn unruhig und geängstet an. Sie fand das rechte Wort nicht, ihm zu wehren, ohne ihn zu kränken.

„Wenn die Uhr tickt, so tickt sie immer das eine Wort: Schwester. Wenn der Wind geht — es ist so schön, das Wort. Schöner als ein andres. Ich werde nie mehr verlernen, es auszusprechen . . .“

Ein unendliches Mitleid verklärte Elisabeths Gesicht, und Kelling erfaßte sofort den warmen Hauch — er fühlte ihn.

„Schwester,“ sagte er fast rauh, „werden Sie mein Weib!“

Es wurde totenstill.

„Sie sind noch so jung. Ihr Probejahr ist noch nicht verflossen. Ehe Sie — für immer — allem entsagen — klopft noch einmal — das Leben an — und will —“ Er schwieg ermattet, bleich wie Wachs.

Das Leben! Er!

„Lieber Freund,“ flüsterte sie zitternd, „werden Sie erst gesund, regen Sie sich nicht auf!“

„Elisabeth, um Gott — ja oder nein — Tod oder Leben . . .“

„In einer Stunde werde ich zu Ihnen kommen, dann sollen Sie es wissen,“ sprach sie kaum hörbar.

Er schloß die Augen.

*

„Ich wiederhole es,“ sagte Doktor Brandt laut und jedes Wort betonend. „Menschlichem Ermessen nach wird er diese Woche nicht überleben.“

Schwester Elisabeth blickte durch das Flurfenster in den Garten hinaus, aus dem ein süßer, milder Lindenduft ihr entgegenwallte. Die Bienen taumelten über die Blütenbüschel dahin.

„Und Sie meinen, es würde ihm schaden — ihm womöglich noch früher den Todesstoß versetzen, wenn —“

„Wenn was?“

„Wenn man ihm die Erfüllung eines Wunsches verweigerte?“

„Ich meine, daß man ihm nichts mehr versagen soll, daß man seine letzten Tage schön und harmonisch gestalten soll — wenn man kann. Das muß eben jeder mit seinem Gewissen abmachen.“

„Ja,“ sagte Schwester Elisabeth mit einem geisterhaften Lächeln.

„Also, wenn ihn nach seinen Freunden verlangt, lassen Sie sie zu ihm.“

„Ja.“

„Noch eine Frage sonst? Sie sind selber blaß, Schwester.“

„Mir fehlt nichts.“

„Desto besser. Adieu.“

Elisabeth neigte die Stirn in die warme, sommerliche Luft. Die dunkelgrünen, dicken Blätter der Obstbäume erzitterten unter dem leisen Flügelschlagen kleiner Vögel. Weich und zärtlich ward ihr zu Sinn; einem Menschen eine letzte Liebe thun, einen letzten Wunsch erfüllen dürfen — giebt es etwas Heiligeres? Giebt es ein frommeres Werk der Barmherzigkeit?

Unter dem Läuten der Mittagsglocken klopfte

Digitized by Google

Schwester Elisabeth an die Thür ihrer Oberin. Halbdunkel verhangen war der strenge Raum. Die Luft war kühl, kellerartig.

Die Oberin blickte von ihren Papieren auf und sah über die Brille hinweg in das ernste Gesicht ihrer jüngsten Schwester.

„Frau Oberin — ich komme — um Ihnen mitzuteilen — daß ich mich mit Herrn von Kelling verloben werde."

Die alte Frau reckte sich kerzengerade empor. „Mit dem Sterbenden?" fragte sie scharf.

„Ja."

„Sie wissen, daß er nach menschlichem Ermessen keine Woche mehr zu leben hat?"

„Ich weiß es, Frau Oberin."

Die alte Dame nahm ihre Brille ab. „Das steht ja ganz bei Ihnen, natürlich, wie Sie das mit sich selbst vereinbaren können," sagte sie sehr kühl. „Wie Sie mit Ihrem Gewissen darüber fertig werden, daß Sie einem Sterbenden diesen Herzenskampf auferlegten. Aufrichtig gesagt — ich wählte Sie zu seiner Pflege, da ich gerade Sie in dieser Beziehung für streng korrekt hielt."

Elisabeth empfand jedes Wort wie einen Peitschenhieb. Allein sie verteidigte sich nicht.

„Da Sie nunmehr ein Jahr unter meiner Obhut waren, wie so viele, die nachher in die Welt zurückkehren, ist auch Ihnen der Weg dorthin frei. Ich werde mit Herrn Pfarrer Simon sprechen."

Elisabeth machte eine Bewegung.

„Nun?" fragte die Oberin stirnrunzelnd.

„Wenn nun der Fall eintritt, daß Kelling nicht mehr aufkommt — ich möchte dann Schwester bleiben," schloß sie rasch.

Die Oberin erhob sich und blickte dem Mädchen fest ins Auge.

„Wie war's möglich, daß Sie diesen Sterbenden mit irdischen Wünschen betrachten konnten?"

„Irdischen Wünschen!" rief die Schwester unwillkürlich aus und lächelte bitter.

Ein neuer Gedanke zuckte durch den Kopf der alten Dame.

„Liebes Kind," sagte sie gütiger, „fürs erste lasse ich Sie in der Pflege ablösen. Das geht nun nicht mehr. Das übrige müssen wir abwarten. — Es ist dies ein so schwieriger Fall — ich kann da wenig thun — es giebt für Sie nur eins, das maßgebend ist: Ihr Gewissen. Ich baue darauf."

Schwester Elisabeth vermeinte zu träumen, als die Thür sich hinter ihr schloß. ‚Sonderbar,' dachte sie, ‚alle Welt macht mich auf mein Gewissen aufmerksam. Im Grunde will alle Welt jedoch nur, daß ich das thue, was sich mit ihrem Gewissen vereinbaren läßt. Hab' ich denn eine Sünde vor... oder ein Unrecht?...'

*

Sie trat vor das Bett des Kranken.

„Elisabeth!" sagte er leise, „Schwester — geliebte!"

Er hob mühsam einen Arm und ergriff ihre Hand.

Seine Lippen ruhten darauf — eine kurze Weile.

Mehr wollte er nicht — mehr verlangte er nicht. Er war vollkommen glücklich.

„... Schwester, geliebte!" Mit welch inniger Zärtlichkeit er das sagte. Das erste Liebeswort ihres Lebens, sie vernahm es aus dem Munde eines Sterbenden.

Einen goldenen Ring hatte er von seinem Finger gezogen und ihr angesteckt. Die ganze Nacht brannte dieser Ring sie wie Feuer. Die Furcht kam ihr, ob sie sich nicht einer entsetzlichen Lüge schuldig mache.

Am folgenden Tage nahm sie Abschied von ihm. Pfarrer Simon hatte im Namen seiner Frau der Schwester Elisabeth Nyk im eignen Hause ein Heim geboten, bis ...

Niemand sprach den Satz zu Ende.

„Ich seh's ja ein, daß du nun gehen mußt, Schwester, einzige," sprach der Kranke. „Ich will auch weder murren noch klagen — geduldig sein bis zum Tage der Genesung — ich höre schon die Hochzeitsglocken ..."

„Lieber, ich besuche dich bald," flüsterte Elisabeth erschüttert.

Mit geschlossenen Augen, mit schwerer Selbstüberwindung küßte sie ihn sanft auf die Stirn und hoffte nur, daß er ihre Blässe nicht bemerke, den Schauer nicht fühle, den sie bei diesem Todeskuß empfunden.

Er aber lächelte eigentümlich und raunte ihr mit seiner tiefen, milden Stimme zu: „Du sollst mich noch anders küssen lernen, Elisabeth."

Sie ging rasch hinaus. „Wenn etwas geschehen sollte in der Nacht, so holt mich," bat sie die neue fremde Schwester. „Versprecht es mir!"

Die neigte stumm bejahend den verhüllten Kopf.

Auf der Straße erst kehrte die Farbe des Lebens in Elisabeths Wangen zurück. ‚Wenn's nur erst vorbei wäre,' dachte sie gequält.

Vorbei — was?

*

Sehr stattlich war die Frau Pastorin und sehr fleißig. In ihrem Dasein hatte sie nur gute Menschen kennen gelernt, und sie rühmte sich dessen. Sie war selbst so streng mit sich, daß sie auch ein Stäubchen auf dem Charakter andrer nicht zu ertragen vermochte. Wo sie eines zu finden glaubte, deutete sie unerbittlich darauf und nannte das Ding beim rechten Namen.

Ein solches Staubkorn war nun ihrer Ansicht nach auf Schwester Elisabeths Seele gefallen. Sie kannte diese Schwester nicht, aber sie mißbilligte ihre Verlobung, und es kostete ihrem Manne einen schweren Kampf, bis sie sich entschloß, dem elternlosen Mädchen auf kurze Zeit ein Heim zu bieten. Besonders da gerade der einzige Sohn des Hauses, der Student, während der Sommerferien auf dem Pfarrhof weilte und sich, wie er sich ausdrückte, „schändlich mopste". Er las mit Vorliebe in der „Jugend", und die Pastorin befürchtete, es werde ihm einfallen, dieser interessanten Schwester den Hof zu machen. Nahm er doch mit den Worten: „Das verstehst du eben nicht, Mutter," alles das in Schutz, was sie als modern, überspannt, unschicklich tadelte.

Digitized by Google

Je strenger sie mit der unbekannten Schwester ins Gericht ging, desto neugieriger ward ihr Sohn Eugen, desto öfter sah er nach der Uhr, ob sie endlich käme.

Die Pastorin wagte ein letztes Attentat auf ihren Mann: „Lieber Simon, du bist ein Engel an Güte. Siehe jetzt die Schwester! Ich will keinen Stein auf sie werfen, gewiß nicht, aber diese Verlobung erregt Aergernis."

„Mein liebes Kind," sagte der alte Herr freundlich, „wir brauchen uns hier nicht ihren Kopf zu zerbrechen; wir haben sie einfach in unser Heim aufzunehmen."

„Ich hätte so etwas nie gethan."

„Blumen hast du ihr wohl nicht aufs Zimmer gestellt?"

„Eugen hat einen Strauß gebunden. Er sagt, das könne man wohl riskieren; er hat so ein mitleidiges Herz, der Junge."

Sie ahnte nicht, daß der Junge mit seinem mitleidigen Herzen schon seit geraumer Zeit hinter dem Zaun auf Posten stand.

‚Fabelhaft interessant,' dachte er. ‚Das Mädchen muß Courage haben! Ich bin nur froh, daß ich hier bin, sie ein bißchen aufzukratzen . . .'

Trotzdem bemerkte er Elisabeth nicht, bis sie vor ihm stand, und ergiug sich in lauten Entschuldigungen. Er nahm ihr die Tasche ab und forderte sie so dringend auf, näher zu treten, als ob er der unumschränkte Gebieter dieses Hauses sei.

Elisabeth fand seinen Ton etwas lärmend und gezwungen, den alten Pastor ostentativ herzlich und die Pastorin fremd, steif und kühl. Ihr ganzes Wesen Unnahbarkeit und Vorwurf.

Was ging hier vor? Was hatte sie gethan?

Sie hatte sich so gesehnt nach Wärme, nach Güte und nach einem weichen Frauenherzen, nach einer Mutter, die sie an ihre Brust zöge . . .

Wie eine arme Sünderin, fühlend, daß man sie richte und verurteile, saß sie bei Tisch mit diesen Fremden und konnte es kaum über sich gewinnen, einen Bissen zu nehmen.

Blaß in dem schwarzen, einfachen Kleide, einsilbig starrte sie auf ihren Teller, und jedes Wort, das die Pastorin sprach, bohrte sich wie eine spitze Nadel in ihre Brust.

Gegen Abend wagte sie eine schüchterne Bitte um Arbeit. Die Pastorin legte ihr Strickzeug fort und ließ ihren Blick über die schlanke Gestalt vor ihr gleiten.

„Arbeit? Meine Arbeit ist für Sie zu eintönig und rauh, liebes Fräulein. Die Kranken bieten mehr Zerstreuung; beim Strümpfestopfen und Bohnenputzen kommt nichts heraus."

Elisabeth schwieg betroffen. Was war nur geschehen?

Sie sah den Pastor an. Der trommelte nervös mit den Fingern an den Fensterscheiben.

„Gute Nacht," sprach sie leise und verließ das Zimmer.

„Fräulein Ryk," rief Eugen ihr nach und holte sie mit wenigen Schritten ein. „Mutter ist ein bißchen wunderlich und streng, nehmen Sie ihr's nicht übel. Wir übrigen begreifen alles ganz gut — es ist auch solch ein aufreibender Beruf — und sein Leben genießen will man doch auch. Glauben Sie mir, die Sympathie aller vernünftig denkenden Menschen ist mit Ihnen."

Elisabeth lauschte seiner Rede, wie man einem Märchen lauscht, dessen Sinn man nicht gleich völlig begreifen und erfassen kann. Doch dann nickte sie mit dem Kopfe und — verstand.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, die Hand an der Thürklinke ihres Zimmers. „Auch für die Sympathie aller vernünftigen Menschen."

‚Teufel auch,' dachte der junge Studiosus, ‚das klang ja wie blutige Ironie!'

„Eugen," empfing ihn seine Mutter, „thu mir den Gefallen, mach mir keine Dummheiten mit diesem gefährlichen Mädchen!"

„Ich? Mit der? Gar nicht mein Geschmack, Mama."

‚Aha, der hat also schon sein Teil,' dachte der alte Pastor und ging unbemerkt, Elisabeth aufzusuchen.

Bei einer armseligen Kerze saß sie und hielt den Kopf in die Hand gestützt.

„Liebes Kind," sagte er verlegen, „verzeihen Sie, wenn ich Sie jetzt noch störe, aber ich kann nicht schlafen, wenn in meinem Hause jemand traurig zu Bette geht. Geben Sie mir Ihre Hände — so — und nun hören Sie, was ein alter Mann spricht. Ich kenne Sie und nehme es Ihnen nicht übel, wenn Ihr Herz seine Menschenrechte begehrt, seinen Teil an Liebe verlangt. Sie verdienen darum nicht minder Achtung, weil Sie diese Liebe einem Sterbenden geschenkt. Das muß ein jeder mit seinem Gewissen . . ."

Er stockte — so verzweifelt sah sie ihn an. ‚Aber ich liebe ihn ja gar nicht!' wollte sie rufen, doch brachte sie es nicht über die Lippen.

Stumm nahm sie die gebotene Hand, sie, die Schwester, die fahnenflüchtig geworden in den Augen der Menschen.

Die Schritte des alten Herrn verhallten. Sie fühlte ihr Gewissen wie einen Stein in der Brust, den jeder betastet hatte, berührt, gestoßen.

Sie ließ das Fenster offen und legte sich angekleidet aufs Bett. Stunde um Stunde hörte sie schlagen . . . sie erwartete einen hallenden Schritt auf der menschenleeren Straße, ein gellendes Läuten der Hausglocke — sie erwartete, daß man sie hole, den letzten Blick ihres Verlobten zu empfangen.

Niemand kam. Nur der Nachtwind.

„Schwester, geliebte . . ."

Es war unerträglich. Elisabeth erhob sich und badete das Gesicht mit kaltem Wasser. Greller Mondschein stand starr im Garten.

„. . . Schwester, geliebte . . ."

Vielleicht war er tot, und man hatte sie nicht geholt. Wer wollte ihr verwehren, ihm die Augen zuzudrücken? Die fremde Frau dort unten oder der junge, fremde Mann? Oder die Meinung der Leute?

Als gegen sechs Uhr die Magd das Thor öffnete,

Digitized by Google

stahl Elisabeth sich fort. Sie hastete dem Krankenhause zu.

Die Nachtwache war eben abgelöst worden.

„Wer da?“ fragte es von innen.

„Ich, Schwester Elisabeth. Lassen Sie mich herein!“

Schwer bewegte sich die Thür in ihren Angeln. Die Lampen brannten noch im Flur.

„Was ist geschehen?“ fragte die Pförtnerin erschrocken.

„Lebt er noch?“

„Wer denn?“

„Der Kranke auf Nummer 4.“

„Ach, der! Ich will mal nachsehen. Schwester Agnes! Der Kranke auf Nummer 4 — ob der noch lebt?“

„Ja, er schläft. Ist was los?“

„Die Schwester Elisabeth —“

„Sagen Sie ihr, daß sie ihn nicht stören soll.“

Elisabeth lächelte, drückte der Pförtnerin die Hand und ging nun ganz ruhig in den Morgen hinein.

Vor der Stadt empfing sie schmetternde Musik. Das in X. garnisonierende Regiment zog unter den Klängen eines fröhlichen Marsches zu einer Uebung aus. Die Helmspitzen blitzten in der Sonne auf, Elisabeth hörte den gleichmäßigen Tritt der Soldaten, in der Ferne die verhallende Musik — und ein leises Sterbewort:

„Schwester, geliebte . . .“

*

„Na, Galenz, hast du Erkundigungen eingezogen?“

Der junge Offizier sah sich um, hing seine Mütze an den Nagel und lachte.

„Was, Donnerwetter, ist da was zum Lachen?“

„Beinah! Wenn's nicht zum Weinen wär'. Was hab' ich gesagt?“

„Schon oft sehr was Gescheites,“ sprach der andre heiter.

„‚Die Schwester ist mir unheimlich,‘ sagt' ich neulich zu dir.“

„Und —?“ fragte Rögge interessiert.

„Sie ist so gescheit gewesen, sich mit Kelling, dem armen Kerl, zu verloben.“

„Galenz!“ fuhr Rögge auf. „Scherze doch nicht! Der arme Teufel muß ja sterben!“

„Hindert ihn nicht. Er hat es mir ganz selig selbst erzählt. Tret' ich erschüttert an sein Bett, bereit, seinen Abschiedsgruß zu empfangen — na, höllisch ungemütlich war mir's da unter der Uniform — lacht der mich an wie ein Bräutigam und sagt: ‚Gratulieren Sie mir — ich hab' mich verlobt!‘ Ich denke, er fiebert, da nennt er mir als seine Braut die Schwester, die ihn gepflegt hat.“

Leutnant Rögge strich seinen Schnurrbart. „Hm, das finde ich — abgeschmackt.“

„Ach Gott, ich gönn' ja dem armen Deibel das bißchen Illusion.“

„Und sie hatten beide die beste Gelegenheit, sich ineinander zu verlieben. Das ist romantisch —“

„Unheimlich.“

„Wie ist denn sein Zustand?“

„Sie wundern sich alle, daß er noch lebt.“

„Er hat eine Riesennatur.“

Die Freunde bestellten eine Flasche Rheinwein.

„Er soll leben,“ sagte Galenz.

„Er soll leben,“ erwiderte Rögge mit bedeckter Stimme. „Es schmeckt doch nicht, wenn man bedenkt, wie der, dem's gilt, im Sterben liegt . . .“

*

Die Bergketten schienen nah, duftlos, nüchtern, jede Schrunde sichtbar, wie auf einer schlechten Photographie.

Elisabeth mußte die Augen schließen in der blendenden, weißlichen Beleuchtung. Die gaukelte ihr Gespenster vor am lichten Mittag — dort an jener Straßenecke war ihr dieselbe junge Frau begegnet, die ihr vor wenigen Wochen jene Rose für Kelling gegeben.

Die Marquise Baril grüßte nicht. Mit einem spöttischen Lächeln wandte sie sich an ihren Mann und sagte ein paar leise Worte.

Das war alles. Und doch brannte die Röte in den Wangen des gedemütigten Mädchens, dennoch beschleunigte sie ihre Schritte, dennoch erblaßte sie, als nun auch die Offiziere des Weges kamen, sehr höflich grüßten, unmerklich stutzten.

Die ganze Welt wußte es. Jedes Ladenmädchen, jeder Bäckerjunge: Dieses unscheinbare Geschöpf in dem schmucklosen Kleide und mit dem scheuen Blick, das war einmal eine Schwester, und nun hat sie sich unter den Kranken einen Bräutigam ausgesucht, der sie versorgt — denn sie wird ihn natürlich beerben —, die Pflegerinnen kriegen alles fertig, was sie wollen.

Die Thränen waren ihr nahe, als sie schüchtern an der Pfarrhausthür die Klingel zog. Die Frau Pastorin öffnete selbst und sprach hart und trocken: „Der Doktor wartet seit einer halben Stunde auf Sie. Bemühen Sie sich, bitte, in meines Mannes Studierstube.“

Elisabeth mußte Atem schöpfen, ehe sie hineinging. Ihr Kopf war dumpf. ‚Es ist vorbei,‘ dachte sie und legte die kalten Finger ineinander.

Endlich trat sie auf die Schwelle, klopfte und schritt rasch in die Mitte des Zimmers. Sie sah die Hängelampe, die Bücher, das Gesicht des alten Arztes.

Der faltete sehr umständlich die Hände, stützte die Ellbogen auf die Knie und ließ einen Seufzer hören. „Ich bin nämlich zu Ihnen gekommen —“

„Er ist tot!“ sagte Elisabeth starr.

„Tot? Was denken Sie? Es ist im Gegenteil etwas Merkwürdiges eingetreten, deshalb bin ich hier. Nach menschlichem Ermessen war ja das Ende täglich zu erwarten. In den letzten fünf Tagen bin ich schon stutzig geworden, nur wollte ich Ihnen nicht verfrüht eine vielleicht unbegründete Hoffnung schenken.“

„Was ist mit Kelling?“ fragte Elisabeth gepreßt.

„Er wird durchkommen, darauf verpfänd' ich Ihnen heut mein Wort . . .“

Digitized by Google

„Ah . . .“ Elisabeth stützte sich fest auf eine Stuhllehne. Ihre Augen wurden erschreckend groß.

„Was starren Sie mich so wild an?“ fragte der alte Doktor. „Schwester! Schwester Elisabeth! Sie dürfen sich ja freuen! Gott danken dürfen Sie!“

„Ja,“ sagte sie langsam. „Ich freue mich und ich danke Gott.“

*

Fern aus der Vorstadt klang Singen und Jauchzen. Ein schwerer Getreideduft hing unter den Dächern, der stieg den Leuten mehr zu Kopf als Wein. Es war der Duft ihres Reichtums, die Blüte ihrer Arbeit, das Werk einer langen Sommersonne.

Die Musikanten, die zum Erntetanz aufgespielt hatten, wanderten im letzten Abendschein heim. Es war ein kupferig dumpfer Glanz über den stillen Feldern; ein Wallen hin und her von feinen Geweben des Nebels.

Elisabeth Nyk stand am Zaun und blickte in den lodernden Feuerzauber des Westens. In diesen Tagen, in dieser Erntezeit war ihr oft eine Ungeduld gekommen, und dann wieder eine Ruhe.

Sie war keine verwitwete Brant. Sie war nicht mehr dem Tod, sondern dem Leben verlobt. Er forderte sie für sich, ihm anzugehören . . .

Elisabeth hatte Markwart nicht gesehen in der Zeit seiner Genesung. Er hatte die eigentümliche Idee gehabt, seiner Braut erst wieder ins Auge schauen zu wollen, wenn aus dem schwachen Kranken ein kräftiger, glücklicher Mann geworden — ein Mann, der aufrecht stand vor ihr.

Vorbei die Wochen, die er, in Plaids gehüllt, auf dem Liegesessel verträumte! Vorbei die Tage, wo er sich auf den Arm des Wärters stützte und in süßer Müdigkeit dahinvegetierte. So sollte sie ihn nicht mehr sehen und bemitleiden.

Und Elisabeth dachte und dachte. ‚Wenn er kommt, wenn er erst gesund ist, dann sag' ich ihm alles.‘

Früh beim Erwachen, spät beim Einschlafen prägte sie sich diese Worte ein. Sie machte sich in ihrer Phantasie ein Bild von ihm: nicht zu groß war er, eher schmächtig, mit ausdrucksvollen weichen Augen. Sein Wesen war still, hatte etwas Bittendes.

Gewiß, er würde sie begreifen . . .

Heut abend mußte Elisabeth alledem nachsinnen. ‚Gott weiß, ich habe nicht auf seinen Tod gehofft,‘ sagte sie schmerzlich. ‚Ich habe —‘

Die Zaunthür knarrte.

Obwohl der Mann, der mit dem Hut in der Hand den Garten betrat, dem Bilde ihrer Phantasie durchaus nicht entsprach, wußte sie doch sofort, daß er es sei.

Er überragte das schlanke Mädchen um mehr als Kopfeslänge.

Elisabeth fühlte sich seltsam schwül, beklommen. Sie wollte sprechen und fand keine Worte. Ihr war, als sähe sie ihren Kranken ihr entschwinden, als habe sie Heimweh nach ihm.

„Um Vergebung, wohnt hier Herr Pfarrer Simon?“ fragte Kelling höflich.

‚Er kennt mich nicht!‘ dachte sie. ‚Und wir sind verlobt!‘

„Ich bin Elisabeth,“ sagte sie endlich leise.

Ein Laut brach aus seinen Lippen wie ein ersticktes Jubeln.

„Meine Schwester, meine geliebte Schwester!“ sagte er abgebrochen, „Elisabeth . . .!“

Das war nicht ihr Kranker. Das war ein Fremder; doch als seine warme Hand die ihre faßte, da war ihr wohl mit diesem Fremden, so wohl, daß sie alle Kränkungen vergaß, die sie um ihn erduldet.

*

Es war Nacht geworden, und in der Stube des Pastors war der Theetisch gedeckt. Das weiße Tischtuch schimmerte im Schein der Spiritusflamme. Der schwarze Lederbezug des Sofas leuchtete.

Nur Elisabeth und Kelling waren im Zimmer.

„Ich habe eine Bitte,“ flüsterte er ihr zu. „Noch einmal zeige dich mir im Schwesternkleid, damit ich dich ganz wiederfinde . . .“

Rasch stand sie auf. Also er empfand auch dies merkwürdige, unerklärliche Heimweh!

„Warte auf mich.“

Das ganze Haus war wie ausgestorben. Dafür hatte der gute Pastor gesorgt.

In wenigen Minuten kehrte Elisabeth wieder. Das schwarze Kleid war nochmals mit der Schwesterntracht vertauscht worden.

Jetzt — jetzt war die Stunde da — ein Wort — eine Erklärung — ein Riß —

Sie zitterte so, daß er es bemerkte und nicht wagte, seinen Arm um sie zu legen.

Zwischen ihnen war die Breite eines Zimmers, der gedeckte Tisch, Dämmerung, von den rötlichen Punkten der Spiritusflamme unterbrochen.

„Elisabeth,“ sagte er ernst, „hast du mich lieb?“

„Ja,“ antwortete sie. Ohne ihren Willen hatte ihr Mund das Wort gesprochen. Aber es war die Wahrheit. Sie hatte zu viel um ihn ertragen, zu viel Spott und Angst, um ihn nicht zu lieben.

Markwart und Elisabeth saßen nebeneinander auf dem alten Lederfofa des Pastors und erzählten sich gegenseitig in geheimnisvollem Ton ihre Lebensgeschichte.

Nach zwei Stunden waren sie noch nicht fertig.

Elisabeth lauschte mit glücklichen Augen, als er von der Zeit sprach, da „er noch ein Junge“ war.

Sie hielt es für durchaus nötig, alles das zu wissen.

*

Nach der Trauung hatte man im Pfarrhause einen kleinen Imbiß eingenommen, — nur das junge Paar, der alte Doktor Brandt und die beiden Freunde Kellings: Galenz und Rögge.

Die Kirche jedoch war bis auf den letzten Platz besetzt gewesen, und Doktor Brandt hatte mehrmals mit zornigem Räuspern sich nach den Bänken umgewandt, von denen hörbares Flüstern klang.

Wußte er doch: was die dort flüsterten, das sagten sie laut in der Stadt. Wozu waren sie gekommen

Digitized by Google

mit dem Gift ihrer Verleumdung bis in die Kirche, bis vor den Traualtar?

Während der bewegten Rede des greisen Pastors blies der Doktor die Backen auf. ‚Bande,' dachte er, ‚neidische Bande! Bersten möcht' man!'

Zum Glück drang nichts von alledem an Elisabeths Ohr, wie er sich durch einen Blick überzeugen konnte. Die Braut hatte einen sieghaft heiteren Ausdruck, es ging ein Glanz von ihr aus, etwas so friedvoll Glückseliges.

Die Neugierigen hinter ihr hätten sie noch lauter schmähen können, ohne daß sie es hörte.

‚Mir ist, als hätt' ich hundert Ohren,' dachte Doktor Brandt weiter.

Der Marquise Baril hatte er in aller Frühe ein Beruhigungsmittel verschreiben müssen.

„. . . Sie kennen die Braut ja," sagte sie nervös, „jedenfalls ist sie gescheit gewesen. Sie hat sich ein schönes Landgut und ein großes Vermögen gesund gespiegt . . Wird Brom das richtige für mich sein?"

Der Doktor zerstampfte wütend die Feder auf dem Papier. „Ja, ich kenne die Braut," erwiderte er trocken, „und weiß, daß nicht jede am Krankenbett einem Todeskandidaten sich anverlobt hätte, nicht jede das Kreuz auf sich geladen, Braut und Witwe zugleich zu werden, wie nach menschlichem Ermessen zu erwarten stand . . . Ob Brom Ihnen hilft? Ich glaube kaum. Guten Morgen!"

Warum hatte sie ihn nur so heimtückisch angelacht? Er konnte es nicht vergessen. Es verdarb ihm die Laune.

Als der Wagen mit Markwart und Elisabeth am Nachmittage in den stiebenden Herbstsonnenschein untertauchte und sich in der Ferne verlor, schloß Doktor Brandt sich den beiden jungen Offizieren zu einem Glase Bier in Seelers Bierstube an.

„Der Zorn hat mir die Kehle ausgetrocknet," brach er los. „Gott sei Dank, daß die zwei aus dem Giftnest 'raus sind!"

„Na, Doktor, was giebt es wieder zu brummen?"

„Sie gönnen dem armen Wurm das bißchen Glück nicht. Da bohren sie und bohren sie — na, ehrlich, meine Herren, sollten Sie nicht die Stimmen vernommen haben, die die Baronin Kelling beschuldigten, aus eiskaltem Eigennutz, aus Berechnung ihrem Kranken das Herz gestohlen zu haben?"

„O — o," machte Galenz und fühlte zu seinem Aerger, daß er rot wurde.

Rögge schüttelte nachdenklich den Kopf. „Sie sah aus wie eine Siegerin. Sie ist eine Sphinx."

„Sie hat ihm das Leben gerettet," sprach der Doktor grimmig und nahm einen Schluck. „Wenn sie ihm damals ihre Hand verweigert hätte, es hätte ihn — darauf gebe ich Ihnen mein Wort — umgebracht. Aber was versteht die Welt? Was weiß sie? Bah!"

Er rief den Kellner herbei, zahlte sein Bier und verabschiedete sich von den jungen Leuten.

Galenz und Rögge blieben allein. Sie blickten einander an.

„Aus Barmherzigkeit," sagte Rögge leise.

„Ja," erwiderte der andre.

„Daß er das nur nie in seinem Leben erfährt!"

„Eigentlich ist es ja sehr schön von ihr. Aber mir ist die kleine Rixdorf lieber; sie hat zwar keine Sphinxangen und ist ein harmloses, lustiges Ding, aber wenn die mich heiratet, so nimmt sie mich nicht aus Barmherzigkeit."

„Wenn ich krank werde, ich weiß, wo ich nicht hingehe."

„Fürchtest du den Schwesternzauber?"

Rögge wurde dunkelrot. „Es ist was um dies Wort. Wir lieben doch zumeist, was wir den Inbegriff der Weiblichkeit nennen. Nun, solch eine weiche Hand, ein mildes Wort, eine hütende, süße, ernste Gegenwart — das ist das Weib in der höchsten Potenz."

„Sag mal, Alter, woher weißt du das?"

„Unsereiner denkt wohl auch mal nach, nicht wahr?" entgegnete Rögge ruhig.

„Mich würde jeder Kuß brennen wie das höllische Feuer, jeder Kuß, den ein Weib mir aus Barmherzigkeit gäbe."

*

An der Rampe von Schloß Kelling flackerten die Flammen der Windlichter. Der Festsaal, weiß mit Gold, schimmerte in dem milden Licht der Kerzen. Feuerrotes Herbstlaub in üppigen, willkürlich gerafften Büschen steckte wie zufällig hinter dem Spiegel, auf den Pfeilertischen, hie und da an den Bilderrahmen.

Der Gärtner verbiß seinen Gram über diese Zurücksetzung seiner Treibhauspflanzen, denn, offen gesagt, die wilden, roten, zackigen Eichenblätter auf dem Hintergrunde der weißseidenen Tapeten, unter dem Rokokostuck der Decke, das war etwas Apartes, und die Baronin hatte es angeordnet. Der Gärtner hatte schon mehrere Baroninnen hier erlebt — doch keine wie diese. Auch die französische Zofe der verstorbenen Baronin, die schwarze Nina, verhielt sich einstweilen zurückhaltend.

Armenpflege ist ja etwas sehr Hübsches und gehört zum guten Ton, sofern sie Bazare veranstaltet und Wohlthätigkeitskonzerte. Eine Armenpflege jedoch, die niemand sieht, die mit Todesverachtung schmutzige Kinder wäscht und betrunkenen Männern die von Messerstichen herrührenden Wunden verbindet — eine solche Armenpflege ist in den Augen jeder Kammerjungfer, besonders wenn diese aus Paris ist, nicht „chic".

Und die neue Baronin hatte das gethan!

. . . Elisabeth stand in ihrem Schlafzimmer, ganz in weißen Kaschmir gekleidet und eine einzige Rose im Gürtel. Der war aus feinem, mattem Gold, sehr schmal und sehr zart.

„Die Toilette einer Vestalin," brummte Nina.

Kelling hatte seine Frau gebeten, in dieses Fest zu willigen. Während seiner Krankheit hatten alle sich so teilnehmend nach ihm erkundigt, er war es ihnen schuldig, sie in seine junge Häuslichkeit zu laden, ihnen zu danken.

Elisabeth sagte ja, ohne zu zögern. Heraus aus dem alten Schwesternkleid! Sie konnte nicht

Digitized by Google

verlangen, daß er das Dasein eines Einsiedlers führe, weil es ihr schwer wurde, aus Schwester Elisabeth Nyk eine Baronin Kelling zu machen.

Am Tage des Festes, kurz bevor die Gäste zu erwarten waren, überbrachte Nina, die Zofe, der Baronin Kelling einen Karton, der soeben aus der Stadt eingetroffen sei. Verwundert öffnete Elisabeth die Pappschachtel — einige Blüten fielen zu Boden. Lauter dunkle Rosen. Obenauf lag eine Karte: Rögge, Oberleutnant.

„Sehr chic," sagte Nina, „soll ich Frau Baronin die Blumen am Kleide befestigen?"

„Diese Blumen? Nein," sagte Elisabeth. „Stelle sie ins Wasser."

„Aber es ist ein Bouquet für die Taille, ein Tuff fürs Haar —"

„Kann sein. Stelle sie ins Wasser."

Elisabeth streifte die Handschuhe über die schlanken Arme.

Nina betrachtete sie verstohlen und achselzuckend. Pariser Arme waren das nicht, wenigstens keine modernen Pariser Arme. Im Louvre mochte es wohl so etwas geben, aber nur auf uralten Bildern — Madame Récamier und so weiter —, Nina fand überschlanke Damen „fad".

„Der Herr Baron," sagte sie mit einem infamen kleinen Lächeln. Sie hatte schon in der Gesindestube erzählt, daß Baron Kelling niemals ohne zu klopfen das Zimmer seiner Frau betrat, und daß er eine Art habe, die sie, Nina jedesmal zum Lachen reize. Nina hatte einen Spitznamen für ihre Herrschaft erfunden: die beiden Lilien auf dem Felde.

„Komm herein!" rief Elisabeth.

Nina zog sich diskret zurück.

Daß Kelling sich diese Scheu nie abgewöhnen konnte! Elisabeth empfand sie fast wie einen Druck. Er umkleidete sie mit einem Nimbus, der ihr lästig war — sie brauchte keinen Nimbus, außer dem der Liebe.

Kelling trat ins Zimmer und sah sie mit warmen Blicken an. Im Moment vergaß sie Gesellschaft, Gäste, Festgewand und Blumen.

Die ersten Wagen fuhren vor — sie hörte es nicht einmal. Kelling zögerte eine kurze Sekunde, dann reichte er ihr den Arm. Seinen Durst nach ihren roten, weichen Lippen hatte er sieghaft bezwungen. —

Herr und Herrin von Schloß Kelling empfingen ihre Gäste.

Leutnant Rögge wechselte leicht die Farbe, als er seine Blumen nicht in Elisabeths Haar, nicht an ihrem Halse bemerkte.

„Ich danke Ihnen für Ihre schönen Rosen," sagte sie freundlich, „sie schmücken meinen Schreibtisch."

Galenz horchte hoch auf, während Rögge sich auf die Lippen biß. Es war ja kein Geheimnis, aber zu wissen brauchte es auch nicht jeder. Genug, daß Galenz mit unverkennbarer Ironie lächelte, und daß dieses Lächeln sich allen Umstehenden mitteilte.

Der alte Doktor Brandt schüttelte Kelling die Rechte. „Ich komme mir hier so quasi als Schwiegervater vor," sagte er behaglich. „Donnerw . . . . . was, da erscheinen ja auch Barils?"

Also auch diese hatten Kellings geladen — die Dame aus Serbien oder Bulgarien — man wußte nicht genau, woher — und den Marquis, der in Rußland Besitzungen hatte, man wußte nicht genau, wo. Seit einem Jahre lebten Barils in der Stadt, man wußte nicht, warum. Man munkelte, die kleine Marquise mit ihren Mausezähnchen sei die Tochter eines Pferdehändlers, und der Marquis habe eine große Vorliebe für den grünen Tisch. So ein bißchen „Bohème" war's jedenfalls, trotzdem öffneten sich alle Thore dem Barilschen Ehepaare. Niemand wollte für pedantisch gelten.

Von Lenia Baril wußte man ferner, daß sie ihrer Zofe zuweilen einen Pantoffel an den Kopf warf oder eine Bürste — von den weichen Gegenständen ganz zu schweigen.

Heut abend war sie gekleidet wie ein Kanarienvogel — alles gelb.

Mit unveränderter Miene begrüßte Elisabeth auch diesen Gast, und die Marquise Baril verstand es, mit bewundernswerter Unbefangenheit jede Anspielung auf eine frühere Begegnung zu vermeiden. Mit der Schwester Elisabeth hatte sie nichts zu schaffen. Die Baronin Kelling mußte sie wohl oder übel in Kauf nehmen.

Im Laufe des Abends traf sie den Baron, der stillvergnügt in einer Fensternische die Bowle darauf hin prüfte, ob nicht ein Zusatz von Fine Champagne, eine winzige Dosis, nötig sei.

„Nun, Baron," sagte Lenia Baril, „Sie sind nun ein so solider Ehemann geworden, daß man Sie wohl nicht mehr zu traulichen Theestunden erwarten darf?"

„Ich wüßte nicht, je anders als solide gewesen zu sein," sprach Kelling lächelnd, „und erinnere mich nicht sowohl trauliche Theestündchen, als eleganter Bälle in Ihrem Hause, Marquise."

„Gott, sind Sie schwerfällig! Die Krankenhausluft macht das, — übrigens mein Kompliment, die Baronin ist reizend. Als alte Freundin darf ich mir doch erlauben?"

„Um so eher, als ich dadurch zum erstenmal der Ehre teilhaftig werde, von einer alten Freundschaft zwischen uns zu erfahren."

Die Augen Lenias ruhten mit offenbarem Spott auf ihm. Sie nahm ein Glas schweren Rheinweins von dem Tablett, das der Bediente ihr reichte.

„Wieder ein Horreur für euch deutsche Männer! Sehen Sie, Ihre schöne Frau begnügt sich ganz vorschriftsmäßig mit Thee. Lassen Sie uns Platz nehmen, nicht? Ich hingegen — ein Königreich für ein gutes Glas Wein!"

„Und für einen grünen Pomeranzenliqueur, nicht wahr, Marquise?"

„Ja, mit Kaviarbrötchen," sagte sie unschuldig. „Ich esse den ganzen Tag und bin doch nicht mehr als ein kleiner, kleiner Mensch. Mein Mann sagt, ein Spatz!"

Digitized by Google

Kelling setzte sich neben sie und betrachtete sie amüsiert.

„Und dabei lesen Sie Romane?“

„Fällt mir nicht ein. Außer Gyp — nichts. Und sogar das kann man schließlich alles selber erleben. Gar nichts thu' ich den ganzen Tag — je faulen, desto besser. Baril sagt, er habe sich in mich verliebt, weil ich so faul bin . . .“

„Ich habe im Gegenteil Ihre Fingerfertigkeit rühmen hören.“

„O, man spricht so vieles — und über jeden. Unter der Fingerfertigkeit verstehen Sie wohl meinen Hang, dann und wann mit Gegenständen um mich zu werfen? Sehen Sie — so! Paßt mir etwas nicht, so fliegt ein Buch durch die Luft oder ein Glas durchs Fenster — der Blumenstrauß, den Sie mir kurz vor Ihrem Sturz zum Geburtstage schickten, flog, wie er da war, meiner Maruscha an den Kopf.“

„Warum, wenn ich fragen darf, waren Sie so grausam?“

„Das sag' ich Ihnen jetzt nicht mehr.“

Kelling neigte sich über sie, lächelnd, mit jenem vielsagenden und doch oberflächlichen Blick, den auch ernste Männer manchen Frauen gegenüber anwenden. „Wollen Sie mir das anthun und ein so wichtiges Ereignis mir nicht aufklären?“

„Nun, es ärgerte mich, daß Sie nicht selber kauen. Doch jetzt versteh' ich es ganz gut.“

„Warum jetzt?“

„Weil ich Ihren Geschmack kennen gelernt habe. Sie sind zu deutsch . . .“

Kellings Mienen veränderten sich sofort. „Ich war und bin ein ungelehriger Schüler in fremden Sprachen, Maranise,“ sagte er frostig.

Sie zuckte die Achseln und schwieg. Ihr Mann streifte an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken. Er hatte sich Elisabeths Fächers bemächtigt, den er schläfrig auf und zu klappte.

Er hielt es für ganz überflüssig, etwas zu sagen; manche Damen zogen eine stumme Bewunderung der vielsprechenden vor. Und stumm bewundern, darin war Baril Meister! Eine Wendung, ein melancholischer Blick, ein Zucken der Mundwinkel, Schweigen . . . er hatte es in der That zu einer Virtuosität gebracht.

Kurz vor Tisch flog Lenia auf ihn zu. „Ich bitte dich, Basi, mach dich nicht lächerlich mit der Klosterfrau, alle Welt redet schon davon.“

„Ist mir einerlei.“

„Siehst du denn nicht, daß die keinen Spaß versteht? Sie ist wie saurer Rahm, schwer und weiß, und wird dir schleckt bekommen.“

„Was geht das dich an, wie sie mir bekommt!“

„Glaub ja nicht, daß ich eifersüchtig bin. Ich würde mich im Gegenteil freuen, wenn etwas deinen Geist beschäftigte.“

„So verdirb mir nicht den Appetit.“

„Als ob irgend etwas dir den verderben könnte.“

„O, du, schweige, du hast vor der Fahrt einen gebratenen Fasan verspeist!“

„Mon cher, manchmal benimmst du dich wie ein Droschkenkutscher.“

„Wirst du mir nicht den Fächer an den Kopf werfen?“ . . .

„Die Baril ist wieder toll,“ flüsterte Galenz dem Leutnant Rögge zu.

„Ich sehe sie nicht gern hier. Ihrer Zunge ist nicht zu trauen. Sie pflegt die Baronin die brünliche Witwe zu nennen.“

„Nicht schön. Aber was sieht es dich an?“

„Kein menschliches Interesse,“ sagte Rögge nervös.

„Du, was war das mit den Blumen?“

„Das war ein Protest gegen jeden, der es wagt, das alte Lied wider die Pflegerin Kellings zu singen! Unter Umständen könnte aus den Rosen etwas andres werden . . .“

Galenz stutzte einen Augenblick. Dann drohte er ihm mit dem Finger. „Na, na — verfalle nicht dem Schwesternzauber!“

„Das ist ja gerade das Sonderbare,“ sprach Rögge sinnend, „man merkt ihr nichts mehr davon an; ich suche und suche — der bittere Ernst des Krankenhauses diente ihr so wundervoll als Hintergrund.“ —

„. . . Ich freue mich, Sie so glücklich zu sehen,“ sagte Doktor Brandt zu Kelling. „Ihre Frau wird ja bewundert wie der Vogel Phönix — sie spricht gerade mit der Maranise Baril. Apropos, was ich sagen wollte! Die Marquise leidet an einer eigentümlichen Augenkrankheit — fremde Ehemänner fallen ihr leicht ins Auge und bringen eine allgemeine Entzündung hervor.“

*

Die Zimmereinrichtung der Maranise Baril hatte Platz im Koffer.

„Was wollen Sie?“ pflegte sie zu sagen, „wir reisen von Ort zu Ort, bleiben hier ein Jahr, dort ein halbes Jahr, wir können keinen Haushalt mitschleppen.“

So hatten sie auch hier nur eine möblierte Etage gemietet, und der Inhalt des Koffers diente dazu, den fremden Möbeln den Stempel der eignen Persönlichkeit aufzuprägen.

Da waren Seiden aus Brussah und Indien, lang, bunt und dünn wie Spinnweben. Gewirkte und geknüpfte Teppiche aus Persien, venezianische Gläser, Vasen aus Nilschlamm, perlmuttereingelegte winzige Tischchen aus Stambul, kleine Nichtse aus getriebenem Silber, Rauchgeräte aus Elfenbein mit kunstvoll geschnitzten Wappen, Chinesen als Bonbonniere, dazwischen irgend ein antikes Stück, überall an den Wänden diese irritierende, leichte, schillernde Seide in empörender Farbenzusammenstellung.

Niemand hatte Zeit, unter diesem Goldstaub die ärmlichen, polierten Möbel anzusehen, die in einem Stil erfunden und ausgeführt waren, den Lenia Baril „die Sonntagsgedanken eines Schreiners“ nannte. Manches war defekt, alles spießbürgerlich. Die Tischplatte war dafür mit einem goldgestickten Meßgewande bedeckt und ein Riß in der Tapete durch einen kostbaren Kupferstich verdeckt.

Die Maranise liebte es, hier ihre Besuche zu empfangen und ihnen Thee anzubieten. Marnscha, ihre Zofe, mußte ihn am Nebentische bereiten.

Digitized by Google

„Lenia, sieh, was ich wieder gemacht habe,“ sagte Baril, im Schlafrock eintretend. Er hielt ihr eine aufgespannte Leinwand entgegen.

„Du bringst einen Oelfarbengeruch mit,“ erwiderte sie nervös. „Und was ist das wieder?!“

„Ein Stillleben, das . . .“

„Nun, das seh' ich ja. Ein an den Hinterläufen aufgehängter Hase und zwei Hühner, die Köpfe nach unten — du malst immer nur aufgehängtes Federvieh; zwanzig solcher Bilder liegen und stehen herum.“

„Es ist doch schön, wenn ein Mann sich beschäftigt,“ sagte Baril phlegmatisch. „Und du ahnst nicht, wie rasch mir dies von der Hand geht. Die Federn gelingen mir vorzüglich.“

„Eine Beschäftigung?“ spottete sie. „Wenn du darüber nicht irrsinnig wirst, so werd' ich's, das ist ja eine permanente Kongestion ins Gehirn, die du da malst.“

„Die — du — da!“ wiederholte er ärgerlich. „Du führst eine unelegante Sprache!“

„Halt mir den Kopf. Ich hab' Migräne.“

Baril lehnte das Bild an die Wand und legte gehorsam seine langen Hände auf ihre Stirn.

„Erwartest du heute Besuch?“

„Ich habe Rögge zum Thee aufgefordert. Er ist ganz in den Banden dieser ehemaligen Schwester . . .“

„Ich bitte dich, sei vorsichtig!“

„O, das sagt' ich ihm ins Gesicht.“

„Und wenn er es übel nimmt?“

„Dann wirst du dich mit ihm schlagen — oder auch nicht.“

„Bilde dir nur nicht ein, daß ich mich wegen deiner Capricen mit irgend jemand schlagen werde.“

Sie zuckte die Achseln. „Weil du selbst verliebt bist in diesen Ausbund von Schönheit.“

„Ja, das gebe ich zu. Du bist Paprika; von Zeit zu Zeit sucht man seinen Hunger mit weniger scharfen Mitteln zu stillen.“

„Laß meinen Kopf los! Was wollte ich doch sagen? Der Doktor weiß irgend etwas Geheimnisvolles über die Kelling.“

„So?“

„Und ich behaupte, was jeder Mensch hier sagt: aus Berechnung hat sie ihn geheiratet, — ihn, den Baron!“

„Was ereiferst du dich nur so? Was geht das denn dich an?“

Sie sprang auf und faßte ihn an einem Knopf seines Rockes.

„Ueber dem Malen von Federvieh ist dir der Verstand eingeschlafen! Was mich das angeht, fragst du? Meine Ehre gilt's . . .“

„Ehre?“ stotterte Baril, „Ehre . . .?“

„Ich hatte mir einst vorgenommen, den wollt' ich zum Freund. Kelling nämlich. Wie es kam, weißt du ja. Nun, ich setze meine Ehre darein, ich erhalte ihn dennoch zum Freund.“

„Bah . . .“

„Hast du etwas dagegen?“

„Ich? Nicht das geringste. Um so weniger, meine Liebe, als dein Bemühen um Kelling wohl ein fruchtloses bleiben wird.“

„Bist du dessen sicher?“ fragte sie böse.

„Ja, meine teure Lenia. Eine Frau wie Frau Elisabeth beträgt man nicht, auch nicht mit den Gedanken. Wenn — ja, wenn er dieser Schändlichkeit fähig wäre, auf Pistolen würd' ich ihn fordern . . . nicht um deiner, sondern um ihrer Ehre willen.“

Lenia brach in lautes Lachen aus. Baril aber nahm sacht sein Stillleben zur Hand und begab sich zurück in sein Atelier.

Etwas fiel mit dumpfem Knall gegen die geschlossene Thür.

Es war Lenias Handspiegel.

*

Bald nach Sonnenaufgang, wenn der nächtliche Schwaden wie ein gespenstischer Schleier am Waldsaum durch die Stämme schwebte, in die Kronen der Bäume stieg und dann sich auflöste, zog Kelling schon aus zur Jagd. Die Morgenröte glänzte im Moor wie Tausende dunkler Nelken; und er dachte an Elisabeth.

Wer ihm früher gesagt hätte, wie das Glück aussieht! Da malt man sich's aus, und kein Reichtum der Welt, kein Ruhm, kein Glanz der Erde genügt der hungrigen Phantasie, die ihr „Mehr! Mehr!“ dem grauen Alltag entgegenschreit, und endlich ist es da, — ein gedeckter Tisch, ein grüner Zweig, der von draußen ins Fenster winkt, und ein stilles Gesicht, das man lieb hat — sonst nichts.

Um zehn Uhr pflegte er mit leerer Jagdtasche, bespritzten Stiefeln und gerötenen Wangen heimzukehren und mit Elisabeth zu frühstücken. Er erzählte dann, was er erlebt — Geschichten von Rehen, von Vögeln.

Heute fand er auf seinem Teller ein Billet mit dem Barilschen Wappen. Kein Mensch konnte unterscheiden, was es vorstellte. Rögge behauptete einst: „Eine Schlange mit langen Beinen“, Galenz: „Ein heiliges Krokodil“.

„Die Marquise Baril schreibt mir, sie erwarte mich zu einem Herrenthee,“ sagte er verstimmt. „Ihre Handschrift, diese modernen, steilen Riesenbuchstaben, genügt, mir die Laune zu verderben. Und ich gehe ohne dich nicht aus; ich finde es sonderbar von ihr, Herrenthees zu geben.“

„Markwart,“ fragte Elisabeth leise, „habe ich dich zum Einsiedler gemacht?“

„Ja,“ sprach er und legte seine Serviette nieder. „Soll ich dir etwas ganz offen gestehen? Ich kenne dich noch nicht. Jeden neuen Tag muß ich dich anblicken wie ein Rätsel, wie ein Wunder. Tausend Dinge möcht' ich dich fragen.“

„Ich bin kein Rätsel,“ sagte sie fast traurig. „Wann lernst du das begreifen?“

Und im Grunde ihrer Seele wünschte sie, daß er den Weg zurückfände zum pulsierenden Leben — in den Alltag. Sie vermied es geflissentlich, in seine forschenden Augen zu sehen. Er nahm ihr die Seele aus dem Körper, um sie andächtig zu verehren: aber was irdisch an ihr war, suchte vergebens das Irdische an ihm.

Digitized by Google

Waren das noch immer die Schatten der Cypressen von der Toteninsel?

„Lieber," sprach sie, zur Heiterkeit sich aufraffend, „warst du immer so menschenscheu?"

Er blickte verwundert auf. „Ich? Ich war und bin noch heute der Frohste unter den Frohen. Nur eines hab' ich nie gemocht — als Knabe nicht und nicht als Mann — das Uebertriebene, mit grellen Farben Gemalte, das Abenteuerliche. Barils hielt ich von jeher für adlige Mausefallenhändler."

„Markwart!" Elisabeth lachte.

„Kurz vor meinem Sturz mit dem Pferde machte ich die Entdeckung, daß die Marquise mir die Ehre anthat, mit mir zu kokettieren."

„Wie drollig — ich merkte es nenlich."

„Es giebt Leute, deren Stammburg in Sodom oder Gomorrha stand."

„Ich weiß es wohl."

„Die Marquise Lenia Baril gehört zu diesen. Ich habe sie eingeladen, um für genossene Gastfreundschaft zu quittieren. Ich werde nie mehr hingehen."

„Markwart, ist das klug gehandelt?"

Er mußte lächeln. „Ich habe niemals die berechnende Klugheit über meinen Instinkt triumphieren lassen."

„Sie wird es tödlich übelnehmen."

Im stillen wunderte Kelling sich, daß Elisabeth ihm so unbefangen zuredete, diese Frau zu besuchen, von der er soeben erzählt, daß sie mit ihm kokettiere. Es bewegte ihn als ein Zeichen ihrer Reinheit und Güte.

„Geh hin," sagte sie nochmals, „ich bitte dich darum! Soll diese Frau sagen: er fürchtet meine Macht, darum kommt er nicht?"

Kelling stutzte einen Augenblick. „Du hast recht," erwiderte er dann, „aber ich rechne nicht mit ihren falschen Voraussetzungen, die mich nicht berühren können — ich folge meiner Erkenntnis ohne Wenn und Aber — da bin ich von einem Eigensinn und einer Störrigkeit —"

„Der Eigensinn, bei mir zu bleiben," sagte Elisabeth weich und schlang die Arme um seinen Nacken.

Jedoch in derselben Sekunde zog sie sie auch wieder zurück: Nina trat ein, um abzuräumen.

Geräuschlos und eilig that sie ihre Pflicht.

„Kindder," sagte sie zum Kammerdiener und der Pförtnerin, „den beiden sollte man die goldene Tugendrose auf einem Sammetkissen überreichen."

*

Tropfenweise regneten die Gäste in den Salon Baril, wo am hellen Tage eine Beleuchtung herrschte wie in einer Schaubude. Galeuz hatte ihn auf den Namen „Kinematograph" getauft. Durch Lampen und Lämpchen in Tulpenform, von allen Farben, erzielte die Marquise jenen goldigen Ton, der so sehr dazu angethan ist, die Wirklichkeit zu verwischen und das nicht Vorhandene täuschend herbeizutäuschen-spielern.

Ein Parfüm, das niemand kannte, kitzelte Nase und Gaumen der Eintretenden. Der Thee und die Kuchen schmeckten danach.

Lenia Baril trug ein five o'clock à la baby und saß in einem niedrigen Stuhle.

Rögge und Galeuz erschienen und ein paar blutjunge Offiziere, die hauptsächlich wegen des Pommeranzenliqueurs kamen, auch ein alter Professor, der einmal im Kaukasus gewesen war.

Lenia schwieg beharrlich, ungezogenerweise in einem Buche blätternd. Den Lentnants brannten vor Verlegenheit die Ohren. Rögge, der sich alle Mühe gab, nur nicht laut aufzulachen, unterhielt mit Galeuz ein mattes Gespräch.

Der Thee kam nicht, der Gemahl kam nicht . . . Lenia schwieg.

Nach zwanzig Minuten peinlichster Erwartung öffnete sich die Thür, und Baril erschien mit der Lässigkeit eines großen Neufundländers.

„Lenia," sagte er, nachdem er seine Gäste begrüßt, „warum giebt's keinen Thee? Ah so, du erwartest wohl Kelling? Der hat abgesagt, ich habe sein Billet noch da." Der Marquis befühlte seine Taschen. „Ich begegnete ihm selbst, er hat Geschäfte in der Stadt, da teilte er mir den Inhalt seines Billets mit — verzeih, es lag seit heut früh bei mir. Ich hatte es ganz vergessen."

Die Marquise sprang auf und nahm das Couvert aus seiner Hand. Ein Haß, tödlich wie Gift, züngelte aus ihren Pupillen dem lächelnden Manne entgegen.

„Tant pis," sagte sie nur und klingelte nach Thee.

Der war so schlecht, daß Rögge in der darauffolgenden Nacht kein Auge zuthun konnte. Er sah bei wachendem Hirn die tückischsten Wahngebilde.

‚Das ist sehr ungeschickt von Kelling, das hätt' er nicht machen sollen,' dachte Rögge. ‚Wer wird auf eine Schlange treten? Oder sollte Frau Elisabeth . . .'

*

Zwei Wagen begegneten sich in der breiten Lindenallee des Stadtparkes. Ein leichter Jagdwagen, mit Rassepferden bespannt, und ein Gefährt ohne Charakter mit Ponies.

In dem ersten saßen Kellings — Markwart fuhr selber —, in dem andern die beiden Barils.

„Die unmögliche Ponnequipage flammt offenbar von einem Affentheater," flüsterte Markwart seiner Frau zu. „Sie haben sie beim Pferdeverleiher gemietet. Da siehst du das Aber. Lieber gar keine Equipage als eine, die nicht ganz korrekt ist."

„Du bist streng," entgegnete Elisabeth nachdenklich. „Ich fasse so etwas harmloser auf. Warum soll sie nicht spazieren fahren, wenn es ihr Vergnügen macht? Ihre Mittel gestatten ihr nur Ponies — sie ist sehr vernünftig, daß sie sich mit ihnen begnügt!"

„Da kommen Kellings," sagte Baril zu Lenia, die ebenfalls selbst fuhr. „Ein paar famose Pferde. Da ist Rasse drin! Ich liebe nichts, das keine Rasse hat . . ."

Er zog den Hut mit sehr verbindlichem, fast ehrerbietigem Gruß.

„Höre, Basti, du hast eine unterwürfige Art,

Digitized by Google

Digitized by Google

Fasanenjagd. Originalzeichnung von George Roller.

Digitized by Google

zu grüßen," sagte Lenia, die ganz weiß geworden war. Sie versetzte ihren Ponies einen sausenden Peitschenhieb.

„Ich mache dich darauf aufmerksam, daß es einer Dame nicht ansteht, die Peitsche zu gebrauchen."

„Sei still, oder ich werfe um — mit Absicht um —"

„Ich trau' es dir zu."

„Sie ist blaß geworden," sagte Elisabeth zu ihrem Manne.

Er hörte es nicht, da er die Pferde scharf parieren mußte.

Barils hatten in einer Nebenallee gewendet und jagten nun in vollem Galopp dem Kellingschen Wagen wieder entgegen. Elisabeth sah zwei Reihen kleiner Manschettchen blitzen, zwei Augen funkeln ... Hatte Lenia die Macht über ihre Pferde verloren, oder wollte sie einen Scherz wagen, genug, ihr Gefährt sauste dicht an der Equipage Kellings vorbei, so dicht, daß Kelling es nur seiner Geistesgegenwart verdankte, wenn ein ernster Zusammenstoß vermieden wurde.

Die Pferde standen. Sie zitterten am ganzen Leibe.

Elisabeth hatte ihren Mann noch nie so gesehen, wie in dieser Minute. Straff aufgerichtet, bleich, mit bebenden Nasenflügeln, eine blaue Ader auf der Stirn.

Lenia war zu Boden gesprungen und kam herbeigeeilt.

„So geht's, wenn man Kindern Pferde anvertraut, — nicht wahr, ich bin sträflich tollkühn und unerlaubt ungeschickt? Sie sind doch nicht zu Schaden gekommen?"

„Maraniše," sprach Kelling schneidend, „beunruhigen Sie sich in keiner Weise!"

Ein Gruß — Lenia trat zurück.

Der Wagen mit Kellings rollte davon auf den weichen, glatten Parkwegen.

„Da ist ja Rögge," sagte Markwart, nochmals haltend. Er forderte den Offizier auf, den leeren Platz neben seiner Frau einzunehmen.

„Was ist geschehen? Was fehlt Kelling?" fragte Rögge besorgt.

Sie erzählte es ihm. „Ich wünschte," sagte sie dann leise und errötend, „daß er mehr unter Menschen ginge. Wir würden uns sehr freuen, wenn seine Freunde öfters kämen. Schloß Kelling ist ja in zwanzig Minuten zu erreichen."

Rögge konnte sich nicht enthalten, einen kurzen, scharfen Blick in diese dunkeln Augen zu thun.

„Und wie gern kommen wir," sagte er mit leicht bewegter Stimme.

Kelling wandte sich um. „Na," fragte er gezwungen heiter, „was wird da wider mich verhandelt?"

„Hoffentlich nicht wider dich," sagte Rögge lächelnd, „deine Gemahlin war eben so liebenswürdig, mir zu sagen, daß wir dich zuweilen auf Schloß Kelling überfallen dürfen."

Elisabeth entging es nicht, daß Kelling ein wenig stutzte.

„Gewiß, das wäre reizend von euch, mein Alter," sagte er, dem Freunde zunickend.

Zu Hause angelangt, trat er in Elisabeths Zimmer und schickte Nina fort — zum erstenmal. Ehe Elisabeth Zeit fand, ihren Hut abzulegen, nahm er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie lange auf den Mund.

„Warum lockst du und rufst du mir die Welt ins Haus, wo ich nur dich will? Warum? Warum?"

*

Sebastian Baril stand in seinem Atelier, das schläfrige Gesicht mit der slawischen Nase merkwürdig verändert; eine gewisse elementare Wildheit lauerte darauf, eine Wildheit, die sich zu entfesseln drohte, wie bei einem Tiger, den man lange mit Morphium betäubt hatte, und bei dem plötzlich die wahre Raubtiernatur durchbricht, wenn sein Bändiger es am wenigsten erwartet.

„Sei meinetwegen kokett, sei rachsüchtig, sei altes, was du bisher gewesen bist — aber die Infamie von heute —"

„Die Infamie, daß mir die Pferde durchgingen?" sagte Lenia achselzuckend. „Schmähe mich, ich lache darüber. Es ist leicht zu schmähen, nachdem du die Millionen verspielt, wegen deren du mich geheiratet hast."

„Ja," sagte er grimmig und zeigte all seine großen, weißen Zähne, „die hab' ich verspielt ..."

„Und mich dazu."

„Lenia!"

„Hast du mich rufen lassen, um mir das zu sagen?"

„Ich habe dich rufen lassen, um dir mitzuteilen, daß ich dir die Ponies wegnehme."

Sie lachte laut auf, warf ihm spöttisch eine Kußhand zu und verließ das Zimmer.

Baril warf sich ermattet in einen seiner leichten Bambussessel und schloß die Augen. Ein altes russisches Lied fiel ihm ein: „Näh nicht, liebes Mütterlein, den roten Sarafan ..."

Die Zeit der alten Lieder war vorbei, er wunderte sich, daß er ihre Melodie noch kannte. In den Schmutz hinabgezogen! Entehrt durch die Gemeinschaft mit einem Weibe wie Lenia.

„Sklavennatur! Sklavennatur!" stöhnte er. „Ich Thor! Ich Elender! Wenn das meine Mutter geahnt hätte! Sie trug eine Sammetkasawaika, mit Zobel verbrämt, und Pelzhandschuhe, wenn sie aus Dorf ging und die Bauern sie hoch in die Luft hoben und ihren Namen riefen: Alexandra Dmitriewna! Alexandra Dmitriewna! Und die kleinen Kinder krochen auf dem Bauch vor ihr und küßten ihre Stiefel, die waren weich und sauft."

„Näh nicht, liebes Mütterlein, den roten Sarafan ..."

Der große Mensch fing an zu weinen und zu schluchzen.

„Mein Gott, das sind die Nerven," sagte er plötzlich. Dann nahm er Pinsel und Palette und begann einen großen Hummer zu malen, der neben einer Weintraube lag.

*

Digitized by Google

Still und schwer fiel der Regen. An den Fenstern rieselte er herab; Wolken verhängten die Landschaft. Und nun tauchte aus dem grauen Einerlei ein glänzender schwarzer Punkt auf: Kellings Coupé. Er war in der Stadt gewesen, und Elisabeth hatte zum erstenmal den Kamin heizen lassen, um ihn zu überraschen.

Ihr schien, als nähme er sich heute lange Zeit, den Mantel abzulegen. Sie mußte noch ein Scheit aufs Feuer thun, um die knisternde Glut rot, hell und heiter zu erhalten.

Endlich kam er.

Elisabeth prallte zurück.

„Markwart, hast du Unglück mit den Pferden gehabt?“

„Nein. Warum fragst du mich das?“

Sie sah ihm fest ins Gesicht.

„Ich kenne deine Augen, Markwart. Es ist etwas darinnen, wie unruhig, als die Maranise uns mit ihren Ponies in die Flanke sagte.“

Er wandte sich ab und trat an den Kamin.

„Der heimische Herd,“ sagte er heiser. „Die Flamme des Hauses. Unser erstes Kaminfeuer, Elisabeth.“

„Ja,“ sprach sie bang. „Weißt du, wie wir uns darauf freuten, an langen Winterabenden auf niedrigen Stühlen am Kamin zu sitzen, und —“

„Und?“ fragte er finster.

„Weißt du es denn nicht mehr?“

„Alles,“ brachte er kurz hervor.

„So komm!“

Das Kaminfeuer spiegelte sich in ihren Augen, warf eine sanfte Röte auf ihre Wangen. Lockend warm klang ihre Stimme, anders wie sonst.

„Lieber,“ sagte sie lächelnd, „wir wollten — rechte Kinder sein. Das war's. Thörichte, verliebte Kinder,“ schloß sie rasch. „Komm!“

Sie drückte ihn nieder auf den weichen Seidenstuhl und rückte den ihren neben ihn. Da strich er hastig mit der Hand f' :e Stirn.

„Ja,“ flüsterte er und preßte sie an sich, „ich hab' es mir einst so schön vorgestellt, am Kaminfeuer dich halb tot zu küssen.“

Das war ein fremder Ton. Elisabeth blickte empor und sagte: „Thu's!“

Er zögerte. Er starrte sie unverwandt an.

„Unsre Brautzeit war so voll Qual und Angst,“ sprach sie leise. „Wir müssen vieles nachholen.“

„Elisabeth!“ sagte er langsam. „Rätsel, Rätsel, du!“

Sie wollte ihm antworten, da erschien Nina mit einem silbernen Teller, auf dem eine Visitenkartentasche aus rotem Juchten lag. In der oberen Ecke links in grüner Emaille mit Gold das merkwürdige Wappen mit dem „heiligen Krokodil“.

„Entschuldigen, Frau Baronin, der Kutscher hat dies soeben im Wagen gefunden.“

Elisabeth nahm die Tasche in die Hand und wendete sie nach allen Seiten.

„Es ist gut,“ sagte sie nur.

Nina entfernte sich geräuschlos.

Die Glut, die Kellings Schläfen färbte, war nicht durch die Hitze im Kamin verursacht.

„Das ist die Visitenkartentasche der Marquise Baril,“ sagte Elisabeth ruhig und ließ sie auf ein Tischchen fallen, das in der Nähe stand.

„Warum fragst du nicht mehr?“ sprach er beinahe barsch.

„Weil du mir von selbst erzählen wirst, was ich wissen soll. Erzählst du mir nichts, so werde ich mich zufrieden geben.“

„Bravo!“ rief er und beugte sich vor. „Du bist das Muster einer Frau. Ist es dir wohl nie eingefallen, wie viel besser du bist als andre?“

Elisabeth begegnete seinem Blick.

„Ach,“ fuhr er fort, indem er sich erhob und etwas an der Garnitur der Kaminplatte ordnete, „die Sache ist lächerlich einfach! Ich traf die Marquise Baril ohne Schirm im strömenden Regen und saß selbst im Trockenen, da besiegte ich meine Antipathie und bot ihr einen Platz in meinem Wagen an bis zu ihrer Wohnung, und nun scheint es, daß sie dies lederne Ding vergessen hat.“

„Ja,“ sagte Elisabeth, „du kannst ihr's ja bringen, wenn du wieder in die Stadt fährst.“

„Meinst du wirklich?“ fragte er scharf.

Elisabeth senkte in tiefem Befremden den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Das vergessene Grab.

Welkes Riedgras rauscht im Winde,
Keine Blume spendet Duft.
Dem vergeßnen Menschenkinde
Wölbt vergessen sich die Gruft.

Nur die Sonne küßt sie leise,
Perlen sprüht der Morgentau,
Und der Vöglein Tagesweise
Grüßt herüber von der Au.

Und der Mond in milden Nächten
Spielt darum mit sanftem Schein,
Und die kleinen Sterne flechten
Ihren Silberglanz hinein.

Von dem Busch der wilden Rose
Singt zu Pfingsten der Pirol:
Unterm Moose, unterm Moose,
Längst vergessen, ruht sich's wohl!

Paul Grotowsky.

Digitized by Google

Georg Daniel Teutſch.

Am 19. Auguſt dieſes Jahres wurde zu Hermannſtadt in Siebenbürgen das Denkmal des weiland Biſchofs der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Landeskirche Georg Daniel Teutſch enthüllt. Ein monumentum aere perennius hat der Mann durch ſein gottgefälliges Wirken über den kleinen Kreis ſeiner engeren Landsleute hinaus ſich ſelbſt errichtet, davon zeugte nicht nur die ſtarke Vertretung der proteſtantiſchen Landeskirchen und Univerſitäten des Deutſchen Reiches bei der Feſtfeier; auch der raſche Fortgang der Sammlungen für das Denkmal des erſt vor ſechs Jahren, am 2. Juli 1893, Dahingegangenen beweiſt eine dankbare Anerkennung der Verdienſte und der Perſönlichkeit des Mannes, die bei uns Deutſchen keineswegs Regel iſt.

Das Georg Daniel Teutſch-Denkmal in Hermannſtadt.

Ueber ein halbes Jahrhundert hat Georg Daniel Teutſch im Dienſte der proteſtantiſchen Landeskirche der Siebenbürger Sachſen geſtanden, faſt 26 Jahre an deren Spitze als gewählter Oberhaupt. Die äußeren und die inneren Verhältniſſe des Stammes der Siebenbürger Sachſen haben in dieſer Zeit eine tiefgreifende Umbildung erfahren. Es war gutenteils ſein Verdienſt, daß das Gefühl der geiſtigen Einheit und Zuſammengehörigkeit durch die neue Verfaſſung der proteſtantiſchen Landeskirche einen feſten Halt erhielt (1861 62), der ſeit der Vernichtung der hiſtoriſchen Selbſtändigkeit der „ſächſiſchen Nation“ und der Zerſchlagung des „Königsbodens“ (1876) ſich durchaus erprobt hat. Auf dem Boden der presbyterialen Gemeinde aufgebaut, auf der Wahl aller Geiſtlichen und Lehrer durch das Laienelement, ſelbſt die Entſcheidung über dogmatiſche Beſtimmungen der Landeskirchenverſammlung überlaſſend, ſtellt ſie eine wahre Volkskirche dar, in unbefangener Ausgeſtaltung des Grundgedankens der deutſchen Reformation. Georg Daniel Teutſch war als Referent die treibende Kraft, die auch den ſtillen und offenen Widerſtand zu überwinden wußte. Sein Name hatte auch ſchon im Mutterlande einen guten Klang, man kannte ihn als den Verfaſſer einer trefflichen „Geſchichte der Siebenbürger Sachſen“ für das ſächſiſche Volk (1852—58), als eifrigen Pfleger hiſtoriſcher Studien.

Geboren am 12. Dezember 1817 zu Schäßburg in Siebenbürgen, hatte Teutſch nach dem Beſuch des dortigen Gymnaſiums zuerſt in Wien, dann in Berlin akademiſche Studien betrieben und unter dem Einfluß Leopold Rankes ſein Augenmerk ſchon als zweiundzwanzigjähriger Jüngling eingehenden Forſchungen über die reiche hiſtoriſche Vergangenheit ſeiner Heimat zugewendet. Seit 1842 wirkte er als Gymnaſiallehrer in der Vaterſtadt, 1848 war er Abgeordneter derſelben auf dem ſiebenbürgiſchen Landtag in Klauſenburg, die ausbrechende Revolution der Magyaren gegen das Haus Habsburg ſah ihn als Bürgerwehrhauptmann an der Seite der kaiſerlichen Truppen; das Jahr 1850 brachte ihm die Wahl zum Rektor des Schäßburger Gymnaſiums. In den fünfziger Jahren entſtand die „Geſchichte der Siebenbürger Sachſen“, von Hauſſer, Wattenbach und andern freudig begrüßt als friſche und anmutige Verarbeitung des Quellenmaterials, getragen von dichteriſch-ſchöpferiſcher Kraft, die allein vermoge, dieſerne Vergangenheit wieder zu beleben und dem Leſer anſchaulich vor Augen zu führen — dann das „Urkundenbuch zur Geſchichte Siebenbürgens“, das „Urkundenbuch der ſächſiſchen Landeskirche“ 1862, denen ſich im Laufe der Jahre eine lange Reihe andrer hiſtoriſcher Arbeiten angeſchloſſen hat. Die Berufung in den Gelehrtenausſchuß des Germaniſchen Nationalmuſeums (1855), die Ernennung zum Jenaer Ehrendoktor (1858) bedeuteten eine neue Verknüpfung der Siebenbürger Sachſen mit dem Mutterland, die zu pflegen ihm dann zeitlebens Herzensſache geblieben und als wahrhaft typiſchem Vertreter der beſten Züge ſeines Stammes im weiteſten Umfang gelungen iſt. Im Jahre 1863 trat Georg Daniel Teutſch zufolge der herkömmlichen Verbindung des theologiſchen und philologiſchen Studiums in das Pfarramt über; ſchon vier Jahre ſpäter ward er zum Biſchof gewählt. Unermüdlich widmete er ſich den vielſeitigen Pflichten ſeiner Stellung an der Spitze des geſamten Kirchen- und Schulweſens der Siebenbürger Sachſen, das trotz ihrer geringen Zahl von noch nicht einer Viertelmillion 253 Pfarrgemeinden, 273 Volksſchulen, 5 vollſtändige und 2 unvollſtändige Gymnaſien, ein Lehrerſeminar, mehrere Realſchulen und höhere Töchterſchulen umfaßt. In welchem Geiſt Teutſch ſeine Stellung ausfüllte, das kennzeichnete einer ſeiner deutſchen Freunde, der Heidelberger Juriſt Heinze, treffend mit den Worten: „Wohin er den Fuß ſetzte, gewann er die Herzen, wenn er den Mund öffnete, erhob er die Geiſter, woran er die Hand legte, dem drückte er den Stempel der Weihe auf.“ Zu der That, wie einer der gewaltigen Reformatoren des ſechzehnten Jahrhunderts, ſo ſteht er vor uns in dem von Donndorfs Meiſterhand geſchaffenen Denkmal.

Dr. J. G. Schultheß.

Digitized by Google

Die Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals.

Mit drei Abbildungen.

In feierlicher Weise iſt am 11. Auguſt im Beiſein des Kaiſers, des Reichskanzlers und der Miniſter Thielen, Freiherr von Hammerſtein und Freiherr von der Recke der Dortmund-Ems-Kanal eröffnet worden. Der Kaiſer traf vormittags früh in Kamen ein und begab ſich nach dem Empfang durch die dortigen Behörden zu Wagen dem Kanal entlang bis zum Pavillon, wo er die Kanalkommiſſion empfing, und weiter auf dem Dampfer „Strewe“ zu dem Hebewerke von Henrichenburg, wo auch das Kaiſerſchiff das Hebewerk paſſierte. An der ganzen langen Strecke bildeten Schulen der umliegenden Ortſchaften und Vereine aller Art aus der ganzen Provinz Spalier, ebenſo am Dortmunder Hafen und auf dem Wege zur Stadt. Der Hafenplatz war prachtig dekoriert. Die großen Transportſchiffe hatten über Toppen geflaggt. Die Tribünen waren dicht beſetzt. Anweſend waren der Oberpräſident, die Spitzen der Behörden, die Geiſtlichkeit, der Oberbürgermeiſter und die ſtädtiſchen Behörden. Als das Kaiſerſchiff in Sicht kam, ſtiegen mehrere tauſend Brieftauben auf. Pojannen und Böllerſchüſſe ertönten. Der Kaiſer landete um 9¼ Uhr im Hafen; er ſchritt die aufgeſtellte Ehrencompagnie ab und begab ſich alsdann unter tauſendſtimmigen Hurrarufen zum Kaiſerpavillon zur Feier der Hafeneinweihung.

Der ſtädtiſche Hafen in Dortmund.

Rathaus in Dortmund.

Geſang leitete die Feier ein, dann richtete Oberbürgermeiſter Schmieding eine Anſprache an den Kaiſer, worin er mit Hinweis auf die einmütige Begeiſterung der Bevölkerung der Hoffnung auf den Schutz des Staates bei der ſchwierigen Lage der Kanalverhältniſſe Ausdruck gab.

Hierauf hielt der Kaiſer die Anſprache, deren Wortlaut inzwiſchen allgemein bekannt geworden iſt. Baurat Mathies gab ſodann eine techniſche Darſtellung über die Art und Bedeutung des Kanals und überreichte dem Kaiſer eine hierauf bezügliche Denkſchrift. Die Einweihung wurde durch Geſang geſchloſſen. Der Kaiſer begab ſich darauf über die Brücke, auf der ſich eine Anzahl Jungfrauen aufgeſtellt hatte, unter brauſenden Hurrarufen zur Dortmunder Union.

Nach viertelſtündigem Aufenthalt daſelbſt ging die Fahrt unter dem Geleite der Münſterer Kürafſiere zum alten Markt, wo das alte Rathaus beſichtigt wurde. Dasſelbe, eine Perle frühgotiſcher Baukunſt, iſt, wie bekannt, in der jüngſten Zeit von allem entſtellenden Beiwerk befreit und in ſeiner ganzen urſprünglichen Stilreinheit wiederhergeſtellt worden. In dem prächtigen altertümlichen Saale, an deſſen Thür Herolde Wache hielten, begrüßte Oberbürgermeiſter Schmieding nochmals den Kaiſer und überreichte ihm in einem goldenen Pokal, der von den Beigeordneten geſtiftet war, den Ehrentrunk.

Der Kaiſer dankte, unternahm hierauf eine Rundfahrt durch die Stadt und beſuchte den Kaiſer Wilhelms-Hain, wobei das Publikum begeiſterte Huldigungen darbrachte. Mittags 12¼ Uhr erfolgte die Abfahrt nach der Villa „Hügel“.

Digitized by Google

Bei der Ankunft auf der Station Hügel wurde der Kaiser vom Kommerzienrat Krupp empfangen. Der Bahnhof war mit Teppichen belegt und mit Fahnen geschmückt. Nachmittags trafen daselbst auch der Reichskanzler und Minister Thielen ein. Am folgenden Tage stattete der Kaiser von der Villa „Hügel“ aus der Thalsperre bei Remscheid, sowie dem Schlosse Burg an der Wupper einen

Land nach der Brücke, die des Kaisers Namen trägt. Hier ließ er sich die Geschichte des Baues erklären; dann wurde die Fahrt durch das reichgeschmückte Solingen nach dem Solinger Südbahnhof fortgesetzt, von wo die Rückreise nach der Villa „Hügel“ erfolgte.

Zum Empfang des Kaisers waren im ganzen Kanalgebiet gewaltige Vorbereitungen getroffen worden. Die

Memeniaufn. von Hofphotograph Schmitz, Köln.

Die Eröffnungsfeier.

Besuch ab. In dem Schlosse wurde der Kaiser feierlich empfangen; der Vorsitzende des Schlossvereins und der Provinzialkonservator der Rheinprovinz erläuterten die Pläne zur Wiederherstellung des Schlosses, für das kürzlich vom Kaiser eine erhebliche Summe ausgeworfen worden ist.

Nun ging es im Triumphzug durch das Bergische

Strecke, die der Kaiser am 11. bis Dortmund durchfuhr, war mit Guirlanden geschmückt. Die Stadtverordneten von Remscheid hatten zum Empfang des Kaisers einen „unbeschränkten Kredit“ bewilligt. Die Stadt Solingen widmet dem Kaiser ein kostbares Erzeugnis der Solinger Waffenindustrie in Gestalt eines Ehrenpallasches, der ihm später überreicht werden wird. hf.

Digitized by Google

Originalzeichnung von E. T. Compton.

Die Jungfrau.

Alpenkönigin! — Hoch ruhst du auf schwellenden Polstern,
Adler bringen den Gruß, wenn dich der Morgen umfließt.
Einsam schaust du hinab; es donnern finstre Gewitter
Dir zu Füßen, den Strom sendest du segnend ins Thal.
Rings erblüht die Fülle des Glücks, die Völker begrüßen
Dich in friedlicher Pracht, dich von den Wolken umhüllt.
Wehe jedoch, wenn du von Freveln empört der Lawine
Zeigst den furchtbaren Pfad, den sie mit Trümmern bedeckt.
Weh, wenn deines Mantels Saum: schwer lastende Gletscher
Unwiderstehlich die Flur füllen mit bläulichem Eis,
Daß die Priester das Kreuz erheben vergeblich zum Schutze:
Nicht vor dem Heiligen weicht, nicht vor Gebeten die Macht,
Die sich selber gehorcht! — Es flicht des Abends die Sonne
Dir von Rosen den Kranz um das erhabene Haupt.
Aber gelassen nimmt die Nacht ihn dann von der Stirne,
Legt das Diadem leuchtender Sterne darauf.
Ueber den Wolken hehr siehst du sie steigen und sinken,
Ewigen Harmonien horchst du mit ruhigem Blick,
Bis am Ende der Zeit in ungezählten Aeonen
Schweigend des Ewigen Wink löset die Welten in Staub.

Barwies, 15. August 1899. Adolf Pichler.

Digitized by Google

Im Studierzimmer.

Adolf Pichler.

Von

A. Brandl.

Mit vier Abbildungen nach Spezialaufnahmen für „Ueber Land und Meer“ von Aug. Wilcke in Innsbruck.

Das Bild eines Achtzigjährigen steht an der Spitze des Musenalmanachs „Jungtirol“, den die Modernsten an Inn und Etsch vor kurzem herausgaben. Um seinen Geburtstag, der eigentlich mitten in die Ferien, auf den 4. September, fällt, mit studentischer Frische zu feiern, wurde ihm von Innsbrucks Jugend schon am 7. Juli ein begeisterter Fackelzug gebracht. In Versen und Prosa verkündet die neue Generation sein Lob. Wenn die Heimat so ihren Propheten ehrt, gegen das Sprichwort, muß er ein eigenartig hervorragender Mann sein.

Was der Innsbrucker Jugend an Pichler vor allem gefällt, ist wohl, daß er ein echter, kerndeutscher Tiroler ist, ohne klerikales Zwittertum in nationalen Fragen, ohne großstädtische Fremdklüngelei in Kunstfragen. Gerade die Rauheit, mit der er römische und wienerische Verlockungen abwies, hat ihm auf die Dauer Bewunderung eingetragen. Der Charakter des Bauern, der sich auf der eignen Scholle, und sei sie noch so kärglich, als König fühlt, ist ihm von seinen Vorfahren — sie saßen zu Neumarkt in Südtirol — her eigen und selbst noch in Gesicht und Tracht anzumerken.

An der Zollstätte Erl bei Kufstein 1819 geboren, zwischen Land und Landstädtchen in Nordtirol aufgewachsen, erfüllte er sich in der Stindheit mit dem Hofer- und Speckbachergeist, der in den dreißiger Jahren Tirol noch viel stärker beherrschte als heutzutage, wo Eisenbahnen, Politik und Fremdenkolonien das angestammte Volkstum durchsetzen. In den vierziger Jahren haben ihn politischer Druck und harte Studentenjahre — Pichler mußte sich selbst durch Stundengeben erhalten — auch nicht beeinflußbarer gemacht. Dann, zur Naturwissenschaft übergehend und bald nach München, bald nach Italien wandernd, ward er sich mit dem Verstande der künstlerischen Vorteile bewußt, die seine Phantasie auf der Alpenschneide zwischen Nord und Süd genoß, und mit stolzer Freude pflegte er jetzt den tirolischen Lokalcharakter, der ihm von Haus aus eine glückliche Originalität sicherte. Daher sein Epigramm auf „Tirol“:

Starf die Natur und der Stamm, wie nah Italias Grenze:
Sei's dir, Schicksal, gedankt, daß du hieher mich gestellt!

Eine zweite Eigentümlichkeit, durch die sich Pichler auszeichnet, besteht darin, daß er vorher ein gewaltig Stück Leben durchkämpfte und dann erst als Dichter auftrat, nicht umgekehrt. Auf einem Floß fuhr der arme Student

Digitized by Google

Adolf Pichler an seinem Lieblingsplatze unter dem Lindenbaum in Barwies.

Digitized by Google

Auf dem Söller.

von Tirol nach Wien, wo er bald als Hauslehrer in vornehmen Familien, bald mit Messer und Schere im anatomischen Institut thätig war. Die Liebe zanite ihn; dann, im Sturm des Jahres 1848, stellte ihn sein feuriges Wesen an die Spitze einer akademischen Legion, die an den Gardaiee zog und tapfer die alte Reichsgrenze gegen die Welschen verteidigte. Nach Innsbruk zurückgekehrt, gründete er einen eignen Hausstand und erweiterte sein Wissen mit solcher Vielseitigkeit, daß er bald für drei Universitätsprofessuren in Betracht kommen konnte: für Germanistik, Mineralogie und Kunstgeschichte. Gesiegt hat schließlich die Naturforschung; als ordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie hat er die Innsbrucker Lehramtskandidaten viele Jahre hindurch über Berg und Thal geführt, die Dinge sehen gelernt, wie sie sind, und dabei sich selbst frisch bewahrt, so daß ihn die heutige Jugend auch aus diesem Grunde, als Mann der Wahrheit, auf den Schild hebt.

Eine Anekdote aus seiner Frühzeit hat mir Pichler einmal mit sichtlichem Behagen erzählt, gerade weil sie Zartes und Derbes in urtümlicher Art vereinigt. Früh an einem Sonntag war er von Innsbruk nach Absam gewandert, um da ins Gebirge einzubrechen. Am Bognerwirtshaus, das noch heute in der Absamer Dorfstraße steht, vorüberstreifend, sieht er auf dem Söller das Wirtstöchterchen stehen, das berühmte Bogner Burgele, die Dichterin anmutiger Blumenritornellen. Zu flüchtigem Gruß wirft er ihr eine Kußhand hinauf und hört im Vorübereilen gerade noch, wie ein Bauer, der sehr früh seinen Platz im Wirtshaus belegte, zu seinem Nachbarn sagte: „Na, für einen solchen Flegel hätte ich den Pichler doch nicht gehalten; jetzt hat er gar zum Burgele hinaufgeschneuzt!“

Die Anekdote verrät zugleich, wie sich Pichler durch die Bildung, die er gewann, dem Verständnis seiner gewohnlichen Landsleute entrückte. Aber mit merkwürdiger Beharrlichkeit wandte er alles, was er lernte, wieder auf die Heimat an. Er las Pindar: daraus erwuchsen seine Hymnen auf den Achensee — „Ich jauchze hinaus über die Flut.“ In Deutschland blühte die Novelle: Pichler schrieb „Allerlei Geschichten aus Tirol“, von glücklicher und unglücklicher Bauernliebe, frischer und wahrer als Auerbach seine Dorfsittuetthen ziselierte. Seumes Wanderbilder hatten Schule gemacht: Pichler gab Schilderungen „Aus den Tirolerbergen“ heraus (1861), die von Scharnitz über Innsbruck nach dem Achensee und Brenner führen und in der Erschließung des Landes für den Fremdenverkehr keine geringe Rolle gespielt haben. In der Vorrede dazu sagt er selbst schlicht und ehrlich, welche Stellung er den damaligen Verhältnissen Tirols gegenüber einnahm: „Ich habe lang genug das Brot der Fremde gegessen, um einen unbefangenen Maßstab für die Zustände meiner Heimat zu besitzen; es scheint mir daher nicht alles so unvergleichlich gut, wie mancher meint; ich liebe aber mein Land zu innig, um ungerecht zu verkleinern, was daran groß und ehrenwert ist.“

Es ist Pichler, als einem von Haus aus körnigen Gestein, nicht leicht geworden, sich dichterisch zu kristallener Formsicherheit durchzubilden. Mancher feinsinnige Mann, dem ich seine Verse zu lesen gab, fand sie holperig. Glatte Zuckerbäckerware und bequemen Redefluß darf man in der That bei ihm nicht suchen. Er gehört zu den Schriftstellern, die zu viel Gehalt haben, um ihn leicht in Worte zu zwängen; die knapp schreiben, wie in Marmor, und mit einem tief sich eingrabenden Griffel. Jeder Zeile merkt man an, daß eine markante Persönlichkeit hinter ihr steht. Das giebt seinen Epigrammen einen besonderen Reiz. Wenn dem älteren Tirolerdichter Gilm das musikalische Lied am besten gelang, und Rosegger mit besonderem Glück in Prosa vom Leben seiner Steirer erzählt, erschließt Pichler seinen Ideenreichtum am liebsten in der Form des Spruches. Wie er über Poeten und Künstler urteilt, hat er früh in der Spruchsammlung „In Lieb' und Haß“ dargelegt (neue Auflage 1898). Aber auch ernste und humoristische Bilder aus dem Leben, Philosophisches und Politisches, Liebe und Klage, Totenklänge und Fabeln haben sich dazu gesellt (Spätfrüchte“, 1896). Ein Beispiel mag zeigen, wie voll und bedeutsam er einen umfänglichen Naturvorgang in einem einzigen Distichon auszuprägen vermag:

Die Wolken.

Kommt in wütendem Sturm nur gegen die Zinne des Berges
Rudig gießt er als Quell euch in die Thäler herab.

Wer sich in Pichler hineinlesen will, thut vielleicht gut, mit diesen Ergüssen des Augenblicks zu beginnen, durch die man den Mann und seine Weltanschauung außerordentlich nahe kennen lernt. Sein höchstes Können aber hat er wohl in der Form kurzer Versерzählungen bethätigt, wie sie besonders in den „Marksteinen“ (2. Auflage 1898) und „Neuen Marksteinen“ gesammelt sind; und unter diesen wieder möchte ich den „Hexenmeister“ und „Fra Serafico“ voranstellen.

Der Hexenmeister bewohnt eine Hütte in der Bergwildnis bei Thaur im Unterinnthal. Das Volk traut dem scheuen, selbstgenügsamen Mann ein unheimliches Wissen von den Elementen zu, und wenn der Priester das Thal gegen Blitz und Hagel segnet, hält er die Monstranz gegen seine Gegend. Der Dichter als Geologe — so pflegt sich Pichler selbst mit einzuführen — erfährt bei

Digitized by Google

einem plötzlichen Gewitter ſeine Gaſtlichkeit und ſeine Lebensgeſchichte: was den Hexenmeiſter aus der menſchlichen Geſellſchaft getrieben, war ein Weib. Sogar ins Zuchthaus hat ſie ihn gebracht, bis ihn endlich die Flucht in die Wildnis rettete, und allheilender Balſam der Natur. Inzwiſchen verzog ſich das Gewitter, deſſen Donner die Gewehr in die Hand, damit er für die Befreiung der Heimat ausziehe. Der Krieg macht ihn zum Mann, und noch mehr die Art, wie er Maria wiederfindet: auf der Bahre. Das Getriebe der Stadt hat jetzt für ihn keinen Reiz mehr; er zieht in die Apenninen zu ſchlichten Hirten, als ihr Arzt und Prieſter, und wird da von Pichler wieder

Auf dem Anſtand.

Geſchichte paſſend eingeleitet hatten; mit einem Strauß beſchenkt, ging der Dichter ſinnend hinweg

Und dachte ſtaunend noch des Greiſes lang
Und lehrte oft, bis endlich rot der Brand
Zum Himmel lohend abends mir verkündet
Des Klausners und der Hütte Untergang.

In „Fra Serafico“ iſt es ebenfalls enttäuſchte Liebe, doch für ein edles Weib, was den Helden zum Klausner macht; und zugleich weiß er ſich geiſtiger zu beſchäftigen als der Hexenmeiſter mit ſeinem Kater und ſeinen Geißen. Er iſt ein Student in Padua, im Jahre 1848, und Maria, der Gegenſtand ſeiner Neigung — für Leidenſchaft iſt er noch nicht gewichtig genug — giebt ihm ſelbſt das auf einem geologiſchen Streifzug entdeckt. Eine Jungfrau als Befreierin des Mannes von irdiſcher Gewöhnlichkeit, als Pförtnerin zu einem Garten der Vollkommenheit — unwillkürlich denkt man an Dante und Beatrice, und in der That iſt das kleine, tiefgedachte Epos voll ausgeſprochener Begeiſterung für die Divina Commedia, an deren Vaterland zu grenzen Pichler oft als einen großen Vorzug ſeiner tiroliſchen Heimat bezeichnet hat. Unſre Poeſie aber hat dadurch zwei typiſche, ja ſymboliſche Geſtalten von eigenartiger Schönheit gewonnen, an die ein natürliches, nicht bloß naturaliſtiſches Dichtergeſchlecht noch einmal anknüpfen kann.

Weltflucht, ohne Feindſchaft gegen die Welt, außer gegen die Gemeinheit in ihr, iſt überhaupt das Lieblingsmotiv

Digitized by Google

der Pichlerſchen Poeſie. Es geht durch ſeine übrigen Epen: bald ſteigt er auf die Almen und läßt ſich von den Standesgenoſſen des homeriſchen Sauhirten Eumäos Legenden und Liebesgeſchichten erzählen, wie in „Jahr und Tag“; bald zeigt er, wie ein Leidenſchaftswunder — „Der Teufelmaler“ — in der Kunſt ein Aſyl findet. Vereinzelt nur blitzt die Rachſucht auf, in „Studenten“, der die von den Franzoſen erlittene Schmach blutig im Kriege heimzahlt. Sonſt fühlt ſich der Dichter zu gut für Vergeltung; er überläßt die Sünden den Furien und begnügt ſich, durch Entſagen den Frieden erkauft zu haben. Ein herbes „Entſagen ſollſt du, ſollſt entbehren“, liegt am Grunde ſeines Weſens; es blieb ihm als ein Erbe ſeiner harten Jugend, ſeines kargen Heimatlandes, ſeiner mannigfachen Erlebniſſe; es iſt die Wurzel, aus der ſeine Vornehmheit entſprang. Denn eine vornehme Natur iſt Pichler, trotzdem er die überſchäumenden Sitten des Unterinnthals gern ſchildert und immer einen Spaß bereit hat, manchmal auch einen derben, den wenig Stadtkränlein vertragen. Sein Grundſatz iſt: Schauen alles, aber genießen mögen andre; ich will frei und unabhängig ſein, immer mit dem Ewigen vor Augen, denn dies allein — hier ſpielt die Religioſität ſeiner Heimat herein — macht das Leben lebenswert. Ich traf ihn einmal in ſeiner früheren Sommerfriſche, der Pertisau, unweit ſeines Hausdens auf einem Spaziergang; Kinder waren bei mir, und für jedes hatte er ein Witzwort, oder einen intereſſanten Stein zu zeigen, oder eine Tierfitte zu erzählen. Aber auf einmal war unſer Pichler im Walde dahin; niemand hatte den Mut, ihn zu holen; ohne Abſchied entſchwand er uns langſam zwiſchen den Bäumen, dem Geiſt der Einſamkeit folgend. — Was in Tirol die Natur, iſt ihm in Italien die Kunſt. Beſonders hängt er an dem zum Himmel blickenden, in Ekſtaſe aufgehenden Kopf der Tizianiſchen Aſſunta; lange ſah ich ihn vor dem Original ſtehen, Tag für Tag, manchmal mit feuchten Augen; daheim in ſeinem Zimmer hangt immer ihr Bild; es verkörpert das Aufwärtsſehen ſeiner Seele, die ernſt religiös iſt und ſich nur deshalb über Wunderglauben und Prieſterpolitik oft mit beißender Schärfe ausläßt. Darum kann auch kein Kapuziner mit dem Tod auf vertrauterem Fuße ſtehen als Pichler. Mit Behagen malt er in den „Totentänzen“ den Senſenmann, wie er die Eitelkeit und den Flitter der Welt hinwegfegt; nicht etwa mit peſſimiſtiſchem Lachen, ſondern mit der frohen Zuverſicht des Idealiſten, daß Schönheit und Erhabenheit doch nicht ausſterben können. Der einzelne Menſch mag unter den Raſen ſinken, das Große aber, wofür er gelebt hat, bleibt. Sterben iſt daher nur eine andre Art von Weltflucht, eine endgültige Ablehr vom Irdiſchen, nicht ein Enden, wie es Pichler im „Letzten Lied der Lerche“ klaſſiſch ausgedrückt hat:

Wenn das Grün zum Golde reift,
Zur Ernte der Schnitter geht,
Eh' noch die Sichel die Aehren ſtreift,
Bin ich zum Staube verweht. —

Und wenn mein Lied auf der Erde ſchweigt,
Sie bleibt nicht ſtumm und tot,
Denn eine andre Lerche ſteigt
Und jubelt im Morgenrot.

Pichler iſt der Welt nicht nachgegangen, wohl aber die Welt allmählich ihm; er gilt heute unbeſtreitbar für den größten lebenden Dichter Oeſterreichs. Dem Gemüt nach iſt er immer ein Achtundvierziger geweſen, und gerade dieſem Stadium ſcheint ſich Oeſterreich heutzutage wieder zuzuwenden: dies, und nicht bloß das Hinwegſterben von Anzengruber und den altberühmten Wiener Dichtern, hat die Augen ſeiner Landsleute ſeit einigen Jahren kräftig auf ihn gelenkt. Dazu kam, daß er an Georg Heinrich Mayer in Leipzig einen liebevollen und unternehmenden Verleger fand, der ſeine bisher zerſtreuten, den Leſern ganz entrückten Schriften ſammelte und in geſchmackvollen Neuausgaben zu Markte brachte. So verſchönt ihm jetzt das Gefühl, nicht umſonſt gerungen und geſungen zu haben, den achtzigſten Geburtstag. Betriebend geſellt ſich dazu noch ſeine poetiſche Lebensführung, im Winter in Innsbruck, im Sommer auf dem anmutigen, ſtillen Mittelgebirge bei Obermiemingen, wo er trotz ſeines Alters noch den Verſteinerungen und Eichhörnchen nachſtellt, „der Schönheit offen die Sinne,“ mit Homer, Dante und Shakeſpeare als treuen Genoſſen, wie er vor wenigen Wochen erſt in einer Selbſtſchilderung ſich ausdrückte:

So verrinnt mir der Tag, es fließen die Stunden wie Wellen,
Bis das Abendgeläut' mich zu den Sternen entführt,
Die in der Stille der Nacht — erwach' ich einſam — mich leiten
Hoch in die Ewigkeit über die Zeit und den Raum.
Oft ergreif' ich den Griffel und ſchön' in das Dunkel Geſtalten
Einer anderen Welt, wie ſie die Muſe mir malt.
Alt zwar bin ich, — nicht arm; ſo nimm als Spende des Greiſes
Dieſes verſpätete Lied, das er zum Gruße dir ſchickt.

Digitized by Google

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Süßmäulchen. Nach dem Gemälde von Géza Peske.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Gemsbrunft.

Jagdſkizze

von

Anton Freiherrn von Perfall.

Der Frühling gilt nun einmal als die einzig und allein von den Poeten konzeſſionierte Liebeszeit. Roſen — Koſen — Liebe — Triebe — das Gereimſel will man ſich nicht rauben laſſen. Der Herbſt bleibt das Symbol des Abſterbens, der Vergänglichkeit, die Wimmer- und Klagezeit. Tod — Not — Schauer — Trauer. Der Reim iſt an allem ſchuld.

Nur der Jäger weiß es beſſer, dem zieht neue Luſt in die Bruſt, wenn die Blätter fallen, und ein Liebesſpiel beginnt für ihn, gegen das die Luſt des Frühlings, aller Nachtigallenjubel und alles Taubengirren nicht ankam.

Der Hirſchſchrei tönt durch den farbenprächtigen Wald, nicht lyriſch werbend, ſondern trotzig fordernd das ewige Recht, und dann, wenn er verſtummt, wenn das ſtürmiſche Blut des Edlen gekühlt iſt, dann beginnt erſt der höchſte und ſpäteſte der Freier ſeinen Hochzeitsreigen, allen Dichtern zum Trotz, mitten im Schneegeſtöber und Sturmprall — der Gemsbock!

Ja, je luſtiger die weißen Flocken wirbeln, deſto ausgelaſſener iſt ſein Mut.

Der Gemsbock zur Sommerzeit, in ſeiner ſchmutziggelben Decke, zuerſt von des Winters Not abgemagert, entſtellt, dann träge, apathiſch, in ſeiner Fettleibigkeit die niedere Abſtammung vom Ziegengeſchlecht nur zu deutlich verratend, oder auch nach der Treibjagd auf der Strecke, abgehetzt, zerfallen, zerſchoſſen, ein Fetzen, — und der Gemsbock im November zur Brunftzeit, in ſeiner ſchneidigen Beweglichkeit, ſeinem raſtloſen Treiben, in zottigem ſchwarzen Pelz, mit dem kurz gedrungenen Hals, auf dem der helle, herrlich gezeichnete Grind ſo trutzig aufſitzt, daß es für den Jäger keine Täuſchung mehr giebt im Geſchlecht, und der erſehnte Preis, der wachelnde Bart, das Kreuz entlang — das ſind Unterſchiede, wie ſie keine andere Wildart aufzuweiſen hat.

Nur der, dem es ſchon vergönnt war, zu dieſer Zeit den Gemsbock zu jagen, kann mitſprechen über den unerſchöpflichen Reiz dieſes Weidwerks. Mag der Sommer in den Bergen noch ſo viele Schönheiten bieten, in ihrer Pracht, in ihrem feierlichen Ernſt zeigen ſie ſich doch erſt, wenn in dem Schnee der Gipfel und Schneiden der Lichtzauber ſein Spiel treibt: bald pomphaftes Erglühen, bald ernſtes Erkalten in tief bläulichem Schatten. Und die Almen leer, kein Unberufener mehr unterwegs, der den Frieden dieſer gewaltigen Natur ſtörte durch Gejohl und Geplärr, Steinablaſen, Bergſtockgeklapper — „kein Schroffentrottel“, wie ein mir befreundeter Förſter gewiße übereifrige Jünger des au ſich gewiß völlig berechtigten Bergſports zu nennen pflegt.

Ein Morgen, blitzblank, weiß wie der erſte Kommunionstag; ſelbſt die brennenden Kerzen fehlen nicht, ringsum ſtehen ſie. Die jungen, friſchbeſchneiten Fichtenwipfel glitzern und lohen im Frühſonnenſchein.

Zwiſchen den auf und ab ziehenden Nebelſchwaden, den letzten Flüchtlingen vor dem glorreichen Tagesgeiſtrin, lachen Himmelsblöckchen in tief geſättigtem Blau.

Die Schönfällaim iſt unſer Ziel, die laſſt uet aus!

Mit freiem Auge erkenne ich die auf dem ſteilen „G'ſchwand“ ſich kreuzenden Gemsfährten. Das giebt Kraft. Braucht es aber auch. Das unſchuldige „Schneeei“ wächſt uns bereits über die Kniee.

„Heut müaſſen ma's ſchon derſitzen,“ meint Jackl, mein Begleiter, ſich den perlenden Schweiß von der Stirn trocknend, während ich einen ſehnſüchtigen Blick hinaufwerfe auf die „Wilden Fräul'n“, vier ſpitze Felsnadeln, die auf der Höhe des ſteilen „G'ſchwands“ ſilberklar in die Bläue hineinragen. Und da jagt es ſchon unter ihnen durch, zwei ſchwarze Teufel — ein Schneewölkchen ſtäubt auf.

Das giebt friſchen Atem.

Die treiben's noch lange da oben.

Ein Weg, der im Sommer kaum eine halbe Stunde beanſpruchte, erfordert jetzt zwei. Endlich! Ein ſchmaler Birſchſteig biegt unter den „Wilden Fräul'n“ ein.

Ein bißl verſchnaufe, dann vorſichtig vorwärts, dem Lochgraben entlang. Jenſeits im ſnligen, gegen den Jägerkamp anſteigenden Latſchenfeld zeigt ſich ein Rudel von zwanzig Stück, lauter „G'raffel“. Aber das iſt ſchon recht zu dieſer Zeit, die Werber bleiben nicht aus.

Der Wind zieht in den Graben hinunter, nur der Schnee iſt harſchig und klirrt wie Glas unter den noch ſo vorſichtigen Tritten. Man wünſcht ſich die Leichtigkeit einer Bachſtelze, wagt den Fuß kaum zu heben.

Alles umſonſt! Der gefürchtete Pfiff ertönt doch. Das Schaar'l wird unruhig, eine Kitzgeiß läßt uns nicht mehr aus den Augen. Zu verderben iſt nichts mehr, nur vorwärts! Ungehören geht's da nie durch.

Der Steig führt abwärts in den Graben, dann hinauf auf den ſogenannten „Reiſtadl“, eine ſteile, gegen den weiten Almkeſſel abfallende Mulde zwiſchen dem Gehänge des Jägerkamps und den „Wilden Fräul'n“, eine phantaſtiſche, latſchenbewachſene Felsformation. Ein Hauptplatz, wen 's Sitzen nicht verdrießt. Jetzt gilt es höchſte Vorſicht.

Noch zwei Schritte im meterhohen Schnee, und der ganze Keſſel, die wilden Schroffen und Kamine, die zum Kamm aufſteigen, liegt vor uns. Der alte Sitz wird eingenommen. Zwei Patronhülſen liegen noch da vom vorigen Jahre, frohe Hoffnung weckend.

Zuerſt ſcheint alles ausgeſtorben, am Boden des Keſſels liegt das Almdorf im Winterſchlaf. Dann gehen einmal Steine, dann treibt ſchon das Wild. Die Muſterung mit dem Peripeltiv beginnt.

Natürlich auf der andern Seite des Keſſels die ganze Bande!

Zwei gute Böcke jagen, in eine Schneewolke gehüllt, ein ſchwacherer drückt ſich in reſpektvoller Entfernung um das Rudel herum. Alle Mühe iſt vergeſſen. Dieſes Beobachten, dieſes geſpannte Abwarten der Entwicklung iſt ja ſchon Jagerluſt.

Jeden Augenblick verändert ſich das Bild, treten neue Wendungen ein, werden neue Entdeckungen gemacht.

Auch im Keſſel unter uns raſchelt es verdächtig. Jeder Nerv lebt zwieſach, eine Stunde ſchwindet wie eine Minute.

Wenn nur der Nebel uns nicht zu ſchaffen macht, der drohend heraufblickt aus dem Graben.

„Auf der Reiſen', das war halt der recht'!“ ſtüſtert jetzt Jackl. „Und komma thuat er aa.“

Richtig, da iſt er! Wie auf meinem Stammkrügel auf der „Roß“, kohlſchwarz, ſteif hinabſingend in den Keſſel, gerade auf dem Wechſel, der zwiſchen den Schroffen zu uns führt — dann mit einem jähen Sprung hinab und uns

Digitized by Google

aus den Augen. Und ein Steingerassel und ein „Geglatter“*) hebt an, unter uns durch, wieder zurück.

Offenbar hat er einen Rivalen erblickt. Und war holzengerade auf uns her! Pech! — Dann wieder lautlose Stille.

Die Sonne brennt wie im Juli.

Auf der andern Seite ist's still geworden. Aber unter uns läßt das Steingerassel nicht aus, und mit ihm nicht die Hoffnung.

Der Wind wechselt schon. Vorwärtsbirschen geht nicht mehr.

Plötzlich erscheint ein gelber Grind, keine hundert Schritte unter mir, über einen Latschenböschen. Er wär' es schon, aber zuerst mit dem Glas anschauen ist oberstes Gesetz.

Gott sei Dank! Höchstens vierjährig. Und das gespannte Rückwärtsschauen kenne ich.

Plötzlich ein Ausreiß, in rhythmischem Wiegen geht's den Kamm hinauf, und ein ganz andrer Bursche steht schon in dem Augenblick auf demselben Platz.

Da braucht es kein Schauen mehr, und die Zeit ist auch bemessen; wohl daß der Wind hinunterstieß — er wirft schon auf — pfeift —

„A falsche Krucken, weit und hoch! Schiaßen S'!“ flüstert Jackl.

Welche Wonne, wenn das Korn sich senkt in den schwarzen, zottigen Leib, ein wilder jäher Drang jeden Nerv durchbebt!

Ein kurzer Knall, wie ein Peitschenhieb am Gewand sich brechend.

Ein gutes Zeichen — vorne auf, dann abwärts in eine Schneewolke gehüllt, dann ein Kollern vom Gestein, ein Aufsehen, Gleiten, dann ein dumpfer Fall.

„Hat'n schon!“ rief Jackl.

*) Stimme des Bockes während der Brunft.

Zu verderben ist nichts mehr, von allen Seiten rasselt's, pfeift's — und unser Tagewerk ist beendet.

Im Sprung geht's abwärts, der Schnee hält uns ja; die Neugierde ist doch zu groß, und der echte Jäger fühlt immer wieder die gleiche Freude.

Da liegt er schon mitten in der Sandreise, den Schnee mit seinem heißen Schweiße färbend. Die Krucken wird sorgfältig geprüft. So arg, wie der Jackl es gemacht, ist's gerade nicht. Ein sechsjähriger Bock. Krucken stark und weit, Bart aber mittelmäßig. Stark ausgebrunftet. Nun, mir langt er, und dem Jackl auch.

Jetzt ist's noch einmal so schön, das reinste Frühjahr, und ein Kraftgefühl, eine Lebenslust zieht in das Herz, die nur der Jäger kennt.

Ich bin gewohnt, solche Augenblicke gierig auszuschlürfen; nicht die stolze Beute rasch hineingestopft in den Rucksack und davon! Eine frische Pfeife wird angezündet, ein Platz gewählt zur stillen Betrachtung des schönen Wildes, der ganzen Szenerie. Da beruhigt sich dann erst die Leidenschaft, das raubtierartige Begehren; die Fremde schwingt sich harmonisch aus, und der Blick wird frei für die Schönheit der ganzen Umgebung, das Reizvolle der dramatischen Entwicklung.

So prägt sich ein unauslöschliches Bild in meinen Geist, das mir in spätern Jahren noch Freude und Genuß bereitet.

Und dazu braucht die Sonne nicht zu scheinen wie heute, — o nein, auch wenn dumpf die Nebel brauen ringsum in feierlichem Schweigen oder melancholisches Geflock sich senkt, immer fügt sich ein neues, originelles Bild voll Stimmungsreiz.

Probatum est! Ich habe bereits eine ganze Galerie davon erworben und tauschte nicht mit denen der größten Meister, — bei denen ich aber stets am liebsten verweile, das sind die mit der Aufschrift: „Gemsbrunft“.

Labori.

Von den vielen aufregenden Ereignissen, die der zurzeit die ganze Welt beschäftigende Dreyfus-Handel im Gefolge gehabt hat, ist das aufregendste jedenfalls der am 14. August in Rennes auf Labori, den Leiter der Verteidigung in dem an dem dortigen Kriegsgericht sich abspielenden Prozeßverfahren gegen Dreyfus, gemachte Mordversuch gewesen. Der kühne junge Pariser Advokat hatte sich schon als Verteidiger Zolas allgemeine Sympathie erworben, und diese steigerte sich durch die mannhafte Art, mit der er sich später der Sache des auf der Teufelsinsel Schmachtenden annahm. Labori hat sich in seinem ganzen bisherigen Auftreten als eine Zierde seines Standes erwiesen, aber er war und ist mehr noch, eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen, die Frankreich in Augenblicken darbietet, in denen man an dem Schicksale dieses alten, dem entsetzlichen Treiben fast aller kulturfeindlichen Mächte wie willenlos preisgegebenen Kulturlandes geradezu verzweifeln möchte.

Die belgischen Luxuswagen.

Das kleine, industriereiche Land Belgien hat sich das unbestreitbare Verdienst erworben, im europäischen Verkehrswesen die größte Vollkommenheit erzielt zu haben. Das Aufwachsen des Eisenbahnverkehrs hatte bereits Neuerungen zur Folge gehabt, die heute zum Gemeingut aller europäischen Nationen geworden sind. Das Beispiel der Schlafwagengesellschaft, die ihre Schlaf- und Salonzüge von Westen nach Osten und von Westen nach Süden zu entsenden begann, hatte die Erschaffung unserer D-Züge zur Folge. Das Problem, dem Reisenden während der Fahrt die größtmögliche Bewegungsfreiheit und Bequemlichkeit verschaffen zu können, war in einem Teile wenigstens glücklich gelöst worden. Nicht beseitigt aber wurden bis heute die engen Sitze in den engen Abteilen, in denen man noch immer nicht, sozusagen, die Füße zu lassen weiß. Alle diese Einschachtelungskonstruktionen der heutigen Personenwagen auf den europäischen Eisenbahnen sollten eigentlich bereits ein überwundener Standpunkt sein; sie machen das Reisen, selbst in den beiden ersten Klassen, zur Last und setzen den Reisenden in Fällen von Zusammenstößen und Entgleisungen

Digitized by Google

einer mitunter gräßlichen Gefahr aus. Der belgiſchen Regierung im Verein mit der internationalen Schlafwagengeſellſchaft ſchwebte daher der Plan vor, zunächſt die oberſte Klaſſe der belgiſchen Eiſenbahnen durch eine Einrichtung zu erſetzen, die das Reiſen bequem macht und jede Gefahr im Falle eines Unglücks beſeitigt. Man ſchuf deshalb einen Wagen, der in ſeiner äußeren Erſcheinung den bekannten Schlafwagen gleicht, in ſeinem Innern aber einen vollkommenen Salon auf Rädern darſtellt. In dieſem Salon ſind die Sitzgelegenheiten faſt willkürlich angeordnet, ebenſo wie die Wand- und Mitteltiſche. Man hat alſo durchaus die Wahl, ſeinen Platz ſo zu nehmen, wie man ſich ihn gemäß der augenblicklichen Laune wünſcht. Man hat ſelbſt die Freiheit, ſeinen bequemen Lehnſeſſel nach allen Richtungen zu drehen, um bald die Landſchaft durch die großen Kryſtallſcheiben zu bewundern, bald mit dem und jenem Nachbar, wie es ſich für einen ſo vornehmen Salon ſchickt, eine Konverſation anzuknüpfen. Mit einem Worte, der Reiſende weiß in einem ſolchen, mit fürſtlicher Pracht ausgeſtatteten, von einem Ventilator gut durchlüfteten, mit Rauchkabinett und einem Büffett ausgeſtatteten belgiſchen Luxus-Extrawagen erſter Klaſſe für die ſeitdem ganzlich eingegangene erſte Klaſſe kaum, daß er viele Meilen weit fortgeführt wird. Der auf ganz vorzüglichen Achſen laufende Wagen läßt während der Fahrt kaum ein Erzittern verſpüren, das durch die dicken Teppiche ohnehin gemildert wird. Die Bezeichnung als Luxus- und Salonwagen braucht aber niemand abzuſchrecken. Man hat zu dieſem hyper-modernen Verkehrsvehikel Zutritt mit einer Fahrkarte zweiter Klaſſe, und der kleine Kilometerzuſchlag, der für ſeine Benutzung erhoben wird, bleibt trotzdem noch weit hinter dem Preiſe der früheren erſten Klaſſe zurück. Natürlich ſind die Wagen infolgedeſſen ſtets vollſtändig beſetzt.

Ladori,
der Leiter der Vertheidigung im Dreyfus-Prozeſſe.

M.

Das Innere eines Luxuswagens der belgiſchen Staatsbahn.

Digitized by Google

Der Hund der Erkenntnis.

Skizze von

Paul von Szczepański.

Professor Franz Stücken, ein berühmter Münchener Maler, und Architekt Hugo Bohmüller, ein Berliner Baumeister, saßen vor einer Flasche guten Weines und feierten ein Wiedersehen. Sie hatten als Jünglinge Freundschaft geschlossen, während auch Bohmüller die Münchener Akademie besuchte. Aber rechtzeitig einsehend, daß er sein Talent falsch schätze, war Bohmüller abgeschwenkt und Architekt geworden. Vor kurzem hatte er sich selbständig und mit ein paar Villenbauten im Tiergartenviertel und in der Kolonie Grunewald so viel Glück gemacht, daß er der Zukunft ohne Sorgen entgegensehen konnte. Franz Stücken stand längst auf der Höhe. Im Beginn seiner künstlerischen Laufbahn stark angefeindet, war er, unberirrt von Tadel und Lob, seinen Weg gegangen. Er hatte den Erfolg erzwungen, und mit dem starken Bewußtsein seiner Energie, die sich auch in seiner äußeren Persönlichkeit, zumal in der breiten Stirn und dem stiernackigen Halse ausprägte, sah er ironisch-gutmütig auf den weicher gearteten Freund, der nach seiner Meinung Jahre dadurch verloren hatte, daß er es nicht gewagt hatte, sich auf eigne Füße zu stellen. Angeregt durch die Freude des Wiedersehens und durch den guten Wein, hatte Bohmüller, lebhafter als es sonst seine Art war, dem Freunde erzählt, was ihn veranlaßt hatte, sich von dem Baurat Rankenstein, der sich rühmte, ihn „entdeckt" zu haben, und in dessen Bureau er lange gearbeitet hatte, loszusagen — eine Reihe unerquicklicher Einzelheiten, wie sie einem unheilbaren Zerwürfnis voranzugehen pflegen. Bohmüller hatte sich, von der Erinnerung an böse Stunden überwältigt, ein wenig in diese Details verbissen. Da unterbrach ihn Franz Stücken:

„Lieber Freund, alles, was du mir erzählst, bestätigt nur mein Urteil über Baurat Rankenstein, wie es längst feststand. Ein Mann, der den Biedermann spielt und alle Schliche eines um Nahrung und Notdurft besorgten Strebers geht; ein in Familiensorgen und Familienimpelei ersticktes Talent, das mit fremden Halbern pflügt, seitdem es nichts Eignes mehr zu geben hat; eine gänzlich hohle Persönlichkeit, die sich wichtig zu machen sucht, indem sie die nichtigsten Dinge mit Wichtigkeit behandelt. Aber so habe ich dir diesen Mann bereits geschildert, als er dir eine Stellung in seinem Bureau anbot. Hättest du mir geglaubt, so hättest du dieses Anerbieten abgelehnt, und du wärest längst so weit, wie du heute bist. Aber du warst blind, vernarrt in den Mann, du hieltest mich für einen Schwarzseher, vielleicht sogar für einen üblen Nachredner und jedenfalls nicht für einen Menschenkenner. Jahre hindurch hast du in Rankenstein einen Halbgott gesehen, der dein Geschick gnädig in seine Hand genommen hatte und dem du dich zu Dank verpflichtet fühltest, während er doch damals schon nur ein sehr berechnender Herr war, der dich ausnutzte und dich in freundschaftliche Huld einwickelte, damit du nicht fühlen solltest, wie feindselig er dich auffraß. Was mir nun interessant ist — wie, wo, wann und wodurch ist dir endlich die Erkenntnis gekommen? — Dir muß plötzlich ein Licht aufgegangen sein, sonst säßest du heute noch in Rankensteins Bureau, und du wärest heute noch der Ansicht, daß es deine Pflicht der Dankbarkeit sei, zu seinem höheren Ruhme dich aufzuopfern."

Bohmüller sah nachdenklich in sein Glas.

„Du meinst, wodurch meine freundschaftlichen Empfindungen für Rankenstein in das Gegenteil umgeschlagen sind, wodurch sich meine Sympathie für ihn in Antipathie verwandelt hat?" fragte er.

„Ja, ja," erwiderte Stücken lachend, „das meine ich. Deine ganze von dir so oft betonte Menschenkenntnis hat ja immer nur aus Sympathien und Antipathien bestanden. Also erzähle mir von dem Moment des Umschlags, von dem Augenblick der Erkenntnis."

„Wenn ich's recht bedenke," sagte Bohmüller nachdenklich, „war es ein Hund, der mir die Augen geöffnet hat."

Franz Stücken lachte.

„Also ein Hund der Erkenntnis! Erzähle mir davon, Bohmüller."

Der Architekt trank einen Schluck von dem würzigen Rheinwein, und der Maler zündete sich in behaglicher Erwartung eine Zigarre an.

„Baurat Rankenstein hatte nämlich einen Hund," sagte dann Bohmüller.

„Das Vieh habe ich gekannt," unterbrach ihn Franz Stücken; „es war ein scheußliches Vieh."

„Nein, Stücken," sagte Bohmüller energischer, als der Gegenstand es zu erheischen schien, „du irrst dich. Vom Hunden hast du nie etwas verstanden, wenn ich dir auch jetzt zugeben muß, daß du ein größerer Menschenkenner bist als ich. Es war k e i n scheußliches Vieh! — Es war ein Schnauzer, weißt du, und Schnauzer sind nicht nach jedermanns Geschmack. Sie besechen nicht durch Schönheit, sie frappieren nicht durch Häßlichkeit, sie bezaubern nicht durch Liebenswürdigkeit, sie haben keine der drei Eigenschaften, nach denen Hunde von der Mehrzahl der Menschen unvertändigerweise bewertet werden. Aber sie sind klug, und sie haben Charakter! Und Pusch — so hieß Rankensteins Hund — war der klügste und der charaktervollste Hund, den ich je in meinem Leben kennen gelernt habe."

„War?" fragte Stücken. „Also er ist tot, und was du mir erzählen wirst, ist eine Tragödie?"

„Vielleicht lebt er noch," sagte Bohmüller. „Ich sagte nur war, weil ich ihn nicht mehr sehe, und weil er für mich tot ist wie diese ganze Zeit mit Rankenstein als Signatur — und Pusch ist der einzige aus dieser Zeit, um den ich trauere. Sieht du, Stücken, du kannst mir das wahrscheinlich nicht nachfühlen, weil du kein Hundefreund bist wie ich, und ich habe dich sogar ein bißchen im Verdacht, daß du Hunden und der gesamten Tierwelt gegenüber ungeübt auf demselben Standpunkt stehst wie Rankenstein —"

„Oho," unterbrach ihn Franz Stücken lachend. „Werde nicht ausfallend, Bohmüller. Aber es interessiert mich, Rankensteins Standpunkt in dieser Beziehung kennen zu lernen. Bisher glaubte ich, daß er überhaupt keinen Standpunkt, sondern nur die verschiedensten, aus Nützlichkeitsrücksichten gewählten Gesichtspunkte hatte."

„Er ist der Ansicht, die Tiere seien so ganz um der Menschen willen da," fuhr Bohmüller fort, „daß der Mensch berechtigt sei, nach Gutdünken mit ihnen zu verfahren. So hält er zum Beispiel den Massenvogelmord nur zu dem Zweck, ein paar Federn für einen-Frauenhut zu gewinnen, nicht für ein Verbrechen, sondern nur für eine Dummheit.

Digitized by Google

weil die Tiere, die die lebenden Vögel im Haushalt der Natur mittelbar dem Menschen leisten, weit wertvoller sind als der Pfennig- oder Markwert, den ihr Gefieder, zu Schmuckzwecken verarbeitet, gewinnt."

„Da trenne ich mich doch auch in diesem Punkte von Rankenstein; ich bin der Ansicht, daß große Dummheiten dem Verbrechen gleich zu achten sind," sagte Franz Stücken behaglich.

„Na ja, für das Eigentliche hast du also auch keinen Sinn," fuhr Bohmüller fort, indem er mißbilligend zu dem Freunde hinübersah. „Dafür, daß jedes Tier sein hübschen Leben gerade so hoch schätzen muß, wie wir es schätzen, und daß wir es ihm deshalb nur dann nehmen dürfen, wenn uns sein Tod eine Notwendigkeit ist. Wie willst du denn verstehen, daß wir ein Hund die Augen über Rankenstein geöffnet hat!"

„Erzähle mir," sagte Franz Stücken lächelnd; „darin ist ja wohl unsre alte Freundschaft so fest begründet, daß ich nicht ganz so bin und nicht ganz so empfinde wie du, aber daß ich dich doch verstehe."

„Dann muß ich dir mal erst ein richtiges Bild von Pusch geben," sagte Bohmüller, „von seinem Charakter und von seiner Klugheit. Sieh mal, er ist keiner von den vierbeinigen Helden gewesen, die einem Menschen das Leben gerettet haben, — dazu war er zu klein, und er hat auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Aber er war das Ideal eines Familienhundes, der sich an jedem Spiel der Kinder beteiligte, ja, der die Kinder aufmöbelte, wenn sie mal getangwelt oder mißvergnügt waren. Aber er wurde sofort ernst, wenn Rankenstein seinen Paletot anzog und auf die Straße ging; dann trottete er zwei Schritte hinter Rankenstein mit derselben Grandezza, die mir jahrelang an Rankenstein so imponiert hat und die mir jetzt so lächerlich an ihm erscheint. Der Unterschied zwischen dem Herrn und dem Hunde war aber der, daß der Herr diese Würde angenommen hatte, um den Leuten zu imponieren, während es für den Hund wirklich eine Staatsaktion war, wenn er seinen Herrn begleiten durfte."

„Wie klar du in dieser Hundeseele gelesen hast," lächelte Stücken.

„Ich habe ja auch Gelegenheit genug gehabt, Pusch zu beobachten," sagte Bohmüller. „Jeden Sommer, wenn Rankenstein mit seiner Familie auf sechs Wochen nach Häringsdorf ging, bat er mich, Pusch für diese Zeit in Pflege zu nehmen, weil ihm das Tier auf der Reise unbequem war. Das leuchtete mir ein, — wenn man sechs Kinder in einem Ferienzuge verstauen muß, dann ist es wohl lästig, auch noch für einen Hund Sorge tragen zu müssen. Trotzdem Pusch die Seelust auch gut gethan haben würde, und im Dünenlande herumzutollen, hätte ihm gewiß Spaß gemacht. Das erste Mal, als mich Rankenstein darum ersuchte, den Hund in Pflege zu nehmen, äußerte er nur die eine Befürchtung, daß der Hund nicht bei mir bleiben würde. Aber ich kannte Pusch bereits genügend, um volles Vertrauen zu ihm zu haben. ‚Lassen Sie den Hund nur dabei stehen, wenn die Koffer aufgepackt werden und Sie mit den Ihrigen in die Droschken steigen und nach dem Bahnhof fahren, und wenn er das mit angesehen hat, dann soll ihn mir die Aufwartefrau gut befestigt an der Leine bringen, weil Ihre beiden Mädchen ja mit nach Häringsdorf gehen,' sagte ich ihm daher; ‚Pusch weiß dann, daß Sie verreist sind, und daß er sich zu mir zu halten hat, bis Sie wiederkommen.' Rankenstein lächelte ungläubig dazu; aber er ließ es machen, wie ich ihn gebeten hatte. Pusch wurde mir aufs Bureau gebracht, und ich bin noch an demselben Tage mit ihm, ohne ihn an der Leine zu führen, an dem Hause am Holleschen Ufer, in dem Rankensteins damals wohnten, vorübergegangen —, der Hund hat nicht einmal den Kopf nach der Hausthür gewendet."

„Das ist allerdings ein Beweis entweder von großer Intelligenz oder von großer Charakterlosigkeit," sagte Stücken boshaft.

„‚Pusch charakterlos!' erwiderte Bohmüller verletzt. „Du würdest zu deinem Entweder — oder berechtigt sein, lieber Freund, wenn Pusch jemals über seine Zugehörigkeit Zweifel geäußert hätte. Es ist — auch nachdem der Hund wiederholt sechs Wochen bei mir in Pflege gewesen war — nicht selten vorgekommen, daß ich mit ihm und der Familie Rankenstein nach Tempelhof hinaus spazieren ging. Dann brachte mich wohl nachher der jüngste Rankenstein, ein Jungchen von sechs Jahren, noch bis an meine Wohnung in der Gitschinerstraße. Pusch ging wie selbstverständlich mit. Hatte ich mich aber von dem Jungen verabschiedet, so konnte ich den Hund locken, so viel ich wollte — und ich habe das wohl jedesmal gethan, um ihn auf die Probe zu stellen —, er sah sich nicht mehr nach mir um. Pusch wußte, was seine Pflicht war."

„Das scheint mir allerdings ein Beweis dafür zu sein," sagte Stücken ernsthaft, „daß der Hund die Abreise der Familie Rankenstein und seine Uebersiedelung zu dir richtig gedeutet hatte."

„Nicht wahr?" erwiderte Bohmüller triumphierend. „Von seiner Klugheit, von seinem ganz logischen Gedankengange nur noch ein Beispiel. Solange ich Pusch bei mir hatte, richtete ich mich für die Abende selbstverständlich so ein, daß ich entweder mit ihm zu Hause blieb oder nur dorthin ging, wohin ich ihn mitnehmen konnte. Denn sieh mal, Stücken, ich bin nun mal nicht der Ansicht, daß die Tiere nur zu unserm Nutzen oder zu unsrer Annehmlichkeit auf der Welt sind, sondern ich meine, daß wir ihnen Nutzen und Annehmlichkeit, die sie uns gewähren, auch vergelten müssen. Aber es kamen in den sechs Wochen doch Abende, in denen ich keine Rücksicht auf Pusch nehmen konnte und ihn allein zu Haus lassen mußte. Daß es sein mußte, that mir noch heute leid, und ich werde niemals den ersten Abend vergessen, an dem es geschehen war. Ich kam nicht spät zurück, es war noch nicht elf Uhr, weil ich mir gesagt hatte: Du darfst Pusch nicht zu lange warten lassen. Schon auf der Treppe hörte ich ein langgezogenes Geheul, das mir durch Mark und Bein ging. Als ich die Korridorthür öffnete, stürzte mir meine Wirtin entgegen und berichtete mir, Pusch sei während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit ganz außer sich gewesen. Sie hätte ihn zu sich hereingenommen, und ihre Kinder, die er doch bereits kannte, hätten mit ihm zu spielen versucht, aber Pusch hatte sich mit der Schnauze dicht an die Thür gelegt und immer nur denselben langgezogenen Klageton geheult. Sie hätten Abendbrot gegessen und Pusch gange Fleischschnitten angeboten, — aber der Hund, der nicht vermöhnt war und die trockenste Wurstpelle dankbar fraß, hatte nichts genommen. Ich eilte nach meiner Zimmerthür; der Hund, der meinen Schritt und meine Stimme erkannt hatte, tobte dagegen, als ob er sie mit Gewalt sprengen wollte. Und als ich öffnete — da kannst dir diese Scene nicht ausmalen! — der Hund an mir in die Höhe wie ein Wahnsinniger, mit einem Geheul, das wie ein Freudenjauchzen klang, und immer wieder in die Höhe, immer wieder, bis ich ihn endlich auf meinen Schoß genommen und durch Zureden so weit beruhigt hatte, daß er still, nur an allen Gliedern zitternd, daßaß und dankbar meine Hand leckte."

„Hättest du ihn ordentlich verhauen," sagte Stücken kühl, „so würde er sich das unzeitige und unklatige Geheul abgewöhnt haben. Das ist kein Beweis von Klugheit, was du mir erzählt hast, sondern nur ein Beweis von Empfindsamkeit und von schlechter Erziehung."

„Warum unterbrichst du mich, ehe ich zu Ende bin," entgegnete Bohmüller pikiert. „Uebrigens einen Hund schlagen, der die seine Anhänglichkeit bezeigt, — ich hatte selbst dich einer solchen Kaltherzigkeit nicht für fähig. Aber

Digitized by Google

höre nur weiter. Wir hatten uns endlich so weit beruhigt, daß ich daran denken konnte, ins Bett zu gehen. Pusch schlief gewöhnlich vor meinem Bette in seinem Korbe; aber er wühlte sich diesmal nicht, wie er sonst zu thun pflegte, behaglich in seine Kissen, während ich mich auszog, sondern er blieb aufrecht in seinem Korbe sitzen und verfolgte jede meiner Bewegungen mit großen Augen. Da kam mir, kurz bevor ich das Licht auslöschte, der Gedanke, ich müßte Pusch für die Angst, die er um mich ausgestanden hatte, entschädigen, und ich that etwas, was ich vom pädagogischen Standpunkt aus allerdings nicht rechtfertigen kann: ich klopfte auf die Bettdecke und sagte: ‚Hopla, Pusch, du darfst heute in meinem Bett schlafen.‘ Da sprang der Hund mit einem kurzen, halbunterdrückten Freudengeheul auf mein Bett, lecte mir noch einmal dankbar die Hand und huschte sich dann ganz bescheiden unten am Fußende in die Bettdecke.“

„Das ist doch nun wieder nur ein Beweis, daß dir jedes erzieherische Talent abgeht, Bohmüller,“ sagte Stücken lachend. „So klug ist jeder Köter, daß er dir aufs Bett springt, wenn du die Bettdecke klopfst und hopla sagst.“

„Unterbrich mich nicht immer,“ entgegnete Bohmüller verweisend, und dann fuhr er mit Nachdruck fort: „Das Wunderbare kommt jetzt. Denke dir, Stücken, Pusch hat niemals mehr auch nur den geringsten Versuch gemacht, in meinem Bett zu schlafen, wenn ich abends mit ihm zu Hause geblieben war oder ihn abends mitgenommen hatte. Jedesmal aber, wenn ich ihn hatte allein lassen müssen — und ich konnte es leider nicht ändern, daß das noch ein paarmal geschah —, dann ruhte er nicht eher, als bis ich ihm erlaubt hatte, aufs Bett zu springen. Wenn ich mich einmal scheinbar nicht erweichen ließ und das Licht löschte, ohne ihm die Erlaubnis gegeben zu haben, dann wartete er, bis er glaubte, daß ich eingeschlafen sei, und dann sprang er ganz leise auf das Fußende und rollte sich da geräuschlos zusammen.“

„Das macht allerdings den Eindruck eines ganz logischen Gedankenganges,“ sagte Stücken ernsthaft. „Der Hund sah als ein ihm unter besonderen Umständen zustehendes Recht an, was du ihm einmal unter diesen besonderen Umständen erlaubt hattest, und von dem er genau wußte, daß es ihm für gewöhnlich verboten war.“

„Nun, habe ich's dir nicht gesagt?“ triumphierte Bohmüller. „Ich wußte ja, daß ich dich überzeugen würde. Wenn ich dir nun noch beweisen werde, daß Pusch ganz genau wußte, ob ein Sonntag oder ein Wochentag war! Du weißt ja, daß ich Sonntags regelmäßiger Mittagsgast bei Rankenstein war.“

„Ein Vergnügen, um das ich dich niemals beneidet habe,“ unterbrach ihn Stücken mit einem sardonischen Lächeln.

„Nun ja,“ sagte Bohmüller, „es war ja nicht leicht, verbindlich ‚nein‘ zu sagen, wenn Rankenstein zum zehntenmal dieselbe Geschichte erzählte und sich im Eingang selbst unterbrach: ‚Aber das habe ich Ihnen schon erzählt?‘ Aber die Kinder waren gut geartet, und die Frau ist eine vornehme und liebenswürdige Natur. Und dann war ja auch Pusch da. Also Pusch wußte ganz genau, wenn Sonntag war. Da wurde er schon um halb zwölf — sie haben es mir oft erzählt — so unruhig, daß sie ihn nicht mehr im Zimmer halten konnten und auf die Korridorthür hinauslassen mußten. Er legte sich dann mit der Schnauze gegen die Thürspalte und rührte sich nicht und wartete, bis ich kam, anderthalb Stunden lang. Wenn sich dann seine Freude ausgetobt hatte, dann ging er mir, solange ich im Hause war, nicht von der Ferse; bei Tisch lag er mit seinem Kopf zwischen meinen Füßen. So vergalt mir Pusch auf seine Weise, daß ich mich seiner angenommen hatte und ihn gern leiden mochte.“

„Das ist ja sehr rührend,“ sagte Stücken ein wenig ironisch, „aber daß Pusch einen Begriff vom Sonntag hatte, darfst du doch daraus nicht schließen. Sonntags gingen die Rankensteinschen Kinder nicht in die Schule, und Sonntags kamst du, — das kombinierte sich der Köter, und dazu gehört am Ende sehr viel mehr, wenn sich das regelmäßig wiederholt. Aber ich will dir gerne glauben, daß Pusch der charaktervollste und klügste Hund gewesen ist, der jemals gelebt hat und jemals leben wird, wenn du jetzt zur Hauptsache kommen willst und erzählen, wie die der linge Pusch über Rankenstein die Augen geöffnet hat.“

„Verzeih,“ sagte Bohmüller, „wenn ich von Pusch erzähle, kann ich immer kein Ende finden. Na also, — Rankensteins Verhältnisse verbesserten sich so, daß ihm die Gegend vor dem Halleschen Thore nicht mehr fein genug war. Er mietete da draußen vor dem Potsdamer, ein bischen weit, am Bahnhof Zoologischer Garten, am Kurfürstendamm. Zur Veletage langte es aber immer noch nicht; also drei Treppen hoch, wunderschönes Treppenhaus, Marmor, natürlich Stuck, roter Läufer, — du weißt ja, wie das da draußen in den neuen Häusern ist. Die Kinder waren größer geworden, — die wilden Biester im Zoologischen Garten und der Flirt mit den Börsenjobberknaben auf den sogenannten Kinderspielplätzen im Zoologischen Garten interessierten sie mehr als die Beschäftigung mit Pusch. Wenn Pusch mal das Bedürfnis hatte, herumgeführt zu werden — so ein armes Vieh kann sich ja doch allein die Thür nicht aufmachen —, dann stöhnten die Kinder über die drei Treppen; der älteste Bengel, der Sekundaner, behauptete sogar, es ginge ihm an die Ehre, wenn er neben dem Hunde auf der Straße stehen müßte, und die Dienstmädchen in Berlin W. kündigen ja bekanntlich sofort, wenn ihnen zugemutet wird, einen Hund auf die Straße zu führen. Eine neue Einrichtung hatten sich Rankensteins auch angeschafft, wenigstens das, was notwendig ist, einer Einrichtung einen modernen Anstrich zu geben: Stores, Vorhänge, neue Teppiche und andre Zuthaten. Kurz, — Pusch, der sich nicht verschönern und auch gewisse Bedürfnisse nicht unterdrücken konnte, paßte nicht mehr hinein in den neuen Stil, in den sich Rankensteins schnell hineingelebt hatten. Da kam Rankenstein eines Tages aufs Bureau ohne Pusch. Natürlich fragte ich, ob der Hund krank wäre. ‚Nein, ich habe Pusch fortgegeben,‘ sagte Rankenstein kurz und offenbar in der Absicht, das Thema abzubrechen. Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er denn mir den Hund nicht angeboten hätte, da er doch wußte, daß der Hund an mich gewöhnt war und daß ich ihn gut behandelt hätte. Da erwiderte mir Rankenstein: ‚Ich glaube wohl, daß Sie ihn genommen hätten, aber es wäre mir doch vielleicht schmerzlich gewesen, den Hund, der fünf Jahre mein ständiger Begleiter gewesen ist, täglich sehen zu müssen.‘“

„Und da warst du pikiert, und die Augen gingen dir über Rankenstein auf?“ lachte Stücken.

„Pikiert war ich wohl,“ sagte Bohmüller, „das will ich gern zugeben, wenn's auch ein kleinliches Gefühl ist. Aber die Augen gingen mir erst später auf, die wußte Pusch mir erst öffnen. Rankenstein hatte den Hund an die Tante eines seiner Dienstmädchen verschenkt, die weit draußen in Berlin NO. wohnte; das Mädchen hatte ihm nur gesagt, die Tante wolle den Hund gerne nehmen, — er wußte nicht einmal, ob sie ihn nicht vielleicht bloß fett machen und verspeisen würde. So was kommt ja vor. Nach seiner Anschauung über das Verhältnis der Menschen zu den Tieren wäre damit ja auch dem Hunde weiter kein Unrecht geschehen. Rankenstein wollte ihn nur weit fort haben, so weit, daß er ihn wahrscheinlich nie wieder zu Gesicht bekommen würde. Aber er hatte sich doch verrechnet. Kaum ein paar Wochen waren vergangen, als wir zusammen das Bureau verließen und ein Stück gemeinsam durch

Digitized by Google

die Straßen gingen. Da kam uns eine bescheiden, aber ordentlich gekleidete Frau entgegen, und neben ihr trottete Pusch, mit Grandezza, wie er vordem Rankenstein begleitet hatte. Ich erkannte ihn zuerst und machte Rankenstein auf den Hund aufmerksam. ‚Na, das wird eine schöne Scene geben, wenn der Koter mich sieht,‘ sagte Rankenstein, und er ging sicher in der stolzen Erwartung weiter, daß der Hund sich vor Freude nicht zu lassen wissen würde. Und Pusch sah uns, wedelte mit seinem Stumpfschwänzchen, sprang an mir in die Höhe, gerade so lange, daß ich ihm mal mit der Hand über seinen struppigen Kopf fahren konnte, sah mich freundlich-wehmutig an und — trottete ruhig weiter seiner Herrin nach. Ich sah Rankenstein an; der war ganz rot geworden, — du weißt ja, Stücken, er sieht leicht so aus, daß man einen Schlaganfall befürchten konnte. Dann mußte er seinem Aerger Luft machen und rief: ‚Pusch, dummes Vieh, kennst du mich nicht mehr?‘ und als auch das den Hund sich nicht einmal umwenden machte, pfiff er auf dem krummen Zeigefinger, — das Signal, auf das Pusch sonst auf zweihundert Meter Entfernung ohne Besinnen reagiert hatte. Aber Pusch trottete, ohne auch nur zu zucken, hinter seiner Herrin, die ruhig weitergegangen war, weil sie Rankenstein nicht kannte. Da sahen wir uns beide an, Rankenstein und ich, und wir wußten, daß wir innerlich geschiedene Leute waren. Wir trennten uns bald auf der Straße, zogen sehr höflich den Hut voreinander und vergaßen, uns, wie sonst immer, die Hand zu geben. Wir haben uns niemals wieder die Hand gereicht. Begegneten wir uns heute, so würden wir nicht einmal mehr den Hut voreinander ziehen.“

Bohmüller schwieg; auch Franz Stücken machte ein ernstes Gesicht.

„Also auch die Sentimentalität kann eine Lehrerin der Menschenkenntnis sein,“ sagte Stücken nach einer Pause, und er ergriff sein Glas und trank mit einem freundlichen Lächeln dem Freunde zu.

Robert Wilhelm Bunsen †.

Nun ist auch der letzte des großen Dreigestirns, das einst von der altberühmten Ruperto-Carola aus sein Licht über die ganze Welt verbreitete, dahingegangen, Robert Wilhelm Bunsen. Nachdem er erst Kirchhoff und dann Helmholtz hatte scheiden sehen, ist er selbst am 16. August hochbetagt an dem Sitze seiner langjährigen Wirksamkeit verschieden.

In Bunsen verliert die wissenschaftliche Welt eine ihrer hervorragendsten Zierden und Deutschland einen seiner besten und getreuesten Söhne, denn so groß die Schöpferkraft dieses hervorragenden Gelehrten gewesen sein mag, so wurde sie nach einem Worte, das am Vorabend seines fünfundachtzigsten Geburtstages geäußert wurde, doch fast noch von der Größe seines bescheidenen und edeln Charakters übertroffen. Der Dahingegangene gehörte zu denjenigen wissenschaftlichen Forschern, deren Dasein in Arbeit aufgeht, und die mit Verleugnung der eignen Persönlichkeit kein andres Ziel kennen, als der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen, um sie der Menschheit dienstbar zu machen. Er erzielte seine Erfolge durch die Weite seines Blicks und die Vielseitigkeit seiner Begabung, die ihm neben dem Gebiete seines engeren Wirkens, dem der Chemie, das damit so eng verwandte der Physik, sowie nicht minder die der Astronomie, Geologie, Botanik und Medizin unterthänig machte. So konnte er (vor mehr als 44 Jahren schon!) die Darstellung des Aluminiums auf elektrolytischem Wege zeigen, so konnte er den nach ihm benannten Brenner konstruieren, der nicht nur der Wissenschaft unvergleichliche Dienste leistete, sondern auch die ganze Gaskochindustrie ins Leben rief und nenerdings in Verbindung mit dem Gasglühlicht eine Umwälzung auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens hervorgerufen hat, und so konnte er endlich mit Kirchhoff die Spektralanalyse entdecken, die uns auf chemischem Wege Aufschluß über das Wesen und die Natur der Himmelskörper gibt, wie sie auf anderm nicht zu erlangen war.

Ueber die äußeren Lebensschicksale des großen Gelehrten ist wenig zu sagen. Bunsen wurde am 31. März 1811 in Göttingen geboren, wo er seine Jugendzeit verbrachte, seine Gymnasialbildung empfing und auch das Universitätsstudium begann. Das Studium der Chemie und Physik setzte er dann in Paris, Berlin und Wien fort, sich gleichzeitig in fast allen naturwissenschaftlichen Disciplinen weiter ausbildend. Im Jahre 1833 habilitierte er sich als Privatdozent in Göttingen, erhielt aber nach wenigen Jahren bereits einen Ruf als Professor der Chemie an das polytechnische Institut in Kassel, ging als ordentlicher Professor 1838 nach Marburg, 1851 nach Breslau, wo er den Plan zu dem chemischen Institut entwarf, und 1852 nach Heidelberg, wo man damals für den verstorbenen Gmelin, einen älteren bedeutenden Chemiker, eine jüngere Kraft suchte. An der Ruperto-Carola übte Bunsen sein Lehramt bis zum Jahre 1889 aus, aber auch nachdem er sich von ihm zurückgezogen, ließ die naturwissenschaftliche Fakultät von Jahr zu Jahr seinen Namen pietätvoll an der Spitze des Professorenverzeichnisses erscheinen, um ihn, mehr indes noch sich selbst zu ehren.

Bunsen hatte die Berufung nach Heidelberg unter der Bedingung angenommen, daß ihm an Stelle des sehr veralteten kleinen Laboratoriums ein größeres Gebäude nach seinen Angaben erstellt würde. Der betreffende Minister machte jedoch unter Hinweis auf die großen Ausgaben Schwierigkeiten in der Hoffnung, Bunsen würde mit sich handeln lassen und seine Forderungen herunterlsetzen: der Bau war ihm zu teuer, das Laboratorium zu groß. Die Sache blieb liegen. Als jedoch Bunsen immer mehr drängte, bot ihm der Minister einen höheren Gehalt an, wenn er in eine Verkleinerung des Laboratoriums einwillige. Bunsen

Digitized by Google

war entrüſtet über einen ſolch beleidigenden Vorſchlag und ſchrieb unter Umgehung des Miniſters an den Großherzog von Baden: er habe den Ruf nach Heidelberg nur unter der Bedingung angenommen, daß ihm eine genügend große, den Anforderungen der Neuzeit entſprechende Arbeitsſtätte erbaut würde, wo er auch mit Erfolg lehren könne; der Miniſter ſuche dieſen Neubau zu hintertreiben, und ſo könne er den ihm angebotenen Lehrſtuhl nicht übernehmen. Auf direkten Befehl des Großherzogs wurden die verſprochenen glauben können, er wäre an all den großen Fortſchritten der Chemie und Phyſik ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind. Und dabei war er einer der fleißigſten und fruchtbarſten Männer in ſeiner Wiſſenſchaft. Sein Geſchick, den eigenen Namen bei Spektralanalyſe, Elektrolyſe, Gasanalyſe, Caſium, Rubidium und ſo weiter zu umgehen, war bewundernswert — ja ſelbſt im perſönlichen Verkehr war es ſchwer, ihn zum Geſtändnis zu bringen, daß dieſe oder jene Methode von ihm angegeben worden ſei. „Man hat

Phot. Ed. Schultze, Heidelberg.

Geheimrat Profeſſor Dr. Robert Bunſen.

Bedingungen erfüllt, und im Jahre 1852 begann Bunſens ruhmreiche Thätigkeit in Heidelberg.

Ueber die in ihrer Art einzig daſtehende Beſcheidenheit des großen Mannes ſei folgendes angeführt, was einer ſeiner Schüler berichtete, als es galt, den ſiebenundachtzigſten Geburtstag des Gelehrten zu begehen. Von ſich, ſo etwa lautete es in dem Berichte, ſprach Bunſen nie. Nie hörte man ihn im Kolleg ſeinen Namen nennen, geſchweige denn eine Andeutung machen, daß dieſes oder jenes von ihm entdeckt worden ſei. Wenn man ihn hörte, ſo hätte man gefunden“ — „man hat einen Brenner konſtruiert“ — ſo lauteten ſelbſt bei Spektralanalyſe und Bunſenbrenner ſeine Worte. Dieſe Beſcheidenheit war aber ſeinen Zuhörern oft zu arg, und nicht ſelten unterbrach ihn dann ein langandauerndes, donnerndes Beifallsgetrampel. Doch auch dieſes machte ihn nicht irre, nach einer verlegenen Verbeugung fuhr er in ſeinem Vortrag fort, wie wenn nichts geſchehen wäre.

Das allerdings war das Holz, aus dem nicht nur große Gelehrte, ſondern auch große Männer geſchnitzt werden. L. H.

Digitized by Google

Das lenkbare Luftſchiff des Grafen von Zeppelin.

Von

Guſtav Levering.

Mit zwei Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen von K. Schott in Friedrichshafen.

Ueber das vom Generalleutnant z. D. Grafen von Zeppelin konſtruierte Rieſenluftſchiff iſt ſchon viel geſchrieben worden, und jetzt, wo die Auffahrt am Geſtade des Bodenſees unmittelbar bevorſteht, erſcheinen wieder in der Tagespreſſe allerlei Artikel und Notizen. Dieſe jedoch beruhen ſämtlich — außer einem Aufſatz in einer techniſchen Zeitſchrift über die Entſtehung der Halle — auf Kombinationen und Vermutungen, da ſichere Nachrichten bis jetzt nicht aus der wohlverſchloſſen gehaltenen Bauhalle in die Oeffentlichkeit gelangt ſind. Ich bin nun in der Lage, auf Grund eigner Anſchauung und authentiſcher Mitteilungen eine zuverläſſige Schilderung des Luftfahrzeugs geben zu können.

Der freundlichen Einladung der Geſellſchaft zur Förderung der Luftſchiffahrt folgend, begab ich mich nach Friedrichshafen und wurde in liebenswürdigſter Weiſe von dem Vorſtand der Geſellſchaft, Herrn Ingenieur Kübler, empfangen.

An der Landungsſtelle vor dem Garten des Hotels zum „Deutſchen Haus“ lag das der Geſellſchaft gehörige elegante Motorboot ſchon bereit. Wir ſtiegen ein, und pfeilgeſchwind ging es über den ſpiegelglatten See in der Richtung auf Manzell, eine königliche Domäne, in deren Nähe der Werftplatz des Luftſchiffes liegt. Schon von fern erblickten wir auf dem See einen im Sonnenſchein herüberleuchtenden Bau, deſſen Dimenſionen, je näher wir ihm kamen, immer gewaltiger erſchienen. In eleganter Kurve umkreiſten wir denſelben und gewahrten nun, daß er, vom Lande völlig losgelöſt, etwa 600 Meter vom Ufer entfernt, frei auf dem Waſſer ſchwimmt.

Es iſt ein rieſenhafter Holzſchuppen, etwa 140 Meter lang, 24 Meter breit und bis zum Dachfirſt 21 Meter hoch. In ſeine Langſeiten ſind je elf große Fenſter eingeſchnitten, um volles Licht in das Innere einzulaſſen. Die Halle läuft zur Verminderung des Winddruckes vorn ſpitz zu und kann, um Unberufenen den Einblick zu verwehren, hinten durch einen Vorhang abgeſchloſſen werden. In der Spitze befinden ſich die Bureaux und die Magazine, auch ein Unterkunftsraum für eine Anzahl Arbeiter, die nachts als Wache hier verbleiben. Um den ganzen Bau läuft ein etwa 1 Meter breiter Umgang, der ſich vorn an der Spitze zu einer etwas breiteren Plattform erweitert.

Unſer Boot hielt an einer der Langſeiten, und wir betraten die Halle.

Vor unſern ſtaunenden Augen ſahen wir das werdende Gerippe des rieſenhaften Ungetüms, ſcheinbar frei in der Luft ſchwebend, in Wirklichkeit aber auf hohen Böcken ruhend.

Die Montierungshalle ſchwimmt auf 95 Pontons und beſteht aus zwei Teilen, einem äußeren, der die Wände und das Dach trägt und unter Waſſer durch ein Balkenſyſtem verbunden iſt, und einem inneren, etwa 12 Meter breiten, der, auf bejonderen, etwas flacher im Waſſer gehenden Pontons ruhend, vom äußeren Teil völlig unabhängig, ausziehbar iſt und ſomit geſtattet, daß auf ihm montierte Luftfahrzeug auszufahren und in die Höhe ſteigen zu laſſen; umgekehrt wird der zurückkehrende Ballon auf dieſem Floß feſtgehalten und mit ihm wieder in die Halle eingefahren.

An der einen Langſeite im Innern des Baus iſt eine Treppe angebracht, die bis unter das Dach führt; dort mündet ſie in eine unter dem Firſt durch die ganze Länge ſich hinziehende, mit Geländer verſehene Laufbahn, von der aus die Arbeiter zu dem Ballon von oben herab gelangen können. Im übrigen iſt der ganze ungeheure Raum völlig frei.

Man kann fragen, warum die Montierungshalle auf dem See und nicht auf dem feſten Lande erbaut wurde? Es iſt einleuchtend, daß für die erſten Fahrten, die ja in gewiſſem Sinne nur als Exerzierfahrten betrachtet werden müſſen, eine ſolche freie, weit gedehnte Fläche ohne Hinderniſſe, wie der Luftraum über dem Spiegel des Sees, das denkbar erwünſchteſte Uebungsfeld darbietet. Der Hauptgrund aber liegt darin, daß die ſchwimmende Halle, die nur an einem einzigen Punkt verankert ſein darf, ſich ſtets nach dem Winde ſo einſtellt, daß ihre Längsachſe genau mit der Windrichtung übereinſtimmt. Soll das Luftfahrzeug nach beendigter Füllung aus der Halle gezogen werden, ſo unterſtützt die Windſtrömung das glatte Ausfahren. Der Ballon wird dadurch vor dem Anprallen an den Wänden der Halle bewahrt, was bei einem Bau auf feſtem Boden nicht möglich wäre. Probeausfahrten mit dem in der Montierung begriffenen Ballon wurden ſchon einige Male gemacht und ſind glatt verlaufen.

Daß ein ſo gewaltiges Gebäude, das den Winden — und dieſe ſind auf dem Bodenſee oft von unheimlicher Stärke — eine ſo große Angriffsfläche darbietet, gut verankert ſein muß, iſt ſelbſtverſtändlich; doch hatte es ſich, trotzdem dies mit aller Sorgfalt geſchehen war, einige Male von ſeiner Befeſtigung gelöſt und war vor dem Winde getrieben, wurde jedoch bald wieder durch Dampfer an ſeinen alten Platz bugſiert. Nunmehr aber ſind Maßregeln getroffen, die ähnlichen Vorkommniſſen mit faſt abſoluter Sicherheit vorbeugen. Es wurde nämlich ein Zementblock von etwa 4000 Kilogramm Gewicht in eine Tiefe von etwa 22 Meter verſenkt; mit ihm zugleich zwei je etwa 2500 Kilogramm wiegende Schiffsanker, die an circa 80 Meter langen Stahltroſſen den Betonklotz ſelbſt wieder verankern und dadurch ein Abſchleppen desſelben, ſelbſt bei heftigem Sturm, verhindern werden. Für alle Fälle, das heißt, wenn auch dieſe Vorrichtung nachgeben ſollte, ſind an der Plattform zwei rieſenhafte Anker derart aufgehängt, daß ſie augenblicklich unter dem geringſten Kraftaufwand in den See hinabgelaſſen werden können.

Der eigentliche Ballon wird nach ſeiner Vollendung etwa 125 Meter lang, in ſeinem größten Teil cylinderförmig ſein und in dieſem Teile circa 12 Meter Durchmeſſer haben. Die beiden Enden werden eine zugeſpitzte Form erhalten, etwa wie die ogivalen Bogenſpitzen unſrer Granaten, nur länger gezogen. Dieſe Geſtalt iſt erfahrungsmäßig die geeigneteſte für das Abſtießen und das Durchſchneiden der Luft.

Das Ganze beſteht aus einem zuſammenhängenden Gerüſt von Aluminiumſtäben in T- und (⊓) Winkelform. Sechzehn ſenkrecht ſtehende, je 8 Meter voneinander entfernte Ringe bilden die Stützen desſelben. Sie haben nicht Kreisform, ſondern bilden regelmäßige Polygone von 24 Ecken; ihre Geſtalt wird fixiert durch zahlreiche, im Innern ge-

Digitized by Google

spannte, starke Aluminiumdrähte, die von einem centralen Kreise ausgehen, ähnlich wie die Speichen der Fahrräder. Die Ringe werden durch horizontal liegende Stäbe fest miteinander verbunden. So entstehen siebzehn Abteilungen. Um das ganze Gerüst herum wird äußerlich ein Maschennetz aus starken Schnüren gelegt, die aus Chinafasern — sogenannte „Ramie" — einem äußerst zähen, aber leichten Stoff, gefertigt sind. Jede Kammer erhält auch im Innern, der Peripherie und beiden Seiten der Ringstäben folgend, ein solches Netz.

In jede dieser Abteilungen wird ein Ballon gebracht, der ihr Inneres ganz ausfüllt, so daß das ganze Gerüst siebzehn voneinander getrennte, selbständige Ballons enthalten wird. Sollte einer derselben verletzt werden, so werden die andern doch intakt bleiben, ähnlich wie die Schotts der Schiffe, aber viel sicherer als diese, weil sie durch keinerlei Thüren oder Oeffnungen miteinander verbunden sind.

Der Stoff, aus dem die Ballons gefertigt sind, ist ein dichtes, aber trotz seiner Undurchlässigkeit ungemein leichtes Baumwollgewebe mit einer nach den neuesten Erfahrungen hergestellten, fast absolut gasdichten Gummidichtung. Das ganze Aluminiumgerüst erhält noch eine äußere wasserdichte Umhüllung, welche die Ballons hauptsächlich vor direkter Bestrahlung durch die Sonne und vor Regen zu schützen hat. Der Zweck der oben beschriebenen Netze ist, eine Berührung der Ballonstunter einander und mit der äußeren Hülle zu verhindern.

Die Ballons werden zusammen einen Raumgehalt von etwa 10000 Kubikmetern haben; sie werden mit Wasserstoffgas gefüllt, das in starken gußeisernen Cylindern in komprimiertem Zustand herbeigeschafft wird. Jeder dieser Cylinder enthält 5 Kubikmeter Gas; es sind also deren etwa 2000 erforderlich. Die Cylinder werden in einem eignen, im See stehenden Schuppen in Pontons aufgespeichert und diese, wenn die Füllung erfolgen soll, an die Montierungshalle herangefahren. Mittels einer besonderen Röhrenleitung werden die Ballons, jeder für sich, vor dem Anfstieg gefüllt. Ein Kubikmeter Gas ist im stande, ein Kilogramm Last zu tragen. Das Gesamtgewicht, einschließlich der Gondeln, Maschinen und Zubehör, nebst Bemannung und Ballast, darf also das Gewicht von 200 Zentnern nicht übersteigen, wird aber dieses Maximum in Wirklichkeit lange nicht erreichen. Die Belastung ist so berechnet, daß, wenn einer der Ballons verletzt würde, die übrigen noch ausreichende Tragkraft besitzen.

Dies ist im wesentlichen die Gestalt und die Konstruktion des eigentlichen Tragkörpers.

Jeder in Bewegung gesetzte Körper kann gelenkt werden, wie wir an jedem Schiff und jedem Fahrrad beobachten können. Daß dies bis jetzt bei den Luftschiffen nicht gelang, lag teils an ihrer ungünstig gebauten Form, teils daran, daß die bewegende Kraft nicht ausreichend war und die Steuermittel nicht genügende Wirkung auf die Luft ausübten. Bei dem jetzt im Bau begriffenen Ballon darf man jedoch, auf Grund genauester Berechnungen, vollen Erfolg erwarten.

Die Vor- und Rückwärtsbewegung des Luftschiffes wird durch vier große Aluminiumflügelschrauben bewirkt werden. Zwei derselben werden vorn, bevor der Tragekörper sich verjüngt, beiderseits des letzteren angebracht, und zwar etwas unter der Mittelaxe. Die beiden andern Schrauben erhalten dieselbe Lage am hinteren Ende des cylindrischen Teils. Ihre Wirkung wird eine ähnliche sein wie diejenige der Propellerschraube an den Schraubenschiffen.

Die Steuerung erfolgt durch je ein Steuerflächenpaar am vorderen und am hinteren Ende des Fahrzeuges; die Wirkung ist dieselbe wie beim Wasserschiff.

Alle diese Vorrichtungen müssen, um wirken zu können, in Bewegung gesetzt werden. Zu diesem Zweck werden unter dem Ballon, durch festes Gestänge starr mit ihm verbunden, zwei Aluminiumgondeln angebracht, je eine unter jedem Flügelschraubenpaar. Dieselben sind 6½ Meter lang, 1,80 Meter breit und 1 Meter hoch und haben eine sich nach unten etwas verjüngende Form. Unter dem Boden ist je ein Prellrad angebracht, das beim Landen den Stoß in Spiralfedern auffangen und ihn zugleich in rollende Bewegung übertragen wird. In jeder Gondel befindet sich ein Benzinmotor, der, durch Uebersetzungen mit den Flügelschrauben verbunden, diese in Bewegung setzt. Die Antriebwellen von den Motoren zu den Vorgelegen sind aus Mannesmann-Stahlröhren und mit zwei verschiebbaren Gelenkkuppelungen verbunden, um etwaige minimale Derivationen des Gerippes auszugleichen.

Benzin ist das zweckmäßigste Treibmittel; jedes andre erfordert zu schwere Maschinen und zu großes Gewicht an Heizmaterial. Elektricität ist vorläufig gar nicht anwendbar, da sie entweder in auf dem Lande verbleibenden Dynamomaschinen erzeugt und mittels Drahtleitung dem Ballon zugeführt werden müßte, wodurch derselbe zum Fesselballon würde, oder, in Accumulatoren aufgespeichert, mitgeführt werden müßte; diese sind aber zu schwer, um durch die Luft transportiert werden zu können. Benzin hat den Nachteil der Feuergefährlichkeit, was besonders bei einem gasgefüllten Ballon von großer Bedeutung ist. Doch sind die Maschinen, die übrigens die einzigen Eisen- und Aluminiumbronzeteile an der gesamten Konstruktion des Luftfahrzeugs enthalten, mit großer Sorgfalt daraufhin gebaut, daß absolut kein Feuer nach außen schlagen kann, sondern sich der Vorgang der fortwährenden kleinen Explosionen vollständig abgeschlossen vollzieht, was bei elektrischer Zündung, wie hier angewendet, leicht erreichbar ist. Außerdem ist die Ballonhülle über den Gondeln mit feuersicht imprägniertem Stoff bekleidet.

Jede Maschine arbeitet mit 12 bis 15 indizierten Pferdekräften.

Die Gondeln werden durch einen circa 50 Centimeter breiten Laufgang aus T-Schienen und Aluminiumdrahtgeflecht miteinander verbunden, so daß eine ununterbrochene Kommunikation zwischen beiden möglich ist.

Die Bemannung wird aus fünf Köpfen bestehen: erstens dem genialen Erfinder des lenkbaren Luftschiffes, Grafen von Zeppelin, der hierdurch seinem 1870 durch den kühnen Ritt tief in Feindesland hinein erworbenen Ruf rückhaltslosesten Mutes aufs neue Ehre macht; ferner aus dem Ingenieur und Vorstand der Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt, Herrn Hugo Kübler, sodann einem der die Montage leitenden Techniker, Herrn Burr, und aus zwei Maschinisten zur Bedienung der Motoren.

Daß alles Erforderliche an wissenschaftlichen Instrumenten und so weiter in ausgezeichneter Qualität mitgeführt wird, ist selbstverständlich.

An der Unterseite der Gondeln und des Laufganges wird ein auf einem Tau gleitendes Laufgewicht angebracht, das von den Gondeln aus beliebig gestellt werden kann. Befindet sich das Gewicht hinten, so ist der hintere Teil des Ballons schwerer als der vordere und wird also tiefer bleiben; dadurch erhält der Ballon eine nach aufwärts gerichtete, schräge Stellung. Geschieht dies während der Fahrt, so wirkt die gegen die Unterfläche des Ballons drückende Luft wie auf einen in die Luft geworfenen Papierdrachen: er steigt. Soll der Ballon abwärts steigen, so wird der Vorderteil durch Vorwärtsschieben des Gewichts beschwert. Der Ballon erhält eine nach vorn gesenkte, schräge Stellung, und der Druck der Luft auf die obere Fläche des Ballons drückt ihn herab. Ein Tau, von vorn nach hinten geschlungen, lose unter den Gondeln hängend,

Digitized by Google

ſoll dieſe Wirkung durch ſein Gewicht unterſtützen. In der beſchriebenen Geſtalt wird das Luftſchiff nach der Vollendung ſeine Reiſe antreten.

Die Wahrſcheinlichkeit, daß das kühne Unternehmen gelingen wird, ſcheint mir ein große zu ſein, und damit wäre ein bedeutſamer Markſtein auf dem Wege des menſchlichen Fortſchrittes, ſowie ein neuer Triumph deutſchen Erfindungsgeiſtes zu verzeichnen. Nicht nur ermöglichen dies die noch nie zu ſolchem Zweck ſo reichlich vorhanden geweſenen Geldmittel, die ſkrupelloſeſte Auswahl und die ſorgfältigſte Anfertigung aller Materialien und Konſtruktionsteile, ſondern es laſſen ſich auch Dimenſionen und Kräfte entwickeln, wie ſie bis jetzt niemals zur Anwendung gelangt ſind. Dies alles, in Verbindung mit den Erfindungen des Grafen von Zeppelin und einer auf den ſorgfältigſten Berechnungen beruhenden Konſtruktion, bieten, ſoweit es nach menſchlichem Ermeſſen möglich iſt, ausreichend Garantie für ein glückliches Gelingen.

Die Montierungshalle, geſchleppt vom Dampfer „König Karl“.

Dem kühnen Erfinder, der durch nichts zu entmutigen war, der koſtbare Jahre und bedeutende Summen dieſem Werke zum Opfer gebracht hat, ſowie ſeinen getreuen Gehilfen iſt es von Herzen zu wünſchen, daß ihr „heißes Bemühen“ mit Erfolg gekrönt wird. „Kühn iſt das Mühen, herrlich der Lohn!“

Nachdem wir das bis jetzt Fertige und das Werdende von allen Seiten auf das eingehendſte beſichtigt hatten, ſtiegen wir auf der Treppe zum Laufbrett unter dem Dach hinan. Hier erſt ſahen wir, wie enorm hoch der Bau iſt; die Menſchen unter uns erſchienen ganz klein, und man mußte ſich in dem ungeheuren Raum wohl in acht nehmen, daß man nicht von Schwindel befallen wurde. Auf einer ſteilen Leiter durch eine Luke erreichten wir das auf dem Dache errichtete Belvedere. Wir waren überraſcht von dem wunderbaren Panorama, das ſich vor unſern Augen ausbreitete. Die ganze Kette der Alpen, von der Zugſpitze bis zum Berner Oberland, lag vor uns; im Oſten ſtieg, faſt aus den Fluten des Sees, das Pfändergebirge hervor; an ſeinem Fuß ſahen wir das alte Lindau im See liegen; weiter nach rechts Bregenz, das römiſche Brigantium, in lachender Landſchaft, mit dem wie ein Schwalbenneſt am Felſen klebenden Gebhardskirchlein; dann die Rheinmündung, dahinter die Berge Graubündens. Gerade vor uns, über den See hinweg, ragte, durch ſeine gewaltige Größe imponierend, faſt greifbar nahe, der Säntis mit „Altmann“ und „Hohenkaſten“ empor, davor das liebliche Appenzellerland, von dem in der klaren Luft die grünen Matten und die Schweizerdörfchen freundlich herüberleuchteten; am See Rorſchach und Romanshorn. Im Weſten verlor ſich der Blick in dunſtige Luft; doch konnte man noch den Dom von Konſtanz unterſcheiden. Wendete man ſich um, ſo lag das Nordufer des Sees mit ſeinen Rebhügeln vor uns; hier wächſt der berühmte und berüchtigte Seewein. Weiter zurück leuchtete das Schloß Heiligenberg herüber, an deſſen Fuß das altberühmte Kloſter Salem liegt. Darüber hinaus ſchweifte der Blick bis zu den Baſaltkegeln des Hegaus, deutlich erkannte man den Hohentwiel.

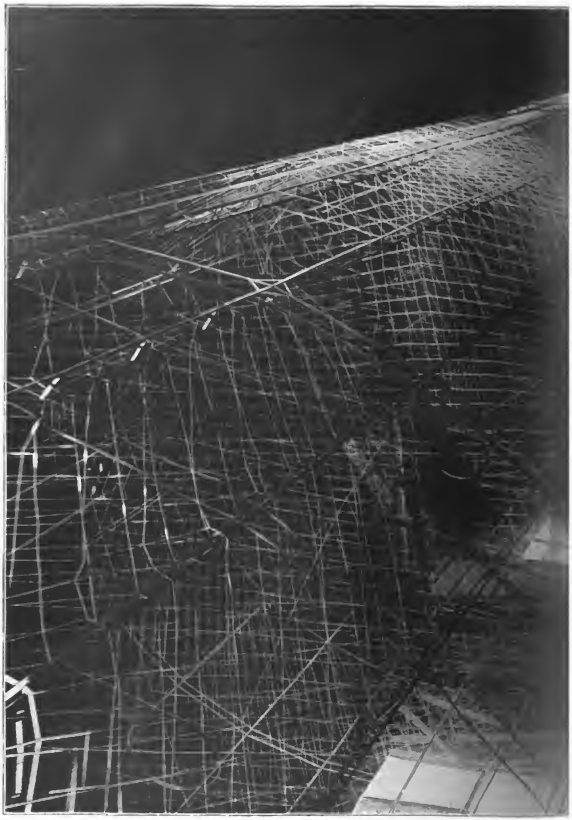
Der Aufſtieg des Luftſchiffs ſoll im Oktober ſtattfinden. Ob dies möglich iſt, hängt von vielen zuſammenwirkenden Faktoren ab. Der Tragkörper iſt faſt vollſtändig montiert; die Spitzen ſtehen vorläufig aufrecht in der Halle, werden aber demnächſt durch Flaſchenzüge emporgehoben, umgewendet und in wagrechter Lage mit dem cylindriſchen Teil verbunden. Der Reſt wird jedenfalls binnen kurzem vollendet ſein. Da alle übrigen Teile, wie Gondeln, Motore, Flügelſchrauben und ſo weiter fertig eintreffen, ſo bedarf es dann nur noch deren Verbindung mit dem Ballon. Die Füllung desſelben würde dann noch einige weitere Tage in Anſpruch nehmen.

So wird alſo, wenn keine unvorhergeſehenen Störungen eintreten, das Luftſchiff noch zur guten Jahreszeit zur Abfahrt bereit ſein. Um die Zeit des Aufſtieges wird es am Bodenſee und beſonders in Friedrichshafen ſehr lebendig werden und dieſes Ereignis eine Fremdenſaiſon herbeiführen, wie ſie wohl dort noch nie erlebt wurde. Schon jetzt haben ſich nicht allein aus Deutſchland, Oeſterreich und der Schweiz, ſondern aus allen Gegenden des Kontinents, ja ſogar aus Amerika, Gäſte angeſagt, die das erſte Aufſteigen des Luftfahrzeuges, das einen noch nie dageweſenen Anblick darzubieten verſpricht, mit anſehen wollen.

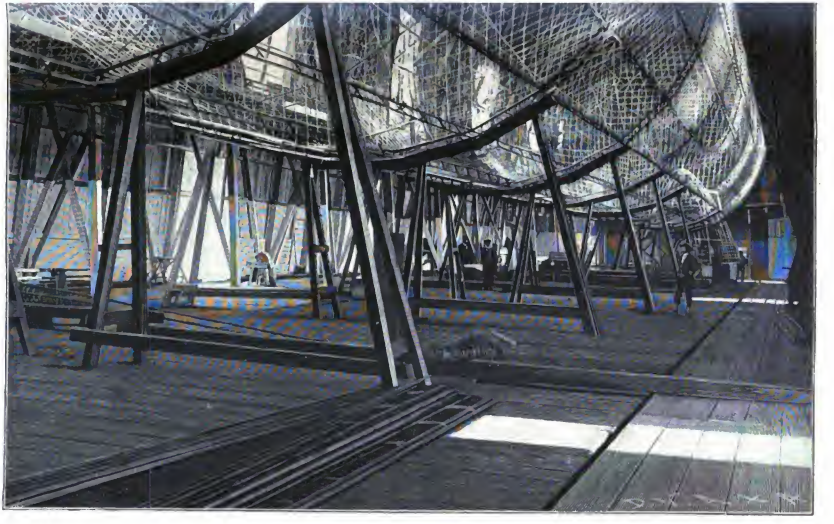
Ob Kaiſer Wilhelm und der König von Württemberg, welch letzterer den Bau ſchon wiederholt in Augenſchein genommen hat und das Fortſchreiten desſelben mit großem Intereſſe verfolgt, dieſem Schauſpiel anwohnen werden, wird behauptet; aber niemand dürfte darüber Gewiſſes wiſſen; jedenfalls wird von unterrichteten Kreiſen nichts verraten.

Leicht könnte es geſchehen, daß viele der Neu- und Wißbegierigen den erſten Aufſtieg verpaſſen; denn wenn alles klar und das Wetter günſtig iſt, werden die kühnen Luftſchiffer nicht warten, bis das Publikum verſammelt iſt, ſondern eines ſchönen Morgens in aller Stille die Anker lichten und in höhere Regionen entſchweben. Und dazu von Herzen: „Glückliche Fahrt!“

Digitized by Google



Digitized by Google



Tragkörper des Luftfahrzeugs auf den Montierungsböcken; im Hintergrunde eine der beiden ogivalen Bogenspitzen.

Das lenkbare Luftschiff des Grafen von Zeppelin. Einzige, vom Grafen von Zeppelin genehmigte Abbildung seines Luftschiffes.

Digitized by Google

's Geschichtenmanna.

Märchen

von

C. E. Ries.

„'s Geschichtenmanna kommt, 's Geschichtenmanna," riefen die Engel und stürzten von den Himmelsfenstern weg in den Himmel hinein, um es zu verkünden.

Dann liefen sie zum Himmelsthor. Jedes wollte einen Blick auf das Geschichtenmanna erhaschen, wie der Tod es herauftrug.

Sie umringten den schwarzen Engel und geleiteten ihn lärmend und jubelnd zum Himmelsthron: „Lieber Herrgott, 's Geschichtenmanna ist da!"

„Nun, nun, beruhigt euch nur," sagte der liebe Herrgott. „Und du, Tod, lasse ihn nieder."

Nichts als der Kopf des Geschichtenmanna ragte aus dem Mantel hervor, den der Tod zart und behutsam um ihn geschlungen hielt; aber der Kopf nickte freundlich grüßend nach allen Seiten und schmiegte sich dann wieder vertraulich an die Brust des Todesengels.

„Nun?" sagte der liebe Gott ganz erstaunt.

Da löste der bleiche Engel zögernd die Falten des Mantels. Zu dem Kopf des Geschichtenmanna gesellten sich zwei sehr hohe Schultern, ein kurzer, breiter Oberkörper folgte, und endlich zwei ganz kleine, dünne Kinderbeinchen; Beinchen, wie ich sie nur einmal im Leben bei meinem lieben, seligen Onkel Manna gesehen habe, als der Diener ihn aus dem Fahrstuhl hob. Und meinen lieben, seligen Onkel Manna hatte die Amme, wie er noch ein ganz kleines Knäbchen war, vom Arme fallen lassen, und deshalb, sagten die Leute, wären seine Beinchen nie nachgewachsen.

„Ach du mein lieber Gott!" riefen mitleidig sämtliche Engelein, und zwei sprangen eiligst herbei, um das Geschichtenmanna zu stützen.

„Ach du mein Himmel," sagte auch der liebe Gott. „Du armes Kerlchen."

„Laß dir's nicht leid sein, lieber Herrgott," sprach rasch das Geschichtenmanna. „Es war gar nicht so schlimm. Ich habe lustig gelebt und bin lustig gestorben."

„Du?" sagte der liebe Gott, „hast ja nicht mal gehen können mit deinen zwei Beinchen."

„Hab's um so nobler gemacht, lieber Herrgott. Ich bin gefahren. Immer ein Diener hinten mit Tressen, und zur Seite der Hofstaat. Just wie ein König."

„Der Hofstaat?"

„Ja freilich. Früh, wenn ich aufstand, wartete er schon vor meiner Thür, Männer und Frauen und Kinder; und kam ich heraus, rief alles ‚Hurra!' Und fuhr ich durchs Städtchen, drängte sich alles um meinen Fahrstuhl: ‚Leute, kommt her, 's Geschichtenmanna.' Dann, abends, wenn's Feierabend war, scharte er sich um mich her und bat und bettelte: ‚Eine Geschichte, Geschichtenmanna!' Kein Kind wollte ins Bettchen. Ja, das war eine lustige Zeit. Ich war glücklich."

„Was? Immer? Nie traurig?"

„Schon, lieber Herrgott, manchmal; aber dann erzählte ich Geschichten, um so lustigere, je trauriger ich war. Wenn dann alles um mich von Herzen lachte, lachte ich endlich mit und ward wieder fröhlich."

„Hm! hm! Deine Geschichten! Das müssen Schnurren gewesen sein. Weißt du wohl noch eine davon? Unsereins hört nicht viel. Sieh, die Engel brennen vor Neugier, und mein alter Petrus am Thor spitzt auch schon die Ohren."

„Hundert für eine, lieber Herrgott. Gelt, du möchtest eine von den extra komischen, nicht?" Damit stieß das Geschichtenmanna den lieben Herrgott mit dem Ellbogen in die Seite und lächelte ihn verschmitzt aus seinen gutmütigen, klugen Aeuglein an. „Gleich erzähl' ich dir was."

„So laßt ihn niederſitzen und macht's ihm bequem."

Da betteten die Engel das Geschichtenmanna bequem auf Wolkenkissen, gerade dem lieben Herrgott zu Füßen. Seelenvergnügt schlug es die kleinen Beinchen unter sich wie ein Türke zusammen, sagte: „Hab Dank, lieber Tod," und reichte dem Todesengel, der sich just vor dem Himmelsthron ehrerbietig beurlaubt hatte und schon die schwarzen Schwingen entfaltete, freundlich die Hand zum Abschied. Dann wandte er sich zu dem lieben Gott und hub an zu erzählen, erst eine Geschichte und noch eine, und die Engelein kicherten; Petrus rasselte am Thor vor Vergnügen mit seinem Schlüsselbund, und selbst der ernste, alte Herrgott strich sich schmunzelnd einmal über das andre den weißen Bart.

„Weiter, weiter!" schrieen die Engelein, just wie die Kinder auf Erden. „Noch eine, noch eine, Geschichtenmanna!"

„Weißt, Alter," sagte der liebe Gott zu Sankt Petrus, „das wird eine famose Sitzung. Schließ auch am Ende das Himmelsthor und komm her. Es braucht jetzt grad' niemand herein.

Das ließ sich Petrus nicht zweimal sagen, schloß ab, hing das Schlüsselbund an den Gürtel und gesellte sich zu den andern, hörte zu und lachte, und schließlich bekam er das Schlucken vor lauter Lachen, und die Engel mußten ihn noch auf den Rücken klopfen, daß er nur zu sich kam. Das Geschichtenmanna zwinkerte immer schelmischer mit den braunen Augen unter den dichten, schwarzen Brauen, und um seinen ausdrucksvollen Mund zuckte es immer übermütiger. Und wenn man schon glaubte,

Digitized by Google

so Lustiges hätte man noch nicht gehört, dann kam immer noch Närrischeres hinterdrein, und zuletzt schossen die Engel vor lauter Freude Kobolz und standen Köpfchen.

Mehr als einmal pochte es an dem großen Thor; aber wer nicht hörte, war Petrus. Und weil der Tod doch die Seelen nicht wieder hinabnehmen mochte, setzte er sie ab vor der Himmelsthür und bedeutete ihnen, ein wenig zu warten: „Der Peter ist sicher beim Wettermachen und kommt gleich."

Aber der Peter kam nicht; der ließ sich Geschichten erzählen.

Schließlich standen die Seelen zu Hauf' vor der Himmelsthür und warteten und begriffen durchaus nicht, daß man nicht öffnete. Und wenn das fröhliche Gelächter zu ihnen herausschallte, wurde ihnen ganz wehmütig zu Mute; denn sie wären gar zu gern bei der Belustigung zugegen gewesen.

Aber da drinnen dachte niemand an sie, trotzdem doch der Tag schon zur Rüste ging. Die Sonnenuhr war dem Ablaufen nahe, und da die Engel über dem Zuhören vergaßen, die Nachtlichter anzuzünden, wurde es stockfinstere Nacht.

Da strich der Herrgott erschreckt einen Blitz an und sah nach der Uhr.

„Himmel, bald elfe. Das ist eine schöne Geschichte. Der Petrus denkt nicht aus Wetter, und unten gießt es und plumpt. Und ihr, Lumpengesindel, habt natürlich auch keine Arbeit gethan. Nein, den Kerl kann man hier oben nicht lassen, der bringt ja den Himmel aus Rand und aus Band. Die Menschen könnten wahrhaftig denken, der alte Gott wär' gar nicht mehr. Hör du, Geschichtenmanna, verdreh denen unten die Köpfe. Aus dem Himmel mußt 'nans. Ich kann mir denken, wie du's auf der Erde getrieben hast."

„Ach je!" machte das Geschichtenmanna. „Die schöne, schöne Zeit."

„Möchtest wohl gar wieder hinunter? He?"

„Ach ja, lieber Herrgott."

„Du Tausendsassa! — Na, für dich thu' ich ein übriges. — Willst Traumwalt werden? 's Zeug hätt'st du dazu mit deinen Geschichten."

„Lieber Herrgott, das thät' mir wundervoll passen."

„Das glaub' ich," lachte der liebe Gott. „Da wärst du in deinem Element. Na, abgemacht," und er hielt ihm die Hand hin.

„Topp!" sagte das Geschichtenmanna und schlug ein.

Die Engel brachten nun zwei schneeige Fittiche und banden sie dem Geschichtenmanna an die Schultern. Und dann holten sie ein Engelsgewand und legten's ihm an.

Was machten da noch die dünnen, kleinen Beinchen?

Jetzt konnte er fliegen wie die Engel im Himmel und trug lange, faltige, glitzernde Himmelsgewänder.

„So!" sagte der liebe Gott. „Jetzt bist du Traumwalt. Nun schieb ab und walt deines Amtes. — Und du, Petrus, schließ endlich das Thor auf. Mir deucht, ich hör' jämmerlich klopfen. Es werden die Seelen sein. Bring sie für die Nacht irgendwo unter; morgen wird man ja sehen. Daß mir die Engel aber wenigstens noch ein paar Nachtlichter anzünden, ehe sie sich schlafen legen, hörst du?"

Damit stieg der liebe Gott von seinem Himmelsthron, ging auf die Sonnenuhr zu und zog sie auf für den nächsten Tag. Dann machte er sich's selber beauem auf Wolkenkissen. — Ein Auge aber behielt er auf die ganze Nacht.

's Geschichtenmanna ist von der Zeit an immer Traumwalt gewesen, und bleibt's auch. Denn so wie es eignet sich niemand dazu.

Und zu jedem Kind kommt es in der Nacht und erzählt Geschichten. Aber wenn ein Kind dies Märchen nicht glauben will. dem träumt hernach nichts.

Herbstfäden.

Die Seele voll geheimer Schauer
Durchschreit' ich einsam nun den Wald.
Er steht in herbstlich-schöner Trauer
Und lächelt still — schon weht es kalt.

Es sinkt die Dämmrung leis hernieder,
Und heimwärts lenk' ich meinen Schritt.
Verklungen sind des Sommers Lieder —
Des Herbstes Fäden ziehen mit.

Sie legen sich um Stirn und Wangen
Wie weiße Schleier weich und fein;
Und meine Seele fragt voll Bangen:
„Wann spinnt ihr mich auf ewig ein?"

Wilhelm Kunze.

Digitized by Google

Die drei Romane Friedrich Chopins.

Zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages.

Von

A. von Winterfeld.

Friedrich Chopin, der geniale Poet auf dem Klavier, war als echte Dichternatur in hohem Grade empfänglich für den Reiz weiblicher Schönheit und Anmut, aber eine Liebe, die sein ganzes Herz erfüllte, hat er nur dreimal empfunden. Daher darf man wohl, wenn man über sein Herzensleben berichten will, von den drei Romanen Chopins sprechen.

Das erste weibliche Wesen, in welchem der schwärmerische Jüngling die Verwirklichung seines Ideals sah, war eine Jüngerin derselben Kunst, der er sein Leben gewidmet hatte, Konstantia Gladkowska, eine Gesangsschülerin des Konservatoriums seiner Vaterstadt Warschau. Neben ihrer jugendlichen Schönheit und Anmut begabterte den Zwanzigjährigen nicht zum wenigsten ihre herrliche Stimme und ihr starkes musikalisches Talent. Chopin war äußerlich wie innerlich eine höchst delikate, diskrete, zurückhaltende Natur. Daher blieb auch lange Zeit seine Verehrung der Geliebten vollständig stumm, ihr selbst wahrscheinlich unbekannt. Sogar seinem vertrautesten Freunde Titus Woyciekowski gegenüber blieb er in dieser Hinsicht verschlossen. Die erste Andeutung über den Zustand seines Herzens finden wir in einem Briefe an diesen Freund, worin er sagt: „Ich habe — vielleicht zu meinem Unglück — schon mein Ideal gefunden, welches ich treu und aufrichtig verehre. Sechs Monate sind verflossen, und noch habe ich keine Silbe mit ihr gesprochen, von der ich jede Nacht träume. Während meine Gedanken bei ihr weilten, schrieb ich das Adagio meines Konzerts, und heute morgen gab sie mir den Walzer ein, den ich dir hiermit schicke."

Endlich macht Chopin zufällig die persönliche Bekanntschaft der Angebeteten. Er trifft mit ihr bei Henriette Sontag zusammen, die damals ganz Warschau in einen Taumel des Entzückens versetzte. Von da an scheint sich einiger Verkehr entsponnen zu haben, und Konstantia müßte kein Weib gewesen sein, wenn sie nicht, trotz Chopins schüchterner Zurückhaltung, bemerkt hätte, wie es um sein Herz stand. Ihr glückliches Debut auf der Warschauer Opernbühne giebt seiner Begeisterung für sie neue Nahrung, jedem Auftreten der Geliebten folgt er mit wachsendem Interesse, und die schon lange beschlossene Reise nach Wien und Paris wird immer wieder verschoben.

Schließlich kommt es doch zum Packen des Koffers, und nachdem er noch ein Abschiedskonzert gegeben, in welchem auch die Geliebte mitwirkte, findet er — es war am 1. November 1830 — endlich den Mut, in den Postwagen zu steigen, der ihn, wie er es vorausgeahnt, für immer seinem geliebten Vaterlande entführen sollte.

Die Eindrücke der Reise, das bewegte Leben in Wien vermögen Chopins Gedanken nicht von der Heimat und von der Geliebten abzulenken. „Mir fehlt der innere Friede," schreibt er an seinen Freund Titus, „und ich bin nur ruhig, wenn ich eure Briefe lese oder den Ring (Konstantias Abschiedsgeschenk), dies teure Juwel, anstarre . . . Gott verhüte, daß sie in irgend einer Weise durch mich zu leiden hätte! Beruhige sie deswegen und sage ihr, solange mein Herz schlägt, werde ich nicht aufhören, sie anzubeten. Sage ihr, daß nach meinem Tode meine Asche unter ihre Füße gestreut werden soll. Ich würde ihr selbst schon geschrieben haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, der Brief könnte in fremde Hände fallen und ihrem Rufe schaden."

Und war Konstantia einer so tiefen und treuen Neigung würdig? Kaum dürfen wir es annehmen, denn sie, die Chopin wie eine Heilige verehrt hatte, ging bald nach der Trennung einen prosaischen Ehebund ein. Wie betrübt und erbittert Chopin sich fühlte, als er diese Nachricht in Paris erhielt, kann man sich vorstellen.

Allein die Zeit bewährte sich auch hier als allheilende Trösterin und machte sein der Liebe bedürftiges Herz fähig, von neuem eine starke Neigung zu fassen. Fehlte es ihm, dem verhätschelten Liebling der polnischen und französischen Aristokratie, doch keineswegs an Gelegenheit zum Verkehr mit schönen und liebenswürdigen Frauen. Die reizende junge Gräfin Maria Wodzika war es, die nun sein Herz entflammte. Von Jugend auf mit ihrer Familie befreundet, kannte er sie seit ihrem fünften Jahre und war einst ihr Spielgefährte gewesen. Ihre Brüder waren in der Erziehungsanstalt von Chopins Vater in Warschau erzogen worden, und während der Ferien war er ein gern gesehener Gast auf dem Schlosse der gräflichen Familie gewesen. Wie intim sein Verkehr mit den Mitgliedern derselben war, geht aus einem Briefe Chopins an einen der Brüder Marias hervor, worin er schreibt: „Deine Schwester war so freundlich, mir ihre Komposition zu schicken; sie macht mir das größte Vergnügen, und da ich zufällig am Abend ihrer Ankunft in einem unsrer Pariser Salons improvisieren sollte, so nahm ich als Stoff das hübsche Thema von einer gewissen Maria, mit der ich vor Zeiten Versteck spielte. Heute — je prends la liberté d'envoyer à mon estimable collègue, Mlle. Marie, une petite valse, que je viens de publier. Möge er ihr den hundertsten Teil des Vergnügens machen, den ich bei der Ankunft ihrer Variationen empfand. Umarme Anton und Kasimir, und was Fräulein Maria anlangt, so mache ihr eine graziöse und respektvolle Verbeugung."

Im Sommer 1835 traf Chopin, auf der Rückreise von Karlsbad nach Paris, verabredetermaßen in Dresden mit der Familie Wodzinski zusammen, die aus der Schweiz nach Warschau zurückkehrte, und fand seine einstige Spielgefährtin als eine reizend erblühte neunzehnjährige Jungfrau wieder. Maria muß nicht nur sehr schön, sondern auch in nicht geringem Grade künstlerisch begabt gewesen sein, wenn man der Schilderung ihres Bruders glauben darf, der von ihr sagt: „Sie war hoch gewachsen und schlank, leicht und anmutig in ihren Bewegungen. Ihre Gesichtszüge waren, ohne regelmäßig und klassisch schön zu sein, doch von unbeschreiblichem Reiz. Ihre dunkeln Augen waren voll Zärtlichkeit, Träumerei und innerem Feuer, ihr üppiges Haar, dunkel wie Ebenholz, umwallte sie wie ein Mantel, bis zum Boden reichend. Die Musen Dantes und Virgils, Raffaels und Titians, Mozarts und Paisiellos liebkosten sie bei ihrer Geburt . . ."

Chopin und Maria sahen sich täglich im Hause des in Dresden lebenden Onkels Marias, des Palatins Grafen Wodzinski, wo sie miteinander musizierten und Gelegenheit zu langen Unterhaltungen fanden. So entspann sich zwischen den beiden jungen Leuten ein zarter, poetischer Liebesroman. Er blieb aber nicht unbemerkt von dem Oheim Marias,

Digitized by Google

Friedrich Chopin.

Nach einer Lithographie von P. Rohrbach (Verlag von E. H. Schroeder in Berlin).

Digitized by Google

der die Mutter warnen zu müssen glaubte. Diese jedoch hielt das Ganze für eine nicht ernst zu nehmende „amitié d'enfance," die bei der nahe bevorstehenden Trennung von selbst ein Ende nehmen würde, und sah es nicht für nötig, einzuschreiten. So nahmen denn die Dinge ihren Fortgang bis zur Abreise der Familie Wodzinski. Als die Abschiedsstunde schlug, reichte Maria Chopin eine Rose aus ihrem Strauß, und er wiederum ihr einen Walzer, den sie „L'Adieu" betitelte. Zu einer Aussprache scheint es damals noch nicht gekommen zu sein.

Im nächsten Sommer trafen die Liebenden in Marienbad zusammen, wohin Maria mit ihrer Mutter von Warschau, Chopin von Paris gekommen war. Hier fanden sie vollauf Gelegenheit, ihre Musikübungen, ihre Unterhaltungen und langen Spaziergänge wieder aufzunehmen. Auch zeichnete Maria Chopins Bild.

Endlich wagte es Chopin, Maria seine Liebe zu gestehen und sie um ihre Hand zu bitten. Sie, die ihm bleich und bewegt, mit Thränen in den Augen angehört, antwortete mit bebender Stimme: welcher Art auch ihre Gefühle seien, so dürfe sie doch nicht hoffen, jemals die Einwilligung ihrer Eltern zu dieser Verbindung zu erlangen. Gegen den Willen derselben aber könne und wolle sie nicht handeln. Doch werde sie Chopin nie vergessen.

Zwei Tage später reiste sie mit ihrer Mutter ab. Die Gräfin Maria heiratete ein Jahr darauf einen Grafen Skarbek, doch wurde die Ehe eine sehr unglückliche und mußte getrennt werden.

So hatte auch der zweite Roman mit einer grausamen Enttäuschung geendet, und tief verwundet kehrte Chopin — es war im August 1836 — nach Paris zurück. Dennoch waren diese beiden ersten Romane, so tief sie auch Chopins Inneres ergriffen haben mochten, gewissermaßen nur Präludien zu dem dritten, der eigentlichen großen Liebes- und Leidenssymphonie, von welcher der Rest seines Lebens erfüllt wurde und deren Abschluß ein tragisches Finale bilden sollte.

Nicht ein junges, von der Liebe bisher unberührt gebliebenes Mädchen war es diesmal, die das Herz des jungen Künstlers eroberte, sondern eine geniale, gereifte Frau, um fünf Jahre älter, die im Zenit ihres Ruhmes stehende Schriftstellerin Aurora Dudevant, bekannt unter dem Namen George Sand, eine Urenkelin des Marschalls von Sachsen, des Sohnes Anzahl des Starken und der schönen Aurora von Königsmark.

Im Jahre 1837 fand die erste Begegnung zwischen beiden statt. George Sand, die den Wunsch hegte, den genialen jungen Künstler kennen zu lernen, bat Liszt, sie mit ihm bekannt zu machen. Chopin, dem Liszt den Wunsch der berühmten Frau mitteilte, verhielt sich eher widerstrebend als entgegenkommend, weil er eine Abneigung gegen schriftstellernde Frauen hegte.

Allein die energische Frau ließ nicht nach, in Liszt zu drängen, und so nahm sie denn dieser, ohne Chopin vorher gefragt zu haben, eines Abends nebst seiner Freundin, der Gräfin d'Agoult, mit zu ihm. Damit war das Eis gebrochen, und Chopin und George Sand trafen sich nun häufig in den Häusern gemeinsamer Bekannter.

Doch fühlte sich Chopin anfänglich von der berühmten Frau eher abgestoßen als angezogen, allein es sollte ihm gehen wie vorher Alfred de Musset, der sie auch zuerst nicht leiden mochte, allmählich aber zu heftiger Leidenschaft entflammt wurde. In beiden Fällen war die Frau der stärkere Charakter, der seinen Willen durchzusetzen und die anfängliche Antipathie, vorzüglich durch den unwiderstehlichen Zauber ihres Geistes, in Sympathie, die Abneigung in Liebe zu verwandeln wußte.

Während Chopin, äußerst aristokratisch in seinen Gewohnheiten, aufs peinlichste bestrebt war, die seine Sitte überall zu beobachten, und fast ausschließlich in vornehmen Kreisen verkehrte, hegte George Sand eine große Geringschätzung für die sogenannte gute Gesellschaft und deren Umgangsformen, über die sie sich gern hinwegsetzte.

Trotz dieser Gegensätze, die Chopin abstoßen mußten, verstand es die Menschenkennerin, ihn bald völlig einzunehmen. Obgleich nicht hervorragend musikalisch, besaß sie doch, vermöge ihrer dichterischen Natur, ein feines Verständnis für sein Spiel und für seine musikalischen Schöpfungen, wie denn überhaupt das vorwiegende poetische Element in beiden das fast einzige, aber starke Band der Kongenialität zwischen ihnen bildete. Zudem war Chopin sehr empfänglich für Anerkennung und Lob, und George Sand wußte ihm aufs feinste zu schmeicheln. Auch eine gewisse Fürsorge um seine Gesundheit und sein häusliches Behagen berührte den kränkelnden Chopin wohlthuend und wurde ihm allgemach zu einer schwer entbehrlichen Gewohnheit.

So wurde denn das Verhältnis immer intimer, und wenn sie auch in Paris anfänglich verschiedene Wohnungen hatten, so brachte doch stets Chopin den Sommer mit George Sand auf ihrem Schlosse Nohant zu, wo vorübergehend auch häufig andre Gäste erschienen. Vor diesen war Chopin stets bemüht, den Schein zu retten, indem er sich wie ein geladener Gast benahm und der Herrin des Hauses die größte Ehrerbietung erwies. George Sand, obgleich sie selbst sich nicht selten herrisch, eigenwillig und wenig rücksichtsvoll gegen Chopin benahm, war dies ganz recht, denn auch sie, die stets die Tugenden an sich rühmte, die sie am wenigsten besaß, wünschte, daß die Welt das Verhältnis ansehen möchte, wie sie es darzustellen liebte, das heißt als ein vorwiegend mütterlich-freundschaftliches. Uebrigens muß zugegeben werden, daß sie in Zeiten, wo er körperlich leidend war, wirklich eine Art mütterlicher Fürsorge ausgeübt hat.

Diese Fürsorge zu bethätigen, gab ihr zunächst der Aufenthalt auf der Insel Majorka im Winter 1838—1839 Gelegenheit, den sie zur Kräftigung der Gesundheit ihrer beiden Kinder gewählt und wohin mitzugehen sie Chopin bewogen hatte. Ihre Wohnung nahmen sie in einem alten, verlassenen, in einsamer, erhaben schöner Gegend gelegenen Kloster. Bekam der Aufenthalt dort George Sand und ihren Kindern gut, so wirkte er auf Chopins Befinden äußerst nachteilig. Schon die lange Reise hatte ihn sehr angegriffen, und nun brachte ihn, den Verwöhnten, die ungeeignete Beköstigung und der Mangel an häuslichem Komfort noch mehr herunter, zumal fast beständiger Regen den Aufenthalt im Freien unmöglich machte. Er begann auf beängstigende Weise zu husten, seine Kräfte nahmen ab, und seine Stimmung wurde äußerst reizbar.

Trotz seines leidenden Zustandes hat Chopin in der Einsamkeit von Valdemosa — dies war der Name des alten Klosters — fleißig gearbeitet und mehrere seiner schönsten Werke, namentlich Präludien, Balladen, Polonaisen, meistens schwermütigen Charakters, geschaffen.

Hierbei liegt die Frage nahe, ob Chopin durch George Sand schöpferisch angeregt und inspiriert worden ist. Man wird sie bejahen dürfen, denn George Sand, die sich viel lebhafter für Chopins Kunst interessierte, als er sich für ihre litterarischen Produktionen, liebte es, mit ihm über sein Schaffen zu sprechen, und ihre geistvollen Auslassungen dürften nicht ohne Eindruck und Einwirkung auf ihn geblieben sein. Sonst kennt man nur wenige Beispiele, daß sie ihn direkt zu einer bestimmten Komposition angeregt hätte, und diese sind mehr zufälliger Art. So besaß George Sand ein kleines Hündchen, das die Gewohnheit hatte, sich um sich selbst zu drehen, um seinen Schwanz zu erfassen. Als es dieses Manöver eines Tages wieder einmal machte, sagte George Sand zu Chopin: „Wenn ich Ihr Talent hätte, würde ich daraus ein Musikstück machen." Sofort setzte er sich ans Klavier und improvisierte den die Kreiselbewegung

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nachahmenden reizenden Walzer op. 64 Nr. 1, der daher den Namen „Valse du petit chien“ erhalten hat.

Ein andres Mal hatte sie mit dichterischer Begeisterung über den Zauber des friedlichen Landlebens gesprochen. „Wie schön war das, was Sie gesagt haben!“ meinte Chopin voll Bewunderung. — „Wenn Sie das finden,“ antwortete sie, „gut, so setzen Sie mich in Musik.“ Hierauf improvisierte er eine förmliche Pastoral-Symphonie, der sie entzückt lauschte, die aber nicht gedruckt worden ist.

Chopin war von Majorca nach Paris leidend zurückgekehrt und ist auch nie wieder völlig gesund geworden. George Sand pflegte ihn daher ihren „malade ordinaire“ oder auch — wenig geschmackvoll und delikat — ihren „petit cadavre“ zu nennen. Anerkannt aber muß werden, daß sie sich die Pflege seiner Gesundheit stets angelegen sein ließ, obgleich er ein anspruchsvoller, nicht leicht zufriedenzustellender Kranker war. Da sie fand, daß Chopins Wohnung in Paris kalt und feucht war, so trat sie ihm, auch um ihn bequemer pflegen zu können, einen abgesonderten Teil der ihrigen ab.

Im allgemeinen darf man behaupten, daß, wenn ihre Naturen und Neigungen auch vielfach auseinander gingen und beiden nicht wenig Qual daraus erwuchs, Chopin doch in dem langjährigen Verhältnis mehr Glück als Leid empfunden hat. Wenn schließlich auch George Sand ihn treulos verließ, so darf man doch die langen Jahre aufopfernder, liebevoller Freundschaft nicht vergessen.

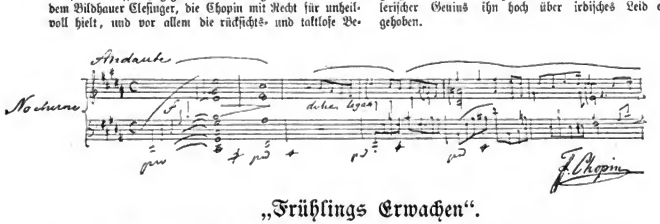
Der äußeren Veranlassungen zum Bruch gab es verschiedene: Streitigkeiten Chopins mit George Sands Sohn, in denen die Mutter auf des letzteren Seite stand, nicht beachteter Einspruch gegen die Verlobung ihrer Tochter mit dem Bildhauer Clesinger, die Chopin mit Recht für unheilvoll hielt, und vor allem die rücksichts- und taktlose Benutzung seiner Person als Modell in George Sands Roman „Lucrezia Floriani“.

Die innere Ursache aber lag tiefer. George Sand war es müde geworden, beständig die barmherzige Schwester zu spielen, und sehnte sich nach Freiheit. Sie erhob daher keinen Widerspruch, als Chopin nach einem Streit erklärte, er werde Nohant verlassen und nach Paris zurückkehren. Dies geschah im Sommer 1847, nachdem das Verhältnis zehn Jahre lang bestanden hatte.

Es blieb eine endgültige Trennung.

Fühlte George Sand sich durch den Bruch erleichtert, so war er dagegen für den kranken, an Körper und Seele leidenden Chopin ein furchtbarer Schlag, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Wie ihm nach der Trennung ums Herz war, geht aus einem Briefe an einen seiner vertrauten polnischen Freunde hervor, worin er sagt: „Ich habe niemals jemandem gewünscht, jetzt aber bin ich so lebensmüde, daß ich nahe daran bin, Lucrezia zu verfluchen.“ In Lucrezia, der Heldin des gleichnamigen Romans, hatte sich George Sand selbst geschildert; aber diese Schilderung war ebenso schmeichelhaft für sie, als die des Fürsten Carol für Chopin herabsetzend.

Chopins Krankheit, ein chronisches Brust- und Herzleiden, machte seit dem Bruche reißende Fortschritte und führte nach kaum zwei Jahren, am 17. Oktober 1849, den Tod eines Künstlers herbei, der in seiner Eigenartigkeit bisher unerreicht geblieben ist und dessen Werke noch fünfzig Jahre nach seinem frühen Scheiden ihre Frische und ihren Reiz voll bewahrt haben. In seinem Herzensleben ist ihm, wie wir gesehen haben, wahres Glück und wahre Befriedigung nicht beschieden gewesen; aber dafür hat sein künstlerischer Genius ihn hoch über irdisches Leid emporgehoben.



„Frühlings Erwachen“.

Monumentalkamin in karrarischem Marmor von Marie Dillon.

(Zu unsrer Kunstbeilage.)

In einer Künstlerwerkstätte zu Florenz erregte vor einiger Zeit ein in ungewöhnlichen Dimensionen gehaltenes plastisches Kunstwerk allgemeines Aufsehen. Es handelte sich um einen in karrarischem Marmor ausgeführten Kolossalkamin von 5 Meter Höhe und $2^1/_2$ Meter Breite. Die Schöpferin dieses Kunstwerkes, Marie Dillon, stammt aus St. Petersburg und hat dort ihre künstlerischen Studien gemacht, bei deren Abschluß sie von der Akademie durch Verleihung der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Die junge Künstlerin lenkte durch eine Reihe von Werken auf mehreren Ausstellungen die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und bald auch die der weitesten Kreise des Publikums auf sich. Ihr letztes größeres Werk ist der in unsrer Abbildung wiedergegebene große Kamin, den sie im Auftrage eines russischen Kunstmäcens für dessen Palais in St. Petersburg angefertigt hat. Das Modell stellte die Bildhauerin dort her, die Ausführung in Marmor, die ein ganzes Jahr für sich in Anspruch nahm, wurde unter ihrer Leitung in Florenz bewerkstelligt. Das Kunstwerk zeichnet sich in gleicher Weise durch seine kühne Idee wie durch die glückliche Wiedergabe derselben aus. Von dem Mantel des Kaminsimses heben sich in voller Modellierung zwei Figuren ab, der erwachende Frühling, durch eine zarte Mädchengestalt verkörpert, und ein ihn entschleiernder Jüngling, von der Putte eines Liebesgottes gestützt. Als Hintergrund dient dieser anmutigen Gruppe die in Halbrelief gehaltene Kaminwand, in gefälliger, leichter Linienverschlingung eine ganze Schar von Genien und Amorinen, sowie Blumen und duftige Wolkengebilde zur Anschauung bringend. Wie sein Zweck es erheischt, baut das Werk sich in kraftvoller Gliederung auf, während seine einzelnen Teile sich gleichmäßig durch Leichtigkeit und Eleganz der Formgebung auszeichnen.

Digitized by Google

König Wilhelm II. von Württemberg auf dem Manöverfelde.

Die Kaisermanöver des Jahres 1899.

Von

C. Fischer.

Mit neun Abbildungen nach Momentaufnahmen von Hans Hildenbrand in Stuttgart.

Welchem Angehörigen unsers deutschen Volkes, des wirklichen Volkes in Waffen, geht es nicht wie ein elektrischer Schlag durch den Körper, wenn er das Wort „Kaisermanöver“ hört, Uebungen von Truppenmassen, wie sie sonst nur im Kriege als ganze Armeeabteilungen — allerdings dann in fast doppelter Stärke — auftreten. Die drei südlichsten deutschen Armeecorps, das XIII. (königlich württembergische), das XIV. (Großherzoglich badische) und XV. Armeecorps (das elsässische) aus Straßburg waren die hiezu bestimmten, wozu noch zwei Kavalleriedivisionen zum Teil aus weiter Ferne zusammengezogen waren, um zwölf Regimenter stark mit der nötigen reitenden Artillerie als Rückhalt zu dienen. Die Infanterie hatte am letzten Manövertag die Stärke von 71½ wirklichen Bataillonen, die Kavallerie von 60 Eskadronen und die Artillerie von 43 Batterien, gegen 48 Bataillone, 30 Eskadronen und 24 Batterien, welche der markierte Feind stark war. Welch gewaltige Massen!

Festballon.

Solche großen Körper aber, wenn sie nicht immer in denselben Truppenverbande sind, wollen erst von den Führern sich in die Hand gearbeitet sein, wenn sie in gleichartiger Ausbildung gebrauchsfähig werden sollen. Dies traf besonders für die Kavalleriedivisionen zu, von denen die eine auf der Schwäbischen Alb bei Münsingen unter Generalmajor Freiherrn von Scheele als Division A und die andre B unter Generalleutnant von Engelbrecht im Elsaß übten. Die erstere war aus 4 württembergischen, 2 Dragoner- (25. und 26.) und Ulanenregimentern (19. und 20.) und 2 preußischen Ulanenregimentern (11. und 15.), sowie einer reitenden Artillerieabteilung aus Saarburg gebildet.

Bekanntlich herrschte in den letzten Augusttagen eine drückende Hitze. Wohl war es ein herrliches landschaft-

Digitized by Google

Jäger auf dem Marsche.

liches Bild, das die Schwäbische Alb mit ihren bewaldeten Höhen, dem freundlichen Schloß Lichtenstein bei der Fahrt nach dem Truppenübungsplatz Münsingen und seinem Barackenlager bot, aber der Boden war so rissig und hart, daß nach einigen Tagen einzelne Pferde zu lahmen begannen und der Divisionär deshalb den Antrag auf Verlegung der Uebung auf günstigere Felder, mehr gegen Ulm und Blaubeuren bei Nellingen und Merklingen, stellte, der auch Genehmigung fand.

Dorthin kam nun in jenen Tagen sowohl der König von Württemberg als der Generalinspekteur der III. Armee-Inspektion, Generaloberst der Kavallerie Graf von Waldersee, um die Regimenter im Divisionsverband zu mustern. Das eine unsrer Bilder zeigt den König Wilhelm von Württemberg im Manöverfeld, und auch den Grafen Waldersee gewahren wir, wie er bei einer Infanteriedivision scharfen Ausguck gegen den geworfenen Gegner hält.

Sobald die Uebung der Kavalleriedivision beendigt war, bei welcher prachtvolle Bilder sich dem Auge boten, zum Beispiel ein Angriff von 6 Regimentern mit über 3000 Pferden gegen eben etwas zu rasch vorgefahrene Artillerie, so folgte die Kritik am „Feldherrnhügel“, und die Truppen durften meist der Hitze wegen in die Quartiere abrücken, um die Pferde wieder in stand zu setzen und zu ruhen.

Aber nicht lange dauerte manchmal die Ruhe! Bei den Vedetten und Vorposten beginnt es zu knattern, der Gegner sucht durch einen Handstreich sich in den Besitz der Höhe zu setzen, von der er während des Gefechts vertrieben wurde. „An die Gewehre! — Umhängen! — Gewehr in die Hand!“ so folgen sich unmittelbar hintereinander die Kommandos, und bald ist die Infanterie über Kuhp vorgegangen, während die Artillerie und Kavallerie soeben im Begriff ist, sich durch die Dorfstraße vorzuziehen, um auf der Höhe rechts des Dorfes Stellung zu nehmen. Während die Artillerie rasch auffährt, decken die Ulanen deren rechte Flanke.

Nun ist das Gros der Vorposten herangekommen und marschiert eben, durch die

Graf Waldersee.

Digitized by Google

Böschungen des Hohlwegs geschützt, hinter einer leichten Anhöhe in einer Falte des Geländes gegen Hopfengärten, um in diesen einstweilen zu verschwinden und dann in Compagniekolonne plötzlich den „Störenfried", der ihr idyllisches Lagerleben so rauh gestört, anzufallen. Aber — es sollte nicht so weit kommen, der Feind zog es vor, den Angriff nicht abzuwarten, sondern auszuweichen.

Der Gegner hatte nämlich durch seinen Fesselballon, der, von der Luftschifferabteilung bedient, marschierende Infanterie, hierzu sich bewegend, in einem Bilde, und auch ein Biwak ist vom Künstler noch angefügt.

Zu den Kaisertagen in Straßburg, Cannstatt und Forchheim hatte sich nach leichter Trübung doch während der Paraden selbst sonnig schönes Wetter eingestellt, nicht so aber zu den sich daran anreihenden Manövern. Stuttgart glich einem großen Heerlager. An Fürsten hatten sich außer dem Kaiser Wilhelm die Könige von Sachsen und Württemberg,

In der Torfgasse.

in etwa 500 Meter Höhe seinen Offizier in der Gondel zur Beobachtung befähigte, von dort aus telephonische Nachrichten über die geplante Bewegung erhalten, und daher kam sein vorsichtiger Rückzug.

Noch folgten zwei Uebungstage der 26. (1. württembergischen) Infanteriedivision an der Enz und dem Strudelbach gegen die Glems, also auf der Linie Illingen gegen Markgröningen, dann aber wurden bei allen drei genannten Armeecorps größere Märsche gemacht, um zu den Paraden bei Straßburg, Cannstatt und Forchheim bei Karlsruhe zusammengezogen zu werden. Unsre Leser finden die Prinz Ludwig von Bayern, der Großherzog von Hessen, Prinz Albrecht von Preußen, Prinz Leopold von Bayern, der Erbgroßherzog von Baden, außerdem noch eine große Anzahl von Prinzen und ein riesiges Gefolge eingefunden. Ueberall wurden die Fürsten — besonders der Kaiser — mit Jubel begrüßt; der Großherzog von Baden schloß sich in Karlsruhe an, wo sich das Große Hauptquartier befand.

Am Samstag den 9. September wurde vom Ausgangspunkt der Leitung in Karlsruhe aus (Großer Generalstab der Armee) unter den vom Kaiser ausgegebenen Ideen die erste Schlacht geschlagen, die sich von der Nagold, wo das

Digitized by Google

Abkochen.

XV. Armeecorps stand, gegen die Würm bei Weil der Stadt hinzog, von wo im allgemeinen das XIII. Armeecorps vorging. Der Kaiser war von Althengstett zu Pferde dem Vorgehen des XV. Armeecorps gefolgt, doch endigte schon um $10^1/_2$ Uhr mit einem Kampf um den Galgenberg bei Weil der Stadt die Uebung. Kavallerie war nicht zur Verwendung im großen gekommen, aber der Kampf vorwärts Simmozheim, wo eine große Artillerielinie aufgefahren war, bot ein prächtiges Bild. — Der Kaiser fuhr mittags auf den Hohenzollern und kehrte erst abends nach Karlsruhe zurück.

Am Montag fiel das Gefecht aus, dagegen hatten bei strömendem Regen die Truppen lange Märsche gegen Ludwigsburg, wo die Entscheidung am 12. September unter des Kaisers persönlicher Führung fallen sollte. Der Kampf drehte sich um eine Höhe südlich des Aspergs auf dem Langen Feld, wohin schließlich der Kaiser seine siegreichen beiden Armeecorps, das XIII. und XIV., führte.

Für den letzten Manövertag waren ganz neue Ordres de Bataille ausgegeben worden. Die drei vereinigten Armeecorps (XIII., XIV. und XV.) fochten unter Führung des Königs von Württemberg, während der Kaiser die ganze — 12 Regimenter starke — Kavallerie übernahm, in der allgemeinen Richtung von Bietigheim-Heutingsheim gegen einen markierten Feind bei Münchingen und Kornthal; ein großer Reiterangriff in Richtung von Kornwestheim, vom Kaiser prächtig ausgeführt, brachte die Entscheidung.

Der friedliche Kampf war beendigt, mittags fuhr der Kaiser nach Potsdam zurück.

Es war ein dramatisch packendes Bild, als der Kaiser am Ende der Manöver dem König von Württemberg zur Haltung seiner Truppen in einem kräftigen Hurra seine Glückwünsche darbrachte und der König mit einem Hurra auf den Kaiser erwiderte.

Die Landbevölkerung war massenhaft herbeigeströmt und bestätigte stets in herzlichster Weise ihre zunehmende Begeisterung für den besten Hüter des Friedens: unsre waffengeübte Armee.

Biwak.

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Paul von Szczepański.

Es ſcheint, als ob augenblicklich von den Romanſchriftſtellern mit Vorliebe künſtleriſch veranlagte Naturen zu Helden der Romankonflikte gewählt würden. Ompteda ſchilderte in ſeinem letzten Roman „Philiſter über dir“ einen Maler, dem eine unglückliche Ehe die Schaffenskraft lähmt, der Held von Rudyard Kiplings „Das Licht erloſch“ iſt gleichfalls ein Maler, und ebenſo der Held von Johannes Richard zur Megedes neueſtem Roman „Félicie“, deſſen Veröffentlichung im nächſten Heft beginnt. Daß auch die polniſchen Schriftſteller den Künſtler augenblicklich intereſſanter finden als gewöhnliche Sterbliche, beweiſt Kaſimir Tétmajers neueſter Roman „Der Todesengel“ (deutſch von S. Horowitz, Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt). Allerdings iſt der Held dieſes Romans kein Maler, ſondern ein Bildhauer, aber darin ſtimmt der polniſche Autor mit den vorher genannten wieder überein, daß er die Frau nicht als guten, ſondern als böſen Engel des Künſtlers ſchildert. Der Bildhauer Roman Adzawicz iſt mit einem jungen Mädchen verlobt, wenige Wochen nur; dann giebt ſie ihm in einem oberflächlichen Brief den Laufpaß: „Sie wußten, daß ich Sie nie wirklich geliebt habe; ich gab mich einer Illuſion hin, ich nahm einen momentanen Eindruck für Wahrheit. Wir haben uns beide getäuſcht! Ich habe ſchon lange mit mir gekämpft, dieſe zwei Wochen Ihrer Abweſenheit haben meinen Entſchluß gereift. Ich liebe Dich nicht und gebe Dir Dein Wort zurück.“ Aber Roman wußte nichts davon, daß ihn ſeine Braut niemals wirklich geliebt hat. Er iſt im Gegenteil feſt überzeugt, daß der ſchnöde Abſagebrief entweder auf Grund eines Mißverſtändniſſes geſchrieben oder von Verwandten ſeiner ehemaligen Braut, die dem Verlöbnis nicht wohlwollten, erzwungen worden iſt. Der Schlag trifft ihn ganz unerwartet, und er zerſchmettert ihn faſt. Treue Freunde, die ihn als Menſchen lieben und als Künſtler hochſchätzen, ſchicken ihn auf Reiſen in der Hoffnung, daß er in der Fremde leichter vergeſſen werde. Roman geht nach Italien, ſchweift ruheloſ umher und kommt ſchließlich nach Nizza. Natürlich ſängt Monte Carlo den moraliſch ziemlich Haltloſen ein, er ſpielt, verliert, gewinnt und verliert wieder, — verſpielt ſchließlich alles. Das zwingt ihn, nach Warſchau zurückzukehren, trotzdem er dort der Unvergeſſenen wieder begegnen muß. „Ich habe alles verſpielt,“ ſchreibt er dem Freunde. „Ich komme nach Hauſe. Ich ſtehe vor dieſem Worte wie vor einem Abgrunde. Wie ſoll ich nur heimkehren? Wie werde ich jetzt dort leben können? Wie werde ich jetzt dort exiſtieren können, wo ich als Maries Bräutigam gelebt habe? Ich habe niemals daran gedacht, daß ich zurückkehren müſſen würde. Ich glaubte, ich könne mit meinem Schmerze, meiner Sehnſucht, meiner Qual immer irgendwo in der weiten Welt, fern von ihr, fern von Euch, fern von der Heimat, mich unſtet umhertreiben, ohne einen andern Gedanken als den an ſie und mich nur mit ihr beſchäftigend. Ich muß heimkehren, muß aufs neue arbeiten wie früher, Beziehungen zu den Menſchen ſuchen und mich ihnen anpaſſen. Ich lebte bisher wie in einem ungeheuer hohen Turme, zu dem niemand Zutritt hatte. Nie habe ich ſo ausſchließlich für mich, ſo ſtolz gelebt. Ich hatte mir aus meinen Schmerzen einen Tempel gebaut, zu dem ich niemand den Zutritt geſtattete; jetzt muß ich ihn verlaſſen und in das Alltagsleben hinuntersteigen. Was ich gelitten habe, vermag niemand auszuſprechen, und dennoch ſchmerzt es mich, dieſen unzugänglichen Turm, dieſen Tempel meiner Schmerzen verlaſſen zu müſſen.“ Nach Warſchau zurückgekehrt, findet Roman die alten, opferwilligen Freunde und Bewunderer ſeines Talents wieder, die ihm die Wege ebnen und ihn ſein Unglück vergeſſen zu machen ſuchen. Aber er hört auch von der Ungetreuen, und was er hört, reißt die alte Wunde immer wieder auf. Auch die Arbeit vermag ihn nicht aus ſeinem krankhaften Zuſtande herauszureißen, denn alles, was er ſchafft, ſteht in irgend einer Beziehung zu der großen und einzigen Liebe ſeines Lebens, iſt von dieſer inſpiriert. Ruhm und Erfolg ſind der Lohn ſeiner Arbeit, aber ſie gelten ihm nichts. Bewunderer und Bewundererinnen ſeiner Werke heften ſich an ſeine Ferſen, aber er vermag weder ihre Freundſchaft noch ihre Liebe zu würdigen. Trotzdem er nicht mehr glauben kann, daß ein Mißverſtändnis ihm die Geliebte entfremdete, ſondern ſich überzeugen muß, daß ſie ihn wirklich niemals geliebt hat, kann er ſich innerlich nicht von ihr loslöſen. Endlich

Digitized by Google

erfährt er, daß sie sich wieder verlobt hat und daß sie ihm endgültig verloren ist. Da wird sie, die die Quelle all seines Schaffens gewesen ist, auch die intellektuelle Urheberin seines letzten Werkes. Er meißelt einen Todesengel, der ihre Züge trägt und der kalt über einen am Boden liegenden Mann hinwegschreitet, und in nervöser Ueberreiztheit beschließt er, das lebensgroße Werk vor die Thür ihres Hauses schaffen zu lassen an dem Tage, an dem sie an der Seite ihres Gatten aus der Kirche zurückkehrt. Im letzten Augenblick noch, bevor er den niedrigen Rachedk zur Ausführung gebracht hat, besinnt er sich, und als die Dienstleute in sein Atelier treten, um den Todesengel fortzuholen, vernichtet er sein Werk in einem Anfall von Raserei, der der Beginn einer Geisteskrankheit ist, die den berühmten und genialen Künstler im Irrenhause enden läßt. Der Roman gehört zu den dichterischen Erzeugnissen, die auf den Leser quälend wie eine seelische Marter wirken. Man hat nicht den Eindruck einer großen Tragödie, sondern man sieht, wie die Freunde des Bildhauers Abzawicz, ratund hilflos einem unheilbaren Leiden gegenüber. Zu den Vergnügungen gehört das nicht, und, das muß ich ehrlich gestehen, der Held des Romans, der sich von dem Einfluß eines so oberflächlichen jungen Mädchens nicht loslösen kann und an dieser Schwäche zu Grunde geht, hat mir nicht einmal ein sehr tiefes Mitleid eingeflößt; denn er ist nicht das, was man einen sympathischen Menschen nennt, — er ist, von diesem einen großen Gefühl abgesehen, ein kühler, temperamentloser, ironischer Herr. Deshalb interessieren die Nebenfiguren des Romans viel mehr als die Hauptfigur. Darunter sind einige, die wirkliche Meisterschöpfungen eines das Leben scharf beobachtenden Autors sind, — vor allem die drei Frauen, denen der geniale Künstler so imponiert, daß sie ihn gern, jede nach ihrer Weise, sein Unglück vergessen machen und ihm die umgetreue Geliebte ersetzen möchten. Die eine eine Frau von Welt, die künstlerisches Maß liebt und das Genie in ästhetische Grenzen bannen möchte, die zweite eine leidenschaftliche Natur, die ihr Zwiel an Empfindung unter einer Maske von Gefühlskälte verbirgt, und die dritte ein harmloses, ehrliches, zärtliches und schwaches junges Geschöpf, zu jedem Opfer bereit und insolgedessen auch wirklich das zweite Opfer der Katastrophe und das einzige, mit dem der Leser wirklich Mitleid empfindet. Auch der Ton der Warschauer Gesellschaft ist gut getroffen, und daher der Roman als Sittenbild auch für solche Leser von Wert, denen der Held selbst mit seinem unsterblichen Liebesleid nicht gerade übermäßig interessant erscheint.

Auch Johann Rolfs, der Held des gleichnamigen Romans von Ottomar Enting (Dresden, Verlag von Karl Reißner) ist die augenblicklich von den Romanschriftstellern bevorzugte künstlerische Natur. Zu seinem Unglück hat seine Wiege in einem Bauernhause an der Wasserkante gestanden, also etwas abseits von den Zentren moderner Kunst und Kunstwürdigung, und er muß daher, von niemand geleitet, ein ganzes Stück seines Lebensweges irrend zurücklegen, ehe er sich darüber klar wird, wohin es ihn von innen heraus drängt und was er sich als Ziel setzen soll. Der vermögende Vater hat nichts dagegen, daß der einzige geistig begabte Sohn eine bessere Schule besucht, und stellt ihm die Wahl seines Berufes frei. Johann Rolfs geht also aufs Gymnasium. Er bringt auch anfangs gute Zensuren nach Hause. Dann aber regt sich etwas in ihm, was ihm die systematische Arbeit erschwert — die Phantasie. Seine Zeugnisse erhalten bedenkliche Zusätze, dafür aber erfreut er eine Jugendgespielin, die Tochter des Küsters, mit den ersten selbstangefertigten Gedichtproben. Nachdem er Gymnasium und Abiturium hinter sich hat, nicht gerade mit einem glänzenden Abschluß, bezieht er die Universität und stürzt sich mit demselben Eifer, den er anfangs den Anforderungen der Schule entgegengebracht hat, in das Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Aber auch da erlahmt er bald. Dann reizt ihn die Bühne, und er ist seß davon überzeugt, zu einem großen Menschendarsteller berufen zu sein. Sein Entschluß, Schauspieler zu werden, wird von dem Vater natürlich nicht mit Jubel aufgenommen. Schauspieler und Taugenichts sind dem alten Mann so ziemlich dasselbe. Trotzdem sagt er sich nicht ganz von dem Sohn los; er zieht sich nur innerlich von ihm zurück, aber er entzieht ihm nicht die materielle Unterstützung. Johann Rolfs geht zur Bühne; wieder bringt er einen leidenschaftlichen Eifer für den neuen Beruf mit. Aber das Feuer, das in ihm brennt, ist wieder nur Flackerfeuer. Die Kraft, sich durchzuarbeiten, fehlt ihm; es fehlt ihm auch das Talent. Indessen hat er noch so viel Kraft, sich aus dem Sumpf der Schmiere, in den er hineingeraten ist, wieder herauszureißen. Er giebt der kleinen Komödiantin, die sich an ihn gehängt hat, einen Fußtritt, läßt ihr seine gelben Ritterstiefel zurück und entflieht. Und dann geht er nach Hause, wo inzwischen die Jugendgespielin die Witwe eines nicht sonderlich geliebten, aber vermöglichen Mannes geworden ist, heiratet sie und teilt seine Zeit zwischen Landwirtschaft und Bücherschreiben. Da ihm beides Spaß macht und da er sich beides leisten kann, — warum soll er nicht? Ob es ihm lange Spaß machen wird, ob er nun wirklich das Rechte gefunden hat und ob er bis an sein Lebensende in diesem geteilten Beruf Befriedigung finden wird, ist eine andre Frage. Wer seinen Lebensgang verfolgt hat, muß ein unverbesserlicher Optimist sein, wenn er den Mut hat, sie zu bejahen. Ob die Bücher, die er schreibt, notwendig geschrieben werden müssen oder ob sie nur geschrieben werden, weil Johann Rolfs durch seine Erziehung zu einem wirklichen Bauern doch verdorben ist und weil die Eitelkeit ihn stachelt, kann man auch nicht ohne weiteres mit ja beantworten. So giebt der Roman nur Erlebnisse, die gut und anschaulich erzählt sind, aber, was dem Verfasser doch wohl als Aufgabe vorgeschwebt hat, einen Charakter im Gerüsch der Welt zu bilden, das ist ihm weniger gelungen. Auch ist mir das Hauptereignis, die Vereinigung des Helden mit der zur vermöglichen Witwe gewordenen Jugendgespielin, in seiner Motivierung etwas rätselhaft geblieben. Die Jugendgespielin ist eine kühle Natur; sie hat ihrem Verehrer ganz klar gemacht, daß sie über die Freundschaft zu ihm nicht hinaus kann und daß sie ihn nicht liebt und niemals lieben wird. Er aber hat immer Vertrauen zu ihr gehabt und ihr alle seine Sünden gebeichtet, auch die, daß er ziemlich skrupellos das Leben genossen hat. Nun ist sie Witwe geworden, er ist als Künstler gestrandet, und sie sehen sich wieder nach langer Zeit, von der sie nichts weiß, als daß er in den Banden einer untergeordneten Schauspielerin sich recht wohl gefühlt hat. Das kann sie ihm als verständige Frau verzeihen. Aber daß ihm die Art von Erfahrungen, die er gemacht hat, ein Uebergewicht über sie geben sollen und daß sie diesem Manne ein Recht zugesteht, ihr auseinanderzusetzen, was Liebe ist, was er als Liebe erkannt hat, — das scheint mir kaum glaublich. Eine so kühle und wohlanständige Natur wenigstens wie diese Dora müßte über die Renommage lächeln, die darin liegt, daß ein Mann aus den kleinen Vergnügungen, die hinter ihm liegen, das Recht herleitet, ihr einen engen Horizont vorzuwerfen, und daß ein solcher Mann sie lehren zu können glaubt, das Leben mit freierem Blick und mit einem leidenschaftlicheren Gefühl zu umfassen.

Auch Elisabeth Gnade, die Verfasserin des Romans „Sarkoschin“, den ich vor kurzem den Lesern empfohlen habe, behandelt in ihrem neuesten Roman „Im Recht?“ (Dresden, Verlag von Karl Reißner) ein Künstlerschicksal, — das gleiche Künstlerschicksal, das Rudyard

Digitized by Google

Kipling in seinem Roman „Das Licht erlosch“ und Paul Heyse in seiner jüngst hier veröffentlichten Novelle „Tantalus“ behandelten. Der Maler Gerhard Zöller erblindet, als er mit seinen Bildern die Aufmerksamkeit der Kenner erzwungen hat, und kurz nachdem er dem Mädchen, das er liebt, seine Liebe gestanden und von ihr eine Antwort erhalten hat, die zwar kein Ja ist, aber ihm doch Hoffnung für die Zukunft läßt. Dann entwickelt sich die Handlung — daß Elisabeth Gnade zu ihrem Roman durch Rudyard Kiplings Werk angeregt ist, möchte ich nicht für unmöglich halten —, freilich ganz eigenartig und völlig wie ein Stück wirklichen Lebens. Gerhard Zöller sucht freiwillig den Tod, als ihn das Schicksal um seine Kunst, und wie er glaubt, auch um das Mädchen, das er liebt, betrogen hat. Durch das Dazwischentreten seines Bruders wird er im letzten Augenblick an der Ausführung seines Entschlusses, zu sterben, gehindert. Mathilde Hirt aber, das geliebte Mädchen, das sich über die Stärke seines Gefühls nicht ganz klar war, solange der junge Maler ein junger, liebenswürdiger Mann war wie andre Männer auch, wird von der Tragik seines Schicksals bezwungen. Sie ist jung und unerfahren, und ihre Phantasie spiegelt es ihr als etwas Heroisches vor, sich für den Mann zu opfern, der ihr in den Tagen seiner Gesundheit sein Herz zu Füßen gelegt hat. Es gelingt ihr auch, nicht nur den Widerstand ihres Vaters, sondern auch den des Erblindeten selbst zu besiegen, der sich zuerst energisch und verzweifelt weigert, ein solches Opfer anzunehmen. Sie setzt die Heirat durch und übersiedelt aus dem vornehm geselligen Hause ihres Vaters, eines Lebenskünstlers im besten Sinne, mit ihrem blinden Gatten auf das dem letzteren und seinem Bruder gemeinsam gehörige Gut an der Grenze der Lucheler Heide, in eine Gegend, in der die beiden ganz auf sich selbst und auf einen sehr bescheidenen nachbarlichen Verkehr angewiesen sind. Hier spielt sich nun nicht, wie die junge Frau erwartet hatte, eine Tragödie ab, in der ihr selbst die Rolle des lichten Engels zufällt, der dem düsteren Schicksal als milde Trösterin zur Seite gestellt ist, sondern eine Misere des Lebens, die der jungen, liebenswürdigen, vornehm gesinnten, aber auch lebenshungrigen und nicht allzu widerstandsfähigen Frau alle Kräfte zu rauben droht. Der erblindete Künstler gewöhnt sich an sein Schicksal; von seiner Frau mit Aufopferung gepflegt, findet er das Leben, so wie es sich ihm gestaltet hat, beinahe behaglich, jedenfalls lebenswert. Sein eigner Zustand und seine Sorgen um sich selbst nehmen ihm alle höheren Interessen, er wird kleinlich, egoistisch, einer jener bemitleidenswerten, aber auch unerträglichen Kranken, denen ihre Krankheit im Mittelpunkt all ihres Denkens steht, die keinen Dank und keine Rücksicht mehr kennen, sondern nur noch Dienste verlangen. Die junge Frau thut ihre Pflicht, aber eine Befriedigung findet sie in dieser Pflichterfüllung nicht, sondern die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage drückt sie nieder. Ein wenig atmet sie auf, als der Bruder ihres Gatten das Opfer bringt, seine Stellung niederzulegen und nach dem einsamen Gute überzusiedeln. Aber der neue Hausgenosse bringt ihr weniger, als sie erwartet hat. Die Bewirtschaftung des Gutes, das unter dem Regiment des Blinden sehr zurückgekommen ist, nimmt ihn stark in Anspruch, und außerdem hält er es für seine Pflicht, jede Laune des Kranken kritiklos zu respektieren. Die junge Frau Zöller muß schließlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Opfer, das sie mit ihrer Person brachte, ganz unnötig und ganz vergeblich war, — ihr blinder Gatte braucht einen Krankenpfleger oder eine Pflegerin, die für seine materiellen Bedürfnisse sorgen; für eine Frau, die seinem traurigen Dasein einen Inhalt geben will, hat er keine Wertschätzung mehr. Diese Erkenntnis drückt die Gattin des Blinden nieder und treibt sie fast zur Verzweiflung, — sich mit zwanzig Jahren von allem, was das Leben Lebenswertes bietet, abgeschlossen zu sehen, ist ein herbes Schicksal, auch wenn man dieses Schicksal selbst herbeigerufen hat. Da erscheint ein Mann auf dem Gute der Zöllers, der der jungen, resignierten Frau von der schönen Welt draußen Kunde bringt, — ein junger Arzt, der Sohn des Sanitätsrates aus der nächsten Stadt, der seinen erkrankten Vater für kurze Zeit in seiner Praxis vertritt und auch den Blinden, der neben seinem wirklichen Leiden auch allerhand eingebildete mit Sorgfalt pflegt, aufsucht. Der junge Arzt hat bald erkannt, daß nicht der Blinde, der sich abgefunden hat, sondern seine Frau die am schwersten vom Schicksal Getroffene ist und er kommt ihr mit einer warmen Teilnahme entgegen. Ihre gemeinschaftliche Freude an guter Musik und gemeinsame künstlerische Interessen bringen den jungen Arzt und die Frau seines Patienten einander näher, — beide wehren sich nicht gegen das Gefühl, das sie zu einander hinzieht, beide aber sind auch ehrenhafte Charaktere, die eines groben Betruges nicht fähig sind. Die Lösung bringt der Blinde, der durch einen Zufall die Gewißheit erlangt, daß seine Frau den Arzt liebt. Mit dieser Gewißheit wird ihm klar, daß er das Opfer nicht annehmen durfte, das ihm das junge unerfahrene Mädchen brachte, und aus dem Unrecht, das er selbst begangen zu haben glaubt, schöpft er die Berechtigung, dieses Unrecht wieder gut machen zu dürfen, indem er sich selbst aus dem Wege räumt. Er nimmt sich das Leben auf eine Weise, die seine Frau an einen Unglücksfall glauben machen muß, und rechtfertigt sich seinem Bruder gegenüber, der ihn schon einmal vor dem Selbstmord gerettet hat, indem er ihm schreibt: „Mir war, als sähe ich mit meinen klar und scharf gewordenen Seelenaugen eine dicke, schwarze Wolke über dem Hause lagern. Die Wolke senkte sich tiefer und tiefer und hüllte alle ein, die im Hause wohnten. Sie wandelten unter ihrem Schatten, sie konnten nicht mehr frei atmen; die Wolke war wie etwas Körperliches, das ihnen ganz schwer auf der Brust und über der Stirne lag. Die Wolke entlud sich nie in fruchtbarem Regen, sie erquickte kein durstiges Feld, sie hing eben nur tief herunter und verdüsterte jede Aussicht. Die Wolke war ich. Meine Krankheit, mein Dasein. Und dann dachte ich mich weg, da war mit einem Male die Wolke verschwunden — der Himmel blau — die Landschaft hell — alles klar und frei — so verhältnismäßig klar und frei geworden! — Du wirst, wenn ich tot bin, aus einer Thätigkeit, die gar nicht für Dich paßte, die Du nur aus Liebe zu mir auf Dich genommen hattest, Du wirst in Deinen Lehrberuf zurückkehren. In Deine Atmosphäre — in Dein Element. Mathilde wird, sobald sie kann, das öde, stille Haus an der Grenze der Tuchler Heide verlassen; der Mann, dem sie ihre Liebe bewußtlos entgegengestammelt, wird sie in eine schönere, freiere, wärmere Welt führen — Mathy wird glücklich sein — ihr ganzes Wesen wird sich wonnig strecken und ausbreiten im Sonnenschein. Sie werden miteinander Musik machen und schöne, traurige Lieder singen, — in der Kunst und in der Phantasie liebte das gute, süße Kind ja alles Tragische am meisten, — Rinkowo wird Du verkaufen; es macht Euch dann keine Sorgen mehr, es war ja nur als Asyl für mich noch von Wert. — Und dann ist alles gut, alles in Ordnung, sobald ich nur den einen einzigen Punkt weggedacht habe: mich selber. Und ich kann schlafen — das fürchterliche Bohren im Hinterkopf hört auf — die einzige Angst und Unruhe. Anton, ich bin im Recht.“ — Der Blinde hat sich in diesen letzten Zeilen vor seinem Tode als Hellseher erwiesen, es geschieht wirklich alles, wie er vorausgesagt hat. Daß er trotzdem nicht im Recht ist, daß er sich ein Recht genommen hat, das ihm nicht gebührt, daran läßt die Verfasserin keinen Zweifel. Sie

Digitized by Google

läßt seinen Bruder, als er die Abschiedszeilen findet, reflektieren: „Geliebter Gerhard, nein, nein, du warst doch nicht im Recht. Du verlorst nur den Schlüssel zu deinem Lebensgange und deinem Lebensrätsel aus den Händen, als du Gott verloren hattest. Nicht Blindheit, sondern Gottentfremdung war dein Schicksal. Es giebt Kranke, Duldende, Entsagende, die den Wert des Lebens auch unter Leiden bestätigen, und sie üben tiefe Wirkungen aus; sie werden auf ganz schlichte, unscheinbare Weise Führer und Vorbild für andre. Wenn du noch reden könntest, du Lieber — du würdest mich wieder an dein Talent erinnern, an deine Ausnahmestellung als Maler. Aber der Künstler ist nicht nur Künstler: vor Gott steht er zuerst als Mensch, und vom Menschen muß noch etwas übrig bleiben, wenn man ihm sein Künstlertum raubt: innerer Halt, sittliches Pflichtbewußtsein. Das Leben als Aufgabe aus der Hand der Vorsehung nehmen — bis zum letzten Atemzuge und unter allen gegebenen Bedingungen an ihrer Erfüllung arbeiten! Nicht selber Gegenbedingungen machen, nicht plötzlich alle Werkzeuge fallen lassen und sich beklagen: so kann ich nicht! Was sollte daraus werden — der einzelne darf doch nicht willkürlich entscheiden — selbst wenn die Folgerungen des Lebens für ihn und andre noch so traurig sind! Gerhard, es ist doch wahr und bleibt in Ewigkeit wahr: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Er wird dir ein barmherziger Richter sein, du Armer, Kranker, aber im Recht — nein, im Recht bist du nicht gewesen." Hier muß ich gestehen, daß mir die heroische Logik des Toten klarer erscheint als die des Lebenden. Nicht daß ich das Recht, ein lästig werdendes Leben von sich zu werfen, verteidigen wollte. Aber Anton Zöller richtet, glaube ich, nicht gerecht. Die Gottentfremdung, die er dem Toten zum Vorwurf macht, müßte er mit viel mehr Recht der überlebenden Witwe zum Vorwurf machen. Denn ein Kranker kann Führer und Vorbild sein, ganz gewiß, und wenn er es ist, so ist er bewundernswert. Aber auch von einem tiefen und unerschütterlichen Glauben an Gott besessene Kranke können sehr schwer zu behandelnde Kranke sein, deren Pflege eine sehr harte Geduldsprobe ist. Die Willigkeit des Geistes ist eben bei allen Menschen, und bei Kranken erst recht, schwächer als die Stärke des Fleisches. Aber Anton Zöller wäre auch ungerecht, wenn er einen Vorwurf gegen seine Schwägerin richten wollte, weil sie schwächer war, als es die Aufgabe erforderte, die sie übernommen hat. Einen solchen Vorwurf macht er ihr thatsächlich, als er — früher als der Bruder — durchdacht hat, daß Mathy der gefährlichen Neigung für den Arzt zu unterliegen droht, und als sie ihm darauf erklärt, der Mensch könne von Pflichterfüllung allein nicht leben. „Du wußtest, was du auf dich nahmst," sagt er ihr darauf finster. Und sie erwidert entschlossen und sehr logisch: „Das habe ich eben nicht gewußt! Nein, o Gott, o Gott, nein, ich habe es nicht gewußt! Ihr beide, du und mein Vater — ihr habt mich da so hineingehen lassen — ihr hättet es nie zugeben dürfen," und als er ihr vorwirft: „Weißt du nicht mehr, mit welcher Leidenschaft und Beharrlichkeit du — wie du deinen Vater allmählich überwunden — wie du dich in Gerhards Leben förmlich hineingedrängt hast?" sagt sie ganz richtig: „Du lieber Gott, Anton, ich war achtzehn Jahre alt, ich berauschte mich an der Tragik und der erhabenen Aufgabe und dem allen — natürlich! Aber ihr waret älter, ihr kanntet die Welt, ihr hättet es nicht erlauben dürfen." Hier liegt meiner Meinung nach der Schlüssel für die Tragödie: in der Schwäche des Vaters, der das Opfer zugiebt, dessen Konsequenzen wohl er, aber nicht ein junges, achtzehnjähriges Mädchen sich klar machen kann, und in der brüderlichen Liebe Anton Zöllers, der dieses Opfer befürwortet und annimmt, um dem Erblindeten das Leben wieder lebenswert erscheinen zu lassen, — nicht in der Gottentfremdung des tragischen Helden. Mir hat daher die Schlußmoral der Verfasserin einen etwas gewaltsam aufgepfropften Eindruck gemacht, — sehr im Gegensatz zu ihrer Art zu erzählen, die die Dinge sich ohne viel Reflexion aus sich selbst heraus entwickeln läßt und die deshalb gerade einen so schlichten, wahren und überzeugenden Eindruck macht. Und der Schwerpunkt des Romans, das Fesselnde der Erzählung, liegt keineswegs in der ja genügend oft behandelten Doktorfrage, ob der Selbstmord unter irgend welchen Umständen erlaubt, ob er unter allen Umständen verboten sei, — er liegt in der zwingenden psychologischen Entwicklung der Charaktere des Malers Zöller und seiner Frau; des Malers, der unter dem Schicksal, das ihn trifft, ein kleinlicher Nergler wird, bis er sich unter einem neuen erschütternden Schlage zu einem — erlaubt oder nicht erlaubt — jedenfalls ein menschlich betrachtet heroischen Entschluß aufrafft, und des jungen Mädchens, das in einem Affekt des Mitleids sich zu einem Opfer entschließt, dessen Tragweite sie nicht kennt und für das sie ihrer ganzen Natur nach nicht geschaffen ist.

Die soziale Frage, die vor zwei oder drei Jahren noch epidemisch von den Romanschriftstellern gelöst wurde, finde ich nach langer Pause einmal wieder in einem Roman „Der Armenpastor" von Arthur Sewett (Dresden, Verlag von Karl Reißner) behandelt. Der Held, Pastor Werder, geht aus dem Kampf gegen die Sozialdemokratie und gegen das Christentum, das eine Waffe in der Hand des Kapitalismus geworden ist, als Sieger hervor und gewinnt sich außerdem noch die Hand einer Kommerzienratstochter, deren Vater allerdings finanziell nicht überaus glänzend mehr situiert zu sein scheint, als der Pastor sein Schwiegersohn wird. Was mir an dem Pastor nicht übermäßig gefällt, ist, daß er dem Kommerzienrat, dessen rein kapitalistische Gesinnung er bekämpft, ein paar seiner Arbeiter als Rädelsführer einer Streikbewegung denunziert. Das sollte nicht seine Sache sein, und, wie er sich voraussagen konnte, erntet er dafür auf zwei Seiten Mißtrauen, das ihm seine Arbeit erschwert. Sonst ist der Roman flott erzählt, und man kann nur wünschen, daß es viele solcher Armenpastoren geben möge, wenn sie auch nicht gerade alle eine romantische, blutrote Narbe auf ihrer weißen Stirn zu haben brauchen. Ein Armenpastor kann seine Aufgabe erfüllen, auch ohne in seinem Aeußern für junge Mädchen schrecklich interessant zu sein.

In der Technik der guten alten Schule angehörend, in der Tendenz vielfach moderner als die Erzeugnisse der Jüngsten der Litteratur, zeigt der Roman „Ein Kaufmann" von Sophie Junghans (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ein merkwürdiges Doppelgesicht. Die Geschichte des braven, alleinstehenden jungen Mädchens aus guter Familie, das sich als Verkäuferin durch die Welt schlagen muß und zu ihrem Glück eine Stellung bei einem idealen Prinzipal findet, der sie schließlich mit seiner Liebe und mit seiner Hand für ihre Bravheit belohnt, ist sehr breit angelegt und sehr breit ausgeführt. Zu breit für den modernen Geschmack und für den modernen Leser, der, nachdem er das junge Mädchen in diesem Asyl einen Unterschlupf hat finden sehen, auch weiß, daß es dort einmal als Hausfrau schalten wird. Ob sich die Handlung nun so oder so entwickelt, — des befriedigenden Ausganges ist der Leser nach der ganzen Anlage der Hauptpersonen sicher, und wenn er nicht zu den sehr naiven gehört, kann ihn das, was geschieht, nicht auf die Folter spannen. Aber in der Charakteristik der Figuren, in der Auffassung sozialer Strömungen, in manchem Mißlichen, das auf moderne Verhältnisse fällt, zeigt die Verfasserin ihre sehr ausgeprägte Eigenart, — einen scharfen Verstand, der sich nichts vormachen läßt, und eine ziemlich schroffe Stellungnahme zu

Digitized by Google

den Dingen, eine gewiſſe Härte des Urteils, die an ſich immer berechtigt iſt, aber im Widerſpruch zu der behaglichen Breite ſteht, mit der Sophie Junghans ſich ein Liebesverhältnis entwickeln läßt nach der alten Methode, daß zwei Leutchen ſich ihrer Liebe erſt dann bewußt werden, wenn ſie es glücklich bis zum Auseinandergehen gebracht haben. Beinahe gewinnt man den Eindruck, als ob die ſehr kluge Sophie Junghaus zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß die Liebe nur eine Macht für Minderbegabte oder für die temperamentloſeren Menſchen ſei. Bei dieſer Charakteriſtik der Hauptperſonen, die ſehr brav und ſehr gut, aber auch nicht übermäßig klug und gar nicht temperamentvoll ſind, ſpringt das Intereſſe des Leſers naturgemäß von ihnen auf die Nebenfiguren über, die alle viel weniger vortreffliche Eigenſchaften, aber auch ſehr viel mehr individuelle Züge haben. Das auf ſehr wackeligen Baſis geführte Haus des höheren Beamten, der ſeine Stellung aufgegeben hat, um an die Spitze einer Aktiengeſellſchaft zu treten, wird für den Leſer der Schauplatz der intereſſanteren Ereigniſſe, weil er dort Menſchen findet, die ihm nicht gleich fertig vorgeſtellt werden, ſondern die er ſich entwickeln ſieht. Wie der Schwindelbau dieſes Hauſes zuſammenſtürzt und den Herrn desſelben unter ſeinen Trümmern begräbt, während ſeine Frau und ſeine beiden Töchter ſich durch einen Notausgang retten, das iſt ſehr wahr geſchildert, ein ganz modernes Lebensbild und eigentlich ein Roman für ſich. Denn die Verknüpfung dieſer und der Hauptgeſchichte iſt eine ſehr loſe, und die Schwindelexiſtenz der einen, die Bravheit der andern Partei ſtehen nicht einmal in einem künſtleriſch wirkſamen Gegenſatz zu einander. Wenn trotzdem der moderne wie der altmodiſche Leſer an dem Roman ſeine Rechnung findet, ſo muß jeder etwas mit in den Kauf nehmen, was eigentlich nicht ganz nach ſeinem Geſchmack iſt.

Die kürzlich in dieſen Heften veröffentlichte Novelle „Wald“ von Wilhelm von Polenz erſchien im Buchverlage von F. Fontane & Co. Die Leſer werden ſich des vornehm geſinnten Herrn von Rüſtadt, der aus dem Getriebe eines kleinen Hofes in eine abgelegene Oberförſterei kommt und dort, nachdem er mit allen Thorheiten ſeines Lebens abgeſchloſſen hat, ſein Schickſal in Geſtalt einer unſcheinbaren und keineswegs bedeutenden Frau findet, weil ihre Perſönlichkeit ihn rührt, ihre Herzenswärme ihm wohlthut und weil er ſelbſt einen Augenblick nicht Herr über ſich bleibt, noch ſo lebhaft erinnern, daß ich nur auf die Buchausgabe aufmerkſam zu machen brauche.

In ſehr liebenswürdiger Weiſe vermittelt eine Novelle „Der Kolonialſtorch“ von Alfred Wichard (Literariſches Schatzkäſtlein, Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart) engere Beziehungen zwiſchen den afrikaniſchen Kolonien und dem deutſchen Vaterlande; Beziehungen, wie ſie nicht nur enragierten Kolonialfreunden wünſchenswert erſcheinen. Denn der Kolonialſtorch bleibt der Aufgabe treu, die er ſchon löſte, ehe noch von Kolonien die Rede war, und erfüllt auch in dieſer feinhumoriſtiſchen Erzählung den Beruf, um deſſentwillen er in Deutſchland zu den geſchonteſten Tieren und zu den willkommenſten Hausfremden gehört. Im gleichen Verlage und in derſelben hübſchen Ausſtattung erſchien eine Novelle in Verſen, „Im Wüſtenſand“ von Heinrich Laufung, die die Abenteuer eines Europäers in der Sahara und die aufopfernde Liebe einer arabiſchen Häuptlingstochter zu dem Fremdling beſingt. Die Verſe ſind wohlklingend, die Bilder maleriſch, die Handlung iſt packend und bewegt. Die Freiligrathiſche Romantik dieſer Wüſtenſchilderung wirkt zuerſt vielleicht ein wenig befremdlich, dann aber als ein erfreulicher Gegenſatz zu unſrer modernen Lyrik auf den Leſer.

Einen großen Kreis von Freunden wird ſich zweifellos in kurzer Zeit die gleichfalls im Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſcheinende Tauſend-Bilder-Bibel erwerben. Das Werk erſcheint in vierzig Lieferungen zu vierzig Pfennig und wird mit tauſend Bildern, Reproduktionen der Meiſterwerke chriſtlicher Kunſt, geſchmückt ſein. Die bisher erſchienenen fünf Lieferungen ſind in ihrer Ausſtattung ganz hervorragend und laſſen erwarten, daß das Werk nach ſeiner Vollendung und im Verhältnis zu ſeinem Preiſe unter den illuſtrierten Bibeln einen erſten Platz einnehmen wird.

Digitized by Google

Die Hochwaſſer-Kataſtrophe in München.

Von

Hermann Roth.

Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen der Hofphotographen G. Stuffler und Max Dietrich in München.

München und die Iſar ſind zwei unzertrennliche Begriffe. Der ſmaragdgrüne Bergfluß, der aus dem Karwendelgebirge kommt, iſt ein unlöslicher Beſtandteil des Landſchaftsbildes, das einen der Hauptreize der bayriſchen Landeshauptſtadt ausmacht. Jeder Fremde, der Iſar-Athen nutzbringenden Hausfrau erziehen ließ, iſt bekannt. Da, wo der Fluß nicht reguliert iſt, verlegt er, namentlich im Frühjahr, willkürlich ſeinen Lauf oder wälzt graue Fluten über ſein tiefes Bett, bis in München zwei große Arme, zahlreiche Dämme und Staumehre, die Stadt unterirdiſch

Pogenhauſer Brücke.

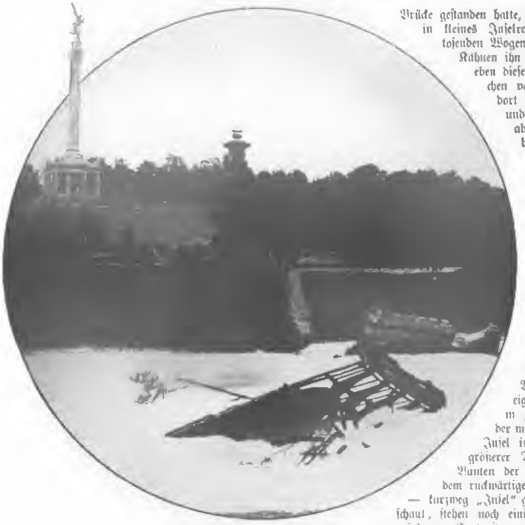
beſucht, läßt gern den Blick auf dem rauſchenden Waſſer ruhen, das in munterem Lauf, umſäumt von prächtigen Anlagen, die Stadt in zwei Hälften teilt; aber auch der Einheimiſche iſt ordentlich verliebt in das Panorama, das zum Beiſpiel von der zum Maximilianeum führenden Maximiliansbrücke dem Beſchauer ſich bietet.

Daß die Iſar, wie die meiſten Bergwäſſer, eine wilde, ungebärdige Tochter der Alpen iſt, die ſich nur mit vieler Mühe und dem Aufwand großer Mittel „ſtellenweiſe“ zur

durchfließende Bäche die Waſſermengen ſorgſam verteilen. In den jüngſten Septembertagen aber erwieſen alle Schutzvorrichtungen ſich als unzureichend, ein Hochwaſſer, wie es die wenigſten der gegenwärtigen Generation auch nur ähnlich geſehen, bedrohte München mit ernſter Gefahr.

Am 7. September hatte es zu regnen begonnen; die anfänglichen Gewitterbildungen wichen bald einem ſoliden Landregen, während im Gebirge verſchiedentlich Wolkenbrüche niedergingen. Das hatte ein rapides Steigen der

Digitized by Google



Prinzregenten-Brücke nach dem Einsturz.

Brücke gestanden hatte, konnte sich mit einem Sprung auf in kleines Inselreich retten. Dort stand er, von tosenden Wogen umgeben, bis beherzte Männer in Kähnen ihn retten konnten. Die Situation auf eben diesem Ländeplatz konnte für ganz München verhängnisvoll werden. Wenn die dort aufgestapelten Trifthölzer, Balken und Flöße frei wurden und die Isar abwärts trieben, waren alle Brücken bedroht. Es galt also, schnell ein Rettungswehr zu schaffen und dem Treibholz den Eintritt aus diesem Seitenarme in den Hauptfluß abzuschneiden. Unter übermenschlichen Anstrengungen gelang das schwierige Werk, indem man Balken durch schwere Eisenketten miteinander verband und diese wieder an Bäumen oder auf festem Grunde verankerte. Mehrere große Holzlagerplätze, deren Vorräte den Wert von vielen Tausenden repräsentieren, wurden abgeschwemmt, das Treibholz aber dort aufgestapelt. Dieser Brückeneinsturz war aber nur ein Vorspiel zu den kommenden Ereignissen. Dort, wo die Isar sich in zwei Arme scheidet, ist eine von der mächtigen Ludwigsbrücke überspannte Insel in sie eingeschoben. Ihr südlicher, größerer Teil, die Kohleninsel, trägt die Bauten der Deutschen Sportausstellung. Auf dem rückwärtigen, kleineren Teil, der Kalkinsel — kurzweg „Insel“ genannt — die zur Isarluft hinabschaut, stehen noch einige alte Häuser, die einen merkwürdigen Kontrast zu den an der gegenüberliegenden Steinsdorfstraße sich erhebenden großstädtischen Monumentalbauten bilden. An der Kalkinsel setzte zuerst die unterminierende Kraft des Wassers ein, das hier, von massiven Quaimauern auf der andern Seite abgewiesen, vollen Druck

schon hochgehenden Isar zur Folge, und der 13. September ward, wie für viele Ortschaften in den Vorbergen und den Alpenländern, auch ein Unglückstag für München, wenn auch lange nicht in dem Umfange wie der 13. September des Jahres 1813, an dem Hochwasser eine hölzerne Brücke fortriß und an 300 Menschen in den Wellen begrub.

Schlimme Botschaften aus der Stadt und ihrer weiteren Umgebung folgten rasch einander. Die vor kurzem erst neugebaute Brücke zu dem großen Floßländeplatz bei Thalkirchen stürzte unter gewaltigem Krachen ein. Der Flurwächter, der eben noch auf der

Marin-Einsiedel.

Digitized by Google

Kaltinki.

Digitized by Google

ausüben konnte. Ein Rückgebäude, dessen Bewohner sich zum Glück rechtzeitig hatten retten können, stürzte mit dem sinkenden Erdreich, mit einem Gartenland von etwa 1000 Quadratfuß Umfang, bestanden mit alten Bäumen, in die Wellen. Die übrigen Häuser der Insel wurden schleunigst geräumt. Mit größter Schnelligkeit wurde Beton bereitet und in Säcke gefüllt, die man zur Abwehr des gefräßigen Elements an der Böschung der Insel aufstapelte.

Der Insel gegenüber erhebt sich der Neubau des von Ingenieur Müller gestifteten Volksbades und dahinter das Maffatwerk, Münchens größte städtische Elektricitätsanlage. In alle Erdgeschoßräume des neuen Bades drang das Wasser, aber auch in das Maffatwerk drangten sich die schmutzigen Wogen und löschten einige Kessel. Das Maxi-

die unter der Isar geführten Leitungsrohre platzen könnten. Zum Glück war diese Besorgnis unbegründet, ebenso die um die Ausstellung, wo die verschiedenen Hallen sowie das der Isar am nächsten liegende Hauptrestaurant schon vorsorglich geräumt worden waren.

Von den Brücken galt die Reichenbach- oder Frauenhoferbrücke für am meisten bedroht. Sie ist die älteste Brücke Münchens, ganz aus Holz und zu einer Zeit gebaut, da man von moderner Ingenieurkunst nichts wußte. Dicht an ihre Bogen reichte die schwellende Flut, die in der Auenstraße Fahrbahn und Trottoir überschwemmte und in die Keller eindrang. Die alte Holzbrücke kam indes nicht zu Fall, wohl aber ihre jüngste Schwester, die in massiver Eisenkonstruktion hergestellte Max Joseph- oder Bogenhausen

Electricitätswerk bei der Maximiliansbrücke.

milians-Elektricitätswerk, das — ein schmucker Barockbau — unterhalb der Maximiliansbrücke dem Flusse am nächsten steht, war bald von Wasser umgeben, mit wildem Ungestüm zerbrach es die stärksten Thüren und die Fenster, sich die Bahn durch die Maschinenräume erzwingend. An diesem ersten Tage mußte der elektrische Trambahnverkehr ganz eingestellt, an den folgenden wesentlich beschränkt werden. Seinen Ruf als bestbeleuchtete Stadt des europäischen Kontinents drohte München zu verlieren. Aber unter gänzlicher Einstellung des elektrischen Trambahnbetriebs gelang es doch, die Hälfte der Bogenlampen des Abends zu entzünden.

Neben Licht- und Kraftmangel drohte eine weitere Kalamität. Die aus ihren Ufern austretende Mangfall war in die Schachte der Quellwasserleitung eingedrungen. Nicht nur wurde das Wasser getrübt, sondern es bestand auch die Gefahr, daß einer der Schachte einstürzen oder

Brücke, die den Englischen Garten mit Bogenhausen verband. Eine Anzahl Menschen sah dort am Abend des 13. September von der Brücke herab dem wilden Treiben der Isar zu, als sie plötzlich eine heftige Erderschütterung verspürten. Durch schleunige Flucht gelang es ihnen, sich zu retten, aber gleich darauf stürzte der nördliche Pfeiler ein. Die starken Eisenteile der Geländer und Verspannung brachen wie Zündhölzer, und die Brücke krachte ins Wasser nieder. Der traurige Rest, der noch stehen blieb, fand am andern Morgen in das nasse Element. Die Hälfte der Brücke wurde am Ufer der Anlagen des Englischen Gartens angespült; in dem Eisenwerk verfingen sich Strauchwerk und entwurzelte Bäume, im Wasser eine große Barrikade bildend.

Am Vormittage des 14. September wurde auch die prächtige Prinzregenten-Brücke als einsturzverdächtig gesperrt. Die schmutzigen, von weißgrauen Schaumkämmen bedeckten Wogen

Digitized by Google

wühlten ständig an dem Niveau der von prächtigen Neubauten bestandenen Wiedenmauer-Straße, die an dem alten Lehel hinabführt. Man muß bedenken, daß diese neue Straße, wie ihr gegenüber die Prinzregenten-Terrasse und die sie umgebenden Anlagen, auf aufgeführtem Material entstanden ist. Zum Teil ist sie allerdings durch hohe Quaimauern geschützt. Hinter der Regentenbrücke brodelte sich nun ständig Straßenterrain ab, und schließlich fiel ein breiter Streifen dem Fluß zum Opfer. Manch alter Baumriese wurde aus den Wurzeln gehoben, und das reizende Landschaftsbild stromabwärts ist nicht zu seinem Vorteil verändert.

Am 14. September, nachmittags 5¼ Uhr, ward die Befürchtung der Behörden zur betrübenden Wirklichkeit: der unterspülte und vom Erdreich entblößte südliche Pfeiler der Prinzregenten-Brücke — am rechten Flußufer — stürzte, mit einem Geräusch, das einer in der Ferne niedergehenden Lawine verglichen werden kann. Der Steinsockel des Pfeilers barst, der ihn krönende Pylon aus rotem Sandstein verschwand in den Wellen. Kurz darauf stürzte die Eisenkonstruktion der Brücke, die in einem einzigen Bogen von 48 Metern Spannweite sich über die Isar wölbte, dem Pfeiler nach. Die Brücke drehte sich im Fall, und nur einige Eisenteile ragten noch über die Wellen hinaus.

Der Prinzregent Luitpold hatte die Brücke mit einem Aufwand von 300 000 Mark auf seine Kosten erbauen lassen. Am gleichen Abend noch kehrte der Regent von den Jagden im Allgäu nach München zurück, ließ sich eingehenden Bericht erstatten, besichtigte anderen Tags die Unglücksstätte und stellte den Wiederaufbau der Brücke aus seinen Mitteln den Vertretern der schwer geschädigten Stadt in Aussicht. Zu der eingeleiteten Hilfsaktion spendete der hohe Herr 50 000 Mark. Das gute Herz der Münchener zeigte sich auch in diesen trüben Tagen. Reichlich flossen die Gaben zu den von allen Blättern eröffneten Sammlungen.

Durch die Katastrophe sind Staat und Gemeinde gleichermaßen betroffen. An 4½ Millionen dürften nötig sein, das Urteil wieder gut zu machen, das sich erst dann wird ganz überblicken lassen, wenn das Wasser sich vollständig verlaufen hat. Der Schaden, den das Wasser einzelnen Privaten an Hab und Gut zugefügt, wird sich kaum annähernd ermessen lassen. Fuhr man doch im nahen Maria-Einsiedel in Kähnen, um den Verkehr zwischen den von den Fluten umringten Häusern herzustellen, und aus dem ganzen Isarthal erschallen die Notrufe. Viele Familien sind um ihren Besitz gekommen, viele Existenzen bedroht. So eröffnet sich der Wohlthätigkeit ein weites Feld der Bethätigung.

Jules Guérin,

der Held der Rue de Chabrol in Paris, hat es erreicht, daß mit einem Schlage sein Name in der ganzen Welt bekannt wurde. Unter erschwerenden Umständen sogar, zu einer Zeit, da alle Welt nur das eine Interesse zu haben schien, zu erfahren, ob in Rennes Schuld oder Unschuld des Kapitän Dreyfus festgestellt werden würde. Eine Gascognerthat hat Jules Guérin zu diesem Ruhm verholfen. Während der Prozeß in Rennes geführt wurde, gelangte die französische Regierung zu der Ueberzeugung, daß eine der Schwäche der Republik müde Partei in Frankreich geionnen sei, das Für und Wider Dreyfus zu einem Schlage gegen die Republik zu benutzen und die Monarchie mit dem Herzog von Orleans an der Spitze wiederherzustellen. Die Republik beschloß die Verhaftung der Führer dieser Bewegung und unter ihnen auch die des Herrn Jules Guérin, eines bis dahin nur innerhalb der Pariser antisemitischen Bewegung bekannten Mannes. Aber Jules Guérin erhielt Nachricht von dem gegen ihn erlassenen Verhaftsbefehl, und, statt wie andre von dem gleichen Schicksal Bedrohte in das Ausland zu flüchten, beschloß er, ein Beispiel offener Auflehnung gegen die Staatsgewalt zu geben. Mit vierzehn entschlossenen Anhängern verbarrikadierte er sich in einem Hause der Rue de Chabrol in Paris und erklärte, daß er vor einem Kampf auf Aeußerste nicht zurückschrecken würde. Das Unglaubliche geschah: die Regierung wagte nicht, Gewalt anzuwenden, sondern beschloß, Jules Guérin auszuhungern. Die Festung Guérin wurde mit einem Cordon von Polizeimannschaften und Truppen umgeben und das verbarrikadierte Haus förmlich belagert. Endlich, nach mehr als vier Wochen, gab sich Jules Guérin gefangen, aber erst, nachdem seinen vierzehn Mann freier Abzug bewilligt worden war. Dem Helden dieses Krieges irgendwelche Bedeutung beizulegen, kann natürlich niemand einfallen. Man kann von dem Manne selbst ganz absehen; aber die Episode selbst ist nur die Schwäche der gegenwärtigen französischen Regierung und für die Stärke der Gegenströmungen, mit denen sie im eignen Lande zu rechnen hat, außerordentlich charakteristisch.

Digitized by Google

Die Vorgänge im französischen Sudan.

In den sonderbaren Vorgängen im Innern Frankreichs hat sich in dessen Kolonien noch ein Ereignis gesellt, das zunächst ganz unglaublich erschien, inzwischen aber in seiner traurigen Wahrheit vollauf bestätigt worden ist. Es war noch unter dem Ministerium Tupuy, als bekannt wurde, daß die Expedition, die unter den Hauptleuten Voulet und Chanoine vom Senegal nach dem Tschadsee aufgebrochen war, an den Negern Abscheulichkeiten der allerschlimmsten Art begehe. Die Anklagen wurden von den Negerstämmen, die sich an die unter ihnen weilenden Offiziere der Residentschaften gewandt hatten,

Oberstleutnant Klobb.

Aufgabe betraut, die Befehlshaber der Expedition zu vernehmen, denn man wollte die Offiziere nicht verurteilen, bevor man sie selbst gehört hatte. Oberstleutnant Klobb, ein im Sudan ergrauter Offizier, erschien hierzu besonders geeignet. Man glaubte bei ihm die Sache in guter Hand, als plötzlich die Schreckensnachricht von seiner Ermordung wie derjenigen des Leutnants Meynier und der Begleitmannschaft eintraf. Das Weitere ist aus den Tageszeitungen bekannt. Die Expedition Voulet-Chanoine wird jetzt von den französischen Behörden als im Aufstande befindlich betrachtet, aber um die Empörer unschädlich zu machen

Hauptmann Voulet.

Hauptmann Chanoine.

alsbald bestätigt. Darauf wurde eine Untersuchung der Vorgänge beschlossen und Oberstleutnant Klobb mit der und zu bestrafen, bedarf es der Absendung starker militärischer Streitkräfte, deren Aufgabe nicht leicht sein wird.

Die Enthüllungsfeier des Denkmals des 1. Garderegiments zu Fuß bei St. Privat.

Mit drei Abbildungen.

Die neunundzwanzigjährige Wiederkehr des Tages der Schlacht von Gravelotte-St. Privat erhielt dadurch eine ganz besondere Weihe, daß Kaiser Wilhelm die Enthüllung und Einweihung des von ihm entworfenen Denkmals für die Gefallenen des 1. Garderegiments zu Fuß damit verband und nicht nur sein persönliches Erscheinen hierfür zugesagt, sondern auch die Offiziere des genannten Regiments und die Leibcompagnie desselben von Potsdam zu

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm, sich mit den Veteranen unterhaltend.

der Feier befohlen hatte. Zu diesem Ehrentage des Regiments hatte sich außerdem eine große Anzahl (über 400) Veteranen und frühere Angehörige des 1. Garderegiments nach Metz begeben, die dort Tage patriotischen Stolzes verlebten in Erinnerung an das heiße Ringen und Siegen um Metz, in dem so viele der Ihrigen Blut und Leben hatten dahingeben müssen, die nun seit einem Menschenalter der Rasen deckt. Das Regiment war fast das einzige gewesen, dem auf dem Schlachtfelde vom 18. August noch kein Denkmal errichtet worden war. Es lag dem Kaiser daher daran, dasselbe zu ehren; und zwar um so mehr, als er als junger Offizier seine militärische Laufbahn in dem 1. Garderegiment begonnen hatte, welches ganz besonders ruhmreichen Anteil an dem Entscheidungskampfe auf dem linken deutschen Flügel am 18. August 1870 nahm.

Die Feier trug im allgemeinen ein rein militärisches Gepräge. Der Kaiser war gegen 8¼ Uhr mittels Sonderzuges mit Gefolge in Amanweiler eingetroffen und begab sich von dort durch das mit einer Ehrenpforte, Fahnen und Laubgewinden geschmückte Dorf St. Privat, an dessen Eingang der Bürgermeister und der Gemeinderat Aufstellung genommen hatte, nach dem Festplatz. Der kommandierende General des XVI. Armeecorps, Graf v. Haeseler, kam dem Kaiser entgegen und überreichte den Tagesrapport. Der Kaiser ritt darauf erst die inneren und dann die äußeren Fronten der aufgestellten Truppenteile ab. Die Aufstellung ist derart zu denken, daß die Truppen des XVI. Armeecorps ein äußeres großes Quarree bildeten, das nach dem Denkmal zu offen ist. Dicht vor dem letzteren, das hinter dem Ausgange von St. Privat ungefähr zwischen dem Denkmal des Gardecorps und dem des XII. Armeecorps (Sachsen) gelegen ist, von welcher Stelle aus man einen sehr schönen Ueberblick über das Schlachtfeld und weit hinein nach Frankreich hat, war ein Feldaltar für den protestantischen und katholischen Militärgottesdienst errichtet.

Dem Denkmal gegenüber hatte die Leibcompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß mit Musik und Spielleuten und vier Fahnen sich aufgestellt; zur Rechten derselben die ehemaligen Offiziere des Regiments, links die Veteranen, von denen ein großer Teil unliebsamer Zugverspätung zufolge erst eine Weile nach dem Beginn der Feier eintreffen konnte.

Rechts und links neben dem Denkmal befanden sich die Fahnen der Truppenteile des XVI. Armeecorps, daran sich anschließend die Generale mit ihren Stäben und die Stabsoffiziere, soweit sie nicht in Parade standen, und die Spitzen der Behörden und sonst Geladene, darunter fünfzehn Mitglieder des Metzer Gemeinderats. Zwischen den beiden letzteren Gruppen, der Generalität und den Spitzen der Behörden einesteils und der Leibcompagnie des 1. Garderegiments andernteils, stand die 1. Compagnie des Infanterieregiments Graf Barfus Nr. 17 und die 1. Compagnie des Infanterieregiments Nr. 67 mit den Fahnen vor der Front, dahinter die 1. Schwadron des Dragonerregiments Nr. 6 und des Ulanenregiments Nr. 14, sowie die 1. Schwadron der Dragonerregimenter Nr. 9 und 13, Teile jener Regimenter des XVI. Armeecorps, die bereits im Feuer gestanden hatten. Hinter dem Denkmal befand sich der Sängerchor des XVI. Armeecorps; wieder hinter diesem die Spielleute der Infanterieregimenter Nr. 67 und Nr. 98 und des Königs-Infanterieregiments Nr. 145, sowie die Musikcorps derselben; seitlich halblinks davon die Zöglinge der Metzer Kriegsschule.

Der Kaiser nahm nach dem Abreiten der Truppen zwischen dem vor dem Denkmal errichteten Feldaltar und der Leibcompagnie des 1. Garderegiments Aufstellung,

Das Denkmal.

Digitized by Google

Momentaufn. von Perspet. Jacobi, Metz.

Die Fahnencompagnie vor dem Bezirkspräsidium in St. Privat.

Digitized by Google

und die eigentliche Feier verlief in programmmäßiger Weise.

Laut drohnten die Geschütze, als die Hülle des Denkmals fiel, und mächtig war der Eindruck, den dasselbe auf die Beschauer ausübte. Nach Beendigung der Feier unterhielt sich der Kaiser mit den beiden Militärgeistlichen, sowie mit dem Pfarrer von St. Privat, welcher bereits im Jahre 1870 Geistlicher daselbst war und in der Pflege der Verwundeten am Abend der Schlacht vom 18. August ruhmlich sich hervorgethan hatte; ebenso mit dem Bildhauer Schott, der das Denkmal nach dem Entwurfe des Kaisers ausgeführt, und dem Bauunternehmer Mumgenast, der dasselbe aufgestellt hatte. Der Kaiser unterzog darauf das Denkmal einer eingehenden Besichtigung, und es erfolgte nunmehr die Niederlegung einer Anzahl Kränze an demselben.

Nachdem der Kaiser sodann sich noch eine Weile mit dem Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, unterhalten hatte, besahl er, daß die Veteranen des 1. Garderegiments vor ihm nach Compagnien geordnet Aufstellung nehmen sollten, und wechselte mit jedem einzelnen Mann einige Worte.

Gegen $^3/_4$10 Uhr verließ der Kaiser, der die Uniform seines 1. Garderegiments zu Fuß mit Generalsabzeichen trug, den Platz und ritt nach dem Pachthofe Jernlaheim, an der Wendung der Straße von St. Privat nach Amanweiler gelegen, um dort den Vorbeimarsch der Truppen abzunehmen. An der Spitze seiner Leibcompagnie vom 1. Garderegiment, den „langen Kerlen" des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., der „Potsdamer Wachtparade", die mit ihren hohen Bärenmützen noch größer erschienen, als sie waren, und bei der lothringischen Bevölkerung ganz besonderes Aufsehen und Bewunderung erregten, begab sich der Kaiser sodann zu Pferde auf der Straße über Saulny nach Metz zurück, woselbst um $^1/_2$2 Uhr der Klang der Mitte, der großen Glocke des Domes, den Einzug des Kaisers verkündete.

Das Denkmal besteht aus einem $3^1/_2$ Meter hohen Unterbau aus Jaumont-Sandstein, auf dessen Seiten sich die folgenden Inschriften befinden: „Den braven Kameraden Wilhelm II. und Sein 1. Garderegiment zu Fuß." — „Das Regiment verlor seinen Kommandeur, 35 Offiziere, 104 Unteroffiziere, 982 Grenadiere und Füsiliere." — „Nach dem Entwurf Seiner Majestät Kaiser Wilhelms II. modelliert von Walter Schott, Berlin 1899." — Auf diesem Unterbau erhebt sich die zum Teil aus erbeutetem Kanonenmaterial gegossene, ebenfalls $3^1/_2$ Meter hohe bronzene Figur des Erzengels Michael, der, auf sein Schwert gestützt, friedlich-ernsten Blickes nach der Richtung hinschaut, wo einst das 1. Garderegiment in heißem Kampfe vorging. Der Leib des Engels ist gepanzert. Die Flügel wachsen aus dem langen, hinten über den Sockel herabhangenden Gewande heraus. Das Schwert, auf das er sich stützt, ist geziert mit dem Motto des Regiments: „Semper talis".

So soll die erzene Figur nach den Worten des Kaisers dasstehen gleichsam als Wächter für alle hier gefallenen braven Soldaten beider Heere, sowohl des französischen wie des unsrigen ... „Und wenn unsre Fahnen sich grüßend vor dem erzenen Standbilde neigen und wehmutsvoll über den Gräbern unserer lieben Kameraden rauschen, so mögen sie auch über den Gräbern unserer Gegner wehen, ihnen rufen, daß wir der tapfern Toten in wehmutsvoller Achtung gedenken. Mit tiefem Danke gegen den Herrn der Heerscharen für seine unserm großen Kaiser gnädig bewährte Führung wollen wir uns vergegenwärtigen, daß auf den heutigen Tag die um des Höchsten Richterthron gescharten Seelen aller derer, die sich einst in heißem Ringen auf dieser Stelle gegenüberstanden, in ewigem Gottesfrieden vereint auf uns herabsehen."

Dr. Karl du Prel †.

In Heiligkreuz bei Hall in Tirol ist am 5. August Baron Dr. Karl du Prel, der Vorkämpfer des Okkultismus in Deutschland, gestorben. Sein Name ist durch seine zahlreichen geistvollen Schriften zur Erklärung der mystischen Phänomene des Seelenlebens in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

Karl du Prel entstammte einem Zweige des ursprünglich in Burgund und Luxemburg ansässigen Geschlechtes der Marquis und Barone du Prel, der bereits vor längerer Zeit nach Bayern übersiedelte. Er wurde am 3. April 1839 als der dritte Sohn des königlichen Advokaten du Prel in Landshut geboren. Als Zögling der königlichen Pagerie besuchte er das königliche Ludwigsgymnasium in München und bezog sodann die Münchener Universität, um sich den juristischen Studien zu widmen, wandte sich aber bald der militärischen Laufbahn zu. Als Leutnant machte er den Feldzug von 1866 und die Schlacht bei Kissingen mit. Im Jahre 1870/71 wurde ihm in Anbetracht seiner hervorragenden Kenntnisse der französischen Sprache das Kommando über die in Neuburg a. D. cernierten Kriegsgefangenen übertragen. Nach dem Friedensschluß nahm er als Hauptmann aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied und konnte sich nun ungestört seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien widmen, die er auch während seiner Aktivität so eifrig betrieben hatte, daß er im Jahre 1868 mit seiner Schrift „Oneirokritikon, der Traum vom Standpunkte des transscendentalen Idealismus" in Tübingen promoviert wurde.

Er publizierte sodann mehrere Werke, in denen er seine Anschauungen über die Entwicklungshypothese darlegte („Der

Digitized by Google

Kampf ums Dasein am Himmel", 1874; 3. Auflage unter dem Titel „Entwicklungsgeschichte des Weltalls", 1882; „Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese", Leipzig, 1880). Diese Werke liefern den Beweis dafür, daß du Prel keineswegs von Anfang an dem Ideenkreis des damals schon verbreiteten Spiritualismus sich zugewandt hat, sondern daß er erst allmählich durch seine naturwissenschaftlichen Studien veranlaßt wurde, die okkultistischen Probleme näher in Betracht zu ziehen und sein System des transscendentalen Individualismus auf deren Basis weiter zu entwickeln. Sie fanden sogar Buchners Beifall in so hohem Grade, daß er manche Ideen du Prels für sein Werk „Kraft und Stoff" in Betracht zog.

Bald nach seinem Abschiede unternahm der Philosoph mit seinem Freunde Martin Greif große Fußtouren in Tirol, Italien und Dalmatien und schilderte sodann seine Reiseeindrücke in dem bekannten Werke „Unter Tannen und Pinien". Im Jahre 1880 verheiratete er sich und wählte nun München zum dauernden Aufenthalte.

Im Jahre 1885 erschien sein Hauptwerk „Die Philosophie der Mystik", das eine lebhafte Polemik hervorrief; es wurde später auch ins Englische übersetzt. Demselben folgten im Jahre 1888 die größeren Werke „Die monistische Seelenlehre" und „Die Mystik der alten Griechen", im Jahre 1890 die „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften" (2 Bände), im Jahre 1894—1895 „Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften" und noch kurz vor dem Tode des Gelehrten, im Jahre 1899, „Die Magie als Naturwissenschaft" und „Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits". Auch einen zweibändigen hypnotistisch-spiritistischen Roman, betitelt: „Das Kreuz am Ferner" (1893) hat du Prel geschrieben, um dadurch das Interesse für den Okkultismus in weitesten Kreisen zu erwecken; aus gleichem Grunde hat er sodann noch die beiden kleineren Werke „Das Rätsel des Menschen" und „Der Spiritismus" bei Reclam in Leipzig in der Universalbibliothek herausgegeben. Du Prel war seit davon überzeugt — wie er in diesen Schriften erklärte —, daß die „okkultistische" Weltanschauung noch einmal die materialistische vollständig verdrängen, und daß sie dann „die Synthese von Religion und Wissenschaft, von Metaphysik und Naturforschung auf Grundlage von Erfahrungstatsachen, die sogar experimentell erforscht werden können," bilden werde.

Der Verstorbene wurde von allen seinen Bekannten wegen der Offenheit seines Charakters und seines liebenswürdigen Wesens hochgeschätzt. Stets war er bereit, denen, die an den okkultistischen Forschungen sich beteiligen wollten, behilflich zu sein und ihnen seine reichen Bücherschätze zur Verfügung zu stellen. Er hörte auch gerne jeden Einwand gegen die okkultistischen Anschauungen und suchte dann ruhig zu widerlegen. Daß er in seinen Schriften mitunter den Ton scharfer Polemik anschlug, war wohl lediglich durch die maßlosen Angriffe einiger seiner Gegner verschuldet. Der Vorkämpfer des „Okkultismus" ist übrigens keineswegs den Anhängern des Materialismus allein entgegengetreten; vielmehr hat er gelegentlich auch in scharfster Weise die Absurditäten gewisser moderner Spiritistenkreise gebrandmarkt, welche die von ihm verfochtene Sache diskreditierten. Anläßlich seines sechzigsten Geburtstages (3. April 1899) sind ihm zahlreiche Ehrungen im In- und Auslande zu teil geworden, die darauf schließen lassen, daß auch vielfach in gegnerischen Kreisen an Stelle der anfangs so scharfen Opposition gegen die von ihm verteidigten Anschauungen eine ruhige Beurteilung und Anerkennung seiner philosophischen Individualität getreten ist, die jedenfalls Anspruch auf eine ehrende Erwähnung in der Geschichte der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts hat. **Ch. Thomsius.**

Momentaufn. von Hugo Rudolphi, Berlin.

Soliman den Nasr, Bürgermeister von Dar es Salaam, besichtigt mit Legationsrat Bumiller die Parade über das Gardecorps

Digitized by Google

Scheik Soliman ben Nasr, der Bürgermeister von Dar es Salaam.

(Zu den Abbildungen Seite 334.)

Am 26. August traf in Berlin ein interessanter Gast ein, Scheik Soliman ben Nasr, der Bürgermeister von Dar es Salaam, der Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika. Soliman, der schon unter dem Sultan Said Burgasch von Sansibar seinen Posten innegehabt hatte, behielt denselben auch unter der deutschen Herrschaft und hat sich im Gegensatz zu manchem andern eingeborenen Häuptling allzeit als ein treuer und zuverlässiger Beamten bewährt. Dies ist auch an allerhöchster Stelle anerkannt worden, und als Soliman vor neun Jahren in Begleitung Wißmanns zum ersten Male nach Berlin kam, durfte er vor Kaiser Wilhelm erscheinen, der ihn durch reiche Geschenke erfreute. Auch diesmal ehrte ihn der Kaiser durch Gewährung einer Audienz und ließ ihn der großen Herbstparade des Gardecorps beiwohnen, die am 1. September auf dem Tempelhofer Felde stattfand. Unsre Abbildungen zeigen den Scheik, der in seinem Aeußeren den echten Araber verrät, in Begleitung des Legationsrates Bumiller.

Frau Maurus Jokai.

Am 16. September fand in Budapest ein Ereignis statt, das in ganz Ungarn große Ueberraschung und das lebhafteste Interesse hervorrief. Maurus Jokai, der gefeierte Dichter der Magyaren, der Publikumsfreund und Mitkämpfer Petöfis, vermählte sich mit einer jungen Schauspielerin, deren Theatername — Bella Nagy — im Lande nur wenig bekannt war. Seit dem Ableben seiner ersten Gemahlin, Rosa von Laborfalvi, die eine der hervorragendsten Künstlerinnen des ungarischen Nationaltheaters war, trat öfter das Gerücht auf, daß Jokai sich aufs neue zu verheiraten beabsichtige, und immer war es eine Schauspielerin, die man als seine Erwählte bezeichnete. Aber die Gerüchte erwiesen sich stets als irrig, und als nun neuerdings als Verlobte des Dichters Bella Nagy bezeichnet wurde, die Jokais „Apotheose" anläßlich der Petöfi-Feier im Dienerschen Sommertheater vorgetragen hatte, fand die Nachricht wenig Glauben, aber die Thatsachen haben die Zweifler widerlegt. Uebrigens ist die Bekanntschaft Jokais mit seiner nunmehrigen Gemahlin nicht so jungen Datums, als die Unkundigen vermuteten. Der Dichter hatte Fräulein Bella Nagy bereits vor drei Jahren kennen gelernt, als sie noch die Theaterschule besuchte, und war Zeuge ihrer ersten Debüts auf kleineren Bühnen gewesen. Nachdem sie nun mit dem Vortrag der „Apotheose" einen so starken Erfolg errungen hatte, fehlte es ihr nicht an Engagementsanträgen für größere Theater, und sie stand im Begriffe, einen solchen anzunehmen, als der Dichter mit seiner Werbung an sie herantrat und erhört wurde. In aller Stille hatte er die nötigen Vorbereitungen getroffen, und am Vormittag des 16. September erschien Maurus Jokai, nachdem ihn der Bürgermeister von der Pflicht des vorherigen Aufgebots entboten hatte, mit seiner Braut vor dem Standesamte. Dort wurde Moriz Jokai, Edler von Ajvan — so lautet der eigentliche Name —, reformierten Glaubens, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses, geboren am 20. Februar 1825 in Komorn als Sohn des Josef Jokay von Ajvay und der Maria Edlen von Palay, getraut mit Bella Groß, jüdischen Glaubens, Tochter des Makleinisten Moriz Groß und seiner Ehefrau, geborenen Eva Flamm, am 4. Juli 1879 zu Zalo, Komitat Czaboles, geboren.

Phot. Erdélyi, k. u. k. Hofphot., Budapest.

Frau Maurus Jokai (Bella Groß-Nagy).

Nach der Eheschließung traten die Neuvermählten eine größere Reise an, deren Endziel Sizilien sein soll. Unsre Abbildung stellt Frau Bella Jokai in dem Kostüm dar, in welchem sie seinerzeit die von ihrem nunmehrigen Gemahl gedichtete „Apotheose" vorgetragen hatte.

Digitized by Google

Der Große Steherpreis von Berlin,

das Sechsstundenrennen, das als Gegensatz zu dem acht Tage früher stattgehabten „Großen Fliegerpreis von Berlin“ am 17. September im Stadtpark Friedenau abgehalten wurde, kann sowohl in Bezug auf die Höhe der Preise und die Beteiligung der besten Fahrer der Welt als auch hinsichtlich der erzielten Leistungen und des spannenden Verlaufes als die größte radsportliche Veranstaltung der Welt bezeichnet werden. Die Höhe der Preise belief sich auf insgesamt 16550 Mark, deren Verteilung derartig angeordnet war, daß die drei ersten Fahrer jeder einzelnen Stunde Preise erhielten, deren Höhe sich mit jeder Stunde steigerte. Der Sieger der letzten Stunde erhielt 4000 Mark, während der zweite 2000 Mark und der dritte 1000 Mark gewann. In den vorhergehenden Stunden waren die Preise entsprechend kleiner. Zu diesem hochwertigen Rennen hatten sich acht der besten Dauerfahrer der Welt eingestellt, nämlich der Engländer Walters, die Franzosen Bangé, Bouhours, Huret, Taylor und die Deutschen Köcher, Fischer und Th. Rebl. Unter der lebhaftesten Spannung der Zuschauer, deren Zahl über 10000 betrug, gingen diese acht Matadore, von denen jeder einzelne bereits hervorragende Leistungen vollbracht hatte, an den Start. Leider mußte der Deutsche Alfred Köcher, auf den man im Hinblick auf die glänzende Art, mit der er noch acht Tage vorher den berühmten Engländer Tom Linton, sowie den Franzosen Bouhours in einem 50 Kilometer-Rennen geschlagen

Walters, der Sieger im Steherpreis.

Taylor. Huret. Bouhours. Bangé. Walters. Rebl. Fischer. Köcher.

Start zum Großen Steherpreis von Berlin.

Digitized by Google

hatte, die größten Hoffnungen setzte, schon in der ersten Stunde infolge einer starken Erkältung, die ihm das Atmen erschwerte, das Rennen aufgeben. Die Führung übernahm daher in den beiden ersten Stunden der Franzose Taylor; in der dritten Stunde aber ging der Engländer Walters an die Spitze, um sie sich bis zum Ende nicht mehr nehmen zu lassen. Er legte

An seine Stelle rückte Bouhours, während Josef Fischer-München von hier ab den dritten Platz einnahm. Huret und Baugé versagten vollständig, dagegen verdient die Haltung Robls, der als Vierter mit 262,420 Kilometer endete, rühmlich hervorgehoben zu werden. Der tapfere Münchener kam bei Beginn der dritten Stunde zu Fall und zog sich eine stark blutende

Phot. Franz Römer, Zerbst.

Das Moltke-Denkmal in Zerbst. Von Friedrich Pfannschmidt.

im ganzen 239,135 Kilometer zurück und schlug von der dritten Stunde an sämtliche Weltrekords. Eine ungefähre Vorstellung von der ungeheuren Leistung des zähen Engländers erhält man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er, ohne abzusteigen, im Durchschnitt 50 Kilometer in der Stunde zurücklegte, also ununterbrochen mit der Schnelligkeit eines Personenzuges fuhr. Taylor gab nach Ablauf der dritten Stunde, nachdem er noch den zweiten Platz für diese gerettet hatte, auf.

Stirnwunde zu. Trotzdem setzte er, nachdem er verbunden war und etwa 20 Runden eingebüßt hatte, das Rennen mit so zäher Hartnäckigkeit fort daß er sowohl Baugé wie auch den sehr gut fahrenden Huret nicht nur wieder einholte, sondern den letzteren noch um circa 3 Kilometer schlug. Der Sieger erhielt für seine Leistung die hübsche Summe von 8800 Mark. Auf Taylor entfielen 2100, auf Bouhours 3850 und auf Fischer 1800 Mark. A. E.

Digitized by Google

Das neue Moltke-Denkmal in Zerbst.

In der freundlichen Kreisstadt Zerbst im Herzogtum Anhalt haben die Kriegervereine dem verewigten Feldmarschall Helmut von Moltke jüngst ein eigenartiges Denkmal errichtet. Die auf einem Porphyrsockel ruhende, in Bronze gegossene Büste giebt lebenswahr die Züge des großen Strategen wieder, zu jener Zeit, da er noch im Vollbesitze seiner Kräfte und auf der Höhe seiner ruhmreichen Laufbahn stand. Sehr originell ist das das Denkmal umgebende Gitter, gebildet von 64 Zündnadelgewehren und Lanzen. Gewehrkolben sind die Stützpunkte, worauf das eiserne Kunstwerk ruht. Der Schöpfer des Denkmals ist der Bildhauer Friedrich Pfannschmidt, geboren zu Berlin als der Sohn des bekannten Geschichtsmalers, Professors C. G. Pfannschmidt. Friedrich Pfannschmidt erhielt seine Ausbildung auf der Berliner Kunstakademie und arbeitete später in den Ateliers der Professoren A. Wolff und Fr. Schaper in Berlin und Joh. Schilling in Dresden. Er hat in den letzten Jahren für sieben Kirchen, darunter die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, die Kaiserin Augusta-Gedächtniskirche und der neue Dom, Arbeiten geliefert. Außerdem schuf er für das Hamburger Rathaus eine Kaiserfigur (Heinrich I.) und für das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig die Statue Johann Jakob Mosers, ferner eine große Anzahl Porträts in Bronze wie in Marmor. Ihm wurde auch die Ausführung des Denkmals für den General von der Tann, dem ganz besonders Süddeutschland für sein heroisches Ringen gegen die französische Südarmee unter Bourbaki zu höchstem Danke verpflichtet ist, in dessen Vaterstadt Tann in der Rhön übertragen.

E. L.

Der Ministerwechsel in Preußen.

Von den beiden Mitgliedern des preußischen Staatsministeriums, die ihr Portefeuille niedergelegt haben, befand sich am längsten im Amte der Unterrichts- und Kultusminister Robert Bosse, der jetzt im 67. Lebensjahre steht. Die Laufbahn seiner jüngeren Jahre übergehend, erwähnen wir, daß er 1876 vom Konsistorium in Hannover als vortragender Rat in das Kultusministerium nach Berlin berufen wurde. Im Jahre 1881 zum Direktor im Reichsamt des Innern ernannt, rückte er 1889 zum Unterstaatssekretär auf und hatte in dieser Stellung lebhaften Anteil an der Ausarbeitung und parlamentarischen Vertretung der sozialpolitischen Gesetzgebung. 1890 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt, wurde er im Januar 1891 Staatssekretär des Reichsjustizamts und damit zugleich Vorsitzender der Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Er blieb aber nur wenig über ein Jahr in dieser Stellung, denn bereits am 23. März 1892 wurde er zum Kultusminister ernannt.

Phot. J. C. Schaarwächter, Berlin.

Dr. Robert Bosse,
früherer Unterrichtsminister.

Sein Nachfolger Konrad Heinrich Gustav Studt steht im einundsechzigsten Lebensjahre. Er trat 1858 in den Staatsdienst, wurde 1865 Gerichtsassessor, 1868 Landrat des Kreises Obornik in der Provinz Posen. Im Jahre 1876 kam er als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern und wurde 1880 zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Ministerium des Innern ernannt. 1882 zum Regierungspräsidenten in Königsberg befördert, wurde er 1887 Unterstaatssekretär in Elsaß-Lothringen und erhielt 1889 die Berufung als Oberpräsident der Provinz Westfalen. In juristischen und Verwaltungskreisen ist Studt besonders dadurch bekannt geworden, daß er gemeinsam mit dem Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Brambehrens, eine wertvolle Ausgabe der Verwaltungsreformgesetze veranstaltet hat. Auch hat er sich große Verdienste als Vorsitzender des Gesamtverbandes deutscher Verpflegungsstationen erworben.

Das Oberpräsidium von Westfalen, das bisher Studt inne hatte, übernimmt der frühere Minister des Innern, Freiherr Eberhard von der Recke von der Horst. Im Jahre 1847 geboren, wurde

Digitized by Google

er 1873 Gerichtsassessor und war von 1874 bis 1877 Kreisassessor in Kolmar und Mülhausen. Alsdann zum Landrat in Eckernförde ernannt, wurde er 1881 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen und im folgenden Jahre vortragender Rat. 1887 erfolgte seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Königsberg, von wo er 1889 nach Düsseldorf kam. Seit 8. Dezember 1895 war er Minister des Innern.

Georg Freiherr von Rheinbaben, der neue Minister des Innern, gelangt in verhältnismäßig sehr jungen Jahren auf seinen hohen Posten. Er wurde im Jahre 1855 geboren, ist also 44 Jahre alt. 1882 zum Gerichtsassessor ernannt, wurde er 1885 als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen und 1888 zum Regierungsrat, 1889 zum Geheimen Finanzrat und vortragenden Rat im Finanzministerium ernannt. 1892 wurde er Geheimer Oberfinanzrat. Als Nachfolger des Freiherrn von der Recke, den er auch jetzt im Ministerium des Innern ablöst, wurde er 1896 zum Regierungspräsidenten in Düsseldorf ernannt. Bedeutsam bei dem Ministerwechsel ist, daß die neuberufenen Männer bisher an der Spitze gerade der preußischen Verwaltungsdistrikte gestanden haben, die in erster Linie an dem Ausbau des Rhein-Elbe-Kanals interessiert sind.

Phot. Krüger & Skewranek, Berlin.

Eberhard Freiherr von der Recke,
früherer Minister des Innern.

Georg Freiherr von Rheinbaben,
Minister des Innern.

Phot. F. Hundt Nachf., Münster i. W.

Konrad Heinrich Gustav Studt,
Unterrichtsminister.

Präsident Krüger und General Joubert.

Das allgemeine Augenmerk richtet sich gegenwärtig auf die in ihrer Unabhängigkeit bedrohte Südafrikanische Republik und die an ihrer Spitze stehenden beiden Männer. Der Präsident Paul Krüger, im Jahre 1825 in der Kapkolonie geboren, hat an all den Neubesiedelungen teilgenommen, durch welche die Buren sich der englischen Uebermacht zu entziehen suchten; er wanderte mit nach Natal, nach dem Oranjegebiet, endlich nach Transvaal.

Digitized by Google

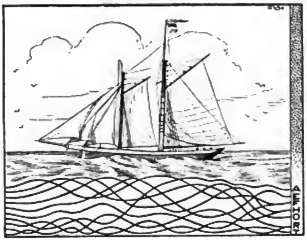
Ausgezeichnet durch Kaltblütigkeit und Verstand, wurde er Ausgangs der siebziger Jahre zum Feldhauptmann ernannt und war in dem Kriege von 1880/81, der den Engländern schwere Niederlagen brachte, Oberkommandierender. Im Jahre 1883 wurde er zum Präsidenten und seitdem dreimal wiedergewählt, zum letzten Male 1898. Der Oberkommandierende der Truppen ist General Petrus Jakobus Joubert, seit 1896 Vizepräsident des Freistaates. Er zählt bereits 68 Jahre, steht jedoch im Rufe voller Kriegstüchtigkeit. Den großen Fehler, dessen sich die Engländer 1880/81 mit der Unterschätzung der Buren schuldig machten, dürften sie jetzt, falls es wirklich zu Feindseligkeiten kommen sollte, nicht wieder begehen. Daß damals General Colley, der Kommandeur der englischen Truppen, der auf dem Majubahügel fiel, nur eine geringe Meinung von den Gegnern hatte, geht aus seiner unlängst erschienenen Biographie hervor. Colley hatte nicht einmal seine Neunpfünder auf den genannten Hügel hinaufschaffen lassen, und als Joubert, der Burengeneral, wahrnahm, daß der Feind keine Geschütze besaß, war das Schicksal der Rotrocke besiegelt. Die Entscheidung wurde schnell durch die berittenen Burenschützen herbeigeführt, die nunmehr als eine „neue Macht in der Kriegführung", wenigstens in der südafrikanischen, anerkannt waren. Inzwischen haben sich allerdings auch die Engländer diese Art der Kriegführung angeeignet, und der Einfall des Dr. Jameson vor einigen Jahren erfolgte ebenfalls mit berittenen Schützen, die allerdings der Uebermacht erlagen. Im Kriege von 1880/81 konnten die Transvaalburen nur gegen 5000 Mann ins Feld stellen, heute aber wird ihre Wehrkraft auf das Sechsfache geschätzt, auch ist ihre Kriegsbereitschaft bedeutend größer als vor 19 Jahren, denn inzwischen ist das Land durch Eisenbahnen, welche die rasche Beförderung von Truppen gestatten, durchschnitten worden.

Paul Krüger,
Präsident der Südafrikanischen Republik.

General Joubert,
Oberkommandeur der Transvaal-Buren.

Für müßige Stunden.

Kryptogramm.



Silbenrätsel.

Eins-Zwei.
Wenn es zu Recht geschehen ist,
So giebt's ein festes Band.
Es brechen ein Vergehen ist,
Wie männiglich bekannt.

Zwei-Drei.
Das kleine, graue Ungetüm,
Das Männer wohl bekämpft,
Zwar beißt es mich, doch trotz' ich ihm
Und schaff' es aus der Welt.

Drei.
Wer sich zu mir zusammenschließt,
Begeht zwar nicht Betrug,
Doch aber zu verdammen ist
Sein Thun mit allem Fug.

Das Ganze.
Die Silben sind geraten wohl?
Und fragt man nun, was ganz
Das Wort bedeute? Ein Symbol
Der besten Allianz.

A. H.

Digitized by Google

Bilderrätsel.

Füllrätsel.

Dort geht mit ernstem Amtsgesicht
Herr Müller auf das Amtsgericht,
Die Stirn voll transer Falten
Die Sonne brennt, es wird ihm warm,
Schwer drückt das Päckchen unterm Arm —
Was mag es nur enthalten?
War nur ein i noch in dem Wort!
Herr Müller würde wohl sofort
Gern stundenlang es halten. F. M.-S.

Umstellrätsel.

Suche im Morgenland auf den wichtigen Platz für den Handel,
Wo die Nationen der Welt, denen Poseidaus Gebrel
Durch ihre Schiffe erschlossen, zeigen die Flaggen im Hafen,
Bringend und holend, was dort und was daheim wird begehrt.

Stellen die Zeichen sich um, wie schnell ist verschunden die Größe,
Daß eine menschliche Hand nun das Gebilde umschließt!
Aber ob klein und gering, es soll doch ein Hoffen erfüllen,
Welches nach sorglamer Wahl lebende Frucht von ihm heischt.
M. Sch.

Worträtsel.

Sucht du nach mir, bin ich oft schwer zu finden;
Zwar bieten mich dir viele schmatzhaft an,
Doch schlechte Ware ist's, laß sie nur schwinden,
Weil dir nur gute Ware nützen kann.

Kommt' ich zu dir, will ich dir oft nicht passen;
Du willst mich nicht, ich bin dir nur zur Last:
Löslich du dich nicht von mir belehren lassen,
Wirst du's bereun, wenn du den Schaden hast! W. M.

Scherzplural-Rätsel.

Wie man es erlernen
Und entbehren kann,
Seinen Mangel dehnen,
Seiner Wohlthat Bann.

Es verkürzt die Stunden,
Daß im Nu sie stehn,
Lindernd manche Wunden
Im Vorüberziehn.

Willst's im Plural gehen,
Doppelt es uns bleibt,
Und das warme Leben
Drin sein Wesen treibt. M. Sch.

Scherzrätsel.

Ein fremder Fluß mit weitem Thal,
Mit hellem Klange ein Pokal,
Ein Hausgerät, benutzt beim Mahl —
Poetisch sind die Silben nicht.
Doch wenn man als ein Wort sie spricht,
Gleich klingen sie wie ein Gedicht. F. M.-S.

Homonym.

Thu' ich, wie ich bin: stört die Ruh' mein Sinn
Sei's zu Nacht, zu Tag, ich dich anöden mag;
Freude oder Müh', stets durchkreuz' ich sie —
All mein Wesen geht des Aergerns Spur.

Aendee einen Laut: freudig aufgeschaut;
Stets der Fröhlichkeit ist mein Sinn geweiht;
Sorge oder Müh', scheuchen will ich sie —
All mein Wesen dient dem Frohsinn nur. W.

Versteckrätsel.

Ob ihr ein chemisches Element,
Ein leichtes, silberglänzendes, kennt?
Man macht daus Bleche und Teköfte fein,
Die leicht verbrennen mit hellem Schein.
Sebt zu, ob in diesem Metall versteckt
Einen Mädchennamen ihr entdeckt! F. M.-S.

Ausfüllrätsel.

. o h . . l i d . . o o . . l t i . . r v
. . a . . a . . t o . .

Die Punkte vorstehender Buchstabenreihe sind durch weitere Buchstaben so auszufüllen, daß 7 Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben eine in neuester Zeit viel genannte geographische Bezeichnung ergeben.

Dechiffrieraufgabe.

Welchen Text ergeben, richtig verbunden, die Buchstaben obiger Figur!

Wörterumwandlungsrätsel.

1. Bonn 2. Maria 3. Milch 4. Rhein 5. Regen

. . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
. . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
. . . .	. . . . .	Sahne	. . . . .	. . . . .
. . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Kind	Josef		Seine	Sonne

Aus jedem der obenstehenden fünf Wörter ist durch die angedeuteten Verwandlungen (bei 1 von je einem, bei 2—5 von je zwei Buchstaben) das darunterstehende Wort zu bilden.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Des Umstellrätsels: Wohlfahrt — Fahrt wohl.
Des Worträtsels: Willkommen.
Des Bilderrätsels:
Ein leichtes Wort, das achtlos ausgesprochen,
Hat oft ein ganzes Menschengtück zerbrochen.
Des Silbenrätsels: Lotterie.
Des Kettenrätsels: Bau — Amt — Haus — Kauf — Brief — Post — Zug — Luft — Kur — Land — Weg — Fall — Schirm — Wand — Uhr — Wert — Tag — Blatt — Gold — Schaum — Wein — Stein — Buch — Kraft — Wort — Spiel — Ball — Gast — Hof — Rat — Schlag — Fluß — Sand — Korn — Bau.
Des Logogryphs: Otto, Lotto, Motto.
Der Charade: Notpfennig.
Der arithmetischen Aufgabe: Tante verlegt den Beginn seiner Wanderung durch Hölle und Himmel ins Jahr 1300; damals war er 35 Jahre alt.

Digitized by Google

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VII.

Von J. Jespersen in Svendborg.

(Im Problemturnier des „Manchester Weekly" preisgekrönt.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe VIII.

Von Dr. Th. Schaub in Schaffhausen.

Schwarz.

Weiß.

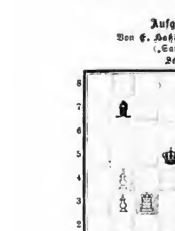
Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe IX.

Von F. Hoffer in Stuttgart.

(„Sammler".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV:

1. Tb4—d4†
2. 1. Ka3—b3
2. Df8—b4†
2. 2. Kb3—c2
3. Db4—b1†
2. 3. Kc2—c1
4. Db1—b2‡
2. 4. Dg2×b2 matt.

Auflösung der Aufgabe V:

1. Th1—e1!
2. 1. g6×f5
2. Kf2—f1
2. 2. f5—f4
3. Te2—f2
2. 3. f4—f3

Oder:

1. g6—g5
2. Kf2—g1
2. 2. g5—g4
3. Te2—g2
2. 3. g4—g3

Und nun in beiden Abwendungen weiter wie vorher:

2. 4. De7—e3†
2. 4. Td6—d3
2. 5. Te1—e3†
2. 5. Td3—e3
2. 6. De3—e1‡
2. 6. Te3×e1 matt.

Auflösung der Aufgabe VI:

1. Db8—b3
2. 1. Se8—d6
2. 2. Db3—e3†
2. 2. Ke5—f4, ×d6
2. 3. Sf6—h5, Lf3—d5 matt.

A.

1. e7×f8
2. 2. Td6—d1! und
2. 3. Db3—e3, d5, e3 matt.

B.

1. Ke5×d6
2. 2. Sf6—e8‡
2. 2. Kd5—c6, e5
2. 3. Db3-b4, e3 matt.

C.

1. e7×d6
2. 2. Sf6—h5! und
2. 3. Df3—e3, (×) d5 matt.

D.

1. f5—f4
2. 2. Db3—d5†
2. 2. Ke5×f6
2. 3. Db3—g5 matt.

E.

1. Se8—b6, a7
2. 2. Db3—e3†
2. 2. Ke5×d6, f6
2. 3. Sf6—e8, Db3—d4 matt.

Partie Nr. III.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu London am 16. Juni 1899.

Damengambit.

Weiß: W. Steinitz-New York. — Schwarz: J. H. Blackburne-London.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	17. Tf1—d1	Sb6—d7
2. e2—e4	**d5×e4**[1])	18. Lh4—g3	Sd7—f6
3. e2—e4[2])	e7—e5[3])	19. Le4—d3[4])	e5—e4
4. d4—d5	Sg8—f6	20. Ld3—b1	Sf6—h5
5. Sb1—c3	Lf8—e5	21. De2—h5[5])	Sg4×h2
6. Lf1×e4	Sf6—g4[3])	22. Lg3—h2[6])	Lf5×h3
7. Sg1—h3	f7—f5	23. Dh5—f3	Ld6×h2‡
8. Le1—e2	Db8—d6	24. Kc1×h2	Lh3—g4
9. e4×f5	Le8×f5	25. Td1—d4	Sh5—f6
10. 0—0	Dd6—g6	26. d5—d6[7])	Dg6—h5+
11. Sc3—b5	Le5—d6	27. Kh2—g1	Lg4—e2
12. Lb5—b4	h7—h6	28. d6—d7	Se8—g4‡!
13. Ta1—e1	Sb8—d7	29. d7—d8D‡	Ta8—d8
14. Db1—e2	0—0	30. Td4×d8+	Sg4—f6
15. Sh3×e7	Sd7—b6[3])	31. Te1—e7‡	Kf7—e6
16. Se7—g8[3])	Tf8×a8	Weiß giebt die Partie auf.[8])	

[1]) Der Annahme des Gambits ist bei weitem nicht so beliebt wie die Ablehnung, kann aber unbedenklich geschehen.

[2]) Nur besser gilt 3. e2—e3 oder auch 3. Sg1—f3.

[3]) Die richtige Entgegnung

[4]) Ob ist man ein ganz offenes Spiel herausgekommen, in welchem Schwarz den Angriff übernimmt und selbst.

[5]) Schwarz giebt außer dem Bauern auch noch die Qualität her, um dann sehr energische den Angriff fortzusetzen.

[6]) Falls etwa 16. Se7—e6, so Sb6×c4 17. Se6×f8 Ta8×f8 nebst 18. . . . . Lf5—d3, wodurch Schwarz die Qualität zurückgewinnt.

[7]) Hierdurch unterbindet Weiß den Angriff des Gegners.

[8]) Dies giebt dem Nachstehenden Gelegenheit zu einer glänzenden Schlußkombination.

[9]) Falls 22. Kg1×h2, so 8h5 - g3 23. f2×g3 De6×g3‡ 24. Kh2—g1 Lf5×h3. Auf 22. Lg3×d6 kann Lf5×h3 23. g2—g3 Sh2—f3‡ 24. Kg1—h1 De6×d6 25. Lh1×e4 Dd6×g3‡! die Folge sein.

[10]) Hiernach ist das ruhige Spiel verloren. 26. Kh2—g1 (Dg6—h5 27. Lb1×e4, oder 26. . . . . Lg4—f5 27. Dd1—e2 Lf5—g4 28. Lb1×e4) gewährte noch einige Aussicht.

[11]) Nur mit 32. Td8—e8‡ Ke6—d6! nicht Db5×e8 wegen 33. Df1×e2 33. Te8—d8‡ Kd6×e7 34. Df1—e1‡ Ke7×d8 35. De1—f1 kann Weiß dem unmittelbaren Matt entgehen, aber indessen die geringste Aussicht auf Ausgleich zu erhalten.

Partie Nr. IV.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu London am 17. Juni 1899.

Französische Partie.

Weiß: D. Janowski-Paris. — Schwarz: F. J. Lee-London.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e6**	11. b2×c3	Dd8—a5
2. d2—d4	d7—d5	12. Dd1—d2	c5—c4
3. Sb1—c3	Sg8—f6	13. Lf1—e2	Sf6—d7
4. Lc1—g5	Lf8—b4[1])	14. 0—0	Sd7—b6[2])
5. e4—e5	h7—h6	15. f2—f4	Sb6—a4
6. Lg5—h4	g7—g5	16. f4×g5	h6—g5[3])
7. Lh4—g3	Sf6—e4	17. Dd2×g5	Sa4×c3
8. Sg1—e2	c7—c5	18. Le2—h5	Sc3—e4
9. a2—a3	Lb4×c3+	19. Lh5×f7†	Ke8—d7
10. Se2×c3	Se4—c5[4])	20. Dg5—g7	Da5—d8
		21. Lf7—e8‡[5])	Aufgegeben.

[1]) Der richtige Zug ist Lf8—e7. Der Tezzug kompromittiert das schwarze Spiel sofort.

[2]) Und bei c5×d4 11. Dd1—d4 hat Weiß das entschieden bessere Spiel.

[3]) Dies ist alles zu weitaussehend. Weiß geht inzwischen ungeheuer zu dem entscheidenden Angriff über.

[4]) Oder Da5×c3 17. Dd2—f4 und gewinnt; oder droht 17. . . . . Th8—h7 18. g5—g6 f7×g6 19. Df4—f6† Ke8—d7 20. Df6—d6‡ Kd7—e8 21. Tf1—f6 matt.

[5]) Dies ist der stärkste Abzug. Der schwarze König muß den Läufer schlagen und wird dann von der Dame auf 17 mattgesetzt.

Partie Nr. V.

Gespielt im Londoner Turnier am 28. Juni 1899.

Französische Partie.

Weiß: W. Steinitz-New York. — Schwarz: S. Tinsley-London.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e6**	13. Le1—e3	Dd8—d6
2. d2—d4	d7—d5	14. Ld3—c2	Se6—b4
3. e4—e5[1])	c7—c5	15. Le3—b1	Ta8—c8
4. c2—c3	Sb8—c6	16. a2—a3	Ld6×h2‡[4])
5. Sg1—f3	f7—f6[2])	17. Sf3×h2	Sg4×e3
7. Lf1—d3	Lf8—d6	18. f2×e3	Df6—f5‡
8. 0—0	0—0	19. Kg1—h1	Sb4—c2
9. Tf1—e1[3])	Le8—d7	20. Te1—e2[5])	Sc2×e3[6])
10. Sb1—d2	c5×d4	21. Dd1—d3	Aufgegeben.

[1]) Dies gilt nicht als besonders günstig; einem schwächeren Spieler gegenüber — wie es hier der Fall — kann man es sich aber schon erlauben.

[2]) Hier verlassen Herrn Tinsley bereits seine theoretischen Kenntnisse. Dd8—b6 ist die richtige Fortsetzung.

[3]) Der Druck auf den schwarzen Punkt e6 ist für Weiß mehr wert, als die offene Felxnie für Schwarz.

[4]) Schwarz fängt an zu kombinieren; natürlich stimmt die Rechnung nicht. Weshalb er nicht einfach den Springer zurücknimmt und es dem Gegner überläßt, das Spiel irgend zu gewinnen, ist unerfindlich. Mit dem Tezzug spielt Tinsley für Steinitz.

[5]) Diesen Zug konnte er natürlich nicht vorhersehen.

[6]) Das hilft nun alles nichts mehr.

Digitized by Google

Briefmappe.

M. B. in R. Nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch wird der Zweikampf mit Festungshaft von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft. Auch die Kartellträger werden bestraft, wenn sie nicht ernstlich bemüht gewesen sind, das Duell zu verhindern. Sekundanten, Zeugen und Aerzte sind straffrei. Auch die studentische Mensur fällt unter diese Bestimmungen, aber damit nimmt man es nicht so ängstlich, denn der gestrenge Richter bestraft keinen, der sich nicht hat erwischen lassen.

F. R. in D. Ansichten vom Semmering bringt eine neue Folge der von Philipp & Kramer in Wien herausgegebenen Künstlerpostkarten. Dem derben Scherz dienen die vom gleichen Verlage hergestellten Junggesellenpostkarten.

R. L. in M. Hermann Allmers hat unsers Wissens keine Schrift über Bismarck verfaßt, aber eine lustige Erinnerung aus der Studienzeit des Eisernen Kanzlers veröffentlicht der greise Marschendichter im neuen Jahrgange des Kalenders „Volksbote“ (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung).

G. T. in U. Der Ausdruck „Hammelsprung“ ist so gebräuchlich geworden, daß Verletzendes darin nicht gefunden werden kann. Dieser Modus der Abstimmung wird im Parlament derart ausgeführt, daß die Mitglieder des Hauses den Saal verlassen, dessen Thüren nunmehr bis auf zwei verschlossen werden. Auf ein Glockenzeichen des Präsidenten kehren die Mitglieder in den Saal zurück: wer durch die eine Thür (gewöhnlich die östliche) eintritt, stimmt mit Ja, wer über die Schwelle der andern Thür (der westlichen) schreitet, stimmt mit Nein. An jeder der beiden Thüren stellen sich zwei Schriftführer auf, die laut die Eintretenden zählen. Zum Schluß geben noch der Präsident und die genannten Schriftführer ihr Votum ab. Natürlich ist der Hammelsprung zeitraubend, aber doch nicht entfernt in dem Maße wie die namentliche Abstimmung, die im Deutschen Reichstag, wenn wir nicht irren, nur auf Antrag von mindestens fünfzig Mitgliedern erfolgt.

M. A. in St. Die ausgewählten Werke von Jeremias Gotthelf, dem trefflichen Schweizer Volksdichter, erscheinen jetzt in der „Bibliothek der Gesamtlitteratur“ (Halle a. S., Otto Hendel). Bisher liegen „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“, die beiden Hauptwerke, vor. Dieselben werden in der Bearbeitung von Dr. Franz Kwest dargeboten, welche die schwierige Bernische Mundart dem allgemeinen Verständnis nahe rückt.

Gr. v. W. in B. Ihr Wunsch wird demnächst in ausgiebiger Weise erfüllt werden.

Frl. M. K., Markt Tüffers. Wir vermögen Ihre Anfrage nur so weit zu beantworten, als die Verhältnisse des Deutschen Reichs dabei in Betracht kommen. Welche Unklarheit hier über die ganze Angelegenheit bis in die jüngste Zeit geherrscht hat, haben die Verhandlungen des kürzlich in Frankfurt am Main abgehaltenen zahnärztlichen Kongresses dargethan, die Ihnen wohl nicht zur Kenntnis gelangt sind. Thatsache ist, daß nach einem Beschlusse des Bundesrates und einem Erlasse des Reichskanzlers innerhalb des Deutschen Reiches auch Damen als Aerzte, Zahnärzte und Apotheker zu approbieren sind. Dem Umstande, daß der betreffende ministerielle Erlaß erst wenige Wochen alt ist, mag es zuzuschreiben sein, daß bisher nur wenige oder gar keine Frauen sich zur zahnärztlichen Staatsprüfung, zu der sie unbedingt zuzulassen sind, gemeldet haben. Ueber die betreffenden Verhältnisse in Oesterreich dürfte Ihnen wohl am besten der Vorstand einer der vielen dort bestehenden zahnärztlichen Vereine Aufschluß geben.

Gisela R. in W. In Fragen der Kosmetik erteilen wir keine Auskunft.

E. P. in S. Das 13. Deutsche Bundesschießen wird vom 8. bis 15. Juli 1900 in Dresden stattfinden.

L. M. in O. Nach Ihrer Darlegung scheint es sich um ganz verwickelte Dinge zu handeln, über die Fernstehende nicht urteilen können. Mögen Sie sich an den Rechtsanwalt wenden.

E. G. F. in Brooklyn. Besten Dank für freundliche Aufklärung.

Neugieriger in B. 1. Näheres über die fragliche Komposition von Lassen erfahren Sie in einer dortigen Musikalienhandlung. 2. Nein. Gegenwärtig gelangt Emile Zolas Roman „Fruchtbarkeit“ in der Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslandes „Aus fremden Zungen“ (monatlich 2 Hefte à 50 Pfennig, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zur Veröffentlichung. Die einzig vom Verfasser autorisierte deutsche Buchausgabe des Romans erscheint noch im Laufe dieses Jahres im gleichen Verlage.

E. T. in G. Reklams Universalbibliothek hat mit Peter Roseggers „Geschichten und Gestalten aus der Alpenwelt“ den viertausendsten Band herausgegeben. Darin befindet sich auch die unlängst in unserm Blatte veröffentlichte Skizze „Ein Mann von fünf Jahren“.

A. G. in Elandsfontein, Transvaal. Uns fehlt die Zeit zu solchen Berechnungen, aber vielleicht hat ein Leser Muße, herauszufinden, auf welchen Wochentag der 31. August 1856 fiel.

H. Sch. auf Schloß K. Stockflecke auf Kupferstichen sind unsers Wissens nicht zu entfernen, es sollte uns aber in Ihrem Interesse freuen, wenn wir eines Besseren belehrt würden.

Nina B. in L. 1. Wir haben eine solche Anfrage im Dezember nicht erhalten. 2. Die Verunstaltung wird durch Zusammenschnüren und Schienen im zarten Kindesalter herbeigeführt.

F. J. Z. in Wien. Wir veröffentlichen nur Beiträge, die nirgends vorher gedruckt worden sind.

A. L. in Kiel. Warm empfunden, doch in der Form nicht einwandfrei.

E. B. in T. Lassen Sie sich von der Firma R. Lechner (Wilh. Müller) in Wien, Graben 31, den Katalog photographischer Apparate und Utensilien kommen. Das reich illustrierte Heft enthält eine Beschreibung der neuesten und besten Apparate und verzeichnet alle Bedarfsartikel für den Amateurphotographen.

K. Z. in O. Die Zahl der in Paris erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften wird von dem Jahrbuch der französischen Presse auf 2685 angegeben; davon erscheinen 142 täglich, 726 wöchentlich. Die Zahl der französischen Provinzblätter beträgt nach derselben Quelle 4051.

A. L. in O. Die Begründung läßt sich auf das Jahr 1798 zurückführen. Näheres mögen Sie aus der „Geschichte der Seebadeanstalt Norderney“ ersehen, die Sanitätsrat Dr. Kruse zur Hundertjahrfeier herausgegeben hat (Norden, Diedrich Soltau, 1 Mark).

L. G. in H. Sie vergessen, daß eine illustrierte Zeitschrift nicht, wie eine Tageszeitung, von heute auf morgen hergestellt werden kann und somit eine Weile vergehen muß, bis der Bescheid sich erteilen läßt. Inzwischen werden Sie sich überzeugt haben, daß Ihrem Wunsche entsprochen ist.

R. B. in T. Die Technische Hochschule zu Berlin-Charlottenburg begeht die Feier ihres hundertjährigen Bestehens in den Tagen vom 18. bis 21. Oktober.

P. R. in G. Ein Denkmal des „Kanonenkönigs“ Alfred Krupp wird, zugleich mit einem solchen für Werner von Siemens, am 19. Oktober in den Gartenanlagen der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg enthüllt werden. Beide sind in Bronze ausgeführt, und zwar ist das erstere von Herter, das letztere von Wandschneider modelliert. Die Denkmäler sind das Geschenk des Vereins deutscher Ingenieure zum hundertjährigen Jubiläum der genannten Hochschule.

A. W. in U. Die deutsche Bauausstellung findet im nächsten Jahre in Dresden statt. Fast alle deutschen Regierungen haben ihre Beteiligung zugesichert.

G. L. in W. Mögen Sie sich an eine Fachzeitschrift wenden; wir können auf so streng technische Dinge, die sich nur auf einen besonderen Beruf erstrecken, nicht eingehen.

Alter Abonnent in E. Wir wollen sehen, ob sich Ihrem Wunsche entsprechen läßt.

R. R. 99. Ihrem Wunsche können wir nicht entsprechen.

Frl. Sch. in Breslau. Alles ungeeignet. Weiteres nicht erwünscht.

F. L. in K. Sehr handliche einbändige Ausgaben von Schillers Werken (herausgegeben von J. G. Fischer) und Shakespeares dramatischen Werken (herausgegeben von W. Oechelhäuser) sind in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Jedes Werk kostet elegant gebunden nur 3 Mark. Verlangen Sie aber zur Vermeidung von Verwechslungen bei Ihrer Buchhandlung ausdrücklich obige Ausgaben.

E. v. R. in St. Das größte und bedeutendste Privatgestüt in Preußen war bisher dasjenige in Georgenburg, seit Anfang dieses Jahrhunderts im Besitze der Familie von Simpson. Vor kurzem ist es jedoch gegen die Kaufsumme von drei Millionen Mark in den Besitz des preußischen Staates übergegangen, der bereits am 1. Oktober dieses Jahres die Verwaltung übernahm. In geringer Entfernung von Insterburg gelegen, umfaßt das Gut mit seinen Vorwerken und so weiter 7700 Morgen; das Zuchtmaterial belief sich zur Zeit des Verkaufes auf 189 Pferde.

M. J. in Sch. Das jüngst enthüllte Viktor Emanuel-Denkmal in Turin ist eine Schöpfung des Bildhauers Pietro Costa von Genua. Das Werk bestätigt in auffälliger Weise den alten Spruch „Was lange währt, wird gut,“ denn beinahe zwanzig Jahre hat der Künstler zur Vollendung seiner Arbeit gebraucht. Nachdem König Humbert 1879 der Stadt Turin eine Million Lire zur Errichtung eines Denkmals für seinen Vater überwiesen hatte, wurde Costa mit der Aufgabe unter der Bedingung betraut, daß das Monument bis zum Jahre 1886 vollendet sein müsse. Er hielt sich jedoch nicht an diese Bedingung, und die Stadt Turin hatte mehr als zehn Jahre Geduld. Schließlich aber beschied man ihn, wenn das Denkmal nicht bis Mai 1898 abgeliefert sei, werde man ihm den Auftrag entziehen und das Monument durch andre Künstler vollenden lassen. Aber auch diese Drohung half nichts, und so ließ die Stadtgemeinde Turin im Mai 1898 das Denkmal mit Beschlag belegen, gestattete jedoch dem Künstler, es seiner Vollendung zuzuführen. Nachdem dann auch die Vorarbeiten zur Aufstellung beendet worden, ist endlich am 9. September das Denkmal enthüllt worden. Inzwischen hat sich Pietro Costa mit der Stadt Turin wieder ausgesöhnt und auch den Rest des Honorars, der ihm bisher vorenthalten worden war, ausbezahlt bekommen. Uebrigens konnte sich Costa betreffs der Verzögerung nicht mit Unrecht auf alte Meister berufen; er wies darauf hin, daß Leonardo da Vinci achtzehn Jahre an dem Reiterstandbild des Francesco Sforza gearbeitet und Ghiberti zur Anfertigung seiner beiden Thore am Baptisterium zu Florenz sogar vierzig Jahre gebraucht habe!

Georg D. in B. Ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, ein Buch, das in jeder christlichen Familie eine Heimstätte beanspruchen darf, ist „Ben Hur“, eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace. Verlangen Sie in Ihrer Buchhandlung die in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienene autorisierte Ausgabe (einfach geb. 2 Mark, in elegantem Geschenkband 3 Mark).

F. A. in R. Wie Sie sich überzeugt haben werden, ist Ihr Wunsch inzwischen erfüllt worden.

K. H. in R. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von A. Heidelmann in Bonn, die Theater- und humoristische Vereinsmusik jedem Verein zur Auswahl sendet. Sie werden von da sicher das Gewünschte erhalten.

O. D. in L. Nach unsern Erkundigungen beruhen die Zeitungsangaben bisher nur auf unbeglaubigten Gerüchten; man muß amtliche Nachrichten abwarten.

O. B. in L. Reizvolle Ansichten von Millstatt am See in Kärnten bringt eine neue Folge der von Philipp & Kramer in Wien herausgegebenen Künstlerpostkarten.

F. K. in St. J. Nach der neuen Orthographie mit „ie“.

R. M. in W. Ja, unter den Versammlungen, die während der Weltausstellung in Paris tagen, wird sich auch ein internationaler Kongreß für Bergbau und Hüttenwesen befinden. Es sind dafür die Tage vom 18. bis 23. Juni in Aussicht genommen.

E. K. in A. Gesetzliche Hinderungsgründe sind nicht vorhanden.

L. H. in W. Es giebt eine „Hamlet“-Uebersetzung von Wieland, sie ist aber nichts weniger als gelungen und auch nicht in die bekannten Ausgaben seiner Werke aufgenommen.

J. J. in Sch., M. B. in L., R. v. H. in W., B. R. in Berlin, A. Z. in Wien, Abonnentin in H–g., Joseph M. in F., O. G. in F., P. E. in S., B. v. P. in D., Anna in W., M. R. in St., H. M. in R., R. St. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Digitized by Google

Für Orchester, Schule und Haus.

Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.

Illustrirte Preisliste frei.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. der Welt, die in jeder Nummer wertvolle Gratisbeigaben giebt und monatl. 2 mal erscheint. Halbjahrl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Abonnements auf „Ueber Land und Meer" in allen Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen.

C. L. Flemming

7. Novbr. Holzwaarenfabrik

Globenstein

Post Rittersgrün, Sachsen.

Radkämme.

Hölzerne Riemen-Scheiben.

Vogelhäuser.

Haus- und Küchengeräthe.

Hobelbänke.

Handwagen b. 12 Ctr. Tragkraft.

Sportwagen.

Waschmaschinen.

Man verlange Preisliste Nr. 129.

Ball-Seidenstoffe

reizende Neuheiten, als auch das Neueste in weißen, schwarzen und farbigen Seidenstoffen jeder Art für Straßen-, Gesellschafts- und Braut-Toiletten. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Von welchen Farben wünschen Sie Muster? Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Kgl. Hoflieferanten.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

„Adler" „Erste" Marke

in Fahrrädern.

„Höchste" Auszeichnungen. „Grösste" Verbreitung.

Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsches Kochbuch.

Von

Margarete von Bennigsen.

In originellem Einband mit farbiger Holzbrand-Imitation Preis M. 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Glafey-Nachtlichte, bewährt seit 1806, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichn., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

„Lorcher"

feiner, angenehmer Tischwein selbstgekeltert, von 60 Pfg. per Liter an empfehlen als Spezialität

Gebrüder Altenkirch,

Weingutsbesitzer, Lorch i. Rheingau No. 30.

Man verlange Preisliste u. Gratisproben.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH, Innungsmeister G. Braunfisch.

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".

Direkter Verkauf an das *Privatpublikum* nur im Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.

Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 km, von M. 1000.— an frachtfrei durch ganz Deutschland.

Spezialität: Bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Am Brunnen. Nach dem Gemälde von L. Pastega.

Digitized by Google

Félicie.

Aus den Briefen eines Thoren.

Von

Johannes Richard zur Megede.

Den 24. Dezember 189..

Mein lieber Gert!

Heilige Nacht — ſehr ſpät — und ich noch auf. Es iſt die alte Geſchichte: Eines Tages werden meine mißhandelten Nerven gänzlich niederbrechen, und dann iſt es hoffentlich mit Deinem alten Sorgenkinde Rolf endgültig aus. Sag nichts dagegen! Ob morgen oder in zwanzig Jahren die Kataſtrophe eintritt, ob das Ende erbaulich oder ſchmählich — gleichgültig. Mein Satz ſteht feſt: Kein Leben verdient gelebt zu werden. Das klingt nicht gerade weihnachtlich, und alle unſre guten Freunde, die noch vor Jahresfriſt in einer wohlgezielten Piſtolenkugel den vernünftigen Abſchluß meines verbummelten Daſeins ſahen, werden heute behaupten, daß ich mich dem jungen Ruhme und der Mitwelt erhalten müſſe. Nicht mal ehrlich gemeinter Blödſinn von den Leuten, denen, wenn ich mich morgen abſchöſſe, der Klatſch über die furchtbare Sünde der willkommenſte Nervenreiz wäre ... Und was den Ruhm anbelangt — ſo ſchwach und ſchemenhaft der meinige auch noch iſt — das habe ich ſchon los: Er hat auch für die Glücklichſten eine verwünſchte Aehnlichkeit mit importierten Zigarren. Man raucht ſie teurer und immer teurer, bis einem zu guter Letzt auch die lange „Rothſchild“ fade ſchmeckt; dauernden Genuß hat von dem Zeug niemand, höchſtens einen gewiſſen Gaumenkitzel. Wenn aber dann der blaſierte Gourmet plötzlich auf die „fröhliche Pfalz“ zurückkommen muß — ja dann vermißt er freilich das edle Kraut, dann würde es ihm auch ſchmecken, wo es unerbittlich vorbei iſt damit. Mein Lieber, im beſten Falle ſticht die Sonne des Ruhms, aber ſie wärmt nie.

Wozu übrigens dieſe kühl-bittere Vorrede ...

Mir iſt weit eher weinerlich zu Mute. Weihnachten in einem kahlen, kalten Gaſthofszimmer — in der Fremde — an dem kleinen, elenden, italieniſchen Kamin, in dem der einſame Pinienaſt ſo kümmerlich ſchwelt. Ich ewiger Jude ſollte mich doch allgemach daran gewöhnt haben. Jawohl! Springe über deinen eignen Schatten! Dreihundertvierundſechzig Tage im Jahr halt' ich ängſtlich mein Heimatgefühl begraben und meine brüderliche Zuneigung wohl auch, aber in der heiligen Nacht ſtehen die Toten auf, ſo gern ich ſie in die Gruft zurückdrücken möchte. Der Sargdeckel ſpringt, Du trittſt zu mir und mit Dir die Heimat.

So auch heute. Und unheimlich lebendig ſtehſt Du vor mir, mein Bruder — unheimlich. Bin ich auf einmal hellſeheriſch veranlagt, oder iſt's die lumpige Flaſche Sekt? Ich trinke viel, doch wer ſah mich je betrunken? ... Fünf Jahre haben wir uns nicht von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut, und mein karger Dank für Deine langen Briefe war immer nur der flüchtige Anſichtskartengruß. Du ſchriebſt mir, daß Du grau würdeſt. Aber der hier neben mir ſteht, iſt weiß, ſchneeweiß mit einem alten, vergrämten Geſicht, in dem die Falten ſo merkwürdig zittern. Menſch, das kannſt Du doch nicht ſein — mit vierzig Jahren ein Greis! Schreib, iſt Dir irgend etwas Schreckliches paſſiert, frißt ein ungeheurer Gram an Deinem Herzen? Thorheit! So kann mein ſolider Bruder Gert nicht ausſehen.

Jetzt hat ſich auch, Gott ſei Dank, Dein Doppelgänger empfohlen.

Du übrigens mit den grauen Haaren — das iſt auch nicht unbedingt nötig, ſie werden ſich wohl noch bequem zählen laſſen. Auf das in „Ehren ergraute Haupt“ hätte ich ein Recht trotz meiner fünf Winter weniger. Die Kriegsjahre zählen doppelt, und ich habe doch mein Leben ſo toll gelebt wie einer. Aber noch kein Silberſchimmer auf dem Scheitel, noch keine verdächtige weiße Spitze im Schnurrbart.

Da iſt der Kerl wieder! — Du biſt es, weiß Gott, Gert! ... Ich muß meine ganze Kraft zuſammennehmen, um weiter ſchreiben zu können. Du beugſt Dich auf mich ... nahe, faſt zudringlich. Deine Augen ſuchen mich krampfhaft, bohren ſich in die meinen, laſſen ſie nicht frei. Deine Augen ſind's — Deine guten, klugen Augen. Aber es liegt ſo viel Fremdes drin, ſo viel Todesangſt bei all der warmen Liebe. Schnürt Dir irgend ein Schurke die Kehle zu — und ich muß thatenlos zuſehen? Oder werde ich erdroſſelt von unſichtbarer Hand, und Du kannſt den Arm nicht rühren und die Zunge, nur Deine weit aufgeriſſenen Augen können im halben Wahnſinn ſtehen: Stirb nicht, ſtirb nicht!?

Seltſame Viſion! ... An Zeichen und Wunder glaub' ich nicht. Ich habe von Religion nur das bißchen Aberglauben hinübergerettet. Der anält mich jetzt. Wenn's doch die Zukunft wäre, die ich geſchaut? ... Zu guter Letzt, daß es etwas über uns

Digitized by Google

giebt, das leugnet weder der Dümmſte noch der Klügſte. Es könnte wirklich ein ſchweres Unglück uns beiden bevorſtehen. Denn was Dich trifft, das trifft auch mich und umgekehrt. Das weiß niemand beſſer als wir beide, und wehe, wenn wir es je vergäßen! ... Nein, wir vergeſſen es nie: darüber bin ich ganz ruhig.

Ich ſeh' Dich noch immer mit ſchrecklicher Klarheit. Deine Augen wollen irgend etwas in mir bannen und können es nicht.

Langſam beginn' ich zu verſtehen. Der Menſch, den Du anſiehſt, dem möchteſt Du das Leben ſuggerieren, während ihm der Tod auf dem Geſichte geſchrieben ſteht ... Alſo auf mir wird demnach das Schickſal laſten. Aber was könnte das für ein Schickſal ſein? ... Krankheit, Mißerfolg, Armut? — Der Plagegeiſter, die uns in den Tod treiben können, giebt's genug. Aber es muß etwas ganz andres ſein! ... Denn warum liegt in Deinen Augen bei aller Angſt, aller Qual, bei dem mächtigſten Willen zu meinem Leben etwas Deiner ganzen Natur Fremdes: der Neid? — Mir fehlt die Brücke des Verſtändniſſes. Iſt Dein Doppelgänger hier nicht ein hölliſcher Trug, dann gehe ich an einem Schickſal zu Grunde, vielleicht an einem Gefühl, ſo groß, daß ſelbſt Du es mir nicht gönnſt.

Faſſe das übrigens, bitte, nicht tragiſch auf! Es ſoll Dir nur ein Zeichen ſein, wie intenſiv ich an Dich denke. Ich bin eben der Stimmungsmenſch par excellence. Zum ſogenannten Künſtler paßt das ja auch vorzüglich.

Nun zu den Realitäten.

Das Vierteljahr im Modeſanatorium war teuer und nutzlos. Zwei Aeskulapjünger befühlten und beklopften mich eine Stunde und wollten durchaus wiſſen, ob unſre Großväter ſich auf Grund ihrer Sünden oder ihrer Tugenden ſehr früh ins Jenſeits empfohlen hätten. Dann wurde ich gewogen. Der Oberprieſter kam und verſicherte mir nach einem Händedruck, daß ewig kalte Extremitäten unnatürlich und dunkelblaue Anzüge luftundurchläſſig ſeien. Ich aber halte die Farbe der Treue (in Tuch) ſehr hoch und werde demnach an der edelſten germaniſchen Charaktereigenſchaft zu Grunde gehen. Sehr viele kleine Mädchen könnten bitter lächelnd das Gegenteil beſchwören — eine würde dabei ſogar herzbrechend ſchluchzen. Ein Engel, lieber Gert, war ich eben nie. Hier wollt' ich es werden. So ſtieg ich denn gehorſam von einer Wanne in die andre, badete Luft, Sonne, Sand und ertrug bei der Table d'hote als gelinden Vorgeſchmack des Fegefeuers einen rothaarigen Brillenjuden aus Lodz, der die Gemüſe mit dem Meſſer und das Pfirſichkompott mit dem Zahnſtocher aß. Als er ging, ging ich auch; ich hatte mich ſo hübſch dran gewöhnt, immer gefragt zu werden, ohne je zu antworten. Er mag einen merkwürdigen Begriff von meiner Nation bekommen haben, ich von ſeiner auch. Kurz und gut, ich war es endlich müde, nur Nr. 2441 in dieſem Sanatorium zu ſein, was meines Vaters Sohn nie liebte. Als Neuraſthenikker kam ich und ging ich. Freunden empfehle ich die Kur deſſenungeachtet ſehr warm. Ich autoriſiere Dich, Gert, bei Deinen lieben Gutsnachbarn dasſelbe zu thun.

Es fiel auch gerade der erſte Schnee von einem grauen, troſtloſen Novemberhimmel. Während er ſich in zähen Schmutz verwandelte, packte ich. Als ich abfuhr, klatſchte eine Sündflut auf das Verdeck meiner Gepäckdroſchke. Gen Italien! Sonſt pflegte ich meine Romfahrt zwei Monate früher anzutreten. Erſt wollte ich auch nach der ewigen Stadt ſelbſt, wo ich mein Atelier noch immer beibehalten habe. Rom bleibt Rom — und ein Sonnenuntergang in der Campagna von der Cäcilia Metella aus geſehen — wenn ſo die Albanerberge violett ſchimmern und die Stadt in einem Lichtmeere verſinkt — und die reine Luft und die einſamen Pinien und die zerbröckelnde alte Welt in dieſer uferloſen Ebene.

Malen kann's keiner, geſchweige denn beſchreiben. — Und der Abendwind raunt mir dann immer ſo uralte Geſchichten zu. Schön iſt's wohl, einzig — aber mich unſpinnt dann auf einmal eine ſo troſtloſe Traurigkeit, daß ich mich eile, ins Café Araguo zu kommen, zu dem elektriſchen Licht, den Zeitungen und den ſchwatzenden Römerlingen ... Eine große Zeit, ein großes Volk — und was iſt geblieben? Wenn man nachdenkt, da legt ſich über alles der graue Schleier. Das iſt der Fluch meines freien Berufes, daß er die Stimmungen nährt, ſtatt ſie zu töten. Ihr ſeid weit beſſer dran mit Eurer täglichen Fronarbeit und Euren täglichen Sorgen... Nein, Rom nicht! Ich habe da zu viel gedacht und gearbeitet. Mein letztes Bild entſtand ja da, die große Leinwand, die eine halbe Wand deckt. Sie hat mir Nerven gekoſtet, furchtbar viel Nerven. Und wiederum könnte ich ſtolz ſein auf den Erfolg. Erſt fünf Jahre bin ich ſo eigentlich beim Handwerk, und ich habe bereits ein Bild gemalt, um das mich die ganz Großen beneiden. Ich weiß es auch ſelbſt, daß etwas dran iſt — ich unterſchätzte mein Talent nie — aber ſo ſchnell hätte ich mir den Aufſtieg nicht gedacht.

Und wo iſt die Befriedigung? ... Bei mir jedenfalls nicht. Vielleicht bei Dir, obgleich Du das Original gar nicht kennſt und auf die matte Photographie angewieſen warſt. Daß ihr ſtrebſamen Oſtelbier von euren Rittergütern nicht wegkönnt während der Herbſtbeſtellung, das weiß ich allein. Du mußt Dir alſo den Genuß zum Sommer aufſparen, wenn die Johannizinſen glücklich zuſammengeſcharrt ſind und beſtenfalls ein paar blaue Lappen übrig bleiben für die Reiſe nach Berlin: Lehrter Bahnhof, Ausſtellungspalaſt! — Nein, das Zaudern nehm' ich Dir wahrhaftig nicht übel. Denn Deinen Bruder Rolf anerkannt, ja groß zu ſehen, das iſt Dir wirklich Genuß. Und wie freundlich wirſt Du es meinen agrariſchen Freunden unter die Naſe reiben ... „Mein Bruder Rolf, der das berühmte Bild ‚Die Liebe' gemalt hat ... Sie wiſſen doch noch, lieber Phili, daß Sie ihm ein ganz andres Ende prophezeit hatten“ ... u. ſ. w. Du wirſt ganz ſicher übertreiben, Gert, und aus den zwanzigtauſend Mark, die man mir für die Leinwand

Digitized by Google

bot, deren fünfzigtausend machen. Schadet nichts! Solche Lügen selbstloser Bruderliebe sind dem Herrgott wohlgefällig ... Vielleicht ist auch Deine Frau befriedigt, von den Zeitungskritiken wenigstens. Meine Schwägerin und ich haben uns sehr gern, wenn wir nämlich mehrere tausend Kilometer räumlich getrennt sind. Und sie schrieb mir auch einen sehr netten Brief, wo sie ‚Die Liebe' sehr interessant findet bis auf die Nacktheit: „Ich hätte ein reineres Empfinden verspürt, wenn die beiden Gestalten bekleidet gewesen wären, mein lieber Schwager" ... Solchen Einwand von englischer Brüderie verstehe ich nicht, namentlich von einer Landfrau aus dem Osten nicht. Nacktheit ist Reinheit. Nacktheit ist das Menschlichste und Göttlichste zugleich. Die Sünde ist nie nackt — immer halb angekleidet oder ganz. Binde der Venus vom Kapitol ein Korsett um, ziehe ihr einen seidenen Strumpf an — und wozu hast Du die Göttin der Schönheit gemacht? ... Verzeih mir den Ausfall! Mir thut's weh, wenn nahestehende Menschen sich so absolut nicht verstehen.

Also weiter im Text! — Da Rom mich zu sehr anregt, beschloß ich, mich von irgend einem närrischen Zufall führen zu lassen. Uebrigens mit überschwenglichen Zukunftsphantasien passierte ich nicht gerade den Gotthard. Ich reiste wie gewöhnlich in der Nacht und war bis Arth in meinem Coupé erster allein. Draußen niedrig ziehende Regenwolken, ein blasser Mond. Das Coupé überheizt, mit den gemeinen Polstergerüchen und der stagnierenden Kohlenstaubatmosphäre. Mein Collie saß natürlich neben mir, Kopf auf meinem Knie. Wenn ich mich nicht rühre, das Tier hält's vierundzwanzig Stunden in der Stellung aus. Tip ist mein bester Freund, den ich überallhin mitnehmen muß, weil er bei Fremden verhungern würde. An einen Versuch derart denke ich noch mit Schrecken. Ja, unter den Hunden giebt's noch Charaktere! ... Wir waren beide trübsinnig. Er guckte mich an, ich guckte ihn an: Wozu der Unsinn des Reisens? — Ich bin noch nie so ohne einen Schimmer von Illusion gen Süden gefahren. Sonst hatte man doch noch manchmal das Vorgefühl von reizenden Abenteuern, denen man entgegeneilte, von fabelhaften Möglichkeiten in Glück oder Unglück. Tempi passati! An diesem 21. November wußte ich ganz genau, daß ich keinem Schicksal entgegenfuhr.

Natürlich ausgerechnet gegen elf Uhr, wo ich mich eben zu einem Schlaf zu strecken gedachte, draußen Gezänk zwischen Schaffner und Passagieren, darauf widerwilliges Oeffnen der Coupéthür. Zuerst klettert ein dicker alter Kerl 'rauf, der getupfiten Nase nach so besserer Spekulant aus den Gründerjahren. „Guten Abend" — „Bon soir" — „hm! ..." Nun die Gattin, Maurerpoliersstochter mit gemeinen Füßen. Weiter die Tochter, hübsches Mädchen — höhere Töchterschule, seidene Unterröcke, gute Partie für skrupellose Kavallerieleutnants fern von Berlin. Darauf noch ein alter Kerl, vielleicht Gymnasialprofessor. Als Nachzut eine alte Jungfer mit Goldbrille — die sich mir natürlich gegenübersetzen muß. Noch einige Male „guten Abend" — konsequentes „bon soir" meinerseits, also Erbfeind. In die Konversation, die jetzt begann, wurde ich nicht gezogen. Lehne mich blinzelnd in meine Ecke, froh, daß niemand an meiner Hundebegleitung Anstoß zu nehmen wagt, vermutlich aus mangelndem Französisch. Halb im Dusel höre ich noch, wie der Häuserspekulant mit den beiden fremden Coupégenossen irgend ein Kunstgespräch anschneidet — aber glücklos. Jetzt ein halblautes Zwiegespräch zwischen Vater und Tochter:

Er: „Nein, liebes Klärchen, ich kann an so was keinen Geschmack finden. Ich verlange was Heiteres oder Erhebendes ..."

Sie: „Aber Papa, schön war es doch, sehr schön! Und der Professor hat ja auch gesagt ..."

Ich bin recht müde, bei dem Berliner Jargon nick' ich ein wie nach einem Schlafpulver.

Plötzlich fahre ich leicht zusammen, bin ganz wach.

„Rolf von den Raben, sonst genannt Freiherr zu North. — So heißt er mit seinem vollen Namen, Klärchen." Das sagt der Spekulant und diesmal ganz laut für das ganze Coupé. „Ich war doch mit ihm vor drei Jahren in Nizza zusammen — ein unangenehm reservierter Mensch! Schlanke Mittelfigur, sehr brünett und ein häßliches, nichtssagendes Gesicht, auch mit einem ausgesprochen unangenehmen Zuge drin. Die andern Leute wollen jetzt behaupten, es wäre ein Kopf, den man doch nicht leicht vergäße. Na, ich sah ihn auch gleich wieder vor mir, als der Professor uns das Bild erklärte. Mein Geschmack ist, wie gesagt, ‚Die Liebe' nicht. Und ihn mocht' ich erst recht nicht. So 'n hochmüt'ger Bengel! Und dabei keine Spur von Künstler. Wenn du ihn so siehst oder sprechen hörst — der richt'ge blasierte Leutnant, einer, der mit dem Monocle ins Bett geht. Verrückt ist er auch ein bißchen und reist immer mit so einer großen schwarzen ‚Töle' — Sei froh, daß Du ihn nicht kennst! Ich hab' ihn öfters mal ins Gespräch gezogen, damals — er ist ein Laffe, wie er im Buch steht ..."

„Aber ich möchte ihn doch ganz gern kennen lernen, Papa!" seufzt Klärchen spitz. „Es wäre doch nett, wenn man im Kränzchen erzählen könnte: Ich war einen ganzen Winter an der Riviera mit dem berühmten Baron von den Raben zusammen. Und wie der mir die Cour gemacht hat! ..."

Der Vater belächelt sein enfant terrible von Tochter, das gar nicht mal so übel ist. Das liebe Kind ahnt nicht, wie nah ihr das Glück. Solche Dialoge machen Scherz — was? Und nicht mal schlecht gezeichnet. Ich kann mich des alten Kerls absolut nicht erinnern! An der Riviera giebt's so viel deutsche Budikerseelen mit und ohne Schnapsnase, daß ich ihn als Nebenmann an der Table d'hote sehr wohl einmal schlecht behandelt haben könnte. Aber daß mich der Kerl nicht wiedererkennt, wo doch Hund und Monocle so auffällig stimmen. Ich mag ihn wohl durch das bon soir kopfscheu gemacht haben — für lästige Landsleute im Auslande bewährte es sich mir schon oft als probates Mittel. Es kommt übrigens noch „böller". Wir fahren gerade

Digitized by Google

Hol über! Nach dem Ge

von José Mirallès-Darmanin.

Digitized by Google

durch einen Tunnel, wo das Sausen des Zuges das Wort verschlingt und der ins Coupé dringende Qualm die eingenickte Spekulantengattin zum Husten zwingt.

Draußen begann das liebe Klärchen wieder: „Meinst du, Papa, ob der Baron sehr glücklich sein mag?... Künstler, berühmt, und außerdem Baron — das denk' ich mir wundervoll! Wer da nicht glücklich sein wollte, der wäre doch sehr undankbar."

„Fatzken sind immer glücklich!" entscheidet knurrend der Alte, der mich entschieden nicht liebt.

Da richtet sich plötzlich mein Gegenüber, die alte Jungfer, auf — ihre Brillengläser blinkten mich schon lange feindlich an, so daß ich ein Erkennen fürchtete. Und wie man sich in den Menschen täuscht! Sie sagt ganz aufgeregt: „Nein, der Maler, von dem Sie sprechen, kann nicht glücklich sein!"

Darauf der Spekulant bramsig: „Wieso? Ich kenne den Herrn sehr genau."

„Ich kenne ihn nicht, und ich möcht' ihn nicht mal kennen. Aber mag er auch hundertmal so aussehen, wie Sie ihn schildern — innerlich ist er ganz anders. Er ist einer der unglücklichsten Menschen, die leben — das steht mir fest. Kennen Sie sein Bild ‚Die Liebe' überhaupt genauer? Haben Sie auch nur fünf Minuten einmal den sterbenden Mann angesehen, über den diese wundersbare Frauengestalt lächelnd schreitet? Und da hat Ihnen nicht gegraut?... Nun, mir hat gegraut und vielen mit mir! Wer die Liebe so malen konnte, der muß sie auch einmal so unsagbar schwer empfunden haben wie dieser Sterbende da. Das mag vielleicht lange her sein. Dieser Herr von den Raben mag sich durchgekämpft haben — aber er glücklich? — undenkbar! Ich habe nächtelang nicht schlafen können, weil mich dieser brechende Blick verfolgte — und ich hasse die Frau, die mit diesem holdseligen Lächeln gerade über *diesen* Mann schreiten kann. Der Sterbende ist er... und die Frau... ja, die Frau..."

Es war doch wahrhaftig eine Scene, auf die der Künstler stolz sein könnte. Wenn ein Bild selbst diese hysterische alte Jungfer so mächtig packt. Ich erlebte Aehnliches wohl schon. Ich sah vor meinem Bilde in einem schönen Frauenauge eine große, echte Thräne glänzen — und einen Mann, die Zähne fest zusammengebissen, hinstarren, als wollte er sagen: „Das ist ja mein eigen Schicksal"... Aber daß es mein eigen Schicksal sein sollte? Unbegreiflich!

Ich kann nicht einschlafen, wie es die andern um mich her thun. Mich flieht der Schlaf, weil eine brennende Scham mein ewig blasses Gesicht deckt. Ich schäme mich, Gert! Was für ein Schauspieler im innersten Kern meines Wesens muß ich doch sein!... Hier sterbe ich an der Liebe — und ich kannte sie doch nie!... Mit heißen Sinnen und eiskaltem Herzen die Frauen zu bethören und die mich liebten, fast zu Tode zu quälen: in dem Metier stehe ich meinen Mann. Wenn ich merke, daß die Frauen meine Neigung ernst nehmen, stoßen sie mich schon ab. Die Liebe ist mir eine Episode, der flüchtige Augenblicksrausch, nach dem man sich thörichterweise von Zeit zu Zeit wieder sehnt, obgleich das Danernde dabei nur der Katzenjammer danach ist. Dabei habe ich die Frauen nötig, ich würde verschmachten ohne sie. Tötet die Männer sämtlich (Dich ausgenommen, Gert), aber laßt mir die Frauen! Und dabei — ich schreibe das natürlich nur Dir — ist mir das leichte Genre das begehrenswerteste — das naschende, zwitschernde Volk mit buntem Gefieder, das man die Pflicht hat zu betrügen, weil es einen sonst betrügen würde. Aber gerade bei denen habe ich kein rechtes Glück; die durchschauen mich gleich oder fürchten mich. Die verabscheuen ihresgleichen aus Instinkt, die wollen den Gimpel oder den Verbrecher. Kleine Gefühle betrog ich nie — aber in den echten habe ich gewüstet... die Frauen, denen man Seele und Seligkeit nimmt, langsam, zielbewußt, mit erlogenem Gefühl. Die großen Verführer waren immer herzenskalt. Und die Unglücklichen, die bei mir den Augenblick überdauern wollten, gläubig, selbstlos, — denen sagte ich ein freundliches Aufwiedersehen und kannte sie nicht mehr. Es giebt viele Frauen, die mich hassen, andre lieben mich noch immer, — von zweien weiß ich's gewiß. Das ist eine schreckliche Beichte. Aber wer kann gegen sich selbst? Ich leide ja allein an diesem Genuß ohne Genuß. Wer wünschte sich nicht ein großes Gefühl, an dem er meinetwegen zu Grunde geht, das ihn aber doch wenigstens einmal hoch über das ganze Gesindel hob! Ich habe keine Ahnung, wie so ein Gefühl aussehen mag. Wer sich aus Liebe abmurkst, den muß ich meiner Natur nach für verrückt oder dumm halten... Und wenn Du auch höchst weise dagegen sagst: „Kommst auch noch an die Kost, lieber Rolf!" — so antworte ich Dir: „Niemals! Wer so früh anfing, seine Gefühle zu verzetteln, und darin getreulich fortfuhr, auch bei der Orgie noch ein Weiser, den könnte als kindischen Greis wohl die Liebe überkommen wie eine Alterskrankheit, oder die Phantasie gaukelt dem Ohnmächtigen ein wunderbares Bild vor — aber die große, echte, die immer Verschwendung ist — nein, die nicht!"... Mein lieber frère, dem miserablen Souper dieses Junggesellen hier werden die Frauen sicher nicht fehlen, die Liebe jedoch ganz gewiß.

Ich schweife ab, wie ich es in jener schlaflosen Nacht im Gotthardzuge auch versuchte. Trotzdem der Verständige darüber lachen muß... mir wurde allmählich klar, warum meine Nerven während des Malens bis zum Zerreißen gespannt waren und jede feinste Berührung mein ganzes Selbst durchzitterte. Das war nicht die Idee, nicht der große Wurf, der mit der Ausführung rang — nein, es war mit dem Moment etwas Fremdes, Feindliches in mein Leben getreten; vielleicht hatte mir die Tiberluft ein Gift zugeweht, das der Körper im Fieber ausstoßen wollte und in vergeblichem Bemühen gerade bis in die kleinsten Blutgefäße trieb... Nervenkrank war ich wohl schon lange... Aber wie kam gerade ich auf die tolle Idee, die Liebe malen zu wollen, ich,

Digitized by Google

dessen Stärke stets die unheimlich scharfe Charakteristik war, aber niemals das Gefühl? Laß ein wunderbares Geschöpf vor mir hergehen — den geringsten Fehler der Form, die unschöne Linie oder was in der Bewegung nicht paßt, das seh' ich unfehlbar, das Ganze aber nehme ich nur langsam auf, fast widerwillig.

... Wie Du mich ja kennst, Gert, ... den absurdesten Gedanken, der mir aufliegt, setze ich durch mit einem Riesenfleiß, während ich bei einem vernünftigen längst erlahmt wäre.

Der Einfall mit dem Sterbenden und der Frau, die über ihn schreitet, auf den kamen schon tausend vor mir ... Ich kam im Vatikan darauf, angesichts der Fresken Pinturicchios. In den Prunkgemächern der Borgias sieht eine geschäftige Phantasie leicht Sterbende ... in der Burg des Papsttums weht eine beklemmende Luft auch heute. Und da huscht's mir vorüber: die schöne, blonde Lucrezia, über den Leichnam des Herzogs von Pesaro schreitend. Sie schritt sicher nie darüber, sie tanzte lieber vor ihrem Vater Alexander — aber das Lucrezia-Lächeln dieser Frau, ein Lächeln — süß, jungfräulich, in dem sich die abgrundtiefe Verdorbenheit der Zeit so dämonisch spiegelt, — das war der Clou meines Bildes, das brauchte ich für meine „Liebe" ... Wer das Bild sah, das mir damals noch undeutlich vorschwebte, dem sollte ein Schauder über den Leib laufen, nicht vor dem Sterbenden etwa, sondern vor diesem wunderbar seelenlosen Lächeln dieser Glücklichen ... Ich schaffe sehr mühsam. Die Gestalten formen sich mir langsam. Es ist immer ein qualvolles Ringen mit dem Gedanken, bei dem ich hundertmal müde werde und doch stiernackig immer wieder beginne. Das Bild muß vor mir stehen, fest, unverrückbar, wenn ich den Pinsel in die Hand nehme. Klänge freilich genialer, zu sagen: „Wenn ich so in der Campagna 'rumbummele, immer den alten Sankt Peter am Horizonte, so weit man auch sein mag, — da umspielen mich die Ideen wie die Moskitos, und den dicksten greif' ich mir behaglich heraus und mach' ihn andern Tages auf der Leinwand dingfest" ... Statt dessen schlendere ich in Wahrheit wochenlang durch die engen Straßen Roms, froh, eine einzige Idee zu haben, und die knet' ich mir zurecht, bis sie Form gewinnt, und hauche ihr Leben ein, bis ich jede kleinste Muskel spielen sehe, das Blut unter der Haut schimmern und das leiseste Zucken der Lippen ... Denn für mich heißt mein Handwerk Arbeit, schwere, nervenzerrüttende Arbeit — und wer meine Glätte lobt, die Technik hervorstechend, schon als ich begann, der will meinem Talent ein Kompliment machen und macht's nur meinem heißen Bemühen.

Ich galt auch Dir früher sicher als genüßlicher Müßiggänger, bis andre gute Leute auf einmal erkannten, daß ich ein zielbewußter Bummler war, der unheimlich scharf sah und zuweilen auch dachte. Aber während ich die „Liebe" malte, da sah ich nichts außer mir, da hatte ich die Augen nach innen. Wenn ich so bei Aragno im Hinterzimmer meinen punch brülé schlürfte zwischen all den deutschen Zeitungstigern, oder wenn ich ein halbes Dutzend Mal den Corso maß zur Müßiggängerstunde ... Ich brauchte das Massengewirr um mich her, das dumpfe Rollen der Karossen, den verschwommenen Stimmenlaut, aber nur um meine Nerven zu kitzeln; ich brauchte auch alles, was meine Augen sahen, zu diesem Nervenreiz, so gut wie Gaumen und Nase ... Sieh mal, Gert, ich habe mit der „Liebe" gerungen, verbissen, verzweifelt, wie ich noch nie mit einer Idee rang. Und unbegreiflich! — in der Renaissance sollte mein Bild wurzeln, in einer wunderbar nerven- und gewissenlosen Zeit, wo überall die Dolchklinge durchfunkelt, in den lichten Augen Lucrezias auch ... Es wurde aber etwas ganz andres draus! Ich habe die Liebe malen wollen als das, was sie für mich war: eine Blasphemie — und ich habe sie gemalt als das, was sie allen ist. Ich that das als ein Schurke, der mit dem Heiligsten spielt ... Ja, ja, mein Lieber, die Leute haben recht: so ist die Liebe, so muß sie sein, so schreitet sie über einen Sterbenden hinweg, sie selbst eine Sterbende. Löse mir das Rätsel, wie ich tastend aus zwanzig Modellen die Liebe zusammensuchte — und sie fand? Sieh Dir das Bild selbst an und wiederhole meine Worte: „Ich weiß ja gar nicht, was die Liebe ist!"

Meine Nerven sind 'runter. Das wußte ich auch damals und fragte mich, stutzig geworden, fast geängstigt: Was ist das für ein Widerspiel zwischen Sein und Schein in deiner Kunst? ...

Ich war froh, daß die im Coupé schliefen und mich niemand beobachtete als der alte Mond, der über die Bergkolosse des Gotthard mit so fahlem Schimmer dahinglitt, daß die Schneehäupter wie riesige Leichensteine emporstarrten aus tiefen Schatten und das Rauschen der Reuß unten sich zu einem Trauerchoral mit dem stampfenden Dröhnen des Zuges mischte. Es war doch eine wunderbare Stimmung über der Alpenwelt — so dunstig, zitternd, feucht. Der Mond ist ein Totengräber, — aber die schwarzen Schatten des Todes verblassen in seinem milden Lichte. Ich liebe den Mond von Zeit zu Zeit, weil er so eine Kirchhofstimmung über die schlafende Welt gießt ... man möchte manchmal glauben, wenn man's nicht schon lange verlernt hätte ... In jener Nacht hätte ich beinah wieder damit angefangen — die stummen, starren, weißen Riesen sahen mich so eigen an. Wenn man vielleicht einmal vor ihnen kniete und betete aus gläubigem Herzen — ob man sie wohl versetzen könnte? ... Was ist eigentlich das Mächtigere auf dieser Welt? Der Glaube oder die Liebe? ... Ich bin jetzt im Fahrwasser, ich könnte den Glauben malen als einen Menschen, der unten im Thal in einer Moudnacht im Staube liegt und fleht, die firnumleuchteten Mächtigen möchten seinem Glauben sich beugen. Pygmäenwunsch! Und doch sollte man über ihn nicht lächeln ... Vielleicht erhält er die Welt, dieser Glaube.

Vielleicht möchte ich wirklich den Glauben malen ... Nein, an einer Blasphemie ist's genug. Ich kenne weder den Glauben noch die Liebe.

Du siehst, mein lieber Gert, daß die Religiosität

Digitized by Google

der Sterbenden mich zu umspinnen droht. Ein schlimmes Zeichen? Unsinn! Dieser endlose Brief, den Du mit Recht für ein Wunder halten mußt, ist ein weit schlimmeres. Wenn bei Leuten wie mir sich das sogenannte Gemüt regt... Wie übrigens die Welt ist — schlummerte ich kurz vor der Grenze ein, und die andern erwachten.

Chiasso! Zollvision! — Ich stieg aus mit dem Gefühl eines Jungvermählten, übernächtig, verärgert. Die ganze Welt erschien mir so fade, das Gefühl vorhin so blödsinnig, daß ich als einzige Realitäten nur die schmutzige Bahnhofshalle in dem grauen Lichte eines nebligen Wintermorgens anerkannte und allenfalls noch mich mitten drin unter dem Reisepack mit Monocle und Hund, den charakteristischen Emblemen des alten Adels, also ein sehr überflüssiges Möbel der Schöpfung. In dem muffigen Saale der Dogana führte mich der Zufall neben die alte Jungfer. Ihr Gepäck wurde zuerst gebracht — ich half ihr die Riemen lösen ... und sie, vielleicht verwundert über diese selbstverständliche Höflichkeit eines Ausländers, dankte überflüssig warm in gutem Französisch. Da trieb mich der Teufel zu sagen: „Gnädiges Fräulein sind im Irrtum. Ich bin vom Scheitel bis zur Sohle Deutscher, sogar Preuße."

„Ach, Verzeihung, ..."

Dann wechselten wir ein paar Reiseredensarten. „Sie wollen nach Nizza, mein Herr?"

„Vielleicht. Und gnädiges Fräulein?"

„Es ist ein neuer Kurort an der Riviera di Levante ... Ihnen sicher unbekannt."

„O, im Gegenteil. Ich habe sogar im Augenblick an dies Nest gedacht. Es liegt unvergleichlich."

„Merkwürdig... Für Vergnügungsreisende bietet es doch eigentlich gar nichts ..."

Merkst Du was, Gert? Nicht der Bauspekulant allein hielt mich für einen Fatzken ... Da kommt auch noch zum Unglück mein Kofferungetüm. Daß R. v. d. Raben groß und breit darauf gemalt ist — wer denkt daran!... Mir war die Situation scheußlich. Natürlich mußt auch im Augenblick die Dame hinsehen, erkennen. Ich drehe mich nach der andern Seite. Aber in solch peinlichen Momenten fühlt man alles. Ich fühle, daß sie langsam einen Schritt von mir wegtritt, mich scheu ansieht. Rot mag sie auch geworden sein. Nach einer in die Länge gezogenen Auseinandersetzung mit meinem Douanier wegen des Handgepäcks schiele ich endlich vorsichtig herüber. Sie geht eben, und mit abgewandtem Kopfe streicht sie noch meinem Collie liebevoll über das lange Fell. Ich werde die alte Jungfer in meinem Leben kaum wiedersehen. Und weißt Du, daß mich diese lächerliche Episode gerührt hat? Meinen Hund streichelt sie verstohlen — und meinte eigentlich mich. So etwas können nur Frauen, wie eben nur Frauen das echte Mitleid kennen und nur weibliche Menschen, wie ich an diesem Morgen, sie verstehen. Sie mochte denken: Du armer Unglücklicher! — Und ich schäme mich wieder. Ich hatte übrigens wirklich dran gedacht, nach dem kleinen Rivierabade zu gehen, das sie nannte. Jetzt werde ich mich hüten. Wir würden in demselben Hotel wohnen, uns täglich sehen, und eines Tages würde sie doch sagen: „Kann ich denn gar nichts für Sie thun, Sie lebendiger Toter?" — Und darauf müßte ich ihr doch ehrlich antworten: „Meine Gnädigste, das Leben ist eine Schaubude und die Kunst eine Farce, die man mit mehr oder weniger gut ausstaffierten Marionetten vorführt, und einer, der auch mit am Puppendraht zieht, bin ich!" — Das schmerzliche Erröten über diese Wahrheit möchte ich uns beiden ersparen.

Hältst Du, mein weiser Bruder, solche Begegnungen für Komödiantentricks des Schicksals, das einem durch so etwas die Marschroute vorschreibt? Als früherer passionierter Weidmann werde ich natürlich stutzig, wenn einem zweimal ein altes Weib über den Weg läuft. In Bezug auf das Schicksal bin ich aber andrer Ansicht als viele. Giebt's eins — was ich an einem Frühmorgen von vornherein bezweifle —, so ist einem das Handwerkszeug zu Glück oder Unglück schon mit in die Wiege gelegt mit der Weisung: Wiss' dich! — Wer wie ich einem alten Weibe aus Gemüt oder Aberglauben ausweicht, der macht nicht allein keinen Umweg, sondern er läuft dem Schicksal nur direkter in den Rachen. Also vogue la galère!

In Genua schimmerte das Meer so grau und trübe, die Brandungswelle schwappte so matt auf den Fels, daß ich dem Süden bedeutend weiter entgegenfuhr. Jetzt bin ich hier, das heißt irgendwo. Die typische Rivierabucht — das typische Rivierahotel ... ich habe so ziemlich alle Nester an der Alpen- und an der Apenninenküste abgegrast. Der Unterschied ist nur im Intimen. Sonst ist das Meer überall im Licht blau, und die Küste leuchtet weiß; die Männer schinden Maultiere und Pferde, die Kinder betteln um palankas, die Frauen klatschen oder beten.

Ich suche Einsamkeit und Arbeit, um abwechselnd das eine mit dem andern zu töten. Und wie lange ich ohne Menschen aushalte, ahne ich noch nicht. Eigentlich habe ich die Menschen bloß nötig, um sie zu verhöhnen oder um sie zu verachten. Aber nötig habe ich sie leider von Zeit zu Zeit. Hier werde ich sie kaum finden. Es sind alles Engländer mit verschwindenden Ausnahmen — und ich hasse die Sprache und das Volk. Das ist das Erbteil Ostelbiens. Wir vom Lande gravitieren doch alle mehr nach Rußland, selbst wenn man, wie Dein Bruder Rolf, schon manches Jahr ohne Genuß und Ziel die Welt durchstreifte. Den Abscheu vor dem Handel und dem daraus erworbenen Reichtum werden wir uns ewig bewahren. Feudal sind wir Rabens, obgleich wir zu Feudalität gar kein Recht haben, speziell ich. Denn zu Hause bei Euch ärgere ich mich über den engen Horizont meiner soi-disant Standesgenossen: bunter Rock, Jndenhetze und zwischen der angestammten Dynastie Hohenzollern und der wild aufgeschossenen Bismarck vorsichtig geteilte Gefühle, je nach den Getreidepreisen oder dem Sohn in der Armee. Draußen ärgere ich mich über den zu weiten Horizont, den internationalen Hauch und das verlorene Prestige. In meinen Gewohnheiten hat sonst Westeuropa schon stark abgefärbt: Ich liebe

Digitized by Google

Aufgenommen im Atelier Unruh von Hofphotograph C. Jacobi in Metz.

Prinzessin Louise und Prinz Joachim, die jüngsten Sprossen des deutschen Kaiserpaares.

Digitized by Google

die englischen Anzüge, die englische Eßstunde. Zusammen mit der Bande esse ich aber hier an der Table d'hote natürlich nicht. Einem Rolf von den Raben gebührt der kleine Separattisch. Essen war bei mir immer miserabel, Trinken vorzüglich. Und von meiner einsamen Warte sehe ich dann mit diabolischer Freude an der Table d'hote die Wassergläser sich unaufhörlich leeren und füllen. Die Wirte ertragen's ja, und die Kellner die Trinkgeldlosigkeit auch. Sonst herrscht verständig die Gabel, mit der wunderbarerweise die freien Briten nicht die Suppe essen, sondern nur die Kompottsauce. Dazu eine anakende Einsilbigkeit, die niemand verführt, den Nachtisch lange auszudehnen. — Ich grüße niemanden, weil ich keine Bekanntschaften zu machen wünsche. Am Tage streife ich in den Bergen umher. Schönes Wetter. Wenn so die Sonne auf dem grauen Olivenlaub stumpf glänzt und die Nadeln der Pinien ganz dunkel starren, und tief unten das glitzernde, blaue Meer, an dessen hellem Felsstrand die weiße Schaumschlange munter entlang gleitet ... Daß dieses Meer auch zürnen kann, wer ahnt das? — Abends bin ich immer auf meinem Zimmer.

Ich möchte Dich gern hier haben, Gert. Wir verstehen uns so gut ... Ich würde dann auch weniger sinnieren und weniger Regiezigarren rauchen und weniger parfümierten Asti trinken. Lebte ich lange so intensiv im Zeichen dieses Dreigestirns, so nähm's kein gutes Ende. Darum schreibe ich Dir so ausführlich, als wenn Du sogenannte Malerbriefe später veröffentlichen wolltest. Heb sie darum hübsch auf, — denn von der Sorte giebt's wahrscheinlich nicht viel, und die sentimentale Manie, wie ein altes Weib auf Holzfaserpapier Stimmungen zu fixieren, hält schwerlich an. —

Am heiligen Abend hatten sie unten im Salon ein Fest. Beschenkte Kinder — Predigt — Singsang ... Die Weihnachtsgefühle habe ich mir als Andenken besserer Tage noch sehr frisch erhalten, aber in der Fremde machen sie mich zum Einsamen.

Ich bekam Heimweh, echtes Heimweh ... Darin bin ich Deutscher durchaus, und vielleicht ist's gut. Die heilige Nacht war hier eine Frühlingsnacht, lau, stumm. Aus dem offenen Salonfenster glitzerte der Tannenbaum. Ich ging mit meiner tuneſischen Reisedecke ans Meer. Es ist weit. Das war mir gerade recht. Und endlich war ich mutterseelenallein auf meinem Riff, das zerklüftet und ausgewaschen weit vorspringt in die See. Manchmal schlägt die Brandung schäumend über ihm zusammen. Heute war das Wasser ruhig, schwarz, nur ein unhörbares Ragen am Stein. Am Himmel ein einziger, unsicher flimmernder Stern, in der Ferne der neblige Riesenumriß eines Kaps, sonst die schwere Stille einer mondlosen Nacht.

Ich hatte mich in meine Decke gewickelt und träumte. Ich träumte von Deutschland und von Dir. Ich stand in einer schneeleuchtenden Christnacht an dem Fenster Deines Herrenhauses und schaute hinein. Deine kleinen Bälger spielten um den brennenden Baum, das Kaminfeuer prasselte. Deine Frau sah ich auch. Du standest etwas abseits, lächelnd — wehmütig lächelnd, Du dachtest an mich ... Ach, was hab' ich Euch doch von Herzen lieb, mein alter Gert, Dich und die Heimat! Du weißt, warum ich sie meide. Wir hatten uns als Junggesellen das ganz anders ausgemalt ... Ja, das Leben hat mir noch alles gegeben, was ich wünschte — aber immer einen Posttag zu spät. Thut das die Vorsehung mit Absicht, oder liegt das in mir selbst? ... Ich selbst sollte an Wunder glauben. Wie oft stand ich nicht vor einer Felswand und krazte mir stöhnend die Nägel blutig am nackten Gestein — sie kann sich nicht aufthun! — und sie that sich doch auf, im Augenblick, wo ich's am wenigsten meinte ... Ich war noch nie so weich gestimmt wie heute.

Und wie dem Friedländer vor Lützen, so zog mein Leben an mir vorüber. Ich bin ein Undankbarer. Es war doch eine schöne Jugend, und wir hatten gute Eltern. Heute weiß ich's, damals murrte ich nur ... Warum brachte man mich übrigens so früh in die Pension? Um die Jugendsünden zu lernen und das Heimweh? Jedes Kind meiner Art in der Fremde denkt, es sei am unglücklichsten. Aber wenn man auch das Heimweh hatte, man hatte doch auch wenigstens noch die Heimat, das Zuhause. Wenn ich denke, wie ich die Tage zählte und die Stunden, bis der Zug fuhr! Das war doch eigentlich das Schönste von den Ferien, dieses herzklopfende Hoffen. Wenn man erst drin saß im Train, dann dachte man mit Grauen schon an die Pension, an die Schule, an die Ferienarbeiten; die Freude war einem vergällt durch den Gedanken: es ist ja so bald vorüber ... Ich würde meinen Sohn doch anders erziehen ... Die Eltern meinten es ja gewiß gut, daß sie Dir einen Hauslehrer mit der Fuchtel setzten und mich wegschickten, weil ich bald ein Bengel und bald ein Träumer war. Es wurde ihnen selbst schwer genug. Aber der Landgraf sollte unter allen Umständen hart werden! Er wurde auch hart, das heißt, er wurde verschlossen. Aber die stille Kinderfröhlichkeit ging dabei verloren; er lernte nur in der Zukunft leben, das gab ihm die Gegenwart ohne Genuß. Die Jugendlust war bei mir immer ein unverständlich wilder Ausbruch, dem die Depression nur zu bald folgte ... Nein, glücklich war ich nie! ... Und doch glücklicher als heute. In dem grauen Lebenswege waren wenigstens überall kleine Lichter aufgesteckt, die man immer größer sah, als sie waren, und die einen enttäuschten und erfreuten zugleich ... Erst jammerte ich heimlich nach Dir, Gert, dann prügelten wir uns zum Wiedersehn. Nach meiner Mutter sehnte ich mich kindisch — und doch verbitterte sie mir die Ferien am meisten mit fehlenden Taschentüchern und Schularbeiten und düsteren Prophezeiungen wegen meiner Faulheit. Und im Examen ging ich, der Outsider, doch glatt an dem heißesten Favoriten vorüber durchs Ziel. Wenn es drauf ankam, lag keiner so gut im Rennen unter der Peitsche als ich ... Den Vater kannten wir doch eigentlich wenig; er war wohl die weichere Natur. Und wehmütig bleibt's mir doch, daß er gerade sterben mußte, als er mir bis Berlin

Digitized by Google

entgegenfuhr, um den Sekundauer zum erstenmal in die erlaubte Kneipe zu führen mit dem erlaubten Schnitt Bier und der erlaubten Zigarre. Seitdem habe ich genug getrunken und genug geraucht ... Und das Bier schmeckt mir eigentlich in Italien nur, weil es zwei Franken per Flasche kostet. Der Schnitt Bier damals, der hätte anders geschmeckt ...

Aber in den bunten Rock hättet Ihr mich nicht stecken sollen! Der Mutter erschien's eben undenkbar, daß ihr jüngster Sohn ohne Sporen und Säbel durchs Dasein gehen könnte. Jetzt thue ich's mit dem Malkasten, und es geht auch. Nein, Rolf von den Raben, der höchstens unwillig befehlen kann, aber nie willig gehorchen, den hättet Ihr laufen lassen sollen, wie er wollte. Keine Angst vor dem Herabgleiten! Außer Dir sah ich nie einen Menschen als ebenbürtiges Geschöpf an — das ist eine gute Schutzwehr gegen den Sumpf. Trotzdem wäre ich in des Königs Rock verkommen oder verkümmert. Ich mußte 'rans, wenn auch zwangsweise nach einer Riesendummheit. Die Mutter war ja schon lange tot, wenn man will, glücklicherweise. Denn jetzt fingt Du meine Erziehung an, das heißt, Du ließt mich unter die echten Müßiggänger gehn, reisen, verschwenden. Leute meines Alters erzieht man eben nicht mehr. Und was bei allen andern falsch gewesen wäre, bei mir war's richtig. Wer malen will, der muß auch sehen gelernt haben. Das ist niemals verlorene Zeit. Hinter Deinem Rücken wurde freilich weidlich über Deine Verblendung geschimpft. Aber wenn Dir jemand zu sagen gewagt hätte: „Na, hören Sie mal, mit Ihrem Herrn Bruder wird das wohl nicht viel?“ Du, der Du sonst aus Anlage auf Formen hälst, wärst ihm direkt ins Gesicht gesprungen: „Herr, sind Sie denn ganz des Deuwels?“

Jetzt wären wir so weit, die Leute schweigen, nicht weil ihnen das Talent, sondern weil ihnen die Einnahmen imponieren. Ich habe endlich den Beruf, für den ich geboren, ich bin vielleicht der letzte und vielleicht der einzig Berühmte (?) meines Namens! ... Ja, Gert, wer für den Strick geboren ist, der ertrinkt nicht, und wer die Heimatlosigkeit mit in die Wiege bekommen hat, dem ist der Beruf nur eine Betäubung und die Arbeit auch und der Ruhm auch. Ich fresse die drei Dinge in mich hinein wie verständige Leute Morphium. Was fehlt mir? Warum liege ich, dessen Ruhm schwillt wie ein Geschwür, auf einer Klippe im Mittelmeer in der heiligen Nacht und stöhne vor unbestimmtem Weh? ...

Ich muß doch wieder an die „Liebe“ denken. Was ich da gab, ohne es geben zu können, das habe ich bitter nötig: ein großes Gefühl. Doch dieser Krater ist so ausgebrannt, daß nur ein Wunder ihn mit neuen glühenden Lavaströmen füllen könnte. Vielleicht haben wir beide uns zu viel Zuneigung gegeben. Zwischen Dich und Deine Frau stellte immer ich mich. Gert, lieber Gert, ich bin Egoist und betrachte es als mein einziges Glück, daß sich dieses Gefühl zwischen Euch beide stellt. Wo bliebe ich sonst? ... Im Auge habe ich stets das Monocle, und um die Nasenflügel zittert die ungemessene Arroganz. Mein Inneres weiß von beiden wenig. Bei mir sucht niemand die Herzensgüte — und ich habe sie doch. Mein Tip, der vernünftig und still wie immer neben mir sitzt und wartet, ist andrer Ansicht. Du und dieser Hund, ihr kennt mich eben allein!

Ich stehe auf, zu gehen. Es weht, die Brandungswelle schwillt, vielleicht morgen schon stürzt sie in wilder Woge über das Riff. Ach Gott, wenn mich doch wirklich einmal ein großes Gefühl so überflutete, tosend, wogend, über mir zusammenschlagend wie der weiße Brandungsgischt! Ich will ja gerne darin umkommen — aber ich will's haben.

Es war nach Mitternacht, als ich ins Hotel kam. Alles öde, schlafend. Im Vorraum nur der alte, eingenickte Portier. Vor ihm liegt ein Brief. In vager Neugier studiere ich die Adresse, ehe ich den Schnarchenden wecke:

... A la duchesse de Liéges
née princesse de Bragan.

Es ist ein vornehmes, steifes Couvert auch ohne das bunte Wappen mit dem Fürstenhut, das auf der Rückseite eingepreßt ist. Mir gänzlich unbekannte Geschlechter. Wohl Nordfranzosen oder Belgier. Du siehst aber, daß es hier noch vornehmere Gesellschaft giebt als Deinen farbenkleckenden Bruder. Und das wird wohl eine abgebrauchte Pariserin sein mit bewegter Jugend oder eine Degenerierte mit englischen Sommersprossen. Alt, jung, was interessiert es mich? ... Aus den Regionen strömt sicher nicht die Brandungswoge, die über dem Ertrinkenden zusammenstürzt ... Fröhliches Neujahr.

N.B. Der Unsinn ist etwa nicht in einer Nacht geschrieben. Es sind die weisen Gedanken einer ganzen Weihnachtswoche. Im übrigen die alte Abmachung: Deiner Frau meine verbindlichsten Empfehlungen, den Brief aber unbedingt nur für Dich ... Liéges-Bragan. Schlag doch mal im „Gothaischen“ nach, ob es diese erlauchten Fürstengeschlechter überhaupt giebt. Wenn's nur eine Hochstaplerin wäre? ... Jedenfalls weißt Du nun, wie der Traum meines Herzens heißt.

II.

Bemühe Dich nicht wegen des Gothaischen! Die Herzöge von Liéges giebt es, und die Prinzen von Bragan auch. Wir haben nämlich die Frau Herzogin mit unsern sündigen Augen geschaut.

Es war beim Frühstück und ich gegen meine Gewohnheit rechtzeitig zur Stelle. Die Engländerinnen wallten in langem Zug vorüber. Eine blonde, kokette Trauerwitwe dabei, auf Stöckelschuhen ein kleiner französischer Fuß, also eine entartete Tochter Albions. Dann Pause. Die Flügelthüren öffnen sich besonders weit. Der Oberkellner, ganz Höfling, neigt das Haupt: „Wenn Durchlaucht die Gnade haben wollen, hier Platz zu nehmen.“ — Alle Blicke: „Ah!“ Auch die Herzoginnen haben die Höflichkeit der Könige. Es schlägt im Augenblick eins. Ich sehe mich halb um, das Monocle-Auge starr. Sie ist wahrhaftig von Geblüt. Die Gestalt wie biegsam, das Gesicht wie anmutig! Sie

Digitized by Google

ißt natürlich auch allein. Zwei Schritte von mir. Wir verbeugen uns halb voreinander — ſie tief, ich tiefer. Wenn ich ein Taſſo wäre, dieſe Eleonore iſt eine Sünde wert. Aber ich bin keiner, weder unglücklich noch Dichter. Dennoch begegnet mir hier die erſte Frau, bei der ich nur Licht ſehe und keinen Schatten. Leichtes Genre, wie ich überzeugt bin. Eben deshalb, ihr perſönlicher Adjutant à la suite des Herzens möchte ich ſchon ſein. Wie gewohnt beende ich mein Dejeuner von allen zuerſt. In der Abſchiedsverbeugung nehme ich all die eckige Eleganz zuſammen, die mir der Kaſinodrill einſt gab. Es iſt thöricht, eine reizende Begegnung nicht ganz auszukoſten, aber es iſt meine Natur ſo. Ich liebe die ausſichtsloſen Schwärmereien nicht.

Den Nachmittag kletterte ich in den Bergen. Sirokkograuer Himmel. Da ſteigt ſich's ſchlecht. Als ich beim Rückweg die wunderbare Felsſtraße hinauf will zu unſerm Hotel, ſehe ich am Meer die ſchwarze Schieferklippe ragen. Das Meer lockt mich immer. Ich ſchlendre die friſch beſchotterte Straße hinab, die auch italieniſchen Pferden eine Qual ſein muß. An die Frau von Mittag kein Gedanke, ich vergeſſe ſelbſt reizende Weiber ſo ſchnell. Da ſehe ich dicht am Riff eine Equipage halten. Elegante Viktoria mit hochgezogenen Raſſepferden, hellblau livrierte Kutſcher und Diener auf dem Bock. Ich denke: welch italieniſcher Grande mag ſchon jetzt ſeinen römiſchen Winterraufenthalt unterbrochen haben? Intereſſiert mich aber nicht beſonders. Ich trete auf die rieſige Felsplatte, die von Trümmern bedeckt iſt. Erſt jetzt bemerke ich, daß ich nicht allein bin. Eine Dame iſt noch da, die ſich ſoeben von ihrem Feldſtuhl erhoben. Die Herzogin. Ich grüße, ſie dankt mit einer wunderbar leichten Neigung des Kopfes. Charme hat ſie, wahrhaftig, fabelhaft viel Charme! Dann ſchaut ſie nach dem Meer, wo weit draußen die weißen Segel der Fiſcherboote unbeweglich liegen auf der öligen Flut. Sie ſchaut geſpannt, die weiße Hand an der Stirn. Wie ſie ſo daſteht, ſehe ich ſie erſt recht: eine feine, ſchlanke Geſtalt, ein blaſſes Kameentöpfchen, aber nervös, das blauſchwarze, ſchlichte Haar im griechiſchen Knoten über einem beängſtigend zarten Nacken. Von den Augen ſah ich nur die lange, weiche, aufgebogene Wimper unter der ſchmalen, dunkeln Linie der Brauen ſchimmern.

Ich will gehen, weil der ungebetene Gaſt ſtört. Da ſtößt mein Fuß an Geröll. Sie wendet ſich um, merkt die Abſicht, kommt raſch auf mich zu und ſagt im korrekten Deutſch einer Ausländerin: „Sie ſtören mich nicht! Und wenn ich Sie ſtöre, ſagen Sie es mir ruhig.“

„Durchlaucht ſind zu gütig!“

Darauf lächelt ſie und macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Warum ‚Durchlaucht‘? . . . Uebrigens . . . Gaston, portez un autre pliant, vous en avez deux.“

Der Diener auf dem Bock beeilt ſich, bringt den Feldſtuhl. Ich mache auch keine Einwendungen. Das Tete-a-tete entzückt den alten Viveur. . . . Sie hat übrigens auffallend große, opalfarbene Augen, liebe, warme Augen, deren Ausdruck bei jedem Lächeln wechſelt. So ſitzen wir brüderlich bei einander.

Sie nimmt das Geſpräch zuerſt wieder auf: „Durchlaucht, wozu? Das ſagen die Leute. Bei Ihnen in Deutſchland hätte ich darauf ſowieſo kein Recht: regierende Herren waren wir nie. Nennen Sie mich ruhig Herzogin, wie ich's gewohnt bin. Als Mädchen war ich Prinzeſſin. Das klang meinen Ohren eigentlich angenehmer. Ich würde Sie auch einfach Baron nennen. Alſo Baron von den Rabén . . .“ Bei meinem Namen errötet ſie auf einmal leicht und beißt ſich auf die ſchmalen Lippen. „Was müſſen Sie für einen Begriff von mir bekommen! Ich falle fremde Herren auf der Landſtraße an, weil ſie mir im Hotel unerreichbar ſind. Ich wohne nämlich gar nicht da. Ich habe da nur gefrühſtückt, weil ich allein nicht eſſen kann. Und da man neugierig wird, wenn man immer mit ſeinem Mann allein iſt, habe ich mich nach dem Namen des Herrn erkundigt, der ebenſowenig wie ich mit der Allgemeinheit etwas zu thun haben wollte. Neugierig bin ich auch wohl von Natur . . .“

„Sie entzücken mich durch dieſe menſchliche Schwäche, Herzogin.“ Wäre ich Leutnant, würde ich unterthänig gefragt haben, ob ich ſie nicht vielleicht Königin nennen dürfte. Das dazu gehörige „meines Herzens“, das ergänzt ſich eine verführeriſche Frau ſelbſt. Und Eitelkeit gedeiht auch unter Kronen. Aber hochmütig, wie ein Raben nun einmal iſt, thue ich das nicht, ſondern erkläre ihr die Geſchichte unſers Freiherrntitels und daß ich ihn keineswegs liebe. Ich verſtehe in der That noch heute nicht, wie der Vater von dem ſchrulligen Onkel dieſen Titel gerade für uns beide als Anhängſel des zu erbenden Gutes annehmen konnte. Von den Raben: das klingt nach nichts, iſt aber etwas; Freiherr zu North: das klingt nach etwas und iſt nichts. Wer die Geſchichte ſolcher koburgiſchen Nobilitierungen aus den ſechziger Jahren kennt — und wer kennt ſie nicht? — der muß ſich doch immer verſucht fühlen, unſereinen zu fragen: „Wie teuer in Thalern Preußiſch Kurant kam doch Ihrem Herrn Onkel dieſe Nobilitierung?“ Nee, ich heiße von den Raben, bloß von den Raben, und kann es leider nicht hindern, daß die Leute auf Briefcouverts mich Baron ſchimpfen. Was heißt das überhaupt heutzutage noch: ſo ein angeflogener Titel ohne jedes Verdienſt?! Wäre ich als Herr Müller geboren, ſo wollt' ich Herr Müller bleiben mein Leben lang und im Grunde meines Herzens bemoch denken: ‚Ich bin zehnmal vornehmer als ihr alleſamt!‘

Die Herzogin verſteht vollkommen, ehrt auch meine Gefühle, winkt aber deſſenungeachtet mit reizender Naivität ab. „Aber nun ſind Sie doch einmal Baron! Laſſen wir es doch dabei: Ich weiß nämlich wahrhaftig nicht, wie ich einen Edelmann unter dem Baron anreden ſollte.“

Ich bin's zufrieden . . . „Herzogin ſind zum erſtenmal hier?“

„Aber nein! Jedes Jahr um dieſe Zeit kommen wir und gehen nicht vor April. Sonſt leben wir

Digitized by Google

in Brüssel, aber nur wenige Wochen, dann auf unserm Schloß in Flandern. Die ewigen Schlösser langweilen mich schon etwas. Dachten Sie übrigens wirklich, ich logierte hier im Hotel?"

„Allerdings, Herzogin. Ich hatte sogar meine Hoffnungen auf Sie gesetzt."

„Ich nicht! Wissen Sie, Baron, daß Sie mir einen direkt unangenehmen Eindruck machten? Nachher sah ich Sie mit Ihrem Hunde weggehen, und wie das Tier mit Inbrunst geradezu nach Ihnen aufsah, da dachte ich, vielleicht thue ich ihm bitter unrecht durch mein vorschnelles Urteil. Ich habe viele, viele Fehler; aber jemand wissentlich unrecht gethan zu haben, das thut mir selbst am wehesten."

„Herzogin beschämen mich wahrhaftig durch so ungewohnte Güte."

„O, das ist die Meinung nicht! . . . Ich will Ihnen nur erklären, warum ich Sie angesprochen habe."

„Und das Endergebnis?" Ich sehe Frauen bei solchen Gewissensfragen immer scharf an. Sie errötet aber nicht, was ihr einen fast kindlichen Reiz giebt; auch das Auge weicht nicht aus.

„Ich weiß noch nicht, Baron, ich weiß wirklich noch nicht! . . . Aber nun zu etwas anderm. Sehen Sie da drüben, wo diese Riesenbucht so im scharfen Bogen vorspringt, auf der halben Höhe des Berges eine weiße Linie schimmern?" Sie muß ein Auge haben so scharf wie eine Möwe. „Es ist die Straße. Da ist ein größer, grüner Fleck und mitten drin etwas Gelbliches, Verwittertes. Es könnte ein riesiger Felsblock sein, es ist jedoch ein Schloß, ein alter Sarazenenturm, wie sie buydenweise die Küste entlang aus grauen Olivenwäldern herausschauen oder von unwegsamen Klippen herabdräuen. Das ist unser Schloß. Wir haben es ausgebaut und den einen Flügel drangeklebt. Erst im vorigen Jahr wurde es fertig. O, ich habe eine Mühe gehabt mit dem Architekten! Es sollte etwas besonders Hübsches werden, bizarr und doch nicht aufdringlich. Und es ist wirklich nett geworden. Ich bin stolz darauf, selbst von hier gesehen. Können Sie die schmalen Luken des Turmes erkennen und daneben die ganz große Fensteröffnung? — Das ist unser Speisesaal . . . Aber Sie können natürlich nichts sehen, mit Ihrem Einglas nun schon ganz gewiß nicht! Das tragen ja die Herren nur der Mode halber oder aus schlechter Gewohnheit."

„Ohne dies Glas, Herzogin, wäre ich auf weite Entfernungen fast blind."

„Na, gut. Ihnen will ich's gestatten, obgleich ich's nicht ausstehen kann . . . Sagen Sie, Baron, malen Sie nicht auch?"

„Allerdings."

„Zum Vergnügen?"

„Nein, das ist mein Beruf."

„Das interessiert mich! . . . Aber Sie stellen doch nur aus und verkaufen nicht?"

„Ich verkaufe an die Meistbietenden, früher für wenig, jetzt nur für schweres Geld."

„Wenn Gott den Schaden besieht, dann sind Sie am Ende ein ganz bekannter Mann und alle meine Fragen nicht nur neugierig, sondern ungezogen . . . Warten Sie mal! . . . In Brüssel bin ich immer zu den Ausstellungen gewesen, auch mal bei der Eröffnung des ‚Salon' in Paris. Soll ich Ihnen noch etwas sagen, Baron, was Ihnen auch den Rest von Sympathie für die Herzogin von Liéges nimmt? Im ‚Salon' haben mich hauptsächlich die Toiletten interessiert . . ."

„So sind Sie wenigstens ehrlich, Herzogin, während andre heucheln."

„O, sagen Sie das nicht! Andre Frauen haben natürlich ein Riesenineresse dafür, mir aber fehlt der Sinn. Ich liebe Musik . . . o ja, Musik! Nichts zu Schweres! Ich muß dabei träumen können . . . Wenn man eben nicht viel Geschmack hat . . ."

„Hat man das in der That nicht?" Und ich lasse dabei den gewissen ungläubigen Blick über die schlanke Grazie dieser Formen gleiten. Frauen verstehen ihn immer. Er soll heißen: „Aber Gnädigste, wer so viel Geschmack hat wie Sie! . . ." Und wirklich muß einem hier der Gedanke kommen. Das Kleid schwarz, hoch geschlossen, in der venetianischen Spitzentraufe ein brillantgefaßter Riesentürkis von so krankem Grün, wie ich es selten sah. Es ist die raffinierte Einfachheit, die ich liebe, darüber der Hauch von Welt und naiver Koketterie — Du weißt, daß eine Berliner Freundin sich einst sklavisch nach meinen Angaben in Sachen des Kleidergeschmacks richtete und auf dem Opernhausball Sensation erregte, obgleich sie mehr chic war als schön.

Die Herzogin kennt den Blick der Kennerbewunderung wohl und sagt eilig: „O, mich zieht man leicht an, weil mir alles steht!" Ja, den Deuvel, sie zieht natürlich nur an, was ihr steht. Und jetzt kommt, was sie von der grande dame zu reizend unterscheidet. Nicht etwa eine ermutigende Bewegung mit dem Sonnenschirm oder ein Blick, der zu mehr auffordert. Für sie habe ich eben nicht als Mann gesprochen, sondern als Künstler. Das Zwiel der Bewunderung liebt sie nicht. Sie will lieber mehr von meinem Handwerk wissen. Wie lange ich's triebe und wie gern? Ihr ist's verwunderlich, daß ich nach den tollsten Seitensprüngen erst auf meinen Beruf gekommen bin und doch vom Fleck ihu als Künstler und nicht als Amateur übte. Die guten Leute können sich eben schwer vorstellen, daß jede Kunst zum kleinsten Teil Vergnügen und zum größten Arbeit ist. Und allgemach mag der Herzogin auch dieser Mann imponieren. Ich erzähle ja nie schlecht, wenn ich warm werde. Das Gemisch von Ernst und Ironie, das mir eigentümlich, reizt die Frauen; sie möchten gern mehr wissen, weil sie dahinter immer ein Geheimnis wittern, eine magisch treibende Kraft, die vielleicht eine ihres Geschlechtes übte. Wenn die Gute ahnte, daß mir die Frau nie etwas andres war als eine gewisse Anregung, und daß auch sie weiter nichts ist in diesem Augenblick! . . .

„O, ich verstehe Sie sehr gut, Baron! Solch Beruf ist Passion, solch Beruf ist Glück!"

„Kaum, Herzogin."

„Wie meinen Sie das?"

„Weil Glück Anlage ist, und ich diese Anlage nicht habe."

Digitized by Google

„Das mag stimmen . . . Das stimmt ganz gewiß . . . Ich glaube, unendlich wenig Menschen haben Anlage zum Glück . . . Aber Sie dürfen mir das nicht sagen, Baron, Sie nicht! — Sehen Sie, Sie erzählen so hübsch, mir wird auch warm dabei, und nachher sollt' ich denken: der Mensch redet das nur so hin und empfindet die Wärme selbst gar nicht! . . . Ich will Ihnen etwas sehr Schlimmes vorschlagen: Sie dürfen mich ruhig auslachen oder ärgerlich abwinken. — Sie müssen sich unsern Saracenenturm ansehen; nicht etwa so ein steifer Besuch, wo Sie im Frack und ich in der Empfangstoilette. Den machen Sie später einmal, wenn's durchaus sein muß. Fürs erste sollen Sie nicht uns, sondern unsre Villa besuchen. Ich werde dem Diener sagen, daß er, wenn ein Baron von den Raben kommt, alles ungemeldet und ungestört ansehen lassen soll, was ich nur sehr bevorzugten Landsleuten gestatte. Vielleicht doch, daß Ihr Malerauge da etwas interessiert, daß Sie eine Anregung finden. Es gehen Sagen bei uns um von eingemauerten Christenknaben, und meine Kammerjungfer grant sich während der ganzen Andreasnacht vor einem Türken mit krummem Säbel und rotem Turban, der im Keller umgehen soll. Das sind natürlich Kindereien. Solche Gespenster sah ich nie, es giebt aber andre . . . Oder Sie verlieben sich in den Park! Den werden Sie sogar ganz gewiß hübsch finden. Er ist nur klein, aber es wachsen so seltene Bäume dort, namentlich uralte Cypressen, und in der Tiefe blaut nirgends an der ganzen Riviera hüben und drüben das Meer so leuchtend klar . . . Und wenn Sie der Diener doch verraten haben sollte — ich fürchte, er wird es thun —, werden Sie es zudringlich finden, wenn ich mich nach Ihrem Befinden erkundige oder über die Schulter in die angefangene Skizze sehe?"

„Aber, Herzogin!"

„Nein, keine Liebenswürdigkeiten, die nicht von Herzen kommen! Ist's Ihnen aber nur um die Kunst zu thun, dann führe ich Sie gleich zu meinem Mann. Der versteht was von Gemälden oder glaubt es wenigstens . . . Was da für Kuriositäten und bric-à-brac aller Art zusammengetragen sind bei uns . . . Also, Sie kommen, Baron?"

„Herzogin sind zu gnädig . . ."

„Ja oder nein?"

„Ich verspreche nie etwas, was ich nicht halten kann."

„Aber wissen Sie, daß das direkt unhöflich ist, Baron?"

„Und Sie sagten doch zu Anfang, Herzogin, daß . . ."

„Ach, das sagt man ja nur so! . . . Uebelnehmen will ich Ihnen auch die Weigerung nicht, aber es thut mir weh."

„Warum eigentlich?"

„Das grübeln Sie sich selbst aus." —

Dessenungeachtet bin ich entschlossen, ich will nicht auf dieses Sarazenenschloß. Es ist der Eigensinn eines Kindes, das froh sein sollte, wenn es eine reizende Fee protegiert. Sinnlich ist's auch . . . Bin ich schon jetzt eifersüchtig auf den Duc? Das bin ich nun ganz gewiß nicht! Ich bin wohl eher empfindlich, daß sie von meiner Meisterschaft keine Ahnung hat, eine Meisterschaft, die ja auch nur für hysterische alte Jungfern existiert.

Nun schweigen wir uns auf unsern Feldstühlen eine ganze Weile aus. Tip hat sich zwischen uns gepflanzt mit einem Ausdruck im Auge, so scharf und argwöhnisch, als wittere er einen Feind. Die Herzogin lockt ihn mit der Hand; er bleckt als Antwort die spitzen Zähne unter einem leisen Knurren.

„Pfui, schäme dich! Bist du toll geworden, Tip?"

Doch die Herzogin sagt nur lächelnd: „Es ist Ihr Hund."

Ich verstehe den Stich. Der Gesellschaftsmensch, der ich einst war, besinnt sich und antwortet ebenfalls lächelnd: „Ich werde kommen, Herzogin."

„Ich wußte das, Baron."

„Können Sie Gedanken lesen?"

„Zuweilen."

„Ich leider nicht."

„Soll ich Ihnen etwas sagen? Wir sehen uns zum erstenmal, aber wir kabbeln uns sicher nicht zum letztenmal. Sie sind empfindlich, ich empfindsam. Darum müssen wir uns gegenseitig erziehen . . . Aber hat gegenseitiges Erziehen überhaupt einen Sinn?"

Die Unterhaltung ruht. Der Herzogin springt ein kranker Zug um den weichen Mund. Wir starren beide aufs Meer. Die Fläche ist schwer, weit, die Sirokkoluft drückt. An dem schwarzen Riff murmelt schläfrig die Welle. Die Fischerboote haben sich zerstreut. Bei mattem Wind kreuzen die einen heim, das schwere Ruder des andern taucht in die dicke Flut. Am uferlosen Horizont verschwimmen Meer und Wolken. Da bricht wie zum Abschied eine elende Sonne aus dem hangenden Dunst, blinzelt über den Wassern. Ich böse vor mich hin und wühle mit dem Stock im dunkeln Geröll. Als ich aufsehe, zittert ein letzter Sonnenstrahl auf einem weißen Segel, das, klein wie ein Punkt, noch weit, weit seewärts liegt. Auch die Herzogin träumt.

„Was mag das sein, — ein Segelschiff, eine Jacht . . .?" frage ich halblaut.

Sie zuckt leicht zusammen. „Es ist eine Jacht."

„Herzogin sehen wunderbar scharf!"

„Es ist die ‚Félicie'."

„Hübscher Name."

„Mein Name."

„Endlich mal ein Name, der nicht enttäuscht."

„Meinen Sie?"

„Félicie heißt so viel wie Glück."

„. . . Ich weiß es . . ."

Wieder Pause.

„Sie erwarten mit der Jacht den Herzog?"

„Nein . . . doch, doch . . .!"

Dann steht sie auf und sagt mit etwas müdem Lächeln: „Die ‚Félicie' dort hat viel Glück. Zweimal hintereinander in Nizza den Großen Preis . . . Mein Mann ist ein leidenschaftlicher Segler . . . War jetzt zwei Tage weg, drüben an der andern Küste bei Spezia . . . Bei dem Winde kann es noch viele Stunden dauern, bis er herankommt. — Und nun

Digitized by Google

verzeihen Sie, daß ich Sie verabschieden muß. Die Nachtluft bekommt mir nicht. Auf Wiedersehen, Baron!"

„Auf Wiedersehen, Herzogin!"

Ich trotte meines Weges. Wo die Felsstraße eine Biegung macht, schaue ich noch einmal zurück. Die Herzogin Félicie geht eben nach dem Wagen, sehr vornehm, sehr chic, dennoch jetzt ohne eine Spur der federnden Eleganz ihres Ganges. Aufsehend erblickt sie mich und winkt mit dem Schirm, diesmal die lässige Grazie selbst. Sie weiß, daß ein Künstlerange auf ihr ruht ... Arme Thörin, die du vielleicht glaubst, schon die erste Begegnung habe mich bezaubert! Erst werde ich deine Reize zergliedern, so lange, bis du mir häßlich bist. Dann vergesse ich dich. Das ist mein Verhängnis bei Frauen, und noch keine entging ihm. Hübsche Larve, was bildest du dir eigentlich ein? Die Lüfte, die du weckst, wohnen weit vom Herzen.

Ist sie kokett oder natürlich? ... Was denke ich über diese Frau nach? ... Sie ist die leichte, wetterwendische Art, eitel, hohl ...

Siehst Du, Gert, was wir Tünchen nicht alles erleben! Das liest sich wie ein hübscher, kleiner Liebesrausch. Gefahrlos! Herzoginnen halten's mit Adjutanten oder Lakaien. Das ist eine verschwiegene Liebesform, für die ich weder Anlage noch Verständnis besitze.

Damit Du aber nicht denkst, daß ich, ein wenig verrückt geworden, unter die Briefschreiber gegangen bin, — mit der Arbeit geht's nämlich absolut nicht. Ich muß einige Wochen aussetzen, aber ganz als Nichtsthuer halte ich's nicht aus. Daher diese Reiseberichte, die Du lesen sollst als das, was sie sind: die leichtfertigen Beichtgeheimnisse eines Dekadenten.

*

Noch immer ist die Herzogin meine einzige Bekanntschaft, ausgenommen natürlich der Badearzt. Ich bin nämlich wieder reumütig zu meiner absoluten Schlaflosigkeit zurückgekehrt. Die Luft ist hier zu trocken und zu bewegt. Weiß ich allein. Aber nach vier Wochen langweiligen Aufenthaltes wieder in ein andres, noch langweiligeres Rivieranest, wo die Bergformen zur Abwechslung etwas weicher sind, — danke! ... Je eher, desto besser. Du kennst meine Ansichten über das Glück eines langen Lebens.

Von der Ducheſſe sprach ich mit dem bejahrten Medizinmann übrigens auch. Er klagt über die schreckliche Unwissenheit vieler deutscher Aerzte in Bezug auf die klimatischen Winterstationen. Sie machten so wenig Unterschied, weil ihnen die Riviera nur ein Sammelbegriff sei für Wärme, Windstille, Nebellosigkeit! Und ich muß ihm recht geben. War neulich mal in Bordighera und bin von da nach Ospedaletti hinübergebummelt. Ein Katzensprung, aber welch ein Kontrast! Dort nahm mir der Küstenwind den Strohhut vom Kopfe, und hier diese staubgesättigte Treibhausluft ohne Spur von Bewegung. Die Schwindsüchtigen da beneide ich auch nicht gerade ... Der alte Herr wurde nach dem Dinercharteuse etwas geschwätzig ... „Ja, Aerzte und Patienten, die wollen eben manchmal nicht sehen! Da ist die Herzogin von Liéges ... Sie hat mal hier gegessen, vermutlich nur, weil ein Brief des Prinzbruders nach dem Hotel adressiert war ..." — „Ist die Herzogin denn krank?" — „Gewiß ist sie krank; Herz, nicht mal leichte Sache ... Wissen Sie, die Frau hat sich fabelhaft jung verheiratet. Vernunftehe. Das bildhübsche, liebenswürdige Geschöpf hätte wohl auch einen Ebenbürtigen für das Herz kriegen können, aber im Augenblick war nur der eine Herzog disponibel. Da nahm sie den denn. Juwelen rächt sich so etwas, meistens nicht ... Es spielen da noch andre Dinge mit, die ich Ihnen nicht näher erörtern kann ... Kurz und gut, nervös und zart war sie immer veranlagt. Dann ist das Herz in Mitleidenschaft gezogen worden. Man soll's nicht laut sagen, aber dieses verwünschte alte blaue Blut mit noch älterem gemischt, das soll eine vernünftige Rassenzüchtung sein und ist heller Wahnsinn. Altes blaues Blut ist vorzüglich, wenn das ganz rote dazu kommt. Bringen Sie das den Leuten bei — unmöglich! ... In dem speziellen Falle kann ich mich auch irren. Die Ehe ist sehr glücklich, ohne irgendwelche Scene, eine beiderseitige Rücksichtnahme zartester Art ... Ich bin alter Demokrat und denke mir im stillen: Blutig gezankt und heiß geliebt, das giebt allein gute, lebensfrohe Geschlechter. Werde mich hüten, Herzogen so etwas zu sagen ... Ihnen, Baron, kann man solche Weisheitssäge schon vorsetzen. Blaublütig ist Ihre Sorte auch höllisch, aber sie hat immer die verständige Angst vor der zu großen Blaublütigkeit ... Also zur Sache bemerkt: die Luft hier und die Höhenlage des Schlosses sind direktes Gift für das Herzleiden der Herzogin. Jedoch des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Und wenn sie vielleicht irgendwo anders alt werden könnte und hier durchaus jung sterben will, so wird sie wohl ihre Gründe dafür haben ... Gute Nacht, Baron, Sie bleiben ja auch hier, obgleich es Ihnen nichts taugt."

Die Frau Herzogin schneiden mich. Was um so peinlicher, als wir uns fast täglich begegnen. Auf der Landstraße — eh bien! — wenn die in Staub gehüllte Equipage mit dem Fuchsgespann vorüberjagt und ein Kameenprofil sich zu förmlichem Gruß senkt, da wäre nicht einmal Zeit, bei dem Fußgänger zu halten. Aber in der Stadt, in den engen Gassen, wo sich die edeln Traber zu unwilligem Schritt bequemen müssen, da könnte sie wohl einmal dem ehrerbietig Grüßenden die feine Hand herüberstrecken und sagen: „Nun, wie geht's, Baron? Konnten Sie den Weg zu uns immer noch nicht finden?" Dann würde ich den Weg ganz gewiß finden, während ich ihn jetzt aus Trotz nicht finde. —

Neulich jedoch wieder das erste Wort. Ein Ausweichen war auch nicht möglich. Ich ging gerade zur Frühmesse; ich thue das in Italien zuweilen, aber der Kirche, der Volkstypen und des gewissen katholischen Parfüms wegen, jedoch nicht aus Herzensbedürfnis. Als ich eintrat, hob eben so ein elender Krüppel die Thürdecke zu meinem Empfang, und ein vollkommen verdorrter Arm streckte mir seine

Digitized by Google

Mumienfinger bettelnd entgegen. Mit dem Mitleid packt mich zugleich der Ekel. Ich werfe dem Unglücklichen einen halben Franken zu, die zitternde Hand verfehlt ihn, und das Geldstück klirrt auf den Steinen. Während er sich danach bückt, rauscht die Herzogin an mir vorüber und sagt, ohne mich anzusehen: „Das ist häßlich, das kränkt! Man wirft einem Bettler nicht das Almosen hin, man giebt es ihm, zumal in der Kirche, wo wir doch alle Bettler sind...“ Ich hatte nicht Zeit, zu antworten, zu erklären, daß dies keineswegs Hochmut, sondern Nervosität und der feige Wunsch sei, über so traurige Begegnungen schnell hinwegzukommen. In der Kirche hatte ich keine rechte Andacht, nur zuweilen trugen mir die Schallwellen etwas von Fuoco, Fegefeuer, ewiger Höllenpein zu, unter denen das Fischervolk stöhnte. Die Herzogin fesselte mich ganz. Sie kniete hinter der letzten Bank so demütig, wie nur ganz große Damen zu knieen pflegen. Eigentlich doch ein hübscher Tadel, den sie mir zurief vorhin: vielleicht Verräter eines großen, warmen Herzens! Wie sie so kniete, vornehm und doch von beinah jungfräulicher Bescheidenheit, da erinnerte sie mich an irgend jemand. Ich grüble darüber noch jetzt vergebens. Die Sonne fiel gerade durchs bunte Kirchenfenster, und der neblige Lichtstreif ruhte auf dem Haupte einer Heiligen. Ja, einer Heiligen!. . Es war nur ein Moment. Eindrücke verwischen sich auch so schnell. Als sie dann zum Wagen ging, leichtfüßig, elegant, frappierte mich wieder der Gegensatz zwischen dem, was ich sehe und was ich gesehen. Ich wollte ihr auch schon nacheilen. Ich unterließ es. Vielleicht wollte sie gerade mir entgehen . . .

*

Man selbst entgeht seinem Schicksal doch nicht. Eine Woche später — ich kaufte gerade in einem Filigrangeschäft unnütze Zieraten für Deine Kinder —, da donnerte eine Equipage vor. Die Herzogin tritt herein, kommt auf mich zu, diesmal direkt und mit einem gütigen Lächeln auf dem jungen Gesicht: „Guten Tag, Baron. Wie geht's? — Ich suche Sie . . . Eine Frage: Sind Sie in der Nacht vom 21. zum 22. November vorigen Jahres über den Gotthard gefahren?“

„Allerdings, Herzogin.“

„Dann sind Sie mir auch schon längst bekannt und warm empfohlen . . . Erinnern Sie sich vielleicht einer älteren Dame, die mit Ihnen im Coupé fuhr?“

„Ob ich mich erinnere! Ich hatte mit ihr ein für mein Gefühl sehr peinliches Tete-a-tete.“

„Das weiß ich auch schon . . . Aber damit Sie orientiert sind: die Dame war eine sehr entfernte Verwandte von mir und eine Art mütterlicher Freundin. Da meine beiden Eltern sehr früh starben, hat sie mich eigentlich erzogen. Sie ist eine Deutsche — ein bißchen sonderbar — von ihr habe ich aber so viel Deutsch gehört, daß ich manchmal doch nicht weiß, ob es nicht meine Muttersprache ist. Nun, sie hat mir schon vor einem halben Jahre von einem Bild ‚Die Liebe‘ geschrieben, das ich unter allen Umständen sehen müsse. Wir haben uns lange nicht gehabt, und deshalb wollte ich ihr den Gefallen thun und zu diesem Zweck im Sommer nach Berlin gehen, das ich bloß aus einer einzigen Gesellschaft bei unserm Gesandten kenne, dessen Tochter mit mir im Kloster war . . . Das Bild hatte ich natürlich längst vergessen. Gestern schrieb sie mir noch einmal deshalb und namentlich von einer höchst merkwürdigen Begegnung mit dem Maler selbst. Ihren Namen lesen, Baron, und auf fünf Minuten zur Salzsäule zu erstarren, war eins. Dann habe ich mich wieder kindisch über unser Abenteuer auf der schwarzen Klippe gefreut. Bin ich nicht scharfsinnig? Hab' ich nicht Glück? . . . Sie mögen nur gedacht haben: Ist die Dame aber dreist! Innerlich bin ich das aber keineswegs. Sie sollen mich wirklich besser kennen lernen . . . Und wie ich Sie verstehe! . . . Ach, ich verstehe Sie auf einmal so gut! . . . Nein, ich bin Ihnen gar nicht mehr böse, daß Sie nicht kamen. Kommen müssen Sie aber doch . . . Sie müssen wieder unter Menschen. Morgen oder übermorgen werden Sie eine gestochene Einladung kriegen, wo der Herzog und die Herzogin von Liéges sich die Ehre geben, den Herrn von den Raben, sonst genannt Freiherrn zu North, zum Geburtstagsdiner der geborenen Prinzessin Félicie von Bragan einzuladen. Besuch vorher unnötig. Sie werden schon kommen, Baron.“ Und dabei lächelt der weiche Mund freundlich, die Opalaugen lächeln auch, als wenn sie sagen wollten: ‚Wir wissen ja, wie du gelitten hast, und deshalb wollen wir dich unter unsern herzoglichen Schutz nehmen.‘

Mit einer stummen Verbeugung meinerseits trennen wir uns.

In begreiflicher Gedankenlosigkeit kaufte ich darauf Deiner jüngsten Tochter eine silberne Streichholzbüchse, was ihr viel Vergnügen machen würde, aber gefüllt in so unnützen Kinderhänden schreckliche Brände auf Deinem Gehöft erzeugen könnte. Du siehst, lieber Gert, daß es Vergnügen und Verdruß zugleich ist, bekannt zu werden. — Natürlich geh' ich zu dem Diner. Verbrannte Flügel kennt Dein Bruder nicht, weil er ein zu weiser Schmetterling ist. Die reizende Herzogin ist doch etwas eitel und kokett und innerlich fest überzeugt, daß ich nach einer Wanderung durch die herzogliche Gemäldegalerie liebestoll zu ihren Füßen niederfalle und flehe: „Wenn ich Sie malen dürfte, angebetete Félicie, es wäre mein Traum, mein Glück!“

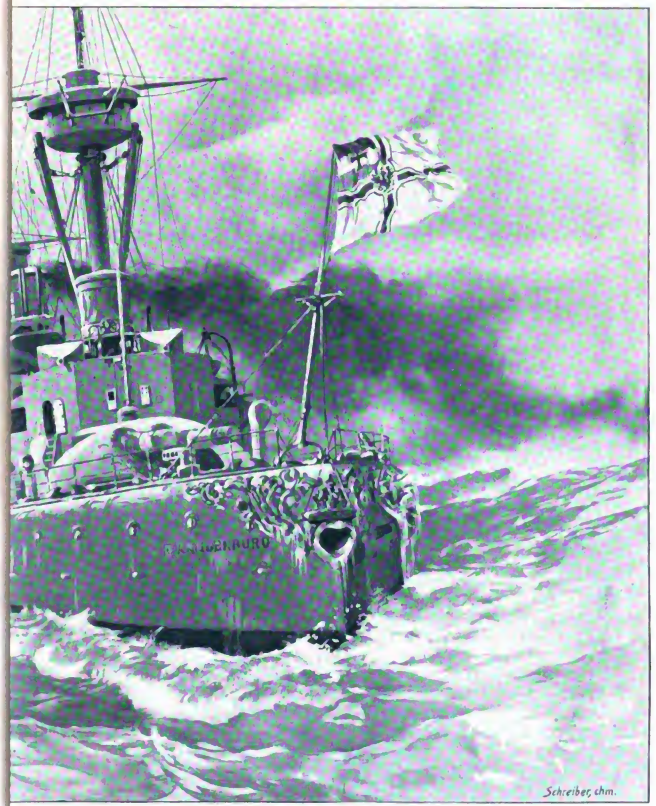
Wie hübsch bei unsereinem die Phantasie doch noch arbeitet! Der Maler ist aber auch in diesem Geschreibsel lebendig und gruppiert gar hübsch all die hübschen Kleinigkeiten um eine gar hübsche Frau. Du bist der einzig Leidtragende, denn Du mußt alles lesen.

III.

Le duc et la duchesse de Liéges . . . vendredi . . . à sept heures . . . habit de rigueur . . .

An einem Freitag segelt freilich kein alter Seemann, der nicht muß. So weit geht mein Aberglaube nicht. Ich mache mit Vergnügen von dem leichtgehenden Coupé Gebrauch, das mir die Frau Herzogin um fünf Uhr nachmittags schickt. Im Hotel

Digitized by Google



Wilhelmshaven nach Skagen (10. September). Von Carl Saltzmann.

Digitized by Google

Von den deutschen Flottenmanövern: Gefechtsbild aus der Nordsee (4. September).

Digitized by Google

gelinde Aufregung. Uebrigens wirklich eine wahre Reise. Ueber das Wasser gesehen kein Schrapnellschuß Entfernung — aber der riesige Bogen, in dem die Küstenstraße sich hinüberschwingt, heißt zwei deutsche Meilen ungefähr. Eine köstliche Fahrt bei sinkendem Licht — eine trübselige bei wallenden Wolken und rauschenden Regenmassen. Tief unten eine unsichtbare dumpfe Brandung, hoch oben die grünbewaldeten Bergkämme in Dunst gehüllt.

Das Schloß erkannte ich erst aus nächster Nähe — grau, alt, die Lichter unsicher flimmernd. Ein schmiedeisernes Portal mit einem vergoldeten Herzogshut — eine schmale Rampe. Ein Diener mit geöffnetem Schirm, der mir am Schlag entgegenkommt. Dann eine Burgtreppe in die Höhe, finster, mit Nischen, unheimlich, als ginge es in ein Verließ — ein schweres, nraltes Fallgatter, das aber geräuschlos zur Seite rollt. Dahinter die Halle, hoch, feierlich; von den gotischen Spitzbogen senken sich verblaßte Paniere, zwischen den engen, gemalten Fenstern starren echte Waffen, rostig, zerfressen; die stumpfe Spitze einer Turnierlanze blinkt. Am großen Kamin ein völlig geharnischter Mann — die wehende Helmzier blauweiß, in den Farben des herzoglichen Hauses. Die Schloßfrau empfängt mich am Gitter. Silberbrokat — am Hals wieder das kranke Grün des Türkisen schimmernd. Ein Phantast könnte wähnen, Ritter Inden ihn zu einem Bankett. Der Phantast hier sieht in die lächelnden Opalaugen der Herzogin und ist beruhigt. Sie reicht ihm zum Willkommen die schlanke, kühle Hand, die er nur flüchtig mit den Lippen berührt.

„Wie hübsch, daß Sie kommen, Baron! . . . Charles, wenn ich bitten darf!"

Am prasselnden Kaminfeuer stehen einige Herren und besehen den spiegelnden Lack ihrer Schuhe. Einer löst sich aus dem Kreis: „Du befiehlst, Félicie?"

„Gestatten Sie, Baron von den Raben, daß ich Ihnen meinen Mann, den Herzog von Liéges, präsentiere."

„Ich bin entzückt" . . . Es ist eine schlanke, sehnige Figur, sehr braun, mit ungewöhnlich mattem Auge (ich hätte mindestens einen Vierziger vermutet, aber gegen dieses etwas fade, junge Gesicht erscheint mein brünettes direkt alt) — sonst weder übermäßig gewandt, noch Causeur. Unsre Unterhaltung stockt sofort.

„Charles, präsentiere ihm, bitte, die andern Herren." Dies in dem leichten Französisch der grande dame. Darauf geht die Herzogin weg mit einem freundlichen Kopfnicken noch für den Neuling.

Die Herren am Kamin unterbrechen eine schlaff geführte Unterhaltung. „Prinz . . . Marquis . . . Graf . . . Baron von den Raben." Es sind alles Verwandte, ein Onkel, zwei Vettern. Dazu die leicht elegante Verbeugung, die von dem englischen Händedruck begleitet wird.

Die Unterhaltung flackert wieder auf — mit Rücksicht auf mich deutsch, ein flüssiges Deutsch, und so charakterlos glatt wie das Diplomatenfranzösisch.

„Ballantine hätte die Stute vom Fleck reiten müssen . . ."

„War Edmonds Hengst eigentlich sehr hoch gewettet?"

„Werden Sie im nächsten Monat zu den Rennen nach Nizza kommen, Baron?" Die Herren ziehen mich sofort zuvorkommend ins Gespräch.

„Ich denke, die ‚Félicie' hat auch diesmal Chancen" . . . Also auch Segelkatzen sind dabei.

Es ist eben die Unterhaltung von Leuten mit einem kleinen, scharfbegrenzten Gesichtskreis, einem wohl ausgefüllten Nichtsthuerdasein. Wie oft höre ich nicht in Berlin dieselben Unterhaltungen und machte sie mit, ebenso wie ich sie hier mitmache. Die schnelle Orientierungsgabe kommt mir zu nutze, die eine scharfgelebte Bummlervergangenheit verleiht. Wie schnell ist man über die Rennangelegenheiten au fait, sogar unter den Pferden findet man noch alte Bekannte, unter den Jockeys selbstverständlich. Sogar ein deutsches Pferd wird in Nizza über die Bahn gehen unter lächerlichem Gewicht, ohne Chance, aber immerhin doch ein deutsches Pferd. — Bei der Segelei ist das Mitkommen schon schwieriger. Wassergierl war ich nie. Aber man sah so viele Regatten, griff ein paar Handwerksausdrücke auf, die man jetzt wieder anwendet. — Warum ist nicht noch einer Radmensch? Wir sind außer dem Herzog ja unsrer vier. Rad und Tennis sind höchster Modesport, aber die Radrennbahn gilt als etwas gemein.

Ja, man hat sich doch höllisch geändert, alter Gert! Das wird mir hier zu Gemüte geführt. Ich liebe Sport, Gesellschaft, große Welt — ich könnte ohne eins davon dauernd kaum existieren — aber ich liebe sie als Satiriker. Die sinkende Welt tanzt mir da ihren Totentanz; im Prunk, im rauschenden Fest schwebt er vorüber. Und wo die andern alles im Licht sehen, im Glanz und schönen Gewändern — da sehen wir nur das welkende Fleisch und die schleichende Krankheit. Wir sehen es mit dem mitleidlosen Blick des Vivisektors, dem das Zucken zerreißender Nervenbündel nur ein Symptom, das stumme Stöhnen auch, der langsame Tod aber eine Thatsache. Die andern hören das Rauschen der Fronde, wo wir das Klappern der Knochen vernehmen. Solche Auffassung ist weder schön noch macht sie glücklich — aber reiß Dich von ihr los, wenn Dir jedes Vergnügen nur eine hüpfende Welle und nur der tiefe Strom der Arbeit der Bezwinger trübseligster Gedanken ist. Gewiß giebt's auch Oasen in der grauen Wüste des Lebens, grüne, wonnige Oasen, wo die klugen Thoren es sich lange wohl sein lassen. Wir haben manche Oase hinter uns — aber des Bleibens war auf keiner. Wir stampfen stiernackig weiter durch den glühenden Wüstensand, und wen der mitleidige Samum nicht begräbt, der kühlt wohl am rettenden Brunnen die lechzende Zunge und pflückt die goldene Oasenfrucht von Zeit zu Zeit. Genuß ist's ihm nicht. Er will nur die Kraft daraus saugen zum Weiterwandern, bis er gar nichts mehr vor sich sieht, als den unendlichen Sonnenbrand und die schwelgende Wüste. Dann thut der Kluge sich resigniert nieder zum Verenden, die Narren aber schleppen sich weiter . . . weiter . . .

Digitized by Google

Das Diner nahmen wir im Zimmer der Herzogin. Eine Laune von ihr, die Sium für das Intime hat. Der Raum ist klein, lauschig-grüner Plüsch mit hellem, englischem Holze. Ein runder Eßtisch. Die Diener rücken die Stühle zurecht. Das weiche Acetylenlicht gleitet über weiche Formen, weiche Farben. Ich habe ein Gefühl von Gemütlichkeit, Wärme. Das dauert bei mir aber nie lange. Wenn ich unter Menschen bin, muß die Lippe in kaltem Hohn zucken. Ich sehe mir meine Leute an. Wir sind ein ganz kleiner Kreis, eine beinahe illustre Gesellschaft, die sich giebt wie sie ist — frei, distinguiert, sicher. Keine Standesunterschiede. — Neben mir der Prinzonkel: weißer Schnurrbart, rotes, gesundes Gesicht, ein Seemann aus Neigung, nicht aus Beruf. Dann der Marquis: jung, elegant, blonder Franzose, durch die Rennpassion von der steifen, englischen Art etwas angekränkelt. Dann der Duc: ich beschrieb ihn schon. Mir der interessanteste ist der Graf — vielleicht Ungar — mit gelblichem Teint, tief brünett — ohne Passionen — aber in dem zerstreuten Blick der beinahe weibischen Sammetaugen liegt für mich etwas Schreckliches. Ich wundere mich nicht, wenn er liebenswürdig lächelnd heute in Monte Carlo eine Million verspielt und morgen ebenso lächelnd bei einem scheußlichen Verbrechen ertappt wird. Es ist der Vetter des Herzogs — der vielleicht degenerierte Typ, wo Gleichgültigkeit und Laster sich mischen und im Grunde beide recht haben, die da sagen: „Der harmlose Mensch — oder das Scheusal —“ Wenn diese Leute ihr Geld mit der Arbeit verdienen sollen — o weh!... Die bösartige Kritik habe ich mir bewahrt. Ja, warum ging ich unter die Arbeiter? Wenn die Gesellschaft meine Gedanken ahnte!... Denn auch die soziale Frage kam aufs Tapet — nur getippt natürlich, ohne Aufregung oder Verständnis.

„... Was verlangen diese Arbeiter eigentlich noch?“

„Nachher werden die anständigen Leute hungern müssen ...“

„Die anständigen Leute?“ frage ich.

„Wir alle. Aber die Ueberhebung dieser Leute wird schon bestraft werden, zu spät werden sie erkennen, wo ihr wahrer Vorteil liegt. Wenn die Völker erst die Könige verachten und Gott verhöhnen, — sogar Gott ...“ Und da werden alle die Gesichter ernst, demütig. Es sind wirklich fromme Leute — sie fürchten Gott und thun nichts. Was sie sagen, ist objektiv gewiß richtig — aber subjektiv aus solchem Munde, wie dumm und hoffärtig!

„Dennoch ...“ Hier ist der Moment, wo die Schläfen mir plötzlich glühen und die Augen unangenehm flackern. Ich habe eine unglaubliche Malice auf der Zunge — ich schlucke sie hinunter, weil die Herzogin mich ängstlich ansieht. — Der Sozialist wird lebendig. Mein lieber Gert, trotz allen Hochmutes, trotz aller Feudalität sind wir Rabens doch Revolutionäre. Ich könnte ein Fräulein Müller nie anders lieben als par amour, und wenn sie ein Engel an Schönheit und Güte wäre — in dieser Gesellschaft aber trage ich die Jakobinermütze. Ich gehöre plötzlich zu denen da unten, ich fühle, ich leide, ich grolle mit ihnen. Sie sind meine Brüder — freilich nur so lange ich's will, und wehe, wenn sie's von mir verlangen wollten! Das ist die Arbeit, die gleich macht. Du verstehst mich, wenn ich sage: mir thun die großen Summen direkt weh, die sie jetzt für meine Bilder zahlen; ich muß dabei immer an die Armen und Elenden denken, die schweißtriefend mit der Arbeit eines ganzen Lebens das nie verdienen können. Früher, als ich nichts that, nur verschwendete, kamen mir solche Gedanken nie. Die Arbeit ist demokratisch — uns wenigstens macht sie dazu ... Und wenn heute die Revolution käme, wer würde an dem nächsten Linienast baumeln? — Ich! — Und wenn ein Mitlediger mich nachträglich abschnitte, mich der Reaktion zu bewahren, wen würde die zuerst füsilieren? — Mich! — Nein, solche Leute gehören trotz aller weltmännischen Allüren nicht in die Welt. Sie sind die unglücklichen Modernen, die Girondisten dieses Jahrhunderts, bereit, Könige zu stürzen, wenn sie allmächtig sind, und ebenso bereit, sie zu schützen, wenn sie rettungslos verloren ... Problematische Naturen — wenn einer, so bin ich's!

Dieser Widerspruch meines Wesens quälte mich während des ganzen Diners. Die Granden merkten davon freilich nichts. Der Schweigsame berührt ja immer sympathisch. Die Herzogin sprach auch nicht viel, sie streifte mich manchmal nur mit einem halben, klugen Blicke.

Nach Tisch schlenderten wir durch das Schloß.

Ich habe Zeiten, wo meine Sinne stumpf. Das passierte mir unglücklicherweise gerade heute. Uebrigens schöne Räume, alte Möbel. Wer die Phantastik liebt, der mag sich an den Antiquitäten freuen, die überall wahllos hingestreut sind. Auf den Kaminsimsen venetianische Gläser — in einer Fensternische tiefdunkle, geschnitzte Chorstühle aus Urbino. Vergilbte Elfenbeinfiguren neben zerfetzten Gobelins. An den Wänden nachgedunkelte Heilige, mythische Darstellungen, Schäferspiele. Ausgegrabene Marmorstatuen, verstümmelt oder ungeschickt restauriert, neben einem Renaissancekruzifix von geradezu wundervoller Reinheit. Und das Zimmer auf Zimmer, so daß man nichts mehr unterscheidet und als Spieltisch ansieht, was Betpult ist. Selbst in dem engen, hohen, gotischen Korridor gruppieren sich um die lange Reihe erlauchter Ahnen diese Kunsttrümmer, zuweilen frappierend wertvoll, zuweilen traurig wertlos. — Bric-à-brac — die Herzogin hat's getroffen. Es ist ja Mode heute, die Leute finden's stilvoll. Mich ödet's an. Ich halte Museen und Galerien mit ihrer historischen Anordnung für ein notwendiges Uebel, das den Kopf mit fremden Vorstellungen belastet, aber den eignen Geist tötet. Künstliche Rumpelkammern sind weit schlimmer. Wo die Tradition, das Altehrwürdige einen Sinn haben soll, muß es aus dem Einzelnen herauswachsen und über dem Ganzen wie die feine Patina echter Bronzen schimmern. Dann fühlt man historisch, der Geist des Vergangenen umspinnt uns und führt uns sanftiglich zurück in sogenannte bessere Zeiten. — Nein,

Digitized by Google

teurer Duc, deine Kostbarkeiten gefallen mir gar nicht! Sie sind sogar beleidigend für den Künstler, dessen Werk du in falsche Rahmen hineinzwingst. Vielleicht, daß es bei Tage besser aussieht und die lichten Punkte wirklicher Schönheit heller aus diesem Chaos leuchten. Ich habe keine Ahnung, was du für Bilder hast — eins von mir aber würde ich hierher um keinen Preis verkaufen. Die „Liebe“ neben einer ramponierten Antike — sollen wir uns da sinnlos bekämpfen, die ganz Alten und die ganz Modernen?

Groß war Deines Bruders Beredsamkeit nicht, als er mittrollte, ein Gelangweilter unter Gelangweilten. Kaum das unumgängliche: „Sehr hübsch!... Antik?... Wie haben Sie nur all die Sachen sammeln können?“

Der Herzog mit seinen matten Augen, der neben mir den Cicerone spielt, ist beglückt von dieser faden Bewunderung. Aber hinter mir hörte ich deutlich ein Zwiegespräch — „Un grand artiste?“ — „Je crois bien“ — „C'est drôle“... Eine hübschere Charakteristik giebt's gar nicht.

Gott sei Dank, als alles endlich vorüber. Die Herzogin war auch mitgegangen, etwas verlegen lächelnd — sie kennt mich doch am besten. Den Kaffee nehmen wir im Stehen.

„Spielen Sie Karten, Baron?“

„Ein wenig.“

„Auch Whist?“

„Keine Ahnung!“

„Sehr schade!“

Ich finde es dagegen reizend, daß ich so vortrefflich lügen kann. Herrgott ja — ich und nicht spielen! Der alte brave Jever Rolf, der mit so viel Glück pointierte, bis er eines Tages so schwer niederbrach. Wenn ich noch denke, wie ich zu Dir kam als Belchtender! Du dachtest immer, es handle sich nur um blaue Lappen — und es handelte sich doch um braune, viele braune. Uns beiden standen die Haare ein wenig zu Berge — Dir mehr... Du — nee, nee! — wenn man als alter Kerl sich sagen muß: Du hast nichts gethan und wirst nichts thun, und eine Strychninlösung ist das Vernünftigste.

... Schön ist die Erinnerung nicht! Aber es hatte doch das Gute, daß dieser schwerste Peitschenhieb mir das Vollblut endlich weckte.

Von dem Augenblick datiert die Arbeitsära... Wir beide jammerten freilich, obgleich mir gar nichts Besseres passieren konnte. Denn so allein war es noch möglich, ins Rennen zu kommen.

Der Diener macht einen Spieltisch zurecht in der Ahnengalerie, dicht unter einem finster blickenden Marquis von Liège. Indessen wandere ich mit der Herzogin auf und ab. Als die Partie zusammengetreten, führt mich die reizende Frau in das anschließende Gemach. Eine Art Verandazimmer. Weiße, niedrige Möbel mit Strohgeflecht. Aus den Ecken drängen sich wuchernde Schlinggewächse, aus der Majolikaschale auf dem Tisch quillt ein riesiger Blumenstrauß. Darüber eine seegrüne Ampel, die leise schwankt. Hier ist Siestastimmung — verschwiegenes Licht — wohlige Dämmerung. Der feine Mimosenduft wallt fast betäubend durch das Zimmer. Das Saftgrün des Blattwerks blinkt traulich. Die Frau Herzogin liebt am meisten dieses Zimmer, das mir vorher nicht gezeigt ward. Ich muß mich neben sie setzen auf ein zierliches Sofa. Und während die weiße Hand mit dem Rokokofächer spielt, schweift das Opalauge ernst, träumend durch die weit geöffnete Thür in die Ahnengalerie, wo die Whistpartie lautlos tagt. Ich schiele zu der reizenden Frau hinüber — das reine Profil reizt den Künstler. Sie mag die Bewunderung fühlen. Denn vom Hals steigt langsam helles Rot zu den feingeäderten Schläfen.

Nach einer Weile wendet sie mir graziös den Kopf zu. „Nun, wie gefällt Ihnen das Schloß, Baron?“

„Sehr kostbare Einrichtung, Herzogin.“

„Ist das alles?“

„Pardon...“

„Also gefällt's Ihnen auch nicht?... Keine Ausflüchte! Was fürchten Sie? Ich bin auf Ihrer Seite... Kostbar: das stimmt... Weniger wäre mehr. Es sieht auch so aus, als wenn wir furchtbar reich wären, was wir aber gar nicht sind. Wir haben eben unsre Revenuen und keine Schulden. Sie dachten natürlich auch, wir wären furchtbar reich?... Ach, natürlich!... Und ich möchte es nicht mal sein. Was sollte ich mit hundert Millionen anfangen? Läßt sich das Glück vielleicht kaufen?...“

„Kaufen freilich nicht!...“

„Ach, Sie werden sentimental, Baron — ich werde undankbar. Ich habe zum Beispiel einen Bruder, den ich leidenschaftlich liebe. Er ist verlobt, wird bald heiraten... Eigentlich ist es doch schon ein großes Glück, wenn man jemand hat, den man so lächerlich liebt, daß man ihm alles opfern könnte — alles — auch sich selbst.“

„Da sind Frau Herzogin in einer ähnlichen Lage wie ich. Mein Bruder Gert...“

„Erzählen Sie mir von diesem Bruder,“ unterbricht sie eifrig. „Ich streite mich nämlich ernstlich mit Leuten, die da behaupten, nur die gleichen Geschlechter zögen sich an bei Geschwistern. Ich habe eine jüngere Schwester, die mag ich gar nicht. Es ist mir eine fremde Rasse, schwerblütig, düster. In manchen dumpfen Kirchen hat man so ein Gefühl... Also, Ihr Bruder, Baron?“

Ich hätte so viele hübsche Züge von Dir, Gert, parat, Du, der Du mein bester Mentor und nachsichtsvollster Freund immer gewesen bist. Hier kann ich nicht sagen, was ich möchte. Der berühmte Pfropfen steckt mir in der Kehle. Als wenn dies feudale Schloß unsre kleinen brüderlichen Leiden und Freuden nicht verstehen könnte, als wenn's Entweihung wäre vor dieser fremden Dame. Das ist die falsche Gène — der Kopf giebt nur, wo das Herz geben sollte. So erzähl' ich denn nur, daß Du früher sehr hübsch, sehr elegant warst (ganz das Gegenteil von mir auch noch heut), und daß Du mit Deinem hellen, scharfen Verstande, Deinem ungutmütigen Witz, eigentlich für die große Welt bestimmt, dennoch ganz früh unter die Krautjunker gegangen seist, einem sentimentalen Zuge unsers

Digitized by Google

Von den deutschen Flottenmanövern: Nächtlicher Ueberfall des Geschwaders im Großen Belt.

Digitized by Google

Wesens folgend, — was Dir das Glück zwar nicht brachte, dafür die gesunde Sorge für Heimatscholle und Kinder.

Und sie, erst verwundert, daß ich an solchen Aeußerlichkeiten klebe, sieht mich klug an — und versteht doch. „Sie wollen nicht, Baron! Sie denken: was will diese Frau von uns, die wir gar nicht kennen? . . . Ich will unvorsichtiger sein, weil ich Sie schon sehr lange zu kennen glaube. Mein Bruder ist ganz mein Ebenbild, natürlich Mann, sogar ein leichtfertiger Mann, dem's aber gar nicht schlecht gehen kann, weil er bald unten ist, bald oben, bald traurig, bald vergnügt, das letzte viel häufiger. Er lächelt lange nicht so oft als ich. Trotzdem bin ich immer viel länger unten, viel länger! . . . Ich kann gar nicht erwarten, bis er verheiratet ist. Sie ist zwar nur Marquise, aber vom besten französischen Adel aus dem Faubourg St. Germain. So treue Royalistin, daß es Ihnen passieren könnte, in einem Gespräch über den großen Napoleon die Antwort zu hören: Ich kenne den Mann nicht! . . . Etwas verbohrt? Aber mokieren Sie sich nicht! . . . Wenn Sie meine Schwägerin sehen würden, so jung, so frisch, so lustig! Sie haben in Deutschland ein komisches Wort: herzig — und das ist sie! . . . Außerdem dürfen die Bragans unter keinen Umständen aussterben. Ich werde meine Nichten und Neffen kindisch lieb haben, ich werde für sie sparen, mein Schloß in Flandern vererbe ich ihnen ganz gewiß! Und die Mädchen sollen so aussehen, wie meine schöne Mutter . . ."

„Sie war Ihnen ähnlich, Herzogin?"

„Man sagt . . ."

„Dann allerdings . . ."

„O, Sie Schmeichler! . . . Pour l'amour la mort! Ist das nicht ein wunderhübscher Wappenspruch? Das Geschlecht Bragan hat ihn immer hoch gehalten. Bragan, das hat Klang. Lièges, das klingt so weich und weibisch. Obgleich ich den Namen trage, liebe ich ihn nicht. War's Irrtum oder Malice, daß Sie in der Adresse è geschrieben haben? Lièges heißt Kork, Lièges Lüttich. Lièges ist aber richtig. Die Herren von Lièges bestreiten das zwar und heißen doch so und führen eine Korkeiche im Schilde seit Olims Zeiten. Ich finde nichts dabei, ich finde es aber auch weder hübsch noch ritterlich. Vielleicht trieben sie wie Kork auf den Wogen des Lebens und wählten sich selbst das Emblem. Ziehen Sie aber daraus keine Schlüsse, Baron! Die Lièges hier, Mann und Frau, treiben nicht so leicht auf den Wogen . . . Der Herzog allerdings . . ." Sie spricht nicht weiter. Wieder derselbe ernstträumende Blick die Ahnengalerie entlang, wieder das nervöse Zucken der feinen Nasenflügel . . . Lieben sich die beiden Leutchen nicht? Es ist eine Konvenienzehe, und die geflickten Töpfe halten ja am längsten.

Dann sagt die Herzogin noch einmal langsam: „Pour l'amour la mort" — und bewegt langsam den geschlossenen Fächer dazu. Es ist, als wenn etwas häßlich Kühles durch das Zimmer wehte.

„Pour l'amour la mort," wiederhole auch ich leise. Es klingt wirklich hübsch.

Das feine Ohr der Herzogin hat es erfaßt . . . „Ja, das war einmal . . . Eigentlich doch glückliche Menschen, die das zur Wahrheit machen konnten. Wir, glaube ich, können's nicht mehr . . ."

„Nein, wir nicht mehr . . ."

Da suchen mich ihre Augen ungläubig fragend. „Sie auch nicht, Baron?"

„Ich auch nicht, Herzogin."

„Und Ihr Bild?"

„Haben Sie es gesehen?"

„Sie haben recht. Aber man schrieb mir doch . . ."

„Man schrieb Ihnen Thörichtes, Herzogin. Ich will Ihnen etwas sagen: Ich stehe noch heut als ein Fremder vor meinem Machwerk. Ich habe niemals geliebt — niemals! — Heute sind meine Fähigkeiten der Art wohl schon erschöpft — ich erschöpfte sie im kleinen Krieg . . . Ich habe viel gelebt, viel genossen und werde darin fortfahren, so gut es geht. Für den Künstler ein Glück. Denn wer das eine erlebte, der erlebt nie etwas mehr! . . . Hätte ich bei meinem Bilde das gefühlt, was ich malte — es wäre mein letztes Bild. Ich käme über den einen Eindruck nie hinweg . . ."

„Und wenn Sie das Unmögliche doch noch einmal an sich erlebten?"

„So würde es mich überfluten wie ein Strom — und ich würde daran zu Grunde gehen . . ."

Woher weiß ich das alles? Warum sage ich es gerade dieser Frau? . . .

Wir könnten das Thema weiter fortsetzen — Félicie mag aber nicht. Sie sagt nur mit feiner Anerkennung: „Als Sie von der ‚Liebe' sprachen, sprachen Sie leise — Sie flüsterten beinahe. So hab' ich's gern . . . Ich möchte Ihr Bild doch sehen . . ."

„Nein, Herzogin, in meinem Bilde liegt etwas ganz andres als Sie denken. Das ist ein stummer Verzweiflungsschrei, der doch bis ins Mark dringt."

„Dann weiß ich doch nicht, ob ich's gern haben könnte . . . vielleicht bewundern . . . Die Liebe flüstert — das verstehe ich . . . Aber wir wollen von etwas anderm sprechen — von Ihrer Kunst überhaupt. Künstler stehen mir immer auf einem Postament, zu dem die Sterblichen interessiert hinaufschauen."

„Kunst ist Arbeit, Herzogin."

Sie lächelt. „Nicht so hart, Baron! Sie sollen leise sprechen wie vorhin. Das steht Ihrem Organ am besten."

Zum Scherz flüstre ich kaum hörbar etwas Fades. In dem Augenblick dreht sich von den Spielenden einer nach uns um — es ist der Herzog.

„Neigt der Herr Gemahl zur Eifersucht?" frage ich mokant.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Flüstern dürfen wir Ewigkeiten — aber wehe, wenn ich ein einziges Mal hell auflachte!"

„Der Herzog liebt die große Welt?"

„Sie wollen sagen: er kennt sie schlecht — er kennt sie in der That schlecht!"

„Herzogin, ich bin weit entfernt . . ."

„Die Wahrheit einzugestehen. Und Sie sollen

Digitized by Google

doch ehrlich zu mir sein, so ehrlich, wie ich es sein will . . . Sie sollten sich übrigens zu Ihrem Scharfblick gratulieren. Mein Mann wird die Welt nie kennen, und wenn er tausend Galabälle mitgemacht hätte. Das liegt in seiner Natur . . .“

„Und lieben Sie dies Genre sonst?“

„Ich muß wohl. Denn sonst hätte ich meinen Mann nicht geheiratet.“

Ich ging viel zu weit, um diese Zurechtweisung nicht ruhig zu ertragen.

„Gefällt Ihnen übrigens mein Mann, Baron?“

Da reitet mich der Teufel, etwas Unglaubliches zu sagen: „Nein.“

„Warum?“

„Nur, weil es Ihr Mann ist, Herzogin.“

„Danke. Ich habe Sie doch richtig taxiert.“

„Wollen die Frau Herzogin die Gnade haben, mir das zu erklären?“

„Später vielleicht — jetzt wollen wir noch etwas lustwandeln.“

Ich erhebe mich gehorsam. Wir schlendern nach der Ahnengalerie. Wenn sie mir die Bemerkung übelgenommen — meinetwegen! Bei den Spielern bleibt sie stehen. Sie sieht dem Herzog in die Karten, die Hand leicht auf seine Schulter gelegt. „Hast du Glück, Charles?“ — „Wenn du hineinsiehst, stets, Félicie.“ — Die alte, galante Phrase! Dennoch lächelt die reizende Frau, ein verlegen liebenswürdiges Lächeln, wie ein Kind, das genascht hat und das nicht wahr haben möchte.

Wir gehen weiter durch die ganze Zimmerflucht — zwei Trümmer, den Blick ins Leere. Mich drücken die Räume, so hoch sie sind. Nicht etwa, weil ich mich vielleicht unsicher fühlte oder nicht unter meinesgleichen! Und wäre es eine Versammlung königlicher Prinzen — auf meinem Wappenschild steht: ‚Flieh! Der Rabe!‘ (siehe Ivanhoe — front de bœuf) — Nein, so dumm es klingt — ich fühle das Schicksal. Das Unglück schleicht um mich herum, hat vielleicht schon die Hand an meiner Kehle. Vielleicht mag ein Bube aus Wahnsinn oder gemeinem Zerstörungstrieb die „Liebe“ zerfetzt haben, und im Hotel finde ich nachher das Telegramm. Irgend jemand oder irgend etwas thut mir etwas Schreckliches — den Gedanken werde ich nicht los. Von den Kostbarkeiten um mich her sehe ich jetzt gar nichts. Ich höre nur das leise Rauschen des Seidenrocks der Frau neben mir. Auch das berührt meine Nerven unangenehm. Ich Narr! Die Frau ist höchstens mein guter Geist, aber nicht mein schlechter.

Sie haben da irgendwo in einer Ecke auf einer Staffelei eine sehr gute Kopie von Tizians „himmlischer und irdischer Liebe“. Vor dem Bilde zögert die Herzogin. Es ist die holdeste Offenbarung der Kunst — es liegt ein Duft darüber, ein Zauber, den wir lieben und hassen zugleich. Das können wir nicht mehr. Bei uns ist alles gewollt. Die Herzogin weiß das vielleicht auch. Und mit dem ganzlichen Mangel an Prüderie, der die ganz große Dame so angenehm von der Kanzleiratstochter unterscheidet, tippt sie auf die nackte Gestalt.

„Lächelt Ihre ‚Liebe‘ auch so rein?“

Ich kann nur lächeln. Meine „Liebe“ ist so ganz anders. Und wie sich die unsinnigsten Gedanken in nervösen Hirnen kreuzen, so fällt mir vor dem Bilde gerade das Lukretialächeln ein, das ich einst malen wollte — und wie eine andre vorhin lächelte, die feine Hand auf ihres Mannes Schulter. Meine Herzensfrage ist empörend: „Wann lächeln die Frauen am teufschesten?“

Die Antwort vielleicht ebenso empörend: „Wenn sie verraten, Baron.“

Ich stehe eben vor dem reizendsten Rätsel, das einem in Frauengestalt erscheinen kann. Rätselraten halte ich sonst für die kindische Beschäftigung geistig Armer — aber solche Rätsel! — . . . Ja, Bauer, das ist ganz was andres . . . Und habe die Güte, Gert, nicht zu moralisieren, indem Du erklärst: die Frau giebt dir gleich viel zu viel, als daß sie es dir allein geben könnte — Und wenn ich nun doch der Auserwählte wäre, ganz allein bestimmt, in ein großes, krankes Herz zu schauen?

Die Gesellschaft dauerte viel länger, als bei der aristokratischen Langweile anzunehmen. Ueber die Herren war nämlich beim Whist eine leichtfertige Stimmung hereingebrochen. Sie kamen uns nachgetrollt, den Herzog an der Tete. Unter Tizians „himmlischer und irdischer Liebe“ wurde zum Schluß noch gesext. Eine regelrechte Bank, die der Prinzonkel legte. Diese Verbrecher — was? Beruhige Dich! Und wenn wir bis zum jüngsten Tage gesext hätten, ein Hunderttraukenschein war auch beim größten Pech nicht zu verjubeln. Ein Spiel um zusammengeklebte italienische Lirelappen — philisterhaft, reizlos für Deinen Bruder, der höchstens noch die tollen Umdrehungen des Glücksrades liebt, wo die Psychologie einheimst, was der Beutel hergeben mußte. Zum Hazard gehören glasige Augen, zuckende Lippen, erlogene Ruhe. Doch selbst bei diesem zahmen Baccarat machte ich meine Studien. — Der Prinzonkel knurrt nämlich, sobald ein Fünfer sich empfohlen, bei zehn Franken nagt er verbissen die Lippen — beim zwölften beobachtet er sogar mit benitleidigendem Mißtrauen den Bankhalter beim Mischen. Ich mußte darob lächeln. Der Graf verstand und lächelte auch. Das ist mein Mann. Einer, der immer doublieren möchte, nie nachzählt, dabei immer ruhig, elegant, die Sammetaugen vom weichsten Glanz. Den möchte ich in Monte Carlo sehen! — Bei Spielern trügt mein Scharfblick nie. Er ist ein Verlorener, der nicht aufhören kann und aus der wildesten Glückshausse doch nackt und bloß entfliehen müßte — trotzdem ruhig, lächelnd wie ein Idiot. Der Herzog pinxert, berechnet Chancen, trennt sich aber von seinem Gelde wie von Spielmarken. Anders der Marquis — abgekühlter Franzose, uninteressiert, Gesellschaftsmensch, der mitthut, was andre nicht lassen können. Die schärfsten Pointeure sind die Herzogin und ich. Ich aus Scherz, ein gelassener Verschwender, dem es weit eher um die Gesichter zu thun ist als um das lächerliche Geld. Aber die Herzogin! Eine Jenratze scheinbar, wie sie im Buche steht, fieberndd und doch naiv, unerfahren, erpicht aufs Gewinnen wie alle Frauen, und dann wieder

Digitized by Google

von Gewissensskrupeln geplagt gegenüber den Verlierenden. Dennoch — sie ist mir räthselhaft — bei aller Passion, allem Leichtsinn ist die Grenze unverrückbar. Unsummen gewinnen — wohl möglich; Unsummen verlieren — undenkbar! Sie würde sich immer klug sagen: So viel kannst du verjeuen, aber darüber hinaus keinen roten Dreier mehr. Hier war die Probe darauf natürlich nicht möglich — doch sehe ich viel zu scharf, um nicht Spieler von Spieler zu scheiden — die tollkühnen und die wagenden. Bis zu dem einen Punkte riskiert sie alles — nachher keinen Sou. — Darin liegt ein Charakterzug, der mich über das fernere Schicksal dieser Frau überhaupt beruhigen könnte.

Sag, bin ich in sie verliebt? Wie Du mir zugeben mußt: nein! Trotzdem empfand ich eine gewisse Enttäuschung über diese vernünftige Tollheit. Das blasse Gesichtchen ist hellrot, die Opalaugen funkeln beinahe, die nervös zitternde Hand vergißt den Gewinn einzuziehen. Ich bemerke das einmal, zweimal, und mache mir den Scherz, ihren Gewinn für mich einzustreichen. Sie muß den Betrug erst von meinem spitzbübisch lächelnden Gesicht ablesen. Dann lacht sie hell auf: „Sie sind gefährlich, Baron!“ — Dagegen ich: „Allerdings, Herzogin — aber das würde wahrscheinlich jeder sein, der neben Ihnen beim Spiel pointiert. Sie haben das Zeug, in Monte Carlo die Bank zu sprengen — aber ein andrer nimmt das Geld.“

Die matten Augen des Herzogs ruhen in diesem Augenblick prüfend, fast argwöhnisch auf mir und ihr. Das helle Lachen that's ihm an — der Narr! Die reizende Frau und ich waren uns niemals ferner als in diesem Moment, wo der frende Zug ihres Wesens hervorspringt: das sparsame Verschwenden. Nein, ich liebe diese Frau ganz sicher nicht! Setzt da vielleicht auch bei diesem holden Geschöpf die Degeneration unsers alten Blutes ein? Ist da der tiefversteckte, aber unverrückbare Pol ihres Könnens, so daß eine dürre Vernunft das üppig grünende Gefühl unfehlbar dann meistert, wo es noch nicht einmal die Blüte treiben konnte, geschweige denn die Frucht?

Ich thue der Frau sicher unrecht — jedoch für mich ist das Spiel plötzlich vorbei. Die andern mögen's als Langweile deuten, Blastertheit, daß ich austrete. Grundfalsch! Der einzige Mensch in dieser Gesellschaft, zu dem ich mich hingezogen fühle, stößt mich ab, wird mir fremd.

Man läßt mich — man läßt ja Künstler immer gewähren, weil man für interessante Laune hält, was vielleicht nur mimosenhafte Empfindlichkeit ist. Ich gehe in das Nebenzimmer, wo die Importenkissen auf einem Mosaiktische thronen. Ich sehne mich jetzt nicht nach dem edeln Gift, an dem ich mich arbeitend immer berauschen muß. Die parfümierte Zigarette paßt heute besser. Boudoirluft wird pikant durch den feinen Rauch. Vielleicht hat diese räthselhafte Frau im Grunde auch nur Boudoirgefühle — spielend, nichtig und doch so gefährlich. Ich möchte darum in ihrem Verandazimmer vor dem Weggehen noch ein wenig träumen. In dem Raum muß ja ihre Eigenart wurzeln, weil sie ihn am meisten liebt.

In der Ahnengalerie sehe ich mir vorbeigehend noch einmal die Herren von Lièges genauer an. Katholische Köpfe darunter, Mönche in Stahlhemd oder Sturmhaube — ein fanatisch gläubiger Zug allen gemein. Bis zum siebzehnten Jahrhundert noch scharfe, herzlose Augen trotz der Gläubigkeit. Dann werden die Augen matter und matter. Die Degeneration tritt wohl ein. Sieht das der Epigonenherzog nicht, der mit den mattesten Augen selbst zu seinen Ahnen täglich aufschaut? Matte Augen sind ein Glück. Der eine sieht durch den Dunstschleier kaum, der andre verbirgt heimtückisch darunter, was er geschaut. Zu welcher von den beiden Kategorien gehörst du, Duc Charles? (Fortsetzung folgt.)

Neue Lyrik.

Pfau und Huhn.

Ich bin des ganzen Hofes Zier!
Der Hahn, der Schwan — gleicht einer mir?
Vermag es einer, standzuhalten,
Wenn meine Reize sich entfalten?
Aristokratisch ist mein Gang,
Und ist mir auch verhaßt der Sang,
So ist's dafür die Farbenpracht,
Die mich zum Herrn des Hofes macht.
Sieh meiner Kehle bunten Glanz,
Sieh meinen farbensatten Schwanz
Mit seinem prächt'gen Augenkranz!
Wo kennt dem Blick sich gleiche Schau?
Ich bin des ganzen Hauses Zier! —
Und du, was rühmst denn du von dir?“
So redete zum Huhn der Pfau.

„Nichts,“ sprach das Huhn und ging dann seiner Wege,
„Als daß ich emsig Eier lege!“

Paul Lang.

Abendruhe.

Es senken sich allmählich dunkle Schatten
Hernieder auf die tagesmüde Welt.
Die Nebel steigen von den feuchten Matten
Und Abendtau auf Gras und Zweige fällt.

Es flüstern sich im stillen Wald die Bäume
Noch leise, traute Schlummergrüße zu,
Und mählich dämmern schon herab die Träume,
Begleitet von der nächtlich stillen Ruh'.

Mit hellem Scheinen strahlen auf die Sterne
Und spiegeln glitzernd sich im klaren Bach,
Der Eule Schrei ertönt aus dunkler Ferne
Und klingt am starren Fels verhallend nach.

Durch Schlucht und Thal geht ein geheimes Weben,
Wie murmelnd Beten rauscht's in Busch und Baum,
Im Abendhauch die Blätter raschelnd beben —
Und leiser fließt der Waldbach wie im Traum!

Elmar v. Monsterberg.

Digitized by Google

Auf der Suche nach einer Furt.

Die Stelzen in der franzöſiſchen Landſchaft „Les Landes“.

Von

Paul Kauffmann.

II.

Wenn wir bisher die Stelzen in den ſüdfranzöſiſchen Landes als ein jetzt auf dem Ausſterbeetat ſtehendes, ehemals aber allgemein übliches Verkehrs- und Beförderungsmittel betrachtet haben, müſſen wir nunmehr einige Fälle ins Auge faſſen, in denen ſie eine ganz beſondere Verwendung gefunden haben, und in denen ſie ſich, teilweiſe wenigſtens, auch wohl erhalten werden. Hierher iſt unter anderm und unſrer Anſicht nach in erſter Linie der Poſtdienſt in der ganzen Ausdehnung der gascogniſchen Landes zu rechnen. Die 800 000 Hektare, die der Landſtrich umfaßt, ſind heutzutage faſt ganz der Kultur erſchloſſen und angebaut, ſie weiſen, je nach Beſchaffenheit der Gegend, größere und kleinere Marktflecken auf und neben dieſen zerſtreut im Land unter Meierhöfe (hordes) und „Luſtaus“, Niederlaſſungen der Harzgewinner, die ſich mit dem Sammeln und der Verwertung des aus den Fichten ausfließenden Harzes beſchäftigen, des Hauptproduktes der im Lande betriebenen Forſtwirtſchaft.

Dank ſeiner angeſchnallten Hilfsbeine legt der Landbriefträger mit Leichtigkeit die weiten Wegſtrecken zurück, die weit über diejenigen hinausgehen, auf welchen anderwärts ſein armer Berufsgenoſſe ſich abmühen muß. Ohne Stelzen würde es ihm gar nicht möglich ſein, die ihm anvertrauten Sendungen an die überall in ſeinem weiten Bezirk unther wohnenden Empfangsberechtigten gelangen zu laſſen, zumal einzelne Stellen des Landesinnern noch ſumpfig und ohne jeden gangbaren Pfad ſind.

In manchen Gegenden beginnt das mit unſern Fin de siècle-Lebensgewohnheiten ſo ſehr verwachſene Zweirad bei den Landbriefträgern Eingang zu finden, allein das Inſtrument iſt verhältnismäßig immer noch teuer und geht zumeiſt über die beſcheidenen Mittel eines ländlichen Poſtboten hinaus — und die franzöſiſche Poſtverwaltung! Sie läßt ſich lieber die Ohren vollſchreien, als daß ſie von ſich aus einen Pfennig ausgiebt. Und doch, wie praktiſch würde das zerlegbare Fahrrad nicht nur für den Militärdienſt, ſondern auch für den Landbriefträger ſein. Warum greift man aber einſtweilen nicht zu dem Auskunftsmittel der beſcheidenen Stelze? Sie koſtet gewiß nicht viel und würde der Beſchleunigung des Dienſtes ebenſo zu ſtatten kommen, wie ſie unſern armen Angeſtellten die Laſt ihres Amtes erleichtern würde. Aber die heilige Routine hat es einſtweilen noch nicht ſo gewollt. Der auf einer Schildkröte reitende Fortſchritt nicht ſchlaftrunken ein und wartet darauf, daß ihn der Ruf ſeiner allgewaltigen Gebieterin wecke.

Bei der franzöſiſchen Militärverwaltung ſind gleichwohl in jüngſter Zeit Verſuche mit Stelzen gemacht worden, und zwar beim 18. Armeecorps.

Dieſe Verſuche haben nicht zur Nacheiferung bei andern Corps geführt, obwohl das Ergebnis für eine erſte Probe, wenn auch nicht über jeden Zweifel erhaben, ſo doch recht zufriedenſtellend ausgefallen war. Die Militärbehörde denkt daran, die Verſuche in größerem Maßſtab wieder aufzunehmen und ſie auf weitere Corps auszudehnen. Ueber das Wann und Wo iſt indes von den Verwaltungsſtellen noch nichts entſchieden worden, doch iſt es immerhin möglich, daß bei den nächſten größeren Manövern ein Anſang mit dem neuen Syſtem gemacht werden wird.

Da das Corps, bei dem die Verſuche angeſtellt worden waren, in der Gegend der Landes ſtationiert war, hatte man ſich, wie das in der Natur der Sache lag, an junge Leute gewandt, die aus dieſer Gegend ſtammten und im Gebrauch der Stelzen erfahren waren, und einzelne von ihnen mit dem Amte betraut, als Inſtruktoren oder Lehrmeiſter für das Stelzenlaufen aufzutreten.

Die Stelzenläufer im Wettbewerb mit den Radfahrern! Was für ein wunderlicher Fin de siècle-Gedanke, wie wir vorhin ſagten, und was werden wir demnächſt wohl noch zu bewundern bekommen?

Wenn ich nicht irre, wurden beim 34. Infanterieregiment mit Zuhilfenahme von Feldtelegraphiſten dieſe intereſſanten Verſuche in der Gegend von Mont-de-Marſan am Ufer des Adour angeſtellt.

Die mit ihren ſämtlichen Apparaten und Ausrüſtungsgegenſtänden verſehenen Telegraphiſten erhielten den Befehl,

Digitized by Google

zwei Sektionen des Manövers miteinander in Verbindung zu setzen. Die Bewegungen wurden dank der Stelzen, welche die Telegraphisten erhalten hatten, sehr exakt und sehr rasch ausgeführt. Ohne sich der lästigen Leitern bedienen zu müssen, wie sie zum Verlegen der Telegraphendrähte an Baumästen und Häusern erforderlich sind, konnten die aus den Landeskindern ausgewählten Telegraphisten auf ihren bis zur Fußstütze 1,20 Meter messenden Stelzen ihren Draht in einer Höhe von 3 Metern in aller Geschwindigkeit legen, weil die Stelzen ihnen gestatteten, große Schritte zu machen und dadurch ihre Zeit wohl auszunutzen; sie schlossen die hauptsächlichsten Kommandostellen an den Feldpostwagen an oder setzten sie mit den verschiedenen, über das Manövergefeld verbreiteten fliegenden Telephonstellen in Verbindung.

Bei demselben Manöver hatte ein Infanteriebataillon, dem einige Stelzengänger beigegeben worden waren, den Befehl erhalten, über einen Nebenfluß des Adour zu setzen; der Oberst ordnete die mit Stelzen versehenen Leute ab, um eine Furt zu suchen. Die Stelzengänger bewegten sich langsam in dem Flusse vorwärts, mit ihren Stöcken das Wasser sondierend, und als sie die Furt in ihrer ganzen Ausdehnung gefunden, folgten die Truppen mühelos der Zickzacklinie, die von den voranschreitenden Stelzengängern angegeben wurde. Selbstverständlich tragen die Stelzengänger, wenn sie aufsteigen, Leinwandschuhe; sie hängen dann ihre ledernen Halbstiefel an den Tornister. Während des Marsches werden die Stelzen kreuzweise auf dem Rücken getragen; den Stelzengängern werden in diesem Falle die Tornister auf den Compagniewagen nachgefahren.

In der Morgenfrühe eines nebeligen Tages wurden Stelzengängerpatrouillen ausgesandt, um das Terrain zu rekognoszieren; der Kundschafterdienst erwies sich bei dieser Art der Fortbewegung als sehr vorteilhaft, nicht nur, weil er rascher von statten ging, sondern auch weil sich von der Höhe der Stelzen herab ein weit größerer Ueberblick über das in Betracht kommende Gelände ergab, und sumpfige Stellen, die sonst beschwerlich und mit Zeitverlust im Bogen hätten umgangen werden müssen, kein Hindernis mehr bildeten. Diese verschiedenen Erfahrungen waren überzeugend, und es darf wohl vorausgesetzt werden, daß man sie verwerten wird, sobald die Umstände es erfordern.

Jedenfalls hat sich in den zuletzt erwähnten Fällen wieder gezeigt, welchen Nutzen die Stelzen in militärischer Hinsicht gewähren.

Die Wälder der Landes sind reich an Wild aller Art, das den Jagdliebhabern und gewerbsmäßigen Jägern den Weidgang zu einem äußerst lohnenden macht. Abgesehen von den verschiedenen Arten des Rauh- und Federwildes, an denen nirgendwo Mangel herrscht, richten in einzelnen Gegenden die Wildsauen manchmal nicht unbeträchtlichen Schaden an. Wenn ein Jagdzug gegen dieses verheerende Wild unternommen werden soll, fordern die Forstbeamten eine Anzahl Stelzenläufer auf, sich an dem allgemeinen Treiben zu beteiligen. Zu Zügen formiert, folgen diese dann den Forstgehilfen und Treiberführern und bewegen sich mit großer Geschwindigkeit durch das Waldgehege, soweit das Bodengestrüpp dies verstattet, dabei das Wild aufscheuchend und die gehetzten Sauen mit wildem Geschrei in die Schußlinie treibend, wo die Jagdgesellschaft sie zu Fuß und zu Pferde erwartet. Unfälle kommen dabei zwar selten, immerhin aber noch häufiger vor, als gut ist; die Stelzenläufer verwirren sich manchmal in den am Boden wuchernden Ginstern und Stechginstern, und wenn sie dann zu Fall kommen, können sie äußerst schmerzhafte Verwundungen davontragen. Sind diese auch nicht lebensgefährlich, so vermögen sie doch den Treibern, die davon betroffen werden, sehr leicht die Lust am Jagdvergnügen zu verleiden, obwohl es Leute sind, die ihrer Natur nach nichts weniger als wehleidig sind.

Saujagd.

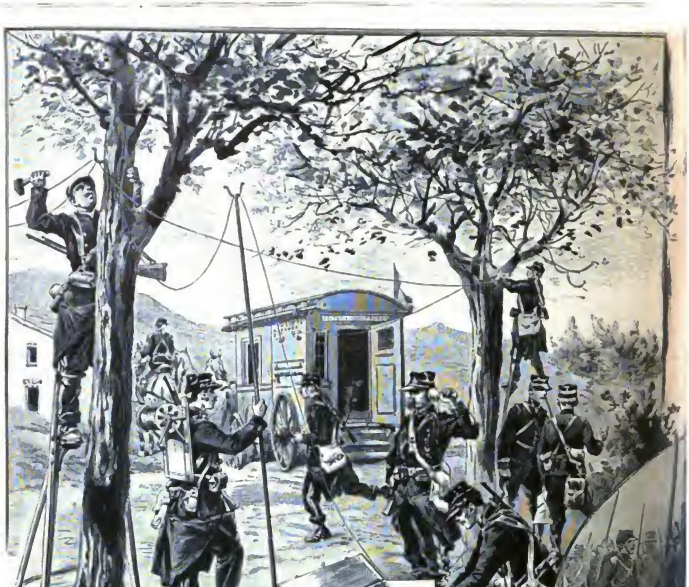
Sumpfjäger.

Digitized by Google

Stelzenwettlauf.

Sylvain Dornon auf seiner Reise durch Deutschland.

Digitized by Google



Legung der Drähte für einen Feldtelegraphen.

Arcachon, die wegen ihrer gesunden Lage so berühmte Stadt, die mit ihrem milden Klima namentlich von Brustleidenden gern als Winteraufenthalt aufgesucht wird, veranstaltet jedes Jahr Stelzenwettlaufen. Dieselben werden ebenso geschickt wie erfolgreich von dem berühmten Stelzenläufer Dornon geleitet, dessen Name auch in Deutschland noch in der Erinnerung sein dürfte. Er hat bekanntlich im März 1891 auf Stelzen eine Reise von Paris nach Moskau zu der dortigen großen Ausstellung unternommen und auf dieser auch einige Teile Deutschlands berührt, da ihn sein Weg nach Rußland über Kassel, Berlin, Konitz, Königsberg und Kibartn führte. In Deutschland gestaltete sich seine Reise, wie man sich vielleicht erinnern wird, nicht gerade zu einem Triumphzug, und es ist das leicht begreiflich, da er sich durch Gegenden zu bewegen hatte, wo die gewählte Art der Fortbewegung als eine etwas ungewöhnliche und auffallende erscheinen mußte; die Bauern und die liebe Straßenjugend ließen ihn das denn auch in ihrer beliebten Art entgelten.

Im gewöhnlichen Leben Bäcker in Arcachon, widmet er sich in seinen Mußestunden mit größtem Erfolg der Veranstaltung der verschiedenen Stelzenwettrennen, an denen sich die geschicktesten Stelzenläufer aus den Landes beteiligen.

Rekognoscierung.

Dieſe Rennen finden teils in Mont-de-Marſan, teils in Bordeaux, teils in Arcachon ſtatt und ziehen eine große Zuſchauermenge an, die mit Intereſſe dem eigenartigen Schauſpiele folgt.

Zum Schluſſe dieſer Skizzen möchte ich den Wunſch ausſprechen, es möge der eine oder andre Leſer, durch meine Schilderungen angeregt, einmal den Verſuch mit dieſer Art von Leibesübung wagen. Sie iſt nicht ſchwer zu erlernen, der Apparat koſtet nicht viel, und ſie könnte dem Radfahrſport eine nicht unwillkommene Ablenkung geben. Das Stelzenlaufen gewährt ein nicht minderes Vergnügen, und es iſt ebenſo geſund als das Radfahren.

Landbriefträger.

Plauderei über Forſtwiſſenſchaft.

Von

Hans Wedding, Forſtaſſeſſor.

I. Die Wiſſenſchaft in der Forſtwirtſchaft.

„Was haben Sie als Forſtmann eigentlich zu thun?“ Wie oft iſt dieſe Frage ſchon an mich gerichtet worden, ohne daß ich im ſtande geweſen wäre, ſie in kurzen Worten ausführlich genug zu beantworten. Denn ſelbſt in den gebildeten Kreiſen herrſchen recht unklare Vorſtellungen über die Berufsthätigkeit eines Oberförſters. Manche, beſonders aus dem „ſchönen Geſchlechte“, haben eine Vorſtellung von unſerm Fache, die ſie etwa in den Ausſpruch kleiden: „Sie ſind doch eigentlich zu beneiden, daß Sie ſo den ganzen Tag im Walde ſpazieren gehen können“ — während andre wiederum von dem beſonders in neuerer Zeit viel geſungenen Klageliede des Grünrocks gehört haben, daß der Forſtmann von heutzutage eigentlich nichts mehr zu thun hätte, als den ganzen Tag am grünen Tiſch zu ſitzen, endloſe Exempel zu rechnen und die Tinte literweiſe zu verſchreiben. Beide Anſichten ſind nicht falſch, die letztere leider ſehr berechtigt! Die Frage iſt jedoch damit nicht erledigt, und ich möchte in folgendem verſuchen, ſie in etwas präziſerer und für den gebildeten Laien verſtändlicher Weiſe zu beantworten.

Zum beſſeren Verſtändnis ſchicke ich einen kurzen Ueberblick über den Ausbildungsgang des Forſtmannes voraus, wobei ich — wie überhaupt bei meinen Ausführungen — mich auf die höhere (Verwaltungs-) Carriere beſchränken will.

Abgeſehen von den mehr oder weniger belangloſen Verſchiedenheiten, die der Ausbildungsgang in den einzelnen deutſchen Staaten aufweiſt, zerfällt derſelbe in den theoretiſchen und praktiſchen Teil. Nach Abſolvierung des Gymnaſiums oder Realgymnaſiums wird dem jungen Forſtmanne — als Lehrling bei einem Oberförſter — in einem einjährigen Lehrkurſe eine nähere Einſicht in ſeine ſpätere Thätigkeit gewährt. „Lehrjahre ſind keine Herrenjahre,“ ſagt ein altes und ſehr wahres Sprichwort. Und doch glaube ich behaupten zu können, daß dieſes Wort bei dem jungen Grünrock in gewiſſer Beziehung zu ſchanden wird, daß ihm meiſt die Lehrzeit eine goldene Zeit iſt, wenn der Chef ſeine Aufgabe gegenüber ſeinen Zöglingen richtig erfaßt hat und es verſteht, dem jungen Manne Augen und Ohren zu öffnen, damit er ſieht, was in dem aufgeſchlagenen Buche — dem Walde — geſchrieben ſteht, und hört, was ſich der Wald erzählt.

Nachdem der junge Forſtbefliſſene, wie der offizielle Titel lautet, ſeine Lehrzeit beendet hat, begiebt er ſich auf die Univerſität oder Forſtakademie — je nach den beſtehenden Vorſchriften —, um nun erſt eine gründliche theoretiſche Ausbildung durchzumachen. Hat er im Lehrjahre zum großen Teile die praktiſche Seite ſeines Berufes kennen gelernt, ſo wird er jetzt erfahren, daß Forſtmann ſein nicht nur darin beſteht, im Walde ſpazieren zu gehen! Darf ich den geneigten Leſer bitten, mir einmal auf einem Rundgange durch die Hörſäle der Univerſität zu folgen, die der nunmehrige „stud. forest.“ nacheinander beſuchen wird — oder wenigſtens beſuchen ſollte?! Da wird er zuerſt die Collegia über die Naturwiſſenſchaften, welche die Grundlage für das ſpätere Spezialſtudium der Forſtwiſſenſchaft bilden, hören. Zunächſt Phyſik und Chemie, von letzterer die anorganiſche ſowohl als die organiſche, und mit ſpezieller Berückſichtigung des forſtlichen Berufes die Pflanzenchemie und die Chemie des Wald- und Ackerbodens. Auf den erſten Blick dürfte zwar das Studium der Chemie für den Forſtmann — auf der Forſtakademie pflegt ja der Akademikus den ominöſen Namen „Chemikus“ zu führen — etwas überflüſſig erſcheinen, thatſächlich aber iſt das nicht

Digitized by Google

der Fall. Denn wenn er in der anorganischen Chemie nicht Bescheid weiß, so wird ihm der Vorgang bei der Verwitterung der Gesteine, die Entstehung des Bodens aus denselben, die chemischen Umsetzungen seiner einzelnen Bestandteile und so weiter nicht verständlich sein, und die organische Chemie bildet wiederum die Grundlage für das Verständnis der Physiologie der Pflanzen, die den zukünftigen Oberförster darüber aufklärt, wie eigentlich die Bäume seines Waldes wachsen, wie aus der winzigen Eichel die Jahrhunderte überdauernde Eiche wird, wie der Baum sein Holz, seine Blätter, Blüten und Früchte bildet aus den Stoffen des Erdbodens, in dem seine Wurzeln stehen, und unter der Einwirkung von Sonne, Luft und Regen.

Hierbei habe ich schon ein andres Gebiet berührt, das für den Forstmann von größerer Wichtigkeit zu sein scheint, die Botanik. Von dieser Wissenschaft soll er sich nicht nur die Systematik aneignen — die er übrigens sofort nach bestandenem Examen wieder vergißt, weil es ihm meist sehr gleichgültig ist, ob das Leberblümchen in die XXII. Ordnung des Linnéschen Systems oder in irgend eine andre Ordnung eines natürlichen Systems hineingehört —, sondern vor allen Dingen ist für ihn von größtem Interesse die Anatomie und Physiologie der Pflanzen. In diesem Fache werden ihm Wunder der Natur offenbart, von denen er sich als Forstbeflissener, wenn er den Wald durchstreifte, nie etwas hat träumen lassen. Hier wird er lernen, den Wald nicht ferner nur als eine große Menge von Bäumen zu betrachten, sondern als eine Versammlung von lebenden Wesen (wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne), denen lebendige Kräfte innewohnen, und der Wald wird ihm erst durch das Studium der Botanik eine unerschöpfliche Quelle des Belehrenden und Interessanten bieten.

Zu diesen Fächern kommen nun teils als ergänzende, teils als grundlegende die Mineralogie und Geologie, in denen er nähere Bekanntschaft macht mit unsrer Erde, mit ihrer Zusammensetzung, Entstehung und Entwicklung, wo ihm die Zeiten vor sein geistiges Auge geführt werden, da das ganze nördliche Europa von den Bergen Norwegens bis zur norddeutschen Tiefebene ein einziger kolossaler Gletscher war, da der Nordseegrund noch eine unbekannte „Tierform“ war, da der Ichthyosaurus und Pterodaktylus ihr Wesen trieben, jene Tiere, die wir jetzt nur noch in Museen als versteinerte Ueberreste längst vergangener Jahrtausende — nein, Jahrmillionen — bewundern.

Denn was bedeuten tausend Jahre in der Entwicklungsgeschichte unsrer Erde! Sie sind wie ein Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache! Doch was soll der Forstmann mit Sauriern und dergleichen „Drachen“? Sind sie doch längst erschlagen von Siegfried und seinen Getreuen, und kommt doch der Forstmann heutzutage höchstens einmal in die Verlegenheit, mit einem grimmen Keiler den Kampf aufnehmen zu müssen!

Und doch ist die Geologie in Verbindung mit der Mineralogie eine Wissenschaft, deren Studium der Forstmann nicht entbehren kann. Denn es kann ihm nicht gleichgültig sein, welcher geologischen Formation der Boden angehört, auf dem sein Wald wächst, welche Gesteine diese Formation bilden, wie die mineralische Zusammensetzung dieser Gesteine ist und, als Schlußfolgerung hiervon, welche chemische und physikalische Beschaffenheit der Boden hat. Denn das muß er wissen, um beurteilen zu können, welche Holzarten er auf einem gegebenen Boden mit Vorteil kultivieren kann, wobei allerdings das Klima noch berücksichtigt werden muß. Ja, auch Meteorologie und Klimatologie gehören zu denjenigen Fächern, denen der Forstmann einen Teil seiner Studienzeit widmen muß, nicht etwa, damit er die Kunst des „Wettermachens“ sich aneigne, sondern weil Wind und Wetter von ganz hervorragendem, manchmal leider recht ungünstigem Einflusse auf das Gedeihen des Waldes sind.

Jetzt kämen wir zur Zoologie.

Natürlich, in dieser Wissenschaft muß der Forstmann genau Bescheid wissen, wie soll er denn sonst seine Hirsche und Hasen schießen? Gemach, lieber Leser, das Hirsche- und Hasenschießen besorgt der Forstmann von heute mehr mit Tinte und Feder als mit der Flinte. Die Zeiten, in denen Jäger und Forstmann unter einen Begriff fielen, gehören längst der Vergangenheit an, und der „orthodoxe“ Forstwirt von heute rechnet Rot- und Rehwild unter die „forstschädlichen“ Tiere, also zu seinen Feinden! Sic transit gloria venandi — könnte man hier nach bekanntem Muster sagen.

Außer diesen „Schädlingen“ hat der Forstmann aber noch mit solchen zu rechnen, die wohl weniger ins Auge fallen, dafür aber um so wirksamer den Bäumen Schaden zufügen. Dahin gehören vor allen Dingen die Ordnungen Coleoptera und Diptera, auf Deutsch: Käfer und Schmetterlinge. Der „Holzwurm“ und die berüchtigte und gefürchtete „Nonne“ sind wohl den meisten Laien bekannt, und ich brauche sie nur zu erwähnen, um dem Leser zu zeigen, daß die zoologischen Kenntnisse des Grünrocks sich auch auf die niedriger organisierten Tiere zu erstrecken haben.

Das wären also die Naturwissenschaften, die zum Studium der Forstwissenschaft mehr oder weniger nötig sind. Dem jungen „stud. forest.“ wird allerdings manchmal ein Grauen angehen, wenn er in der Chemie den Professor von primären, sekundären und tertiären Alkoholen reden hört, während er doch bisher nur gewußt hat, daß man Alkohol in Form von Cognac, Wein und Bier zu sich nimmt, oder wenn der Botaniker ihm etwas von der intramolekularen Atmung der lebenden Substanz in der Pflanze erzählt, aber späterhin wird er einsehen, daß alle diese Sachen mehr oder weniger nötig sind, um ihn zu einem tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Forstwirt zu erziehen. Ja, mehr als das, er wird ein gut Teil von diesem ihm zuerst als purer Ballast erscheinenden wissenschaftlichen Sammelsurium zu seinem geistigen Eigentum machen, und wenn er andrerseits manchmal unbefriedigt von seinem Studium sein wird, weil die Zeit ihm nicht erlaubte, sich tiefer in ein ihn besonders interessierendes Fach zu versenken, so wird er daraus doch eine Fülle von Anregungen mit in sein späteres Leben nehmen, die das Interesse an der Wissenschaft in ihm nicht erkalten lassen und ihn in der Einsamkeit des Waldes nicht das werden lassen, was man mit dem Namen „Stubenförster“ bezeichnet.

Aber mit den Naturwissenschaften ist das Studium des Forstmannes noch nicht halb erfüllt, jetzt kommen erst die speziellen forstlichen Fächer.

Das wichtigste all dieser Fächer ist der „Waldbau“, das heißt die Lehre von den Holzarten, die wir in unsern Forsten erziehen, ihre Ansprüche an den Boden und die klimatischen Verhältnisse, ihre Vereinigung zu Beständen und ihr Verhalten als solche, sowie die Begründung, Erziehung und Pflege der Bestände mit Rücksicht auf eine möglichst hochwertige Ausbeute an Holz. Erziehung und Pflege der Bestände? Ja, lieber Leser, mit dem Abhauen und Wiederpflanzen ist es noch lange nicht gethan! Allerdings, das Säen und Pflanzen ist zuerst die Hauptsache, aber wenn wir die Bäume weiterwachsen lassen wollten, ohne uns um sie zu bekümmern, so würden wir etwa einen künstlichen Urwald bekommen, in dem alles kreuz und quer durcheinander wüchse, und der uns nach Menge und Güte des Holzes nicht annähernd dasselbe liefern würde, als der nach forstlichen Grundsätzen erzogene Bestand. Der Landwirt erzieht seine Rüben auch und entfernt das Unkraut aus seinen Kartoffeln. Genau so macht es der Forstwirt, indem er die untauglichen Bäume abhaut. Hat der Forstmann nun seine Bäume gepflanzt und wachsen sie zu seiner Freude heran, so muß er auch seine Augen offen halten, daß ihnen kein Schaden zugefügt

Digitized by Google

wird. Wie er das am besten verhindert, oder wie er geschehene Beschädigungen wieder gut macht, sagt ihm die Lehre vom „Forstschutz". Denn leider hat der Wald viele Feinde, unter den Menschen sowohl als unter den Tieren, besonders aber hat er von den himmlischen Mächten Not und Elend zu fürchten. Der brausende Sturm, der wirbelnde Schnee, der prasselnde Hagel, der leuchtende Blitz und — wehe! wenn sie losgelassen, die Gabe des Himmels — das entfesselte Feuer. Tausende von Stämmen fallen alljährlich diesen Feinden zum Opfer, bevor sie die Hiebsreife — den Zeitpunkt ihrer besten Verwertbarkeit — erreicht haben, und müssen fortgeschafft und verkauft werden. Der Wald, der ein Jahrhundert überdauerte, der Menschen kommen und gehen sah, den unsre Großväter gepflanzt haben, in einer Stunde kann er — ein Opfer des Sturmes — ein unentwirrbares Chaos sein, gebrochen, geknickt, aus dem Boden gerissen, zersplittert und zerzaust, ein Trümmerhaufen.

Und doch steht der Mensch nicht ganz machtlos diesen Elementen gegenüber, wenn auch seine Stärke hier hauptsächlich in der Anwendung von Vorbeugungsmaßregeln besteht. Denn heilen läßt sich der Schaden nicht, den die gefräßige Nonnenraupe, der wütende Sturm oder die lohende Feuersglut dem Walde zugefügt haben. Hier giebt es nur ein Mittel: von vorn wieder anfangen! Aber es ist teuer; daher ist der „Forstschutz" nächst dem „Waldbau" das wichtigste Fach.

Der Forstmann muß aber auch Kaufmann sein, und damit er den Anforderungen des Holzmarktes genügen kann und die gepflanzten, erzogenen und geschützten Stämme in vorteilhafter und gewinnbringender Weise verwertet, muß er näher bekannt sein mit denjenigen Gewerben und Fabrikationen, die überhaupt Holz verarbeiten, und diese Kenntnisse eignet er sich durch das Studium der Lehre von der „Forstbenutzung" an. Hier lernt er, welche Hölzer der Stellmacher, der Bau- und Möbeltischler, der Wagenbauer, der Schiffsbauer und so weiter hauptsächlich gebrauchen, und welches die technischen Eigenschaften sind, auf die die verschiedenen Konsumenten sehen müssen. Er erfährt hier auch, wie er seine Bäume am besten fällt und zum Transport vorbereitet, und welches die vorteilhaftesten Arten der Abgabe und Verwertung des Holzes, also des Verkaufs, sind, und welche sonstigen Nutzungen außer dem Holze (Rinde, Laub, Gras, Steine und so weiter) ihm der Wald noch bietet. Früher bildete auch der Wege-, Wasser- und Brückenbau einen Teil der „Forstbenutzung", doch hat sich der Wegebau in neuerer Zeit zu einer besonderen Wissenschaft entwickelt, weil das Vorhandensein guter und zweckmäßiger Wege zur Abfuhr des Holzes von maßgebendem Einflusse auf den Preis der Hölzer ist. Die so übelberüchtigten „Holzwege" giebt es zwar auch heute noch in den forstlich bewirtschafteten Waldern, sie nehmen aber von Jahr zu Jahr ab.

Der Wald stellt ein bedeutendes Kapital dar, dessen Rente wir alljährlich in der Form von Holz nutzen, und da ist es nur natürlich, daß beim Walde auch Zinsen und Prozente eine Rolle spielen; und das Stück, in dem sie als handelnde Personen auftreten, betitelt sich „Waldwertberechnung". Dieser Zweig der Forstwissenschaft lehrt uns die verschiedenen Methoden, mittels deren wir den Wert von Beständen oder größeren Waldkomplexen berechnen, und hierzu findet der Forstmann Gelegenheit bei Verkäufen, Austauschungen und Waldbeschädigungen (ich nenne nur das Wort „Hüttenrauch"). Einer sehr großen Beliebtheit erfreut sich dieser Zweig bei dem praktischen Forstwirte allerdings nicht, und kaum ein Fach hat wohl in der forstlichen Litteratur so viel Staub aufgewirbelt als dieses. Nutz gelagt, liegt das daran, weil niemand sagen kann, wieviel ein Baum, der jetzt vielleicht zehn Jahre alt ist, in hundert Jahren wert sein wird, und den Wert eines Baumes oder Bestandes auf den Zeitraum von hundert Jahren hinaus auch nur annähernd berechnen zu wollen, ist eben ein Unding.

Nun käme eine andre Gruppe von Fächern, die unter sich zusammenhängen und einander ergänzen, das sind die „Forstvermessung", bei der der Forstmann seine trigonometrischen und geodätischen Kenntnisse im Walde zur Anwendung bringt, und die „Holzmesskunde", die forstliche Stereometrie, welche lehrt, wie einzelne Bäume und ganze Bestände ihrem Inhalte, dem Kubikgehalte, nach berechnet werden. Diese beiden Fächer sind eine notwendige Vorbedingung für ein drittes, die „Forsteinrichtung", welche die Aufstellung der Wirtschaftspläne zum Zwecke hat. Die Forstwirtschaft, wenigstens im staatlichen Betriebe, ist eine sehr konservative Wirtschaft, die nicht nur die rationelle Ausnutzung der Forsten zum Ziele hat, sondern auch die Erhaltung des Waldes sich angelegen sein läßt, damit uns nicht die Bilder in Deutschland vor Augen geführt werden, wie sie Amerika mit seiner Waldverwüstung zeigt und deren Folgen wir an andern Ländern (zum Beispiel Spanien und Griechenland) sehen. Daß die Forsteinrichtung eine ziemlich schwierige Wissenschaft ist, kann der Leser leicht begreifen, wenn ich ihm sage, daß von uns Forstleuten der Spruch gilt: „Was wir säen, werden wir nicht ernten, und was wir ernten, das haben wir nicht gesät." Daher müssen wir auch hier mit Zeiträumen von hundert und mehr Jahren rechnen, und die Beobachtungen und Erfahrungen vergangener Jahrzehnte müssen zum Anhaltspunkte für einen Wirtschaftsplan dienen, dessen Prinzipien noch nach hundert und mehr Jahren gelten sollen. Wie einfach hat es dagegen der Landwirt, der innerhalb eines einjährigen Zeitraums sät und erntet und im nächsten Jahre wieder gut zu machen Gelegenheit findet, was er im vorhergehenden versehen hat, oder was ungünstige Witterung hat mißraten lassen. Inzwischen muß der Forstwirt bei der Aufstellung seiner Pläne noch vorsichtiger zu Werke gehen, und er muß seine Wirtschaft noch mehr nach konservativen Grundsätzen einrichten — eine Thatsache, die von seiten Unkundiger dem Staate sehr häufig zum Vorwurfe gemacht wird.

Zu den verschiedenen Grund- und Fachwissenschaften kommen nun noch die Hilfswissenschaften, zu denen wir die Finanzwissenschaft und Volkswirtschaftslehre, sowie von der Rechtswissenschaft die Grundzüge des Staats- und Privatrechts zu rechnen haben. Auch ein andres Fach könnte man hier noch anführen, obgleich das eigentlich etwas wie „Hohn" klingt; denn im forstlichen Examen wird wohl kaum jemals eine Frage aus diesem Fache gestellt, und für das Leben pflegt sich der Forstmann, der Interesse daran hat, die nötigen Kenntnisse in diesem Fache meist schon von selbst anzueignen — ich meine die Jagdkunde. In frühern Zeiten war das anders, da kam diese Wissenschaft an erster Stelle; aber das wollen wir der Welt, die sich so geändert hat, gern verzeihen, solange noch der Schrei des Hirsches in unsern Forsten erschallt. Und das ist ja — Hubertus sei's gedankt! — noch an vielen Stellen unsers deutschen Vaterlandes der Fall.

Ich habe versucht, im vorstehenden einen Ueberblick über den Ausbildungsgang des modernen Forstwirtes zu geben. Es sollte mich nicht wundern, wenn der geneigte Leser vielleicht zu der Ansicht kommen würde, daß wir Forstleute so voll Wissenschaft gepfropft sein müßten, daß wir den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen! Aber das ist glücklicherweise nicht der Fall, und selbst der verstockteste Professor der Forstwissenschaft wird sich des Zanbers nicht erwehren können, den der brausende, flüsternde, tiefstille Wald auf jeden fühlenden Menschen ausübt. Und der Wald läßt sich nun einmal nicht in chemische und mathematische Formeln zwängen; aber wie überall, so ist auch in der Forstwirtschaft die graue Theorie die beste Helferin und Stütze der grünen Praxis. Und wie es in der letzteren aussieht, werde ich im weiteren auszuführen versuchen.

Digitized by Google

Der Treffer.

Novelle

von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Die photographische Handlung des Herrn Dittrich ging ganz leidlich. Aber mit sechs Kindern sich durchzubringen, war doch immer so eine Sache.

Früher hatte Herr Dittrich einen andern Erwerb gehabt: er war Reisender gewesen in Barchent, doch die Handweberei ward immer mehr von der Maschinenarbeit verdrängt, und schließlich gab es so wenig zu verdienen, daß er sich entschlossen hatte, die „Handlung photographischer Bedarfsartikel für Berufs- und Amateurphotographen“ zu übernehmen.

In der ersten Zeit gab es dadurch Schwierigkeiten, daß er keine Ahnung von Photographieren hatte.

Wenn jemand in den Laden trat und ihm eine Platte zeigte, damit er sagen sollte, welchen Fehler er gemacht, pflegte Herr Dittrich in die tödlichste Verlegenheit zu geraten.

Dann runzelte er die Stirn und meinte, je nachdem er den Amateur taxierte, wenn es ein leichtsinniger war:

„Das ist unterlichtet, Sie haben den Verschluß zu schnell gehen lassen.“

Hatte er es mit einem offenbar pedantischen, vorsichtigen Mann zu thun, so behauptete er:

„Der Verschluß ging zu langsam, das ist überlichtet.“

Meistens stellte sich dann das Gegenteil heraus, aber bis auf wenige Fälle glaubten ihm die angehenden Amateure aufs Wort.

Er hatte sich einen jungen Mann genommen, der einige Erfahrung besaß. Ihm sah er allmählich die Handgriffe, Beurteilung der Apparate, der Bilder, der Platten, der Papiere ab.

Er lernte von ihm sogar entwickeln, fixieren und kopieren.

Als nun Herr Dittrich meinte, seiner Sache einigermaßen sicher zu sein, kündigte er dem jungen Mann und führte das Geschäft allein. Nur ab und zu vertrat ihn seine Frau.

Das ging sehr leicht, denn die Wohnung befand sich gleichfalls im Erdgeschoß unmittelbar hinter dem Laden.

Sie bestand aus drei kleinen Räumen und einer Küche, was bei einer starken Familie nicht allzuviel bedeuten wollte.

Das älteste Mädchen, die Guste, die nun schon zu Ostern konfirmiert werden sollte, mußte die Geschwister mit überwachen, kochen helfen, Staub wischen, Fenster putzen und im Notfalle, wenn die Mutter ausgegangen war und der Vater gerade beim Entwickeln in der Dunkelkammer saß, so daß er nicht heraus konnte, am Ladentisch stehen.

Wollte jemand irgend etwas Fertiges kaufen, so konnte die Guste schon die Kunden bedienen.

Handelte es sich aber um etwas, das sie nicht beherrschte, so war sie doch wenigstens im stande, sie so lange hinzuhalten, bis der Vater aus der Dunkelkammer kam.

Herr Dittrich war ein dicker, fröhlicher Mann mit schwarzem Bart, der ihm beinahe bis an die Augen hinauf wuchs und ihm ein Aeußeres gab fast wie ein Waldmensch.

Frau Dittrich dagegen war schmächtig, etwas zart und bleich, und hatte hie und da am Magen zu leiden, wodurch der Arzt auch ihre gelbliche Hautfarbe erklärte. Kindernöte und Kindersorgen hatten ihre Gesundheit nicht gerade verbessert.

Herr Dittrich war immer guter Laune. Es steckte noch etwas vom Handlungsreisenden in ihm.

Wenn das Geschäft einmal nicht nach Wunsch gegangen war, bei langen Regenzeiten, wo die Leute durchaus nicht ans Photographieren denken wollten, war die Frau gallig, in gedrückter Stimmung, malte sich immer das hereinbrechende Unglück aus, daß sie kein Geld hätten und nie welches haben würden, daß sie die Miete nicht bezahlen könnten und nicht die Lieferanten, die ihnen Platten, Apparate, Papiere schickten.

Ab und zu ließ unter dem Einfluß seiner Frau dann wohl auch Herr Dittrich den Kopf hängen. Kam aber nur irgend ein kleiner Junge in den Laden, der für fünfzehn Pfennige ein halbes Dutzend Papiere vom winzigsten Format verlangte, woran Herr Dittrich im ganzen drei Pfennige verdiente, so hing ihm der Himmel wieder voller Geigen, und er stürzte in die Hinterstube und rief:

„Mama, jetzt sein m'r fein 'raus. Die Kund'n komm'n wieder. Wenn's sich nur 'n bissel anläßt, wer'n m'r die vierzehn Tag och überwinden.“

Ein Freudenstrahl glitt über das hagere Gesicht der Frau, und sie meinte:

„Hast du denne viel verkooft, Paul?“

Er schlug in die Hände und machte einen Luftsprung, der bei diesem gesetzten Waldmenschäußeren etwas ungemein Komisches hatte, und rief:

„Kleene muß man anfangen, drei Pfenge haben m'r sicher. Aber wenn das och noch nich viel is, die wer'n schon hecken.“

Sie machte wieder eine ernste Miene und faltete die Hände:

Digitized by Google

„Paul, ich versteh' dich nich. Darüber kannst de dich freuen?“

Doch er blieb vor ihr stehen:

„Nu, 's ist doch keene Veranlassung gerade zum Weinen.“

Die Klingel der Eingangsthür des Ladens ertönte, und er mußte wieder hinaus. Aber vorher rief er noch und lachte über das ganze Gesicht:

„Siehste, da geht's schon los.“

Einen Augenblick später kam er diesmal doch mit etwas betrübter Miene zurück: „Das war nu Essig. 's war nämlich 'n Postauftrag, aber bloß über viere fufzig.“

Doch das Wetter ward besser in den nächsten Tagen, und die Amateure kamen.

Jetzt hatte er plötzlich wie durch Zauberschlag so viel zu thun, daß Frau und Tochter immerfort mit zuspringen mußten und helfen.

Da wollte eine alte Engländerin, die bei ihm eine Eastman-Camera für Films gekauft, wissen, warum sie niemals etwas auf der Platte hätte.

Herr Dittrich konnte es nicht glauben und untersuchte den Apparat.

Er fand, daß sich der Verschluß überhaupt nicht öffnete.

Nach einigem Fragen stellte es sich denn heraus, daß die alte Dame, der man solche Streiche gar nicht zutraute, in ihrer Neugierde den Apparat auseinandergenommen und natürlich dabei die Feder zerbrochen hatte.

Dann wieder kam ein junges Mädchen mit langen Zöpfen, in denen Rosaschleifen eingeflochten waren, eine Musikmappe am Arm, und entnahm dieser mit einiger Verlegenheit die winzige Photographie eines jungen Mannes: ein fürchterlich verzerrtes Gesicht, mit einem kleinen Spielzeug von Apparat aufgenommen, wobei, um den Kopf groß zu bekommen, sich das Opfer hatte dem Kasten so nähern müssen, daß das ganze Gesicht nur ein Kinn und eine Nase zu sein schien, weil die am weitesten vorgestanden hatten.

„Kann man das vergrößert bekommen?“ fragte der Backfisch.

Herr Dittrich sah das Bild an und meinte:

„Nu, mei Freilein, lohnen wird sich's nich...“

Sie flötete:

„Es ist das einzige Bild, das ich besitze...“

Aber er schüttelte den Kopf.

Da gab Frau Dittrich ihrem Paul unter dem Ladentisch einen Stoß mit dem Fuß.

Herr Dittrich kannte das genau. Die Frau wollte damit sagen, er solle den Auftrag annehmen; ob das Bild schön wurde, ging' ihn doch nichts an.

Und unter der Einwirkung des Fußtrittes antwortete er denn auch:

„Nu, Freileinchen, m'r können's ja mal riskieren, aber eene Garantie kann ich nich iebernehmen, daß es scheen wird, denn das kleene Bild ist nu mal scheißlich.“

Die junge Dame meinte:

„Ach, das ist mir ganz gleich, wenn ich's nur habe.“

Dann schlug sie die Augen nieder, schob ihre Musikmappe ein Stück weiter über den Arm und meinte, indem sie hinausging:

„Es ist nämlich ein Andenken an ... an ... es ist mein Bruder.“

Herr Dittrich grinste freundlich über das ganze Gesicht:

„Na natierlich.“

Dann kam ein Vater mit seinem Sohn. Ein Schülerapparat sollte gekauft werden. Nur um Gottes willen durfte er nichts kosten, mußte aber doch, um dem Jungen die Lust nicht zu nehmen, ausgezeichnet sein. Und Herr Dittrich war eben im Begriff zu erklären, daß sich beides nicht vereinigen lasse, als ihn seine Frau beiseite schob, sofort ein paar Apparate zeigte und den Verkauf übernahm.

Herr Dittrich wußte, seine Frau hatte recht, aber er meinte, das Geschäft würde auch so gehen. Er brauchte doch eigentlich nicht zu solchen Hilfsmitteln zu greifen.

Doch ein paar Tage hielt es nur an. Dann kam wieder schlechtes Wetter. Wieder verging den Amateuren die Lust. Sie brauchten keine Platten, keine Apparate, und das Geschäft ging schlecht.

Abends nach Schluß saß die Familie im Hinterzimmer. Die Jüngsten waren schon zu Bett gegangen, der Vater hatte ein paar Platten vor und retouchierte.

Die Mutter strickte Strümpfe für das Kleinste, und da nur noch die Guste auf war, die Photographien anzsehen mußte, so sagte die Mutter, immer weiter arbeitend:

„Paul, jetzt steht nu der Winter vor der Thür, da ist nischt. Da geht 's Geschäft immer flauer, 's geht schon jetzt schlecht genug...“

Herr Dittrich rieb eben eine Stelle seiner Platte mit Mattolein ein, damit der Graphit beim Retouchieren haften sollte. Er hielt einen Augenblick inne und brummte, was er schon tausendmal gesagt und immer wiederholte, was zum Evangelium und siehenden Grundsatz in der Familie geworden war, womit alles entschuldigt wurde und alles erklärt:

„Mutter, die Konkurrenz.“

Und nun begann das stete Gespräch jedes Abends. Frau Dittrich ließ die Nadeln in fürchterlicher Wut klappern und sagte:

„Weeste, das ist eegentlich unlauterer Wettbewerb, eene Sucht, den andern zu unterbieten. Jetzt läuft eener 'rum und verkooft Cameras für drei Mark 's Stück. Da kann doch nischt dabei verdient werden. Das liegt nu mal nich drin. Das Zeig toogt doch nischt, aber die Leute koofen's wie verrückt.“

Guste warf auch etwas ein, wie jedesmal, wenn das Gespräch an diesem Punkt war:

„Sie sind ganz närr'sch druff.“

Herr Dittrich rieb noch immer seine Platte und meinte:

„Na, mir machen solchen Schund nich mit. Das brauchen mir nich. Mir sein ee aaanständiges Geschäft, so was giebt's nich!“

Aber Frau Dittrich ereiferte sich:

„Ja, Paul, du bist immer so großartig: das brauchen m'r nich. Aber wir wollen doch leben,

Digitized by Google

und wenn 's Geschäft so weiter geht, können m'r's nur bald zumachen."

Sie hielt mit Stricken inne, ihre Augen hatten sich gerötet, und sie meinte plötzlich in ganz anderm, nun nicht mehr erbostem, sondern weinerlichem Ton:

„Und was soll denn da aus uns wer'n mit die vielen Kinder?"

Herr Dittrich legte seinen Bleistift fort, wobei natürlich die Spitze abbrach, die er eben erst mit Sandpapier fünf Minuten lang gespitzt hatte:

„Weeßte, Mutter, laß doch die Geschichten sein, du verdirbst einem bloß die Arbeit! Das macht eenen ja ganz nervös. Nu kann ich nischt mehr machen. So schlimm is's doch nich. Man muß doch nich egal den Kopp hängen lassen. Es wird schon gehn. Bis jetzt is' gegangen, da wird's ooch weiter gehen. Und dann hab ich doch kolossale Pläne im Koppe!"

Frau Dittrich schlug die Hände zusammen:

„Um Gottes willen!"

Aber jetzt sprang er auf und ereiferte sich:

„Nu erschtens, mei neuer Verschluß, wenn ich da 'n Patent druff nehme, wenn er erscht mal ganz reif ist, natürlich mache ich das bloß, wenn er ganz fein funktioniert und fertig ist . . ."

„Der wird ja nie fertig," höhnte die Frau.

Aber er stellte sich plötzlich hin, die Hände in der Tasche, und rief renommierend:

„Mutter, ich sag' dir, zum Frühjahr bringen w'r 'n 'raus. Laß mich nur erscht mal 'n Patent druff nehmen, da wird's bald mit dem Laden alle sein, denn da machen wir's glei groß! Nur mich am Boden kleben, kleene Leite kommen nich 'ruff. Unternehmungsgeist muß der Mensch haben. Ich sag d'r, wenn's erscht mal so weit ist: een paar Kröten in die Hand, — man findet gleich eenen, der's giebt, denn das Patent, das sieht doch jeder ein, daß das was ist, — und dann wird eene Fabrik uffgemacht."

Eines der Kinder im Nebenzimmer schrie; Frau Dittrich stand auf und ging hinüber.

Herr Dittrich aber war guter Laune. Er hatte zwar noch über ein Dutzend Platten heute abend zu retouchieren, aber dazu war ja noch Zeit! Er lief pfeifend im Zimmer auf und ab, dachte an seinen Verschluß, nahm hie und da einmal den Bleistift und zeichnete irgend etwas auf, das Funktionieren eines Hebels oder einer Feder; dann blickte er zum Fenster hinaus, nachdem er den Vorhang etwas beiseite geschoben, pfiff wieder und kehrte endlich, ein Lied vor sich hinsummend, an seine Arbeit zurück.

Als seine Frau wieder kam und nun endlich auch die Guste mit ihrer Arbeit fertig war und die Mutter sie zu Bett geschickt hatte, sagte Herr Dittrich voll übermütiger Laune mit strahlendem Gesicht:

„Mutter, weeßte, was ich gemacht habe?"

Wenn er schon so anfing, hatte sie immer eine furchtbare Angst, daß er eine Dummheit begangen. So hielt sie sich beide Hände an die Wangen:

„Um Gottes willen, Paul!"

Er lachte gutmütig, setzte sich neben sie und legte den Arm um ihre Schulter:

„Alte, ich will dir mal was sagen. Du lachst mich immer aus und denkst, ich mache Dummheeten, aber ich sage dir, ich habe e'nen feinen Coup gemacht!"

Sie schien immer noch ängstlicher zu werden. Da setzte er ihr auseinander, wie ihm ein Geschäftsfreund vorhin ein Los von der letzten Klasse der Landeslotterie angeboten. In ein paar Tagen sei die Ziehung, und er habe es mit einer ganz bedeutenden Ermäßigung bekommen, sonst würde er es natürlich gar nicht gekauft haben, denn es wäre ein ganzes Fünftel.

Die Frau zuckte zusammen:

„Um Gottes willen, e Fienftel! Das macht ja sechsunddreißig Mark!"

Er beruhigte sie wieder und lachte übers ganze Gesicht.

„Ja, und denk dir mal, wofür ich's gekriegt habe? Zwanzig Mark!"

„Um Gottes willen, die haben mir aber doch nicht ebrig! Und Paul: Is es denn ooch echt?"

„Natierlich ist es echt, warum denn nich?"

„Ja, warum verliert er denn dann sechzehn Mark?"

„Nu, er hatte gerade kee Geld, er mußte absolut welches haben."

„Aber wir haben doch ooch nich zu viel."

Jetzt wurde er beinahe böse:

„Aber, Mutter, bist de denn ganz von Gott verlassen? Das ist doch 'ne großartige Kapitalsanlage! Das Glück winkt uns ins Haus. Denk dir mal, sechsunddreißig Mark soll's kosten! Fier zwanzig Mark krieg' ich's, und wenn m'r's große Los gewinnen, eene halbe Million, so sind ee Fienftel davon hunderttausend Mark! Nu denk dir bloß mal!"

Frau Dittrich teilte aber nicht die Freude ihres Gatten, sondern fing leise an zu weinen.

Er merkte es zuerst gar nicht, sondern sagte:

„Weeßte, wenn m'r's erscht haben, — nu, ich will mal gar nich so ne Summe rechnen, sagen m'r bloß mal die Hälfte, fufzigtausend, eh, das will ich ooch gar nich haben; nu, Gott, sagen m'r mal zwanzigtausend. Nu, denk dir nur mal, dann ist's doch dann ganz Wiepe, ob das Mädel mit der Musik ihren Schatz — denn der Bruder ist es doch nich, ich meene das is doch ganz klar — vergrößert haben will oder nich! Uf solche Sachen lass' ich mich gar nich mehr ein. Wenn so eener en Schülerapparat kooft, und da will er noch für zwanzig Mark die ganze Ausstattung haben und Entwickler für zehn Jahre und fünfhundert Platten, und dann bringt er's dann nach 'nem halben Jahr, wenn der Bengel das Photographieren satt hat, wieder und will's für eenundzwanzig Mark verkoofen! Nee, wenn noch so eener kommt, und wir haben erscht mal gewonnen, den schmeiß' ich dann eenfach zur Thür 'naus.

Die Frau blickte unter Thränen auf:

„Aber, Paul, du thust immer so, als hätten mir's schon. Mir haben doch noch nischt gewonnen."

Er ereiferte sich:

„Ihr Weiber seid immer gleich! Keen bissel Phantasie. Ihr könnt eich nicht 'rein denken. Es muß gleich alles schwarz sein oder weiß. Aber daran

Digitized by Google

denkt ihr nich, daß es ooch mal blau sein kennte oder grien."

Frau Dittrich nickte bloß langsam, ihre Thränen waren versiegt, und sie sagte vor sich hin:

„Zwanzig Mark!"

„Nu ja, zwanzig Mark. Was ist denn das gegen zwanzigtausend Mark, die man gewinnen kann! Und das sag' ich dir, wenn die olle Miß da wiederkommt und wieder 'rumpopelt an ihrem Kasten, und dann schimpft se noch und wundert sich, daß sie nischt fertig kriegt, dann sag' ich ihr eenfach: „Hier haben Se 's Geld retour, geben Se das Ding her, ob Sie den Apparat kooken oder nich, is mir höchst eingal, ich brauch's nich!' Werd' ich mich 'rumschinden mit solchen verfluchten Beefsteakfressern."

Nun holte er eine etwas zerrissene, fettige Brieftasche hervor, klappte sie auf und entnahm ihr einen blauen Umschlag, aus dem er das Los zog.

Dann ergriff er seinen Retouchierbleistift und schrieb auf den Kalender, der an der Wand hing, auf die letzte Seite unter den 31. Dezember unten in die Ecke: 33333 A ein Fünftel.

„Daß ich mir's ich merke, 's könnte verloren gehen!" brummte er und liebäugelte mit dem Papier.

Er wandte es nach allen Seiten um:

„Wenn das kee Glück bringt, so eine verfluchte Zahl, lauter Dreien, die kommt doch eegentlich ieberhaupt gar nich vor, da möchte doch wenigstens irgendwo eine Sieben oder 'ne Neune oder 'ne Viere dazwischen sein. Aber lauter Dreien, das ist so was Außergewöhnliches. Ich hab's meinem Geschäftsfreund nich gesagt, daß's ihm nicht etwa leid sollte werden. Aber ich hatte gleich so 'n Animus, daß es Glück bringt. So einen Mumm habe ich überhaupt noch nicht in meinem Leben gehabt!"

Und er beschloß, in sicherer Voraussicht des Gewinnes, heute abend einmal faul zu sein und das Retouchieren bleiben zu lassen.

Er packte seine Platten zusammen, wobei er nicht einmal so vorsichtig war wie sonst, um die Schicht nicht zu zerkratzen. Es war ja doch ganz einerlei! Wenn er eine zerbrach und der Kunde schimpfte, mochte er doch fortbleiben und ihm den Buckel 'rauf kriechen.

Als das Ehepaar zur Ruhe ging, mußte Herr Dittrich sich ordentlich Zügel anlegen, um nicht laut zu singen und zu pfeifen im Bett und die Kinder nicht zu wecken.

*

Die nächsten Tage war Herr Dittrich immer guter Laune. Der große Umschwung in den Verhältnissen stand ja bevor, er war fest überzeugt: er mußte gewinnen. Nur über die Höhe des Gewinnes war er mit sich nicht ganz im reinen. Das spielte ja auch gar keine Rolle, wenn es nur irgend etwas war, das sie aus den jetzigen schlechten Verhältnissen herausbrachte.

Und es schien wirklich, als hätte der Ankauf des Loses eine gute Vorbedeutung gehabt. Denn gerade in diesen Tagen ging das Geschäft besser denn je, und es gab nicht bloß photographische Arbeiten auszuführen, Entwickeln, Vergrößern, Retouchieren, Kopieren, — sondern es wurden auch mehr Utensilien verkauft als sonst.

Ja, es trat sogar ein Fall ein, der unerhört war in der Geschichte des Geschäfts.

Das Celloidinpapier aller Größen und Marken ging aus, so daß Frau Dittrich einem Herrn, der ein Packet 13/18 haben wollte, bedauernd sagen mußte:

„Darf ich Ihnen nich dafür vielleicht Aristo geben? Das Papier ist ausgegangen, aber die Sendung muß jeden Augenblick eintreffen."

„Wie lange dauert's?" fragte der Herr.

„Nu, es kann jede Stunde sein. Bestellt ist es längst."

In Wirklichkeit hatten sie aber noch nicht einmal der Fabrik geschrieben.

Nun rückte der Tag der Ziehung immer näher. An einem Sonnabend sollte sie sein.

Herr Dittrich war in bester Laune. Und als ein junges Mädchen kam, eine Flasche Tonfixierbad zu kaufen und sie beide kein kleines Geld hatten, so daß die Käuferin von der einen Mark zehn Pfennige, die es kosten sollte, nur eine Mark bezahlen konnte, schenkte er ihr die noch schuldigen zehn Pfennige. Als sie das nicht annehmen wollte, sagte er — und es klang eine gewisse Sicherheit daraus:

„Bei uns kommt's wirklich gar nich darauf an. In unserm Geschäfte nich!"

Erstaunt nahm sie ihre Flasche für eine Mark mit.

Am liebsten hätte Herr Dittrich schon nachmittags den Laden geschlossen. Er war so sicher in der Erwartung, daß sie gewinnen mußten, daß er meinte, es wäre ganz gleich, ob sie einen halben Tag länger oder kürzer offen hätten. Und dann mußte er doch zu erfahren suchen, wie denn die Ziehung abgelaufen sei.

Die Ziehungsliste konnte er an diesem Abend nicht mehr bekommen, aber wenn irgend ein bedeutender Treffer gemacht wurde, so ließen es sich die Kolleteure der Stadt telegraphieren und hingen schon abends im Schaufenster ihre Telegramme aus.

Es handelte sich aber nur um das Baugeschäft von Goldmann & Söhne oder die Droguenhandlung von Kühn, den Uhrmacher Jacobi und endlich Schmidt & Heiderich, die große Kolonialwarenhandlung am Markt.

Herr Dittrich berechnete, daß von sechs Uhr ab vielleicht bei einem der Kolleteure etwas bekannt geworden sein könnte.

Seine Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Er war fest entschlossen, um sechs Uhr seinen Laden zu verlassen. Natürlich erschien gerade kurz vor sechs ein Herr, der über neue Entwickler und Fixierbäder in fester Form Aufschluß haben wollte. Und Herr Dittrich ward zu seiner stillen Wut genötigt, im Geschäft zu bleiben, da seine Frau die neuangekommenen Sachen noch nicht kannte.

Herr Dittrich war nicht so liebenswürdig und gemütlich wie gewöhnlich, sondern etwas „nervös", wie er es nannte, und immer ging es ihm im Kopf herum:

Digitized by Google

„Es ist doch ganz gleich, ob der Kerl was kauft oder nicht. Die fufzig Pfenge, die ich bei ihm verdiene, spielen ja gegenüber so 'nem Los gar keene Rolle!“

Endlich verließ der Herr, mit ein paar Fixier- und Entwicklerpatronen bewaffnet, den Laden.

Und sofort lief Herr Dittrich in die Hinterstube, nahm Hut und Stock und stürmte davon. Er benutzte den rückwärtigen Ausgang. Auf keinen Fall wollte er noch einmal zurückgehalten sein, wenn etwa jemand im letzten Augenblick noch in den Laden träte.

Die Frau blickte ihm angstvoll nach. Sie meinte ihrerseits wieder ganz bestimmt zu wissen, daß man die zwanzig Mark in den Schornstein schreiben konnte; Leute wie sie, gewannen doch nichts. Das große Los fiel sicher an irgend einen reichen Fleischermeister, der's nicht brauchte, an einen Fabrikanten oder irgend einen Grafen: kleine Leute traf es doch nicht.

Herr Dittrich ging die Straße hinab mit dem fröhlichsten Gesicht der Welt. Er hatte sich eine Zigarre angesteckt, und zwar eine von den besseren, die er eigentlich bloß Sonntags zu rauchen pflegte und wovon er nur in einer Papiertüte einen geringen Vorrat besaß.

Er fuchtelte mit dem Stock in der Luft herum, blies Dampfwolken von sich, nahm die Zigarre aus dem Mund, pfiff sich eins und fing schließlich wieder an zu rauchen. Zuerst kam er an das Bankgeschäft von Goldmann Söhne. Schon von weitem sah man an dem erleuchteten Schaufenster, an dem auf einer transparenten, von hinten erleuchteten Glastafel die Kurse notiert wurden, eine große Menschenmenge sich stauen.

Herr Dittrich befand sich doch in einer gewissen Aufregung und wagte zuerst nicht, näher zu treten.

Endlich überwand er sich. Und wie er heran kam, sah er, daß dort bereits eine Menge Telegramme, mit Obladen am Schaufenster festgeklebt, hingen.

Vom großen Los war nichts zu entdecken. Aber Treffer von dreißigtausend Mark hatten gemacht:

73 481, dann 901 und 11 004.

Das war es nicht. Dreißigtausend Mark gingen ihn auch nichts an. Wenn er schon gewann, mußte es mehr sein. Und er fühlte eigentlich beinahe eine gewisse Erleichterung, daß er sich nicht mit seinem Lose in dieser niedrigen Sphäre bewegte.

Die Nummern, die mit dem Einsatz herausgekommen waren, las er gar nicht erst. Es hatte ja eigentlich keinen Zweck, das interessierte ihn nicht, das würde er schon noch beizeiten erfahren.

Und er ging weiter, blieb nach einigen Schritten einen Augenblick stehen und überlegte sich, war die Drogunenhandlung von Kühn näher oder Schmidt & Heiderich, die große Kolonialwarenhandlung am Markt? Der Uhrmacher Jacobi kam nicht in Betracht, der wohnte draußen in der Vorstadt. Er glaubte außerdem von seinem Geschäftsfreund gehört zu haben, daß er bei Schmidt & Heiderich am Markt das Los gekauft.

Als er sich dem Markt näherte, sah er schon von weitem das Geschäft leuchten mit seinen drei großen Schaufenstern und dem elektrischen Licht.

Jetzt zitterte er vor Aufregung und fuhr sich fortwährend durch den Waldmenschenbart, während er sich langsam der Kolonialwarenhandlung näherte. Er hatte gar nicht den Mut, über die Straße zu gehen und näherzutreten, sondern blieb auf der andern Seite des Trottoirs und betrachtete nur von weitem das Schaufenster, wo immer die Telegramme genau wie bei dem Bankgeschäft am Fenster klebten.

Die Menschen drängten sich davor. Ein alter Mann mit blauer Brille lehnte zur Seite, ein Papier in der Hand, auf dem er, wie es schien, vergeblich etwas zu entziffern suchte.

Vorn standen ein paar Dienstmädchen, dann ein großer Herr im Schlapphut mit Hohenzollernmantel, den übrigen die Aussicht versperrend. Ein paar Jungen waren an dem polierten Messingstabe, der zum Schutze der Fensterscheibe vor dem Schaufenster angebracht war, ein Stück in die Höhe geklettert; zwei junge Damen drängten sich heran, Arm in Arm, sich eng aneinander schmiegend, dann ein Arbeiter in kalkbeschmutzter Hose, mit schief aufgesetztem Hut.

Und alle lasen stumm voll aufmerksamer Neugier das, was da am Fenster angeschlagen war.

Endlich gab sich Herr Dittrich einen Ruck und ging über die Straße. Er meinte, es könnte ihm ja doch nicht fehlen. Jetzt hatte er so eine gewisse Vorahnung: da stand es irgendwo, sein Los 33 333 war mit einem großen Treffer herausgekommen. Vielleicht das große Los. Jedenfalls aber eine hohe Summe!

Und er erinnerte sich eines Wortes, das ihm seine Mutter einmal gesagt, die ihr ganzes Leben hindurch, obgleich es ihr immer schlecht gegangen, auf ein großes Glück gewartet und bis zu ihrem letzten Atemzuge nie die Hoffnung hatte sinken lassen:

„Wenn man etwas mit aller Kraft wünscht und so recht daran denkt, dann trifft's ein.“

Bei der guten Frau, die stets mit aller Kraft daran gedacht und es gewünscht, war es nie eingetroffen.

Aber es hatte sich auf den Sohn übertragen. Und er ging nun mit energischen Schritten dem Laden näher, in einer Art Siegerbewußtsein, und versuchte zu lesen.

Die Menschenmenge war so groß, daß sie an der Stelle am Trottoir den Verkehr sperrte, und Herr Dittrich konnte nicht ganz nahe herankommen. Aber er hatte gute Augen, und wenn auch die mit Blaustift geschriebenen Telegramme nicht sehr große Schrift zeigten, so war es doch einigermaßen möglich, die Zahlen zu lesen.

Oben darüber stand auf einem breiten Papierstreifen:

„Aus meiner Kollektion wurden folgende Treffer laut soeben eingegangener Telegramme gezogen.“

Nun kamen die einzelnen Telegramme. Es waren fünf oder sechs Stück. Eines war ganz mit Zahlen bedeckt: die Lose, die mit dem Einsatz herausgekommen. Darunter stand noch einmal auf einem Zettel:

„Wir verweisen auf die offizielle Gewinnliste, indem wir eine Sicherheit für die Zahlen der mit dem Einsatz gezogenen Lose in Anbetracht der Menge und der kurzen Zeit keinesfalls übernehmen.“

Digitized by Google

Darunter aber, daß man sie so recht sehen konnte, da sie beinahe in Augenhöhe hingen, waren zwei Telegramme mit einem gewissen Abstand von den übrigen, so daß auf sie das Wort von der Garantie sich nicht mitbezog.

In früheren Jahren, als er noch kein Los besessen, war Herr Dittrich mit Gemütsruhe an dem Laden und seinen Telegrammen vorüber gegangen, aber heute packten ihn Neugierde und Erregung, so daß er krampfhaft in der Tasche des Ueberziehers die Finger hin und her bewegte, als spiele er Klavier:

„Ein Gewinn von dreimalhunderttausend Mark fiel auf das Los Ihrer Kollektion . . .“

Der Herr mit dem Hohenzollernmantel stand davor, so daß Herr Dittrich die Zahl nicht lesen konnte. Und jedesmal, wenn er den Kopf zur Seite bewegte, machte der andre dieselbe Bewegung mit.

Nur die Unterschrift, irgend ein Meyer mit dem ei oder ey, wohl der Korrespondent des Kollekteurs, war zu erkennen.

Jetzt bemächtigte sich Herrn Dittrichs eine ungeheure Aufregung. Am liebsten hätte er dem Herrn im Hohenzollernmantel eine Grobheit an den Kopf geworfen oder einen Puff gegeben.

Und er brummte unwillkürlich vor sich hin:

„Andre Leute wollen doch ooch lesen. Da kann doch weeß Gott eener nich 'ne halbe Stunde stehen bleiben!“

Bei dem Gebrumme drehte sich der Mann im Hohenzollernmantel um und blickte den Sprecher von oben herab mit verächtlichem Ausdruck an.

Aber dabei wurde die Aussicht frei, und es verschwomm Herrn Dittrich alles vor den Augen, er meinte, der Schwindel packe ihn, — da stand: „33 333“.

Wieder trat jemand vor die Aussicht. Aber Herr Dittrich hatte genug gesehen. Lauter Dreien! Fünf Dreien! Das war eine so außergewöhnliche Zahl, daß es keinen Zweifel geben konnte.

Im ersten Augenblick wußte er nicht, was er machen sollte. Vor allen Dingen warf er sofort die Zigarre weg und griff nach dem Taschentuch. Ihm war der Schweiß auf die Stirn getreten. Er lüftete den Hut und wischte sich ab. Dabei war er ein Stück zurückgegangen, und nun kam ihm plötzlich doch als furchtbarer Schreck der Gedanke: waren es wirklich fünf Stellen gewesen?

Das mußte er erst feststellen.

Und er trat noch einmal heran, aber diesmal mit größter Rücksichtslosigkeit, als hätte er bereits ein Recht, als reicher Mann breitspurig aufzutreten, schob ein Mütterchen einfach beiseite, das auch nach ihrem Los sehen wollte, und während ihm immer noch die Augen beinahe thränten, sah er dort mit einem Blick zwei Dreien allein stehen, ein kleiner Zwischenraum und dann drei Zahlen nebeneinander: es war sein Los.

Nun zog er sich zurück. Und wie er über den Fahrdamm trat, um auf die andre Seite zu gehen, übermannte ihn ein Gefühl, das er in seinem Leben noch nicht gekannt, ein Gefühl, als drehte sich alles um ihn, als wüchsen plötzlich die Häuser des Marktes bis ins Unendliche hinauf. Alles schien zu schwanken, ein Schauer überlief ihn, ihm ward abwechselnd warm und kalt, er konnte seinen Stock nicht mehr halten und ließ ihn plötzlich fallen, und während er ihn aufhob, rutschte ihm der Hut vornüber, daß auch er zu Boden gefallen wäre, wenn er ihn nicht noch im Fluge erhascht hätte.

Und nun hatte er ein Bedürfnis zu gehen, zu laufen, fortzurennen, er konnte nichts überlegen, wußte nicht, wohin er eilte, nicht, was er that. Und er lief quer über den Markt und fand sich plötzlich an der andern Seite, wohin er doch gar nicht gewollt.

Da drehte er wieder um und ging denselben Weg zurück. Dann blieb er stehen und sah von weitem drüben die erleuchteten Schaufenster der Kolonialwarenhandlung. Er blickte nach allen Seiten, und es war ihm, als würde ihm der große Platz zu eng und zu klein. Diese lächerlichen Häuser, er konnte sie ja alle kaufen, es erschien ihm alles winzig und nichtig. Und wie er immer weiter ging, er wußte nicht wohin, meinte er, er müsse jedem Vorübergehenden zurufen: „Ich habe dreimalhunderttausend Mark gewonnen. Sie dummer Kerl!“

Aber da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß er ja doch bloß ein Fünftel besaß. Ah bah, es war immer noch genug, man muß doch nicht unbescheiden sein, mehr brauchte er ja nicht.

Und nun, während er immerfort hin und her rannte, ohne den Markt zu verlassen, von einer Seite zur andern — manchmal beinahe von einem Wagen überfahren —, während er an den Läden stehen blieb, ohne jedoch im Schaufenster irgend etwas mit Bewußtsein zu sehen, machte er sich sofort klar, was jetzt zu thun sei.

Augenblicklich den Laden schließen. Wenn's nicht anders war, gleich die ganzen Platten auf den Hof schmeißen. Dann vor allen Dingen: der Frau einen Wintermantel.

Bei dem Gedanken wurde er ganz weich. Seine gute Alte! Sie war ja manchmal etwas grillig und schlechter Laune, aber im ganzen doch eine brave Frau. Nein, sie war sogar eine sehr brave Frau, eine vorzügliche Frau, das Muster einer Frau, die beste, die er je hätte finden können. Sie mußte auch noch einen neuen Hut und Muff bekommen.

Und vor allen Dingen brauchte sie sich jetzt nicht mehr zu schinden, nicht mehr mitverkaufen, nee, wenn er jetzt auch einen Laden aufmachte, natürlich dann im Großen, vielleicht wohl mehr Fabrik, um sein Patent zu verwerten, dann gab es nichts von „hinterm Ladentisch stehen“.

Nein, dann konnte die Frau die Dame machen und sich nur um ihre Wirtschaft kümmern und ihre Kinder; vielleicht auch nicht einmal um die Wirtschaft allein, denn dann würde er wohl jemand dazu haben, so was, wie man immer in der Zeitung las, eine „Stütze“.

Nein, eine Stütze nicht, das war doch zu wenig, vielleicht „Repräsentantin“ oder „Hausdame“.

Und die Kinder natürlich eine Gouvernante; Französisch und Englisch sollten sie lernen.

Digitized by Google

Die Erziehung war die Hauptſache, das Beſte, was man ſo einem Wurm fürs Leben mitgeben konnte.

Er ließe ſich ſelbſtverſtändlich auch nichts abgehen. Vor allen Dingen: ein Rad kaufen.

Er hatte ja immer ſchon daran gedacht, daß es ſeiner Geſundheit zuträglich ſein würde. Er wollte eins auf Abzahlung nehmen. Vielleicht hätte es dazu einmal eine Gelegenheit gegeben.

Davon konnte jetzt ſelbſtverſtändlich keine Rede mehr ſein. Ein neues, ein gutes Rad. 400 Mark ſpielten ja gar keine Rolle. Und wenn die Fabrik draußen läge, denn ſie mußte doch irgendwo im Vorort ſein, hier in der Stadt war ja der Grund und Boden zu teuer — O, er war auch ein geriſſener Geſchäftsmann, trotz des Geldes. Schließlich, wenn man daran ſparte, machte das auch immer etwas aus — Dann würde er hinausfahren auf ſeinem Zweirade zu den Kontorſtunden, denn mit dem eigentlichen Betriebe hatte er ja nichts zu thun, dafür gab es Arbeiter und Werkmeiſter.

Da kam ihm plötzlich ein Gedanke:

Donnerwetter noch einmal! Nein, nein, eigener Wagen! Keine große Equipage, das gab nur Scherereien und Aerger mit dem Kutſcher — den großen Herrn wollte er ja gar nicht ſpielen — aber einen kleinen Wagen, ſo einen Selbſtkutſchierer etwa, das wäre doch etwas geweſen. Aber jemand mußte ſich ſchon darum kümmern, er konnte das Pferd nicht ſelbſt warten und den Wagen waſchen.

Na, ſo ein Diener hinten darauf wäre auch nicht dumm.

Aber Cylinder natürlich und ſchöne Livree, und einen hohen Kragen mußte er haben, der bis ans Kinn hinauf ging.

Mit ſeinem Gaule wollte er ſich ſchon nicht lumpen laſſen. Als er noch in Barchent machte, hatte er ſogar mal ein Pferd beſeſſen. Er hatte es annehmen müſſen, aber doch immer noch mit fünfzig Mark — es war ein alter Kleppер — Profit verkauft, er wollte ſich ſchon nicht reinlegen laſſen, nein, nein, für Pferde hatte er ſich immer intereſſiert, und davon verſtand er auch am Ende etwas.

Mit der Zeit ließe ſich das Geſchäft ſchon vergrößern, da gab es dann Prokuriſten. Na, wenn er erſt mal einen Prokuriſten hatte oder mehrere, wenn er dann Kunden und Geſchäftsfreunden anzeigte —

Herr Dittrich ſah ſchon das Papier vor ſich, ſo wie er's manchmal von den Fabriken bekam, die ihm die photographiſchen Gegenſtände lieferten.

Fein gedruckt mußte es ſein, auf gutem Papier und dann darauf geſchrieben:

„Ich geſtatte mir hierdurch zur Anzeige zu bringen, daß ich Herrn Schnitzler oder Grobaſch oder Müller oder Goldmann oder wie der Kerl eben hieß, unter dem heutigen Tage Prokura erteilt habe.

Der Herr wird figurieren —“

Und Herr Dittrich ſah bereits vor ſich einen wundervollen Namenszug:

— „pro Paul Dittrich

Ludwig Heinrich Philipp Egon Karl Heinemann.“

Donnerwetter noch einmal! Heinemann hieß der Kerl, das heißt der erſte Prokuriſt, denn da kamen noch mehrere.

Und ſchließlich, Donner und Doria! Aktiengeſellſchaft! Natürlich wenn er erſt ſein Schäfchen im Trockenen hatte — Aktiengeſellſchaft, da gab's gar keinen Zweifel!

Und jetzt würde er auch mit größerer Energie an die Erfindung gehen können, jetzt war es bloß noch Sache von ein paar Tagen. Da konnte das Geſchäft nicht ruhen, am beſten ſchon, er machte es ganz zu. Ja, ja, er ſchloß einfach und ging darau, die letzten Kleinigkeiten an ſeinem Verſchluß auszuführen.

Dann klebte am Laden ein Zettel, und die erſtaunten Leute, die für zwanzig Pfennige Papier kaufen wollten oder irgend einen Quark, woran er ſeinen Hungerlohn verdiente, fanden dann an dem heruntergelaſſenen Rollladen die Mitteilung —

Ja, wie ſollte die lauten? Ihm ſchwebte etwas vor, wie es manchmal vorkam: „wegen plötzlichen Todes des Beſitzers“.

Nein, er würde ſchreiben:

„Wegen unvorhergeſehenen Glücksfalles iſt das Geſchäft bis auf weiteres geſchloſſen.“

Das heißt — Herr Dittrich kraute ſich den Bart — nein, „unvorhergeſehene Glücksfälle“, das traf doch nicht zu. Was hatte die Mutter geſagt: „Man muß nur richtig daran glauben und ſein Glück zwingen.“ Nein, er würde ſchreiben: „Wegen veränderter Vermögensverhältniſſe.“

Das heißt, ſchlau mußte man ſein. Wozu den Laden ſchließen? Man verkaufte das Geſchäft, wie es lag und ſtand, Käufer würden ſich ſchon finden. „Wer den Pfennig nicht ehrt, iſt des Thalers nicht wert.“ Die paar Bläkdreier für das olle Gerümpel, das da im Laden ſtand, die Einrichtung und das Zeug, die durfte man doch nicht ſo ſchwimmen laſſen.

Herr Dittrich war während ſeiner Betrachtungen, die in Blitzbildern in wenigen Minuten vor ſeiner Seele vorüberjagten, immer noch auf dem Markte geblieben. Nun dachte er plötzlich an ſeine Familie.

Er mußte ja nach Haus, um ihnen das Glück zu verkünden.

Nein, die Augen, die die Frau machen würde, und die Kinder! Dieſe Freude! Himmelſakrament, die Guſte mußte Wäſche bekommen. Das fehlte vorn und hinten! Erſtens waren die Hemden zerriſſen, und dann hatte das arme Ding überhaupt zu wenig. Eins an, eins auf der Bleiche! Sie mußte doch öfters wechſeln können.

Ach die gute Alte, wie ſie immer geſorgt hatte um die Wäſche, daß nicht zu viel ſchmutzig gemacht würde, daß es nicht zu viel zu waſchen gäbe! Das war ja jetzt ganz gleich, — dreißig Hemden an einem Tage, wenn ſie wollte, und „fein gehen“ mußten ſie alle.

Und der kleine Hoſenmatz, der Heini, der ſollte einen Sammetanzug kriegen mit Krimmer, es brauchte ja — da war er nun auch vernünftig — kein echter zu ſein, für ſo ein Kind war Imitation auch gut, aber einen richtigen Sammetanzug, daß die Leute gleich in Reihen ſtehen blieben auf der Straße.

Digitized by Google

Aber eins fiel Herrn Dittrich noch ein:

Heute abend konnte sich ja in den Verhältnissen doch nichts mehr ändern. Zu Haus mußten sie doch bleiben, und der große Umschwung trat schließlich erst ein, wenn der Kollekteur das Geld auszahlte. 60 000 Mark! Na, ein bißchen ging ja noch ab für den Kollekteur: die Kosten. Aber es war immer noch genug, es war doch mächtig viel!

Und von neuem überlief ihn ein Glücksgefühl, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken zog und es ihn förmlich schüttelte. Er kraute sich im dichten Bart, fuhr sich durchs Haar, mußte sich noch einmal die Stirn tupfen, und ging dann zum nächsten Fleischer.

Das war es ja, er wollte etwas Schönes zum Abendessen mitbringen. Das war eben das einzige, was er vorderhand bei seinem Reichtum thun konnte.

Und er trat ein und ließ sich vom feinsten Aufschnitt geben: Trüffelleberwurst. Eigentlich war ihm alles noch nicht gut genug. Aber heute abend gab es ja doch nichts mehr, das mußte jetzt genügen.

Vierzehn Mark hatte er zu zahlen. Sonst hätte ihn das beinahe auf den Rücken geworfen, heute gab er es mit einer gewissen Großartigkeit.

Er warf ein Zwanzigmarkstück hin mit solchem Schwung, daß es sofort vom Tisch herunterfiel und zu Boden rollte.

Und als das Mädchen es nicht gleich finden konnte, quälte es ihn, zu sagen: „Ach lassen Sie doch sein, wenn Sie's finden, ist's gut, ist ja ganz gleich . . .“ und dabei ein andres Goldstück auf den Tisch zu werfen.

Er konnte es bloß nicht, denn ein zweites hatte er nicht zu versenden.

Und er lachte wieder in sich hinein und ging mit seinem Paket Fleischwaren unter dem Arm davon.

Sein Weg nach Haus führte ihn wieder bei der Kolonialwarenhandlung vorbei. Es war nun schon spät geworden, und die Läden begannen allmählich zu schließen. Da dachte er: du wirst doch noch einmal einen Blick darauf werfen!

Und er ging heran. Es standen viel weniger Menschen da, denn an dem einen Schaufenster hatten sie schon das elektrische Licht ausgelöscht, und mit Geklapper und Gepolter ging der Rollladen herunter.

Nun konnte er bequem nähertreten und las wieder, während er sich dabei schmunzelnd das Kinn kraute:

„Gewinn von 300 000 Mark fiel auf das Los Nr. —“

Plötzlich überkam ihn ein Schwindel, er blickte noch einmal hin — eins — zwei — drei — vier — fünf Stellen und lauter Dreien — ja aber die letzte Drei —

Herr Gott! war er denn verrückt? Die letzte Drei war eine Fünf!

Das war doch unmöglich! Er wischte sich die Augen, er konnte nicht recht gesehen haben.

Aber es blieb dabei, die letzte Drei war eine Fünf.

Der kalte Angstschweiß trat ihm aus, er stürmte in den Laden hinein und rief den ersten besten Commis an, der ihm in den Weg kam:

„Sagen Sie mal, ist das Telegramm auch richtig da draußen?“

„Ja, welches meinen Sie denn?“

„Nu, das mit dem 300 000 Mark-Gewinn.“

„Gewiß ist das richtig.“

„Also das ist nicht 33 333?“

Der Commis schüttelte den Kopf. Er war unwillig, noch bei Ladenschluß gestört zu werden und meinte:

„Ja, das weiß ich doch nicht aus dem Kopf. Lesen Sie's doch draußen.“

„Ich meene nur, es ist doch richt'g, was da draußen steht?“

„Natürlich ist das richtig, sonst würden wir's doch nicht hinaushängen.“

„Also das letzte ist eine Fünfe?“

Der Commis schüttelte den Kopf und verstand ihn nicht. Aber ein andrer, etwas älterer Mann, der vielleicht derartiges schon gewöhnt war und sich möglicherweise für die 300 000 Mark auch interessierte, wußte es auswendig und rief über den Ladentisch aus der Ecke herüber, während er den Rollladen eben herabdrehte und nun einen Augenblick inne hielt, daß man ihn besser verstehen sollte:

„Die 300 000 Mark sind gefallen auf 33 335.“

Herr Dittrich lächelte verstört und raunte ohne Gruß und ohne zu danken, wie ein Irrsinniger hinaus.

Dann lief er über den Markt, und ihn überkam ein Schmerz, wie er ihn noch nie in seinem Leben gefühlt zu haben meinte. Es schüttelte ihn förmlich, seine Augen röteten sich. Er mußte mit den Thränen kämpfen. Wieder schien es ihm, als wüchsen die Häuser hoch hinauf. Aber diesmal bekamen sie das Uebergewicht, und er meinte jeden Augenblick, sie müßten über ihm auf dem Platze zusammenbrechen.

Er griff nach der Tasche, wo er sein Los trug. Er wollte es in Fetzen zerreißen. Aber nachdem er eine Weile umhergeirrt, kam ihm doch wieder der Gedanke, es könnte wenigstens mit dem Einsatz herausgekommen sein. Ach, wenn es doch bloß mit dem Einsatz herausgekommen wäre! Mehr wollte er ja gar nicht, es genügte doch, wenn er wenigstens die vierzehn Mark Wurst wieder herein hätte.

Und nun stieg, während er eiligst nach Hause lief, doch in seinem Innern der leise Hoffnungsschimmer auf, und er dachte an das, was die Mutter ihm gesagt: „Man muß nur recht wollen.“ Und in seinem Herzen war er nun wenigstens dessen sicher: „Mit dem Einsatz war es heraus, da gab es keinen Zweifel, daran war nicht zu rütteln.“

Und wie er in die Hinterstube trat, sprang ihm die Guste entgegen und rief:

„Papa, haben wir was gewonnen?“

Seine Frau kam aus dem Laden, dessen Thür sie halb offen ließ. Es war immer noch Licht drüben, denn es konnte doch schließlich noch kurz vor Thoresschluß jemand kommen, der für ein paar Pfennige kaufte.

Und Frau Dittrich machte ein halb zagendes,

Digitized by Google

aber doch immer noch zweifelndes Geſicht und ſagte — und diesmal verließ ſie ihre ſonſtige Zweifelſucht, und ein Hoffnungsſchimmer zeigte ſich auf ihren müde lächelnden Zügen:

„Paul, haben wir denn was gewonnen?“

Da überkam ihn die ganze Bitterkeit, und ſeine fürchterliche Enttäuſchung machte ſich darin Luft, daß er das Paket mit den Fleiſchwaren nahm, es an die Wand ſchmiß, und hochrot im Geſicht rief er, indem er mit den Armen in der Luft herumfuchtelte:

„Nischt haben m'r gewonnen. Aber für vierzehn Mark Trüffelleberwurſcht hab' ich gekooft!“

Die Frau fiel in einen Stuhl und ſagte nur mit entſetztem Blick, indem ſie die Hände demütig faltete:

„Um Gottes willen!“

Der Turmbläſerbrunnen in Bremen.

Der jüngſt errichtete Turmbläſerbrunnen in der Hanſeſtadt Bremen iſt in freier Anlehnung der Erinnerung an eine alte, bis heute beſtehende Sitte geweiht. Sonntagmorgens und in der Frühe ſonſtiger Feſttage ertönen hoch vom Dome herab feierliche Klänge: Choräle, die von den Stadtmuſikanten oder Kunſtpfeifern, wie ſie in andern Städten heißen, geblaſen werden. Auf einem Unterbau aus Oberkirchener Sandſtein erhebt ſich, vom Bildhauer Max Dennert ausgeführt, die Gruppe der fahrenden Muſikanten, jede einzelne der drei Figuren humorvoll charakteriſiert. Der magere Marionettenbläſer führt die muſikaliſche Leitung des Trios. Er hat ſein Stück und ſeine Noten gewiſſenhaft auswendig gelernt; mit dem rechten Fuß tritt er den Takt dazu, damit er ſelber nicht aus ihm herauskomme. Denn ſein lieber Nachbar zur Linken bläſt entſchieden falſch; der iſt nicht bloß aus dem Takt gekommen, ſondern kann auch den rechten Ton nicht finden und wendet ſich daher mit geſenktem Horn der Stütze der Geſellſchaft hilfsbedürftig zu. Der dritte, der feiſte Bruder Durſtig, kümmert ſich nicht viel um Takt und Ton, ſondern tutet fidel darauf los, um nur bald zu Ende und „zu Biere“ zu kommen, mag droben die Wetterfahne auch noch ſo ſehr ihr Mißfallen durch Knarren zu erkennen geben. Der Schöpfer des Brunnens, Max Dennert, erhielt ſeine Vorbildung auf techniſchen Schulen in Hannover und Berlin, gab aber die anfänglich betriebene Bildhauerarbeit in Holz bald auf, um in den Berliner Werkſtätten von Wolff und Herter und dann bei Hellmer in Wien ſich der monumentalen Plaſtik zuzuwenden. Der „Kanonenkönig“ Krupp beſitzt mehrere Sachen von ihm; ſeine Vaterſtadt Friedeberg in der Neumark übertrug ihm das Denkmal zu Ehren der beiden erſten Kaiſer aus dem Hohenzollernhauſe.

Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Digitized by Google

Frühstück unter Palmen (St. Dominica in Westindien).

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider,** Marinepfarrer.

7. Der Schiffsjunge.

Dank der thätigen Seehistorienschreiberei ist der Schiffsjunge zu einer historischen Figur des Seemannslebens geworden. Denn ohne den typischen kleinen Schiffsjungen armer, aber ehrenwerter Eltern — wie sollten die Seeromane sich in ein seeromantisches, rührsam duftiges Gewand hüllen! Dazu gehört eben der Schiffsjunge und ein Segelschiff. Die Dampfschiffe machen sich lange nicht so poetisch. Die schlagenden Segel, das ächzende Schiff, der kundige Kapitän und der wetterharte Steuermann und — der Schiffsjunge, sie bilden nun einmal die elementa narrationis navalis.

Aber welche Verwirrung richten solche Schreibereien in dem jugendlichen Gemüt an! Es wird von abenteuerlicher Wanderlust und von verschwommener Begeisterung für ein unwahres Seeheldentum ergriffen und glaubt in der Marine die Erfüllung seiner Wünsche zu finden: den Weg zum Seehelden durch Sturmgewalt und lustige Abenteuer unter den „Wilden". Denn turnen und klettern kann er wie eine Katze, die höchsten Bäume sind ihm nicht hoch genug, der Nachbar hat's oft genug an seinen Aepfel- und Birnbäumen und die Mutter an den zerrissenen Beinkleidern erfahren.

Armer Junge! Es thut mir leid, dir klares Seewasser reichen und sagen zu müssen: „Laß deine Abenteuerlust nur ganz zu Hause, und was deine Seeheldenträume anbetrifft — sie werden zu den bekannten ‚Schäumen', wenn du weiter nichts kannst, als klettern und Aepfel mausen. Gute und solide Volksschulkenntnisse, ein gesunder Leib und froher Mut, das ist's, was man von dir verlangt in der Kaiserlichen Schiffsjungenabteilung, weiter nichts."

Der Eintritt der Schiffsjungen erfolgt am 1. April jedes Jahres. Von den sich Meldenden werden etwa achthundert ausgewählt. Die Aufnahmebedingungen schreiben ein Alter von sechzehn Jahren vor, gestatten jedoch für starke und kräftige Jungen die Einstellung schon vom vollendeten fünfzehnten Lebensjahre an und schließen die Altersgrenze unmittelbar vor dem achtzehnten Lebensjahre. In der Aufnahmeprüfung müssen sie den Ausweis einer abgeschlossenen Volksschulbildung liefern. Es wird fließendes Lesen, einigermaßen orthographisch-richtiges Schreiben und der Gebrauch der vier Grundrechnungsarten erwartet. Weitere Vorbildung wird nicht verlangt. Auch wird von jeglicher materiellen und pekuniären Leistung der Eltern abgesehen. Nur eine einmalige Zahlung von sechs Mark für die erste Anschaffung von Putzsachen ist zu entrichten. Der Junge wird genommen wie er ist und durch eigne Leistung geworden ist.

Wenn er von dem für seinen Heimatsort zuständigen Königlichen Bezirkskommando nach vorheriger rechtzeitiger Meldung und stattgehabter Prüfung den Gestellungsbefehl erhalten hat, so wird er auf Kosten der Militärbehörde der Kaiserlichen Schiffsjungenabteilung in Friedrichsort bei Kiel

Digitized by Google

überwiesen. Hier beginnt nun zuerst der große Reinigungs- und Einkleidedienst. Bäder und Haarscheren treten in Thätigkeit, Schneider und Schuster thun das übrige, um den Zivilisten in einen kaiserlich deutschen Seemann umzuwandeln, der dann von seinen Instrukteuren acht Tage lang militärisch zugestutzt und in der militärischen Behandlung seiner Siebensachen, des Zeichnens, Bindens, Verstauens unterwiesen wird. Eine nochmalige ärztliche Untersuchung und wissenschaftliche Prüfung im Lesen, Schreiben und Rechnen vervollständigen diese erste Vorbereitungszeit in Friedrichsort. Dann kommt die Dampfpinasse mit mehreren Schiffsbooten im Schlepp und holt die auf die verschiedenen Schiffe verteilten Schiffsjungen an Bord. In Friedrichsort auf dem Hofe die Kühe gefüttert und die Pferde gestriegelt hat.

Die mannigfachsten Berufsarten und Beschäftigungen finden unter den eintretenden Schiffsjungen ihre Vertreter, selbst die humanistische Bildung von Serta bis Sekunda hat ihre Jünger unter ihnen.

Da begegnet man dem berühmten „einzigen Sohn einer armen Witwe“ und dem Thunichtgut eines höheren Beamten, es fehlt weder der durchtriebene Bursche, noch der schlichte, wohlerzogene Junge. Man sieht den wettergebräunten Seemann von der Handelsmarine und das zarte, bleichwangige Bürschchen aus der Stadt: Große und Kleine, Gewandte und Einfältige, Gute und Schlechte, aus den unteren und mittleren Schichten und Ständen des ganzen Deutschen

Taufklimmen.

waren schon die einzelnen Schiffsjungendivisionen und Korporalschaften organisiert; jeder Schiffsjunge erhält seine Schiffsnummer und damit seinen Platz an Bord; dort packt er seine Sachen aus dem Kleiderzack in die numerierte Kleiderkiste um, bezieht und zurrt seine Hängematte, und in kurzer Zeit ist er in seinem neuen Heim häuslich eingerichtet. Die etwa noch freibleibende Zeit des Tages kann er ganz nach Bedarf mit Staunen und Verwundern ausfüllen. Denn alles, was er sieht und hört, ist neu, so neu und eigenartig wie dem Kinde eines weltentlegenen Dorfes der Besuch einer Großstadt mit ihren Straßenbahnen ohne Pferde, den riesigen Schaufenstern und all den anders gekleideten Menschen. Vom Zauber der Neuheit ist jeder hingerissen, ob er nun ein Stadt- oder Landkind ist, ob er bei einem Rechtsanwalt im Bureau oder bei einem ehrsamen Schneidermeister auf dem Schneidertisch gesessen, ob er in der Stadt bei einem Kaufmann hinter dem Ladentisch gestanden oder beim Vater

Reiches, aus Pommern und Bayern, aus Ostpreußen und den Reichslanden kommen sie, ihr Glück zu versuchen, ihren Beruf zu finden im kaiserlichen Dienst auf dem wogenden blauen Wasser.

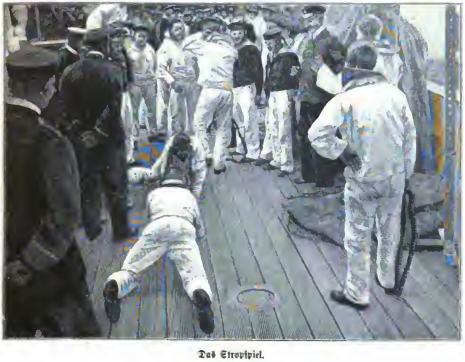
O, wenn man in ihrer aller Herzen lesen könnte, was sie zur Marine getrieben hat, welch ein Mosaikbild von Beweggründen würde man erschauen! Aber es liegt auch in der Natur der Sache, daß ein Junge von sechzehn Jahren noch nicht zu einer vollen Klarheit über das, was er erstrebt und will, gekommen sein kann. Mag immerhin mit abenteuerlichen und allerhand unklaren Elementen das Ideal eines frischgebackenen Schiffsjungen verquickt sein, — es ist doch noch immer ein Ideal, das Begeisterung in sich trägt, dem er zustrebt. Und nur ein Ideal erhebt den Menschen über die städtische Stickluft des Materialismus hinweg in die frische, kraftatmende Seebrise der Begeisterung und des von innerer Freudigkeit beseelten Thatendranges. Wohl uns, daß der Zug zur kaiserlichen Marine mehr von frischer,

Digitized by Google

froher Begeisterung als von der abwägenden Ueberlegung des Geldverdienens eingegeben ist. Wenn auch die Kaiserliche Marine die ihr geleisteten Dienste gut bezahlt, so ist doch die Thatsache unanfechtbar, daß die meisten in erster Linie nicht des Geldes wegen zur Marine gehen, sondern weil die See und das ganze Seewesen mit seinen Kämpfen und Gefahren eine starke Anziehungskraft auf das begeisterte, von Thatendrang erfüllte Gemüt ausüben.

Daraus erklärt sich auch die starke Sehnsucht nach dem Wasser und dem Schiffe, von welcher alle die zu erzählen wissen, die jahre- und jahrzehntelang zur See gefahren sind und dann längere Zeit an Land gelebt haben. Es würden noch viel mehr junge Leute zur See gehen, wenn nicht die zarte Rücksicht auf die sorgende und sich ängstigende Mutter sie von dem schönen Seemannsberuf abhielte. Dabei ist derselbe durchaus kein leichter und bequemer. Er erfordert, wie kein andrer, den ganzen Mann, der vor keiner Arbeit zurückschreckt und der Gefahr getrosten Mutes ins Auge blickt. Aber, wie leid- und gefahrvolle Stunden die Menschen inniger miteinander verbinden als leichte und heitere, so erweist sich gerade die beständige Not und Gefahr, in welcher der Seemann lebt, als das festeste Bindemittel, das den Seemann an seinen schweren, schönen Beruf kettet.

Torpedoschlagen (Key West, Nordamerika).



Das Strafspiel.

Der Schiffsjunge wird nach militärischer Pädagogik ganz allmählich mit den ungewohnten, schweren Obliegenheiten des Seemannsdienstes vertraut gemacht. Die ersten sechs Wochen lernt er im Hafen zunächst das Schiff und seine Teile, besonders die Takelage und ihre Bedienung so weit kennen, daß mit der nötigen Vorsicht eine etwa sechswöchige Kreuztour in der Ost- und Nordsee zur guten Jahreszeit unternommen werden kann. Bei dieser bringen denn auch die jungen Seeleute ihr erstes Opfer dem gierigen Meergott dar, oft unter den kläglichsten und drolligsten Verhältnissen, wenn zum Beispiel ein Junge mit der Opferspende in der Mütze aus der Takelage niederentert, aus Furcht vor — diesem und jenem. Nach den neuesten Reisebestimmungen für die Schulschiffe fallen diese Sommerfahrten weg, statt dessen

treten sie sogleich nach der ersten Ausbildung der Schiffsjungen die Winterausreise von 9 Monaten an.

Gemeinschaftliche Spiele und Spaziergänge fördern das kameradschaftliche Band und das Vertrauen zu den Vorgesetzten, die zugleich ihre Lehrer und Erzieher sind. Denn Schiffsjungen sind nicht sogenannte „Personen des Soldatenstandes", sondern die Zahlung der Matrosenlöhnung. Der Schiffsjunge erhält außer dem monatlichen Kleidergeld von 9 Mark, das bis zum Ablauf seiner zweijährigen Lehrzeit einbehalten und dann nach Abzug der gelieferten Kleidungsstücke ausgezahlt wird, noch 2 Mark für Putzzeug und 1 Mark Taschengeld, in Summa also 12 Mark pro Monat. Diese materielle Leistung

Schiffsjungengruppe vor dem Düppel-Denkmal.

militärische „Zöglinge" wie die der Unteroffizierschulen der Armee, mit denen die Schiffsjungenabteilung hinsichtlich der Marine gleiche Aufgabe hat: Heranbildung eines tüchtigen Unteroffizierersatzes. Als Zöglinge werden sie weder vereidigt, noch unterstehen sie, wie die Matrosen, der militärischen Gerichtsbarkeit. Nur kleinere Disciplinarstrafen werden über sie verhängt. Der Charakter als Zögling verbietet ferner läßt sich die Marineverwaltung für die im Marinedienst zugebrachte Zeit von den Angehörigen des Jungen ersetzen, wenn dieser vor Ablauf seiner zweijährigen Lehrzeit freiwillig den Marinedienst verläßt. Im ganzen ist er zu einer neunjährigen Dienstzeit verpflichtet.

An Bord werden die Schiffsjungen, gleich den Matrosen, zu allen seemännischen Arbeiten und

Digitized by Google

Uebungen herangezogen, erhalten aber vor diesen eine sorgfältigere allseitige Ausbildung im Kriegsschiffsdienst, sowie Unterricht im Rechnen, in der deutschen Sprache und Geschichte und in der Geographie, den der Schiffspfarrer erteilt.

Im Anschluß an diese zweijährige Bordzeit, die in einen dreißigtägigen Heimatsurlaub auslänft und mit der Ernennung zu Matrosen abschließt, werden die ehemaligen Schiffsjungen, die bis zu ihrer Beförderung zum Maaten einen roten, fünfzackigen Stern auf dem linken Oberarm tragen, dem Seebataillon auf mehrere Monate zur weiteren infanteristischen Ausbildung im Schieß- und Geländedienst überwiesen, worauf dann die Einstellung in eine Matrosendivision oder Torpedoabteilung (Kiel und Wilhelmshaven) nach freier Wahl erfolgt.

Gruppe der ehemaligen Schiffsjungen von der Partie in Smyrna.

erhalten die volle Matrosenlöhnung von 10 Mark 50 Pfennig pro Monat und 9 Mark Kleidergeld. Aeußerlich erkennbar sind sie und bleiben sie in allen Dienststellungen bis zur Beförderung zum Maaten durch einen gelben beziehungsweise blauen fünfzackigen Stern auf dem linken Oberarm. Gelb ist der Stern auf dem blauen und blau auf dem weißen Zeug.

Innerhalb der gewählten Marineteile nimmt die Laufbahn ihren geregelten Gang und kann sich, je nach Fleiß und Fähigkeit, bis zum Offizier (Feuerwerks- und Torpedooffizier, letzterer technischer, nicht Seeoffizier der Torpedowaffe) erheben, endet jedoch unter günstigen Verhältnissen beim Deck- und Oberdeckoffizier (Bootsmann, Stenermann, Feuerwerker, Materialienverwalter respektive Ober-) und steht gewöhnlich bei der Unteroffizierscharge (Obermaat) still.

Ein Tanz mit „schwarzen Schönen“ (St. Dominica in Westindien).

Die tüchtigeren Schiffsjungen können nach einem Jahre zu Leichtmatrosen ernannt werden und werden als solche auf andre Schiffe kommandiert. Sie

Einen verhältnismäßig breiten Raum in der zweijährigen Schiffsjungenzeit nehmen Bordspiele und belehrende Ausflüge in fremden Häfen ein. Letztere

Digitized by Google

werden durch Geldbeihilfen der Marineverwaltung gefördert, und die Bordunterhaltungen erhalten durch Stiftungen von Preisen seitens des Schiffskommandos und der Offiziere Reiz und Lebensfähigkeit. Da wird dann zusammengetragen, was Pantry und Kantine aufweisen: Bier, Zigarren, Tabak, Anchovis, Oelsardinen, präservierter Lachs, Frankfurter Würste

Auf dem Markt in Porto Grande.

und kondensierte Milch, Briefpapier, Messer, Schere, Mützenbänder (Schiffsjungen mit roter, Matrosen mit goldener Schrift) und andres mehr. Von den Spielen sind Tanziehen und Tankletteru durch die Bordverhältnisse wie von selbst gegeben. Daneben treten auch die guten alten Spiele aus der Schulzeit in ihre Rechte. Es fehlt nicht der Plumpsack, das Sacklaufen und Topfschlagen, wobei freilich die Stelle des obligaten defekten Topfes eine Pütze (Holzeimer) ersetzen muß, nicht das Wurstgreifen und Suchen versteckter Gegenstände bis in die Tasche des ersten Offiziers hinein und in die Bramsaling hinauf, nicht der Frischwachs und das Konkurrenzschuhanziehen, wobei die Schuhe, bunt durcheinander auf einen Haufen geworfen, von den Besitzern schnell herausgesucht und angezogen werden müssen. Eine Bordspezialität bildet das Stropspiel. Zwei Kämpfer erhalten dabei einen Strop (endloser Strick) um den Nacken, und müssen in liegender Stellung sich einander über den Grenzstrich zu ziehen suchen.

Die Spaziergänge an Land, namentlich in fremden und belebten Häfen, geschehen meistens unter Aufsicht, wenigstens im ersten Jahr. In Häfen, wo nichts los ist, beschränken sie sich darauf, durch den Ort zu gehen und das fremdartige Leben und die Schwarzen in ihrem großartigen — Nichtsthun anzustaunen. Daß der Besuch des Marktes, wo die Landeserzeugnisse und Früchte feilgeboten werden, nicht vergessen wird, ist selbstverständlich. Hier zeigen die angehenden seefahrenen Blanjacken juniores ihre weltmännische Gewandtheit in allerlei Künsten und Wissenschaften, die sich auf Handelei und fremdsprachiges Radebrechen erstrecken, um für einen Penny die höchste Anzahl Apfelsinen oder Bananen herauszuschlagen.

An größeren und belehrenden Ausflügen nehmen auch Offiziere teil. Durch einschlägige Vorträge, die gewöhnlich der Schiffspfarrer vor Einlaufen in den Hafen für die gesamte Mannschaft hält, sind sie über Land und Leute so weit orientiert, daß sie nicht völlig schimmerlos die terra incognita durchwandeln, sondern wenigstens wissen, was es war und wie es hieß, das sie sahen und anstaunten, um zu Hause tüchtig erzählen zu können.

Denn „nun erzähle mal, du hast ja so viel Schönes gesehen!“ — das ist immer das erhe, was einem heimkehrenden Seefahrer im Familien- und Freundeskreise begegnet. Und immer bloß von Sturm und Haifischen, diesem beliebten Thema der Fragenden, zu berichten, wird einem bald über.

So sehen wir unsre Schiffsjungen auf dem Marsche von Sonderburg nach dem Düppeldenkmal, wo preußischer Heldenmut dänischen Trotz und Hochmut brach. Eingehend wird das Denkmal und die ganze Oertlichkeit, das Schlachtfeld und der Alsenübergang an der Hand belehrender Fingerzeige in Augenschein genommen und dann — das obligate, mitgenommene Butterbrot verzehrt.

Im Auslande finden die Schiffsjungen sehr oft an den wohlhabenden Landsleuten liebenswürdige und spendable Gönner, die ihnen durch Gewährung freier Eisenbahn- oder Dampfschiffahrt den Genuß einer landschaftlichen Schönheit, einer einheimischen Sehenswürdigkeit oder auch eines kulinarischen Picknicks verschaffen. Freude bereitet ihnen ja alles, was außerhalb des gewohnten Geleises des täglichen Dienstes sich bewegt, und wäre es auch nur, daß sie ihr Butterbrot anderswo als an der Back, auf einem kahlen Felsen, am sonnigen Strande oder unter dem dürftigen Schatten eines tropischen Strauches verzehren können.

Aber das ist eine lustige Partie, die Eselspartie in Smyrna. Zweihundertundfünfzig Schiffsjungen sitzen stolz zu Esel und reiten in endlosem Zuge durch dick und dünn dem Villenort Hagia Triada

Digitized by Google

entgegen. Offiziere und Seekadetten begleiten den Troß von Schiffsjungen, Eseln und Eseltreibern hoch zu Roß und per Wagen. Leider wollten die Esel nicht immer wie ihre hochgesessenen und tiefgefallenen Gebieter. Der an der Queue reitende Offizier hatte genug mit dem Sammeln gefallener Größen zu thun. Indessen ging alles ohne Bein- und Schädelbruch ab, defekte Hosen und schmutzige Mützen gab's freilich genug.

Inzwischen hatte die Dampfpinasse große Berge von Brot und Präserventbüchsen mit allerhand schönen Sachen und etliche Fässer deutschen Bieres herangeschleppt. Es wurde feldmarschmäßig abgekocht und lustig gelebt. Abends nach froh bewegtem Tage brachte die Eisenbahn die Ausflügler nach Smyrna zurück, wo sie vom Bahnhofe bis zur Bootsanlegestelle durch die Straßen Smyrnas mit klingendem Spiel in strammer Haltung marschierten, was aber den Muselmännern und Orientalen weit weniger imponierte als den Berlinern, weil jene bunten Firlefanz und farbige Seidenbänder mehr lieben als einfache Eleganz und soldatische Forschheit.

Unvergeßlich wird den Teilnehmern auch jener schöne Tag auf der kleinen Antilleninsel (Westindien) St. Dominica bleiben, wo die Schiffsjungen unter allgemeiner Beteiligung der mitfeiernden schwarzen und halbschwarzen Bevölkerung des Negerdorfes Plymouth an der Ruperts-Bai, hinauszogen nach dem Landhause des englischen half-cast-Landrates und dort bei Spiel und Tanz — Speis' und Trank nicht zu vergessen — den ganzen Tag verbrachten.

Unter Palmen, an den grünen Backen der tropischen Mutter Natur zu frühstücken, die schwarzen, feurigen „Schönen", aufgedonnert wie eine Pariser Modedame und den Stempel der Halbkultur an den nackten Füßen tragend, zum Tanz zu führen: ja, das ist nichts Alltägliches und Mitteleuropäisches. So was erlebt nur ein Schiffsjunge der Kaiserlichen Marine!

Selbst der Dienst nimmt hie und da im tropischen Lande ein idyllisches Gepräge an. Porto Grande, die öde Kohlenstation auf den Kap Verdeschen Inseln, ist zwar nichts weniger als idyllisch, aber fürs Zeugwaschen hat es seine Reize voller Poesie. Und sonderbar — Wasser hat es auch nicht, außer Seewasser, das zum Waschen untauglich ist, weil die Seife darin nicht schäumt. Aber einer

Interessante Zeugwäsche (Porto Grande).

großen, geräumigen Waschküche rühmt sich dies verkommene Nest. Es ist der freie Platz außerhalb der Stadt, wo in Zisternen das dürftige Wasser, das von den Bergen zu Thal sickert, aufgefangen wird. Hier waschen Negerweiber Tag für Tag. Aber das merkwürdigste an dieser Waschküche ist der Umstand, daß sie zugleich Trockenboden ist. Denn die tropische Sonne trocknet das flach auf der Erde ausgebreitete Zeug in kurzer Zeit, so daß unsre Jungen von ihrer Zeugwäsche an Land, für die ihre schwarzen Kolleginnen ihnen Hand- und Waschgerät bereitwilligst liehen, da die übrigbleibende Seife in ihren Besitz überging, thatsächlich mit nicht bloß reinem, sondern auch trockenem Zeuge an Bord zurückkehren konnten, was immerhin doch eine wunderbare Sache ist.

Digitized by Google

Die Technische Hochschule zu Berlin.

Zur Jahrhundertfeier am 19. Oktober.

Von

Fred Hood.

Die Geschichte der Technischen Hochschule ist eigentlich eine Geschichte der deutschen Industrie während der letzten hundert Jahre. Denn wie die letztere sich in dieser Zeit zu einer großen Macht ausgewachsen hat, so hat sich aus der mehr als bescheidenen Bauschule, die am 21. April 1799 mit zehn Studierenden eröffnet wurde, die heutige Hochschule entwickelt, die gegenwärtig von etwa 3500 Hörern besucht wird. Mit der Entwicklung unserer heimischen Industrie hat die Hochschule gleichen Schritt gehalten, und die Tausende von Architekten, Ingenieuren, Chemikern, die aus ihr hervorgegangen sind, haben ein gutes Stück jener Arbeit geleistet, die den Weltruf der deutschen Industrie begründete.

Die großen Architekten der Zeit Friedrichs des Großen hatten die notwendigsten Kenntnisse meist in den Bureaux älterer Baumeister erlangt, und diese Kenntnisse waren im Vergleich mit den Anforderungen, die heute an einen Baumeister gestellt werden, recht bescheiden. Die besonders unvollkommene Ausbildung der Baubeamten, von denen die einen vorwiegend bautechnisch, die andern vorwiegend praktisch befähigt waren, gab schon 1788 Veranlassung, nach einem vom Oberhofbaurat Becherer aufgestellten Programm, im Anschluß an die Kunstakademie eine architektonische Lehranstalt einzurichten, die von 1790 an die Unterstützung des Königs fand. Man ging jedoch sehr bald daran, eine nach allgemeinen Gesichtspunkten organisierte Unterrichtsanstalt ins Leben zu rufen, und am 13. April 1799 erhielten die von den Ministern von Heinitz und von Schrötter entworfenen Grundsätze für die Errichtung einer Bauakademie die Genehmigung Friedrich Wilhelms III.

Die Bauakademie stand als ein Glied der Akademie der Künste zunächst unter dem gemeinschaftlichen Kuratorium des Chefs der Kunstakademie und des Oberbaudepartements. Erst 1824 ging die Anstalt infolge durchgreifender Reformen in das Ressortgebiet des Handelsministeriums über, das zunächst Entelwein die Leitung übertrug.

Im Oktober 1800 wurde die neue Anstalt in der von Gentz erbauten „Münze“ am Werderschen Markt eröffnet. Dieses Haus verkörperte damals recht treffend die sprichwörtlich gewordene preußische Sparsamkeit, denn es hatte außer der Münze noch eine Mineraliensammlung, ferner Vorlesungsräume für das Bergdepartement und endlich nun auch noch die Bauakademie aufzunehmen. Da aber die Räume nicht genügten, so mußte zum größten Leidwesen des Architekten ein Stockwerk aufgesetzt werden. Aber auch diese Räume reichten bald nicht hin, es wurden Zimmer in Privathäusern hinzugemietet, und erst nach Uebersiedelung in die 1835 nach Schinkels Plänen vollendete Bauakademie verfügte man über eine genügende Zahl großer Unterrichtsräume.

Auch sonst hatte die junge Akademie zu Anfang noch schwer unter einer altpreußischen Sparsamkeit zu leiden. Nach einem Vorschlage des Ministers von Schrötter am 5. April 1799 wurden zur Einrichtung der Anstalt und zur Beschaffung von Modellen und Instrumenten ein Stimmchen von 3400 Thalern, und zur jährlichen Unterhaltung, einschließlich Verbesserung der technischen Provinzialschulen, 8000 Thaler als ausreichend erachtet. Ebenso „glänzend“ waren die Lehrerhonorare, die zwischen 150 und 250 Thalern jährlich schwankten. Diese Honorare ergaben insgesamt für den ersten Etat der Bauakademie die Summe von 3400 Thalern!

Im Jahre 1876/77 war die Zahl der Studierenden bereits auf 1085 angewachsen, so daß man sich mit dem Plane eines umfangreichen Neubaues zu beschäftigen begann, in dem zugleich die Gewerbeakademie Aufnahme finden sollte. Diese war ursprünglich nichts als eine einfache Handelsschule für Knaben von zwölf bis sechzehn Jahren, die unmittelbar aus der Elementarschule in die Anstalt übertreten konnten. Sie verdankte ihre Entstehung den Bestrebungen Wilhelm Beuths, eines ausgezeichneten Mannes, der 1818 ins Finanzministerium berufen war und hier die Abteilung für Handel und Gewerbe leitete. Beuth hatte ein warmes Herz für die Entwicklung des Gewerbes, und diese Liebe war keine theoretische; er trat selbst mit Gewerbetreibenden in Verbindung, war ihnen für jede Anregung dankbar und höchst eifrig in seiner einflußreichen Stellung bemüht, den Industriellen praktische Vorteile zu erringen.

Als nun im Jahre 1819 der König die Veranstaltung einer Ausstellung von Erzeugnissen des vaterländischen Gewerbefleißes anordnete, wußte Beuth dahin zu wirken, daß zu diesem Zwecke ein Gebäude erworben wurde, in dem die geplante Anstalt mit untergebracht werden konnte. Es gelang ihm, dies durchzusetzen, und man erwarb für den bescheidenen Preis von 32000 Thalern die Hadeicke Besitzung in der Klosterstraße, die für die Unterrichtszwecke schlecht und recht hergerichtet wurde.

Die Anstalt wurde am 1. November 1821 unter dem Namen „Technisches Institut“ mit 13 Schülern eröffnet. Natürlich stand es anfangs mit den Finanzen schlecht; aber Beuth verstand es trotzdem, hervorragende Lehrer heranzuziehen, da es bald als eine Ehre galt, unter seiner Leitung an diesem Institut zu unterrichten.

Die Besoldung war aber noch weit dürftiger als an der Bauakademie. So erhielt zum Beispiel Schinkarth, der den wichtigen Unterricht in der Physik erteilte, eine jährliche Entschädigung von hundert Thalern, und der berühmte Manch, der Herausgeber der klassisch gewordenen Säulenordnungen, wurde mit einem Thaler für jede Unterrichtsstunde bezahlt! Andre ausgezeichnete Lehrer, so der Mineralogie Dr. Fuß, Professor Lohde und der Architekt Gustav Stier, der beste Zeichner aus Schinkels Atelier, wurden nicht viel besser bezahlt. Ueberdem hatten diese Lehrer keinen leichten Stand. Die Schüler waren zumeist nicht hinreichend vorgebildet, und man durfte an sie nicht zu hohe Anforderungen stellen, zumal Beuth, der lediglich eine Förderung des Gewerbes im Auge hatte, noch weit davon entfernt war, aus der Schule eine Akademie zu machen. Es war dies auch ganz im Sinne des Königs, der selbst auf der Bauakademie die Ausbildung für die Praxis in den Vordergrund gestellt sehen wollte. „Ich empfehle Euch aber vorzüglich,“ so hieß es schon in einem Erlaß des Königs an die Minister Heinitz und von Schrötter

Digitized by Google

vom 28. Februar 1801, „nie zu vergessen, daß praktische Baubeamte und keine Professoren in der Akademie erzogen werden sollen.“ Leider hat man diesen gesunden Grundsatz nicht immer befolgt, und noch heute werden viele jungen Bauméister und Ingenieure mit grauen Theorien vollgepfropft, die sie erst wieder vergessen müssen, um praktische Techniker zu werden.

Im Jahre 1830 übernahm Beuth die Direktion der Bauakademie und leitete nunmehr beide Anstalten gemeinsam. Man hatte jetzt für die Prüfung der Bauméister und Bauingenieure ein festes Programm. Die Ausbildung sollte derart erfolgen, daß die Studierenden zu Wege- oder Landbauméistern oder zu Bauinspektoren herangebildet wurden. Letztere sollten entweder im Wasser- oder Maschinenbau oder aber im Stadt- und Prachtbau geprüft werden, sofern sie sich nicht einer Prüfung nach beiden Richtungen unterwerfen wollten. Die Studierenden hatten nun zwar die freie Wahl, aber sie standen mit dieser Freiheit zwischen Thür und Angel, da nur die zweiseitig geprüften Bauinspektoren zu den höheren Staatsstellen berufen werden sollten. Aber die Bauméister genossen eine vorzügliche Ausbildung, da ausgezeichnete Lehrer, darunter der berühmte Bildhauer Schadow, Karl Friedrich Schinkel, der Geograph Heinrich Karl Berghaus, der den Unterricht im Feldmessen und Kartenzeichnen übernahm, der große Architekt Wilhelm Stier und viele andre hervorragende Männer für die Akademie gewonnen waren.

Eine größere Lernfreiheit erlangten die Studierenden erst mit dem Jahre 1845, da Beuth zurücktrat und unter Stülers Einfluß eine mehr künstlerische Richtung die Oberhand gewann. In jene Zeit fällt auch die Begründung des Vereins „Motiv“, des ersten geselligen Vereins an der Bauakademie, der einen großen Teil der Studierenden in sich vereinigte und bis zur Begründung des Ausschusses der Studierenden im Jahre 1896 eine ausschließlich führende Stellung einnahm. Auch im Gewerbe-Institut begann sich jetzt ein freierer Geist zu regen, und der im Jahre 1846 begründete, heute weltberühmte technische Verein „Hütte“ bildete bald eine einflußreiche Körperschaft, die auch gegen mancherlei veraltete Schuleinrichtung mit Erfolg ankämpfte. Nach dem Jahre 1848 begann sich das Institut überraschend schnell zu entwickeln, immer wieder wurde der Lehrplan erweitert, und als Anfang der siebziger Jahre Reuleaux, den man aus Zürich berufen hatte, die Leitung der seit 1866 als „Gewerbe-Akademie“ bezeichneten Anstalt übernahm, gewann sie für die deutsche Industrie eine wahrhaft epochemachende Bedeutung. Alles steuerte jetzt darauf hin, die Gewerbeschule zu einer „Technischen Hochschule“ umzugestalten und mit der Bauakademie zu vereinigen.

Im Sommer 1878 wurde der zur Aufnahme der neuen Hochschule bestimmte monumentale Neubau in Charlottenburg begonnen. Der Entwurf war in großen Zügen von Richard Lucae aufgestellt worden, wurde aber nach dessen Tode von Hitzig wesentlich geändert und weiter ausgearbeitet. Mit der Ausführung wurden Stüve und Koch betraut. Als dann auch Hitzig 1881 starb, übernahm Professor E. Raschdorff die künstlerische Leitung bis zur Vollendung des Baues. Im Sommer 1884 wurde der prächtige Neubau in allen Teilen fertiggestellt, und im November desselben Jahres fand in Gegenwart Kaiser Wilhelms I. die feierliche Einweihung des Hauses statt, dessen Einrichtungen als mustergültig bezeichnet werden müssen. Der Lehrkörper umfaßt nach dem letzten Jahresbericht 79 angestellte Professoren und Dozenten, 56 Privatdozenten und 132 Assistenten, Sprachlehrer und Hilfskräfte.

Mit Stolz und hoher Genugthuung blickt die Technische Hochschule auf ihr hundertjähriges Wirken zurück, aber die Zusammensetzung des heutigen Lehrkörpers leistet auch für die Zukunft Gewähr, daß aus der Hochschule Männer hervorgehen, die der deutschen Kunst und Wissenschaft neue Ehren einzutragen vermögen.

Die Technische Hochschule in Berlin-Charlottenburg.

Digitized by Google

Belgiſches Volkswesen.

Von

F. A. Vaccicocco.

Die Volksſtämme, die an den Ufern der Schelde, Senne und Maas wohnen, gelten als ganz ausnehmend fleiſſig und intelligent auf allen Gebieten der menſchlichen Thätigkeit. Sie haben im Laufe der Zeiten Außerordentliches und Bewunderungswürdiges geleiſtet im Ackerbau und Gartenbau, in unzähligen Zweigen der Induſtrie, im Bergbau und Maſchinenfach, im Straßenbau und Eiſenbahnweſen, in der Architektur und in der Kunſt, nicht zuletzt im Handel und Verkehr. Und welchen Zweig der Arbeit und Induſtrie immer man prüfen und unterſuchen mag, man wird bei den Belgiern überall eine gewiſſe und ſcharf ausgeprägte Eigenart in der Arbeit und Induſtrie erkennen, die man nicht anders bezeichnen kann als die belgiſche Eigenart.

Dieſe belgiſche Art und Weiſe, der Charakter des Volkes, der in der Thätigkeit und in den Produkten der Arbeit zum Vorſchein kommt, unterſcheidet ſich ſcharf von der benachbarten franzöſiſchen Produktion und auf der andern Seite von der holländiſchen und niederdeutſchen. Die Belgier, die Hauptſtämme des Landes, Vläming, Brabanter und Wallonen, ſind in einem vielhundertjährigen Nebeneinander, das nicht immer friedlich war, doch derart zu einer Nation geworden, daß die Produkte ihrer Thätigkeit immer und überall denſelben Stempel zeigen und wie aus einer großen nationalen Fabrik zu kommen ſcheinen. Man erkennt hier den Einfluß und die Macht der Tradition. Wenn man einem franzöſiſchen oder deutſchen Meſſer- oder Waffenſchmied ein Meſſer, eine Klinge oder eine Flinte aus Lüttich zeigt, dann erklärt er ſofort: Das iſt belgiſches Fabrikat. Zeigt man einem Pariſer Dentelliſten Brüſſeler Spitzen, dann ſagt er ſofort: Das iſt Brüſſeler Arbeit; oder einem Aachener Tuchfabrikanten ein Stück Tuch aus Verviers, dann ſagt er: Das iſt belgiſche Ware. Sogar auf die Tiere und Pflanzen erſtreckt ſich der Einfluß der „nationalen Eigenart“, wenn man die Sache ſo nennen kann. Die ſchweren vlämiſchen Roſſe, die belgiſchen Spitzhunde, die Forterriers, die belgiſchen Kampfhähne, die berühmten belgiſchen Brieftauben gehören eben nur dieſem Lande an. Eine große Anzahl von Obſtſorten, Blumen und Pflanzenſpezialitäten erſcheinen im Handel als Beſonderheiten der Kunſtgärten in Gent, Brügge, Brüſſel.

Geht man weiter und ſucht zu erkennen, ob die Arbeit der einzelnen Volksſtämme, der Vläming oder Wallonen, in dieſem oder jenem Produkt zum Vorſchein kommt, dann hat man ſich vor eine ſchwerere Aufgabe geſtellt. In den meiſten Fällen iſt es nicht zu erkennen. Man kann nicht ſagen, ob der vortreffliche Lütticher Meſſerſchmied oder der Tuchmacher in Verviers, ob der Erbauer eines neuen Dampfſchiffes auf der Maas ein Wallone, Brabanter oder Vlamländer war. Die einen wie die andern arbeiten in den Ateliers, Werkſtätten, Fabriken meiſtens nebeneinander.

Nur im allgemeinen weiß man, daß der Wallone mit Vorliebe die Eiſeninduſtrie betreibt; im Borinage iſt er jedoch der harte Grubenarbeiter, in Namur und Brüſſel der feine Pelzfabrikant, in Verviers Tuchmacher. Der Vläme und Brabanter und der Friese an der Schelde bebauen mit Vorliebe den Boden; aber es wäre nicht richtig, zu ſagen, daß der Wallone nicht ein ebenſo trefflicher Kunſtgärtner iſt wie die vlämiſchen Lütticher. Vor Jahrhunderten ſchon waren in den alten niederländiſchen Städten die Angehörigen der verſchiedenen Stämme in ihren großen Kunſt- und Induſtriezweigen nebeneinander thätig, und trotz der oft auftauchenden ſozialen Reibungen fanden ſie ſich immer wieder zuſammen in der Konkurrenz und zu der gemeinſamen Arbeit.

Eine völlige Vermiſchung hat gleichwohl nicht Platz gegriffen. Man erkennt es ſofort an einer Gegend, in welcher vorwiegend Vlämen oder in welcher Wallonen ſitzen. Nur in den Städten ſind oft genug die Vertreter der einzelnen Stämme nicht mehr heraus zu erkennen; ſie nennen ſich einfach Belgier: Je suis Belge! In den Kreiſen der Wohlhabenden und Reichen, ſo beſonders in Brüſſel, geht man der Frage nach der Zugehörigkeit zum Volksſtamme gern aus dem Wege. Aber es traten Vorkämpfer unter den Wallonen auf, welche nachweiſen wollten, daß man in dem Volksſtamme der Wallonen die Nachkommen der eigentlichen, „alten Belgier“, der kriegeriſchen Belgier Julius Cäſars, zu ſuchen habe; ſogar als die Autochthonen des Landes, auch als Reſte der Kelten, die Belgien und Frankreich kultivierten, wollen einige die Wallonen anſehen. Indeſſen iſt in neuerer Zeit ein Dialektforſcher aufgetreten, Profeſſor Seelmann in Paderborn, der den hochintereſſanten Nachweis erbracht hat, daß ein Teil der Wallonen ohne Zweifel mit jenen Sachſen identiſch iſt, die vor mehr als tauſend Jahren durch Karl den Großen, deſſen Erinnerung bei allen Wallonen als „Charlemagne“ in hohem Anſehen gehalten wird, aus den Weſergegenden nach den Vogeſen und Ardennen verpflanzt worden ſind. Was heute als Wallonenſprache gilt, iſt ein ganz wunderſames Gemengſel von romaniſchen und niederdeutſchen, nämlich altfränkiſchen Worten und Lauten, wie des weiteren dargethan werden ſoll.

Neben den Wallonen verweilen die Vlämen auf die Bataver und kriegeriſchen Nordlandfahrer, auf Normannen und Frieſen als ihre Vorfahren und berufen ſich auf die reiche Geſchichte der alten niederländiſchen Städte und auf ihre prächtige und hochentwickelte Litteratur.

In hohem Grade merkwürdig ſind viele volkstümliche Traditionen, dann die Volksſpiele in Belgien, und auch hier wieder finden wir die beiden oder die drei Volksſtämme durchweg vereinigt im Wetteifer. Jüngſthin wurde in Brüſſel das „Glockenſpiel“ abgeholten. Die Bevölkerung ſammelte ſich auf dem Rathausplatz und hörte dem Spiel der konkurrierenden Glockenmänner zu, von welchen der Sieger zum Stadtglöckner gewählt wird. Bei dem letzteren wurde nicht gefragt, ob er Vläme oder Wallone ſei; die Hauptſache war das feine Spiel. So wird es auch in andern Städten gehalten, welche Glockenſpiele beſitzen. Bei den Volksbeluſtigungen konkurrieren meiſtens friedlich Vlämen und Wallonen.

Wenn man die Belgier als ein außerordentlich arbeitſames Volk bezeichnen muß, ſo darf man auf der andern Seite zugeben, daß es auch ein außerordentlich vergnügungsſüchtiges Volk iſt. Schon die große Zahl von Volksfeſten und Kirmeſſen beweiſt es. Jede Stadt, jedes Dorf, jede Gemeinde hat ihre großen und kleinen Kirmeſſen, und ſie verteilen dieſelben in der Art, daß auch die Nachbargemeinden teilnehmen können, ſo daß man ſich gegenſeitig Revanche geben kann. Außerdem hat man eine Menge von feſtlichen Traditionen, welche mit erſtaunlicher Pietät gepflegt werden. Faſt alle Städte haben ihre beſonderen Faſchingſpiele; dann hat man die Bogenſchützen- und Fahnenfeſte, die Hahnenkämpfe, die oft auch nur Beigaben der Feſte ſind; die

Digitized by Google

Gansryders, die vorwiegend in der Provinz Antwerpen vorkommen. Es ist ein grausamer Sport. Die Burschen der Dörfer und Gemeinden versammeln sich auf einem Platze, auf welchem eine lebende Gans mit dem Kopf nach unten an eine Art Galgen gehängt wird. Die Burschen steigen zu Pferde und galoppieren unter dem Galgen durch, indem sie den Versuch machen, der Gans den Kopf abzureißen. Dabei wird das Gansrydverlied gesungen. Der Sieger wird für ein Jahr der König der Gansryders. Auch das Entenstoßen und Hahnenschlagen gehört in diese Art von niederländischen Volksspielen. Ein Hahn wird unter einen Topf gesetzt; ein Bursche oder ein Mädchen, dem die Augen verbunden sind, bekommt einen langen Stecken in die Hand, wird im Kreise herumgedreht und muß dann den Topf mit einem Schlag zertrümmern gehen. Kletterbäume, Saufgangen, Hasardspiele, Tanzböden und so weiter gehören zu den Volksbelustigungen, bei welchen sich durchweg Wämen, Friesen, Brabanter und Wallonen zusammenfinden. Die Gemeinden erkennen sich oft an den Farben der Plüschröcke oder an den Falten der blauen Kittel. Gesprochen wird vlämisch, wallonisch, französisch und oft ein Patois, das dem Fremden unverständlich ist.

Die Volkssprachen in Belgien sind, wie gesagt, besonderer Art. In den Städten, noch mehr aber in einigen Landstrichen, dort, wo die Bevölkerung sich gemischt hat, stoßen wir, abgesehen von der französischen Verkehrssprache, auf eine merkwürdige Sprache mit ganz eigentümlichen Ausdrücken und Bezeichnungen, von denen man nicht weiß, ob sie romanischen oder altgallischen, keltischen oder niederdeutschen und altfränkischen Ursprungs sind. Jemand, der viel spricht, wird Babelcus genannt bei Wallonen und Plattdeutschen. Babeln und bubeln ist die ursprüngliche niederdeutsche Bezeichnung für plaudern; „cus“ bedeutet den Mund und ist vielleicht dasselbe wie Kuß. Babelcus heißt wörtlich übersetzt der plaudernde Mund.

Auf dem Markte verkaufen die Wallonen im Frühjahr die ersten Früchte und Gemüse; sie nennen dieselben die Premuren. Die Franzosen, so in Paris, haben daraus die „Premièren“, das sind die ersten Gemüse, die in den Markthallen erscheinen, gemacht. Bei den Wallonen bedeutet es aber die primi muri, das heißt die Früchte, Gemüse, die zuerst reif sind. Das Wörtchen murich und mürich für reif und weich ist wieder landläufig bei den Niederdeutschen. Die Wallonen nennen die Schwarzwurzel skoschenile, ebenso die Plattdeutschen. In Italien und Spanien hat man es aber mit der scorzo nera (schwarze Natter und Schwarzwurzel) zu thun. Verschiedene Gemüse und Früchte, die aus Italien stammen, haben eine verstümmelte romanische Bezeichnung beibehalten oder erhielten auch eine plattdeutsche Färbung: Kirsche, cerisi, peri, pomi und so weiter. Der weiße Kohl heißt bei Wallonen und Plattdeutschen Schavoi, dieses Schavoi bedeutet nichts andres als Savoyen: der Kohl, der aus Savoyen stammt. Die Wachtel heißt Cuattel. Im „Ettehard“ befindet sich die Bemerkung: „In Glossen sanktgallischer Handschriften wird indes die Wachtel quasquilla und quatala genannt.“ Am Niederrhein hat sich diese Bezeichnung bis zum heutigen Tag erhalten; die Wachtel heißt überall die Quattel. Beim Zutrinken sagt man am Niederrhein, an Maas und Scheide: Trink, Korebitte! Das bedeutet: Koste ein wenig. Das Koren, Küren ist altdeutsch und das bitten ebenfalls. Der komische Ausdruck „Pschütt“, den die Pariser acceptiert haben, ist ebenfalls plattdeutschen Ursprungs. Er bedeutet ein kraftloses, wenig nahrhaftes Zwieback an Bord, sondern „Pschütt“. Im übertragenen Sinne bedeutet es ein einfältiges Frauenzimmer. In diesem Sinne ist wahrscheinlich der Ausdruck nach Frankreich gewandert und spielt heute noch in Paris eine Rolle. Das Wort „Beschüdde“ kommt in Aachen und Köln schon im 12. Jahrhundert vor und bedeutete das Einstands- (Gutstehungs)-Recht der Bürger. Der Pariser Jargon wimmelt von solchen niederdeutschen und wallonischen Ausdrücken. Die Worte Brott, Bier, Bock, Krach, Snapps, Trint, Trinkaus und so weiter hört man in Paris in allen Kreisen.

In hohem Grade merkwürdig sind ferner in sprachlicher Hinsicht im Niederland verschiedene Städte- und Ortsnamen. Da haben wir die Stadt Verviers. Im Volksmunde heißt die Stadt am ganzen Niederrhein bis hinauf nach Mainz Verwisch; die Stadt Lüttich, Liège, heißt desgleichen im Volke Lück. Verwisch und Lück sind offenbar die uralten niederdeutschen Bezeichnungen. In Lüttich hat man bekanntlich die erste und älteste deutsche Universität zu suchen, und im Mittelalter gingen die Studenten nicht nach Liège oder Luttich, sondern nach Lück. Die interessanteste Ortsbezeichnung finden wir bei Maastricht in dem alten Städtchen Argenteau. Im 13. und 14. Jahrhundert lagen die Bürger von Aachen häufig in Fehde mit den Herren von Arkendeil oder Argendöl. Diese Ritter nahmen Bürger gefangen und schleppten sie auf ihre Burg Arkendeil. Wörtlich übersetzt und im Sinne der Volkssprache heißt das Wort das „arge döl“, oder das arge (schlimme) Thal, die schlimme Gegend. Bei der Burg befindet sich eine Bodenvertiefung, eine Döll, Thalsenkung. Im 15. Jahrhundert erscheinen die Ritter von Arkendeil als Ritter und Grafen von Argenteau und Argenteuil! So kommen sie in der Aachener Chronik und in den Urkunden vor. Es kann doch kein Zweifel sein, daß die niederdeutsche Bezeichnung als die ursprüngliche angenommen werden muß! Aber auch in der Nähe von Paris liegt ein Ort Argenteuil, der bekannte Wallfahrtsort. Wie kommt dieser zu dem Namen? Man weiß nur, daß Ritter von Argenteau von der Maas nach Frankreich auswanderten.

Zwischen Aachen und Maastricht haben wir noch den Ort Falkenburg nebst gleichnamiger Ruine. Die Herren von Falkenburg waren ebenfalls ein berühmtes Rittergeschlecht. Die Franzosen nennen den Ort Fauclemont, ursprünglich aber hieß er Valkenberg oder Walkenberg. In dem Städtchen saßen seit alter Zeit Gerber. Man hat es augenscheinlich mit einem Walker- oder Gerberorte zu thun. In dieser Art bereiten die Verschiebungen und Verschlingungen der plattdeutschen, altfränkischen Worte mit den romanischen und wallonischen dem Sprachforscher mancherlei Schwierigkeiten.

Ganz dasselbe ist der Fall bei dem Volksweisen selbst. Die Städte Verviers, Lüttich, Namur, Charleroi werden als Wallonenstädte bezeichnet. Es wird in ihnen vom Volke vorwiegend wallonisch gesprochen. In Verviers und Lüttich wurde aber im Mittelalter niederdeutsch gesprochen, und heute würde es schwer halten, hier ein reines wallonisches Volksclement nachzuweisen. Rein wallonisch dagegen dürfte das bekannte Kohlenrevier „Borinage“ sein. In Mastricht wird plattvlämisch und holländisch gesprochen, in Faltenburg deutsch, holländisch und wallonisch, desgleichen in Moresnet, in Löwen brabantisch, vlämisch und französisch, in Gent und Antwerpen vlämisch und französisch, in Brüssel in den wohlhabenden Klassen französisch; die Volkssprache aber ist brabantisch und vlämisch. Im ganzen Lande ist die französische Sprache die Umgangs- und Salonsprache. Die rein vlämischen Gegenden haben wir an der unteren Schelde, im alten Flandern, Ost- und Westflandern, die Brabanter Lande in Alt-Brabant zu suchen. Auf dem Lande sitzen nahezu drei Millionen solcher Bauern unvermischt. In den Städten kann von einer reinen Nationalität nicht die Rede sein. Hier kommt der Sammelname „Belge“ zur Geltung, auf welchen alle gleich stolz sind.

Das stark ausgeprägte Staats- und Zusammengehörigkeitsgefühl der Belgier wird fortwährend erschüttert durch vier Parteiströmungen: die nationale, die republikanische, die ultramontane und die sozialistische. Die Annahme,

Digitized by Google

daß in Belgien auch eine ſtarke Partei beſteht, die den Anſchluß des Landes an Frankreich anſtrebt, iſt heute hinlänglich geworden. Dagegen beſchäftigen ſich hervorragende Köpfe in Belgien und in Holland mit dem Gedanken einer Wiedervereinigung der Länder. Die Republikaner und Ultramontanen in Belgien haben wir vorwiegend in den beſitzenden Klaſſen zu ſuchen; es ſind zugleich die Freunde Frankreichs, die aber an eine Annexion durch Frankreich nicht denken. Vor hundert Jahren lagen die Verhältniſſe im Lande ganz ähnlich, aber die Erfahrungen, die man ſeit jener Zeit mit Frankreich erlebt, haben die Leute kühler gemacht. Stärker iſt die ſozialiſtiſche Bewegung, die von den Arbeiterzentren Gent, Antwerpen, Lüttich, Brüſſel, dem Borinage und ſo weiter ausgeht. Schon dieſe Namen deuten an, daß Wallonen und Flämen faſt gleichmäßig von der Agitation beruhrt erſcheinen. Die Verbindungen der belgiſchen Sozialiſten mit den franzöſiſchen und deutſchen ſind längſt nachgewieſen worden, und es wird überhaupt daraus kein Hehl gemacht. Bis heute fanden die Sozialiſten und Communards den nachdrücklichſten Widerſtand in der großen Wohlhabenheit des Landes, die jene aller andern Länder des Kontinents übertrifft. Allerdings iſt der Reichtum nicht gleichmäßig verteilt, aber der kleine, geſicherte Beſitz und der kleine Rentner haben weitaus das Uebergewicht. Die nationale Partei der Flamen, die mit jedem Tage mächtiger wird, bildet an und für ſich den ſtärkſten Gegenſatz gegen die Franzoſenfreunde und gegen die Republikaner, die ſich vorwiegend aus den Wallonen rekrutieren.

Die Bemühungen der Wallonen im belgiſchen Parlamente, ihre Sprache zu derſelben Geltung zu bringen wie die flämiſche, ſcheiterten an dem Widerſpruch und an der Gleichgültigkeit der franzöſiſch redenden Abgeordneten. Der Vorgang iſt in hohem Grade charakteriſtiſch. Was ſoll man im Parlament, in der Schule und im Gerichtsſaal mit einer Sprache machen, die in ſo zahlreiche Dialekte zerfällt, daß jede Wallonengegend ihren beſonderen Jargon hat? Es wäre ungefähr ſo, als wenn im Kölner oder im Aachener Gemeinderate ein Stadtvertreter für die Einführung des heimiſchen „Platt“ plädierte oder ein Metzer für die Einführung des „Meſſin“ oder des „Saarbrücker“ der Volksſprache. Zudem wäre das Wallomiſche, das in Charleroi geſprochen wird, dem Abgeordneten aus Verviers nicht ganz verſtändlich. Wieder anders lautet das Wallomiſche auf preußiſchem Boden, in der ſogenannten „preußiſchen Wallonei“.

Das nachſtehende St. Martinsprüchlein aus der Gegend von Malmedy mag als Probe der Wallonenſprache dienen:

„On stokou ramon po fè les vieues du St.-Martin,
D'jan don s'iff platt bin?
Ou banse sinn con, on chènat sinn anse,
On pèce, on d'jambe du strin,
On fadhai, on tonnai,
Tott à fait es bin set bon
Po fè les vieues du Saint-Martin . . .“

Das iſt gewiß eine ganz ſonderbare Sprache! Für den Deutſchen und Franzoſen gleich unverſtändlich.

Indeſſen iſt die Sprache nicht vollkommen unverſtändlich für den Kenner der rheinfränkiſchen niederdeutſchen Dialekte; dieſer allein, wie auch Profeſſor Seelmann dargethan hat, iſt in der Lage, die niederdeutſchen Worte und Ausdrücke von den romaniſchen zu ſcheiden, und ſicher iſt, daß der Forſcher nahezu ebenſo viele plattdeutſche, niederdeutſche Wurzeln entdecken kann wie romaniſche.

Und daß dieſe Volksſprachen älter ſind als die franzöſiſche und hochdeutſche Sprache, kann auch nicht bezweifelt werden.

Der Pettenkofer-Brunnen in München.
Von Architekt Stulberger.

Die Geschichte einer Beziehung.

Novelle

von

Emil Roland.

Eins habe ich im Großstadtleben gelernt: Zeitökonomie! Darin bin ich Meister — komme täglich genau mit vierundzwanzig Stunden aus — alles eingeteilt! Ueberflüssige Beschäftigungen, Gefühle und dergleichen, einfach gestrichen — das heißt, gewisse Gefühle," — er sah in seinen Hut, ließ die Stimme um eine Tonlage sinken und setzte hinzu: „Liebe lasse ich gelten . . ."

Die alte Dame lächelte, wollte etwas erwidern, aber er fuhr bereits lauter fort:

„Dagegen das Wundern, das hab' ich auf ein Minimum beschränkt. Wundern ist zeitraubend, muß möglichst abgekürzt werden. Wozu nützt es auch? Was heute wunderbar erscheint, ist morgen schon als etwas Vorhandenes und somit Natürliches in den Kreis der Dinge, mit denen man zu rechnen hat, aufgenommen. Zum Beispiel: alle Entdeckungen. Nehmen wir allein Röntgens neue Strahlen! Meine Verwunderung über den Fall dauerte genau drei Minuten — ich sah nach der Uhr! Käme morgen die Nachricht, daß Amerika in den Ozean gesunken sei — nun, ich gäbe mir vielleicht drei und eine halbe Minute zum Wundern — mehr keinesfalls."

„Und wundern Sie sich niemals über sich selbst?" wandte die alte Dame freundlich ein, „zum Beispiel nie über Ihre glänzende Beredsamkeit?"

„Ueber sich selbst nachdenken, ist auch Zeitvergeudung — kommt bei mir nicht vor!"

Die Thür wurde geöffnet. Ein zweiter Gast trat ein, ein älterer Herr etwa in der Mitte der fünfzig, mit blassen, klugen Zügen und Augen, die einst wohl sehr schön gewesen waren. Er küßte der Dame die Hand, grüßte den jungen Besucher und setzte sich in den Schatten.

„Ich möchte das Thema nicht unterbrechen," sagte er. Sein Blick kreuzte sich sekundenlang mit dem der alten Dame; sie verständigten sich, den gesprächigen Bekannten mit Fassung zu ertragen.

„Wir sprachen von der Zeit," nahm der junge Mensch das Wort sofort wieder auf. „Eine seltsame Erscheinung ist auch, daß jede Zeit ihre Krankheiten hat — wie jedes Alter. In der Kindheit bekommt man die Masern, in der Jugend die Verliebtheit; diese beiden treffen fast jeden. Die späteren Leiden dagegen hängen vom Milieu ab, in dem man lebt. In Kleinstädten stellt sich Gedankenverengung ein, in Afrika der Tropenkoller. In Großstädten befallen einen die Metropolenkrankheiten, als da sind: ruiniertes Nervensystem —" (er zählte sie mit der Hand an seinem tadellosen Cylinder ab), „Blasiertheit — vor allem das typische Leiden unsrer Tage, das die Franzosen ‚sécheresse de cœur' nennen, diese abscheuliche Erfindung des fin de siècle — eine Krankheit, aus Indolenz und Freudlosigkeit gemischt — in physischer Hinsicht schmerzlos, daher in dieser Beziehung längst nicht so schlimm wie Kopfweh — und doch entsetzlich! Es ist ein Aufhören jedes starken, warmen Gefühls, ein Altern der Seele, ein einfaches Nicht-mehr-mit-können. Ich gedenke, demnächst ein Buch über dies Leiden zu schreiben."

„Darf man fragen, ob Sie darin auch ein Heilmittel angeben werden?" fragte der Mann im Schatten etwas ironisch.

„Selbstmord — alles andre verschlägt nicht," versetzte der junge Autor. „Dagegen schlägt meine Stunde!" Er warf einen raschen Blick auf die alte Wanduhr. „Ich schätze mich glücklich." . . . Er küßte der Dame die Hand, aber nicht so behutsam und leise wie der andre vorhin, sondern mehr mit einem Ruck, so daß sie förmlich geängstigt zu ihm aufblickte. „Glücklich . . ." wiederholte er, verbeugte sich in die dunkle Ecke hinein und verschwand.

Die Zurückbleibenden schwiegen längere Zeit; sie ruhten sich aus! Dann nahm der Herr den freigewordenen Platz ein.

„Verzeihung," sagte er, „ich glaube, meine Cousine hat ihn an Sie empfohlen. Er ist eigentlich furchtbar mit seiner Universalweisheit!"

Sie lächelte. „Er opfert mir so gutmütig von seiner kostbaren Zeit. Alte Frauen erkennen das an. Und alle meine Besucher können doch auch nicht von Ihrer Qualität sein!"

Er küßte ihr nochmals die Hände und strich ihr dann leise und liebevoll über die Finger.

„Wie er Ihnen an der Hand riß, wie an einem Klingelzug, der Mann mit dem Buch vom vertrockneten Herzen!"

„Sie sind zu hart gegen ihn."

„Nein, nein!" wehrte er ab, „ich will sogar zugestehen, daß, was er sagte, gar nicht so übel war, das mit der ‚sécheresse' nämlich; ich habe ja selber zeitweilig stark an ihr gelitten. Nur irrt er sich mit dem Heilmittel. Es giebt doch eins, das heißt: ‚nostalgia d'amor'."

Er starrte in das Kaminfeuer, und plötzlich zog es in seinen Augen wie später, jugendlicher Glanz herauf.

„Heimweh nach Liebe," übersetzte er.

Die alte Dame betrachtete ihn teilnehmend, aber sie schwieg und klingelte.

Der Diener brachte Thee; sie tranken und sprachen wenig dabei. Sie kannten sich genug, um feinfühlig die gegenseitige Stimmung herauszutasten und sich danach zu richten.

Digitized by Google

Er kannte die alte Dame, so lange er zu denken vermochte, und neben ihren andern Vorzügen besaß sie den, der ihr in seinen Augen den höchsten Adel verlieh: sie erinnerte ihn an seine Mutter, deren langjährige Jugendfreundin sie einstmals gewesen.

Nach dem Thee setzten sich beide an den Kamin.

„Besinnen Sie sich noch auf meine Eskapade nach Florenz vor sieben Jahren?“ fragte er, „auf jene achttägige Frühlingsfahrt? Sie behaupteten damals immer, es sei eine mysteriöse Reise gewesen.“

„Weil niemand den Grund wußte und Sie keinen angaben! Ja, wenn Sie behauptet hätten, eine brennende Sehnsucht habe Sie nach der Madonna del Granduca ergriffen, oder ähnliches, das hätte man begriffen, aber so . . .“

„Brennende Sehnsucht?“ fragte er. „Wie hätte ich in jener Zeit an die geraten sollen? Ich stak damals mitten drin in jener Metropolenkrankheit, der ‚sécheresse de cœur‘.“

„O ja, Sie haben viele Wandlungen durchgemacht, mein Freund! Aber ich kann Ihnen die Schmeichelei nicht ersparen, daß Sie mit jeder Periode besser geworden sind!“

„In Ihren Augen,“ sagte er förmlich entschuldigend.

„Nur, daß Sie nicht geheiratet haben, thut mir doch leid — um Sie und auch um Therese . . .“

„Daran ist nun nichts mehr zu ändern; sie hat einen andern geheiratet.“

„Sagen Sie lieber: sie hat zweimal einen andern geheiratet! Diesen Roman habe ich nie verstanden, und das Ende hat mich nie befriedigt,“ setzte sie ein wenig vorwurfsvoll hinzu.

Er stand auf und ging ein paarmal durch das Zimmer.

„Wir korrespondieren übrigens noch,“ sagte er. Sie lächelte ihn an. „O ja! Eine Briefschreibenatur sind Sie immer gewesen. Es giebt Menschen, die leben ihre Liebesgeschichten, und andre, die machen's durch die Post ab und fühlen ihr Herz vollkommen befriedigt, wenn nur jeden Morgen auf dem Frühstückstisch ein Doppelbrief von der schriftlich Angebeteten liegt. Andre Verehrer brennen auf ein Wiedersehen — diese Art brennt nur auf den Postboten; sie findet es ganz in der Ordnung, daß Goethe die Gräfin Stolberg überhaupt niemals zu Gesicht bekommen und Marianne von Willemer nach dem erstenmal auch nicht wiedergesehen hat, worüber ich als junges Mädchen in der Litteraturstunde schon den Kopf sehr mißbilligend geschüttelt habe, und wo normale Menschen sich danach sehnen, geliebten Menschen um den Hals zu fallen, genügt dieser Sorte der tote Buchstabe und das seelenlose Papier . . .“

„Sie haben vollkommen recht!“ sagte er, „und da Sie diese meine Herzensschwäche doch einmal erkannt haben, sollen Sie auch einmal alles hören — nicht wie es mir damals schien, aber wie ich es jetzt aus der Vogelperspektive der Entfernung ansehe.“

Er setzte sich ihr gegenüber.

„Ich habe die Tugend der Ordnungsliebe stets in sehr hohem Maße besessen; ja, ich war so ordentlich — und da lag der Fehler! — daß ich auch mein Leben nach einer pedantischen, wohlerwogenen Disposition herunterzuleben gedachte — und heruntergelebt habe! Die Disposition — wenn die Zahlen Sie nicht langweilen — lautete so: bis zu fünfundzwanzig Jahren das Amüsement; dann der Ehrgeiz, die Carrieresorgen und um die vierzig herum bei geordneten Verhältnissen irgendwo das Heiraten eingeschoben.

„Sie wissen, daß ich das Amüsement mit viel Hingebung betrieb. Dann kam ich in die Großstadt und fing an, mit vollem Ernst an meine Laufbahn zu denken. Ich war inzwischen ein Mann geworden.“

„Ja,“ warf sie ein, „ein Mann, der zahllose Flammen gehabt und nie eine wahre Liebe kennen gelernt hatte! Es schwirrte in dem Flammenmeer so von Namen, daß ein ganz neuer Kalender damit auszusteuern gewesen wäre, und wenn im Januar von einer Helene die Rede war, so mußte man im Herbst schon von einer Margarete hören. O ja, ich besinne mich.“

Er nickte zustimmend. „Ich war auch darin ordentlich. Ich habe grundsätzlich bereits nach kurzer Zeit jede dieser Flammen wieder ausgelöscht. Verlängerungen kamen nicht vor.“

„Bis Therese auf den Schauplatz trat,“ wandte sie ein.

„Zu einer Zeit, als es gar nicht in meine Dispositionen paßte!“ fuhr er fort.

„Und da Sie nicht die Disposition opfern wollten, opferten sie Therese . . .“

„Ja,“ sagte er, „so war's, aber doch nicht ganz. Denn ich glaube, daß Therese beide Male gut daran that, wenn sie einen andern nahm als mich.“

„Nun,“ und sie lehnte sich tiefer in ihren Lehnstuhl zurück, „ich weiß allerdings nicht, ob Sie der bequemste Ehemann geworden wären — der bescheidenste gewiß nicht! Ich glaube, das Quantum Liebe und Leidenschaft, das Sie stets von Ihrer Frau gefordert hätten, würde Ihnen nicht leicht groß genug erschienen sein, obschon Theresens Quantum ein beträchtliches war. Insofern hätte sie es nicht leicht gehabt! Aber diese Art von Unbescheidenheit lassen sich Frauen, wo sie lieben, noch am ersten gefallen. Und gerade weil Therese Sie liebte, war es nicht gut für sie, daß sie einen andern nehmen mußte . . .“

„Mußte?“ fuhr er auf. „Das ist der Punkt in Theresens Charakter, den ich nie begriff! Warum mußte sie beide Male einen andern nehmen?“

„Ah, Sie meinen, sie hätte weiterleben sollen von Ihren Briefen, durch Monate und Jahre? Sie vergessen, daß dazu eine Genügsamkeit gehört hätte, die Therese nie besaß. Sie zählte doch nun einmal zum ‚sexe joli et impétueux‘.“

Er wurde unruhig. „Wenn es mir genügte . . .“ meinte er unsicher.

„Sie waren nie impétueux.“

„Und nie joli, das weiß ich!“

„Und immer ein wenig décadent!“ fuhr sie fort. „Die Liebe ist für Sie nie eine Leidenschaft gewesen. Sie waren viel zu zersplittert dazu und hatten immer empfindsame Nerven. Die interessierten

Digitized by Google

sich für Politik und Kunst, für Dichter und Astronomen, und ein wenig Streber wurden Sie auch, ein erfolgreicher allerdings, wie die Zeit gelehrt hat. Aber in der Liebe blieben Sie stets ein Dilettant! Sie haben sie als nette Spielerei aufgefaßt, als den hübschesten, süßesten Zierat auf dem Lebenstisch — aber doch immer nur als Zierat! Sie war ein Gefühlsbad für Sie, in das Sie in müden Stunden gern hinabtauchten, weil Sie einerseits, wie Sie selbst sagten, etwas Genußmenisch sind und Ihnen andrerseits ein gewisses Bedürfnis nach Romantik anhaftet oder etwas aus der Zeit der Freundschaftsbündler — aber lieben, wie Therese Sie geliebt hat, frisch, fromm, fröhlich, mit der rechten Mischung von Ernst, Heiterkeit und Hingebung . . ."

Sie brach ab, weil sie merkte, daß seine Züge immer unruhiger wurden.

Er sprang auf. „Verzeihung," sagte er, „aber ich merke, mit der Vogelperspektive ist es Irrtum. Die Sache liegt doch nicht weit genug unter mir, als daß ich sie gelassen besprechen könnte! . . . Vergebung! . . . Auf ein andres Mal."

Er suchte nach seinem Hut und ging.

*

Draußen in der heißen Nacht des Sommers kam es über ihn, unbezwinglich wie ein schwüler Gewittertraum: nostalgia d'amor!

Mit trostlosen Blicken sahen ihn die Sterne an. Mitleidig rauschte es in den Kastanien. Schwer und gequält klang das Hinfließen des Kanals herauf, in dem sich die Großstadtstraße spiegelte.

Schmerz war es nicht, was er empfand, aber ein wehes und wundes und schweres Gefühl, als habe er sich selbst ein Leids angethan, das er nun nicht zu bannen wußte, als ginge ein unheimlicher Schatten neben ihm, in jeder Minute bereit, eine kalte Hand auf seine zuckenden Schultern zu legen.

Seine Jugend war es, die in diesem Gefühl wieder aufzuleben begann, die letzten späten Zuckungen unwiederbringlicher Kraft und Lust — einer Kraft, die er nicht genug geübt — einer Lust, die ihm erst jetzt am verlorensten erschien, nun sie ungreifbar hinter ihm zerfloß.

Heimweh war's, das ihn packte, nicht nach einer Scholle Landes, nicht nach einem bestimmten Gesicht, aber nach all der ungenutzten Seligkeit, die mit den vergangenen Jahren hinter ihm zurückgeblieben war und nun nichts mehr für ihn bedeuten konnte als einen bloßen Begriff — Heimweh nach Liebe — nostalgia d'amor! . . .

*

Ein Nachmittag war's gewesen vor fünfzehn Jahren, er damals um die Wende der vierzig.

Er hatte gerade eine schwierige Geschäftssache im Kopf und ging unmutig zu einem Pflichtdiner.

Die Hausfrau empfing in der Dämmerung. Die menschlichen Umrisse, die einander in diesem Zwielicht vorgestellt wurden, blieben sich gegenseitig in mystischem Dunkel, bis der Eßsaal sein Licht über die Gäste fluten ließ.

In diesem Augenblick sah er das fremde Mädchen an, dem die Hausfrau seinen Arm zudiktiert hatte... und im selben Moment sah auch sie ihn an mit einer gewissen Scheu, denn man hatte ihr vorher Andeutungen über ihn gemacht, über seine Chancen, seine Klugheit, sein weites Herz.

Er vergaß, an seine Arbeit zu denken, und fing an, ihr den Hof zu machen, halb, weil er sich darin von dem „jungen Dachs", der an ihrer andern Seite saß, nicht den Rang ablaufen lassen wollte, halb, weil sie ihm gefiel.

Mit den Lippen redete er gescheite Sachen über dritte Dinge; mit den Augen sprach er ihr sein Wohlgefallen aus. Der „junge Dachs" an der andern Seite hatte gar keinen Erfolg . . .

Sie wußte von Stund ab, daß die einzige, wirkliche Passion ihres Lebens mit diesen Augen zusammenhängen werde! Und sie fand sich geduldig darein, ja sie fühlte sogar eine gewisse Befriedigung über den Umstand, daß sie, die man oft genug angeschwärmt und die auch einige Male versuchshalber wiedergeschwärmt hatte, endlich an ein echtes und heißes Gefühl geriet, endlich den Weg fand, einmal aus dem wahren Born des Lebens zu schöpfen.

Die Leichtigkeit des Begegnens in der großen Stadt, der Zufall und Cäsars Geschicklichkeit führten von dem Tage dieses Diners an unzählige Wiedersehen herbei. Er besuchte ihre Tante, bei der sie seit dem Tode ihrer Eltern lebte; er erneute lang vernachlässigte Bekanntschaften mit Menschen, bei denen sie verkehrte. Er erklärte ihr Bilder in den Ausstellungen, er schenkte ihr die schönsten Rosen und die neuesten Bücher. Er bewies ihr auf hundert Arten sein Interesse und seine Zuneigung und erschöpfte seine galante Phantasie förmlich, um sie zu erfreuen und ihre Gedanken sich zuzuwenden.

Sie behauptete, daß sie weder schön noch geistreich sei; daß sie aber hübsch und gescheit sei, konnte sie selbst nicht leugnen. Sie hatte eine herrliche Singstimme und sah, wenn sie sang, „süß" aus — ein Wort, das er häufig gebrauchte, und das in seinem Munde den sonstigen faden Beigeschmack verlor.

Er gehörte nicht zu den Musikalischen. Ihr Talent war zudem der einzige Punkt, in dem sie sich nicht verstanden. Er fand, daß sie leichtsinnig mit diesem Talent umgehe, er mochte sie nur ernste, getragene Weisen singen hören, während sie mit besonderer Vorliebe heitere Lieder sang, die ihrem Temperamente entsprachen, deren wertloser Inhalt ihn jedoch nervös machte.

Aber über die Lieder und die Nervosität hinweg liebten sie sich — sie ihn stärker, als er es merkte, er sie auf seine Manier. Er machte ihr die Cour, kompromittierte sie gelassen vor andern, schrieb ihr jeden zweiten Tag einen Brief und genoß im übrigen das Wohlgefühl, wieder eine Flamme zu haben, an der er sein erkaltetes Herz erwärmen konnte.

Ihr Name, Therese, war einer, der seltsamerweise in seinem reichen Erinnerungsalmanach noch nicht vertreten war. —

Unter der Flagge der Freundschaft segelte diese Beziehung eine Zeitlang unbeirrt auf dem Gesellschaftsmeer. Ihn wagte niemand mit Glossen zu behelligen, und wenn jemand sie kopfschüttelnd nach

Digitized by Google

dieser so sorgsam gepflegten Beziehung fragte, so behauptete sie stolz und vergnügt, das Ganze sei nur „schöngeistiger Natur“.

Im Grunde wußte sie sehr wohl, daß es Freundschaft unter diesen Verhältnissen nicht giebt, aber seit wann hätte es Namen wie sie nicht gereizt, einmal auf schwankendem Seil selbst über den Niagara zu gehen?!

Therese war davon durchdrungen, daß jedes Mädchen unsrer Zeit, wenn es nur die nötige Energie hat, auch den Weg zu gehen durchsetzt, zu dem sie besondere Neigung spürt. Sie hatte für zwei Dinge stets besondere Vorliebe gehabt: für Selbständigkeit und Reisen. Der Heiratsfrage stand sie gleichgültig gegenüber, erstens, weil sie wußte, daß sie ja noch immer heiraten könne, zweitens, weil sie die Kurzlebigkeit ihrer eignen Schwärmereien kannte und ihrer flüchtigen Ideale oft so rasch satt geworden war, daß sie auf diesem Punkt zuweilen ein dumpfes Grauen vor sich selber empfand. Da sie bereits ein Vierteljahrhundert überschritten hatte, belastete schon ein ansehnliches Sündenregister auf dem Gebiet der Mädchenunvorsichtigkeiten ihre Seele. Sie ahnte, daß sie vom Schicksal dafür noch einmal gestraft werde — nach jenem Diner kannte sie auch die Art der Strafe.

Für seine Gefühlsexperimente eignete sie sich vortrefflich. Er war jetzt in dem Stadium, wo man die Liebe als Kunst betreibt wie Klavierspiel oder Aquarellzeichnen, friedlich und zur Daseinsverschönerung, als Oase nach der Aktenwüste. Wenn sie einmal kühler als gewöhnlich war, machte es ihn unglücklich, aber diese Art von Unglück that nicht sehr weh, war mehr eine Art gesunder Herzmassage. Hatte sie ihren freundlichen Tag, so fühlte er sich erwärmt wie nach einem Spaziergang in der Sonne.

Ging sie auf Reisen, so wurde ihm der Abschied so schwer, daß sie es nicht über das Herz brachte, anders als sie gegangen wiederzukommen. Vergessen konnte sie ihn auch nicht, denn wohin sie kam, waren mit ihr zugleich seine Expreßbriefe da, und wenn irgendwelche Konkurrenz zu befürchten stand, so sicherte er sich ihre Gedanken unmittelbar per Draht.

So hielt er sie über Länder und Gebirge hinweg immer an der Kette.

Hätte es in sein Lebensprogramm gepaßt, so würde er sie geheiratet haben. Wenn ihm aber einmal dieser Gedanke kam, so schob er ihn auf fünf Jahre hinaus. Vorher fand er auch sein Gehalt für die Ansprüche nicht groß genug, die er an ein „verheiratetes“ Dasein stellte. Und im übrigen war die Beziehung so ganz nach seinem Geschmack. Wäre er mit ihr verheiratet gewesen, so hätten sie ja nicht mehr so fleißig korrespondieren können ...

*

Aus Theresens Tagebuch.

Florenz, 4. Mai.

Florenz! la Fiorente — die blühende!

Ach ja, und das im Frühling ...

Wie der gelbe Arno rauscht! Wie es sonnengoldig über die alten Brücken strahlt und ihre massiven Bogen, alle ihre architektonischen Sonderbarkeiten sich treulich widerspiegeln im Strom!

Architektonisch ... dabei fällt mir der Baumeister ein. Der sitzt nun in Korsika und baut die luftige, weiße, kleine Villa für den enorm reichen französischen Marquis, der sie doch nur beziehen wird, um darin zu sterben.

Er baut mit viel Talent. Am liebsten würde er Göttertempel errichten, wie in Pästum und Girgenti, aber in vernünftiger Einsicht der Verhältnisse und Zeiten muß er es bei Villen und Kasinos bewenden lassen.

Im Herbst hat er eine Bestellung in Griechenland — dauert drei Jahre! Wer ihn heiratet, kommt drei Jahre nach Athen.

„Ich schwamm auf purpurner Galeere
Durchs dunkelblaue Griechenmeer —“

Das las ich neulich. Ich hätte wohl Lust dazu. Angehalten hat er, und die Tante ist für ihn. Ich habe ihm zwar einen Korb gegeben, aber diese edeln Italiani, die die leichtgereizte Empfindlichkeit deutscher Aspiranten nicht kennen, gehören zu der Sorte, die zweimal anhält.

Der Weg nach Griechenland steht mir also noch immer offen.

Aber Cäsar vertritt mir diesen Weg, Cäsar — immer wieder Cäsar.

Morgen kommt er. Nur meinetwegen macht er die weite Reise um eines kurzen Sehens willen. Aus seiner Liebe zu zweifeln, ist mir bisher noch nie in den Sinn gefahren, und doch thun es alle sonst, weil er aus seinem Gefühl nicht die nötigen Schlußfolgerungen zieht.

Ach, ihr Klatschmäuler zu Hause! Stört mir meine Florentiner Träume nicht!

Ja, morgen ist er da! Der Taute, die ihre malariakranke Freundin pflegt, soll er nicht gerade verheimlicht werden, aber offiziell anzeigen thue ich ihn ihr auch nicht.

Wozu? Das ist meine Angelegenheit.

Selbständig sein ist gut. Ja, es ist das beste, was der heutige Mensch sein kann. Es ist Schutz und Rüstzeug, Sicherheit und Selbstgefühl. Es ist das, womit man seine eigne Persönlichkeit durchsetzt, und darauf kommt's doch schließlich an.

Morgen früh um zehn Uhr will er am Ponte vecchio stehen — das ist ganz er!

abends.

Ich bin übrigens heut den ganzen Tag entrüstet über mich gewesen. Ich saß eine Stunde in Santa Croce, in der hohen Gräberkirche mit den weiten, kühlen Hallen und dem unsichtbaren Reigen großer Geister, der schauernd über dem Marmor schwebt.

Ich fuhr nach San Marco, schritt durch die kleinen Klosterzellen, an den rührend frommen Fresken Fra Angelicos vorüber, die von schmuckloser Wand so lange niedersahen auf ruhevoll mönchisches Dasein. Ich trat in Savonarolas Zelle und wollte mich andächtig hineinversenken in das alte, traurige Drama eines Märtyrers der Idee ...

Dann in die Mediceerkapelle, zu dem Heiligsten und Größten, das die Kunst jemals erschuf, in die

Digitized by Google

Der Arco naturale auf Capri. Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Sphäre der ernstesten Erhabenheit, der schwermutsvollsten Trauer . . .

Ich habe alles versucht und genossen, aber durch alles zog immer wieder wie ein roter Faden der Gedanke: „Morgen kommt Cäsar — wenn du nur beau-jour hast!“

Marmor und große Erinnerungen vermochten nicht, diese profane Eitelkeitsidee zu ersticken.

So ist man! Die meisten in meiner Lage, nur daß viele es nicht eingestehen.

Drei Tage wird's währen; dann muß ich mit der Tante nach Korsika zurück.

Wenn es ein Wetter ist wie heute, steigt dann vor uns die Insel in rotviolettem Abendschimmer aus dem Meer und duftet uns über die Wellen entgegen, süß und zaubervoll — jener seltsame Wohlgeruch, nach dem der heimatferne Korse brennend zurückverlangt, wenn er in der Fremde an seine Insola denkt.

Ich liebe dies korsikanische Parfüm so sehr, als wäre ich dort geboren. Es sind die Macchien, die so duften, die zahlreichen Sträucher. Verbunden mit dem wilden landschaftlichen Reiz der Insel, giebt der Duft einen schönen Zweiklang, wenn man so sagen kann — etwa wie ein vollendeter Text zu einer unvergleichlichen Melodie.

Und an seiner von Neuheit glänzenden Villa lehnt abends mein Palladio und liest in Goethes „Faust“, denn er ist sehr gebildet und hat sich in das Deutsche verliebt, weil ich es rede.

Ich möchte ihn wohl heiraten; ich kann nur nicht. Beschlagnahmte Herzen sind oft ein unbequemer Besitz.

In drei Tagen . . .

Ach, wenn es doch vorher würde, wie ich möchte und wie ich doch fürchte, daß es nicht wird.

5. Mai.

Also er stand am Ponte vecchio.

Pünktlich ist er immer.

Ich thue für solche Momente immer dreierlei: ich frisiere mich eine halbe Stunde lang, denn er hat ein besonderes Tendre für wohlgeordnetes Haar; ich binde einen neuen Schleier um und trinke ein Glas starken Wein, der eine gute Farbe giebt.

Er ist nicht für Blässe — das gestattet er nur sich selbst.

Ich hatte so viel Mut, als ich das Hotel verließ. Doch er schwand, je näher ich ihm kam. Ich verwünschte das Ganze. Das ist immer so, wenn er auf mich zuschreitet; in solchen Momenten balanciere ich stets auf der Grenze zwischen Tartarus und Elysium . . .

„Therese,“ sagte er, „liebe Therese —“

Und so weiter . . .

6. Mai.

Er besuchte die Tante, und sie lud ihn zum Essen ein. Sein plötzliches Erscheinen in Florenz bringt sie auf falsche Gedanken, sie hält die Sache für perfekt.

Nach Tisch fuhren wir in die Cascinen, die Tante höchst redselig dank dem Asti spumante — er und ich schweigend, uns betrachtend, Florenz ignorierend — das schöne, blühende! Eigentlich Barbarei!

Die Tante erzählte zum tausendsten Male, wie sie als Kind mit ihrem Vater in Florenz gewesen und ihr nichts von dieser Reise im Gedächtnis geblieben sei als der dunkelbraune Kopf des Mohrenfürsten, der am Ende der Anlagen sein Denkmal hat, wie sie dann, erwachsen, wiedergekommen, zuerst nach diesem Kindheitsideal geeilt und angesichts des schokoladefarbenen Muselmannes so bitter enttäuscht gewesen wäre — ein Ideal, das verfant!

Da stand er, der braune Mann, am Ende der Allee, auf stattlichem Postament und von Blumen umblüht. Links rauschte der Arno unter den Bäumen dahin. Geradeaus grüßten abendlich die Berge. Musik erklang, und Reiter und Amazonen sprengten über die Sandwege.

Wenn die Tante nicht hersah, reichte er mir die Hand.

Und wieder zieht der alte, süße Frühlingssammel durch die Welt, das Lenzfieber, die Krankheit des Mai . . .

Sehnsucht und Verlangen schlagen in tausend Menschenseelen noch einmal die Augen auf — Sehnsucht nach dem süßen Wahnsinn einer großen Schwärmerei, Verlangen nach dem betäubenden Duft irgend einer Frühlingsleidenschaft, eines thörichten Traumes, der in keinem Monat so schön zu träumen ist als gerade im Mai . . .

Ich liebe dich ja auch die andern Monate des Jahres, aber nicht so, nicht so süß und stark wie in diesem!

Im Dezember zum Beispiel hat meine Liebe zu dir etwas ernsthaft Wägendes. Sie fragt zuweilen, wieviel du eigentlich wert seist? In den Sommermonaten zieht eine wehmütig müde Schlaffheit über sie hin — mir ist dann mitunter, als wärst du mir doch nicht so ganz unentbehrlich als im Mai . . .

Der September macht meine Liebe am kräftigsten; dann wird sie begeisterungsvoll und möchte dir tausend Dithyramben singen!

Aber zart und lind, bescheiden und doch verwegen in ihren stummen Bitten ist sie nur im Mai! Es ist die beste Liebe, die Liebe des Mai! Sie fängt da an, wo das Gefühl sich von jeder irdischen Störung losgelöst hat und nun vergeistigt dich umschwebt wie Musik . . .

Die Liebe im Mai ist die musikalischste in der Natur, aber es giebt Menschen, die kein Gehör für solche Musik haben . . .

Und zu denen gehörst du!

7. Mai.

Die Tante ließ uns allein wandern. Wir gingen am Fluß entlang in der Morgenkühle.

„Nicht wahr?“ sagte er, „es hat jede Stadt einen bestimmten Zug, der einem immer wieder ins Auge fällt, der gleichsam ihre Charakteristik giebt. So ist Florenz in erster Linie schön. Es ist so viel toskanischer Wohllaut in allem. Sehen Sie nur die Linien dieser Berge! Sie sind weich wie ein Liebeslied; sie haben nichts Heroisches, nichts Kühnes; sie sind sanft und beruhigend! Es ist eine Stadt, die den Empfindungen schmeichelt. Wie gediegen, wie wohlhabend und vornehm stehen diese alten Paläste da! Nichts von der gewaltsamen Trümmerwirtschaft Roms . . . Und die vielen Blumen überall, und die

Digitized by Google

hundert Statuen in den Fenſtern, und die Loggia dei Lanzi, iſt ſie nicht vor allem ſchön? In der Nacht, weil ſie ſich wie ein geiſterhaftes Märchen ausnimmt, das die alte Zeit der neuen erzählt; in der Sonne, weil die Statuen im Tagesglanz ſo feierlich verzaubert daſtehen, daß man faſt den Atem anhält, um ſie nicht zu ſtören. Florenz iſt die Stadt meiner Seele. Und wahrlich, die Liebe iſt nirgends ſo ſchön als in Florenz. In Rom zum Beiſpiel hat man ſie gar nicht nötig. Die ſtarken Kontraſte dort beanſpruchen die Gedanken viel zu ſehr. Florenz aber iſt wie geſchaffen zum reinſten Genuß der Gefühle. Man ſchlendert von Schönheit zu Schönheit und hat für jeden liebevollen Gedanken Zeit und Raum. Meinen Sie nicht auch, Thereſe?“

„Nein,“ erwiderte ich, „es ſind zu viele Galerien in Florenz, als daß man Zeit zu oberflächlichen Dingen hätte. Die Liebe gehört auf Inſeln, wo es keine Muſeen giebt. Capri, Korſika — das iſt Boden für Liebe . . .“

„Sie thun mir weh, Thereſe!“ verſetzte er.

Ich lachte. Gottlob, daß ich in gewiſſen Momenten noch lachen kann! Er mag es zwar nicht, ebenſo wenig wie das Singen leichter Lieder, ebenſowenig wie Heineſche Schlußaccorde, ebenſowenig wie alles, was ein wenig ſcharf iſt oder an Mixton grenzt.

Er kann nicht von Herzen lachen. Ein de siècle-Naturen können das überhaupt nicht.

Wir kehrten ſchweigend ins Hotel zurück.

Nachmittags waren wir in San Miniato. Wie kühl dieſe Kirchenhallen nach der Sonnenglut!

Beim Ave Maria-Läuten ſtiegen wir hinab.

Vor uns lag der weite Platz mit dem Daviddenkmal, dieſes Bildnis leuchtender Schönheit — der ſtrenge Jüngling mit der Schleuder, der ſo trotzig kühn aus dunkelm Auge niederblickt in das geſegnete Thal, wie ſtolz er daſtand! Wie alles rings zu frohlocken ſchien im Jubel dieſes unvergleichlichen Frühlings! Und der Domkuppel zitterndes Braun wie durchſichtig über den Dächern ſchwebend! Und des Palazzo vecchio Turm ſo mutig aufſteigend in die Lüfte! Und überall der Duft von Magnolien und Narziſſen, ſüß und herrlich.

„Was haben Sie, Thereſe?“ fragte er plötzlich. „Sie ſind ſo ganz verändert, Thereſe!“

„Nicht doch.“

„Wir müſſen uns ausſprechen,“ fuhr er fort; „es war etwas in Ihren Briefen die letzte Zeit, was mich tief beunruhigt hat — dieſer Baumeiſter —“

„Ah! Reden wir nicht von Baumeiſtern!“

Es war ſchwül geworden. Wir fuhren zum Hotel und verſtummten beide.

Er ſelbſt will mich nicht heiraten, aber andern gönnt er mich auch nicht. Von ſeinen Briefen ſoll ich leben, von ſeiner mir zugemeſſenen Gnade! Als wenn ein hungerndes Herz je von Briefpapier ſatt geworden wäre!

Ich habe zum erſtenmal das Gefühl, daß dieſe platoniſche Verehrung eigentlich kränkend für mich iſt, als dürfe ich ſie mir nicht mehr gefallen laſſen.

Wer bin ich eigentlich? Ein leidlich hübſches Mädchen, das gut ſingt, von Haus aus heiteren Temperamentes iſt, zwar nie viel Gutes, aber auch nie viel Böſes gethan hat, ziemlich harmlos, wenn auch nicht von jener robuſten Harmloſigkeit, die er ſo wenig goutieren kann, elternlos und darum benam zu umſchwärmen, von einer guten Tante etwas verwöhnt, mit einem unklaren Ideal irgend eines Höheren im Herzen, das ſich nie verwirklichen wird, und mit zu geringem Vermögen, als daß es für Cäſar in Betracht käme, weshalb er auch nie einige ſeiner Begemlichkeiten um meines Beſitzes willen opfern wird . . .

Eigentlich toll!

Wer weiß? Vielleicht raffe ich mich auf und werde energiſch.

Seine Liebe verkleidet ſich in eine Form des Egoismus, die nach Menſchenquälerei ſchmeckt.

8. Mai.

Wir wanderten lange durch die Florentiner Straßen.

Lange ſtanden wir vor Or San-Michele und ſchauten auf den heiligen Georg, den Lindwurmtöter.

„Welch ein Meiſter, dieſer Donatello!“ ſagte Cäſar. „Das ſind keine unbeſeelten Fabelweſen, keine raffaeliſch linienglatten Geſtalten — das ſind Menſchen von Fleiſch und Blut, die mit beiden Füßen ſicher und trotzig daſtehen auf dem Boden der Wirklichkeit. Wie er die Hände auf den Schild ſtützt! Wie ſein Auge in Kampfesſehnen ausſchaut! Er iſt ein ſtarker Held und ein eigenſinniger. Helden dürfen eigenſinnig ſein, wenn ſie die Kraft haben, ihren Eigenſinn durchzuſetzen und andre Menſchen unter ihr Joch zu zwingen. Ihm glaubt man ſeine Kraft. Darin liegt die Größe Donatellos, daß man ihm alles glaubt . . .“

Jawohl, das kann er! Kunſthiſtoriſche Tiraden! Er hat's in allen Fingerſpitzen, das äſthetiſche Feingefühl. Aber es iſt auch, als wäre er damit abgekauft.

Echtes, natürliches Gefühl, das kennt er nicht.

Bei ihm kommt nichts von Herzen; alles in ihm ſind Nerven.

Er hat tauſend Vorzüge, aber einen Mangel. Er hat die urſprüngliche Natürlichkeit verloren in ſeiner verfeinerten, von hundert Stimmungen abhängigen Denkungsart.

O Fabriccio!

*

Die Ausſprache kam, abends in Fieſole.

Vor dem kleinen, cypreſſenumſchatteten Kloſter ſaßen wir und ſahen dem Sonnenuntergang zu, der ſein gelbrotes Licht in verklärtem Abendſchein über alle Wunder von Florenz ergoß.

Das Rollen der Wagen klang von der Landſtraße herauf, ſingende Kinderſtimmen aus den nahen Häuſern, eine Kloſterglocke, die über uns leiſe und klagend anſchlug.

„Welch ſchöne Stunde!“ begann er; dann, mir gerade ins Auge ſehend, fuhr er ſchneller fort: „Thereſe, was iſt das eigentlich mit jenem Baumeiſter? Wenn man Ihre Tante hört, ſo muß man ja eine Muſterausgabe des italieniſchen Volkes

Digitized by Google

vermuten. Wissen Sie übrigens, daß italienische Ehemänner ihre Frauen zu prügeln pflegen?"

„Ich will's ausprobieren und Ihnen das Resultat schreiben," sagte ich.

„Solche Scherze thun mir weh, Therese! Ich hoffe nicht, daß er Ihnen im Ernst gefällt. Ist er denn wenigstens hübsch?"

„Südlich sieht er aus, brünett und auch viel Rasse, und dazu die Poesie der Jugend, die natürliche Anmut seines Volkes . . . wem das gefällt —"

„Und Ihnen gefällt es?"

Ich zuckte die Achseln. „Er ist das Gegenteil von Ihnen, innerlich und äußerlich. Fast muß ich hoffen, daß er mir gefällt, denn es wäre schlimm für mich, wenn ich nur noch an Ihrem Genre Geschmack finden könnte!"

„Weshalb schlimm? Mehr als einen wahren Freund kannst du doch nicht wollen, Therese?" Er nahm meine Hand. „Wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommt, in der ich Sie um mehr bitten darf, Therese, — aber jetzt . . ."

So weit kam er. Die Sonne sank gerade hinab.

Man hat zuweilen ein innerliches Abwägesystem, das unbemerkt in einem arbeitet. Ich wog in diesem Augenblick ihn und den andern, den Mann da drüben in Korsika.

Und Cäsars Schale schnellte in die Höhe . . . Angesichts dieser kühlen, unsicheren Liebe, dieses verschwommenen, nicht recht zu Atem kommenden Gefühls vom Ende des Jahrhunderts, wurde die Empfindungswärme des andern in meiner Erinnerung zum Feuer, nach dessen Wärme mich verlangte . . .

Wir brachen auf. Wir holten die Tante ab, die vor dem Hotel Aurora saß, und fuhren in die Stadt zurück.

Einzelne Sterne über Florenz — kühle Nacht nach dem heißen Tag — ich fror . . .

9. Mai.

Am Morgen reisten die Tante und ich ab.

Er brachte uns Blumen an den Zug und war in jener Erregung, die ihm so gut steht, weil sie seinen arbeitsblassen Zügen erhöhte Farbe verleiht.

Die kranke Freundin der Tante reist mit uns nach Korsika. Die Tante stieg viel früher als nötig ein. Sie gehört überhaupt zu den wenigen Tanten, die niemals unbequem sind.

Ich blieb bei ihm stehen, solange es ging.

„Therese," flüsterte er, „versprechen Sie mir, daß ich Sie bald wiedersehen werde, und zwar geradeso, wie Sie heute von mir scheiden."

„Ich verspreche nichts," sagte ich; „kein Mensch soll im voraus gut sagen für sich, auch nicht für einer Woche Länge."

„Therese, Sie können mir kein Unrecht thun. Sie sind zu gut dazu!"

„Unrecht? Nein!"

„Dann bin ich beruhigt!" entgegnete er und küßte mir die Hand zum letztenmal.

Der Schaffner stolperte banal durch diesen Abschied. Es war so, wie er es nicht mochte!

Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Also, ich habe ihn verloren! Aber zweierlei bleibt mir: Korsika und Fabriccio!

Nach Hause mag ich nicht zurück, nicht in die alten Bande, den alten Klatsch, das alte Lieb! Etwas Neues muß in mein Leben — eine neue Liebe — ein neues Land! Mir klingt's wieder im Ohr von der „purpurnen Galeere" und dem „dunkelblauen Griechenmeer . . ."

*

Einen Monat später erhielt Cäsar die Anzeige der Heirat seiner Freundin Therese mit dem italienischen Baumeister Fabriccio.

Hierauf schrieb er ihr folgenden Brief, den er, da er ihre Adresse nicht mehr wußte, durch die Tante besorgen ließ.

„Teuerste Therese!

„Wüßten Sie, wie weh mir das thut, Sie hätten mir diesen Schmerz erspart! So wenig würdig schien ich also Ihrer Liebe, daß Sie mich von sich abthaten, wie man einen verbrauchten Handschuh abstreift! So zählen Sie also die Jahre unsrer Freundschaft für nichts und zerstören grausam alle meine Luftschlösser, um dem Villenbauen Ihres Palladios zuzusehen!

„Therese! Daß Du mir das anthun konntest!

„Und warum mir die Verlobung verschweigen? Warum gleich diese schreckliche Thatsache? O, weil Du nur zu gut wußtest, daß ich ohne diese Thatsache umgehend nach Korsika geeilt wäre, um meine Rechte zu wahren.

„Ich hätte es nie geduldet!

„Mein Herz ist schwer und matt, und die Nebel des Nordens lasten auf mir. Und wenn ich denke, daß gerade in den letzten Tagen meine Gedanken unausgesetzt bei Ihnen weilten, meine Luftschlösser anfingen, festere Fundamente zu bekommen!

„Nun bin ich zur Einsamkeit verdammt, und von Ihnen! Das schmerzt, Therese . . .

„Oder darf ich etwa nicht mehr Therese sagen? Warum nicht? Ich bitte Sie mit ganzer Seele: lassen Sie mir wenigstens diesen Namen noch!

„Sie haben mich die letzten Wochen sehr mit Nichtschreiben geqnält. Sie haben überhaupt viel Talent zum Quälen. Sie wissen das und wollen es.

„Warum, Therese, warum?

„Entziehen Sie mir Ihre Briefe nicht! Ich brauche etwas Sonnenschein in meinem grauen Leben — griechische Sonne, oder wo Sie nun gerade weilen. Bei Ihnen ist immer Sonne!

„Schreiben Sie bald, und nicht zu kurz und nicht kalt, Therese, es würde mich zu sehr schmerzen.

„Gedenken Sie noch zuweilen der schönen Tage von Florenz? Ich denke immer daran.

„Ich küsse die Hände meiner Gebieterin.

„Truly yours for ever.

Cäsar."

Therese erhielt diesen Brief in Athen.

Sie war jedoch in dieser Zeit noch zu sehr eingenommen von Griechenland und Fabriccio, als daß er ihr tieferen Eindruck gemacht hätte; ja, die für Cäsar so charakteristische Auffassung der Sachlage schien ihr eigentlich empörend!

Digitized by Google

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, München.

Rosetta. Nach dem Gemälde von Rudolf Eichstaedt.

Digitized by Google

Sie nahm sich vor, Cäsar nicht zu antworten, aber nach vierzehn Tagen that sie es doch. Er gehörte trotz allem zu sehr in ihr Leben, als daß sie ihn ganz daraus hätte streichen mögen.

„Verehrter Freund!“ schrieb sie. „Den größten Teil Ihres Briefes habe ich nicht verstanden und beantworte ihn daher nicht. Ich gehöre keineswegs zu den schwer Begreifenden, wie Sie wissen, aber wo alle Logik mangelt, da hört mein Verständnis auf.

„Wenn Sie übrigens auf untre weitere Korrespondenz Wert legen, so bitte ich Sie, die ‚schreckliche‘ Thatsache meines Glückes stets im Auge zu behalten und mir von diesem point de vue aus zu schreiben.

„Gegen freundschaftliche Beziehungen hat Fabriccio nichts.

„Um Ihr ‚graues Leben‘ kann ich Sie nicht sonderlich bedauern. Sie, der Sie ja von jeher ein ambitieux de race und dazu succesful gewesen sind, bedürfen nur der Sonne, die von Ministerien und Vorgesetzten ausstrahlt — andre Strahlen haben Sie ernstlich nie zu erwärmen vermocht, weder die Sonne von Florenz noch irgend eine andre.

„Was Sie über den Zustand Ihres Herzens schreiben, bringt mir die Behauptung in Erinnerung, daß alle Menschen mit Vorliebe von den Dingen reden, die sie nicht besitzen.

„Wozu auch ein Herz? Wie Sie sind, so sind Sie ja gut und können so bleiben. So ist man ja bei uns zu Lande. Mir erscheint es jetzt allerdings wie ein Traum, daß ich es so lange aushielt in der komplizierten, nebelschweren Atmosphäre der deutschen Großstadt. Ich komme mir jetzt so gerettet vor! Die herrlichen Berge Griechenlands, das leuchtende Athen, weltberühmte Ruinen, deren Name schon das Herz zu begeistern vermag — schlichte, natürliche Menschen mit goldechtem Empfinden und warmem Herzschlag ringsum und die selige Sicherheit, nie wieder zurück zu müssen in die nordische Gedankenblässe — fürwahr, ich bin sehr glücklich!

„In ein paar Jahren schlagen wir unser Zelt in Algier auf — wieder ein neues Land! Sie wissen, ich bin eine reisehafte Natur — ich liebe nicht gern an der Scholle.

„Alle Abende singe ich Fabriccio lustige Lieder vor; er mag die ernsten nicht.

„Schreiben Sie, wenn Sie mögen, aber ohne Vorwurf, das ist nicht am Platz!

Ihre glückliche

Therese.“

*

Mit der Zeit kam die Korrespondenz völlig in das alte Geleise zurück, ja, das Merkwürdige geschah, daß die kluge Therese sich von Cäsars anhaltenden, sanften Vorwürfen schließlich wirklich einreden ließ, sie hätte ihm durch ihre rasche Heirat ein großes Unrecht zugefügt, das nur durch häufige Briefe wieder gutzumachen sei.

Und sie machte ihr Unrecht nach Kräften gut. Sie bildete sich ein, daß es ihre Pflicht wäre, und merkte nicht oder wollte es nicht merken, daß sie nur nicht von Cäsar lassen konnte. Er war ihr Verhängnis.

Fabriccios liebenswürdige Natürlichkeit fing mit der Zeit an, ihr langweilig zu werden. Sie war von Cäsar verbildet; alles Nichtkomplizierte vermochte nicht mehr, sie zu interessieren.

Fabriccio prügelte sie zwar nicht, aber er bekam mit der Zeit eine immer größere Vorliebe für das Sitzen in Kaffeehäusern. Er war doch eigentlich ein Mißgriff gewesen! Seine ehrliche Harmlosigkeit konnte sie ihm auf die Dauer nicht vergeben. Sie hatte unter Cäsars Einfluß etwas von jener modernen Frau angenommen, die in einem neueren Lustspiel ihrem braven und heiteren Ehemann vernichtend zuruft: „Und womit willst du deine ewige Heiterkeit entschuldigen?“

Es rächte sich an ihr, daß sie es gemacht hatte, wie es im Heine-Liede heißt:

„Das Mädchen heiratet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen ...“

Wer trug die Schuld? — Cäsar!

*

Cäsar saß indessen jahraus jahrein in seiner behaglichen Großstadtwohnung mit seinem berühmten rassereinen Neufundländer, seinem alten Diener und seiner Sammlung alter Kupferstiche, in die er verliebt war.

Außerdem war er noch in seinen Schmerz verliebt, in den Schmerz um die ungetreue Therese, die ihm so schweres Leid zugefügt. Er züchtete diesen Schmerz, wie man liebevoll eine Blume pflegt. Er that ihm nicht etwa weh; er war anregend wie das Gewürz, das Aroma seines Lebens.

Im übrigen hatte er ja auch die Briefe, die zahlreichen Episteln mit den ausländischen Marken, die immer so pünktlich zu seinen Sonntagen eintrafen, die immer länger, immer freundschaftlicher wurden von Jahr zu Jahr ...

Nun war schon ein halbes Jahrzehnt vergangen seit jenen Florentiner Tagen!

Er hatte dem Kalender gegenüber nie Sentimentalität gekannt. Auch über die Thatsache seines Aelterwerdens dachte er kaum nach. Und doch fing das Haar an seinen Schläfen merklich an zu ergrauen, doch lagerte sich ein immer müderer Zug auf seiner hohen Stirn.

Sein Neufundländer wurde älter; sein Diener wurde älter; seine Kupferstiche auch — doch denen that es ja nur gut! Aber daß er selber älter wurde, das fiel ihm niemals ein.

Das kam, weil er mit der Zeit immer mehr eben von jener großen Metropolenkrankheit ergriffen worden war, der sécheresse de coeur, die ihre Opfer gleichgültig macht gegen alle warmlebendigen Regungen, gleichgültig gegen ernste Liebe und echtes Leid — stumpf und müde, ohne daß sie es merken und einsehen ...

In diesem Zeitabschnitt erreichte er auch die hohe, bevorzugte Stellung, die seine Finanzen so rangierte, daß er — auch ohne die kleinste Einschränkung für sich — ein so wenig vermögendes Mädchen wie Therese hätte heiraten können.

Digitized by Google

Er saß an seinem Kamin, von einer lärmenden, spannenden Sitzung heimgekehrt, und dachte an Kairo, wo Fabriccio jetzt mit Therese lebte. Im Grunde war es doch besser so, das empfand er, der Mann mit dem trockenen Herzen!

Dennoch hielt ihn diese Einsicht nicht ab, Therese am selben Abend einen langen Brief zu schreiben, in dem er ihr in seinem schönen, etwas gewundenen Deutsch auseinandersetzte, wie es nun hätte werden können, wenn sie nicht treulos gewesen wäre.

Ist es nötig, zu sagen, daß Cäsar bei allen seinen Bekannten für einen zweifellos ehrenwerten, sehr geschieten und sehr anziehenden Ausnahmsmenschen galt?

*

Im nächsten Frühling hörten mit einem Male Theresens Briefe auf.

Cäsar wartete wochenlang — keine Nachricht kam. Halb beunruhigte es ihn, halb machte er mit einem gewissen Behagen die Entdeckung, daß die Lücke, die dadurch in seinem Leben entstand, doch nicht so schwer ertragbar sei, wie er geglaubt.

Schließlich schrieb er aber doch an einen Bekannten beim Konsulat in Kairo und erhielt die Nachricht, daß Fabriccio auf einer Reise ins afrikanische Inland am Fieber gestorben und seine Witwe mit einer andern Familie nach Palästina gegangen sei. Das war alles.

Monate vergingen — noch immer kein Brief!

Die Tante, mit der Therese früher so viel gereist, war tot; ihre andern heimatlichen Beziehungen hatte sie, mit Ausnahme von ihm, seit lange vernachlässigt. Niemand wußte von ihr. Ihr Schweigen kränkte ihn. Hatte sie denn nicht gerade jetzt einen Freund nötig?

Er begriff sie nicht und kam zu dem Schluß, daß die Jahre Therese verändert haben müßten, daß es nicht mehr die alte Therese sei . . .

Es brach eine Zeit für ihn an, in der selbst der Anblick des Postboten seine Pulse nicht mehr höher schlagen ließ . . .

Ja, er war sehr metropolenkrank!

*

Noch ein Jahr verging.

Cäsar trank bei einer alten Freundin Thee und hielt tiefsinnige Reden über Litteratur und Kunst. Seine hellbraunen Augen wechselten, wenn er sprach, sehr oft Ausdruck und Farbe. Er hatte so schöngeistige Augen.

Da wurde ihm aus seiner Wohnung ein Telegramm nachgesandt. Es war aus Florenz von Therese! Sie schlug ihm ein Wiedersehen am Arno vor, so bald als möglich.

Im ersten Augenblick verstimmte es ihn, daß sie nicht lieber geschrieben hatte; er war sehr sensitiv, und Telegramme wirken zuweilen brüsk. Dann wachte die alte Lust nach romanhaften Erlebnissen in ihm auf — das Dasein ganz ohne Herzensgeschichten war doch zuweilen langweilig!

Er brachte die Rede auf Therese, und die Hausfrau sprach mit Interesse und Lob von ihr. Das feuerte sein Blut an, er kam in leidliche Stimmung.

Am nächsten Tag nahm er sich seinen Pfingsturlaub voraus und fuhr zwei Abende später wirklich nach Florenz ab . . .

Als der Zug Bologna hinter sich gelassen und auch die lange Reihe der Gebirgstunnel durchsaust hatte, öffnete Cäsar das Fenster. Die süße Abendluft des toskanischen Frühlings fächelte ihm das Gesicht. Rötlich glühend sank die Sonne hinter den weichen Linien der Berge. Bläuliche Dämpfe wogten empor, und eingeschleiert vom matten Licht dieser sanftgetönten Farben sah er die Stadt wieder, wo er vor sieben Jahren Therese lebewohl gesagt.

Ihm war, als gehöre Florenz recht eigentlich ihm und ihr allein, als wären sie mit jeder Faser der Seele verwachsen mit der blühenden Mediceerstadt, als sei ein Wiedersehen nur hier möglich zwischen diesen ruhevollen Bergzügen, die des Abends Majestät allmählich einzuhüllen begann.

Ein feiner Regen rieselte herab, als er den Bahnhof verließ — jener sanfte, italienische Frühlingsregen, in dem es wie Orangenblüten und feuchte Erde duftet . . .

Zaubervoll leuchtete hinter dem nassen Schleier eine schöngeformte Fassade.

„Maria Novella," sagte er vor sich hin. Und die Reize von Florenz umstrickten ihn heute wie damals. Alles, was zu unterst in seiner Seele gelegen, was so lange niedergehalten war von Berufszwang und dem Alltagsschwalle nüchterner Gedanken, jetzt versuchte es, aus der Tiefe mächtig emporzusteigen und ihm das kaltgewordene Herz zu erwärmen!

So fühlte er sich gerade in der rechten Stimmung, um eine alte Liebe wiederzusehen.

Er trat in das wohlbekannte Hotel am Arno. Derselbe Portier von damals dienerte ihn an; derselbe Oberkellner glitt ihm eilfertig von der Treppe entgegen. Alles wie einst, auch der Arno rauschte noch den alten Sang!

Während er sich sorgsam zurechtmachte, hörte er italienische Laute von der Straße heraufschallen. Durstig lauschte er dem Wohllaut der Silben da unten. Alles nahm ihn gefangen, was diesem festgen Lande eigen war.

Und dann erst, als er wieder über die bekannten Straßen schritt . . . Die Blumen überall in den Ladenfenstern, üppig, farbenglühend, von schwülem Duft beseelt, und das Heer von Göttern und Amoretten dazwischen, schimmernd in Alabaster und Marmor. Kunst und Frühling, wohin er sah! Und blendend aufblühend aus dem nächtlichen Schatten der Bogen die bewegungslosen Gestalten der Loggia dei Lanzi — Arme, wie mitten im Aufruhr gebändigt, Heldenleiber, gewaltig und stolz, aber fast unheimlich in ihrer reglosen Starrheit.

Auf dem regennassen Asphalt schimmerten die Lichter wieder. Der Brunnengott, der steinerne Gigant, schaute tragisch gelangweilt darein, und des Palazzo vecchio riesiger Umriß zeichnete sich über die Piazza . . .

Er bog rechtsab dem Arno zu, schritt an den hohen Mauern entlang, die die berühmtesten Meister-

Digitized by Google

werke einschließen, wo die Heimat der Niobiden ist und das Heiligtum der mediceischen Venus.

Wie gut er das alles kannte, wie sonderbar ihm zu Mute wurde, als er nun über die Arnobrücke schritt, dem Hause entgegen, hinter dessen Fenstern Therese auf ihn wartete!

Lichter schimmerten zwischen den grünen Läden hervor. Stimmen schwirrten ins Freie. Ihm war, als vernähme er ihre Stimme . . .

Er wollte an der Klingel ziehen, aber mit einem Male hielt er inne.

Ihm war, als werde er sich plötzlich einer Komödie bewußt, die er mit sich selber gespielt, als sei das alles doch nur Schatten von einst, nicht echt, nicht ganz und voll! Irgend etwas, das nach Lüge aussah, nach Truggold oder wie welke Mumien von Blumen, die wir in einem langvergangenen Lenz gepflückt . . .

Er ließ die Klingel fahren, schritt eilig davon und verschob das Wiedersehen auf morgen.

Im Hotel angekommen, schrieb er ihr sofort ein Billet, daß er sehr reisemüde sei, und schlug ihr vor, ob sie sich tags darauf um zehn Uhr nicht noch einmal am Ponte vecchio begegnen wollten, „aus Pietät für die schönste Reminiscenz seines Lebens“ . . .

Vor dem Einschlafen redete er sich ein, daß seine plötzliche Abspannung einzig von der langen Bahnfahrt herrühre.

*

Ja, der alte Ponte war es noch mit seinem Wellen-, Gold- und Sonnengeflimmer, aber das übrige war eine Enttäuschung gewesen.

Er saß in dem eleganten Restaurant von Doney zwischen einem alten Italiener, der zwei priesterliche junge Landsleute dort abfütterte, und einer mittelalterlichen Französin, die vergebens mit einem fischblütigen Engländer kokettierte.

Die Jalousien waren herabgelassen. Es herrschte eine angenehme Dämmerung im Zimmer, durch das lautlos die alten Kellner über die roten Teppiche glitten, und während er in sein Weinglas hinabsah, freute er sich, daß dieses Wiedersehen hinter ihm lag.

Nicht, daß sie sich etwa schlecht konserviert hatte, im Gegenteil! Er fand die Metamorphose, die das heiße Klima mit diesem holden Angesicht vorgenommen, sogar kleidsam. Er liebte jene eigentümlichen Ränder um die Augen, die langes Leben in warmen Ländern verraten und so geheimnisvoll aussehen, so vielsagend; er liebte die mattfarbenen, gedankenvollen Gesichter . . .

Und ihre Art, sich zu kleiden, war so tadellos geworden. Sie hatte den vielen, eleganten Globetrotters, denen sie begegnet sein mochte, jede Feinheit abgelernt.

Das bemerkte er sofort! Dagegen hatte er nicht bemerkt, wie sehr ihre Hand in der seinen gezittert. Der seinen war das Zittern nicht eingefallen!

Und was sie gesprochen?

Eigentlich waren es nur Gemeinplätze gewesen. Das Anknüpfen nach sieben Jahren ist nicht so leicht! Es liegt so viel Erleben zwischen dem Heute und Damals, so viel Abgründe von Gedanken.

Und Kunstpausen hatte es auch gegeben, aber keine von jenen süßen, schweigsamen Minuten, in denen man sich ohne Worte erst recht versteht — Pausen von der fatalen Art, wo jeder aus seinem Hirn möglichst schnell ein neues Thema herauspeinigen will . . .

Der Arno rauschte die begleitende Melodie zu den Worten — das war das beste an ihnen gewesen!

Therese war schuld. Sie hatte nicht mehr den rechten Ton mit ihm zu finden vermocht. Ja, im ersten Moment, als die zehn Glockenschläge von den Florentiner Türmen niederzuzittern begannen, als sie aus dem Photographienladen plötzlich auf ihn zutrat — ja, da war es noch das alte, süße Angesicht gewesen mit jenem Gemisch von Befangenheit und Liebe, das es einst für ihn gehabt. Aber dann hatte sie plötzlich so unbefriedigt dreingeschaut, gerade als wäre sie enttäuscht von ihm.

Und er war doch enttäuscht von ihr!

Und dann ihr plötzliches Verschwinden in die Droschke hinein, aus der ein paar blonde, blauäugige, etwas ungepflegt aussehende Kinder ihr zuwinkten — Kinder, die sie aus ihrer Pension kannte, die nicht so allein in Florenz herumvagieren sollten, mutterlose Wildlinge, die alle Augenblicke dem Vater davonliefen und schon einmal nur mit polizeilicher Hilfe wiedergefunden waren. Sie setzte ihm das alles ganz kaltblütig auseinander, während sie behende einstieg. Beim Himmel! Was gingen ihn diese Kinder an!?

Und dann war sie davongerollt mit dieser halbwüchsigen Jugend, und er hatte das Nachsehen gehabt! Und ein junger Tourist, der die Scene zufällig mit angesehen, war lächelnd an ihm vorübergegangen wie an einem, der einen Korb erhalten.

Und darum war er über die Alpen geeilt!

Er trank aus und goß sich ein neues Glas ein.

Darum? Ja, warum denn eigentlich? Was hatte er sich unter diesem Wiedersehen nur gedacht?

Er liebte die direkten Fragen nicht; er tastete in Sachen der Liebe immer gern im Unbestimmten.

Sie heiraten?

Ja, wenn das Wiedersehen anders gewesen wäre! Wenn ein hinreißendes, enthusiastisches Gefühl ihn auf seine Schwingen genommen und emporgerissen hätte aus dem trockenen Sande, in dem sein Herz so lange vegetiert.

Aber zur Enttäuschung war's geworden . . .

Solche Wiedersehen müssen mißtonlos sein, ohne Störung, gleichsam hochgespannt, als spielte jemand dabei auf Saiten, die eben vor dem Zerspringen sind, aber harmonisch und fein, damit das Zerspringen doch noch vermieden wird.

Sonst —

Trotzdem beschloß er, am Nachmittag zu ihr zu gehen. So weit war er doch noch in ihrem Bann!

Er wollte ihr sagen, daß ihr kalter Ton ihn verletzt, daß er das nicht nun sie verdient habe — gerade nun sie nicht! Daß er kaum mehr wage,

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, München.

Wißbegierige. Nach dem Gemälde von A. Roeseler.

Digitized by Google

die Frage an sie zu richten, die ihm doch eigentlich auf den Lippen brenne.

Nein — „auf den Lippen brenne“ war zu viel gesagt!

Die Frage, die Therese nach seinem Verhalten erwarten und verlangen mußte!

Dunkel schwebte ihm diese Fassung vor — aber er strich sie sofort.

Es war ihm ein schrecklicher Gedanke, sich zu binden — er sah den Zweck nicht mehr ein . . . Er wollte keinen Heiratsroman, er wollte nur ein kleines romantisches Kapitel mit sentimentalem Anflug und Situationspoesie, zart hingemalt auf den Hintergrund von Florenz.

Und dann: Vorhang herunter!

Das genügte ihm.

*

Therese empfing ihn im einsamen Lesezimmer ihrer Pension, das sie seit einer Stunde, zigarettenrauchend und ihren Schlachtplan machend — durchschritt.

Sie hatte gewußt, daß er kommen werde.

Ihr tadellos sitzendes Kleid aus weißer Seide mit den Narzissen im Gürtel, das die voller gewordene Gestalt fest umschloß, sprach aufs beredteste zu seinem künstlerischen Geschmack.

Sobald er eintrat, erbaute sich sein ästhetisches Gefühl daran. Das machte seine Begrüßung ein paar Noten wärmer als am Morgen.

Sie ließ ihn in einem Rohrstuhl Platz nehmen, gab ihm eine Zigarette und Feuer und sagte dann im leichtesten Konversationston, während jedoch ihre Nasenflügel zitterten:

„Und nun rede, Cäsar!“

Er erschrak über diesen unerwarteten Befehl. Sie hatte ihn noch niemals du genannt, noch nie so kameradschaftlich — fast ein wenig formlos — zu ihm gesprochen; er verstand die Situation nicht, oder wollte sie nicht verstehen, und machte eine Bemerkung über Florenz. Das schien ihm das einzig Richtige.

Sie blitzte ihn eine Sekunde an; er hatte diesen harmlosen Sternen einen so temperamentvollen Augenhieb gar nicht zugetraut. Dann rief sie — und die Stimme klang fast hart, die einst so weich und einschmeichelnd zu ihm gesprochen:

„Was geht uns Florenz an in dieser Stunde? Kein Wort davon! Die Zeit ist vorbei, als ich von deinen Kunstkritiken und glänzenden Tiraden lebte. Es handelt sich jetzt um andre Dinge, darum rede, Cäsar!“

Er schwieg verstimmt. Daß Frauen allerhand Metamorphosen durchmachen und oft ganz anders werden als das Horoskop, das man vielleicht dem Mädchen stellte — nun, das wußte er längst, aber auf diese Metamorphose war er nicht gefaßt gewesen.

„Ja,“ fuhr sie fort, „du sollst reden, Cäsar! Ich setze dir die Pistole auf die Brust. Das ist ungewöhnlich in unsern Sphären, aber ich bin eine Frau und als solche eine Schwärmerin für Klarheit. Es ist mißlich, derartige Fragen anzurühren, aber wer rasch ins Feuer greift, verbrennt sich nicht so leicht wie der, der zögernd und langsam um die Flamme herumtastet. Ich habe dich noch nie du genannt. Heute gedenke ich es aber zu thun, da wir uns vielleicht zum letztenmal sehen.“

„The—re—se,“ sagte er.

Sie lachte kurz auf. „The—re—se! Ja, so warst du immer! Wenn du nichts Entscheidendes sagen mochtest, wolltest oder konntest, dann hast du meinen Namen moduliert. Aber ich habe die ungesprochenen Worte satt! Du hast mich durch Jahre verfolgt mit offenen und versteckten Vorwürfen, daß ich dir unrecht gethan hätte, als ich Fabriccio nahm. Du bist nun auf meine Bitte über die Alpen geeilt! Du stehst jetzt vor mir, und wir beide sind frei . . . Und nun rede, Cäsar!“

Sie stand auf und ging durch das Zimmer. Er erhob sich ebenfalls, aber langsamer. Dann begann er mit künstlichem Groll:

„Du liebst mich nicht mehr, Therese!“

Sie war am Bücherregal angelangt und fingerte nervös an den roten Bänden; dabei wandte sie den Kopf halb nach ihm um.

„Schade, daß du kein eigentlicher Diplomat geworden bist!“ sagte sie. „Das künstliche Durchwinden zwischen dem schlichten Ja und Nein — darin liegt deine Force!“

Er biß sich auf die Lippen und griff nach seinem Hut.

„Nein,“ rief sie; „ich will dich nicht kränken, damit du mir nicht davonläufst, ehe ich mein Pensum hergesagt habe. Siehst du, Cäsar! Ich will dir ja keinen Vorwurf machen für die Jahre, die hinter mir liegen. Dir kann ich's ja sagen, weil dich zu belügen keinen Sinn hat: meine Ehe war keine glückliche. Aber sie wäre besser ausgefallen, hättest du mir deine Vorwürfe erspart! Das war das Gift in meinem Becher! Der arme Fabriccio hat's gespürt. Ich habe ihn viel gequält, und dann, als er tot war, da hab' ich's bereut! Wie ich dann unter sternenklarem Himmel im Gelobten Lande hingeritten bin auf dem Wege nach Damaskus oder am schlafenden See von Genezareth, in diesen fabelhaften, heiligen biblischen Einsamkeiten, da habe ich Buße gethan! . . . Und weil der Mensch nun einmal schwach ist und weil ich doch nur halb die Schuld trug, da habe ich nach einem Jahr mit der Buße Schicht gemacht und einen Strich unter das alles und habe dich gerufen, um dir das Unrecht abzubitten, das du mir so lange vorgeworfen. Und du kamst! Und heute standest du am Ponte vecchio! Und die Minute, die ich millionenmal ersehnt, von der ich geträumt in zahllosen Nächten, unter den Zelten Palästinas, in den Schiffskajüten auf blauen Meeren — die war da! Und alles war wie einst, nur du nicht!“

Sie griff nach einem kleinen, edelsteinbesetzten Dolch, der auf dem Tische lag.

„Ja, Cäsar,“ fuhr sie fort, „am liebsten stäche ich dir den ins Herz! Verdient hättest du's um mich! Aber man ist heutzutage leider nicht mehr so. Man ist zu zivilisiert geworden, wenigstens in

Digitized by Google

dem Lande, aus dem wir stammen. Man hält's mit Ibsen: „So etwas thut man doch nicht!"

Cäsar hatte ihr verwundert zugehört. Es war, als rüttle ihre Stimme gewaltsam an den Pforten seines Herzens, um ein Echo wachzurufen — als werde auch wirklich etwas wach in ihm, leise und allmählich . . . die alte Erinnerung, das veränderte Jetzt, ihre Schönheit und ihr Groll singen an, ihn zu bezaubern, und er ging auf sie zu, küßte ihre Hände und warf sich vor ihr auf die Kniee.

Er war ganz in der Stimmung, in der der Mensch Dinge zu thun pflegt, die er hinterher nicht verantworten kann und bitter bereut.

„Therese!" rief er. „Wenn du mich noch willst!"

Er ersehnte in diesem Augenblick ein Ja von ihren Lippen. Er erwartete einen Ausbruch jener Liebe zu ihm, von der sie gesprochen.

Aber ihre Miene war kalt geworden; ihre Augen flammten nicht mehr; es schien, als seien Zorn und Liebe in ihnen ausgelodert. Sie versetzte gelassen und fast etwas mitleidig:

„Laß doch, Cäsar! Das ist ja Strohfeuer bei dir und nützt nichts. Sobald du fort von mir bist, würde es verflogen sein, und du würdest bereuen. Ich kenne dich! Gestern am Ponte vecchio habe ich dich kennen gelernt. Deine Seele ist alt geblieben, während die meine jung geblieben ist, jung durch das Gefühl zu dir. Ich habe dir viel zu danken dafür, denn ein junges Herz ist viel wert in dieser kalten Welt! Das deine aber ist trocken. Du bist großstadtkrank und kannst nicht mit, wo von erhabenen Gefühlen die Rede ist. Du bist ein hoffnungsloser Fall, darum leb wohl! Wir sind beide enttäuscht voneinander, und wollten wir uns jetzt in das Gegenteil hereinreden, wir würden diese Phantasie teuer zu zahlen haben! Darum laß uns ein Ende machen!"

Er war enttäuscht aufgestanden.

„Du kränkst mich ein über das andre Mal," sagte er.

Ihr Blick ruhte auf ihm; sie überhörte die Worte.

„Wie braun doch deine Augen sind, Cäsar!" sagte sie; „sie haben mir die ganze Zeit über gran vorgeschwebt . . ."

Dann ließ sie ihn stehen und ging davon.

Er ging auch.

Draußen strich der Duft von Narzissen ihm um die Schläfe, die eine alte Frau am Brückengeländer feilbot. Sie erinnerten ihn an die, die sie im Gürtel getragen.

Ja, sie hatte recht gehabt: sie war jung geblieben!

Und er? Sie hätte ihn zu jeder Thorheit bringen können vor wenigen Minuten! Jetzt sah er ein, wie vernünftig sie gewesen war!

Er hatte ihr seine Freiheit zu danken!

Er atmete erleichtert auf, indem er am Ufer dahinschritt.

*

Als er sich am nächsten Morgen — mit einem großen Narzissenstrauß bewaffnet — nach Thereses Befinden erkundigen wollte, erfuhr er durch die Pensionsvorsteherin, daß Therese gestern abend plötzlich mit dem schwedischen Professor Svendson aus Lund und dessen Kindern abgereist sei.

Die Dame lächelte, als sie von „il professore" sprach.

Es schockierte ihn.

Noch ein Mißton im stilvollen Florenz!

Er verbrachte die letzten Tage seines Urlaubs in Perugia und schwelgte — außer in den Vorzügen eines vortrefflich geleiteten Hotels — in den Werken der Kunst, die ihn von jeher über die Enttäuschungen seines Lebens zu trösten vermocht hatten.

Dann kehrte er nach Berlin zurück, wo seine Cerriere im gleichen Tempo Fortschritte machte wie die Krankheit seines Herzens.

*

Aus dem Bankerott ihrer Liebe retteten aber beide eins heraus: ihre Korrespondenz! Nicht sofort, aber allmählich trat sie wieder in ihre alten Rechte.

Nachdem Cäsar einige Monate lang nach seiner Florentiner Frühlingsfahrt vergebens auf einen Brief von Therese gewartet hatte, schrieb er an den schwedischen Professor, dessen Namen er sich sorgsam gemerkt, und erkundigte sich in wohlgewählter Form nach Thereses Verbleib. Der Professor antwortete, daß Thereses Adresse die Adresse seiner Frau sei. Sie hätten sich vor einem Vierteljahr in der Schweiz geheiratet.

Erst empörte es ihn. Dann fand er sich mit der Thatsache ab.

Er schrieb an sie, diesmal ohne Vorwurf.

Er schrieb ihr vier Briefe, auf die nichts erfolgte; aber den fünften beantwortete sie doch.

Sie behauptete, „unendlich glücklich" zu sein.

Das war übertrieben. Der Professor, der ein namhafter Astronom war, beschäftigte sich weit mehr mit den Sternen des Himmels als mit denen der Augen seiner Frau. Und das war ihr recht. Er gehörte nicht zu den Persönlichkeiten, die man liebt.

Aber in die vier Kinder war sie verliebt gewesen, und darum hatte sie den Vater mit in den Kauf genommen, in die vier blondhaarigen, helläugigen Schwedenkinder, die alle so außer Rand und Band geraten waren während der mutterlosen Jahre des häufigen Herumreisens in Städten und Gebirgen. Sie boten ein unerschöpfliches Material für Erziehungsgelüste, und die Pädagogik war, seit sie ihre Stimme verloren, nun einmal Thereses Steckenpferd.

Sie fühlte sich nicht glücklich, aber sozusagen leidlich befriedigt.

Die Zeit verging. Cäsars Jugend war lange vorbei. Je älter er wurde, um so öfter empfand er aber, wie es sich an ihm rächte, daß er sie nicht genug gewürdigt, daß er ihres Fühlens Höhepunkt nie erklommen hatte.

Wie oft — durch zufällige Gelegenheiten heraufbeschworen, durch ein Lied, ein Gespräch, durch ein Liebespaar, das auf abendlicher Straße an ihm vorüberwanderte — kam es über ihn, das Heimweh nach Liebe, nostalgia d'amor . .

Digitized by Google

Landhaus Kelich-Lehmann.

Doppelhaus, Ecke Königsallee und Fontanestraße

Digitized by Google

Villa Aronß. Villa Hoffmeister. Villa Kahle.

Die Villenkolonie Grunewald bei Berlin.

Digitized by Google

Therese gegenüber behauptete er natürlich auch, „glücklich“ zu sein; er war aber nur resigniert.

Nach einem Wiedersehen verlangte weder ihn noch sie. Sie wußte, daß ein solches sie nur noch mehr auseinanderbringen würde; er konnte ihr die Erinnerung an Florenz doch nicht ganz vergeben, daß sie ihm damals eine Scene gemacht hatte. Scenen waren ihm das schrecklichste.

Ihre Korrespondenz segelte unter der Flagge der Freundschaft — ganz wie am Anfang. Sie schrieben sich schöngeistige Briefe über Kunst und Bücher und Philosophie. Ein unberechtigtes „Du“ verirrte sich nie mehr in seine Zeilen.

Der Astronom hatte nichts gegen diese Beziehung seiner Frau einzuwenden. Kometen interessierten ihn mehr als die in die Weite schweifenden Gedanken seiner Frau . . .

Eines Tages stand Therese am Fenster ihres Hauses und sah träumend nieder auf die Straßen von Lund.

Frühlingshell wogten die grünen Lindenbäume um die alte Kathedrale. Studenten mit weißen Mützen sangen ein Lied.

Sie dachte an Cäsar.

Sie that es in jedem Frühling, wenn die Florentiner Tage sich näherten, die Todestage ihrer Liebe . . .

Sie dachte über die Korrespondenz nach, in der sie einander von ihrem Glücke vorlogen und sich einbildeten, gute alte Freunde zu sein.

Die Truhe mit seinen Briefen stand neben ihr. Da fiel ihr ein, diese Briefe doch einmal zu wiegen, spaßeshalber, zum Zeitvertreib . . .

Sie ließ die Wage kommen und packte alle die bandumschnürten Päckchen darauf, eins nach dem andern.

Es waren sechzehn und ein halbes Pfund geworden mit der Zeit!

Sie seufzte.

Sechzehn und ein halbes Pfund Briefpapier wiegen ein verfehltes Leben nicht auf . . .

Die Villenkolonie Grunewald bei Berlin.

Von

Fred Hood.

Mit elf Abbildungen.

Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts führte das Verlangen des wohlsituierten Berliner Bürgers, während der heißen Sommermonate dem Staub und Rauch der Großstadt zu entfliehen, zur Errichtung von Landhäusern am Rande des Tiergartens, später zur Begründung größerer Ansiedelungen außerhalb des städtischen Weichbildes. Bei der schnellen Entwicklung der Residenz während der letzten Jahrzehnte konnten jedoch naturgemäß nur ferner liegende Orte, wie Wannsee und Neubabelsberg, den Charakter vornehmer Villenansiedelungen bewahren, während alle näher liegenden Plätze, wie Friedenau, Steglitz, Wilmersdorf, Schöneberg, zu anziehenden Ortschaften heranwuchsen und großenteils mit hohen Mietskasernen schrecklichster Art beiegt wurden. Von einem Landleben konnte hier nicht mehr die Rede sein. Aecker, Wald- und Wiesenland wurden zu Bauterrains zerschnitten, jedes grüne Fleckchen hinweggerafft, und immer weiter rückten die Häuserreihen der Weltstadt vor, soweit es nur der Geldhunger oder der Kredit der Unternehmer gestattete.

Als sich die Bauspekulation auch der großen Gelände im Westen von Berlin bemächtigte und selbst dem Grunewald, dem „Bois de Boulogne der Berliner“, wie ihn Bismarck einmal bezeichnete, große Gefahr drohte, da begannen sich Kaiser Wilhelm I. und der Altreichskanzler für eine vornehme, villenartige Bebauung des in Betracht kommenden Waldgebietes (zwischen den Ringbahnstationen Grunewald und Halensee) lebhaft zu interessieren.

Es war der Wunsch des alten Kaisers, ein Projekt Friedrich Wilhelms IV. zu verwirklichen, nämlich durch Verlängerung des Kurfürstendammes eine breite und prächtige Straße zur Verbindung des Westens mit dem Grunewald zu gewinnen. Allen fiskalischen Einwendungen gegen die Durchführung dieses groß angelegten Planes, für den Bismarck mit besonderer Entschiedenheit eintrat, begegnete der Kaiser schließlich dadurch, daß er einen Teil der erforderlichen Mittel aus seiner Privatschatulle bewilligte. Auch später wurden die Verhandlungen zwischen der Königlichen Forstverwaltung und den Baugesellschaften wegen Ueberlassung des Waldterrains lediglich durch thätige Eingreifen des Monarchen zum glücklichen Ende geführt.

Wohn- und Atelliergebäude des Prof. Otto Lessing.

Auf Grund des Statuts vom 4. März 1889 trat die Kurfürstendammgesellschaft mit einem Grundstock von 8 Millionen Mark

Digitized by Google

Im Innern der Villa Imelmann.

Villa Imelmann.

Digitized by Google

ins Leben, begann sofort mit der Parzellierung der Grundstücke, dem Abholzen des planmäßig festgelegten Straßengebietes, der Ausführung von Wegebauten und so weiter, und im Laufe von wenigen Monaten war der größte Teil der sehr umfassenden Vorarbeiten bewältigt. Unter anderm wurden mehrere langgestreckte Moorsümpfe, die das Gebiet quer durchzogen, ausgehoben und in klare, von hübschen Schmuckanlagen umgebene Seen umgewandelt, die eine zusammenhängende Wasserfläche von insgesamt 1500 Metern Längenausdehnung ergaben. Diese sämtlichen „Seen", die einen Bodenaushub von mehr als 250000 Kubikmetern erforderten, werden jetzt durch artesische Brunnen gespeist.

Den Berlinern am bekanntesten ist der Hubertussee, an dessen Ufern sich das von Ausflüglern, insbesondere von Radfahrern viel besuchte Restaurant St. Hubertus erstreckt. Man genießt von hier aus eine reizende Fernsicht nach der Bismarck-Brücke, dem Herthasee bis hinein in den dunkelgrünen Fichtenwald, aus dem hie und da freundliche Villen hervorleuchten.

Um der Ansiedelung den vornehmen Charakter dauernd zu wahren, wurde die Art der Bebauung durch entsprechende Eintragungen in das Grundbuch gesichert. Es wurden Bestimmungen in die Verträge aufgenommen, die die Höhe der Gebäude auf zwei Stockwerke beschränken, die Isolierung der Villen von den Nachbargrundstücken, sowie die Anlage von Vorgarten und so weiter zur Pflicht machten. Diese Beschränkungen waren vorzüglich geeignet, die Bauspekulation fernzuhalten. Die Grundstücke wurden fast ausschließlich von Leuten erworben, die sich hier selbst in ländlicher Stille ansiedeln wollten. Künstler, Industrielle, Kaufleute, Schriftsteller, Beamte besitzen hier ihr Landhaus, das sie während der Sommermonate oder auch während des ganzen Jahres bewohnen.

Die Architekten, denen die dankbare Aufgabe zufiel, hier innerhalb oder am Rande des Waldgebietes ein Land- oder Wohnhaus zu errichten, wetteiferten miteinander, Neues und Eigenartiges zu schaffen, indem sie unter liebevoller Berücksichtigung der Landschaft auf die malerische Wirkung des Ganzen das Hauptgewicht legten. Nicht allen ist es gelungen, dieser Aufgabe ganz gerecht zu werden, aber rohen, ungegliederten, das Gesamtbild beeinträchtigenden Bauwassen begegnet man doch nur selten. Es ist eine ländlich heitere Architektur, unbeeinflußt von den Schranken der Berliner Baupolizei, die nur zu häufig den Geist des schaffenden Baukünstlers fesselt und hemmt.

Nächst der ländlichen Umgebung sind es vorzüglich die Neigungen und Gewohnheiten der Eigentümer — zum Teil bekannte Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft —, die bestimmend auf die Architektur eingewirkt haben. Dies gilt insbesondere von zahlreichen, für Künstler und deren Familien errichteten Landhäusern. Wer selbst ein Werk, gleichgültig welcher Art, künstlerisch zu gestalten vermag, wird sich auch von dem zu gründenden Heim zweifellos ein Idealbild schaffen, das er wenigstens bis zu einem gewissen Grade verwirklicht sehen möchte. So muß der Architekt häufig sein „eignes Ich" verleugnen und sein Projekt gleichsam aus dem Geiste eines andern Künstlers heraus gestalten. Die Schöpfer einiger Grunewald-Landhäuser haben diese Aufgabe glänzend gelöst.

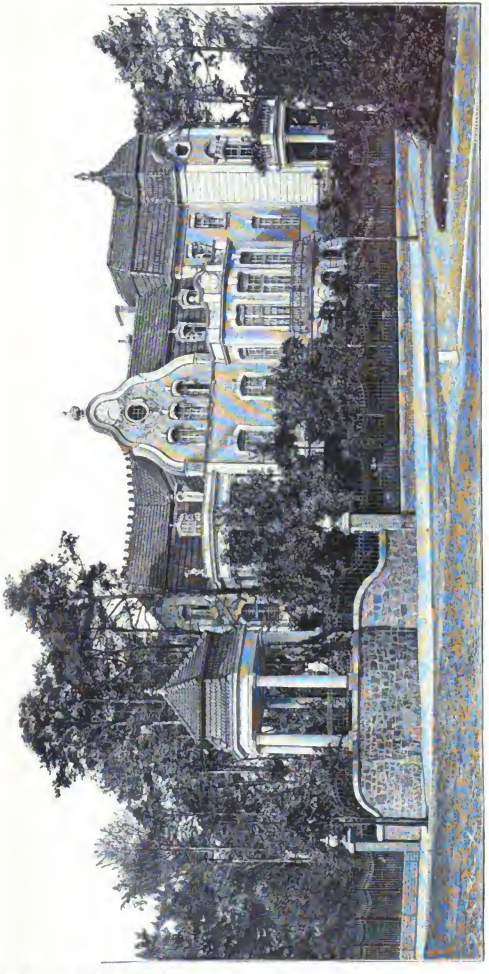
Da ist zunächst das vom Regierungsbaumeister H. Soli errichtete Landhaus für den Königlichen Opernsänger Paul Kalisch und dessen berühmte Gattin Lilli Lehmann. Auf ihren häufigen, weit ausgedehnten Reisen in Amerika hat das Künstlerpaar das dortige Landleben kennen und schätzen gelernt und viele Gewohnheiten desselben angenommen. So wünschten sie auch ihr Heim im Grunewald in mancher Hinsicht nach amerikanischen Mustern einzurichten und auszustatten. Die Stockwerke wurden zum Beispiel niedriger gehalten, als dies sonst bei herrschaftlichen Wohnungen üblich ist, das Treppenhaus behaglich als bewohnbare Diele eingerichtet, vor mehreren Fenstern ganz flache, reizvolle Erkerchen angelegt und diese wie der Exterieurs und der Ausbau der Tachzimmer mit amerikanischen Kupfereinschindeln bekleidet. Es ist dies eine frische, anmutige Architektur, die obendrein mit recht bescheidenen Mitteln erreicht ist.

Halle der Villa Lessing.

Einem andern wohlbekannten Berliner Bühnenkünstler, dem früheren Hofschauspieler Kahle, hat Regierungsbaumeister Ludwig Otte, der auch mit einigen größeren stattlichen Villen von äußerst reizvoller Erscheinung im Grunewald vertreten ist, ein recht idyllisches Heim geschaffen. Die Architektur des von Wein und Efeu berankten und mit Blumen reich geschmückten Barockhäuschens weist mancherlei Beziehungen zu dem ehemaligen Künstlerleben seiner Bewohner auf.

Ein ganz eigenartiges Landhaus hat Bernhard Sehring, der Schöpfer des bekannten „Künstlerheims" in der Fasanenstraße zu Charlottenburg und des Theaters des Westens, für den Bildhauer Professor Hoffmeister errichtet. Das in letzter Zeit leider umgebaute Häuschen vereinigte ursprünglich in sich das Atelier und die Wohnung des Künstlers. Nur ein kleiner Teil der reich mit Wandgemälden geschmückten Räume ist unter einem gemeinsamen Satteldach zusammengefaßt; die übrigen Teile sind flach abgedeckt, wodurch das Haus einen mehr südlichen Charakter erhält. Diese Wirkung wird durch das geringe Maß der Fensteröffnungen an der Straßenfront noch gesteigert. Die Wahl der Baustoffe verrät eine ausgesprochene Neigung für ländlich einfache Dekorationsmittel, und in der That ist Sehring in der Kunst, mit dem bescheidensten Material eine gefällige

Digitized by Google



Haus Gutenberg.

Digitized by Google

Wirkung zu erzielen, bisher nicht übertroffen worden. Eine weit reichere, fast könnte man sagen üppige Architektur zeigt das vom Architekten Heinrich Jassoy für den Bildhauer Professor Otto Lessing erbaute Wohnhaus. Die Anordnung einer weiten, durch zwei Geschosse reichenden Halle, die in der Architektur hervorragend betont ist, und die anschließenden Nebenräume verraten uns, daß diese prächtige Villa auch den Zwecken einer in großen Verhältnissen sich bewegenden festlichen Geselligkeit zu dienen bestimmt ist.

Wenn wir die Straßen der Kolonie durchstreifen und vorzüglich nach solchen Landhäusern Umschau halten, die eine gewisse freie und selbständige Gestaltungskraft des Baukunstlers offenbaren, so finden wir jeden Stil, jedes Zeitalter, jede Mode vertreten, und wo nur irgend jemand ein neues Motiv oder einen neuen, farbenprächtigen Baustoff ausfindig machte, beeilten sich sogleich einige Dutzend minder originelle Köpfe, es ihm nachzuthun, so gut es gehen wollte. Wir finden hier kleine Bauernhütten, mehr oder minder reizvolle bürgerliche Wohnstätten und prächtige Villen, deren Architektur schon weit über das Maß eines Landhauses hinausreicht. Im Grunde teilt sich die gesamte Bevölkerung der Kolonie in zwei große Klassen, von denen die eine dem rein ländlichen Charakter des Wohnhauses, die andre dem stilgerecht gegliederten und teilweis sogar monumentalen Steinbau den Vorzug gab. — Einige der hervorragendsten Villen beider Richtungen sind in unsern Abbildungen dargestellt. Die mehr ländlich gehaltene Architektur enthebt fast ganz des ornamentalen und figürlichen Schmuckes und gewährt fast allein durch die interessante Gliederung der Massen und die bunte, frische Farbengebung der einzelnen Bauteile den Häusern jenen ländlichen, heiteren Charakter, der so sehr dem Naturfreunde zusagt und nimmermehr durch Glanz und Pracht erjagt werden kann. Dies gilt zum Beispiel von dem idyllischen, vom Baurat Otto March errichteten Doppelhause. Die weißen Putzflächen sind teilweise mit grünen Spalieren belleidet, Fenster und Thüren mit roten Ziegeln eingefaßt und das Dach mit Rathenower Steinen eingedeckt. Die satte rote Farbe des Steinmaterials harmoniert trefflich mit dem Grün der Kiefernwaldung und den gärtnerischen Anlagen, die das freundliche Haus umgeben. Aehnliche Wirkungen sind bei den andern hier dargestellten Häusern von ländlichem Charakter erreicht, wenn sie auch auf einen wesentlich andern Grundton gestimmt sind.

Die mit reicherer Werkteilgliederung versehenen und zum Teil mit prächtigem ornamentalen Schmuck ausgestatteten Gebäude entbehren in der Regel dieses belebenden Farbenschmuckes; sie wollen eher vornehm-stolz als idyllisch erscheinen, und einige dieser Gebäude, wie das von Solf errichtete Haus Arons, das prächtige, von Otte erbaute Landhaus Griebenow in französischer Barockarchitektur, die reizvolle Villa des Bankiers Imelmann und einige andre, haben sogar einen mehr schloßartigen Charakter erhalten.

Aber gerade dieser bunte Wechsel der Stimmung und die reiche Fülle origineller Architekturmotive, die mit der märkischen Landschaft harmonisch verschmolzen oder auch dagegen herbe Kontraste bilden, gewähren dieser Kolonie einen ganz eignen Reiz und heben sie hoch über alle andern Vororte und Vorstädte Berlins empor. Zwar wird auch diese Ansiedelung, die zurzeit noch erweitert und verschönert wird, vielleicht bald von der rapide anwachsenden Weltstadt verschlungen werden, aber dank der Vorsicht ihrer Begründer wird sie trotzdem den Charakter einer vornehmen Villenstadt selbst inmitten der Residenz bewahren.

Von den deutschen Flottenmanövern.

Mit zwei Abbildungen Seite 361 und 365 und einer Kunstbeilage vor Seite 361 nach Originalzeichnungen von Carl Saltzmann.

Die deutschen Flottenmanöver erstreckten sich in diesem Jahre von der Ostsee bis in die Nordsee. Besonders interessant waren die Manöver am 3. und 4. September, aus denen wir einige Episoden nach Originalen des berühmten Marinemalers Carl Saltzmann im Bilde wiedergeben. Es handelte sich hierbei um das Auffinden eines schwächeren Gegners, den eine überlegene Flotte zur Schlacht zwingen will. Die beiden gegeneinander operierenden Führer hatten freie Hand für ihre Anordnungen. Der eine sollte mit einem Teil der Linienschiffe des ersten Geschwaders versuchen, ungesehen nach Westen aus dem Skagerrak auszulaufen und zu entweichen; der andre, dem auch die Aufklärungsschiffe zum großen Teil beigegeben waren, sollte versuchen, ihn daran zu hindern. Bei dem hellen, klaren Wetter war ein Versuch, bei Tag ungesehen durchzubrechen, aussichtslos, es blieb also nur die Nacht und ihre mondlose Dunkelheit hierfür übrig. Bei solchen Uebungen können der Kommandant und diejenigen Offiziere, die ihn bei der Leitung des Schiffes unterstützen, die Kommandobrücke nur selten und nur auf Minuten verlassen. Das eigne Schiff ist abgeblendet und zeigt kein Licht. Die Hälfte der Mannschaft ist auf Wache, bereit, die Geschütze zu bedienen. Nach allen Seiten wird eifrig auf Signale oder die Lichter vorüberfahrender Handelsdampfer aufgepaßt. Da blitzt denn plötzlich in weiter Ferne, kaum sichtbar über dem Horizont, ein Scheinwerfersignal auf, oder farbige Leuchtkugeln steigen empor. Man sieht nach, was das Signal bedeutet: Feind in Sicht in östlicher Richtung. Nun hat sich der Kommandant zu entscheiden, was er thun will. Soll er sich dort hinbegeben, wo das Signal erschien, und so selbst den Gegner aufzufinden versuchen, oder soll er lieber seinen Platz zunächst behaupten? Diese Wahl ist nicht immer ganz leicht. Dann kommt es auch wohl vor, daß ein neues Signal meldet, das vorherige sei ein Irrtum, oder von andrer Stelle kommt eine Nachricht, die der zuletzt erhaltenen widerspricht. Bei Nacht scheinen eben die Formen der Schiffe häufig merkwürdig verändert, in die Länge oder in die Breite gezogen. Es soll schon zu den sonderbarsten Verwechslungen gekommen sein; Panzerschiffe sind für Torpedoboote gehalten worden und Divisionsboote für Linienschiffe. Wie schwer es da manchmal sein muß, bei Nacht ein Linienschiff von einem Kreuzer zu unterscheiden, kann man sich leicht vorstellen. Der Gesuchte kann auch allerlei Kriegslisten anwenden. Er braucht keineswegs alle seine Schiffe zusammenzuhalten, kann mit dem einen hier, mit dem andern dort hervorbrechen und sie an vorher bestimmter Stelle wieder vereinigen. Oder er schickt seine Kreuzer nach der Stelle, wo sein Auftauchen am wahrscheinlichsten zu erwarten ist, und versucht mit dem Gros seiner Schiffe an andrer Stelle durchzukommen. Sobald es dunkel geworden ist, kann der Feind überall und zu jeder Zeit in Sicht kommen. Vor Ueberraschungen schützt nur große Aufmerksamkeit. An dem schließlichen Verlauf solcher Manöver nehmen Offiziere und Mannschaften natürlich das regste Interesse. Freilich läßt sich vor beendeter Uebung nur selten erkennen, welche Partei gewinnen wird. Am Morgen des 4. September bei Hellwerden stellte sich heraus, daß das gesuchte Geschwader zwar entdeckt war, daß es zu einer entscheidenden Schlacht wahrscheinlich aber nicht gekommen wäre.

Digitized by Google

Am Hubertussee in der Villenkolonie Grunewald.

Digitized by Google

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Mit fünf Porträts und elf Abbildungen, zum Teil nach Aufnahmen von Dr. Max Ohnefalsch-Richter.

Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt", dies Wort aus Schillers „Tell" fiebt man sich zu zitieren versucht, wenn man den Blick auf den südafrikanischen Kriegsschauplatz lenkt. Die englische Presse stellt freilich das Verhältnis anders dar. Nicht der Wolf, sondern das Lamm hat das Wasserlein getrübt, und darum geschieht es ihm recht, wenn es zerrissen und verschlungen wird. In der übrigen Welt ist man jedoch andrer Meinung, und wenn Sympathien allein helfen könnten, so wäre den Buren und Burghers in ihrem Verzweiflungskampfe der Sieg sicher, aber mit Sympathien werden keine Schlachten gewonnen, und in der Politik ist noch immer die Gewalt vor dem Recht gegangen.

Die Geschichte der Buren in Südafrika ist seit Beginn dieses Jahrhunderts eine Geschichte fortdauernder Vergewaltigung durch die britische Uebermacht. Eine niederländische Besitzung, ging die Kapkolonie in der napoleonischen Zeit an England verloren, das die Kolonie unter dem Vorwand beiegte, daß es sie für den auf britischen Boden entwichenen Statthalter der Niederlande, den Prinzen Wilhelm von Oranien, „bewahren" wolle. Das hatte einen Schein des Rechts für sich, denn sowohl als „Batavische Republik" wie als „Königreich Holland" waren die Niederlande nur ein Vasallenstaat von Frankreich und wurden 1810 überhaupt dem napoleonischen Kaiserreich angegliedert. Nach dem Sturze desselben hatte nun England die Kapkolonie gleich andern für den Prinzen von Oranien „bewahrten" niederländischen Besitzungen zurückgeben müssen, aber die erstere nahm es mit aller Entschiedenheit für sich in Anspruch, und Java und Sumatra erhielten die Niederlande erst 1824 zurück. Inzwischen hatten sich die Engländer am Kap längst als Herren etabliert und waren dabei recht gewaltsam verfahren. Vom rein menschlichen Standpunkte war die von den neuen Machthabern proklamierte Aufhebung der Sklaverei wohl begründet, aber sie erfolgte ganz unvermittelt, brachte die Buren plötzlich der nötigen Arbeitskräfte, denn in ihrer großen Mehrheit dachten die Schwarzen nicht weiter an Arbeit, und die von der britischen Regierung zugesicherte Entschädigung von 1 200 000 Pfund wurde ungerecht verteilt oder blieb zum großen Teile in den Taschen der Agenten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse gestalteten sich immer mißlicher, und 1835 verließen die Buren mit ihrem beweglichen Hab und Gut den Boden, den ihre Vorväter 200 Jahre zuvor urbar gemacht und bebaut hatten. Erst zogen sie nach Natal, dann in das Gebiet zwischen Oranje- und Vaalfluß, schließlich nach dem heutigen Transvaal, überallhin von der offenen oder heimlichen Feindseligkeit der Engländer verfolgt. Diese ließen die Buren zwar ungestört geeignete Acker- und Weidegründe aufsuchen und für die Kultur gewinnen, sobald aber der Besitz Wert gewonnen hatte, erklärte die Kapregierung ihn für britisches Eigentum, denn die Buren seien trotz der Auswanderung englische Untertanen und könnten kein eigenes Staatswesen begründen. So geschah es 1842 mit Natal und 1845 mit dem Oranje-Freistaat, und wenn die Engländer diesen auch 1854 wieder freigaben, so thaten sie es lediglich, weil ihnen die Kämpfe mit den Basutos zu viele Schwierigkeiten bereiteten. Mit diesen fertig zu werden, überließen sie lieber den Buren. Oft genug hetzten sie selbst die Schwarzen gegen die Buren,

Burenpatrouille an der Grenze.

Digitized by Google

oder jene glaubten doch, an den Engländern einen Rückhalt zu haben. So wird die Tragödie vom 6. Februar 1838 auf das Konto britiſcher Machenſchaften geſchrieben. Mit einem Trupp Buren zog Pieter Retief in Natal ein und verhandelte mit dem Zulukönig Dingaan um käufliche Erwerbung eines Landſtrichs. Die Verhandlungen verliefen auf das günſtigſte und ſollten mit einem dreitägigen Feſte in Dingaans Kraal enden. Am dritten dieſer Feſttage wurden die daran teilnehmenden Buren jäh überfallen und zugleich ihr Lager überrumpelt: 296 Weiße — Männer, Frauen, Kinder — und 250 Hottentottendienſtboten fielen den Zulus zum Opfer. Dies geſchah am Blaukranzbach, der ſeit dem verhängnisvollen Tage den Namen „Mordbach“ führt.

Wohnhaus des Präſidenten Krüger in Pretoria.

Unter den Kämpfen der Transvaalburen mit den Engländern iſt am berühmteſten der am Majubaberge, der mit der völligen Niederlage der letzteren und dem Tode des Generals Colley endete. Unter Führung des Generals Joubert, der heute das Oberkommando der Transvaaltruppen innehat, lagerten die Buren bei Laings-Nek unterhalb des genannten Berges, den zu beſetzen General Colley am 26. Februar 1881 mit etwa 800 Mann und zwei Geſchützen auszog. Ohne einen Schuß abgeben zu müſſen, erreichte er die Höhe des Berges, von dem aus er das feindliche Lager beſchießen wollte. Die Kanonen ließen ſich jedoch nicht auf den ſteilen Berg heraufbringen, und ſo gedachte er ohne Geſchütze in der Frühe des 27. Februar den Angriff zu beginnen. Als die Buren den Feind auf der Höhe des Berges gewahrten, glaubten ſie ſich ſchon verloren und planten den Rückzug, ſchnell jedoch merkten ſie, daß der Feind keine Geſchütze mit ſich führte, und ſchritten ihrerſeits zum Angriff vor. Stundenlang waren nun die Engländer auf dem Hochplateau faſt ohne Deckung dem Feuer der vorrückenden Buren ausgeſetzt und während dieſe, vorſichtig das ihnen vertraute Terrain benutzend, nur einen Toten und 5 Verwundete hatten, verloren die Engländer 20 Offiziere, darunter den General, und 264 Mann. Der unglückliche Ausfall dieſes Treffens trug weſentlich zu dem für die Südafrikaniſche Republik günſtigen Friedensſchluſſe bei.

Aehnliche Unvorſichtigkeiten wie am Majubaberge werden die Engländer ſicherlich gewiß nicht begehen, aber die Niederwerfung der Buren dürfte ihnen doch viel ſchwerer fallen, als die „Jingos“ ſich träumen laſſen, denn die Afrikander ſind in ihrer Art vortrefflich organiſiert und

Der Majubaberg in Natal, Ort der Niederlage vom 27. Februar 1881.

Digitized by Google

Burghers aus dem Oranje-Freistaat.

Die Delagoa-Bai.

Digitized by Google

verstehen sich dank langer Uebung auf den Krieg, der freilich in ganz andrer Weise geführt wird, als es sonst üblich ist. Die gesamte Streitkraft der beiden Burenstaaten wird auf rund 60000 Mann geschätzt. Von einer Armee im europäischen Sinne kann man nicht sprechen, denn das „stehende Heer" wird nur aus einer Anzahl Männer gebildet, die sich das Studium der Kriegswissenschaften zur Aufgabe gestellt haben, daneben steht aber das ganze bewaffnete Volk, denn jeder Bürger, vom sechzehnten Lebensjahre an, ist streitbar. Während des Jamesonschen Einfalls sah man in den Reihen der Buren alte gebrechliche Leute, die sich auf dem Pferd hatten festbinden lassen und mit ihren noch kräftigen Händen das Gewehr handhabten. Als gut geschult wird die Artillerie der Südafrikanischen Republik gerühmt, die vor Beginn der Verwicklungen aus acht Batterien Feldgeschützen bestand, inzwischen aber noch vermehrt sein dürfte. Kurz vor Beginn der Feindseligkeiten hatte die Republik noch drei Riesengeschütze erworben, die wahrscheinlich auf den Forts von Johannesburg plaziert worden sind. Diese Befestigungen sind von dem Obersten Adolf Schiel angelegt worden, dem Führer der deutschen Freiwilligen im Transvaalheere, der bei Elandslaagte schwer verwundet in die Gefangenschaft der Engländer geriet. Vor ungefähr 30 Jahren preußischer Artillerie-Unteroffizier, quittierte er den Dienst und wanderte nach Südafrika aus, wo er nach mancherlei Abenteuern schließlich eine hervorragende Stellung errang. Erst Knecht bei einem Buren, dann herumziehender Handler, wurde er Vertrauensperson bei Dinizulu, dem Sohne des von den Engländern abgesetzten Zulukönigs Cetewayo. Auf den mit Land und Leuten so vertrauten Mann aufmerksam geworden, ernannte ihn die Regierung von Pretoria zum Bevollmächtigten für die Eingeborenen in Nordtransvaal, und in dem Kriege gegen die Basutos, in dem er sich mehrfach auszeichnete, war er Adjutant des Generals Joubert. Zu immer höheren Ehren und Aemtern rückte er allmählich

Junge Zulufrau.

auf. Er erbaute, wie schon gesagt, die Befestigungswerke von Johannesburg, deren Kommandeur er bis kurz vor Ausbruch des Krieges war, und Präsident Krüger betraute ihn wiederholt mit diplomatischen Aufgaben. Welche Bedeutung die Engländer dem merkwürdigen Manne beilegen, geht daraus hervor, daß im Unterhause sogar seinetwegen der Unterstaatssekretär des Krieges interpelliert wurde.

Eine unserer Abbildungen giebt die Farm des Obersten Schiel wieder, die von ihm nach der berühmten friedericianischen Schlacht den Namen „Roßbach" erhalten hat.

Wenn die für den Feldzug in Aussicht genommenen englischen Streitkräfte vollständig beisammen sind, werden drei Siebentel der bisherigen englischen Reiterei, mehr als die Hälfte der gewöhnlich verfügbaren Infanterie und beinahe ein Viertel der Feldartillerie des stehenden Heeres auf südafrikanischem Boden stehen. Das sind rund 61000 Mann, 10000 Pferde, 132 Feldgeschütze und 32 Maximkanonen, dazu ein ungeheurer Troß. Eine solche Menge von Menschen, Tieren und Kriegsmaterial über See zu schaffen, das ist eine Leistung, deren sich bisher noch niemals eine Macht für sich allein rühmen konnte. Im Krimkriege hatten die gegen Rußland Verbündeten kaum größere Aufgaben zu bewältigen.

General Sir Redvers Buller, der britische Oberkommandierende in Südafrika, trat 1858 im Alter von neunzehn Jahren in das 60. Infanterieregiment ein, machte 1860 den chinesischen Krieg und 1870 die Red-River-Expedition mit, worauf er zum Kapitän befördert wurde. Im Jahre 1874 nahm er am Aschantikrieg teil und rückte zum Major auf. Vier Jahre darauf zum Oberstleutnant befördert, wurde er 1879 wegen hervorragender Leistungen im Zulukriege zum Obersten ernannt. Während des ägyptischen Feldzuges 1882 war er Chef des Nachrichtenbureaus. Als General Wolseley den Versuch unternahm,

Buren-Familie aus Nord-Transvaal.

Digitized by Google

Gordon in Chartum zu entſetzen, war Buller ſein Generalſtabschef. Der Verſuch mißglückte zwar, doch wird Buller das Verdienſt zugeſchrieben, daß er die in einen Hinterhalt geratene Truppenabteilung des Oberſten Burnaby, nach

Phot. Elliot & Fry, London.

General Sir Redvers Buller,
Oberkommandeur der engliſchen Streitkräfte in Südafrika.

rückwärts in Sicherheit brachte. Nach Beendigung des Sudanfeldzuges wurde er zum Generalmajor befördert. Etwa anderthalb Jahre war er dann Stellvertreter des Generaladjutanten der Armee, alsdann Generalquartiermeiſter. Im Herbſt 1890 wurde er als Nachfolger Lord Wolſeleys zum Generalleutnant und Generaladjutanten der Armee ernannt. Bis zur Uebernahme des Oberbefehls in Südafrika war er Kommandeur des Lagers in Aldershot. Da der General den größten Teil ſeiner Dienſtzeit in Afrika zugebracht hat, gilt er für einen tüchtigen Kenner der Verhältniſſe. Auch der Befehlshaber der engliſchen Truppen in der Kapkolonie, General Sir Forestier Walker, ein Mann von 55 Jahren, hat Feldzüge in Südafrika mitgemacht, dagegen iſt der Kommandant der Truppen in Natal, Generalleutnant Sir George White, in dieſer Beziehung ein Neuling, denn er hat bisher nur in Indien gedient. Bis zu ſeiner ſchweren Niederlage bei Ladyſmith galt er für einen tüchtigen Heerführer.

Ladyſmith — ſo genannt nach der Gattin des früheren Kapgouverneurs Sir Harry Smith — iſt die drittgrößte Stadt in Natal und zählte bis zum Ausbruch der Feindſeligkeiten etwa 5000 Einwohner; auf einer Hochebene gelegen, wird es von Oſten nach Weſten vom Klipfluß durchſtrömt, an deſſen öſtlichem Ufer ſich eine Hügelkette hinzieht. Es iſt ein einfacher, ländlicher Ort, der in Friedenszeiten nur geringe Bedeutung hat. Einige Läden, ein paar Gaſthöfe, viele Wirtshäuſer, ein großes Bahnhofsgebäude, ein weiter Marktplatz, auf dem an gewiſſen Tagen der Woche die Ochſenkarren der Buren hielten, bilden ſo ziemlich alles, was unter dem Namen Ladyſmith zuſammenzufaſſen iſt. Die Stadt hat ſchon mehrmals eine wichtige Rolle gespielt; im Zulukriege war ein engliſches Lager monatelang in ihrer Nähe, und im letzten Kriege gegen die Buren, 1880—81, hatte ſie ebenfalls eine ſtarke engliſche Beſatzung. Da auf dieſem und den benachbarten Gebieten weitere heiße Kämpfe zu erwarten ſind, ſo ſeien die Oertlichkeiten hier näher ſkizziert. 7 Kilometer nordöſtlich von Ladyſmith erhebt ſich der Lombards Kop und etwa 3 Kilometer ſüdlich der Nſimbulwanaberg. Der Van Reenens-Paß in den Drakensbergen iſt ein Hauptzugang nach Ladyſmith. Das Gelände zwiſchen dieſer Stadt und Glencoe iſt, obwohl von Steindämmen durchzogen und mit Hügelchen überſät, zum größten Teil offen. Aber bei dem Dorfe Waſchbank, 30 Kilometer nördlich von Ladyſmith, tritt die Eiſenbahn, die ſich bis dahin an den Ausläufern der Drakensberge hinzieht, in ein zwiſchen hohen Bergen gelegenes, enges Thal ein, das beinahe bis Glencoe reicht. Dieſes iſt am Fuße eines Berges erbaut, der die Eiſenbahn von Oſten her beherrſcht. Dundee, das Hauptkohlenfeld Natals, iſt mit Glencoe durch eine Zweigbahn verbunden, die 7 Kilometer lang iſt und mit einer ungefähr 1½ Kilometer ſüdlich ſich hinziehenden Höhenlinie parallel läuft. Bei Dundee biegt dieſer Höhenzug ſcharf nach rechts ab und erreicht in dem 7 Kilometer ſüdlich von Dundee gelegenen Indumenberg eine Höhe von 7200 Fuß. 4 bis 5 Kilometer nördlich von Dundee ſpringt ein andrer Höhenpunkt hervor, nämlich der Impatiberg. Ferner erhebt ſich zwiſchen dem Mahlenfeld von Dundee und der britiſchen Grenze, die hier durch den Buffelfluß gebildet wird, noch eine Hügelkette.

Während Pretoria, die Hauptſtadt der Südafrikaniſchen Republik, ſich einen einfachen Zuſchnitt bewahrte, iſt Johannesburg, das infolge der Goldfunde ſich ungemein raſch entwickelte, modern geſtaltet. Die „goldene Stadt“, von der mittelbar das Kriegsunheil ausging — denn ſie war der Hauptherd der Schürungen und Zettelungen, die England den Vorwand zum Einſchreiten gaben —, zählt einſchließlich des ſogenannten Randgebietes etwa 70 000 weiße Einwohner, das heißt dieſe Zahl wies ſie vor Ausbruch der Feindſeligkeiten auf, und inzwiſchen dürfte ſich die Ziffer ſehr vermindert haben, denn viele Uitlanders haben den Platz geräumt, und die Afrikander ſind, ſoweit ſie kriegstüchtig, ins Feld gerückt. In den Hauptſtraßen gewahrt man viele Prachtbauten und prunkvolle Läden, wie denn überhaupt die Stadt das Gepräge eines weitgehenden Luxus trägt oder trug. Kein Wunder, denn die Löhne und Gehälter ſind oder waren ungewöhnlich hoch. Die Bergleute verdienten bis vor Ausbruch des Krieges mindeſtens 400 Mark monatlich, ein Bergingenieur erhielt 1500

Generalmajor Sir W. P. Symons,
gefallen bei Glencoe.

bis 3000 Mark monatlich, ein Grubenverwalter 60 000 Mark jährlich. Zu ähnlichem Verhältnis ſtanden die Gehälter der ſonſtigen Angeſtellten und Arbeiter, und wenn auch die Preiſe der Lebensbedürfniſſe ſich bedeutend höher ſtellen als

Digitized by Google

Vertheidigungswerk in den Diamantminen bei Kimberley.

Digitized by Google

Die Farm „Roßbach" des Obersten Schiel,
Kommandeurs der deutschen Freiwilligen.

Ansicht von Ladysmith.

Digitized by Google

in Europa, ſo blieb doch für jede Geſellſchaftsklaſſe ein reicher Ueberſchuß zu üppigem Leben. Die Afrikander betrachteten dieſes Leben mit Ummut und wohlbegründeter Sorge. Ohne die Goldfunde wäre Transvaal ein einfaches Hirtenland geblieben, wohl in der modernen Kultur rückſtändig, aber unbehelligt von der Begehrlichkeit des mächtigen Nachbarn. England, das ſeine Polypenarme um den ganzen Erdball ausreckt und gegenwärtig in verſchiedenen Weltteilen ſeinen Beſitz zu erweitern oder zu wahren ſucht, hätte wohl die ſchlichten Buren in Frieden gelaſſen, wenn nicht das Gold auf ihrem Boden ſo verlockend gegleißt hätte. Es wollte den Krieg und hat ihn erzwungen. In den Gemütern der Buren herrſcht heute ohne Frage ein noch tieferer Groll, als er ſich ausprägte in der Kundgebung bei Beginn

Oberſt Adolf Schiel,
Kommandeur der deutſchen Freiwilligen.

ihres letzten Kampfes gegen den gewaltthätigen Nachbarn: „Es ſind jetzt vierzig Jahre her, daß unſre Väter die Kapkolonie verließen, um ein freies, unabhängiges Volk zu werden. Wir haben Natal gegründet, den Oranje-Freiſtaat und die Südafrikaniſche Republik, und dreimal hat die engliſche Regierung unſre Freiheit mit Füßen getreten. Unſre Klagge, getauft mit dem Blute und den Thränen unſrer Väter, iſt niedergetreten worden. Dieſe vierzig Jahre waren vierzig Jahre der Sorge und des Leidens.“ Der Krieg, den dieſe Kundgebung einleitete, endete mit dem Siege der Buren, mit dem Rückzug des ſtolzen Albion. Wer mag ermeſſen, wie diesmal der Ausgang ſein wird, wer im voraus ergründen, ob dem zum vernichtenden Schlage ausholenden Uebermächtigen vielleicht nicht andre Mächtige in den Arm fallen?

Fr. Colberg.

Generalleutnant Sir George White,
Oberbefehlshaber in Ladyſmith.

General Sir Foreſtier Walker,
Kommandeur in der Kapkolonie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Buren-Artillerie aus Transvaal. Zeichnung von R. Caton Woodville.

Digitized by Google

Ein tönendes Erz.

Novelle

von

Margarete von Gerken.

(Fortsetzung.)

„Sieht man Sie auch mal?“ fragte Doktor Brandt den Baron Kelling, als der sich in Seelers Bierstube an seinem Tisch niederließ und dem Arzt flüchtig zunickte. „Es ist höchste Zeit gewesen. Das spinnt sich ein und kümmert sich den Deubel um die Welt und alle Aerzte.“

Kelling bestellte Bier. Der weiße Schaum sank zusammen, er dachte nicht daran, zu trinken. Das braune, schale Getränk sah nicht mehr einladend aus. Der Zigarrenrauch stieg ihm zu Kopf. Kelling war kein Raucher.

Der Doktor merkte, daß etwas nicht in Ordnung war. „Gehen wir, wenn es Ihnen recht ist,“ sagte er freundlich. „Machen Sie mir das Vergnügen in meiner Wohnung; der alte Junggeselle braut Ihnen eine Schale Punsch an dem kalten Herbstabend. Hier ist es so unwirtlich. Ja?“

„Gerade wollte ich Sie darum bitten,“ erwiderte Kelling.

‚Aha,‘ dachte der Doktor.

Eine Minute später wanderten die zwei der Brandtschen Wohnung zu.

Die Lampe brannte auf dem gründezogenen Schreibtisch, der leichte Geruch von Aether, der in dieser ärztlichen Behausung nicht fehlte, weckte in Kelling die Erinnerung an seine glückliche Leidenszeit.

„Es ist eine fixe Idee von mir,“ begann er abrupt, „aber ich habe gestern eine Aeußerung vernommen —“

„Welche denn?“ fragte ruhig Doktor Brandt, in demselben Tone, in dem er seine Patienten zu fragen pflegte: Wie ist der Appetit?

„Es war von meiner Krankheit die Rede und vom schlechten Wetter. Sagen Sie mir, Doktor: als Elisabeth sich mit mir verlobte, dachte man damals, ich sei unrettbar verloren?“

„Na, das wissen Sie doch,“ sagte Brandt erstaunt. „Ich hatte Sie aufgegeben. Menschlichem Ermessen nach —“

„O,“ sagte Kelling heiser, „das hat man mir nie verraten. Ein Todeskandidat! Ein Sterbender, der sich verlobt — ha, ha! Nicht jede hätt' es gethan. War's nicht so, Doktor?“

Der alte Arzt wurde aufmerksam. Kellings Hochzeitstag fiel ihm ein und ein Beruhigungsmittel, das er der Marquise Baril verschrieben — Brom.

„Lieber Gott, mir scheint, die Baril hat Ihnen da was vorerzählt,“ sagte er trocken. „Nun, wenn Sie's nicht gewußt haben, was Sie für einen Engel von Frau haben, ich will's Ihnen gern bestätigen. Vor Ihrer Thür war's — die Linden dufteten wie toll an dem Tag. Todesangst hatte sie in ihren lieben Schwesteraugen. ‚Wird es ihm schaden, wenn man ihm einen Herzenswunsch versagt?‘ fragte sie mich. Und ich — ich ahnte ja nichts — ja, antwortete ich.“

Kelling sprang empor. „Doktor!“

„Hätten Sie sie damals gesehen! Was kümmern Sie sich heute um die Worte einer Baril! Ich erzähle Ihnen das, mein lieber Geretteter, denn kein Schatten soll fallen auf das reine Bild Schwester Elisabeths; man hat eine Heilige verdächtigt, indem man die bitteren Vorwürfe gegen sie erhob, die ihr bis zum Traualtar folgten.“

„Vorwürfe . . .?“

„Der Vorwurf der Berechnung, des Eigennutzes wurde ihr gemacht.“

Empört richtete Kelling sich auf. „Man hätte es mir sagen sollen,“ sprach er zwischen den Zähnen, „ich wäre Mann genug gewesen, den Schreiern den Mund zu stopfen.“

„Das zu besorgen hab' ich als alter Freund mir gestattet. Nicht mit der Pistole — ich halte das für kein überzeugendes Mittel. Wer auch was dabei wegkriegt, und ob es noch so sehr knallt morgens um fünf Uhr an dem bekannten Waldsaum und in dem üblichen, feinen Nebelgerieſel, schließlich denkt doch jeder, was er will. Das ist eklig — man soll die Leute zwingen, das Richtige zu denken. Deshalb hab' ich den Schmähern die Liebesthat Schwester Elisabeths vor die neidischen Augen gehalten, diese himmlische Liebesthat sondergleichen, begreifen Sie das nicht? . . . Mensch, Mensch, so antworten Sie doch!“

„Ich begreife es,“ sagte Kelling tonlos. Er hielt inne und starrte auf den Fußboden.

„Na, dann ist's gut,“ sprach Doktor Brandt aufatmend.

Er erhob sich und zündete eine kleine Spiritusflamme an. Cognacflasche, Zucker, Gläser entnahm er einem zierlich geschnitzten Schränkchen.

„Sie werden einen Grog trinken, ehe Sie den Heimweg antreten,“ sagte er kurz. „Die ersten Oktobernebel steigen auf.“

Digitized by Google

Kelling hätte gern abgelehnt, doch wollte er den Arzt nicht kränken. Brandt merkte wohl den feinen Zug; ein freundliches Lächeln erhellte das durchfurchte Gesicht. Und so schlürften die beiden das dampfende Getränk, bis Kelling nach der Uhr sah und aufstand.

Der Zeiger wies auf neun.

„Sie nehmen doch einen Wagen? Oder darf ich Ihnen den meinigen anbieten? Es sind keine Droschken mehr auf dem Platze."

„Ich danke. Mein Wagen ist in der Stadt. Christian hat in der Krone untergestellt."

„Na, denn adieu. Grüßen Sie mir die Baronin."

Kelling stand auf der Straße.

Ja, das waren die ersten Nebel. Ihn fröstelte... Dunkeln Blickes starrten die Fensterscheiben von Schloß Kelling ins Feld hinaus. Nur zwei Fenster im Turmbau erglänzten in gelbem Lichte, in einem ruhigen, vollen Schein.

Es war sein Heim. Kelling preßte die Lippen fest aufeinander und suchte das Heiße, das ihm in die Augen stieg, niederzuzwingen.

Vor ihm lagen die abgeernteten Felder, braune, weite Flächen, schwarze Büsche. Ein Grab — ein Grab.

Tote sind still. Tote klagen nicht und toben nicht. Sie haben kein Herz mehr und keinen Willen. Und wenn man sie hindert am Sterben, so sind sie deshalb doch tot...

Kelling gab mit nüchterner Stimme den Befehl, die Pferde tüchtig abzureiben. Auf dem Flur traf er Ledermann, den Bedienten, und ließ sich von ihm Hut und Mantel abnehmen. Alles wie immer.

Und dann ging er hinein zu Elisabeth in die hellerleuchtete Turmstube.

Mit so kurzen, festen Schritten trat er vor sie hin.

„Elisabeth," sagte er ganz ruhig und ganz leise, „warum hast du mich aus Barmherzigkeit geheiratet?"

Gleich einem dichten Tuch fiel es von ihren Augen.

„Wie mußt du auf meinen Tod gehofft haben," sagte er starr, „und ich blieb am Leben!"

Elisabeth erfaßte seine Hand. Ihre ganze Liebe lag in der einfachen Bewegung — und in ihrem Schweigen.

„Unbarmherzige!" sprach er ganz leise und ruhig.

Sie wich zurück.

*

Aus Rußland war Besuch gekommen, blasser Besuch mit müden Augen, eine Schneestimmung von weiten, weiten Schneefeldern um sich verbreitend.

Es war Basils Vetter Eustach, ein Vierziger mit der Gestalt eines Fünfundzwanzigjährigen.

Lenia war sehr rasch verschwunden, nachdem er ihr die Hand geküßt und dabei die Nase gerümpft hatte.

Sébastien und Eustach Baril saßen einander gegenüber.

„Eh, und wie geht's sonst?"

„Eh, wie soll's sonst gehen, mein Lieber?"

„Malst du noch fleißig Stillleben?"

„Wie denn, wie werde ich keine mehr malen!"

„Gedenkst du, mit deiner Frau Rußland zu besuchen?"

„Wie denn, mit meiner Frau!"

Es trat eine Stille ein. Eustach schlug das rechte Bein über das linke Knie — er hatte einen langen, schmalen Fuß. Eustach zündete sich eine Zigarette an. „Sie ist eine Serbin, vielleicht eine Gorkovitsch?"

„Sie ist keine Gorkovitsch."

„Die Oldossis sind auch sehr gut."

„Sie ist keine Oldosz. Sie ist eine Berez."

„Berez — Berez —" wiederholte Eustach prüfend und klopfte die Asche von seiner Zigarette. „Das muß eingewanderter Adel sein."

„Mein Lieber, der Adel meiner Frau war ihr Geld, und sonst nichts."

„Sapristi! So bist du glücklich?"

„Wie werde ich nicht glücklich gewesen sein, solange ich das Geld hatte!"

„Und . . .?"

„Monte Carlo — sie spielt —, nämlich sie ist es, die spielt, und nicht ich, aber das weiß hier niemand."

„Eh, parbleu —"

„Wenn sie alles verspielt hat, werde ich mich erschießen. Es wird ihr recht geschehen."

„Mein Lieber —" Eustach that einen langen Zug aus seiner Zigarette —, „das ist vulgär. Wie wirst du dich erschießen, nachdem du noch nichts fürs Vaterland gethan hast? Man wird sagen: Da hat einer zu atmen aufgehört, der nur gegessen und getrunken und niemals gearbeitet hat. Soll man deine Stillleben in der Barilschen Familiengruft anhängen? Man wird sagen: Diese Hasen kennzeichnen ihn."

„Man soll sagen, was man will, da ich es nicht höre."

„Wenn ich nicht irre, ist es deine Frau, die dir unbequem ist!"

Sébastien trommelte nervös mit den Fingern auf seinem Knie.

„So reise mit ihr nach ihrer Heimat und sorge dafür, daß sie sich in einen hübschen Serben verliebt — die ja immer zu haben sind —, und dann reist du nach dem Kaukasus."

„Eustach, das Reisen verursacht mir Rheumatismus . . ."

„Sébastien, ich muß dir sagen, daß du um eine Stufe in der Gesellschaft herabgestiegen bist."

„Nicht eine, zehn Stufen, mein lieber Eustach."

„Ich will dir einen Vorschlag machen. Du bist dreißig Jahre alt, gesund, und Rußland hat weite Steppen und einsame Güter darinnen. Geh mit mir, wir jagen den Wolf und auch den Bären, und du hast die Freiheit wieder."

„Und Lenia?"

„Hinterlasse ihr ihr Geld und deine Stillleben, und wirf ab, was dich ärgert."

„Eustach, als Kavalier —"

„Bah! Als Kavalier mußt du dich über kurz oder lang aus der Welt befördern. Ich sehe nicht

Digitized by Google

ein, warum du als Kavalier nicht ebensogut nach Rußland gehen kannst?“

„Eustach, du bist ein Teufel. Sie trägt meinen Namen; sie würde mir folgen.“

„Ja, wenn du ihr deine Karte läßt, mit p. p. c.“

Sébastien stand auf, ging im Zimmer auf und ab und rückte ein Bild zurecht. Eustach verfolgte ihn mit ironischen Blicken.

„Ueberlege dir's mal,“ sagte er, sich reckend. „Ich lade dich ein. Schreibe mir ins Hotel. Die Sache ist häßlich, ich gebe es zu, aber wer sich die Welt um die Ohren geschlagen hat, der thut, was er für nötig hält, bewahrt kalt Blut dabei und bleibt trotzdem, was er vorher war — ein Krämer oder ein Fürst. Adieu.“

Eustach schleuderte zur Thür hinaus und auf die Straße.

„Komm einmal herein zu mir, Lenia,“ rief Baril, die Palette und die Pinsel in der Hand.

Sie gehorchte, weil sie sich gerade langweilte, und erschien mit einem herausfordernden kleinen Lachen.

„O Lenia, setze dich und erinnere dich, wie ich dich heiratete, — weißt du es noch?“

„Ja,“ sagte sie gähnend, „gieb mir ein Glas Portwein.“

„Jetzt nicht, keinen Wein jetzt. Du hast mich damals geküßt, und nachher vergaßen wir das Küssen, und du ließest dir die Cour machen: und in Rom und Nizza, Scheveningen und Baden-Baden wurde man kühl gegen uns, und wir suchten einen Ort, wo wir leben konnten, und wir kamen hierher, und wieder bebt die Erde —“

„Fürchtest du, daß sie dich verschluckt?“

„O, still, meine Liebe. Man hat mir heute den Vorschlag gemacht, ohne dich nach Rußland zu reisen, ohne es dir zu sagen.“

„So, man hat dich entführen wollen?“

„Ich hätte es thun können, du hättest es nicht besser verdient. Ich hätte eine unbefleckte Ehre in Rußland wiedergefunden.“

„Ja, als durchgegangener Ehemann.“

„Niemand hätte es gewußt.“

„Warum thatest du es denn nicht?“

„Lenia!“

„Ich wäre nach Monte Carlo gegangen.“

„Lenia! Es hört's kein Mensch. Mein Täubchen, wir wollen wieder Freunde sein. Wir wollen zusammen fortgehen von hier, wo der Boden brennt, wo die Damen dich nicht mehr einladen und die Herren ernst werden, wenn ich an ihren Tisch trete, — wir wollen zusammen fliehen und arm sein . . .“

„Niemals!“ sagte sie laut und hart. „Ich dachte, du ließest dich herbei, zu scherzen, — rühr mich nur nicht an, — wenn du sentimental wirst, bist du mir unausstehlich!“

Sie raffte die Schleppe ihres langen, losen Morgenkleides auf und ging mit zornigen Schritten aus der Thür.

Baril sah ihr nach. Erst verblüfft, dann lächelte er mit dem ihm eigenen Phlegma. Er rieb sich die Hände und trat an den Schreibtisch. Wenige Zeilen warf er auf eine Karte. Ruhig öffnete er die Schieblade des Schrankes und entnahm ihr einen Kasten.

Noch immer lächelte Baril, als die Sonne einen Augenblick über das Stillleben hinspielte, an dem er gemalt. Auf den runden Beeren der Traube glänzte es wie Silber. ‚Eigentlich ist mir die Traube recht gut geraten,‘ dachte Baril.

*

Eustach lag im Schlafrock auf dem Sofa des Hotelzimmers. Erst jetzt sah man ihm sein Alter deutlich an, und auch eine gewisse ruhige Bosheit dort um die Mundwinkel.

Der Kellner brachte ihm einen Brief, den er liegend in Empfang nahm.

„Kommen Sie sofort. Basti hat sich erschossen. Lenia Baril.“

Eustach ließ das Blatt sinken und rauchte seine Zigarette zu Ende. Alsdann kleidete er sich an, schloß den Koffer und zahlte seine Rechnung. Der Wagen fuhr vor.

Mit vornehm lässiger Handbewegung grüßte Eustach Baril den an der Treppe stehenden, dienernden Wirt.

„Kutscher, zum Bahnhof!“

*

Maruscha war schwarz gekleidet und ging mit verweinten Augen umher. Sie begriff das gar nicht: statt der Beileidsbriefe trafen lauter häßliche, blaue Couverts mit daraufgedruckten Firmen ein, Rechnungen vom Geflügelhändler, vom Konditor, vom Gärtner.

Maruscha wagte nicht, diese Couverts ihrer Herrin zu bringen.

Lenia lag auf dem niedern Diwan in Barils Atelier. Sie hatte sich mit seinen Stillleben umgeben, die rings an den Stühlen lehnten, hatte die Rollläden herabgelassen und lange Stücke Flor an den Bilderrahmen angebracht. Sie war bleich, rote Flecken brannten unter ihren Augen. Auf dem Kopfe trug sie eine seltsame Krepphaube mit Schleier. Ihre Schuhe von schwarzem Tuch ließen den Fuß größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

Still lag sie seit Stunden. Von Zeit zu Zeit nur klingelte sie, Maruscha herbeizurufen.

„War niemand da?“

„Niemand.“

„Keiner von den Herren, die sonst —“

„O doch, Frau Marquise, sie haben Karten abgegeben.“

„Warum hast du sie nicht hereingelassen?“

„Gott, ich wollte sie hereinlassen, aber da sagten sie: ‚Wir wollen die Frau Marquise nicht inkommodieren.‘“

„Gut.“

Maruscha entfernte sich. Es wurde Mittag.

„Wer hat vorhin geläutet?“

„Ach, alle die Rechnungen, ach, gnädige Frau Marquise.“ —

„Rechnungen?“ fragte Lenia stirnrunzelnd. „Wo sind sie?“

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Maruscha brachte sie auf einem Teller von Aluminium. Mit unterwürfigem Gesicht blieb sie wartend stehen.

Lenias Stirn färbte sich dunkelrot. Ihre Hand faßte den Teller und warf ihn der Kammerjungfer vor die Füße.

„Das ist meine Antwort, die Antwort an die Rohen, die einen Tag nach dem Begräbnisse ..."

„Ach, gnädigste Frau Marquise," sagte Maruscha, die sich bückte, um die zahllosen Briefe aufzusammeln, „und ich wollte hiermit auch unterthänig um meine Entlassung bitten."

„Was?"

„Ich habe Heimweh — und meine Gesundheit" — sie blieb auf den Knieen liegen und rutschte in dieser Stellung ein paar Schritte zurück.

Lenia ballte die Faust. „Du? Fort willst du? Du hast den Mut, mir heute —"

„Ach, Frau Marquise, und auch um den rückständigen Lohn wollte ich gehorsamst gebeten haben."

„Steh auf. Ich will dich bezahlen. Pfui, du feige Sklavenseele ... pfui über dich!"

‚Sie wird mir das Geld an den Kopf werfen,' dachte Maruscha. ‚Möchte sie mich nur in Papierscheinen bezahlen!'

Lenia ging an ihren Schreibtisch und entnahm ihm ein Portefeuille, aus diesem mehrere Goldstücke, die sie Maruscha ruhig in die Hand gab.

„Und gehe gleich, hörst du?"

„Frau Marquise —"

„Gleich! Auf der Stelle!"

Maruscha schlich aus der Thür.

Der Hausbesitzer verlangte, vorgelassen zu werden — er kündigte Lenia die Wohnung. Nach dem eignen Wunsch der Barilschen Gatten hatten sie wöchentliche Kündigung ausgemacht, und nun kam er, im Zylinder, stark nach Tabak riechend, und bedauerte unendlich, aber er wolle bauen, und ein so trauriger Vorfall —

„Den traurigen Vorfall bitte ich nicht zu erwähnen, Herr — in acht Tagen wird die Wohnung geräumt sein ... Ach so, den Mietbetrag werde ich Ihnen hinaufschicken."

Der dicke Mann dienerte und fand seinen Weg rücklings aus der Thür. Lenia lachte hinter ihm her, sie preßte ihr Taschentuch gegen die Lippen. Hastig zählte sie die Scheine, die sie im Portefeuille gefunden.

Eine Stunde später waren alle Rechnungen bezahlt. Lenia lachte wieder in bitterem Triumph. Alle, alle sollten bezahlt werden, sie kamen nur, die Geld von ihr wollten. Die andern?

Totenstille um sie her — sie wartete bis zum Abend.

Zwei, drei Tage vergingen. Lenia hatte sich auf die Straße, in die frische Luft gewagt.

Sie begegnete mehreren Damen ihrer Bekanntschaft — mit kühl gemessenem Gruße schritten sie vorüber. Die Offiziere grüßten ernst, höflich, fremd.

Niemand — niemand! Lenia schloß sich in ihr Zimmer ein und zündete die Lampe an. Scheu und ängstlich sah sie sich um. Allein in diesen Räumen, wo er ... Es war zu furchtbar!

Sollte sie die Gemüsefrau heraufholen, die im Hause den Keller bewohnte? Sollte sie zu der Frau des Hausbesitzers gehen? Nein, nur das nicht!

Lenia stampfte mit dem Fuße auf und begann laut zu weinen in ihrer Herzensangst. Die toten Hasen und Hühner Barils stößten ihr ein unbeschreibliches Grauen ein.

Zuletzt lief sie im Zimmer hin und her wie eine Irre, und endlich setzte sie den Hut auf und rannte wieder hinaus, auf die Straße, in die Nacht.

Mehrere Herren, die in den Klub wanderten, stutzten beim Anblick der in schwarze Schleier gehüllten Erscheinung.

„Rögge — bei allem, was wahr ist — das war die Baril!"

„Nicht möglich!"

„Das ist doch stark ..."

Doktor Brandt trat aus einem Hause und starrte ihr nach. „Ich werde ihr Luftveränderung verschreiben," sagte er halblaut.

Erst gegen Mitternacht kehrte Lenia heim, vom Winde zerzaust, mit zerrissenem Schleier und nassen Schuhen, — sie fand das Haus verschlossen.

In blinder Angst polterte sie an die Thür, sie rief, sie schrie — endlich öffnete sich ein Fenster, und die Gemüsefrau steckte den Kopf hervor.

„Was ist los, um Gottes willen?"

„Oeffnen Sie! Ich kann nicht hinein! Machen Sie schnell!"

Die Frau kreischte laut auf — das Fenster flog klirrend zu.

„Sein Geist!" hörte Lenia von drinnen zetern. „Sein Geist! Betet, Kinder!"

Lenias Augen funkelten. Sie wandte sich und lief weiter bis zum nächsten Hotel — dort fand sie Aufnahme.

Ein verschlafener Kellner leuchtete ihr in ein miserables, kleines Zimmer. Eine Mark fünfzig pro Tag stand da angeschrieben. Mißtrauisch legte er ihr den Zettel für die Anmeldung vor und schlurfte, nachdem sie den Schein ausgefüllt, auf seinen Pantoffeln der Portierloge zu.

„Marquise Baril," las er und blieb mit offenem Munde stehen.

*

Als Rögge den Bewohnern von Schloß Kelling die Nachricht von Barils gewaltsamem Tode brachte, war Marktwarts erster Instinkt, Elisabeth daraufhin anzusehen, welchen Eindruck der Vorfall auf sie mache.

Sie wurde erschreckend bleich, weiß, bis in die Lippen.

„Seine Frau hat ihn dahin gebracht," sagte Kelling hart.

Rögge neigte sich vor in leichtem Befremden. „Man sagt es."

„Sie wird nun wohl die Stadt verlassen?" fragte Elisabeth leise.

„Ich weiß nicht. Niemand weiß etwas."

„War denn niemand bei ihr?"

Leutnant Rögge fühlte, daß er wieder unbequem rot wurde. „Wir nicht," sagte er dann tapfer, „wir

Digitized by Google

haben nur Karten dort gelassen. Wir müssen da dem Höheren weichen, gnädige Frau," fügte er wie entschuldigend hinzu, „aufpassen, wie der Wind von oben weht."

„Und die andern? Barils hatten doch täglich Theebesuch — oder irre ich mich?"

„Keineswegs," stammelte Rögge, dem das Blut bis in die Schläfen stieg, „aber, gnädige Frau, es ist da so manches . . ."

„Ich verstehe," sagte Elisabeth tonlos. „Sie ist geächtet. Den einen ächtet man, weil er zu schlecht ist, den andern, weil er zu gut — scheint. Von jenem wendet man sich offen ab, von diesem heimlich, innerlich."

„Zwischen Teufel und Engel steht der Mensch," sagte Kelling.

Leutnant Rögge empfahl sich. Er war nicht zufrieden mit sich — Elisabeths große, vorwurfsvolle Augen verfolgten ihn.

Kaum hatte sich die Thür hinter Rögge geschlossen, als Elisabeth ihre Hand auf Markwarts Schulter legte. Er saß am Schreibtisch, sie stand hinter ihm.

„Markwart, erlaube mir, die Witwe nach Schloß Kelling zu holen, nur auf wenige Wochen."

Er sprang heftig auf. „In unser Haus? Zu uns? Diese Frau, die einmütig von der Gesellschaft abgelehnt wird?"

„Eben deshalb," sagte Elisabeth ruhig.

„Ach so, ich vergaß, ich vergaß deine unendliche Güte, Elisabeth, — übe dein Werk der Barmherzigkeit aus!"

Mit raschem Impulse schmiegte sie sich an seinen Arm, er zuckte zusammen.

„Warum bist du so bitter gegen mich?" flüsterte sie. „Wenn ich könnte, würde ich anders werden, — für dich. Was verlangst du denn von mir, wast Sieh, Markwart, ein Unrecht thät' ich für dich, denn ich bin ein Mensch, und weil du mir's nicht verzeihen kannst, daß ich dein erst später geworden bin, als ich dich kannte, darum demütige ich mich jetzt vor dir und frage: Was verlangst du von mir?"

Kelling sah ihr in das stolze, schöne, tiefgerötete Gesicht. Seine ganze Qual, seine ganze Enttäuschung stieg gebieterisch in ihm auf.

„Nichts," sagte er heiser. „Du hast ja alles für mich gethan. Du hast mir das Leben gerettet. Du würdest sterben für mich, deine Habe den Armen geben, hungern, damit andre satt werden, aus Barmherzigkeit. Ohne Liebe. Ein tönendes Erz — ein tönendes Erz . . . Und sieh, Elisabeth, für ein bißchen Menschenliebe von dir, wirkliche, heiße, begehrende Menschenliebe gäb' ich die Welt hin, der deine Barmherzigkeit mich zurückgewonnen!"

Elisabeth hielt den Kopf gesenkt. Ein tönendes Erz war sie, ein klingende Schelle.

„Was weißt du von meiner Liebe?" fragte sie traurig und ließ ihn allein.

*

Am frühen Morgen kehrte Lenia zurück in ihre Wohnung, mit einem schlecht verhehlten, höhnischen Lächeln von ihrer neuen Zofe empfangen.

Sie sah aus zum Erbarmen. Seit gestern mittag hatte sie nichts genossen. Ganz still war sie geworden.

Ein Gedanke wie eine große, schwarze Wolke zog über ihr auf.

Wenn ich thäte, was Basti that? Ein Knall, und es war vorüber. Entsetzt zuckte sie empor. Sie hatte den Knall so deutlich gehört, er wiederholte sich jetzt, es war ein Pochen an der Thür.

„Herein!" rief sie bebend.

Lenia traute ihren Augen nicht. Sie waren vom Weinen gerötet und geschwollen.

„Liebe Marquise," sagte Elisabeths klare Stimme, „ich bin's, ich komme, Sie zu holen."

„Holen — mich? Wohin?"

„Nach Haus, zu uns, meine ich. Es ist so traurig allein für Sie."

Lenia blickte sie groß, erstaunt, fragend an. Elisabeth dachte, sie werde in Thränen ausbrechen, so veränderten sich ihre Mienen. Jedoch, es gelang ihr, zu lächeln.

„Sie sind sehr gütig," sagte sie leichthin, „aber ich kann leider Ihre Einladung nicht annehmen."

Elisabeth errötete.

„. . . Da ich morgen abzureisen gedenke, meine Freunde in Italien, in Serbien . . ."

Elisabeth fühlte, daß ihre Einladung von der Witwe Sebastien Barils als ein Almosen betrachtet wurde, und daß dies Almosen mit Stolz zurückgewiesen wurde.

Sie sprach ein paar Worte des Bedauerns, und Lenia bot ihr kühl einen Stuhl.

„Sie müssen schon wieder gehen?" fragte sie artig. „Meine Empfehlungen dem Baron. Adieu."

Elisabeth stand im Freien und mußte Atem schöpfen. Hatte sie etwas Häßliches gethan, etwas Erniedrigendes für jene Frau gewollt, oder warf es der Spiegel nur als Zerrbild zurück?

Ach, ich wünschte, ich verlernte die Liebe!' dachte sie.

Die Liebe verlernen! Das war's. Dann hörte auch die Qual auf.

*

Zwischen Weihnachten und Neujahr war Schnee gefallen — zwischen Weihnachten und Neujahr war Schloß Kelling besetzt bis in die Giebelstuben.

Freunde Dienerschaft glitt lautlos treppauf, treppab, saß abends an dem stark überheizten Ofen des Gesindezimmers und lebte von den Resten üppiger Mahlzeiten.

In dem getäfelten Saale brannten allabendlich die silbernen Kandelaber, von der Kredenz, die mit ihren geschnitzten Türmen und Säulen im gotischen Stil einem Mommente glich, schimmerten die Geräte von altem Meißener Porzellan, altfranzösischer Fayence und gemalten Sèvres.

Hochlehnige Stühle mit Bezügen von antikem Leder, rot und gold, waren an die massiven, braun-

Digitized by Google

gebeizten Eichentische gerückt, und aus alten Rahmen blickten mit braunen Augen unter feingeschwungenen Brauen die Kellingschen Damen und Kavaliere des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hernieder.

Am Weihnachtsabend hatten sie hier den Dorfkindern beschert, und es war eine harte Geduldsprobe für Kelling gewesen, als Elisabeth die Kleinen ein Weihnachtslied singen ließ und sich dann mit jedem einzelnen der ungeschickten, verschüchterten Mädchen und Knaben eingehend beschäftigte. Puppen, Zinnsoldaten, Schiefertafeln, Aepfel und Nüsse, sie waren die Losung des Abends.

Weich und innig klang Elisabeths Stimme an Kellings Ohr. Er empfand etwas wie eine rasende Ungeduld, er ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken . . . diese Stimme, ja, diese Stimme!

Eine Lieblingsträumerei von ihm war, daß er sich vorstellte, wie diese Stimme glühende Liebesbekenntnisse sprach, wie sie erstickt wurde von Leidenschaft. Doch dann kam die Wirklichkeit mit ihren sanften Worten, mit ihrer engelhaften Geduld und ihrem milden Schweigen!

Deshalb hatte Kelling sich das Haus voll Gäste geladen. Des Schellengeläutes war kein Ende mehr. Schlitten um Schlitten fuhr vor.

Auf pikante Erlebnisse war niemand hier gefaßt; eher auf eine solid ehrbare, feiertägliche Weihnachtsstimmung, auf Langweile mit vorzüglicher Küche und Gespenstergeschichten mit Punsch.

Sehr viele nahmen die Kellingsche Einladung lediglich aus dem Grunde an, „weil es mal was andres war."

Rögge, Galenz und ein Hauptmann von Frick brachten sechs Urlaubstage hier zu.

„Auf Schloß Kelling wird man besser," sagte die Frau des Hauptmanns.

„Ja," lachte Kelling, „es bleibt nur zu befürchten, daß man hier zu gut wird."

„Ne, das wäre langweilig," fiel ihm der dicke Hauptmann ins Wort, „fidel wollen wir sein, was, Kelling? Ich für mein Teil bin gern fidel, mein Ideal ist der Rodensteiner!"

„Der Rodensteiner ist seine schwache Seite," sagte die ältliche junge Frau, die zehn Jahre mit ihm verlobt gewesen, „zum Glück kam er nicht in die Gefahr, drei Dörfer zu vertrinken."

„Sie wissen doch, daß die Bartl nach Monte Carlo abgereist ist?" fragte Galenz, Kelling beiseite nehmend. „Sie wird an ihrer Leidenschaft zu Grunde gehen."

„Ist immerhin etwas, kann auch nicht jeder," erwiderte Kelling. „Ein Mensch ohne Leidenschaft — stehendes Wasser."

*

Am nächsten Tage hatte niemand etwas vor.

Wer aus dem Fenster sah, erblickte einen grauen Himmel, von dem weißliche Nebel sich lösten, wer aufstand, betrachtete wehmütig seine Strümpfe, ehe er sie anzog, als ob es sich der Mühe kaum lohne.

„Das wird heut wieder sträflich langweilig werden," sagte der dicke Hauptmann, „Frau von Kelling balanciert ihre Tugendhaftigkeit immer auf der Nase, das giebt ein so beängstigendes Gefühl."

„Bist du gewiß, daß die Thürritzen verstopft sind? Wir haben einen Nachbarn, glaub' ich."

„Der hat schon gestern zwei Staubtücher zwischengestopft, er sagt, er leide an Alpdrücken."

Rögge öffnete gerade seinen Laden — alles weiß und still, die alten Bäume regungslos. Keine Fußspur auf dem frischen Schnee der Wege.

„Unsre liebe Frau vom Schnee," sprach er sinnend. „Das wird heute wieder ein Friedenstag werden."

Markwart Kelling schritt schon seit einer Viertelstunde in dem getäfelten Saale auf und nieder. Ledermann hatte wieder einmal seinen Spleen, er hatte in Erfahrung gebracht, daß er der Sohn eines Prinzen aus lustiger Studentenzeit sei, und fühlte sich nun hoch über seinen Herrn erhaben!

Elisabeth hantierte mit der Kaffeemaschine — ein feines Klirren von Silber kitzelte Kellings Ohr.

„Was ist das?"

Freunde, schrille Laute vermischten sich mit dem zarten Klirren, begleitet von einem regelmäßigen Brummen.

„Dorfmusik," sagte Elisabeth, ans Fenster eilend.

„Ja," bestätigte Ledermann, „es sind drei böhmische Musikanten im Dorfe angekommen. Sie spielen zum Tanze auf. Es sind Leute von der Straße, nichts Feines, nichts Standesgemäßes!"

„Ich möchte einmal tanzen, Markwart."

„Ist das dein Ernst, Elisabeth?"

Sie starrte mit heißen Augen durch die Scheiben auf die drei abenteuerlichen Gesellen mit ihrer Fiedel, Flöte und Guitarre.

„Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja, vergolden," murmelte sie.

Markwart besah seine Fußspitzen. „Wie du willst."

„Man will auch das versuchen," fuhr sie noch leiser fort, „auch das kosten."

Für ihn, mit ihm tanzen! Ihn emporrütteln! Ihm zeigen, daß auch sie aus Fleisch und Blut war. Ledermann ging achselzuckend, die Musikanten zu holen. Sie sahen unglaublich abgerissen und unterwürfig aus. Der mit der Fiedel hieß Jucko und hatte nach Ledermanns Versicherung „Diebsaugen."

Aus den Gaststuben lief alles zusammen: es sollte getanzt werden, Musikanten waren bestellt! Das hätte man der stillen Frau Elisabeth gar nicht zugetraut.

„Räumt alles aus!" schrie der dicke Hauptmann mit heiserer Kommandostimme, „Tische, Stühle, Teppiche — 'raus da, aus dem Haus da!"

Leutnant Rögge saß mit verschränkten Armen auf dem Fensterfünfe.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Elisabeth ihn mild.

„Ich habe schlecht geschlafen."

Elisabeth blickte ihn voll an und nahm prüfend seine Hand. „Sie müssen gestatten, daß ich die ehemalige Schwester aus langem Traum wecke,"

Digitized by Google

sagte sie mit einem halb traurigen, halb schelmischen Lächeln. „Der Puls ist unruhig.“

Rögge erwiderte fest ihren Blick, obwohl seine Hand zuckte, wie unter großen körperlichen Qualen.

„Werden Sie die Tanzmusik ertragen?“

„Ja, unter einer Bedingung.“

„Sie sei Ihnen gewährt.“

„Also die erste Runde!“

„Es kann losgehen!“ rief der Hauptmann. „Auf alle Tänze spielen die Kerls die eine ländlerartige Melodie. Dieses Kreischen und Wimmern hat übrigens etwas Einschmeichelndes, Berauschendes, ja, etwas Gefährliches! Der Dorftanz ist schon manchem verhängnisvoll geworden . . .“

„Dir nicht,“ sagte seine Frau trocken. „Dir ist nur der Rodensteiner verhängnisvoll.“

„Hör' mal einer die Frau an! Kinder, das ist zu fidel! Was?“

Die Musik setzte ein. Leutnant Rögge und Elisabeth eröffneten den Tanz.

In dem halben Dunkel des verschneiten Vormittags drehten sich die Paare, gellten die ohrenzerreißenden Töne der Geige, der Flöte und Guitarre.

Und doch hatte der Hauptmann recht. Es war etwas Berauschendes um dies Tanzen. Elisabeths Wangen röteten sich, und sie mußte an Markwart denken. Sie hatte eine Sehnsucht, in seine Arme zu fliegen und mit ihm fort und fort zu tanzen. Unwillkürlich preßte sie sich fester, schmiegte sie sich weicher an Röggens Brust.

Wie in einem Taumel sah sie Jucks lustige Diebsaugen blitzen.

„Donnerwetter, die tanzt mit Temperament,“ flüsterte der Hauptmann seiner Frau zu. „Da liegt Jugend drin! Ja, ja, diese ruhigen Weiber! Denen trau' der Deibel!“

Elisabeth und Rögge saßen in einem behaglichen Winkel, beide schwer atmend.

„Seit heute früh kommt mir das Bild einer tanzenden heiligen Elisabeth nicht aus dem Sinn,“ sprach er.

Sie lächelte müde. Ihr Auge hing an Markwart.

Eine Frau, die um ihren Mann kämpft! Die es sogar nicht verschmäht, sich in seine Seele hineinzutanzen, nachdem sie ihr Leben ihm verpfändet, was weiß die von andern Männern und dem Fieber, das Fremden das Blut vergiftet?

‚Ich will, daß er kommt und mit mir tanzt,‘ dachte sie, die Hände fest faltend, ‚ich will, ich will.‘ Und als Jucko übermütig mit dem Fuße stampfte und einen neuen Walzer begann, kam Markwart.

Der Boden wankte unter Elisabeths Füßen, sie wurde sehr, sehr blaß. Hinein in den Wirbel mit ihm, er fühlte ihr Herz klopfen, alle Pulse des warmen, zitternden Körpers pochen.

Und er tanzte mit ihr durch die offene Thür ins Nebenzimmer, und als sie ganz allein waren, ließ er seine Frau aus den Armen und stand ihr gegenüber, zornig, hoch aufgerichtet.

„Das war der Tanz der Barmherzigkeit,“ sprach er schneidend.

„Markwart!“

Eine Weile blieb es totenruhig zwischen ihnen. Dann fing sie an zu reden, langsam, tonlos.

„Du hast das heilige Wort Barmherzigkeit vor mir in den Staub getreten. Ich schwöre dir, daß du in Zukunft vergebens in mir suchen sollst, was deine Liebe in Spott verwandelt, deinen Glauben in Hohn.“

„Warum hast du mich nicht sterben lassen? Du hast doch auf meinen Tod gewartet?“

„Ja, ich glaubte, eine Witwe zu sein, und was bin ich jetzt? Ich frage dich, was bin ich jetzt? Du lebst, und ich bin verwitwet, schwarze Kleider möcht' ich tragen, Trauer anlegen.“

„Elisabeth, was ist mit dir vorgegangen?“

„Krisis,“ sagte sie hart. „Die ärmste Sünderin möcht' ich beneiden um ihre Liebe!“

Sie hielt inne und ließ die Augen durch den schmalen, hohen Raum schweifen, die dunkeln Wände entlang, über den gedeckten, weißen Tisch mit seinen funkelnden Gläsern.

„Und wenn eine Welt sich wider mich erhebt,“ sprach er, „wenn alle diejenigen mich verurteilen, die aus deiner milden Hand Wohlthaten empfingen, die deine Güte an sich erfahren, ich stehe und sag' es dir: du hast mich geheiratet aus Barmherzigkeit, und dies elende, gebrochene Leben, dir dank' ich's!“

Elisabeth that einen Schritt vorwärts. Die Augen gingen ihr über. Von draußen schrillte die Musik.

„Markwart,“ flüsterte sie, „willst du deine Freiheit wieder haben?“

Er lachte bitter auf und stieß ein Glas, das er in der Hand gehalten, heftig auf den Tisch.

„Wer gab dir die Macht, in Willkür zu binden und zu lösen?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß etwas in mir durch diese Stunde vernichtet ist . . . Und nun werden wir zum Essen läuten.“

„Elisabeth! Du denkst nicht daran — jetzt —“

„Du bist Hausherr, und ich bin Hausfrau. Wir werden unsre Pflicht erfüllen.“

Mitleidlos gab sie das Zeichen. Ihre Züge versteinerten sich in Kälte, als sie an Markwart vorbeiging und die Thürflügel weit öffnete. Drinnen tanzte man noch immer.

Ledermann kam und bat die gnädige Frau um ein Wort.

„Es ist nur — wir haben den einen Musikanten, den Jucko, gefaßt, wie er zwei Flaschen Wein stibitzt und in seinen Geigenkasten gesteckt hat. Der Hausmeister meint, man solle ihn ohne Mittagbrot wegjagen. Aber die gnädige Frau sind immer so gut, die gnädige Frau sind ein Engel', hat der arme Kerl gerufen, ‚und wir sind armes Diebsgesindel, das immer Durst und Hunger hat.‘“

„Es soll ein Exempel statuiert werden,“ sagte Elisabeth. „Man schicke ihn fort.“

Der Bediente blieb mit offenem Munde stehen.

„Nun?“ fragte Elisabeth.

„Zu Befehl,“ stotterte er, stolperte über seine eignen Beine und zögerte noch kurz an der Thür. Seine Herrin nahm den Auftrag nicht zurück.

Digitized by Google

Mit unruhiger Bruſt, mit feſt zuſammengepreßten Lippen ſtarrte ſie vor ſich nieder.

Eine dampfende Schüſſel ward hereingetragen — eine lange Reihe von Paaren, lachend und ſchwatzend, ſchlängelte ſich herbei.

Und wo war die Hausfrau?

Mit ihren dünnen Schuhen ſtand ſie im Garten, im bläulich flimmernden Schnee, und ſpähte die Allee hinab, in deren Mitte eine einſame Geſtalt mühſelig und gebückt ſtapfte, die Geige auf dem Rücken.

Die andern mochten wohl in der Geſindeſtube beim Eſſen ſein, denn Jauchzen und Plaudern ſcholl herüber, ſogar durch die geſchloſſenen Fenſter.

Eliſabeth raffte ihr Kleid mit einer Hand und flog die Allee entlang. Die Aeſte der kahlen Bäume ſchüttelten feinen Schneeſtaub auf ihr Haar. Kalt und klar war's draußen geworden.

Sie holte den einſamen Wanderer ein. Er ſah betrübt und erſtaunt in das Geſicht der Schloßherrin.

„Kommt," ſagte Eliſabeth haſtig, „kommt! Ich hab' Euch weggeſchickt, aber diesmal will ich's noch verzeihen, weil die Verſuchung ſo groß war. Aber thut's nie mehr — kommt, Ihr ſollt eſſen und trinken!" Jucko ſagte nichts, begann jedoch zu laufen, was ihn ſeine Beine trugen, dem Schloß wieder zu.

Bis an beide Ohren den Mund verziehend, trat er unter das lärmende Geſinde und lehnte ſeine alte Geige an den Ofen.

Eliſabeth gab mit niedergeſchlagenen Augen den Befehl, dem Manne eine Mahlzeit vorzuſetzen.

Vor Scham glühend, machte ſie Halt auf der Treppe.

„Ich konnte nicht," murmelte ſie, „ich konnte wirklich nicht anders."

*

Der alte Doktor Brandt war bei Paſtors zum Kaffee geladen, in die grüne Studierſtube.

„Es thut mir leid," ſagte der Pfarrer, ſein weißes Haupt wiegend, „die Baronin Kelling hat nicht Abſchied genommen von uns, eh' ſie reiſte."

„Sie will ja wohl ein Vierteljahr wegbleiben?" fragte Doktor Brandt vorſichtig.

„Ihrer Geſundheit wegen," ſagte der Pfarrer bang. „Kaum einen halben Tag von hier, irgendwo in den Bergen, — ich weiß nicht, das will mir nicht einleuchten."

Die Paſtorin ſchenkte heftig Kaffee ein.

„Ich hab's ja gleich geſagt!" ſprach ſie hart.

„Was denn, liebes Kind?" erkundigte ſich der Paſtor bekümmert.

„Ich hab' ſie durchſchaut," fuhr die Paſtorin fort.

Die beiden Herren ſchwiegen. Gute Männer können es nur ſchwer ertragen, wenn eine Frau die andre in ihren Augen herabzuſetzen ſucht.

„Er iſt wohl dahinter gekommen, was er an ihr hat!"

„Ich hoffe es," ſagte der Doktor ernſt.

Der Paſtor aber ſeufzte tief auf und dachte an ſeine Jugendliebe, die im ſchwarzen Konfirmationskleide, die blonden Zöpfe um den Kopf gewunden, ſo ſchüchtern und glücklich ihre Hand in die ſeine gelegt, die er ſeine Taube genannt, ſeine Unſchuld, ſeinen Frieden hier und dort. Es war ſeine jetzige Frau . . .

Seltſam, das Bild ſtand ſo licht vor ſeinem Geiſte, er wiederholte ihre Worte: „Er iſt wohl dahintergekommen, was er an ihr hat."

*

Leutnant Rögge war in den letzten Tagen ſeinen Kameraden aus dem Wege gegangen. Auch ſeinen Verkehr mit Galenz hatte er auf das äußerſte beſchränkt.

Vierundzwanzig Stunden lang war er krank gemeldet, und jeder, der nach ihm ſehen kam, fand eine verſchloſſene Thür und einen Burſchen, der dieſe Thür hütete, mit dem Beſcheid, der Herr Leutnant fiebere und bedürfe unbedingter Ruhe.

Nun ſah Galenz den Freund eilig um eine Straßenecke biegen und unternahm es, ihm nachzulaufen.

„Donnerwetter, Menſch, am Ende warſt du doch richtig krank," ſagte Galenz erſchrocken, als er die abgezehrten Wangen und tiefliegenden Augen ſeines Freundes ſah. „Du haſt doch den Doktor gehabt?"

„Ja," ſagte Rögge unruhig, „aber es iſt nichts."

„Unterdeſſen iſt ja die Baronin Kelling ziemlich plötzlich abgereiſt."

„Ja — ja."

„Haſt du etwas vor?"

„Ich? O nein. Nichts — gar nichts habe ich vor."

„Wo wollteſt du denn eben hin? Wenn ich nicht ſtöre, begleit' ich dich."

„Du ſtörſt mich nicht im geringſten. Ich glaube, daß ich in den Park wollte, ganz gleich, wohin."

Galenz begleitete ihn eine Weile und verabſchiedete ſich dann taktvoll.

‚Es ſteht ſchlimm,' dachte er. ‚Irgend etwas hat ihn furchtbar mitgenommen — ich weiß nicht — es iſt ein Schatten gefallen — woher, wer kann's ſagen?'

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

Die „Mémoires des französischen Generals Marcellin de Marbot“ (deutsch von L. Ottmann, 3 Bände, Stuttgart, Verlag von Robert Lutz) sollen eines der letzten Bücher gewesen sein, die Fürst Bismarck gelesen hat. Sidney Whitman, ein häufiger Besucher des Fürsten in Friedrichsruh, berichtet darüber: „Fürst Bismarck beschäftigte sich mit Vorliebe mit der Geschichte des ersten Napoleon, und besonders hat er General Marbots Memoiren mit großem Interesse gelesen.“ Beides ist sehr erklärlich, denn ohne den ersten Napoleon wäre Bismarck kaum jemals Bismarck geworden. Freilich stehen Ursache und Wirkung hier wie auch sonst häufig viel mehr in indirektem als in direktem Zusammenhange. Sicher ist Fürst Bismarck niemals ein Bewunderer des ersten Napoleon gewesen und sicher hat er nichts von ihm gelernt und nichts von ihm lernen wollen, wenn er sich mit Vorliebe mit der Geschichte seiner Zeit beschäftigte. Das Interesse des Fürsten für das erste Kaiserreich und seinen Schöpfer ist weit mehr von Haß als von Bewunderung für den Kaiser diktiert gewesen, von einem sehr gesunden Haß, der in den lebendigen Jugenderinnerungen des Fürsten seine kräftigen Wurzeln hatte. Aber sicher sagte sich auch Fürst Bismarck, daß nicht so sehr Napoleons Genie, als die Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands die eigentliche Grundlage war, auf der allein das erste Empire aufgebaut werden konnte und die ebenso allein das zweite Kaiserreich und seine kurze Zeit maßgebende Stellung in Europa möglich machte. Bismarcks Lebenswerk ist es gewesen, Deutschland aus seiner Ohnmacht aufzurütteln, kräftig und widerstandsfähig zu machen, — daß er da immer wieder, bis an das Ende seines Lebens, den Ursachen jener Ohnmacht, die Napoleons Auftreten so schonungslos enthüllte, mit Interesse nachgegangen ist, ist wohl erklärlich. Die Memoiren des Generals Marcellin de Marbot aber leuchten mit besonderer Klarheit in die Zeit des ersten Napoleon hinein, weil sie von einem ehrlichen und unbelangenen Manne geschrieben sind, der Weltgeschichte zwar nicht gemacht hat, aber, von einem seltenen Glück begünstigt, Teilnehmer fast aller Feldzüge Napoleons gewesen ist und fast alle entscheidenden Katastrophen miterlebte. Die Carriere des Generals Marbot ist eine Adjutantencarriere gewesen. Als Sohn des Divisionsgenerals Marbot geboren, den Napoleon als Erster Konsul vergeblich für seine Pläne zu gewinnen suchte und der 1800 während der Belagerung von Genua starb, begann Marbot 1799 als siebzehnjähriger junger Mann seine militärische Laufbahn in einem unter dem Kommando seines Vaters stehenden Husarenregiment. Ein Unteroffizier des Regiments Namens Pertelay wurde mit der Aufgabe betraut, ihm die Anfangsgründe des gewählten Berufes beizubringen. Wie der Brave seine Aufgabe erfaßte, erzählt Marbot sehr ergötzlich und zugleich charakteristisch für den Ton der damaligen Soldateska: „So ging ich denn zusammen mit meinem Mentor, der mich ohne weiteres unter dem Arm faßte, mir auf mein Zimmer folgte und mir zuerst dort und dann in der Kaserne eingehende Anleitung im Packen meines Mantelsackes, sowie im Satteln und Abhatteln meines Pferdes gab, mir zeigte, wie ich meine Waffen aufs Pferd zu schnallen habe und so fort. Als wir fertig waren, meinte er, es sei nun Zeit, zum Essen zu gehen. Mein Vater hatte nämlich gewünscht, daß ich zusammen mit ihm speise, und uns einen ansehnlichen Betrag hierfür ausgesetzt. Pertelay führte mich in eine kleine Kneipe, die von Husaren, Grenadieren und Soldaten aller sonstigen Waffengattungen vollstreckte. Mit dem Essen stellte man eine riesige Flasche eines dicken, fürchterlich starken Rotweins vor uns hin, von dem mir Pertelay ein volles Glas einschenkte. Wir stießen an, und er leerte sein Glas auf einen Zug, während ich das meine unberührt wieder hinstellte; hatte ich doch noch niemals Wein ohne Wasser getrunken, und der Geruch dieses Getränkes widerte mich an. Als ich dies meinem Mentor anvertraute, rief er mit einer Stentorstimme: ‚Kellner, eine Limonade für diesen Jüngling, der keinen Wein trinken kann!‘ was allgemeine Heiterkeit hervorrief. Ich war tief gekränkt, konnte mich aber trotzdem nicht entschließen, von dem Wein zu kosten; Wasser zu bestellen, hatte ich auch nicht das Herz; so nahm ich denn meine Mahlzeit zu mir, ohne einen Tropfen dazu zu trinken! — Im Soldatenleben ist die Einstandszeit sehr hart, und sie war dies ganz besonders in jenen Tagen. So blieben auch mir manche schwere Stunden nicht erspart. Worein ich mich jedoch schlechterdings nicht zu finden vermochte, das war der Zwang, mit einem Kameraden

Digitized by Google

zusammen zu schlafen, wie es damals für die Mannschaften Vorschrift war. Nur die Unteroffiziere schliefen jeder für sich. In der ersten Nacht, die ich in der Kaserne verbrachte, war ich kaum zu Bette gegangen, als ein großer, plumper Geselle von Husar, der eine Stunde nach den andern erst eintraf, auf mein Bett zukam. Wie er sah, daß schon jemand in demselben lag, nahm er die Lampe vom Haken und leuchtete mir damit unter die Nase, um mich genauer zu besichtigen; dann fing er an, sich zu entkleiden. Ich schaute ihm dabei zu, ohne mir einfallen zu lassen, daß er sich zu mir hereinlegen wolle; allein ich wurde bald aus meinem Irrtum gerissen, denn nun schnauzte er mich an: ‚Mach Platz, Rekrut!‘ stieg ins Bett herein, legte sich so, daß er drei Viertel desselben einnahm und begann alsbald überlaut zu schnarchen. Ich vermochte kein Auge zu schließen, hauptsächlich vor einem schaudervollen Gestank, der von einem dicken Pack ausging, den mein Schlafkamerad zur Erhöhung unter das Kopfpolster geschoben hatte. Ich hatte keine Vorstellung, was das wohl sein konnte. Schließlich griff ich ganz zuchte danach und entdeckte eine völlig mit Schusterspech getränkte Lederschürze. Mein holder Bettgenosse war Schuster und als solcher auf die Werkstätte des Regiments beseligt! Ich empfand einen solchen Ekel, daß ich aufstand, mich ankleidete und im Stall auf einen Band Stroh legte. Als ich mein Erlebnis am Morgen Pertelan erzählte, machte derselbe dem Unterleutnant unters Bereitte Meldung darüber. Dieser fühlte ein menschliches Rühren und ließ auf seine Verantwortung im Revier der Unteroffiziere ein Bett für mich aufschlagen, worüber ich herzlich froh war. — Die Lockerung der militärischen Haltung, welche die Revolution sonst im Gefolge hatte, war am 1. Husarenregiment spurlos vorübergegangen; dasselbe hielt sich so stramm wie zu seinen besten Zeiten. Auch in der körperlichen Erscheinung verlangte man von dessen Angehörigen soweit irgend möglich vollkommene Gleichförmigkeit. Da nun die Tracht der Husaren damals nicht nur einen Zopf hinten, sondern auch vorn zwei lang von den Schläfen herabhängende Haarflechten, sowie einen aufgedrehten Schnurrbart mit sich brachte, so waren diese drei Dinge für jeden im Regimente unerläßlich. Bei mir war von allbem nichts vorhanden, mein Mentor nahm mich daher mit zum Perückenmacher der Schwadron, der meine ohnedies schon ziemlich lang gewachsenen Haare mit einem Zopf und den Haarflechten ausstaffierte. Nicht ebenso leicht ging es mit dem Schnurrbart. Meine Oberlippe war so glatt wie die eines jungen Mädchens. Pertelan nahm deshalb nach altem Regimentsbrauch kurzer Hand einen Topf mit schwarzem Wachs und machte mir davon mit dem Daumen zwei riesige Haken auf die Oberlippe, die mir fast bis zu den Augen hinaufreichten. Da nun damals unsre Schakos keinen Schild hatten, so kam es bei Besichtigungen und auf Wachposten, wo man sich nicht rühren darf, manchmal vor, daß mir das Wachs unter den Strahlen der italienischen Sonne völlig eintrocknete. Obwohl mir dies ein äußerst schmerzhaftes Ziehen in der Gesichtshaut verursachte, zuckte ich doch mit keiner Wimper — ich war ja Husar! — Dieses Wort übte auf mich eine zauberhafte Wirkung aus; übrigens hatte ich mir bei der Wahl meines Berufes auch völlig klar gemacht, daß meine oberste Pflicht darin bestehe, sämtlichen Dienstvorschriften aufs genauste nachzukommen.“ Von einer eigentlichen militärischen Ausbildung in unserm Sinn war also nicht die Rede; sie hätte sich, da das Regiment vor dem Feinde stand, auch wohl kaum durchführen lassen. General Marbot hätte sehr gut seinen Sohn sofort in seinem Stabe unterbringen können, indessen zog er es vor, ihn als gemeiner Husar Dienst thun zu lassen, um ihm die schülerhafte Schüchternheit, die dem Siebzehnjährigen auch nach einem kurzen Verkehr in der Pariser Gesellschaft noch anhaftete, abzugewöhnen. „Der Erfolg,“ berichtet Marbot, „übertraf alle seine Erwartungen. Infolge eines ständigen Umganges mit den großmäuligen Husaren und mit meinem Mentor, der wie eine Art Pandur mich über jede begangene Dummheit auslachte, fing ich schließlich an, mit den Wölfen zu heulen und gewöhnte mir, um nicht die Zielscheibe des Spottes zu sein, ein ganz teufelhaftiges Wesen an. Der Anfnahme in die sogenannte Clique, eine Art Brüderschaft, die sich über sämtliche Schwadronen des Regiments erstreckte, wurde ich jedoch noch nicht würdig befunden. In der Clique fanden sich die schlimmsten Gesellen neben den tapfersten Soldaten des ganzen Regiments. Die Genossen leisteten einander jeden Beistand zu Schutz und Trutz gegen jeden dritten, besonders vor dem Feinde. Sie nannten sich untereinander ‚Loustics‘ (Brüder Lustig) und erkannten sich an einem Anschnitt, den sie mit dem Messer am obersten rechtsseitigen Knopfe des Mantels und des Dolmans anbrachten. Den Vorgeschrittenen war das Vorhandensein der Clique wohl bekannt; allein da die schlimmsten Uebelthaten ihrer Angehörigen im geschickten Wegstibitzen von ein paar Hühnern oder Hämmeln und allerlei sonstigem Unfug bestanden, den sie gelegentlich an den Bewohnern des Landes verübten, und dieselben im übrigen stets die Vordersten im Feuer waren, so drückten sie ein Auge zu. Die Rolle, die ich als ausgemachter Gelbschnabel spielte, erweckte in mir den sehnsüchtigen Wunsch, dieser Gesellschaft von Eisenfressern anzugehören, wodurch ich mir eine angemessene Stellung gegenüber meinen Kameraden zu erringen hoffte. Allein, wenn ich mich auch noch so fleißig im Fechtsaal einfand und mich unermüdlich im Fechten und Schießen, mit dem Säbel, der Pistole und dem Mousqueton übte, obgleich ich jeden auf der Straße anrempelte, der mir in den Weg kam, meinen Säbel schleppen ließ und den Tschako aufs Ohr setzte, — es nützte alles nichts: in die Clique, wo man mich schlechtweg als ein Kind ansah, wurde ich nicht aufgenommen.“ Der saunse Mentor Pertelan fand endlich ein Mittel, das seinem Schüler half, dieses Ziel seines mißleiteten Ehrgeizes zu erreichen, indem er ihm ein Duell, oder besser gesagt, eine Rauferei mit einem reitenden Artilleristen ektroyierte. Zwar wurde dieser Waffengang von Gendarmen inhibiert, noch ehe er recht begonnen hatte, und der junge Marbot verhaftet und in die Citadelle abgeführt. Aber als sein Vater ihn durch einen alten Diener aus der Citadelle abholen ließ, nun ihm den Kopf zu waschen und der junge Marbot dem Abgesandten entwischte, statt ihm zu seinem Vater zu folgen, genügten die Beweise von Händelsucht, Mut und Entschlossenheit, die er gegeben hatte, endlich den hohen Anforderungen der Clique, und er wurde einstimmig in ihren Bund angenommen. Ein gefährlicher und erfolgreicher Reklogno sciernngsritt, bei dem der eigentliche Führer unter dem Vorwande einer plötzlichen Erkrankung zurückblieb und die Soldaten den jungen Marbot mit ihrer Führung beauftragten, verschohte auch den Vater und hatte Marbots Beförderung zum Quartiermeister zur Folge. Bald darauf wurde das 1. Husarenregiment zur Verstärkung der Reiterei des Generals Championnet nach Piemont abkommandiert, und der junge Marbot mußte sich von seinem Vater trennen. Er fand sehr bald Gelegenheit, sich bei der Wegnahme einer feindlichen Batterie auszuzeichnen und wurde infolgedessen, auf einstimmigen Vorschlag der Husaren, vier Wochen nach seiner Beförderung zum Unteroffizier, zum Unterleutnant ernannt. Charakteristisch für sich und seinen Vater urteilt Marbot selbst über dieses schnelle Avancement: „Ich hatte am heutigen Tage wirklich nicht mehr geleistet als meine Kameraden; allein, wie schon erwähnt, traute sich keiner von den wackeren Erlsässern die Fähigkeit zum Offizier zu. Vielleicht war für den Kommandierenden außer der Rücksicht auf den Bericht des Generals

Digitized by Google

Sérus bei meiner Beförderung auch der Wunsch bestimmend, meinem Vater eine Freude zu machen. So faßte wenigstens dieser selbst die Beförderung auf; er verbot mir sofort, nachdem er davon Kunde erhalten, dieselbe anzunehmen. Ich fügte mich gehorsam; nachdem ich jedoch General Suchet, an den er in demselben Sinne schrieb, darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die darin liegende Kritik einer vom Oberkommandierenden innerhalb seiner eigensten Machtbefugnisse getroffenen dienstlichen Verfügung diesen notwendig verletzen müßte, nahm er sein Verbot zurück. So wurde ich denn am 10. Dezember 1799 in meine neue Stelle eingeführt." Marbots Vater hatte inzwischen das Kommando des rechten Flügels der unter Masséna in Italien kämpfenden französischen Armee übernommen, und der junge Marbot trat als Adjutant zu dem Stabe seines Vaters. Dieser rechte Flügel wurde nach heldenmütiger Verteidigung der Stellungen von Gabidone und Montenotte zum Rückzug auf Genua genötigt, und während General Marbot eben seinem Sohne einen Befehl zur Beförderung übergab, erhielt der erstere eine Kugel in sein früher bereits durchschossenes linkes Bein. „Die Erschütterung war eine so heftige," erzählt Marbot, „daß er vom Pferde gestürzt wäre, hätte er sich nicht auf mich gestützt. Ich schaffte ihn vom Schlachtfeld weg, und er wurde verbunden. Als ich sein Blut fließen sah, begann ich zu weinen. Er sprach mir Mut ein und bemerkte mir, ein Krieger dürfe nicht so weichmütig sein. Man verbrachte ihn nach Genua in seine alte Wohnung, das Palazzo Centurione. Die Stadt wurde unverzüglich zu Lande von den Oesterreichern und zur See von den Engländern eingeschlossen." Die zweimonatliche Belagerung der Stadt brachte schreckliches Elend über die Belagerten. Die Besatzung verlor 10000 Mann von 16000, und Tag für Tag hob man in den Straßen 700 bis 800 Leichen von Einwohnern jeden Alters, Geschlechtes und Standes auf, die sämtlich in eine mit ungelöschtem Kalk gefüllte riesige Grube hinter der Carignantürche geworfen wurden. Zu ganzen gingen über 30000 Menschen zu Grunde, die fast alle Hungers starben. „Um sich einen Begriff davon machen zu können, bis auf welchen Höhepunkt der Nahrungsmangel in der Stadt stieg, muß man wissen, daß die öffentliche Badanstalt, aus der die ganze Stadt sein Jahrhunderten ihren gesamten Bedarf an Gebäck zu beziehen gewohnt war, und welche zuletzt eine Bevölkerung von über 120000 Seelen versorgt hatte, 45 Tage lang während der Belagerung geschlossen blieb, so daß weder reich noch arm im stande war, sich Brot zu verschaffen. Die kleinen Vorräte an getrockneten Gemüsen und Reis bei den Händlern waren gleich anfangs zu riesigen Preisen weggekauft worden. Die Truppen allein erhielten eine kleine Ration von einem Viertelpfund Pferdefleisch und einem Viertelpfund sogenannten Brotes. Es war dies ein grenzliches Gemengsel von angegangenem Mehl, Kleie, Starkemehl, Hafer, Leinsamen, ranzigen Nüssen und andern verdorbenen Stoffen, denen man durch einen kleinen Zusatz von Kakao etwas Festigkeit gab. Uebrigens erhielt außerdem jeder Laib im Innern ein paar Holzstückchen als Stütze, weil derselbe sonst zu Staub zerfallen sein würde. 45 Tage lang gab es auch kein Fleisch zu kaufen. Nur die allerreichsten Einwohner konnten sich, und zwar auch diese nur anfangs noch, etwas Stockfisch, Feigen und andre Konserven, sowie auch Zucker verschaffen. An Oel, Wein und Salz fehlte es nie; aber was ist damit ohne feste Nahrungsmittel anzufangen? Die Hunde und Katzen in der Stadt wurden sämtlich verzehrt. Für eine Ratte zahlte man einen hohen Preis. Endlich erreichte das Elend einen solchen Grad, daß bei jedem Ausfall, den die Besatzung machte, eine ganze Masse Einwohner, reich und arm, Weiber, Kinder und Greise mit hinauszogen, um Gras, Nesseln und Laub zu sammeln und es dann mit Salz zu kochen. Die Stadtobrigkeit ließ das Gras auf den Wällen abmähen und sodann auf den öffentlichen Plätzen abkochen und an die armen Kranken verteilen, die außer stande waren, sich diese rauhe Kost selbst zu bereiten. Auch bei unsern Truppen wurden Nesseln und allerlei sonstiges Gras und Kraut mit dem Pferdefleisch zusammengekocht. Und von den reichsten und vornehmsten Familien wurden sie um dieses Fleisch beneidet, so ekelhaft dasselbe war, denn die Pferde waren sämtlich aus Mangel an Nahrung erkrankt, und man verteilte selbst das Fleisch der an der Schwindsucht verendeten Tiere!" Der schwerverwundete General Marbot wurde vom Typhus befallen und erlag seinen Leiden. „Um jeden niederschlagenden Eindruck auf die Besatzung zu vermeiden, hatte Marschall Masséna die Veranstaltung eines feierlichen Leichenbegängnisses verboten. Aus demselben Grunde wollte er aber auch die Truppen nicht mit ansehen lassen, wie ein junger, kaum dem Knabenalter entwachsener Offizier schluchzend hinter der Bahre seines Vaters einhergehe, der an der Spitze seiner Division dem gegenwärtig wütenden Kriege zum Opfer gefallen war. Er fand sich daher tags darauf schon vor Morgengrauen an meines Vaters Sterbelager ein, nahm mich an der Hand und führte mich unter irgend einem Vorwande in ein abgelegenes Zimmer, während inzwischen auf seinen Befehl zwölf Grenadiere die Bahre meines Vaters in der Stille aufhoben und mir begleitet von einem Offizier und Oberst Paclenr vorläufig in einem auf dem Wall nach dem Meere zu gelegenen Grabe beisetzten. Erst nachdem dieser traurige Akt vorüber war, klärte Masséna mich auf und setzte mir die Gründe für seine Verfügung auseinander. Alle meine Klagen halfen nichts und es blieb mir nichts übrig, als an meines Vaters Grabe zu beten." Masséna nahm den jungen Marbot in seinen Stab und sandte ihn, nachdem Genua kapituliert hatte, wobei der tapferen Besatzung freier Abzug bewilligt worden war, dem Ersten Konsul entgegen, der sich mit seiner Armee den Weg über den St. Bernhard in die norditalische Ebene gebahnt hatte, um diesem zu melden, daß es nicht möglich gewesen sei, Genua noch länger zu halten. Bei dieser Gelegenheit hatte Marbot die erste persönliche Begegnung mit Napoleon, der dem jungen Offizier seine Teilnahme über den Tod seines Vaters aussprach und ihm das Versprechen gab, Vaterstelle an ihm vertreten zu wollen, falls seine Führung eine gute bleibe. Marbot setzt hinzu: „Und es hat Wort gehalten." Der Leser hat diesen Eindruck nicht so ganz; denn wenn Marbots Carriere auch eine ziemlich rasche war — er wurde kurz vor dem zweiten Sturz Napoleons zum General befördert —, so machte ihm Napoleon doch mehrfach Versprechungen, die er zu halten vergaß oder an deren Erfüllung er erst erinnert werden mußte. Im Stabe Napoleons machte Marbot die Schlacht bei Marengo mit, dann aber kehrte er nach Genua zurück, das inzwischen von den Eroberern geräumt und von Masséna wieder besetzt worden war, und begab sich von dort nach Paris, um seine Mutter wiederzusehen und sich dem Stabe Bernadottes anzuschließen. „Ich erhielt Befehl," erzählt Marbot, „mich in Rennes bei Bernadotte einzufinden. Er war meines Vaters bester Freund gewesen, und dieser hatte ihm unter verschiedenen Umständen Dienste aller Art erwiesen. Um sich meiner Familie hierfür erkenntlich zu zeigen, hatte Bernadotte mir geschrieben, daß er mir eine Adjutantenstelle in seinem Stabe vorbehalten habe. Ich hatte diesen Brief in Nizza bei der Rückkehr von Genua vorgefunden, und derselbe hatte mich bestimmt, Masséenas Anerbieten abzulehnen, bei ihm als etatsmäßiger Adjutant einzutreten, wobei er mir vor meinem Dienstantritt mehrere Monate Urlaub zum Besuche meiner Mutter gewähren wollte." Aber Marbot erhielt schon damals einen Beweis von Bernadottes

Digitized by Google

später berühmt gewordenen Unzuverlässigkeit: es stellte sich heraus, daß der General mehr Adjutanten angestellt hatte, als ihm zustanden, und Marbot wurde deshalb sehr gegen seinen Wunsch in einem in Spanien garnisonierenden Regiment leichter Jäger versetzt. Eine lustige Episode, die einen Beweis dafür giebt, wie tief die republikanische Armee noch im Zeichen des Gamaschen- und Paradedienstes steckte, erzählt Marbot aus der Zeit, da dieses Regiment nach Frankreich zurückgekehrt war. General Bourcier erschien zur Inspizierung des Regiments, und Lentnant Marbot wurde ihm mit einem Piket von dreißig Mann entgegengeschickt. „Trotz dem freundlichen Empfang," erzählt Marbot, „der mir von ihm als altem, gutem Freunde meines Vaters zu teil wurde, schickte er mich doch tags darauf in Arrest. Der Anlaß dazu war folgender. Der Rittmeister B. im Regimente war mustreitig einer der schönsten Männer im ganzen Heere; nur seine Waden standen leider nicht in Einklang hiermit, denn seine Beine waren die reinsten Stelzen, was bei den engen, sogenannten ungarischen Beinkleidern der damaligen Jägeruniform sehr störend war. Um diesem Schönheitsfehler abzuhelfen, ließ sich nun der Rittmeister falsche Waden von sehr beträchtlichem Umfange anfertigen. Und diese falschen Waden waren es, die mich in Arrest brachten — allerdings kam noch etwas Weiteres dazu. Nach der Vorschrift sollten die Offizierpferde lange Schweife haben, ebenso wie die der Mannschaft. Unser Oberst hatte nun zwar sehr schöne Pferde, aber lauter Stutzschwänze. Um sich daher keiner tadelnden Bemerkung des Inspekteurs auszusetzen, hatte er seinen sämtlichen Pferden für die Zeit der Besichtigung falsche Schwänze ansetzen lassen, und zwar so kunstvoll, daß man es wissen mußte, um es zu bemerken. Die Sache klappt also vollkommen. Wir rücken zu der Besichtigung aus, wozu der Inspekteur noch zwei andre Generale mit ihrem glänzenden Stabe eingeladen hatte. Die Sache dauerte sehr lange, und es ging immer im Galopp. Fast nach jeder Bewegung mußte zum Schluß das Regiment in vollem Laufe zum Angriff vorstürmen. Die Abteilung, die ich unter mir hatte, stand im Zentrum und gehörte zur Abteilung des Rittmeisters B., neben der der Oberst Aufstellung nahm. Wie nun die Generale heranritten, um den letzteren zu dem schönen Verlaufe der Uebungen zu beglückwünschen, befanden sich dieselben kaum ein paar Schritte weit vor mir. Doch, was erblickte ich jetzt! Infolge der raschen Gangart waren sowohl bei dem Rittmeister als bei dem Oberst die künstlichen Anhängsel in Unordnung geraten. Bei dem letzteren hatte sich der falsche Schweif seines Pferdes zum Teil abgelöst. Tie aus einem Knäuel Flachs hergestellte Rübe desselben schleppte beinahe am Boden und sah aus wie ein Spinnrocken, während die falschen Haare ein paar Schuh weiter oben sich wie ein riesiger Pfauenschwanz über den Hinterteil des Pferdes fächerförmig ausbreiteten. Die falschen Waden des Rittmeister hingegen waren ohne dessen Wissen durch den Druck der Sattellaschen seitwärts gerutscht und wölbten sich nun in kühnem Bogen auf dessen Schienbeinen, was einen höchst abscheulichen Anblick bot. Und dabei warf sich der Besitzer dieser Waden auf seinem Pferde in die Brust mit einer Miene, die zu sagen schien: ‚Schaut nur daher, wie schön ich bin!' Mit zwanzig Jahren fehlt es einem oft an dem nötigen Ernste. Der meinige wenigstens war dem merkwürdigen Schauspiel, das ich vor Augen hatte, nicht gewachsen, und so brach ich denn, trotz der ehrfurchterweckenden Anwesenheit dreier Generale, unwiderstehlich in ein lautes, unbändiges Gelächter aus. Ich wand mich im Sattel hin und her, ich klemmte die Aermel meines Dolmans zwischen die Zähne — es half alles nichts. Ich lachte in einem fort weiter, daß mir die Seiten weh thaten. Darauf ließ mich der Inspekteur, der natürlich von der Ursache meiner Heiterkeit keine Ahnung hatte, vor die Front heranreiten, um mir dafür strengen Arrest zu diktieren. Als ich jedoch hierbei zwischen den Pferden des Obersten und des Rittmeisters durchreiten mußte, richteten sich meine Augen unwillkürlich auf den vermaledeiten Pfauenschwanz und die neumodischen Waden, so daß ich abermals meiner unbezähmbaren Lachlust nachgeben mußte. Die Generale mußten glauben, ich sei verrückt geworden! Nachdem sich dieselben jedoch verabschiedet hatten, kamen die Offiziere des Regiments bald hinter die Sache und lachten nun nicht weniger als ich, aber freilich kam es sie nicht so teuer zu stehen. Am selben Abend trafen sich sämtliche Offiziere in einer Privatgesellschaft. Hier erfuhr General Bourcier den Grund meines albernen Streiches, wie er mein Verhalten bezeichnete. Er mußte nun selbst gleich wie die ganze übrige Gesellschaft darüber so herzlich lachen, daß er meine unwiderstehliche Heiterkeit unter solchen Umständen bei einem jungen Unterlentnant begreiflich fand. Er hob deshalb meine Strafe auf und ließ mich auf der Stelle holen. Mein Erscheinen entfesselte eine neue Lachsalve bei dem General und der ganzen Gesellschaft, und ich selbst stimmte in der Erinnerung an den Anblick vom Vormittag aus vollem Halse mit ein. Als nun der gleichfalls anwesende Rittmeister B., der allein nicht wußte, worüber man lachte, von einem zum andern ging, um sich nach der Ursache zu erkundigen und ihm dabei jeder auf die Waden schaute, bemächtigte sich der Gesellschaft vollends eine tolle Lustigkeit." Das ist fast die einzige Friedensepisode, die Marbot zu erzählen hat. Nach einem kurzen Kommando zur Reitschule in Versailles wurde er dem Stabe Augereaus zugeteilt, und von da an bis zum Ende der napoleonischen Feldzüge befand er sich stets im Mittelpunkt der kriegerischen Ereignisse, oft in der Nähe des Kaisers selbst. So wurde er gleich im Beginn des Feldzuges von 1805 mit dem Major Maffy von Augereau in das Hauptquartier des Kaisers gesandt, um dem letzteren die bei Bregenz erbeuteten österreichischen Fahnen zu überbringen. Das letztere geschah stets unter besonderem Zeremoniell, denn der Kaiser wußte wohl die Wirkung solcher Beweise seiner Siege auf die Stimmung seiner Truppen zu schätzen. Daß er aber auch von einem komödiantenhaften Trne nicht zurückschreckte, wenn es sich darum handelte, Eindruck zu machen, beweist das Erlebnis, das Marbot erzählt. Nachdem der letztere die erbeuteten Fahnen bereits unter klingendem Spiel in das Quartier des Kaisers abgeliefert hatte, erschien der preußische Gesandte Graf Hangwitz im Hauptquartier des Kaisers. „Napoleon wußte nun, daß Graf Hangwitz jeden Abend einen Kurier nach Berlin abfertigte und wünschte gerade auf diesem Wege die Nachricht von der Niederlage und der Uebergabe des Jellachichschen Armeecorps, wovon man bei dem damaligen außerordentlich raschen Gang der Ereignisse in Berlin jedenfalls noch nichts wußte, dahin gelangen zu lassen. Zu dem Ende griff derselbe zu folgendem Mittel. Nachdem der Palastmarschall Duroc uns die nötigen Weisungen erteilt hatte, wurden die sämtlichen erbeuteten österreichischen Fahnen wieder in der Stille in meine und Maffys Wohnung verbracht. Einige Stunden darauf, während der Kaiser sich in seinem Kabinett mit dem Grafen Hangwitz befand, wurde die Uebergabe der Fahnen an den Kaiser ganz in derselben Weise wie das erste Mal nochmals vollzogen. Als die Musik aus dem Hofe heraufklang, spielte der Kaiser den Erstaunten und trat mit dem Gesandten ans Fenster, worauf er sich durch den Adjutanten vom Dienste Auskunft über den Zweck des Aufzugs geben ließ. Nachdem dieser alles genau berichtet hatte, wurden wir empfangen, wobei der Kaiser, ohne mit einer Miene zu zucken und als ob er uns zum erstenmal sähe, den wieder zugesiegelten Brief des Marschalls Augereau entgegennahm und durchlas, obwohl er bereits seit vier

Digitized by Google

Tagen wußte, was darin stand. Dann fragte er uns in der eingehendsten Weise aus. Duroc hatte uns darauf aufmerksam gemacht, daß man laut sprechen solle, da der Gesandte etwas schwerhörig sei. Nun war aber unglücklicherweise der eigentliche Träger unserer Sendung, Massu, so stockheiser, daß er kaum sprechen konnte. So mußte ich also dem Kaiser Rede und Antwort stehen; ich ging dabei natürlich auf seine Absicht möglichst ein und malte die Niederlage und Mutlosigkeit der Oesterreicher ebenso wie die Begeisterung der französischen Truppen in den lebhaftesten Farben. Dann zeigte ich ihm die Siegeszeichen Stück für Stück und nannte dabei jedesmal das feindliche Regiment, dem sie angehört hatten. Dabei legte ich den Hauptnachdruck auf zwei, deren Erbeutung auf den Gesandten einen besonderen Eindruck machen mußte. ‚Dies hier,‘ sagte ich, ‚ist die Fahne vom Leibinfanterieregiment des Kaisers von Oesterreich, und dies hier die Standarte des Ulanenregiments, das seinem Bruder, dem Erzherzog Karl gehört.‘ Napoleons Augen blitzten dabei, als wollte er mir sagen: ‚Sehr gut, junger Mann!‘ Endlich verabschiedete er uns, und dabei hörten wir ihn noch im Hinausgehen zu dem Gesandten sagen: ‚Sie sehen, Herr Graf, meine Truppen sind auf allen Seiten siegreich . . . Das österreichische Heer ist vernichtet, und das russische wird es wohl bald auch sein.‘ Der Gesandte war offenbar ganz verblüfft, und als wir das Kabinett verlassen hatten, meinte Duroc: ‚Durch diesen Herrn wird der Berliner Hof noch heute abend von der Uebergabe des Zellachichischen Corps Kenntnis erhalten; diese Nachricht wird wohl der dortigen Kriegslust einen kleinen Dämpfer aufsetzen und dem König neue Gründe für seine zuwartende Haltung an die Hand geben; nun, damit ist ja der dringende Wunsch des Kaisers erfüllt.‘ Als die Komödie zu Ende war, stellte der Kaiser, da er sich gerne dieses Jongen entledigt hätte, der durch seinen Bericht über die Stellungen unseres Heeres leicht gefährlich werden konnte, dem Gesandten vor, daß er ihm im Interesse seiner Sicherheit unmöglich raten könne, länger hier zwischen den beiden Heeren zu verweilen, die jeden Augenblick aneinander geraten könnten. Er solle sich lieber nach Wien begeben zu seinem Minister des Auswärtigen, dem Fürsten von Talleyrand. Noch am selben Abend kam Graf Haugwitz diesem Rate nach. Am Tage darauf erwähnte der Kaiser die obige Komödie zwar mit keinem Worte, offenbar wollte er uns aber trotzdem seine Zufriedenheit darüber zu erkennen geben, daß wir so verständnisvoll auf seine Gedanken eingegangen waren, indem er den Major Massu sehr angelegentlich fragte, wie es mit seinem Katarrh gehe, und mich selbst ins Ohr kniff.“ — Ein Beweis besonderen Vertrauens war es jedenfalls, daß Napoleon den jungen Marbot nicht sofort wieder zu Augereau zurückschickte, sondern ihn damit betraute, ein eigenhändiges Schreiben an König Friedrich Wilhelm III. nach Berlin zu überbringen. „Ich wohnte in der Gesandtschaft,“ so berichtet Marbot über diese Berliner Episode, „und wurde dem König und der Königin, sowie den Prinzen und Prinzessinnen vorgestellt. Der Brief des Kaisers schien auf den König tiefen Eindruck zu machen. Dieser war ein großer, schöner Mann mit gutmütigem Gesichtsausdruck; dagegen prägte sich in seinen Zügen kein starker Charakter aus. Die Königin war wirklich eine sehr schöne Frau; nur eines entstellte sie: sie trug stets ein Halstuch, wie es hieß, um einen dicken Hals zu verdecken. Sie war im übrigen voll Anmut, und in ihren geistreichen, hoheitsvollen Zügen sprach sich ein fester Wille aus. Ich wurde aufs freundlichste empfangen, und da man zur Abfassung der Antwort, die ich dem Kaiser wieder übermitteln sollte, mehr als einen Monat brauchte, so wurde ich von der Königin zu sämtlichen während dieser Zeit stattfindenden Festen und Bällen geladen. Von der ganzen königlichen Familie kam mir, wenigstens den Anschein nach, Prinz Louis Ferdinand, des Königs Neffe, mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen. Man hatte mir zwar gesagt, derselbe sei der grimmigste Hasser aller Franzosen und insbesondere ihres Kaisers; allein bei seiner leidenschaftlichen Neigung für alles Kriegerische mußte ich ihm unaufhörlich über die Belagerung Genuas, über die Schlachten bei Marengo und Austerlitz, sowie über unsere Heereseinrichtungen Auskunft geben. Prinz Louis war ein wunderschöner Mann und der einzige von der ganzen königlichen Familie, der in Bezug auf Geist, Begabung und Charakter an den großen Friedrich erinnerte.“ Diese Objektivität des Urteils und die Gerechtigkeitsliebe einer ritterlichen Natur bewährt Marbot fast unter allen Verhältnissen, vielfach auch dort, wo das aus solchen Eigenschaften resultierende Urteil für den Kaiser und für die französische Kriegführung nicht schmeichelhaft sein kann. Nur einmal verlagt diese Objektivität vollständig: in dem Urteil Marbots über das Verhalten der bayrischen, sächsischen und württembergischen Truppen in der Schlacht bei Leipzig. Da sieht Marbot nur den Verrat dieser Truppen an seinem großen Kaiser, der ihnen die Ehre erwiesen hatte, sie an seinen ruhmreichen Feldzügen teilnehmen zu lassen. Das ist vom französischen Standpunkt aus erklärlich, aber es ist weder objektiv noch ist es gerecht. Es ist schon deshalb nicht gerecht, weil die Napoleon verbündeten deutschen Kontingente zwar viel Gefahren bestanden haben, — mehr als die französischen, denn sie wurden, solange sie zuverlässig schienen, fleißig in das Vordertreffen gestellt —, aber trotzdem wenig Ruhm nach Hause gebracht haben. Denn der „Ruhm“ lehte eigentümlig an den französischen Adlern, und nicht mehr davon, als das Verdienst, tapfer gestorben zu sein, ist denen geblieben, die auf den Befehl ihrer Fürsten unter deutscher Fahne neben Franzosen kämpfen mußten. Marbot vergißt, daß sie gezwungen gekämpft hatten, im Interesse verbiendeter, eigensüchtige Ziele verfolgender Fürsten, und gegen das Volksinteresse, und daß die sächsischen Truppen, die unter klingendem Spiel in der Schlacht bei Leipzig zum Feinde übergingen und sofort den Kampf gegen die ihnen bis dahin verbündeten Franzosen aufnahmen, eine That der Selbstbefreiung vollbrachten. Aber der deutsche und der französische Standpunkt liegen hier so weit auseinander, daß sie sich niemals zu der gleichen Anschauung vereinigen können. Deshalb muß auch der deutsche Leser den General Marbot milder beurteilen, der sich in der Schlacht bei Leipzig zu einer durch keinen Krieg entschuldigten Unmenschlichkeit hinreißen ließ, indem er, wie er selbst erzählt, 400 bis 500 Sachsen und Preußen, denen durch den Einsturz der Elsterbrücke der Rückzug abgeschnitten war und die sich in ein Gehöft zurückgezogen hatten, dort umzingeln und elend verbrennen ließ, trotzdem sie aus dem auf Marbots Befehl angezündeten Hause einen Parlamentär zu ihm entsandten. Er glaubte, Verräter zu bestrafen und so bestrafen zu müssen. Das läßt sich nicht entschuldigen. Aber erklären läßt es sich; am meisten noch durch die Verzweiflung eines napoleonischen Kriegers, der das ganze napoleonische Eroberergebäude zusammenbrechen sah und den Zusammenbruch dieser Herrlichkeit sich nur durch den Abfall einiger tausend deutscher Verbündeter erklären konnte. Daß der Zwiespalt zwischen den deutschen Fürsten, die Napoleons Lockungen gefolgt waren, und dem deutschen Volke durch den Abfall dieser Truppen seine Lösung fand, das ist dem General Marbot nicht klar geworden.

Digitized by Google

Kronprinzessin-Witwe Stephanie von Oesterreich und ihr Verlobter, Graf Elemer Lonyay.

Nach zehnjähriger Witwenschaft wird sich die Kronprinzessin Stephanie aufs neue vermählen und damit zugleich dem hohen Range, den sie bisher am österreichischen Kaiserhofe einnahm, entsagen, denn sie geht eine „Mesalliance“ ein, wenngleich ihr Verlobter einem sehr alten Geschlechte entstammt. Im Jahre 1863 geboren, also ein Jahr älter

Die Kronprinzessin-Witwe Stephanie soll den Grafen erst vor etwa drei Jahren bei einer ihrer Reisen nach England in London kennen gelernt haben, wo er ihr von seiten der Botschaft während ihres Aufenthaltes in der englischen Hauptstadt als Ehrenkavalier zugeteilt worden war. Man erzählt sich, die Kronprinzessin-Witwe habe auf ihn einen

Phot. von Zuck, k. u. k. Hofphot., Wien.

als seine im Mai 1864 geborene Braut, kann Graf Elemer Lonyay von Nagylonya und Vásáros-Namény seinen Stammbaum bis zum Beginn des Jahrtausends zurückführen. Einer seiner Vorfahren war im Jahre 1062 mit dem späteren ungarischen Könige Béla I. nach Polen geflüchtet und auch mit ihm wieder von dort zurückgekehrt. Seit jener Zeit haben die Lonyays ununterbrochen eine Rolle in der Geschichte Ungarns gespielt. Graf Elemer Lonyay stand früher im diplomatischen Dienst; er begann seine Carriere bei der Gesandtschaft in Bukarest, kam dann nach Petersburg, Paris, London, Brüssel und war zuletzt Legationsrat der österreichisch-ungarischen Botschaft beim Quirinal, welchen Posten er im vorigen Jahre verließ.

so tiefen Eindruck gemacht, daß er, um die Ruhe des Herzens wiederzufinden, eine längere Reise nach dem Orient unternahm und dann erst den Posten bei der Botschaft in Rom antrat. Nach seinem Austritt aus dem diplomatischen Dienst nahm er seinen ständigen Wohnsitz auf seinem Schlosse Bodrog-Laszi und ließ dasselbe mit großem Aufwande restaurieren und prachtvoll einrichten, was als ein Anzeichen der nahe bevorstehenden Vermählung gedeutet wurde. Es ist selbstverständlich, daß der Wiedervermählung der Kronprinzessin-Witwe vielfache Festsetzungen bezüglich ihrer zukünftigen Stellung vorangehen mußten, da sie aufhört, Erzherzogin und ein Mitglied des kaiserlichen Hauses zu sein. Die Tochter der Kronprinzessin-Witwe, Erzherzogin

Digitized by Google

Elisabeth, die am 2. September ihr sechzehntes Lebensjahr vollendet hat, wird schon in der nächsten Zeit großjährig erklärt werden und ihren eigenen Hofstaat erhalten. Erzherzogin Stephanie, die seit dem Tode des Kronprinzen eine Apanage von 420,000 Gulden bezog, wird fortan vom Kaiser Franz Josef ein Jahrgeld von 100,000 Gulden erhalten; sie verliert den Titel „Kaiserliche Hoheit", der ihr gebührt als Tochter des Königs der Belgier auch als Gräfin Lonyay der Titel „Königliche Hoheit".

Vielleicht ist die Vermählung der Kronprinzessin-Witwe schon erfolgt, wenn diese Zeilen vor das Auge der Leser kommen.

Oskar Baumann †.

Mit Oskar Baumann, der am 12. Oktober in Wien verstarb, ist einer der hervorragendsten Afrikaforscher der Neuzeit dahingegangen. Seine Schriften genießen in der wissenschaftlichen Welt großes Ansehen, und wenn er sich im vorigen Jahre unbegründete Angriffe gegen die deutsche Verwaltung in Ostafrika zu schulden kommen ließ, so kann man diese wohl als die ersten Spuren des Leidens ansehen, das ihn jetzt in noch frühem Alter dahingerafft hat, und seine thatsächlichen Verdienste dürfen darüber nicht verkannt werden. Am 24. Juni 1864 in Wien geboren, widmete sich Baumann dem Studium der Geographie und Naturwissenschaften und bereiste 1883 Montenegro. Als Geograph der österreichischen Kongo-Expedition begleitete er 1885 Oskar Lenz nach Afrika und führte die ersten genaueren Aufnahmen des unteren und oberen Kongo aus. An den Stanley-Fällen durch Krankheit zur Umkehr gezwungen, erforschte er 1886 die Insel Fernando Po, von der er eine eingehende Beschreibung lieferte. 1888 trat er mit Hans Meyer die Reise zum Kilimandscharo an, die nach der Erforschung Usambaras ein vorzeitiges Ende fand. Baumann fiel Buschiri in die Hände, verlor seine sämtlichen Aufzeichnungen, wurde in Ketten gelegt und erst gegen Lösegeld befreit. Seine Erlebnisse teilte er in dem Buche „In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes" mit. Nachdem Baumann 1889 nochmals Montenegro bereist hatte, ging er 1890 im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach Ostafrika zur Erforschung Usambaras und seiner Nebenländer, bereiste dann das Paregebirge und Nord-Uzigua und machte Vorstudien zu der projektierten Eisenbahn Tanga-Korogwe. Als Frucht dieser Reise veröffentlichte er das Werk „Usambara und seine Nachbargebiete". 1891 begab er sich als Führer einer Expedition des deutschen Antisklavereivereins wieder nach Ostafrika, reiste im Januar 1892 von Tanga über den Kilimandscharo und durch die Massaisteppe nach dem Viktoria Nyansa, erforschte die östlichen Uferlander des Sees, zog dann nach Ruanda, darauf durch Urundi zum Tanganjika, wobei er den Kagera als die eigentliche Quelle des Nils feststellte, und kehrte über Tabora im Februar 1893 zur Küste zurück. In dem Buche „Durch Massailand zur Nilquelle" gab er über diese Reise näheren Aufschluß. Nach einem längeren Aufenthalt in Europa ging er 1895 wieder nach Ostafrika, bereiste den Unterlauf des Pangani und erforschte die deutsch-ostafrikanischen Inseln, insbesondere Mafia. Im Jahre 1896 wurde er österreichischer Konsul in Sansibar. Noch in diesem Amte befindlich, richtete er gegen die deutsche Verwaltung Ostafrikas die erwähnten Angriffe, die ihm seitens seiner Regierung einen Verweis eintrugen, worauf er seine Stellung niederlegte. Bald darauf gab sich bei ihm jenes Gehirnleiden zu erkennen, dem er jetzt erlegen ist. Der Beginn dieses Leidens datierte schon mehrere Jahre zurück, und bereits 1897 war Baumann, von Malaria- und Schwarzwasserfieber befallen, nach Wien heimgekehrt, um sich in ärztliche Behandlung zu begeben. Diese war auch von Erfolg begleitet, und kaum genesen, kehrte er auf seinen Posten nach Sansibar zurück. Doch war die ursprünglich eiserne Gesundheit des jungen Gelehrten gebrochen, und er kränkelte seitdem fast während.

Oskar Baumann.

Der Triumphbogen für Admiral Dewey in New York.

Der Triumphbogen, mit dessen Errichtung die Stadt New York den „Heros von Manila" ehrte, ist nach dem Muster des berühmten Titusbogens in Rom erbaut. Er besteht aus einem Haupt- und zwei Nebenbogen. Die Pfeiler zu beiden Seiten des Haupteinganges sind mit symbolischen Statuen geschmückt: „Der Aufzug zum Kampfe", „Die Krieger in Aktion", „Die Rückkehr des Siegers" und „Die Wiedereinsetzung des Friedens". Oberhalb dieser Darstellungen sind Porträts berühmter Admirale angebracht, und auf dem Bogen selbst erheben sich Statuen von

Digitized by Google

Nach einer phot. Aufnahme von C. Müller, Berlin.

Der Triumphbogen für Admiral Dewey in New York.

Digitized by Google

Seehelden. Der Hauptbogen iſt mit einem Viergeſpann von Seerossen geſchmückt, die ein Schiff ziehen, in dem ſich eine geflügelte Siegesgöttin befindet. Mehr als zwanzig Bildhauer hatten unentgeltlich an der Vollendung des Nationalwerkes gearbeitet. — Der Einzug des Admirals erfolgte am Mittag des 30. September unter großem Pomp.

Phot. Carl Perutz in Hamburg.

S. M. S. „Hagen" geſtreckt im Trockendock der Kaiſerlichen Werft in Kiel.

Der Zug wurde eröffnet durch die 250 Leute von der „Olympia", dem Schiffe des Admirals; hinter ihnen fuhr der letztere mit dem Bürgermeiſter in einem Wagen, dem zahlreiche andre Wagen mit hervorragenden Perſönlichkeiten folgten. Ueberall natürlich ſtürmiſche Begrüßung ſeitens des Publikums. Zwei Tage darauf begab ſich Admiral Dewey mit einem Sonderzug nach Waſhington, wo ein neuer großartiger Erfolg ſeiner harrte.

Ein Panzerſchiff auf dem Streckbett.

Eine eigenartige Operation hatte jüngſt der Küſtenpanzer „Hagen" auf der Kaiſerlichen Werft in Kiel zu beſtehen. Das Schiff ſollte nämlich in der Mitte zerteilt und um etwa 7 Meter durch Einfügung eines Mittelteiles verlängert werden. Dieſe Verlängerung des Schiffes hat hauptſächlich den Zweck, ihm einen größeren Aktionsradius zu verleihen; nebenbei iſt auch eine ſtärkere artilleriſtiſche Verteidigung geplant. Man hat bekanntlich bereits mehrfach große Kauffahrteiſchiffe in der Mitte auseinandergenietet und die Teile auf Schlitten in den erforderlichen Abſtand gebracht; bei ihnen handelte es ſich aber meiſtens um geringere Laſten oder — wenn Schiffe von größerem Deplacement verlängert wurden — um lange Körper, in denen die Laſt beſſer verteilt war, als es bei den kurzen, gepanzerten Schiffen der „Siegfried"-Klaſſe der Fall iſt. In dieſem Falle mußten nun zunächſt der Panzergürtel und die Panzerdrehturmkappen abgehoben werden, um das Fahrzeug zu erleichtern. Dann wurde während des Losnietens der an der Trennungsſtelle befindlichen Platten unter dem Schiffsboden ein Laufſchlitten montiert, der wie bei einem Stapellauf mit Schmierſeife überzogen wurde. Hierauf verband man zwei zu beiden Seiten des Panzers liegende mächtige Flaſchenzüge mit dem Hackteil des „Hagen". Nachdem dieſe Arbeiten beendigt waren, verſuchte ſodann eine zahlreiche Arbeiterſchaft die Bewegung des Hinterſchiffes. Sie glückte ohne jegliche Störung. Centimeter um Centimeter fortſchreitend, wurde das Hinterteil des „Hagen" um circa 7 Meter zurückgezogen. Damit war eine Rieſenarbeit beendet, um deren Gelingen man beſorgt geweſen war. Im Falle, daß ſich das bei dem „Hagen" angewandte Verfahren bewährt, ſollen ſämtliche Küſtenpanzer einem gleichen Umbau unterzogen werden.

Das Viktor Emanuel-Denkmal in Turin.

Am 9. September iſt in Turin ein impoſantes Denkmal für den „König Ehrlichen" enthüllt worden, das die Stelle der unſterblichen Ueberreſte desſelben in ſeiner Geburtsſtadt zu vertreten beſtimmt iſt. Als nämlich unmittelbar nach der Trauerbotſchaft vom 9. Januar 1878 die Nachricht eintraf, daß der erſte König Italiens nicht in der Königsgruft Superga bei Turin, ſondern in der neuen Hauptſtadt beigeſetzt werden ſolle, da bemächtigte ſich der Turiner eine unbeſchreibliche Trauer. Zum großen Teil verſtanden ſie es freilich, daß ſie dem Vaterlande auch dieſes Opfer noch zu bringen hatten, dennoch aber entſandten ſie eine Deputation an König Humbert, um die Ueberführung des Verewigten nach Superga zu erbitten. Der König mußte, obwohl er ihren Schmerz teilte, ſeinen Vater nicht neben ſeinen Ahnen beiſetzen zu können, doch aus höheren nationalen Rückſichten ihre Bitte abſchlagen, erklärte aber, durch ein Denkmal in Turin das Gedächtnis ſeines erhabenen Vaters verewigen zu wollen. Er übertrug die Ausführung desſelben der Stadt und überwies ihr aus ſeiner Privatſchatulle zu dieſem Zweck eine Million Lire.

An dem Kreuzungspunkte zweier der ſchönſten und breiteſten Straßen Turins ruht das Monument, eine Schöpfung des Genueſer Bildhauers Pietro Costa, auf einer quadratiſchen Granitbaſis, deren Ecken abgeſtumpft ſind, um mit dem Platze zu harmonieren. Vier doriſche Granitſäulen, durch einen maſſiven Block verbunden, bilden das Piedeſtal, auf dem die etwa 8 Meter hohe Bronze-

Digitized by Google

ſtatue des Königs ſich erhebt. Dieſelbe ſteht, entblößten Hauptes, den Helm mit wehendem Federbuſch in der einen, den auf die Erde geſtemmten Degen in der andern Hand, auf einem Bronzeteppich, der über den Architrav herniederſitzen zwiſchen den Säulen vier große allegoriſche Frauengeſtalten aus Bronze: Freiheit, Einheit, Brüderlichkeit und Arbeit. Unter ihnen, an den vier Ecken der Baſis, halten rieſige Bronzeadler ſavoyiſche Wappenſchilde, zwiſchen denen

Das Viktor Emanuel-Denkmal in Turin. Von Pietro Coſta.

hängt. Der Künſtler hat den Einiger Italiens in dem Moment dargeſtellt, wo er das Wort ſprach: „In Rom ſind wir und wollen wir bleiben!“ und damit, ganz entſprechend der Bedeutung gerade dieſes Denkmals, auf die Geltung jenes Wortes auch noch über den Tod ſeines Urhebers hinaus hingewieſen. An der Baſis des Piedeſtals ſich eine mächtige Bronzeguirlande um das Denkmal windet. Dieſelbe trägt die Namen der Schlachten aus den für die Einigung Italiens wichtigen, unter jenen Schilden eingegrabenen Jahreszahlen: 1848, 1859, 1866, 1870. Das Denkmal, 36,30 Meter hoch, überragt die umliegenden Häuſer und hat an den hohen Alpen den denkbar günſtigſten Hintergrund. H. J.

Digitized by Google

Frau Charlotte Embden †.

Im Alter von nahezu 92 Jahren iſt am 14. Oktober in Hamburg Heinrich Heines Schweſter, Frau Charlotte Embden, verſchieden. Die Verſtorbene war am 18. Oktober 1800 als zweites Kind des Samſon Heinrichen Ehepaares in Düſſeldorf geboren. Mit ihren Eltern ſiedelte ſie 1821 nach Oldenslo im Holſteinſchen und 1822 nach Lüneburg über. Am 22. Juni des letzteren Jahres vermählte ſie ſich mit dem Hamburger Kaufmann Moritz Embden. Die Hochzeit fand auf dem Zollenſpieker in den Vierlanden ſtatt; bei derſelben waren ihre ſämtlichen Brüder zugegen, Harro (wie damals der Dichter ſich noch nannte), der in Berlin ſtudierte und kurz zuvor ſein Bändchen „Gedichte“ (bei Maurer in Berlin) hatte erſcheinen laſſen, Guſtav, der ſein mehreren Jahren praktiſch die Landwirtſchaft erlernte, und Maximilian, der als Primaner das Lüneburger Gymnaſium beſuchte, ebenſo die Schweſtern Salomon und Henny Heine aus Hamburg. Der Dichter hing mit beſonderer Zärtlichkeit an der Schweſter: an ſie, das „geliebte Lottchen“, iſt das Lied „Mein Kind, wir waren Kinder“ aus der „Heimkehr“ gerichtet, und ihr iſt der „Neue Frühling“ gewidmet. Mit ihr unterhielt der Dichter wie auf der Univerſität, ſo auch ſpäter von Paris aus bis an ſein Lebensende die zärtlichſte Korreſpondenz. Ihr Gatte ſtarb 1866. Aus ihrer Ehe mit ihm ſind noch vier Kinder vorhanden: Marie, die verwitwete Fürſtin della Rocca, Baron Ludwig von Embden, ſowie noch zwei Töchter, Frau Anna Italiener in Hamburg und Frau Anna Hirſch in Berlin. Von Heinrich Heines Brüdern ſtarb Guſtav, der nach dem Scheitern ſeiner landwirtſchaftlichen Laufbahn unter dem Namen von Geldern-Heine in öſterreichiſche Militärdienſte getreten war, 1888 in Wien und Maximilian als ruſſiſcher Staatsrat 1879 in Berlin.

Charlotte Embden.

Digitized by Google

Der neue Spreetunnel zwiſchen Stralau und Treptow bei Berlin und die Untergrundbahnen.

Um die Hauptſtraßen der Weltſtädte von der Verkehrsüberlaſtung zu befreien, hat man in den letzten Jahren vielfach Hoch- und Untergrundbahnen gebaut, die außerdem erlauben, mit größerer Geſchwindigkeit zu fahren, als es in der Ebene der Straße zugelaſſen werden darf. Am beſten eignen ſich hierzu die Untergrundbahnen, weil ſie eben die Oberfläche durchaus entlaſten. Beſonders in London und in Glasgow haben ſie ſich als ſehr vorteilhaft erwieſen.

Innere Anſicht des Spreetunnels während des Baues.

Auch in der deutſchen Reichshauptſtadt wurde bereits vor neun Jahren der Bau einer Untergrundbahn in Vorſchlag gebracht, doch erlangte der Plan damals nicht die Genehmigung der Behörden. Um die Möglichkeit des Baues einer Untergrundbahn, der in der That im märkiſchen Sande mit Schwierigkeiten verbunden iſt, nachzuweiſen, wurde der Bau einer verhältnismäßig kurzen Tunnelſtrecke unterhalb der Spree, zwiſchen Stralau und Treptow bei Berlin, von der Geſellſchaft für den Bau von Untergrundbahnen, die ſich zu dem Zwecke konſtituiert hatte, beſchloſſen und während der Jahre 1895 bis 1899 ausgeführt. Vor kurzem iſt der jetzt fertige Tunnel, durch den eine elektriſche Eiſenbahn fährt, eröffnet worden. Der 454 Meter lange Tunnel kreuzt den 195 Meter breiten Spreefluß annähernd rechtwinklig und liegt in vom Waſſer durchgegenem, oben feinerem, in den unteren Schichten gröberem Sande. Seine Tiefenlage iſt ſo gewählt, daß über dem 4 Meter weiten Tunnelrohre noch eine Sanddecke von mindeſtens 3 Meter Stärke vorhanden iſt. Der tiefſte Punkt der Tunnelſohle liegt 12 Meter unter dem mittleren Waſſerſpiegel der Spree. Die kreisförmige Tunnelröhre iſt ſchachtelhalmartig aus einzelnen ringförmigen Gliedern von etwa einem halben Meter Breite zuſammengefügt. Dieſe Platten beſtehen aus Flußeiſen und beſitzen an allen vier Seiten umgebördelte Flanſchen, mit Hilfe deren ſie mittels Schraubenbolzen zum fortlaufenden Rohrſtrang verbunden ſind. Um das Eiſen des Tunnelmantels vor Roſt zu ſchützen und das Geräuſch bei

Stralauer Tunnelrampe.

Digitized by Google

der Durchfahrt der Züge zu mindern, iſt die Röhre mit einem 8 Centimeter ſtarken äußeren und einem 12 Centimeter ſtarken inneren Ueberzuge aus Zementmörtel verſehen worden. Die innere Weite des Tunnels ermäßigt ſich infolge des inneren Ueberzuges auf $3^3/_4$ Meter, ein Maß, das für die Durchfahrt eines Straßenbahnwagens von der üblichen Größe noch vollkommen genügt. Neben den Wagen bleibt im Tunnel auch noch ſo viel freier Raum, daß in geeigneten Abſtänden Ausweichplätze für das Bahnperſonal angeordnet werden konnten. Auf der Sohle des Tunnels iſt das Geleiſe in einen Betonkörper gelegt, in dem eine Rinne gelaſſen iſt, um das Waſſer aus den offenen Rampen dem tiefſten Punkte des Tunnels zuzuführen, von wo es eine Waſſerſtrahlpumpe zu Tage fördert.

Die Schwierigkeit des Unternehmens lag darin, daß der Tunnel durch den mit Waſſer durchſättigten feinen Sand, der das ganze Flußthal der Spree ausfüllt, hindurchgeführt werden mußte. Dieſe Schwierigkeit konnte nur mit Hilfe von Preßluft, deren Aufgabe darin beſtand, das Waſſer zurückzuhalten, bewältigt werden. Die Arbeiten vollzogen ſich in von der Außenwelt abgeſchloſſenen Räumen. Sie konnten nur durch Luftſchleuſen betreten werden, durch welche die Arbeiter, ſowie das Baumaterial und der Sand geführt wurden. An den hohen Luftdruck, der durch beſondere Maſchinen im Innern des Tunnels erzeugt wurde, mußten ſich die Arbeiter in den Luftſchleuſen allmählich gewöhnen, um nicht an ihrer Geſundheit Schaden zu erleiden. Unter dem Schutze eines eigenartig konſtruierten großen eiſernen Schildes, das den Raum in zwei Teile teilte, vollzog ſich nun der Ausbau. Vor dem Schilde wurde der durch die Preßluft trockene Sand abgegraben und durch die Luftſchleuſen fortgeſchafft. Dann trieb man mit gewaltigem Druck, unter Anwendung der Preßluft, das Schild vorwärts und baute hinter ihm einen Ring der Tunnelröhre ein. Durch Wiederholung dieſes Vorganges ſchloß ſich Glied an Glied und baute ſich die gewaltige Tunnelröhre auf.

Durch den neuen Tunnel iſt der Beweis geführt, daß es möglich iſt, in ähnlicher Weiſe, wie es der Bergmann vollführt, tief in der Erde auch unter den ungünſtigſten Bodenverhältniſſen ſolche Bauten auszuführen. Ohne den Betrieb in den Straßen zu ſtören, iſt es alſo möglich, gleichſam eine unterirdiſche Stadt zu ſchaffen und in dieſe einen Teil des Verkehrs zu übertragen.

Franz Bendt.

Die Denkmäler für Alfred Krupp und Werner von Siemens vor der Technischen Hochschule zu Charlottenburg.

(Text Seite 452.)

Digitized by Google

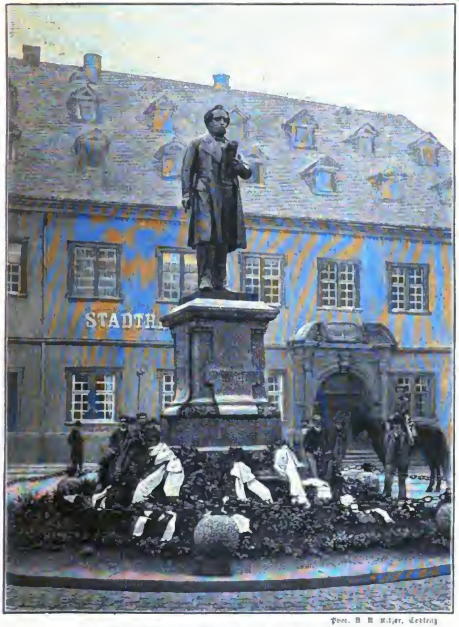
Die neue russische Kapelle in Darmstadt.

Inmitten des prächtigen Parkes der „Mathildenhöhe" in Darmstadt erhebt sich mit vergoldeten Kuppeln und feinem, in hellen weißen und roten Tönen zusammengestimmtem Außendekor die neue Kapelle, überaus zart und poesievoll in die Gartenlandschaft hineinkomponiert. Alljährlich im Herbst pflegt das russische Zarenpaar einige Wochen in der Heimat der schönen Kaiserin, in Darmstadt, zu weilen, und es ist kein Geheimnis, daß sich der Beherrscher aller Reußen hier, in der idyllischen Residenz seines Schwagers, überaus behaglich fühlt. Es ist sein Herzenswunsch, jedes Jahr hier, in einem der entlegenen Waldschlößchen, ganz in intimster Umgebung sich zu erholen. So wurde die Errichtung eines seinem religiösen Bekenntnis gewidmeten Gotteshauses ein unabweisbares Bedürfnis. Der Zar hat die Kosten des Baues, dessen Entwurf von Professor Benoit in Petersburg herrührt, und dessen Ausführung der Darmstädter Architekt Olbrich leitete, aus seiner Schatulle angewiesen. Das in üppigen Formen und trotz der massigen Wucht des Steinmaterials in anmutigen, orientalisch anklingenden Gliederungen gehaltene Gebäude durfte der dominierende

Phot. Jos. Magnus, Darmstadt.

Die neue russische Kapelle in Darmstadt.

Mittelpunkt dieses in der Entwicklung befindlichen Villenbezirkes der aufblühenden hessischen Residenz werden. Der kunstsinnige Landesherr hat den ehemaligen großherzoglichen Park zur Bebauung freigegeben, und erste Architekten, wie Wallot, Hofmann, Riesel, Olbrich, sind im Begriffe, zwischen den alten Bäumen und auf den grünen Matten höchst poesievolle, moderne Landhäuser zu errichten. Auch die Darmstädter Künstlerkolonie wird in nächster Nachbarschaft der Kapelle ihr Heim finden.



Phot. H. H. Mayer, Coblenz.

Das Johannes Müller-Denkmal in Coblenz.

Das Johannes Müller-Denkmal in Coblenz.

Am 7. Oktober ist in Coblenz, der Vaterstadt des berühmten Physiologen, das Denkmal für Johannes Müller feierlich enthüllt worden. Professor Uphues-Berlin, der Schöpfer des Denkmals, stellte den großen Gelehrten in der einfachen bürgerlichen Tracht seiner Zeit dar, und zwar in einer Stellung, als erläutere er eine seiner bedeutungsvollen Abhandlungen. Glücklich hat der Künstler die menschenfreundlichen Züge, über denen die mächtige Denkerstirn thront, wiedergegeben. Die eherne Figur ist überlebensgroß.

Digitized by Google

Die Denkmäler für Alfred Krupp und Werner von Siemens vor der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg.

(Siehe die Abbildungen Seite 650.)

In Verbindung mit der Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule sind vor der Rampe dieser Anstalt am 19. Oktober die Denkmäler von Alfred Krupp und Werner von Siemens enthüllt worden. Zwar haben beide Männer lehrend oder lernend in seiner direkten Beziehung zur Hochschule gestanden, trotzdem aber dürften sie der heranwachsenden technischen Jugend als Vorbilder und Meister gelten. War das zur Neige gehende Jahrhundert ein Zeitalter der Naturwissenschaften und ihrer praktischen Verwertung, so gehören Werner von Siemens, der große Elektrotechniker, und Alfred Krupp, der Industriekönig von Essen, zu den vornehmsten Repräsentanten jener Epoche. Darum sind auch die Denkmäler dieser schöpferischen, wahrhaft führenden Geister vor der Technischen Hochschule wohl am Platze. Für Siemens kommt noch ein besonderes Moment hinzu: dicht neben der Hochschule liegt die Physikalisch-Technische Reichsanstalt, zu deren Gründung er dem Deutschen Reiche 1886 eine halbe Million Mark zur Verfügung gestellt hatte.

Das Denkmal von Krupp ist ein Werk des Professors Ernst Herter, das Standbild von Siemens hat Wilhelm Wandschneider geschaffen. Die Künstler waren aus einem engeren Wettbewerb als Sieger hervorgegangen. Es kam darauf an, beide darzustellenden Persönlichkeiten in lebendiger Auffassung zu verkörpern. Diese Aufgabe ist den Bildhauern trefflich gelungen. Die Figuren tragen ein echt individuelles Gepräge; die ganze Haltung ist der Wirklichkeit abgelauscht, und bei der schlichten äußeren Erscheinung tritt uns doch sofort die volle geistige Bedeutung und die Thatkraft dieser Heroen der Technik überzeugend entgegen. Die „Symbole", die ihnen beigegeben sind und die hier wie dort der Figur den nötigen Halt gewähren, kennzeichnen ihr Lebenswerk: Siemens stützt seine Rechte auf eine seiner Haupterfindungen, die Dynamomaschine, und die Hand von Krupp ruht auf einem Plan, der ein Geschützrohr verdeckt.

Die Bronzefiguren stehen auf zweckmäßigen roten Granitpostamenten, die jeder dekorativen Ausstattung entbehren und nur die Namen der beiden erfindungsreichen Männer angeben. Auf der Rückseite sind die Stifter der Denkmäler verzeichnet: bei Siemens der Verein Deutscher Ingenieure, bei Krupp der Verein Deutscher Eisenhüttenleute und die Nordwestliche Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller.

R. M.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Umstellrätsel.

Schaust du auf einen dunkeln Wasserspiegel,
Der still und einsam, traumverloren ruht,
Gebettet zwischen Wald und grüne Hügel,
Gypressenzweige tauchend in die Flut —

Wird sich das Bild noch reizvoller gestalten,
Wenn dir der Blick das Rätselwort auch zeigt;
Doch hüte dich! Der Aire schützend Walten
Bedroht, wer sich verlangend zu ihm neigt.

Was eben dich entzückte, muß verschwinden,
Sobald der Silbenpaare Rang verdreht,
Und kann mich du Urlaut, nun darin finden,
Daß Wohlgeruch aus ihnen dich umweht.

M. Sch.

Worträtsel.

Aus den 10 Lettern des Wortes „Tauschein" sind 8 Wörter zu bilden, von 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 Lettern; der gleiche Buchstabe darf aber in jedem der Worte je nur einmal vorkommen, ebenso in den Anfangsbuchstaben der 9 zu findenden Wörter. — Die Lösungen brauchen, naturgemäß, mit der hinter gegebenen nicht übereinzustimmen.

Silbenrätsel.

1.

Hier öffnet es dem Lebensdrama das Thor
Und dort, in zahlreichem Verein, geschickt
Verhüllt es, was sich störend drängt hervor,
Und manches neue Werk allmählich glückt.

2.

Wenn es als Angriffswaffe dienen soll,
Hast es nicht unbedacht aus sichrem Schrein,
Doch bringt's der Liebe und des Trostes Zoll,
So eile, wo es nothut, ihm zu weihn.

Das Ganze.

Der eine zitternd, angstvoll es erlauscht,
Der andre siegesfroh, mit Ungeduld;
Gleich ihm ist schnell, was darauf folgt, verrauscht
Und flücht'ge Spende aus des Beifalls Huld.

M. Sch.

Umwandlungsrätsel.

Sedan — Ungar — Zoten — Barit — Energie — Gotha — Reise — Lotos — Meder — Harst — Güte — Roban — Galerie — Monat — Museum — Landwein — Adept — Tetan — Ehrend — Belgien — Martin — Laster — Delta — Barmen — Sinai — Nacht — Cholera — Galen — Ideal — Pact — Hessen — Geburt.

Vorstehende Wörter sind durch Weglassung eines der Buchstaben und Umwandlung des Restes in andre Benennungen umzugestalten, so, daß die aufeinanderfolgenden Letztern, in gleicher Folge aneinandergereiht, die Ueberschrift eines Liedes von Hoffmann von Fallersleben ergeben.

Buchstabenrätsel.

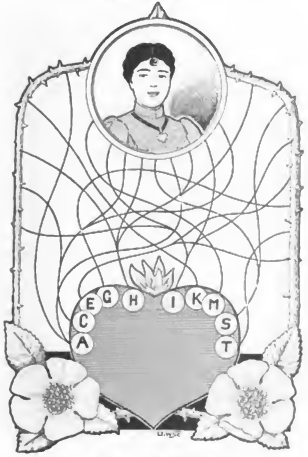
In Frankreich liegt eine alte Stadt.
Der Buchstaben sechs ihr Name hat;
Nehmt ihr ein Schauspiel Schillers zur Hand,
Dann findet ihr oft den Namen genannt.

Hast ihr von diesem französischen Wort
Das erste und letzte Zeichen fort —
Sofort wird ein deutsches Wort daraus,
Das spricht sich gar lieb und gemütlich aus!

F. M.-E.

Digitized by Google

Kryptogramm.



Trennungsrätsel.

Ein Liebespärchen fand sich
Zu trautem Stelldichein,
Um zärtlich Hand in Hand sich
Der Stunde Glück zu weihn.

Doch die Minuten flohen,
Die Zeit kein Mitleid kennt;
„Nun, Teurer, laß mich gehen,"
Er klagt — „Das Wort getrennt."

Das thut auch der Novize
Der Bühne beim Debut,
Trifft ihn, gleich einem Blitze,
Der Ruf: „Jetzt kommen Sie!"

Das Wort bereitet mißkommen
Gar vielen Wesen ist,
Obwohl sie nichts vernommen
Von solcher Qualensfrist

M. Sch.

Silbenrätsel.

Der **Ersten** sind herrliche Werke gelungen,
Und doch wird sie selten von Dichtern besungen,
Obgleich ohne sie wär', was jene ersannen,
Im Strome der Zeit längst verrauscht und zerronnen.

Die **Letzte** mahnt schauervoll zuweilen zur Tugend,
Und andererseits wird sie der schäumenden Jugend
In freundlicher Nachsicht wohl lächelnd verzeihen,
Wenn Mutwill' und Scherz das Gepräge ihr leihen.

Das **Ganze**, der Luft und der Mühsal entsprungen,
Hat häufig den Feind unerwartet bezwungen,
Den tapfern Vollführer zum Siege geleitet
Und blutigen Kämpfen ein Ende bereitet.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3:

Des **Kryptogramms**: „Frohe Fahrt!" Man verfolge die Wellenlinien von links nach rechts zu den Buchstaben von oben nach unten.

Des **Silbenrätsels**: Ehering.

Des **Bilderrätsels**: In der Beichtanstalt zeigt sich erst der Meister.

Des **Füllrätsels**: Atten, Alten, Aiten.

Des **Umstellrätsels**: Beirut — Brutei.

Des **Vorsilbenrätsels**: Rat.
Des **Scherzpluralrätsels**: Schaf — Schafe.
Des **Scherzrätsels**: Po, E, Tisch — poetisch.
Des **Homonyms**: Beschäftigen, beschäftigen.
Des **Versteckrätsels**: Magnesium, Agnes.
Des **Ausstellrätsels**: **Mohn — Ahlt — Roon — Ilse — Ring — Rosl — Glon.**

Der **Chiffrieraufgabe**: Denkt man sich die Winkel von der äußersten Peripherie nach dem Zentrum hin als vier erste, zweite, dritte bis achte, und verbindet man alsdann zuerst die an den Grundwinkel der Schenkel der vier ersten Winkel liegenden Buchstaben, sodann diejenigen der vier dritten, fünften, siebenten und zuletzt rückwärts die der achten, sechsten, vierten und zweiten Winkel und stets herum, so erhält man:

Der freie Mann, der mächtige, allein
Gehorcht dem schönen menschlichen Gefühl.
Schiller, Wallensteins Tod, IV, 2.1

Des **Wörterumwandlungsrätsels**:

Baum	Marta	Milch	Rhein	Regen
Born	Tatra	Milbe	Rubin	Renan
Birn	Rosen	Salbe	Rupie	Donau
Kern	Kohl	Sahne	Rune	Tonau
Reif	Jahr		Trine	Donna
Kahl				Saune

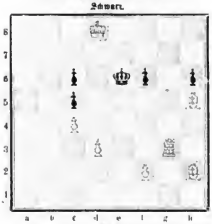
Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe X.

Von **S. Wagner** in München

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XI.

Von **H. v. Broecker** in Steglitz.

Schwarz.

Weiß.

Kann Weiß am Zuge Selbstmatt erzwingen?

Die vorstehende Aufgabe zeichnet sich — ähnlich wie Nr. IV in Heft 2 — keineswegs durch Schwierigkeit, wohl aber durch Originalität aus und verdient deshalb Beachtung. Die gleiche Frage wie hier stellt der Verfasser unter Veranstaltung eines Preisausschreibens betgl. unter diesbezügliche Mitteilung in Heft 2 Seite 208 hinsichtlich einer noch bekannt zu gebenden Stellung von nur sieben Steinen auf. Projekte für diese Preisausschreiben sind von Herrn **H. v. Broecker**, Steglitz bei Berlin, Augustraße 2, II, zu beziehen.

Auflösung der Aufgabe VII:

Bl. 1. De8 — a6
S. 1. Tf4×e4
Bl. 2. Da6—a8
S. 2. Ke5, Te4×d4 oder bel. anders
Bl. 3. Da8—a1 oder a8, d5 matt.

A.

S. 1. d5×e4
Bl. 2. Da6—e1 und
Bl. 3. De4—d5 matt.

B.

S. 1. Ke5×d4
Bl. 2. Da6×d3† ꝛc.

C.

S. 1. Ke5—e4
Bl. 2. Da6—b5 ꝛc.

D.

S. 1. beliebig anders.
Bl. 2. Td4×d5†
S. 2. Ke5×e4
Bl. 3. Da6—d3 matt.

Auflösung der Aufgabe VIII:

Bl. 1. De1—d1
S. 1. Kd5×e6, — e4
Bl. 2. Dd1—a1†
S. 2. K — b6, d5
Bl. 3. Le—c5, Se6 — e7 matt.

A.

S. 1. Kd5×e6
Bl. 2. Kd2 — e3 und
Bl. 3. Dd1—b6, d2 matt.

B.

S. 1. f2×e6, — f6
Bl. 2. Dd1—f3†
S. 2. Kd5 — e4, — c6
Bl. 3. Df3—b3 matt.

C.

S. 1. Kd5—e4
Bl. 2. Dd1—h1†
S. 2. g3 — g2
Bl. 3. Dh1×e2 matt.

D.

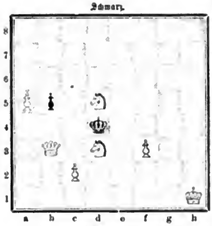
S. 1. beliebig anders
Bl. 2. Dd1—b1†
S. 2. Kd5 — e4, — e3
Bl. 3. Db1—b7, d3 matt.

Digitized by Google

Aufgabe XII.

Von J. Iversen in Kopenhagen.
(„Nationaltidende.")

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IX:

W. 1. Lc1—b2
S. 1. Kd5×e5†
W. 2. Te3—e6†
S. 2. Ke5—d5, e4
W. 3. Df7—f3 matt.

A.

S. 1. Kd5—d4†
W. 2. Te3—f3†
S. 2. Kd4—d5, e4
W. 3. Df7×b7 matt.

B.

S. 1. g5—g4
W. 2. Df7—f4 und
W. 3. Te3—e5 matt.

C.

S. 1. Kd5—d4 oder beliebig anders
W. 2. Df7—f3†
S. 2. K×e5 (—d4
W. 3. Te3—e6 (oder T beliebig) matt.

Partie Nr. VI.

Gespielt im Londoner Turnier am 5. Juli 1899.

Wiener Partie.

Weiß: W. Steinitz. — Schwarz: E. Lasker.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	16. Kg1×g2	Ld7×h3†!!
2. Sb1—c3	Sg8—f6	17. Kg2—f2 [7])	f7—f6
3. f2—f4 [1])	d7—d5	18. Tf1—g1	g7—g5
4. d2—d3	Sb8—c6	19. Le1×g5 [8])	f6×g5
5. f4×e5	Sc6×e5	20. Tg1×g5	Dd5—e6
6. d3—d4	Se5—g6	21. Dd1—d3	Ld6—f4
7. e4×d5 [2])	Sf6×d5	22. Ta1—h1 [9])	Lf4×g5
8. Sc3×d5	Dd8×d5	23. Sf3×g5	De6—f6†
9. Sg1—f3	Lc8—g4	24. Le2—f3	Lh3—f5
10. Lf1—e2	0—0—0	25. Sg5×h7	Df6—g6
11. c2—c3	Lf8—d6	26. Dd3—b5	c7—c6
12. 0—0	Th8—e8 [3])	27. Db5—a5	Te8—e7
13. h2—h3	Lg4—d7	28. Th1—h5	Lf5—g4
14. Sf3—g5 [4])	Sg6—h4 [5])	29. Th5—g5	Dg3—e2†
15. Sg3—f3?? [6]	Sh4×g2!	30. Kf2—g3	Lg4×f3
		Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Die Paulsensche Fortsetzung 3. g2—g3 verdient doch wohl den Vorzug.

[2]) 7. e4—e5 würde uns etwas besser gefallen; allerdings geht der Springer nach e4, und auf 8. Sc3×e4 kann d5×e4 9. Lf1—c4 c7—c5 folgen.

[3]) Schwarz hat nun einen bedeutenden Vorsprung in der Entwicklung erlangt.

[4]) Dieser Angriff scheint gänzlich verfehlt, schon wegen f7—f6 15. Sg5×h7 Dd5—g8 16. Sh7×f6 g7×f6 17. Tf1—f6 Sg6—h4 18. Le2—g4 Ld7×g4 19. h3×g4 Te8—e4 20. g4—g5 Td8—e8.

[5]) Dies führt, da Weiß die richtige Entgegnung verfehlt, zu einem glänzenden Schluß.

[6]) Statt dessen mußte selbstverständlich 15. Le2—f3 geschehen. Der Textzug läßt eine feine Opferkombination zu, die Lasker sich nicht entgehen läßt.

[7]) Falls 17. Kg2×h3, so Dd5—f5† 18. Kh3—g2 Df5—g4† 19. Kg2—h1! Dg4—h3† 20. Kh1—g1 Dh3—g3† 21. Kg1—h1 Te8—e4 mit der Drohung Te4—h4†.

[8]) Weiß opfert die Figur zurück, um nicht dem Ansturm der drei Freibauern zu erliegen.

[9]) Das weiße Spiel ist in jedem Falle unhaltbar.

Partie Nr. VII.

Gespielt im Londoner Turnier am 28. Juni 1899.

Französische Partie.

Weiß: W. Steinitz-New York. — Schwarz: E. Tinsley-London.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e6**	11. c3×d4	h7—h6
2. d2—d4	d7—d5	12. Sd2—b3	Sf6—g4
3. e4—e5 [1])	c7—c5	13. Lc1—e3	Dd8—f6
4. c2—c3	Sb8—c6	14. Ld3—e2	Sc6—b4
5. Sg1—f3	f7—f6 [2])	15. Le2—b1	Ta8—c8
6. e5×f6	Sg8×f6	16. a2—a3	Ld6×h2† [4]
7. Lf1—d3	Lf8—d6	17. Sf3×h2	Sg4×e3
8. 0—0	0—0	18. f2×e3	Df6—f2†
9. Tf1—e1 [3])	Lc8—d7	19. Kg1—h1	Sb4—c2
10. Sb1—d2	c5×d4	20. Te1—e2 [5])	Sc2×e3 [6])
		21. Dd1—d3	Aufgegeben.

[1]) Dies gilt nicht als besonders günstig; einem schwächeren Spieler gegenüber — wie es hier der Fall — kann man es sich aber schon erlauben.

[2]) Hier verlassen Herrn Tinsley bereits seine theoretischen Kenntnisse. Dd8—b6 ist die richtige Fortsetzung.

[3]) Der Druck auf den schwarzen Punkt e6 ist für Weiß mehr wert, als die offene f-Linie für Schwarz.

[4]) Schwarz fängt an zu kombinieren; natürlich stimmt die Rechnung nicht. Weshalb er nicht einfach den Springer zurückzieht und es dem Gegner überläßt, das Spiel selber zu gewinnen, ist unerfindlich. Mit dem Textzug spielt Tinsley für Steinitz.

[5]) Diesen Zug konnte er natürlich nicht vorhersehen.

[6]) Das hilft nun alles nichts mehr.

Partie Nr. VIII.

Gespielt im Londoner Turnier am 3. Juli 1899.

Französische Partie.

Weiß: Emanuel Lasker (Berlin).
Schwarz: F. W. Showalter (Georgtown, Kentucky).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e6**	20. Kd2—e3	Le4—b7 [6])
2. d2—d4	d7—d5	21. Ta1—g1	Ta8—c8
3. Sb1—c3	Sg8—f6	22. Sd4—b5	b7—b6
4. Lc1—g5	Lf8—b4 [1])	23. Sb5—d6 [7])	Tc8—f8
5. e4—e5	h7—h6	24. c2—c4	Th8—g8
6. Lg5—d2 [2])	Lb4×c3	25. Tg7×g8	Lh7×g8 [8])
7. b2×c3	Sf6—e4	26. h2—h4	Tf8—d8 [9])
8. Lf1—d3	Se4×d2	27. h4—h5	Ke7—f8
9. Dd1×d2	c7—c5	28. a2—a4	Lg8—h7
10. f2—f4	Dd8—a5	29. a4—a5 [10])	Td8—b8
11. c3—c4 [3])	Da5×d2†	30. a5×b6	Tb8×b6
12. Ke1×d2	d5×c4	31. c4—c5	Tb6—c6
13. Ld3×c4	c5×d4	32. Kg3—d4	Lh7—e2
14. Sg1—f3	Sb8—c6	33. Te1—c1	Le2—b3
15. Lc4—b5	Lc8—d7	34. Tc1—b1	Lb3—d5
16. Lb5×c6	Ld7×c6	35. f4—f5	Ld5—f3
17. Sf3—d4	Lc6×g2 [4])	36. f5×e6	Lf3×h5
18. Th1—g1	Lg2—e4	37. e6×f7	Lh5×f7
19. Tg1×g7	Ke8—e7 [5])	38. Tb1—f6	Aufgegeben. [11])

[1]) Eine Neuerung, deren Wert noch zweifelhaft ist.

[2]) 6. Lg5—h4 g7—g5 7. Lh4—g3 Sf6—e4 8. Sg1—e2 nebst eventuell 9. f2—f3 gewährt wohl auch keinen besonderen Vorteil.

[3]) Bd4 wird nur vorübergehend geopfert.

[4]) Hiernach erhalten die weißen Türme eine vorzügliche Angriffslinie. 0—0—0 18. Kd2—e3 Ke8—e7 verdiente den Vorzug.

[5]) Auf Le4—g6 folgt 20. Ta1—g1, worauf Ke8—f8 wegen 21. Sd4×e6† nicht gut geschehen darf.

[6]) Oder Le4—g6 21. Ta1—g1!

[7]) Stärker als 23. Sb5×a7. Schwarz wird mehr und mehr eingesperrt.

[8]) Falls Tf8×g8, so 26 Tg1×g8 Lh7×g8 27. Sd6—c8† und so weiter.

[9]) Das schwarze Spiel ist nun vollständig lahmgelegt.

[10]) Weiß dringt nun auf dem andern Flügel vor, um schließlich doch auf dem Königsflügel die Entscheidung herbeizuführen.

[11]) 38. . . . . Tc6—c7 39. e5—e6.

Schachbriefwechsel.

E. Sch. in St. Gallen. Keine der drei Nummern lösten Sie richtig. In Nr. I scheitert 1. Sd2—c4† Ke5×e6 2. Td1—e1† an Sg3—e2! 3. Te1×e2† Lc5—e3; in Nr. II ist 1. Sf6—d7† Ke5—f4 2. Td6—d3 keine Mattführung, da Schwarz den Sc8 auf d6 zwischensetzt, und in III (die übrigens aus andern Gründen inkorrekt ist) hat Schwarz nach 1. De2—d2† Kd6—e4 2. Td8—b8 doch auch andre Züge als gerade Lc5×f6. Im übrigen wird eine Lösung dadurch nicht unrichtig, wenn sie die Forderung des Mattsetzens früher erfüllt, als vorgeschrieben; wohl aber wird eine Aufgabe inkorrekt, wenn sie in allen Wendungen früher gelöst werden kann.

Briefmappe.

F. O. in G. Ein Notizbüchlein, das durch eine einfache und doch sinnreiche Einrichtung das Nachsuchen erleichtert, ist das Kalender-Diarium von August Zeiß & Comp., in verschiedenen Preislagen zu haben.

Für die armen Thüringer Handweber ergeht wieder die Bitte um Abnahme ihrer Erzeugnisse, wie Tischtücher, Servietten, Taschentücher, Hand- und Küchentücher, Scheuertücher, Rein- und Halbleinen, Bettzeuge, Bettlöpers und Drells, halbwollene Kleiderstoffe, altthüringische und Spruchdecken, Kyffhäuserdecken und so weiter. Sämtliche Waren sind gute Handfabrikate. Muster und Preisverzeichnisse versendet auf Wunsch portofrei der Thüringer Weberverein in Gotha.

E. v. R. in M. Wir verweisen Sie auf J. Lauts illustrierte Kartenbriefe (Stuttgart, Verlag von Hugo Moser). Es handelt sich um eine klug erdachte und geschickt ausgeführte Neuheit, die Nützliches mit Angenehmem verbindet. Mit ihren hübschen Bildchen und den erläuternden Texten können die Kartenbriefe als „Fremdenführer" durch die entsprechenden Städte und Gegenden dienen, und andrerseits werden die Freunde des Sammelsports sie als eine bemerkenswerte Vervollkommnung der Ansichtskarte willkommen heißen. Auch die „Selbstbinder" für das Sammeln der Kartenbriefe können vom genannten Verlage bezogen werden.

J. J. R. in Bern. Ueber zweihundert Gedichtzeilen zu entziffern, die in winzigster Schrift auf eine Postkarte zusammengedrängt sind, das geht über Lust und Laune auch der geduldigsten Redaktion.

A. M. in W. 1. „Einführung in die Chemie" von Professor Dr. Lassar-Cohn (Hamburg, Leopold Voß, 4 Mark). Obwohl auf strenger Wissenschaftlichkeit beruhend, ist doch das von vielen Abbildungen begleitete Buch leicht faßlich geschrieben. 2. „Praxis der Aquarienkunde" von Dr. E. Bade (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung, 3 Mark). Das reich illustrierte Werk empfiehlt sich sowohl Anfängern wie erfahrenen Liebhabern.

O. L. in B. Der Oesterreichische Volkskalender ist, mit vielen Abbildungen versehen, im Verlage von Moritz Perles in Wien erschienen.

E. Z. in S. Besten Dank, doch inzwischen, wie Sie sich überzeugt haben dürften, erledigt.

P. W. L. in H. Sie mögen sich aus S. Ulmanns „Illustriertem Wiener Tarokbuch" unterrichten, das bereits in zweiter Auflage erschienen ist (Wien, A. Hartleben).

R. E. in H. 1. Wir werden Ihrem Wunsche zu entsprechen suchen. 2. Die Ansichtspostkarten „Aus dem Coupé" und „Vom Verdeck" sind von Philipp & Kramer in Wien herausgegeben. Die Albums enthalten je zehn in Aquarellmanier ausgeführte Karten von bestimmten Eisenbahn- oder Dampfschiffrouten.

Digitized by Google

Max P. in G. Das erstere finden Sie in sehr billiger Ausgabe in Reclams Universalbibliothek, das letztere ist nur unbelannt. „Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ erschienen in prächtigen, von P. Graf Johann und R. Leinweber illustrierten Ausgaben in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Die Prachtausgabe amt feinstem Papier in Quartformat kostet 25 Mark, die wohlfeile Ausgabe in Oktavformat 8 Mark. Die Bestellung richten Sie gefälligst an Ihre Buchhandlung.

L. S. in L. Eine Neudruck auf dem Gebiete der Kulturgeschichte sind die von C. Clemens Kunstverlag in Frankfurt a. M. herausgegebenen „Stadtlichen Gemälde“. Die Karten gehen farbig berühmte Werke alter Meister wieder.

Amateur. Wir können Ihnen zwei Werke aus Ed. Liesegangs Verlag in Düsseldorf empfehlen: **W. K. Burtons „A B C der modernen Photographie“** (8. Auflage, 16 Abbildungen, 1.50 Mark) und **„Photographischer Hausfreund“** von H. Schnauß. 6. Auflage, 134 Abbildungen. 2.50 Mark.

L. K. in B. Es besteht keinerlei Beschränkung, doch empfiehlt sich solche im Interesse Ihrer Gesundheit wohl besser Ihre Wünsche darlegen.

Lina im H—h. Wenden Sie Ihnen über unser Blatt? Jeder Buchhändler Ihrer Stadt wird Ihnen sofort Auskunft erteilen, auch können Sie bei unmittelbarer Anfrage wohl besser Ihre Wünsche darlegen.

L. B. in A. Einen Rat? Ohne Ihr musikalisches Talent zu kennen, läßt sich ein solcher nicht erteilen. Lassen Sie sich von Ihrem Papa schreiben: „Aus der Tonkünstlerschule ins Leben“ von A. Reisch (preisgekrönt 6 Mark) und lesen Sie dann nach, was L. A. Le Beau über „Die Musik als weiblicher Beruf“ sagt. Sie werden dann selbst ermessen, was Sie thun sollen.

Frau Dr. L. in A. Es war für uns nichts verwendbar.

M. G. in K. Mögen Sie einlenden, absdann aber eine Weile Geduld haben, denn bei der Fülle der Eingänge ist eine umgehende Erledigung nicht möglich.

R. W. in N. Sehr genaue Tourenverzeichnisse nebst Karten und Plänen finden Sie in Alberts „Wegweiser für Radfahrer durch Thüringen“ (Halle a. S., H. Hodann).

F. G. in W. Als praktisch wird die von Richard Hamann konstruierte Blindenschreibtafel empfohlen (Preis 6 Mark und 7.50 Mark). Mögen Sie sich direkt an den Erfinder wenden (Berlin NW., Stephanstraße 6).

R. L. in K. Eine Auskunftsstelle für studierende Frauen, die über Studienverhältnisse der in- und ausländischen Universitäten, über Wohnung, Pensionen und so weiter Auskunft erteilt, ist in Berlin errichtet worden. Leiterinnen des Bureaus sind Dr. Fräulein Anna Gobler und Fräulein Ehewaneck.

Dr. H. B. in Fulton, Nebraska. Herzlichen Gruß und Dank. Wir werden das hübsche Blümchen demnächst bringen.

F. M. in K. Ein intensiver Wegweiser durch Hamburg und Umgebung ist im Verlage von Rademacher daselbst erschienen.

O. K. in St. Wied gestorben.

C. C. in Peag. Unsers Wissens lebt der Reitende in England.

Vielleicht erteilt sein deutscher Verleger, F. A. Brockhaus in Leipzig, Ihnen genauere Auskunft.

Rudolf E. in Wien. Verbindlichen Dank, aber inzwischen, wie Sie sich überzeugt haben dürften, erledigt.

Kaufmannverein in T. Für unsre sindigen Löser, zu denen Sie ja selbst zählen, doch allzu leicht.

M. M. in H. Der Deutsche Tierschutzverein (Berlin SW., Lindenstraße 74) hat auch für das nächste Jahr einen Kalender herausgegeben. Das von hübschen Bildchen aus der Vogelwelt begleitete Büchlein enthält sehr beachtenswerte Beiträge zur Förderung der Vereinszwecke.

Clara in Wien. Schönschreibunterricht können auch Anderen in leicht verständlicher Manier konturieren.

Fr. M. in Leipzig. K. M. in Mannheim, Hermann Sch. in P., Elisabeth in J., A. M. G. in G., J. F. in H., Marie M. in Elbing, W. M. in Braunschweig, Julius D. in F., Elise B. in L. bei K., Walter G. in Ge., Anauk L. in H., Emilie T. in Wien, G. B. in A. Wir Dank abgelehnt.

Haushaltspflege.

M. F. in H. Ein gutes Mittel gegen Schuppenbildung auf der Kopfhaut ist folgendes Haarwasser, mit welchem Sie täglich den Kopf zu waschen haben:

Natr. bicarbonic.	5 g
Aq. dest.	250 „
Spirit. Lavand. ad hoc	„

M. D. 8. Haarwasser.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und deren Filialen. — Insertionspreis pro dreigespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Prächtiges Geschenkbuch für Damen.

Die elegante Hausfrau.

Mitteilungen für junge Hausfrauen.
Mit besonderem Blicken für Offiziersfrauen
von
Frau Ida von der Lühe.
Dritte Auflage.
In imitiertem Damast gebunden mit Goldschnitt. ℳ 5. —

Das Buch spricht über Haus-, Boudoire- und Salonseinrichtung, über die Lebensweise der „elegante Frau“, Gesellschaften, Feste, Diners, Konversation, Anzug, erlaubte Toilettenkünste, über Sparsamkeit und Gebrauchsgeben, Dienstboten, Musik, Kinder und ihre Lehrer — das alles der ruht auf eigener Erfahrung und wird mit reizender Causerie vorgetragen.

Allgemeine Zeitung, München.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die empfindlichste
Haut wird durch den Gebrauch der echten
Sandmandelkleie
von **Petzner-Geissler** nur aufs günstigste beeinflußt; wer seinen Teint sich erhalten will, sollte anstatt angreifender Seifen nur genannte **echte Sandmandelkleie** verwenden; gr. Dose 1 ℳ — bei 3 Dosen franko 3.50 gegen Nachn. **Echt Florentiner Veilchenpuder** zum Parfümiren der Wäsche, Handtuche, distinct, zartes Parfüm. **10 Sachets à Cassette 2.50 Mk.** franko geg. Nachn. C. Petzner-Geissler, Frankfurt a. M.

Illustr Briefmarken-Journal.
Vorbenutzter u. einziger Briefm.-Ztg. der Welt, die in jeder Nummer wertvolle Gratisbeilagen giebt und monatl. 2 mal erscheint. Halbjahrl. (13 Hefte) 1.50 M. Probe-Nr. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Ball-Seidenstoffe
reizende Neuheiten, als auch das Neueste in weißen, schwarzen und farbigen Seidenstoffen jeder Art für Straßen-, Gesellschafts- und Braut-Toiletten. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen, meter- und rohenweise an Private porto- und zollfrei. Von welchen Farben wünschen Sie Muster? Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Kgl. Hoflieferanten.

Amerikanische
Harmoniums
bester Qualität zu billigen Preisen.
Carpenter-Harmoniums
Bent-Harmoniums
Vocalion-Organs
(Ersatz für Kirchenorgeln.)
Aeolian-Orgelharmoniums
Illustrierte Preisliste gratis.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Schweizer Stickereien
liefert direkt an Private zu Fabrikpreisen in prima Qualität
Frau H. Koller-Grob, St. Gallen.
Man verlange Katalog oder Musterkollektion.
Reichhaltige Auswahl.
Für **Braut- und Kinder-Ausstattungen** speziell empfohlen.

Für Orchester, Schule u. Haus.

Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.

Illustrirte Preisliste frei

Abonnements auf „Ueber Land und Meer" in allen Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen.

sind zum Preise von 1, 2, 3, 4, 5 M. und höher **in allen feineren Spielwarengeschäften des In- und Auslandes zu haben;** man sehe jedoch nach der Anker-Marke und weise alle Steinbaukasten **ohne Anker als unecht zurück.** — Die neue reichillustrierte Preisliste senden auf Verlangen gratis und franko.

F. Ad. Richter & Cie., K. K. Hofl. Rudolstadt i. Thür., Nürnberg, Olten, Rotterdam, Brüssel, Wien, New-York.

NEUESTES SAISON-PARFÜM

„VIOLACEA"

KALLISTO

Der Duft dieser Orchideenblüthen ist von entzückendem lang anhaltendem Wohlgeruch u. erinnert an Veilchen und Goldlack.

F. WOLFF u. SOHN HOFLIEFERANTEN KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Künstlerfahrten. Humoresken. Von **Albert Roderich.** Mit 51 Illustrationen von **C. Sellmer.** Elegant geheftet Preis *M.* 2. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH, Innungsmeister G. Braunfisch.

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".

Direkter Verkauf an das *Privatpublikum* **nur** im Fabrikgebäude, 2. Hof, **kein Laden.**

Illustrierte Preisliste gratis und franko. **Alle Lieferungen** von M. 500.— an bis auf 300 km, von M. 1000.— an **frachtfrei** durch ganz Deutschland.

Spezialität: Bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Félicie.

Aus den Briefen eines Thoren.

Von

Johannes Richard zur Megede.

(Fortsetzung.)

Was doch so ein Zug Zigarette in einem Frauengemach nicht thut! Als ob man selbst nicht der Uebelthäter — als ob ein andrer verschwiegener Galan es eben verlassen! . . .

Vorhin mit der Herzogin beschäftigte mich die reizende Frau zu sehr. Da interessierte mich nur die Stimmung des Zimmers, jetzt interessieren mich die Gegenstände. Ob sie einen Galan hat? Bei halben Französinnen hat man stets den Soupçon . . . Nun bin ich allein und mit einem Inquisitorenblick begabt. Eigentliche Neugierde liegt mir sonst fern, hier packt sie mich plötzlich. Und da eine Kartenschale nicht vorhanden, wühle ich einen Stoß kostbarer Photographiealben auseinander. Das ist ja erlaubt. Und wie ich so blättere — Ansichten von ihrem flandrischen Schloß, Bilder aus Aegypten, von der Riviera, langweiliges Zeug eigentlich, weil so wenig persönlich — da beginne ich zu träumen. Die schwankenden Schatten der Ampel schläfern den Stehenden ein. Ich träume natürlich von der Herzogin. Aber ich sehe sie nur in dem scharfen, häßlichen Lichte der Spieltischaufregung. Meine Bewunderung ist ein wenig kühl geworden. Der tiefe Gegensatz unsers Wesens wird mir klar: einer, der nichts wagt und dann alles — ich; eine, die alles wagt und nachher nichts — sie.

Warum ist mir das holde Bild von vorhin zerflattert? Ein liebes, junges, ehrliches Geschöpf, das die Tiefen seiner Seele noch gar nicht kennt und darum in reizender Naivität verschwenderisch ausstreut, wo Flache klug bewahren. — Und jetzt muß ich die Grenzen dieses Wesens scharf und nüchtern sehen. Hinter dem Gefühl lauert ihr stets die Vernunft. Ein guter Wächter wohl — allein ich liebe ihn bei Frauen nicht allzusehr. — Kann die Herzogin Félicie *einmal einem* alles geben — oder giebt sie allen etwas, so daß keiner befriedigt ist, nicht einmal sie?

Und dösend blättere ich weiter, Album um Album. Auch in der Wahl der Bilder guter Geschmack, feiner FrauenInstinkt, ein Gefühl für das Warme, Helle, für die schöngeschwungene Linie, die keine häßliche Realität stört. Oberfläche — oder Charakter? — Ich grüble . . .

Und das letzte kleine Album will ich gerade — doch ein wenig enttäuscht — auf die Etagere zurückschieben. Da drehe ich noch mechanisch das nächste Blatt um und da — ist eine Realität, eine häßliche Realität sogar! Ein Kind . . . Ihr Kind? . . . An ein Kind gemahnt nichts in diesem Hause. Dennoch . . . es ist ein mir unheimliches Kind von vielleicht drei Jahren — ganz blöde Augen, ein rhachitischer Körper, armselig auch in dem reichen Kinderkleid . . . in dem feinen Kinn, in der schmalen, schönen Stirn ist der Typ der Herzogin lebendig. Ich kann mich auch irren. Es ist ein fahl gewordenes Bild, als wenn die Thränen einer unglücklichen Mutter darüber geflossen wären . . . „Nun, kleiner Duc," sage ich halblaut, „vegetierst du noch, oder war dein blaues, dünnes Blut zu adlig für diese plebejische Welt?" — Ein widerlicher Monolog! — In dem Augenblicke fahre ich auch schon zusammen. Hinter mir knistert etwas, der Schatten eines Menschen tanzt vor mir auf der Wand. Ich drehe mich um — es ist die Herzogin, die vielleicht schon lange hinter mir gestanden. Sie sagt kein Wort, sie lächelt nur ein ödes, starres Lächeln.

In der Verwirrung frage ich: „Was ist das für ein Kind?"

„Mein Kind."

„Lebt es noch?"

„Nein."

Wir stehen uns gegenüber, verlegen, lange. Welch krankes, wehes Kinderlächeln selbst diese Frau doch lächelt! Und sie hat mir auf einmal so kranke, schmale, weiße Kinderhände! — Aus dem Lächeln und aus der Hand lese ich ein schweres Schicksal. Sie hat auch ein krankes, wehes Herz, die arme Frau . . . Ja, arme Félicie!

Die Gesellschaft folgte, wir sprachen noch ein paar gleichgültige Worte. Und dann fuhr ich weg.

Auf halbem Wege schickte ich den Wagen zurück. Ich wollte noch gehen, grübeln. Wenn auch der aufgeweichte Kalk der Landstraße neue Lackschuhe unfehlbar ruiniert — um solche Kleinigkeit bekümmerte ich mich nie. Es regnet nicht mehr. Die scharfe Mittelmeerbrandung kreischt herauf, ein heller Horizont hebt sich über silberblinkendem Wasser. Ich selbst mache an mir eine merkwürdige Entdeckung — Ich liebte sonst kranke Frauen nie, nur gesunde. — Jetzt muß ich immer an diese kranke Hand und dieses kranke Lächeln denken. Sie üben beinahe eine Macht auf mich . . . Kranke, schmale, weiße Frauenhände . . .

Wenn ich Tip bei mir hätte, würde dieser Hund,

Digitized by Google

der ein seltener Gedankenleser ist, mich die ganze Zeitlang leise wedelnd angeschaut haben. Was mir ans Herz geht, errät er stets — und will mich trösten.

Der Weg ist lang, und ich komme über Stimmungen schnell hinaus. So auch damals. Vor dem Hotel hatte ich nur noch Sehnsucht nach Dir, Gert. Und ich bin auch gar nicht sicher, ob ich nicht in dieser Woche meine Sachen packe und als seltener Gast zu euch in den Osten komme.

IV.

„Wird es Dir genügen, Rolf, nur eine hübsche Erinnerung auf dem überladenen Nipptisch einer belgischen Herzogin zu sein?“ — Was soll das nun eigentlich heißen, Gert? Du scheinst wahrhaftig zu denken, ich sei bis über die Ohren verliebt! Ganz so weit sind wir noch nicht. Auf der andern Seite halte ich es für viel wahrscheinlicher, daß die reizende Félicie eine Erinnerung auf meinem Nipptisch sein wird. Ihr nehmt mich noch immer für ein Kind, das die große Kinderkrankheit der Liebe doch noch einmal durchmachen muß. Wenn erwachsene Menschen wie ich Kinderkrankheiten bekommen, sterben sie unfehlbar daran. Du siehst, wie pessimistisch ich die Liebe betrachte. Weil ich einem rauhen Osten nun doch nicht beehre, sondern thatenlos an der Riviera herumstrolche, wähnt ihr, ein schweres Scharlachfieber tobe schon durch meine Adern. Ihr möchtet mich schleunigst ins Bett bringen, damit der Ausschlag herauskommt und nicht, gewaltsam zurückgepreßt, sich auf edle Teile werfe, als da sind: Herz und Nieren. Ein Nesselfieber habe ich allerdings, ein angenehmes, erwartungsvolles Prickeln über den ganzen Körper. Unschuldiger Reiz! Manche Leute bekommen nach Erdbeergenuß diese Erscheinungen, und ich habe noch nie gehört, daß einer daran gestorben wäre.

Auf deutsch: Ich stehe ein wenig unter dem Zauber dieser reizenden Frau! Ich treibe in einem warmen, wohligen Strome, wo ich überall Grund finde zum Stehen, sobald ich will. Eben weil ich dies letztere so genau weiß, lass' ich mich behaglich treiben, neugierig, wie lange der Scherz dauert. Denn eines Tages kriech ich doch ans Land, schüttle mich, strecke mich ins sonnenbeschienene Gras und sage: „Hübsch war's, hübscher noch jetzt, da es vorbei . . .“ Seid doch nicht so schwerfällig, ihr Ostelbier! Weil ein wehes Frauenlächeln und eine kranke Frauenhand mir das schöne echte Mitleid für ein paar Tage weckten, bin ich selbst doch noch kein Kranker. Mein Lieber: Die Herzogin ist jung, die Herzogin ist reizend, sie lächelt so träumerisch süß, wie ich noch nie eine Frau lächeln sah. Laß also dem Künstler, was des Künstlers ist! . . . Der Mann ist eben ein Blinder, die Frau liebt den Flirt.

Ich habe neulich meinen Anstandsbesuch im Schloß gemacht. Félicie war allein und nahm mich an. Eine volle, nicht ganz gesellschaftsmäßige Stunde einer entzückend leichten Konversation. Dazu die Sonne und das Lächeln und das Boudoirparfüm . . . Es lebe der Leichtsinn! Mir schwerblütigem Burschen wird die Reaktion bald genug kommen. — Ich habe übrigens dieser Antiquitätensammlung im Schloß unrecht gethan. Es kommt eben nur darauf an, wer einen führt. Ist's der langweilige Duc — langweilig; ist's die reizende Herzogin — reizend. Und die Frau hat Geschmack, Blick, sie hat's in den Fingerspitzen, schmalen, kühlen, feinen Fingerspitzen, die ich erst ein einziges Mal im Kusse berühren durfte. Auf den schweren englischen Händedruck verzichte ich jetzt freiwillig zu Gunsten meines Mundes. Und wie einem die Frau Gemälde zeigt, auf Antiquitäten tippt! Sie hält's nicht immer mit dem Kostbaren, sie hält's mit dem Hübschen, Zierlichen. Das ist ja auch der natürliche Rapport zwischen ihr und den Dingen. Eine zierliche Sèvresfigur in dieser Hand gesehen, geradezu ein Genuß! Sie weiß das natürlich wie alle Frauen, sie kennt auch ihren Zauber über mich so ganz genau. Der bezauberte Künstler macht ihr Spaß, der, auf große antike Kameen scheinbar interessiert gebeugt, plötzlich aufsteht zu ihr und langsam den feinen Profilriß studiert, kopfschüttelnd zuletzt, als wollte er sagen: ‚Was sind das doch alles für Lächerlichkeiten, die schönste Kamee der ganzen Sammlung bist du ja, Herzogin Félicie!‘ Sie versteht, sie ist sicher kokett, aber in einer so naiv kindlichen Art, mit einem so holden Erröten, daß ich den Brummbär von Duc nicht verstehen kann, der tagelang in den Bergen herumsteigt oder mit seiner Jacht auf See liegt. Es that mir ehrlich leid, als ich die ins Endlose gedehnte Visite abbrechen mußte.

„Kommen Sie noch manchmal auf die Klippe, Baron Raben?“

„Selten, Herzogin.“

„Aber es ist doch so hübsch da und einsam.“

„Gehen Frau Herzogin auch noch manchmal hin?“

„Vormittags. Aber da dürfen Sie natürlich nicht kommen. Ich meinte das vorhin auch nur so.“

Lieber Gott, ich bin doch keineswegs ein Narr und werde von jetzt ab jeden Vormittag auf der Klippe lauern.

Die ersten Tage mißglückte es. Vielleicht genierte sich die reizende Félicie, vielleicht war es ihr auch ernst mit der Mahnung an mich. Aber ich blieb halsstarrig — und wurde belohnt. Eines Sonntags nach der Frühmesse ein leichtes Wagenrollen, das mir die Ohren spitzt. Ich liege, in meine Decke gehüllt, auf dem Fels und blinzle teilnahmlos ins Wasser. Schauspielerei! Ich höre einen leichten Schritt auf dem Geröll, der aber meine Nerven vibrieren macht. Dann eine liebliche, klangvolle Stimme: „So früh am Tage schon Siesta, Baron?“

Ich springe auf. „Ah, Herzogin kamen doch!“

„Ja, aber nur auf fünf Minuten. Was sollen denn sonst Kutscher und Diener denken! Aber es ist hübsch hier, reizend; Sie haben sich auch die sonnigste Stelle ausgesucht. Ach, die Rivierasonne, nicht wahr? Mir thut sie so gut! Mein nervöses Herz schlägt sofort ruhiger und freudiger zugleich, wenn sie scheint.“

Ich biete der Herzogin natürlich meine Decke an;

Digitized by Google

ich verſtehe ſie zu einem Ruhepolſter zuſammenzulegen, ſo weich, wie es auch die verwöhnteſte Odaliske nicht zurückweiſen würde. Die Herzogin aber weiſt es lächelnd zurück. „Wo denken Sie hin, Baron? Mein Mann kommt zu Fuß gleich hinterher; ſeine Demut verbietet ihm nämlich, zur Meſſe zu fahren ... Wenn er uns nun hier zuſammen ſieht ..."

„Ja, was ſoll er dabei finden, Herzogin?"

„Sie ſind gefährlich, Baron! Weil Sie es ſo wollen, finden Sie es richtig. Zuletzt glaube ich es Ihnen auch. Aber ſagen Sie ehrlich: Iſt es nicht furchtbar unpaſſend? ... Ueber unſre erſte Begegnung habe ich mir nämlich ſchon große Vorwürfe gemacht. Ich bin zuweilen ſo unvorſichtig und kindiſch!"

Ich beruhige ſie, ſo gut ich kann. „Was wäre am Ende dabei, wenn uns der Herzog bei ſolchem Rendezvous überraſcht!"

Aber der Herzog kommt nicht. Er hat ſich wie durch ein Wunder in irgend ein Seitenthal der Küſtenberge verloren. Da acceptiert ſeine Gattin endlich das Polſter. — Ein wunderbarer Sonntag. Eine lachende blaue See, tief und ruhig in der Bucht, während weit draußen im offenen Meer die Schaumkämme hüpfen. Knappe zwei Minuten intereſſiert uns auch das Bild, das heißt von Anfang an intereſſierten mich die Opalaugen der Herzogin mehr. Es war ein reizendes halbes Stündchen, das wir, vom lauen Seewind beſächelt, hier verplauderten. Wir haben uns ſogar geſtritten, ein ſehr unſchuldiger Streit trotz des ſehr heiklen Themas. Dieſe Herzogin aus Flandern iſt nämlich heinliche Antideutſche. Preußen ſind ihr Räuber, Lothringer Heilige. Sie lieben uns doch alle nicht im Auslande. Deutſchland iſt der große Parvenü unter den europäiſchen Völkern. Nicht mal Bismarck gilt dieſer reizenden Legitimiſtin.

„Monsieur de Bismarck, oh non, non, non ..."

Im Eifer ſpricht ſie franzöſiſch und will ſich auf keine andern Weiterungen einlaſſen als: „Er hat dem Papſt ſeinen Kirchenſtaat genommen, er hat die Katholiken Deutſchlands geknechtet." — Ich bin auch einer von ihnen, aber der große Mann wird mir durch die Maigeſetze nicht weſentlich kleiner. — Die Herzogin kämpft nicht etwa mit der ſprühenden Deutſchenfeindſchaft der Vollblutpariſerin, ſie thut es mit der liebenswürdigen, lächelnden Naivität, die ihre zierliche Geſtalt wie ein Zauber umfließt. Dieſe Deutſchenhaſſerin empört mich gar nicht! ... Kennſt Du hier den verbiſſenen preußiſchen Chauviniſten wieder, der jeden niederſchlagen möchte, der unſre große Nation anzuzweifeln wagt? — So ſchlanke Frauenhände gängeln gar geſchickt, haben gerade in ihrer Kraftloſigkeit ſo viel unbegreifliche Kraft.

Dennoch wage ich ſcherzend zu bemerken: „Da ich bis zum letzten Blutstropfen Deutſcher, nur Deutſcher bin, wie können Sie eigentlich den Erbfeind auch nur fünf Minuten ertragen, Herzogin?"

Sie macht eine wegwerfende Bewegung mit dem hellila Sonnenſchirm. „Ach, Sie, Baron! ... Sie können meinetwegen Chineſe, Mongole ſein — Heide ſind Sie ſo wie ſo — Sie ſind eben Sie! ... Werden Sie auch nicht eitel werden, wenn ich Ihnen das ſage, oder denken: ‚Welch merkwürdige Avancen macht mir Félicie von Lièges?' Das letztere dürfen Sie auf keinen Fall, denn dann würden Sie mich völlig mißverſtehen. Ich wollte Ihnen damit wohl etwas Nettes ſagen, aber nichts, woraus Sie ein Recht auf mehr herleiten könnten ... Ich habe überhaupt ein wenig Angſt vor Ihnen. Sie wiſſen ſo genau wie ich, was geſellſchaftlich iſt, Sie ſind in gewiſſem Grade viel zugeknöpfter und ſteifer als ich, dennoch können Sie, welche Geſellſchaft es auch ſei, und wem gegenüber es auch ſei, urplötzlich etwas ſo Unglaubliches ſagen, daß Sie alles aufſteht ..."

„Auch Ihnen gegenüber, Herzogin?"

Sie bewegt zweifelnd das Köpfchen. „Mir gegenüber vielleicht nicht. Wenigſtens nicht, wenn ich Sie anſehe, denn dann glaube ich Sie immer in Schach halten zu können. Aber allen andern gegenüber unfehlbar! ... Zum Beiſpiel neulich an meinem Geburtstag. Es wurde gerade die ſoziale Frage leiſe geſtreift. — Ah, ich konnte damals ſchon ſo gut in Ihrem Geſicht leſen! — Ich liebe übrigens unſre Ariſtokratie gar nicht übermäßig, ſie iſt teilweiſe flach, hat wenig gelernt, aber ich gehöre doch nun einmal zu ihr. Und Sie waren neulich im Begriff, meinem Onkel, dem Prinzen, eine ſo ſcharfe, vielleicht ungerechte Antwort zu geben, daß Schweigen die einzige Kritik geweſen wäre. Da ſah ich Sie zur rechten Zeit bittend an. Sie verſtanden mich. Denn ſonſt ... Habe ich recht?"

„Ich leugne es nicht, Herzogin."

Sie lächelt wieder, unendlich liebenswürdig. „Sie ſind mir doch nicht etwa böſe, Baron? Ich dachte nur als Hausfrau: ‚Hier muß beruhigt werden!' Und wenn Sie ſelbſt das wegwerfende Zucken Ihrer Naſenflügel in ſolchen Augenblicken beobachten könnten!"

„Aber Herzogin, üben Sie doch Gnade! Ich laſſe mich ſo gern erziehen ..."

Ja, glaub's oder glaub's nicht, Gert. Sie erzieht mich. Ich bin ſeitdem viel gleichmäßiger, liebenswürdiger, während doch ſonſt meine ſehr ausgeſprochene Individualität nur von der abſoluten Gleichgültigkeit zur biſſigen Verachtung hinüberwechſelt. Das hat die reizende Perſon mit ihrem Lächeln auf einmal geändert. Damit gebe ich Dir zu, es iſt die einzige Frau, die mich reizt, die ich vielleicht vermiſſen könnte ... ja ſehnen. Trotzdem denke ich ſehr kühl über das baldige Ende unſrer Beziehungen.

Ja, wo zum Kuckuck liegt dieſer beſondere Reiz? Daß ſie eine eminent weiche, weibliche Natur iſt? ... Eine weibliche Natur iſt ja jeder Künſtler auch mit ſeiner Aufnahmefähigkeit für allerlei Eindrücke. Und doch ſoll ſich gerade das Ungleiche anziehen im Leben der Geſchlechter ... Wenn's nur die uralte unausrottbare Neigung des Deutſchen für das Fremde wäre? Denn zuweilen entſchlüpft ihr ein franzöſiſches Wort, ſie verwechſelt die Fälle — natürlich äußerſt ſelten. Dann wird mir erſt klar, daß ſie eine Ausländerin iſt, und das unrichtige Wort, von dieſem weichen Organ geſprochen, hat für mich einen

Digitized by Google

so prickelnden Reiz, daß ich es in den Nerven fühle. Ich markiere ihr die Fehler immer durch ein mokantes Lippenzucken, worauf sie in liebenswürdiger Verlegenheit sagt: „Sprach ich denn wieder französisch?“... Nein, nein, das alles ist es nicht! Ich bin jetzt au fait. Es ist die Frau, die eigentlich alles weiß und wissen darf, aber die gefährliche Wissenschaft mit einem so hübschen Schleier kindlicher Naivität umgiebt. Darin bin ich eben Französe wie alle etwas verlebten Weltreisenden. Mir thut's nie ein Mädchen an, mir muß es die Frau sein, wo man nicht mehr zu belehren braucht oder zu verderben, wo man nur antippt mit einem Wort, einem Lächeln — und all die verbotenen Thüren offen findet, die bei der Jungfrau unbedingt verschlossen sind. Die Franzosen sind doch große Psychologen. Gefährlich sind nur die Frauen, weil sie uns kennen und unsre Achillesferse.

*

Die Klippe, ja die Klippe. Schiffe zerschellen an Klippen.

Der alte Badearzt im Hotel erinnert mich doch etwas an Dich, Gert. Denn als ich neulich mit ihm eine halbe Nacht zusammensaß im ernsten Gespräch über das Herz überhaupt, das Thema Herzogin aber unberührt, sah er mich plötzlich scharf an.

„Wollen Sie mir etwas nicht übelnehmen, Baron?“

„Wenn's nicht zu toll kommt, nein.“

„Packen Sie noch heut abend Ihre Siebensachen! Ich beobachte Sie nämlich scharf bei Tisch: Sie essen nichts mehr, trinken nur. Der Grund liegt zwei Meilen von hier auf der halben Höhe des Staps. Die Herzogin und Sie sind nämlich das Stadtgespräch... Obgleich Sie mich auslachen werden: Gehen Sie, solange Sie noch können! Der Landsmann steht mir in diesem Falle näher als die Patientin. Die Ehe da drüben ist nicht glücklich, aber solche Leute halten auch ohne Glück sehr gut aus. Die Herzogin wird ihrem Gemahl nie durchgehen, obgleich ich als Arzt es, weiß Gott, nicht verstehe. Ueberlassen Sie also die schöne Frau ihrem Schicksal, das wohl erst sehr viel später kurz und schmerzlos mit einem Herzschlag beendet sein wird. Es giebt aber schwerere Herzkrankheiten, Leiden, wo der Arzt nichts mehr helfen kann, nur der Tod. Ich fürchte,

Copyright 1896 by Ehet. Ges. M. Stuler.

Sie könnten zu den Leuten gehören, die prädestiniert sind zu solcher Krankheit. Und ich sage Ihnen: kein lächelnder Frauenmund verdient, daß ein bedeutender Mensch vielleicht armselig an ihm zu Grunde geht.“

Der Mann meint es gewiß gut. Trotzdem gab ich ihm eine sehr ungezogene Antwort ... Haltet ihr klugen alten Leute mich denn alle für ein Kind?

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

r Engel Freude.

Die Herzogin ist die hübscheste Episode in meinem Leben, weiter nichts.

Auf der Klippe treffen wir uns jetzt täglich, Zufall natürlich, mathematisch berechneter Zufall.

Wir sind jetzt in der Periode der kleinen Reibereien. Sie hatte keine Ahnung, was Malen heißt, und dabei doch ein reizend naives Interesse für mein Handwerk. Da hab' ich ihr denn den Gefallen gethan. Ich mit Aquarellkasten und allem Krimskrams vorne auf dem Fels, sie hinter mir voller Neugierde. Sie geniert mich gar nicht. Sie kann so gut schweigen, so verständig, und ein Lächeln von ihr sagt dann mehr, als das blödsinnige: „Sehr interessant!... Ach wie stimmungsvoll!“ andrer. Die Skizze war ein Stück See, ein weiß umbrandetes Kap, ein paar unmögliche Wolken dahinter. Schön ist ganz anders! Landschaft war ja auch nie meine Force. Aber das Ganze doch immerhin von einem Maleraage gesehen, von einer Malerhand gemalt. Die Herzogin war entzückt und wollte es gleich mitnehmen. Ich schlug's ihr ab, weil ich zu Hause noch ein paar Striche ändern wollte, damit es nicht zu geschmiert aussah. Am andern Tag war ich damit zur Stelle, ein kühn geschnörkeltes „Raben“ prangte in der linken Ecke. Die Herzogin etwas gedrückt, verlegen. Als ich ihr das Blatt geben will, zögert sie. „Nein, Baron, ich habe mir's heute nacht überlegt, es ist doch nicht passend ...“

„Wieso?“ frage ich verwundert.

Da lächelt sie ganz entzückend. „Es wäre ein zu kostbares Geschenk. Und eigentlich ist es doch nur eine Hotelbekanntschaft, die wir haben.“

Das empörte mich direkt, weil eine gewisse Feigheit drin lag, die ich ihr gar nicht zutraute. „Dann nicht, Herzogin ... Aber das hätten Sie mir ebenso gut gestern schon sagen können.“

„Ja, ich weiß... ich weiß...“

Und ich wollte mit einer kurzen Verbeugung mich empfehlen.

Die Herzogin hielt mich zurück. „Aber so bleiben Sie doch, Baron! Ich will Ihnen auch sagen, wie's wirklich ist. Mir ist's nur so peinlich ... Gestern abend tippte ich nämlich bei meinem Mann deswegen an, daß Sie eine Skizze vollendet hätten und die mir vielleicht als Andenken schenken würden. Da fuhr er auf: ‚Was bildest du dir für Thorheiten ein, Félicie! Das wäre einfach unpassend.

Digitized by Google

Der Mann hat dir nichts zu schenken — und denkt auch nicht daran.' Sofort war mir die Freude natürlich vergällt.

Ich erwidere kühl: „Warum sagten Sie nicht gleich die Wahrheit, Herzogin? Ich dränge mich niemand auf. Und wenn der Herzog von Lièges sich einbildet, ich sei auch nur einen Augenblick weniger als er, so machen Sie ihm, bitte, bei Gelegenheit klar, daß ich in meinem Leben noch niemand für mehr gehalten hätte, den Herzog Charles zuletzt."

Es war eine Kleinigkeit. Sie that alles Erdenkbare, mich zu versöhnen. Dennoch wurmte es mich tagelang. Nicht Eitelkeit, bei Gott nicht! Aber daß sie mich so nasführen wollte, mich! Ich bin leicht ungerecht. Ich fragte mich damals sofort: Langt's bei der Frau je zu einem großen Gefühl? Und langt's wirklich dazu, langt's denn auch zu einer großen That? . . . Ich bin eben ein Sonderling. Am Ende verstehe ich sie wirklich nicht und nehme für feige Zaghaftigkeit, was nur übergroße Feinfühligkeit ist. Sie ist eben kein Mann.

Jetzt sind wir wieder nach einer Verknurrung von zwei Tagen auf der Klippe zusammen. Sie hat nämlich das ganze, halb französische Nest von Fischern zu einer Bettlerhorde gemacht. Sobald die herausbekommen hatte, wo die herzogliche Siesta jetzt stattfindet, waren wir von soldoheischenden Kindern umringt. Sie liebt Kinder so sehr, sie hat eine mütterliche Zärtlichkeit sogar für diese schmutzstarrenden, undankbaren Geschöpfe. Und wie sie da verschwendet! Die unzähligen Soldis langen nie. Es ist mir ein beinah wehmütiges Vergnügen, diese schmalen, weißen Kinderhände das Geld ausstreuen zu sehen. Die Hände sind wieder so kraut, und das Lächeln ist so weh! Ich bitte ihr alles ab, was ich je gegen sie gesagt, gedacht oder geschrieben. Den im Grunde Guten zieht's zur Guten. Denn sie ist gut. Und das ist vielleicht das stärkste Band zwischen uns. Sie ahnt, weiß möglicherweise, daß auch ich nicht glücklich bin, und jedes Lächeln, das sie mir schenkt, jedes freundliche Wort ist auch nur das Almosen eines guten Herzens. Die Kinder schreien und purzeln übereinander, und wer einen Soldo erwischt, steckt ihn flugs in die Tasche und hebt mit verschmitzter Heuchelei gleich wieder ganz verzweifelt die kleine braune Faust. Ich bin vielleicht auch nicht besser als diese bettelnden Kinder, ich will immer mehr von der Guten . . . Und doch ist mir der Vergleich mit dem Almosen gar nicht recht. Wer nimmt gern die Almosen einer reizenden Frau? . . . Wenn ich eines Tages viel mehr wollte, ja alles, könnte oder wollte sie dann geben? Lieber Gert, der Mensch ist eine komplizierte Maschine äußerlich und innerlich noch viel mehr. Ja, wenn sie es mir dann nicht geben könnte, weil sie eben nur Almosen zu geben gewohnt ist . . .

Das sind so Tage, wo auch ich irre an mir werde, Angst bekomme für mich wie Du. Das nennt man eben Wallungen, über die man immer mit einem schlechten Witz hinwegkommt. Und dann habe ich auch manchmal urplötzlich das Gefühl, als wenn der Strom, in dem ich schwimme, breiter und breiter werde, reißend, tief, ohne Möglichkeit, daß der Fuß den bodenlosen Grund erreichte. Aber die Ufer sehe ich noch immer, und ich bin ein vorzüglicher Schwimmer . . . Wenn eines Tages mir auch die Ufer verschwänden und der Strom, der mich fortend jetzt noch auf seiner Oberfläche schaukelt, ebenso erbarmungslos hinabrisse in die Tiefe? . . . Was schadete den Verlorenen das auch! . . .

V.

Die Herzogin war wochenlang unpäßlich. Ich fürchtete schon Schlimmeres. Aber sie schrieb mir, daß ihr Herz ein kleiner Eigensinn sei, den urplötzlich Streitgelüste anwandelten, wenn es am wenigsten im Recht. „Ich habe mein Herz gerade in letzter Zeit so gut und schonend behandelt, nun versteht es die Güte nicht, ist undankbar . . . Beunruhigen Sie sich nicht, Baron! Ich werde leider ein sehr hohes Alter erreichen. Montag Wiedersehen auf der Klippe. Ich werde ein ganzes Picknick zur Stelle haben, um den doch etwas pikierten Halbgott einigermaßen durch die gute Absicht zu entschädigen . . ."

Dennoch beunruhige ich mich. Ich fürchte immer, dies kleine, gute Herz könnte eines Tages zu pochen aufhören, und etwas so Reizendes wie sie leidend, vielleicht sterbend zu wissen, ist schon vom rein menschlichen Standpunkt etwas unendlich Trauriges.

Da muß denn in der Zwischenzeit der Due herhalten. Ich liebe ihn nicht. Ich liebe niemals die Männer verführerischer Frauen. Aber der Brave ist so bequem, so hübsch blind, er hält jedes Kompliment über seine Frau für ein Kompliment an sich. Das ist weise von ihm und hat ihm wohl schon manche genußreiche Stunde eingetragen; denn daß es der Herzogin je an Bewunderern gefehlt haben sollte, ist nicht denkbar. Mich hält er für ein im Grunde gutmütiges, aber schwer zu behandelndes wildes Tier. In seinem Kopf sind Herzöge und Freiherren zwei grundverschiedene Menschenrassen, ungefähr so weit auseinander wie Kaukasier und Papua.

*

Der große Bergsteiger Charles hatte mich zu einer etwas schwierigeren Gipfelbezwingung eingeladen. Ich kraxle gern, jedoch mit Maß, dem schweifenden Malerauge darf der müde Fuß den Genuß nicht verkümmern. Er ist Bergfex, sturer Steiger, dem das ferne Ziel den Blick engt. Der Feind war heute der Monte X. Wir brachen früh auf. Erst eine Wagenfahrt auf wunderbarer Felsstraße, die an tiefen Abgründen ohne Brustwehr vorbei sich ins Gebirge hinaufwindet. Die Sonne war gerade im Aufgehen. Das sonst mitleidlose italienische Licht schimmert noch grau, dunstig über starren, braunen, rissigen Gipfeln von so wilder Form, wie ich sie selten sah. Ueber den ausgewaschenen Steinhängen lagen die Dämmerungsschatten. Auf der Höhe hie und da Gestrüpp; tiefer einsam kümmernde Pinien, düster, leblos; dann die graue fäulelnde Olive auf künstlichen Terrassen gezogen. Bis in die Tiefe dieser trostlose, monotone Wald zerklüfteter, rissiger

Digitized by Google

Stämme, Felstrümmer dazwischen gestreut. Ganz unten an der schmalen Sohle ein paar emporstarrende Cypressen von totem Schwarz — die Kirchhofstimmung, die sie mir immer aushauchen, wehte bis zu uns hinauf. Neben ihnen ein steiniges Flußbett, eingerissen, tief; ein blinkender Wasserfaden suchte sich lautlos einen kümmerlichen Pfad. Weit im Westen über einer nadelscharfen Spitze entfloh der blasse Mond. Wir fuhren wechselnd Trab und Galopp. Die elenden italienischen Mietspferde mühten sich mit gekrümmtem Rücken ab. Was ihnen an Hafer fehlt, ersetzt die Peitsche. Geborene Tierschinder, diese Kutscher; das in der Jugend schon verbrauchte Material hält aber noch denkwürdig lange aus. Wie schnell eure Trabkyner uns in den Abgrund schmettern würden bei so roher Behandlung! In Italien droht da keine Gefahr. Es geht zwar immer hart längs der Gründe, aber den stumpfen Pferden ist der thörichte Wille zum Leben immer noch zu mächtig. Die Dörfer an der Gebirgsstraße liegen weit: schlafende, weiße Landhäuser mit geschlossenen Jalousien und duftende Gärten dazwischen, wo der italienische Nobile seinen Sommer verbummelt mitten unter dem darbenden, frondenden Bergvolk. Italien ist nicht umsonst das klassische Land des Anarchismus.

Der Wagen hält. Wir sind vor einem in den Fels gewühlten, braunen, fensterlosen Häuserhaufen. In den engen Straßen liegt's dumpf und kalt. Zerlumpte Weiber an den Thüren, ein Maultierzug mit breiten, flachen Eisen trottet klappernd seines Weges. Von dem Tragsattel hangen zu beiden Seiten die seltsam geformten Weinfässer. Die großen zurückgelegten Maultierohren zucken kaum, wenn die Peitsche des Treibers knallt. Ich sehe dem Zug nach. Mit diesen trottenden, steifen Mühlingen, die ihr saures Tagewerk ohne Hast oder Freude thun, hat der Durchschnittsmensch doch weit mehr Aehnlichkeit als mit dem edeln, im Sprung scheuenden Pferde. Noch ein fernet branca in dumpfiger Osteria, wo die dicke Wirtin die trüben Schnapsgläser mit der Schürze auswischt. Dann steigen wir. Von dem Glockenturm der weißen, prunkenden Kirche bimmelt's gerade zur Frühmesse. Ein harter Aufstieg vom Fleck. Enge Gasse — Olivenwald — armselige Pinien — wucherndes Buschwerk, ruchspende, duftende Erikasträucher dazwischen. Kein Vogellaut — kein schnürender Fuchs — wenn hier ein Hase aufspringen sollte, wäre es ein Wunder. Auf tauschlüpfrigem Stein gleitet der Fuß. Vor mir wandelt der Herzog — den Vorzug gönn' ich ihm gern. Wie er so langsam und sicher emporsteigt nach Bergsexbrauch — eine sehnige, schlanke Gestalt, elastisch und jung in der Bewegung, ein Dreißiger kaum, dem Aussehen nach jünger —, frage ich mich kopfschüttelnd: Was trennt Mann und Frau? Körperliches kaum. Ich kann knapp mit ihm Schritt halten — und ich stehe doch wahrhaftig zu Fuß wie im Sattel meinen Mann. Es ist eine aristokratisch gewandte Männerfigur, der der Training des Liebhabersports die Muskeln straffte. Und dagegen sehe ich plötzlich das blöde, fast idiotenhafte Kinderauge des toten Sprößlings ... Gab doch am Ende die schöne Mutter dem Erben das mattere Blut mit? ... Wer weiß ... Dennoch glaube ich es nicht.

Ich steige schwer — bald zu schnell, bald zu langsam, wie dies auch sonst meiner Natur entspricht. Der Duc dreht sich zuweilen um — ein freundliches Wort, ein witzig sein sollendes Lächeln — er pausiert nie. Die Sonne funkelt auf Stein und Busch. Jetzt ist es die scharfe italienische Sonne, die brennend auch auf dem kahlen, stumpfen Gipfel über uns liegt. Ich bin schweißgebadet. Ich bleibe eine gute Strecke zurück — die ich im Notfall auch noch laufend schaffen könnte. Der Duc steigt unentwegt weiter. Jetzt ärgert mich der Mann, weil er mir so entschieden über ist. Die ererbte Jägerzähigkeit alter Geschlechter bewährt sich — da kann ich nicht mit. Bin ich nicht, wenn überhaupt ein Vollblut, ein andres Vollblut, das auf der Flachbahn niedergalopiert oder niedergalopiert wird, sicher aber galopierend verendet? Vielleicht ist der ganze Lebenskampf einer solchen Bergbesteigung sehr ähnlich — nur die Stumpfen erreichen den Gipfel unangefochten, weil kein Augenreiz ihren Fuß beeinflußt und keine Nervenspannung den Schritt überhastet. Am Ende hat auch solche Sorte mehr Glück bei den Frauen, nicht etwa, weil sie mehr geliebt wird, sondern weil sie bequemer ist.

Es war, wie gesagt, kein sonderliches Vergnügen. Der Herzog machte sogar noch einen Umweg. Wir benutzten einen Schmugglerpfad, der zu einer Einsattlung rechts sich hinzog. Da lugt ein weißes Kirchlein aus dem Gestrüpp, alter Bau. Sie steigen dem Hergott nächstens direkt bis in den Himmel mit ihren Gotteshäusern. Der fromme Brauch des Betens lenkte uns also ab. Während der Herzog demütig in dem kleinen, düsteren Kapellenraum seine Morgenandacht verrichtete, stand ich draußen. Der Berg fällt hier steil zu Thal. Puppenhaft klein lag's unter mir, die heiligen Cypressen wie dunkle Punkte, die säuselnden Oliven wie ein grauer Hauch. Mein Malerauge war noch etwas verschleiert. Ich mußte immer an den betenden Mann in der Kapelle denken. Ist so etwas Gewohnheit oder Heuchelei oder echte Frömmigkeit, das ihn vor jedem Gottesthaus auf die Kniee zwingt? Vielleicht ist es alles drei innig gemischt. Einsame Menschen wie ich verstehen dies Betbedürfnis zu bestimmten Tageszeiten kaum. Wenn's uns wirklich mal ankommt als wehmütige Erinnerung der Kinderzeit, da wollen wir allein sein, ganz allein, und der kleine Vogel, der still neben uns im Gezweig hockt, scheint beinah ein Neugieriger. Ich weiß nicht, ob meine Sorte schlechter ist als die Gewohnheitsbeter, selbst wenn wir nie die Kraft zu brünstigem Gebet fänden. Ich glaube immer, daß die Gläubigen die Last ihrer Thaten- und Gedankensünden weniger drückt. Eine einzige ehrliche Beichte macht sie ja vor ihrem Gewissen frei. Sie mögen manchmal zur Kirche schleichen, das Herz zentnerschwer belastet, und ewig grau scheint ihnen die Welt — das gestüsterte „Absolvo te“ des Priesters giebt ihnen stets das gesunde Leben wieder und den Dingen umher das Licht.

Der Herzog ist kein langweiliger Christ. Wir

Digitized by Google

steigen schon wieder. Diesmal ich voran. Der bröckelnde Fels knackt, auf feuchtem Moos gleitet der Fuß. Mir starrt zur Linken die Tiefe, wo der losgerissene Stein hell klirrend durch das elende Buschwerk bricht. Ich leide an Schwindel. Heute will ich ihn nicht kennen! Mir ist, als sei dieses letzte Wegstück ein wirklicher Wettlauf zwischen uns Männern. Wer den Gipfel zuerst erreicht, ist Sieger auch sonst. — Ich habe ihn zuerst erreicht — schweißtriefend, atemlos. Der scharfe Höhenwind kühlt mir die brennenden Schläfen.

Im Herzen bin ich dem Duc jetzt doch wohl dankbar, der mich zu dieser Expedition verführte. Vor uns ein wunderbares Bild. Das Meer tief, blau, uferlos — in verschwimmender Ferne Korsika, ein grauer, dunstiger Fels, klein wie Capri bei Sirocco-luft, vom Posilipp aus gesehen. Ein riesiger Dampfer zieht qualmend durch die Flut — auf der Höhe kein Segel. Rechts und links dehnen sich die Küstengebirge, zackige, rissige Gipfel, in steiler Wand in die See stürzend, trotzige Kaps, wild und starr ins Meer hinausgestemmt, wie steinerne Glieder des Gebirges, an denen die Brandungswelle weiß gischtend emporzuckt und gleich darauf im Sprühregen wie eine Kaskade niederfällt. Dazwischen weiten sich die Buchten — hell schimmernde Häuser, Kirchen, gebettet in Grün, das die schmalen Thäler in dunkler Linie landeinwärts weiterzieht. Ueberall, wo der Fels das blaue Meer gürtet, hoch emporschlagende Wellen, starke, kühle Wellen, trotz des Sonnenglanzes, der sie durchglitzert. Am sandigen Gestade aber die uns Land gezogenen Segelschiffe, auf den Wellen schaukelnde Boote, und die weiße Schaumschlange munter spielend, warm, vergoldet von Licht. Kap auf Kap, Bucht auf Bucht — ein köstlicher, gewaltiger Kampf zwischen dem lebendigen Meer und dem toten Gestein.

Ich muß einen scharfen Krimstecher zum Genießen hier haben — ein häßlicher Nothehelf, da das unbewaffnete Auge die Bilder wohl größer und wärmer fassen muß. Der Herzog, eine Karte in der Hand, sucht die Namen der Felsen, die Ortschaften längs des Gestades, das unästhetische Vergnügen aller Kraxler, das mir diese Gesellschaft fast immer verleidet. Das Auge soll schweigen, der nüchterne Verstand ruhen. Von einer Sünde der Art bin ich aber auch nicht frei. Das Schloß habe ich lange gesucht und endlich gefunden, ganz klein, ganz grau, scheinbar unten in der Tiefe, während es doch so hoch liegt. Dort leidet die Herzogin jetzt. Leidet — oder träumt? Es ist so weit, so weit — und doch scheint mir das süße Geschöpf jetzt näher in diesem winzigen Haus . . . Ich kann auf solchen Touren nichts essen unterwegs, höchstens einen Schluck aus der Cognacflasche, aber das ist mehr Vorsichtsmaßregel gegen den eisigen Wind, der uns fast umbläst.

Das Gebirge hinter uns ein braunes Chaos seltsamer Formen, — starrende Spitzen, gemächlich gekrümmte Buckel, wild gezackte Hörner. Und dazwischen Thäler, tief eingerissen, mit ihren grauen, toten Steinklumpen von Dörfern, um die zaghaftes Grün schimmert. Es ist eine so wilde Unnahbarkeit in dem vielgestaltigen Bilde, das aus der berstenden Erdrinde sich einst krachend hob — und, starrer und starrer werdend, jetzt mit seinen Schneegipfeln im Hintergrund weit eher ein Zeichen scheint eines sterbenden Alls als eines lebenden . . . Wenn selbst mich das mächtig packt, mich, der ich Fernsichten nie sehr liebte, weil sie so wenig intim, so muß an jenem Januarmorgen eine hehre Schönheit über dieser Hochgebirgslandschaft gelegen haben. Der Duc war begeistert, soweit es solchen Leuten möglich ist . . . „Monte . . . Monte . . . Monte . . .“ Er findet immer wieder Spitzen, immer neue Spitzen, die er wie alte Freunde begrüßt. Dann, nachdem er mit behaglichem Genuß einige Sandwiches verzehrt, drängt ich zum Abstieg. Der gute Mann war sehr zufrieden mit mir, weil ich beharrlich geschwiegen. Absteigen ist immer eine schnerzliche Gymnastik der Kniekehlen, obgleich's diesmal nicht so schlimm. Erst ein Saumpfad über den Grat, dann auf der Meerseite allmählich herab. Schwindeln darf einen nicht. Es war schön, wie so der Wogenlaut dumpf grollend zu uns empordrang und der Gischt brodelte. Erika umduftet uns, Steineichengestrüpp zwängt sich in den brennenden Fels. — Ja, unser deutscher Wald ist freilich anders; er hat so was Mildes, Warmes, auch schon in der Linie — er hat seinesgleichen nicht. Doch hier ist die Natur fesselloser, ursprünglicher, unnahbar in ihrer rissigen Wildheit, die jedes Kulturversuches spottet.

Die Collazione war nach dem Küstendorf unten bestellt, ebenso der herzogliche Wagen. Du kennst die Küstennester nicht und die Osterien. Eine dumpfe Armut, die aber das in der Sonne lungernde Gesindel gar nicht empfindet — die Bewohner Fischer, fleißige Tagediebe, die dem kargen Meer auch noch die Brut stehlen. Die Kneipe von der feuchtkühlen Atmosphäre eines Kellers. Weindunst — Fliegen — auf unglaublich schmutzigen Rohrstühlen ein paar malerisch sich flegelnde Männer, die zerlumpte Jacke halb umgeworfen wie unsern Attila, Hut im Nacken, das pechschwarze Haar in der Stirn. Dazu rauchen sie ihre schwarzgrünen Toskaner Zigarren paffend, spuckend, zuweilen vom verbotenen Morgenspiel berauscht. vom Wein aus diesen plumpen Wassergläsern nie. Der Wirt von karger Höflichkeit — in diesem nicht versenchten Orte noch kein lächelnder Betrüger. Wir lassen die Fenster öffnen. Draußen sammelt sich die Jugend, die das Betteln hier nicht kennt. Es gab eine ganz gute kalte Mahlzeit aus der herzoglichen Speisekammer, zu der der goldhelle Küstenwein trefflich mundete. Was ich mit dem Duc bei solchen Gelegenheiten sprechen soll, weiß ich nicht. Er hat eine wiyelnde Art, die ich nicht liebe.

Uebrigens habe ich Glück auf dieser Italienreise Numero acht.

Plötzlich „buon giorno, padrone.“

„Buon giorno, signore.“

Es scheint ein wohlbekannter Gast hier. An dem matten R erkenne ich sofort den Deutschen. Ohne Frage Künstler, nicht mehr jung, von der Sorte, die sich nicht gern wäscht, aber in dem bärtigen Gesicht kluge, graue Augen und ein energischer Mund.

Digitized by Google

Er sieht uns halb an, rückt am Künstlerhut und siegelt sich ganz italienisch in die fernste Ecke. Ich kenne ihn sicher nicht. Doch der Herzog, der trotz seines matten Auges sehr scharf sieht, murmelt: „Den kenne ich!“ Er grübelt fünf Minuten angestrengt. Dann: „Ich hab's ... Erkennen Sie ihn auch, Baron?“

„Keine Spur!“

„Aber es ist ein ganz berühmter Mann!“ Der Herzog wundert sich über mich. Meine Künstlerqualitäten standen ihm wohl nie sehr hoch ... „Ich habe übrigens Bilder von ihm.“

Es ist ein Dir ganz unbekannter Name, Gert — mir aber sehr wohlbekannt. Ein Sonderling, für viele der einzige Meister.

Der Herzog, der sonst gar nicht zuthulich ist, erhebt sich, geht zu ihm. „Kennen Sie mich nicht mehr, Herr X.?“

Darauf ein sonores: „Warum nicht! Aber ich dachte, die Herren wollten ungestört bleiben.“

„Ganz im Gegenteil. Mein Bekannter dort ist sogar ein Kollege von Ihnen.“

„Kenne ihn nicht.“ — Darauf ein geflüsterter Name. — „Ah, das ändert die Sache, Herr Herzog!“

Da kommt der Mann auch gleich mit linkischer Höflichkeit auf mich zu.

„Freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Herr Baron! Sie haben sich einen schönen Namen gemacht in fabelhaft kurzer Zeit. Haben Sie vor der ‚Liebe‘ schon größere Sachen ausgestellt? Jedenfalls kenne ich nichts andres von Ihnen ... Aber da allerhand Hochachtung vor Ihnen! ... Da ist ein Gedanke drin, da ist Farbe, da ist eine Energie der Auffassung, die man sehr selten findet. Trotzdem krankes Bild — krank — ganz krank! ... Sie mißbrauchen Ihre Nerven unglaublich, Baron. — Das mindert natürlich die Hochachtung nicht. Aber wir sollen uns doch vor allem Kranken in der Kunst hüten. Da ist gleich die Figur: die Liebe selbst ...“

Ich verbenge mich zur Antwort, nur stumm lächelnd.

Er versteht ohne Pikiertheit. „Sie lieben Gespräche über Ihre eignen Sachen nicht allzusehr? Mein Fall ... Aber wenn wir ein paar Liter von diesem ungeschmierten bianco zusammen getrunken haben sollten, werden wir vielleicht wärmer. Wir beide müssen uns noch klar werden über gewisse Ziele unsrer Kunst — und da Sie der typische Vorfechter einer gewissen Richtung sind ... Na prost, Herr Baron! Das übrige vielleicht nachher.“

Ich sage Dir, Gert, man muß auch solche Leute wie den Herzog erst warm werden lassen — Fünf Stunden in dem Nest — in der Osteria, wo der spottwohlfeile bianco wahrhaftig nicht gespart wurde! Die Kosten der Unterhaltung trugen die beiden, ich hatte als Zuhörer, wenn Du willst, den Gewinn.

Thema: Kunst — Geschichte — Sammeln überhaupt. Als wenn sich der gute Duc hätte rechtfertigen wollen wegen seiner Rumpelkammer von Schloß. Ich hielt ihn für einen Nichtswisser, einen Sammler aus Langeweile, der ohne irgend welchen Sport auch in seinen vier Pfählen nicht auskommen kann. Ganz falsch! Ein Mensch von stupendem Wissen, der ganze Kunstgeschichten auswendig gelernt haben muß und in der Zahl niemals irrt. Ich bin doch vom Fach. Die Geschichte unsers Handwerks giebt sich uns malend ganz von selbst. In der Theorie bin ich gegen ihn ein Stümper, der nichts weiß; selbst mein berühmter Kollege mit den schmutzigen Nägeln muß kuschen, und der scheint doch ein Mensch, der so leicht vor nichts kuscht. Diese Unterhaltung interessiert mich beinah — ich lerne mit. Aber nur für den Augenblick bin ich frappiert. Solche Wissenschaft wie die des Herzogs ist etwas Lebloses, Aeußerliches, dem wessen Geschmack die Kunstlehren so schlecht in die Wirklichkeit übersetzt, der hat trotz allem nur die Schale erfaßt, nicht den Kern. Es ist die Wissenschaft eines Mnemotechnikers, der wie Mezzofanti Sprachen beherrscht wie kein zweiter und doch in die Seele des Volkes nie eindrang. Darum imponiert im Grunde auch dem Duc die schmutzstarrende Künstlerschaft mehr, die Fettflecke am Rock sind ihm genialisch, die schlecht gekämmten Haare wallen über dem Hirn eines Auserwählten. Zufällig stimmt das mal bei meinem berühmten Kollegen hier. Aber gehört's denn unumgänglich zu uns? — Es ist ein Zopf, so alt und unberechtigt wie der Schnurrbart unter der Nase im Heineschen Sommermärchen. Haßt meinetwegen die zimperliche Ordnung, seid salopp — aber seid nicht schmutzig! Denn das ist unter allen Unständen häßlich. Der Herzog mag sich wie ich über solche Leute hinter dem Rücken mokieren, doch wird er sich nie von der thörichten Vorstellung losmachen, daß alles vom freien Beruf Zigeuner sein muß und nicht Gentleman. An mich glaubt er darum nicht, ich bin ihm zu sehr seinesgleichen, und erst diese schmutzige Berühmtheit muß ihm klar machen, daß auch das Monocle sehen und die peinlich gepflegte Hand schaffen kann. Er verschließt sich jetzt auch der Thatsache keineswegs thöricht, sie paßt ihm nur nicht in den Kram, kollidiert mit seinen eingefogenen Auffassungen von dem selbstverständlichen Schmutz aller Arbeit überhaupt. Ich bin ihm bestenfalls ein Renegat, ein Dekadent, an dessen aristokratisches Hirn eine unbegreifliche Vorsehung thöricht verschwendete, was einem plebejischen von Rechts wegen zukam. Da steht er gar nicht vereinzelt. Schmutz und Genialität: wieviel thörichte Pinsel profitierten nicht schon davon! ... Wenn wir nicht eine besondere Rasse sind auch äußerlich, dann gelten wir nicht für vollwertig. Vielleicht stecken wir alle noch ein wenig in diesem Vorurteil. Ein Lentnant in Lackstiefeln hat stets die Qualitäten zum Feldmarschall — ein Maler ebenso equipiert verschnupft allgemein schon durch die freche Erhebung über sein Handwerk. Für jeden Stand stehen eben jedem besondere Anschauungen fest. Ein Akademiekollege, der sein illustratives Talent schwer teuer verkaufte, wurde in seinem Heimatsdorf allen Ernstes gefragt, wieviel Gesellen er beschäftige, und ob das Stubenmalen denn wirklich eine so lukrative Sache geworden sei. Diese bäuerliche und die herzogliche Auffassung unterscheiden sich für meinen Geschmack nur wenig. Verdet

Digitized by Google

ihr Alten denn endlich einmal dahin kommen, zu begreifen, daß Aristokrat und Künstler äußerlich wie innerlich dasselbe sein können, ja sein müssen? Als ich anfing zu pinseln, da tuschelte es sicher allgemein hinter mir: ‚Das ist doch kein Beruf, das ist eine Liebhaberei.‘ Jeder Nichtskönner, der zum Vergnügen malt, hat an Tanten und Freunden zahllose Bewunderer. Kann er wirklich etwas, werden gerade die seine Feinde.

Ich bin bissig und langweilig zugleich, Gert. Aber sage selbst: Fünf Stunden zuhören, das weckt auch eigne Gedanken. Von aller Kunstwissenschaft halte ich für den Schaffenden selbst nichts, sie legt Fesseln an, während sie frei machen sollte. Und wir sollten doch vor allem frei sein! Wer eine Individualität besitzt, der lasse sie wuchern! — Gebt uns in den Akademien die Grundzüge des Handwerks, führt uns in den Galerien vor die alten und die neuen Meister. Das Zeichnenlernen und das Sehenlernen: das ist Sache der Schule. Dann kommt der eigne Weg, das heißt die Natur und wir selbst. Wer zum begabten Kopisten geboren, der beschließe sein Leben in Museen und trete frei auf fremden Schultern 'rum. Wem aber eine Eigenart gegeben — und aus der allein strömt's — der hüte sie argwöhnisch, baue sie aus, mache sie frei! Es ist viel besser, daß tausend Sonderlinge ungekannt verkommen, weil das Talent vielleicht nicht langte, das Glück dem Genius die Weihe nicht gab, als daß das Heer der begabten Handwerker ins Bodenlose vermehrt werde und die Technik blühe auf Kosten des Genies.

Du wirst vielleicht bald begreifen, Gert, warum ich diese Weisheiten auftische und mit dem Eigenlob wenig spare.

Es war beinah dämmerig, als wir aus Bezahlen dachten. Der Herzog wollte den ganzen Ramsch übernehmen, was der berühmte Kollege selbstverständlich fand. Das ist mir wider die Natur. Andre freihalten — ein Vergnügen für meines Vaters Sohn; von andern liebe ich es nicht. Der Duc und ich kamen darüber in eine kleine freundschaftliche Auseinandersetzung, bei der ich obsiegte. Die edeln Pferde, die die ganze Zeit unter Decken frei gestanden hatten, waren sehr unruhig geworden, — es war die Viktoria mit dem schmalen Rücksitz. Der Herzog steigt zuerst ein — bei den bäumenden, schnaubenden Gäulen keine Unhöflichkeit, nur Zeitersparnis, weil er am nächsten stand. Dann der berühmte Kollege, der sich selbstverständlich in den Fond lümmelt — nicht etwa Anmaßung. Ich zögere mit gekniffener Lippe, obgleich das Leinenpferd sich überschlagen will. In dem eignen Wagen gehört der Duc auf den Rücksitz — nicht ich. Endlich begreift er und wechselt den Platz. Wir beide waren dabei ein wenig rot geworden.

Notabene: Das Ziel ist diesmal nicht etwa das Hotel, sondern das Sarazenenschloß. Wir waren sehr warm eingeladen — wenigstens der andre. Ich that mit, obgleich ich es sofort bedauerte. Das Diner zieht mich wahrlich nicht. Die Herzogin soll aber wieder gesund sein . . . Soll ich Dir ehrlich gestehn: Ich habe eine lächerliche Sehnsucht bekommen nach ihr, die ich fünf Tage nicht sah. Ich bange für sie, ich möchte mich selbst von der Grundlosigkeit der Angst überzeugen. Es ist doch keine Liebe — es ist Mitleid. Diese herzkranke Frau hat's mir in gewissem Sinne angethan, indem sie mich ahnungslos an die weichste Stelle meines Herzens faßte. Laßt Alte, Kranke sterben — laßt aber die Jungen, Reizenden nicht leiden, ihr Götter! . . . Dies Gefühl war diesmal stärker als ich . . . Ich hätte doch nicht fahren sollen . . .

Du magst Dich wundern, daß von meinem alten, treuen Reisegenossen Tip so wenig die Rede. Er ist unbotmäßig und dies dauernd — zeigt auf der Klippe leise knurrend der Herzogin die Zähne, sobald sie ihm wie allen in ihrer gütigen Art etwas Liebes sagen will. Tip ist feindlich, sitzt immer zwischen uns mit einem tückischen Ausdruck der Augen, als wenn er sagen wollte: ‚Nur über meine Leiche bekommst du ihn!‘ . . . Zur Strafe ist er, der weite Touren so liebt, in einem Holzstall eingesperrt und verzehrt sich in stummer Sehnsucht nach seinem Herrn. Ich sagte Dir ja: er ist ein Charakter.

Die Rückfahrt wieder wundervoll. Erst durch die Berge bei sinkendem Licht im schärfsten Trab . . . Es giebt hier überall so große Lichter und so große Schatten zur Dämmerstunde. Auf den Höhen schimmert's noch goldig — ein warmer brauner Ton zuckt über die Steilhänge herunter, ein Ton, der sich weiter zum Violett abstumpft. In der Tiefe kühles Grau. Eiskalt steigt's herauf. Wo die Kunststraße sich zur Küste hinabbiegt, sehe ich mich noch einmal um. In den Thälern hinten ein starres, schweigendes Düster — auf der Höhe verglimmendes Licht. Die Feierglocke bimmelt. Arbeiter ziehen heim. Krüppel strecken die Hand nach dem rasch rollenden Wagen aus — ein unverständliches Gemurmel, wenn der geworfene Soldo in den Straßenstaub sinkt. Kinder laufen uns klagend nach — eine rothaarige Fischerdirne steht und lacht.

Auf dem Meer noch ein warmer, blaßblauer Dunst. Weiße Segel, eine kreischende Möwe. Die Ilexberge rosig überhaucht. Frieden und Ruhe — die hellen Häuser längs der Küste leuchten weich. Schnell kommt die Nacht — erfrischend, klar. Am Himmel ziehen lichte Wölkchen. Drüben taucht der reine Horizont lautlos ins schlummernde Meer. — Die Fahrt ist lang. Wir schweigen alle. Mich überkommt plötzlich ein Gefühl der Unruhe. Mein Malerauge irrt unstet. Ich will die gleitenden Bilder noch schnell fassen. Vielleicht ist es das letzte Mal in meinem Leben, daß ich den zur Küste gehenden italienischen Tag sehe, wie er ist — klar, stumm, schön. Noch vermag ich zu sehen und zu genießen — aber nur mit starker Nervenanspannung... Morgen vielleicht schon . . .

Gert, wenn Du in jener Stunde an mich gedacht hast, so hättest Du, der Du glaubst, beten sollen, daß die englischen Pferde aufscheuend uns über die niedrige Brustwehr hinweg in das murmelnde Meer tief unten schleuderten. Alle hätten durch ein Wunder mit dem Leben davonkommen

Digitized by Google

sollen — nicht ich!... Hättest Du das frevle Gebet doch gebetet, Gert... Ich will ehrlich sein. Ich weiß so genau, wie zweimal zwei vier ist, daß ich meinem Schicksal entgegenrolle — und weiß ebenso gewiß, daß es elend sein wird...

... Gert, bete doch, bete!... Es wäre jetzt zu spät.

VI.

Auf weichem Seekies knirschen die Räder durchs Portal. Es ist wiederum Nacht — diesmal kein großer Empfang. Die Wendeltreppe düster — das Fallgatter quietscht. In der Halle ein einziger Lichtarm, der sich machtlos in die Dämmerung reckt. Der Diener nimmt uns die Sachen ab — genau so wie zu Hause bei uns...

Der berühmte Kollege tritt an den schwarzen Kamin und reibt sich ungeniert die Hände: „War doch verflucht kalt die letzte Meile!“ — Ich zucke gedankenlos die Achseln. Ich möchte fort — und ich kann doch wiedermm nicht.

Wir essen im großen Speisesaal, der, rein gotisch und künstlich alt, auch durch Lichtmeere nicht erhellt werden könnte. Die Herzogin empfängt uns bereits an der Tafel sitzend. Sie sieht etwas welk aus, leidend — der Arzt hat ihr bis morgen jede unnötige Bewegung verboten. Dem Gatten streckt sie matt die weiße Hand entgegen, die er küßt — sie zuckt dabei leicht zusammen, die Opalangen sind tot. „Wie geht's, Felicie?“ Gewohnheitsphrase. Er will oder kann die Krankheit seiner Frau nicht verstehen. — Mit dem Kollegen wechselt sie einige freundliche Worte; er war vor Jahren schon einmal hier länger Gast. — Als wir uns die Hand drücken, errötet sie leicht, und mir ist, als wenn die Finger nervös zitterten. Die Unterhaltung schleicht. Zum Nachtisch werden Importen gereicht, was sonst verpönt. Die Herzogin, die sich dieser Schwäche des berühmten Kollegen noch von früher liebenswürdig erinnert, hat's so befohlen. Der grüne Chartreuse gluckst in spitze, alte Gläser, der starke Kaffee dampft.

Der Kollege, der zuerst etwas genickt hatte, wird wieder aufgelegt. „Na, noch mal prost, Herr Baron!... Ein vernünftiges Wort habe ich heute aus Ihnen noch nicht herausbekommen...“

Endlich muß auch „Die Liebe“ dran glauben. Der sie kritisiert, ist ein bedeutender Mensch, nicht wegen seiner schmutzigen Fingernägel, sondern trotz... „Ich mag das Bild nicht!“ sagt er kurz. „Trotzdem bewundere ich es. Farbe — Zeichnung: kein Tadel. Der das malte, wußte, was er wollte, und ging auch in dem sonnenhellen Hintergrunde seinen eignen Weg... Dennoch... das Bild empört mich! Wenn ich mir den vorne liegenden Kerl ansehe — der Torso eines Theseus, eine muskelstrotzende Brust und ein Kopf, so rein und klar in der Linie, so bedeutend bei aller Häßlichkeit, daß er imponieren muß... Und wenn ich mir dagegen das Weib ansehe, das auf ihn tritt — ein so feiner, schmaler, durchsichtiger Fuß, wie er gerade nur diese schlanke, zarte Gestalt zu tragen vermag. Sie ist ohne Muskel, blutlos, gewollte Glätte — ein wunderschönes großes Kind in Wahrheit, das nur das Lächeln gelernt hat. Krank ist sie auch. Sehen Sie nur diese zarten, grauen Linien am Hals, den leicht gebogenen Nacken, als wenn sie die lächerliche Last dieses unendlich zarten Kopfes schon drücke. In diesem fast schemenhaft aufgefaßten Weibe herrscht für mich nur die kranke Linie, das körperliche und seelische Weh... Nein, zum Kuckuck noch eins! — Ueber diesen ganzen Mann, der sterbend daliegt mit zusammengebissenen Zähnen, aber einer geöffneten Faust, mit dem glasigen, gebrochenen Blick der Verzweiflung — über den darf diese Liebe nicht schreiten, er darf nicht zu Grunde gehen an dem wunderbar wehen Kinderlächeln, um das ich Sie beneide! Sollte er denn am Ende auch krank sein von Geburt auf wie sie?... Nein, über den muß eine andre Liebe schreiten. Die Gestalt, die auf ihn tritt, muß es mit einem heißen Siegerlächeln thun, eine Frau, so schön und so kraftvoll, so egoistisch und so selbstlos wie jedes große Gefühl überhaupt. Unter der Liebe mag er zusammenbrechen, weil sie stärker ist als er und gesünder... Verteidigen Sie sich nicht unnötig, Herr Baron!... Das ist ja nicht Manier bei Ihnen, das ist ureigne Auffassung, das ist der wunderbare, kranke Idealismus, der graufig über dem Ganzen liegt. Ein großer Künstler sind Sie deswegen doch — vielleicht gerade darum. Aber Sie werden ein Einsamer bleiben wie ich — kein glücklicher Einsamer wie ich... Aber nur keine Lügen in der Kunst! Ich mag sie nicht... Sehen Sie mal: wenn Sie so ein ganzer Idealist wären, ein Mensch, der alles durch die goldene Brille sieht, dem ist wohl, dem vergolden sich von selbst die Ideale, eben weil sie golden sind für ihn... Aber Sie sind sonst ein harter Realist, ein Mann mit einem Auge, das alles sieht — und darum legt sich bei Ihnen der kranke Idealismus, von dem Sie nicht loskönnen, grau und graufig wie ein erstarrender Hauch über das Bild... Die Leute, die es sehen, haben sicherlich das Gefühl: Hier ist ein Maler, der sich selbst rückhaltslos giebt, vielleicht sein eigen Schicksal. Darum treten Sie den Menschen so nah!... Und wenn das Ihr eigen Schicksal sein sollte, das Sie erlitten, noch ehe Sie's erlitten — so denken Sie an mich: Die Frau, die über Sie hinschreitet, verdient's nicht. Der stumpf verzweifelte Zug im Gesicht des Mannes ist wohl echt — aber die Frau ist's nicht. Sie ist ein edles, holdes, krankes Kind, das nichts gelernt hat als Lächeln, und an dem Lächeln sicherlich nicht stirbt... Der Mann thut mir leid, und ich beneide ihn auch wieder, weil er ein so großes Gefühl in ein Weib zu legen vermag — sein eigen Gefühl... Wer daran stirbt, der stirbt doch nicht umsonst...“

Der berühmte Kollege hatte sich bei dem Vortrage so aufgeregt, daß er feuchte Augen bekam und gegen die Rührung einen ganzen Chartreuse hinter die Binde gießen mußte. — Dem Herzog, der gegen eigne Gedanken einen soupçon zu haben scheint, war es unklar, ob der berühmte Mann nicht leicht angeheitert sei. Das matte Auge beobachtete arg-

Digitized by Google

wöhnisch die das Schnapsglas haltende Malerhand — sie war aber so ruhig wie der Trinkende nach dem Ausbruch selbst. — Nun wurde ich der Mittelpunkt des Gespräches, das Ziel der Blicke. Die Herrschaften wollten durchaus wissen, was mich zu diesem Bilde begeistert, wie lange es noch ausgestellt sei.

Zu meiner Schande muß ich gestehen: den einst gewandten Causeur verläßt dies Talent seit geraumer Zeit. Ich bin zuweilen zu lebhaft, zuweilen zu stumm. Ich weiche deshalb nur mit ein paar lächelnden Phrasen aus. Aber der Herzog fühlt sich auf einmal als Freund, als Protektor meiner höchst persönlichen Kunst. Er wird vertraulicher, fragt, ob ich hier an der französisch-italienischen Riviera öfter Stoff sammle, und ob die nicht zu abgegrast sei. — Ich wollte meine Armut nicht gestehen, meine zeitweilige Unfähigkeit, etwas andres zu thun, als schlechte Skizzen schmieren und lange Briefe schreiben. Zuletzt schob ich es auf den Mangel eines Ateliers, auf das Hotel selbst, das mit seinen ewig wechselnden Engländern kein Platz zu ruhiger Arbeit sei. Der Kollege wollte auch eine Raubbemerkung machen, verkniff sich aber den angefangenen Satz und zwinkerte nur dem Duc vertraulich zu. Er ist und bleibt ein Raubhein bei aller Berühmtheit! — Die Herzogin sprach wenig, doch ruhte ihr großes Opalange mit einem eigentümlich leuchtenden Blick unablässig auf mir.

Nach dem Essen verkrümelten wir uns in den Zimmern. Ich hielt mich allein, grundlos niedergedrückt. Aber noch lange hörte ich die laute Stimme des Kollegen hallen, der Antiquitäten herbe tadelte und einen herzoglichen Ahn mit haarsträubenden Beiwörtern belegte. Im Billardzimmer fand ich endlich Ruhe. Es ist gleichzeitig die Bücherei — und mit den grünverhangenen Riesenschränken an den Wänden, dem großen englischen Kugeltisch in der Mitte der einzige Raum, wo Antiquitäten nicht anzubringen, weil sie unfehlbar umgeworfen würden. Der Herzog spielt hier, sofern er nicht in Nizza oder in Sportangelegenheiten abwesend, allabendlich eine Solopartie. Sie sieht zu. Ob die beiden wohl ein herzliches Wort da miteinander sprechen mögen, oder ob das monotone Klacks der zusammenstoßenden Bälle und das harte Klicks des abgleitenden Fehlstoßes die einzigen Laute sind, die dieses hohe Gemach wiedergiebt? . . .

. . . Warum kam ich überhaupt heute abend hierher? — Warum ging ich überhaupt in diesem Jahr in diese Nizzanähe und vergrub mich nicht lieber in das einsame Sestri Levante, das die alte Jungfer mir verleidete? . . .

Gert, ich beginne jetzt an ein Schicksal zu glauben — an ein blindes oder böses, das mit eurem Vorsehungsglauben nichts gemein . . . Ich möchte wenigstens in diesem Zimmer hier allein bleiben, vergessen werden von den andern, dann unbemerkt mich trollen. Ich will die Herzogin nie mehr sehen! . . .

Herrgott, warum schickst du mir sie jetzt gerade — lächelnd, liebenswürdig und doch mit dem wehen Zuge des Leidens in dem weichen Gesicht, der mich selbst so krank und elend macht, viel kränker und elender als sie? — Warum muß sie lustig sein, plaudern? . . . Ich selbst interessiere mich für mein Bild gar nicht mehr. Was thun's andre für mich? — Wenn wir allein sind, nennt sie mich nicht mehr Baron, sondern immer Herr von den Raben, weil sie so feinfühlig ist und selbst diese lächerliche Abneigung ehrt . . . „Kann man ‚die Liebe' denn gar nicht sehen? Wenn ich nach Berlin komme, ist sie sicher verkauft oder nicht mehr da . . . Und ich möchte Sie doch so brennend gern gerade aus diesem Bilde erkennen, Ihre Eigenart verstehn! Ich bin oft eine kleine Ketzerin, traue meinem eignen Urteil nicht recht zuerst. Wäre ich nicht so zaghaft, ich hätte Ihnen schon längst gesagt: ‚Sie sind ein bedeutender Maler — ich fühle das, weiß das, obgleich ich nur eine einzige Skizze von Ihnen kenne . . .' Und nun muß mir dieser Fremde zuvorkommen! Das ärgert mich. Morgen bildet sich mein Mann wohl schon ein, er habe Sie eigentlich entdeckt. — Und ich habe Sie doch viel, viel eher entdeckt! Nicht wahr? . . ."

Ich gebe das lächelnd zu. Ich weiß auch keinen Answeg.

Die Herzogin zögert — sieht mich forschend an . . . „Wenn wir das Bild hierher holten? . . . Aber nein! — Das wäre viel zu viel verlangt."

„Es wäre auch die Transportkosten nicht wert, Herzogin."

„Aber wäre es wenigstens möglich? — Ach, sagen Sie doch, daß es möglich ist! . . . Oder ist es vielleicht doch schon verkauft?"

„Nein, ich zaudere noch, gewissermaßen aus gemeinen Geschäftsrücksichten, um den Preis zu treiben."

„Dann kaufen wir es, Herr von den Raben!"

„Wir? — Sie und der Herzog? . . ."

„Nein, ich — ich allein!"

„Ich würde Ihnen nie ein Bild verkaufen, Herzogin!"

„O, das ist häßlich, Herr von den Raben! Sie denken immer noch an den kleinen Streit wegen der Skizze. Ich konnte doch nichts dafür! Ich leide ja am meisten darunter, weil ich sie so rasend gern gehabt hätte!"

„Und doch haben mich wenig Dinge im Leben so gewurmt!"

Sie schmollt und lächelt dann wieder. „Wenn ich Sie nun aber de- und wehmütig um Verzeihung bitte? . . . Entscheiden Sie sich schnell — ich habe den Ehrgeiz, sobald die Herren ins Zimmer hier treten, meinem Mann zu sagen: ‚Nächstens wird man in diesem Schloß „die Liebe" ausstellen. Morgen ist die reizende Person schon unterwegs.'"

Ich zögere, weil ich schwach bin — und zögere doch nur zum Schein. Es ist eine unerhörte Idee, die mir ein kleines Vermögen kosten wird, diese Ausstellung. Was versteht die Herzogin von geschäftlichen Dingen? — Sie will — ich gehorche. Nenne mich den Einfaltspinsel, der ich bin! . . . Vielleicht, wenn Du sie selber kennen würdest . . . —

Sie war entzückt wie ein Kind über den Sieg und jubilierte, bis sie plötzlich, bleich geworden, sich niedersetzen mußte.

Digitized by Google

„Was ist, um Gottes willen, Herzogin?“

„Nichts, nichts ... Das Herz will mal wieder nicht ... Jetzt ist's auch schon vorüber ...“ Sie atmet tief auf.

Dann kamen die beiden Herren gemächlich von der Ahnengalerie hergebummelt ...

„Wir suchen Sie,“ sagt der Herzog.

„Zum Billardspiel — jawohl!“ unterbricht Félicie.

„Das auch, liebes Kind. Vorher aber noch etwas Wichtigeres.“

„O nein, Charles, zuerst meine Neuigkeit! — Wir brauchen gar nicht nach dem häßlichen Berlin. ‚Die Liebe‘ wird uns selbst ihre Aufwartung machen.“

„Du scherzest, Félicie.“

„Thu' ich das dir gegenüber so häufig, Charles?“

„Leider nein.“ Dann wendet er sich zu mir. „Wenn ich recht verstehe, Baron, wollen Sie einen thörichten Wunsch meiner Frau erfüllen?“

„Warum nicht! — Ich bin der Liebenswürdigkeit dieses Schlosses so sehr verpflichtet, daß ein kleiner Gegendienst wohl kaum in Frage kommt ...“ Ich sage das so gleichgültig höflich — und das matte Auge des Herzogs sucht vergebens in mein Inneres zu dringen, was ja niemals leicht war.

Er scheint befriedigt. Trotzdem überlegt er noch. Nach einer Verlegenheitspause endlich: „Die Liebenswürdigkeit, die Sie meiner Frau erweisen wollen, ist eine große, beinah unerhörte, wie ich wohl weiß. Vielleicht kann ich mich schwächlich revanchieren. Mr. X. hier brachte mich eben auf die Idee, ob Sie nicht einen Atelierraum bei uns acceptieren wollten ...“

„Um zu porträtieren? Da müßte ich unendlich bedauern. Porträt war nie meine Stärke ...“ Hält dieser Duc mich für einen x-beliebigen Maler auf Bestellung, so soll er sich schwer irren.

Uebrigens thue ich ihm unrecht. Er wiegelt sofort ab. „Um Gottes willen, Baron, kein Gedanke lag mir ferner! ... Bloß weil wir einen sehr passenden, unbenutzten Raum derart zur Verfügung haben, wo Ihr Kollege auch schon gemalt hat. Sie würden ganz ungeniert sein, Wagen und Boot stets zur Disposition haben, und Sie brauchten Ihre Hotelwohnung nicht aufzugeben.“

Ich antworte nicht sofort und frage mich nur verwundert: Muß man die Leute denn immer erst schlecht und hochmütig behandeln, ehe sie liebenswürdig werden? Oder ist der Künstler als Mann in dem Augenblick ungefährlich geworden, wo er für diesen Narren auf ein Ruhmespiedestal stieg? — Auch geht mir diese nie geahnte Möglichkeit wie ein heißer Stich durchs Herz, während ich doch aufjubeln sollte, der reizenden Frau wohl auf lange so nahe zu sein. — Mein Schweigen mißfällt niemand. Es ist ja nur das höfliche Besinnen, die Komödiantenpause, die der gesellschaftliche Takt auferlegt. Wer jetzt zunächst sprechen muß, ist die Herzogin. Auch sie schweigt. Ich verstehe es.

Erst ein: „Félicie, schließt du dich meiner Bitte nicht an?“ — das der Herzog etwas verlegen sagt, muß sie an ihre Pflichten erinnern. — Meine Nerven zittern. Mein Herz kann ja nicht mehr thun, was der Verstand hier heischt. O, wenn sie es doch für mich thäte! — Wenn sie ganz schwiege! — Oder wenn sie hell auflachte, entzückt über das Tete-a-tete mit ihrem Künstler! Der eine Ton schon würde dem Duc die Besinnung wiedergeben, den Argwohn wecken. Morgen schon hätte ich den Brief, daß er unendlich bedaure, weil unaufschiebbare Pflichten sie beide nach Flandern oder sonst wohin riefen. — Félicie sieht ihren Mann scheu an und sagt gepreßt, unsicher: „Wollten wir nicht nächsten Monat nach Paris? Es ist nicht allein wegen der Toiletten, wir hatten doch Edmond fest versprochen ...“ Sie gehört eben zu den passiven Naturen, die immer erst zu spät merken, was sie vielleicht angerichtet, und die niemals weder das bedingungslose Ja des großen Herzens noch das kühle Nein des Verstandes zur rechten Zeit finden.

Der Herzog versteht jedoch nicht, was ich so gut verstehe. „Félicie, das läßt sich doch aufschieben! Edmond ist ja noch in Nizza und erwartet sogar noch seine Schwester ...“ Schweig jetzt wenigstens, Weib!

Die Herzogin ist aber keiner Unliebenswürdigkeit fähig. „Ich meinte auch nur so, Charles, weil dann der Baron eine eventuelle Abwesenheit von uns entschuldigen müßte ... Möchten Sie sich wirklich ein Atelier bei uns einrichten, Herr von den Raben?“ — Sie ist dabei blaß, lächelt mühsam.

Mir würgt das befreiende Nein die Kehle — und ich wage doch nur leise zu sagen: „Unendlich gütig, Herzogin. Dazu gehört Bedenkzeit ... Ich gedachte, noch viel weiter südlich zu gehen, nach Sizilien, Nordafrika ... Aber wie gesagt ...“ Ach, wenn ich nicht ein so feiger Sklave dieser kranken weißen Frauenhände wäre! Sie sind so viel stärker als ich. Und führen mich doch nicht mutleidig in meine Wüste zurück. Zum Glück führen sie mich ja auch nicht — sie wollen das vielleicht nicht einmal.

Endlich erbarmt sich der Kollege meiner. „Machen Sie doch keine Geschichten, Herr Baron! So was wird Ihnen nicht immer geboten. Wenn's der Herzog mir heute proponiert hätte — mit beiden Händen, sage ich Ihnen, hätte ich zugegriffen. Aber der neue aufgehende Stern sind eben Sie.“

Wir lachen alle über das geniale Rauhbein — sehr laut und sehr unehrlich.

Später zum Dämpfen der Gefühle eine Karambolepartie.

Ich sage Dir, Gert, es ist ein Tag voller Nichtigkeiten — und jede dieser Nichtigkeiten ein schweres Glied mehr in der Schicksalskette, die schon den Gefangenen umklirrt. — Ich sehe den Raum vor mir kahl und kalt und nüchtern. Die Herzogin auf einem Stuhl weitab. Es ist ein großes, grünes, abgespieltes Tuch, wo die Elfenbeinbälle rollen. Ich bin ein nervöser Spieler, der die Bälle nicht zu halten weiß, aber sicher im Stoß und um einen Ausweg nie verlegen. Ich müßte naturgemäß jämmerlich spielen heut, weil meine Gedanken ganz wo anders sind — und ich spiele gut, sehr gut. Der Stoß ist so weich, das Effet so präzis, als wenn das Schicksal mir selbst die Hand lenkte, bei jedem gelungenen Ball freundlich murmelnd: ‚Sieh doch

Digitized by Google

nicht hin! Ich handle ja für dich. — Keine Angst auch in der Zukunft!' — Es ist eigentlich ein blödes Vergnügen, solch ein Spiel! — Kaum ein Wort, höchstens ein leicht auf den Boden gestoßenes Queue. Dann der surrende Ton der gleitenden Kugeln — das weiche Zusammenschlagen — das matte Gleißen des Elfenbeins. Dazwischen das monotone Zählen der Spieler: „Eins . . . zwei . . . drei . . .“ — als wenn es nicht Menschen thäten, sondern Automaten.

Ich will die Herzogin nicht sehen — und ich sehe sie doch immer. Unsre Augen treffen sich nie. Sie sitzt bewegungslos, stumm, die weichen Züge geschärft, das Oyalgrau von stechendem, feindlichem Glanz. Sie sieht dem Herzog nach — wenn er sich über das Billard beugt, wenn er kreidet, wenn er knickst — unablässig, starr. So mag sie jeden Abend hier sitzen und zuschauen. Dieselben Gedanken mögen durch das feine Hirn ziehen — derselbe Haß. Denn sie haßt ihn — tief, unerbittlich. An diesem Abend weiß ich, daß es nie Gleichgültigkeit war. Zwischen den beiden Menschen liegt eine Welt. Wär' einer tot, jedem wär' wohler. Sie hoffen's, ersehnen's vielleicht, die beiden — und bleiben doch bei einander. Ich kenne den Grund des Hasses nicht, ich ahne ihn nicht einmal. Ist's nur noch das eherne Band der ehelichen Lüge, das sie zusammenhält? Die Furcht vor dem Skandal, die besser kittet als Liebe? — Was es auch sei, ich verstehe sie nicht. Zwei Menschen Bett an Bett, Kopf an Kopf, und das durch Tage, Jahre — zwei Menschen, die sich hassen! — Ob das matte Auge auch zu hassen vermag? Vielleicht ihne ich ihm unrecht, wenn ich's glaube. Die Frau haßt sicher. — Häßliche Bilder fliegen mir vorüber. Wenn sie so aus nervösem Schlummer erwachen mag am grauen nüchternen Frühmorgen — da gilt der erste Blick dem schlafenden Mann neben ihr, der erste Gedanke fragt: ‚Ist's vielleicht der ewige Schlaf?‘ — Und dann möchte sie aufjauchzen. Das ist das Gefühl, mit dem sie ihm gute Nacht sagt, die Herzensantwort auf den Gewohnheitskuß des Morgens, der ihre weichen Lippen zur Verachtung kraust oder zum Ekel erschlafft. Dasselbe Gefühl täglich, stündlich, durch Jahre. Das mordet Nerven — und doch hält sie's aus.

Soll ich bewundern — soll ich beklagen? Ich bin ganz unsicher in meinem Gefühl. Und während ich darüber grüble, schleicht etwas andres mit, etwas Häßliches, die Unterströmung, die den Schlamm aufwühlte, ohne daß ich es will: ‚Hier ist ein Galan nötig — sei du's! . . .‘ Aber ich — erkenne daraus, Gert, wie schwer meine Krankheit ist! — schüttle mit Ekel den Gedanken ab wie ein scheußliches Reptil, das an mir emporkriechen möchte . . . Nun nehme ich mir meine ganze kühle Vernunft zusammen und denke nüchtern: ‚Gewohnheit und Schwäche, die so oft das häßliche Band solcher Ehe knüpfen, bewähren sich auch hier. Ein bißchen Kühle dazu gerechnet und ein bißchen Hochmut — Bleib also ruhig, Rolf, weil du es erkannt hast, studiere den Fall, der vielleicht in seinen Einzelheiten interessant ist, und lächle darum auch fürder das kühle Lächeln, mit dem du immer die Gesellschaft und ihr ureigenstes Produkt, die Frau, abgethan hast!‘ — Ich möchte es so gern — ich kann nicht! Das andre ist ja viel mächtiger, das Gute in mir, das Niegeahnte. Es ist auch nicht das höchste, menschliche Mitleid allein, es ist weit mehr, es ist das große einzige Gefühl, das mir das Lächeln dieser Frau so traurig vergoldet — ein Gefühl, das sie weich umfassen möchte wie ein unendlich geliebtes Kind, dessen kranke Schwäche seine höchste Kraft, dessen tiefes Unglück seine höchste Schönheit ist . . . Sie ist rein, sie ist gut. Darf ich sie ungeschirmt dahinsiechen lassen in einer gesellschaftlichen Lüge, die ihr das Herz verzehrt, das Gemüt verdorrt? Sie ist jung, sie ist reizend. Und ich soll gehen, um eines Tages doch zu erfahren, daß ein ganz kleines, wertloses Gefühl eines Laffen mühelos das nahm, was nur ein großes Gefühl nehmen darf — weil eben dieser Laffe der Erste und Kecke war, sich zu offenbaren? Frauen wie Félicie, die müssen zu fallen, und wenn man sie in einem ehernen Turm behütete — wohl körperlich nicht, aber geistig, was viel schlimmer. Ich bin kein Heuchler, der da lügt: ‚Ich will sie nur halten, schützen, den Weg ebnen einer nie gebrochenen Pflicht.‘ — Nein! Ich habe ein großes Gefühl, selbstisch wie alle großen Gefühle — und möchte auch ihr dies große Gefühl einhauchen, das noch zu besitzen für den einzelnen vielleicht ein Verhängnis ist, für die Menschheit sicher ein Glück . . . Werde ich finden, was ich suche? Wird sie verstehen, wenn ich einst sagen sollte: Jede Pflicht ist hinfällig, sobald sie rein äußerlich geworden ist. Retten Sie sich aus dieser Pflicht, die Sie doch täglich in Gedanken brechen, und die kein Recht mehr hat, weil sie nur noch inhaltlose Form?! Treten Sie die vielen kleinen Gefühle zu Boden, wenn's auch weh thut, solange Sie noch können, auf daß ein großes Gefühl blühe und Sie frei mache und gesund!?“ . . . Ist's noch Zeit bei ihr?

Ach, Gert, ich mache mir gar keine Illusionen. Es ist nur das ganze Vollblut, das jedes Hindernis nimmt, und nur die ganze Frau, die bewußt in eine andre Welt tritt. Die Gesellschaft ist so feige und so grausam, so verlogen und so hart — sie wird sich schon von Jugend auf in Gestalt von Tanten und Freundinnen und Brüdern an diese weiche Natur festgesogen haben, um ihr die Persönlichkeit zu nehmen, den eignen Entschluß. Denn das Elendeste von allen, die Tradition, ist immer noch das Stärkste, und alle schauen ängstlich zurück, wo sie muntig vorwärts schauen sollten. Die Väter und Mütter aller Zeiten werden mit beschwörend gerungenen Händen dieser Frau zurufen: „Beuge dich unter das Schicksal!“ — und die freien und hellen Geister aller Zeiten werden schmetternd rufen: „Brich's!“ . . . Akademische Plauderei — die mir aber tiefer geht, als Du ahnst, weil von ihr mein Schicksal abhängig ist. Lächle nicht! Diese kleinen, kranken, weißen Frauenhände halten mein Schicksal — und flehe Du zu Gott, daß sie mich stark und gütig führen. Es ist die uralte Krankheit der Menschheit, die

Digitized by Google

mich überkommen hat, stark wie der Tod und licht wie der Tag. — Ich werde mein Wanderzelt in diesem Schlosse aufschlagen, ich muß es, Gert! Denn thät' ich's nicht, dann würde ich immer meiner Schwachheit grollen, mich einen Feigling schelten, der einem großen Gefühl entfloh, weil's seinem kleinen Herzen zu mächtig. Verkomme ich, werde ich enttäuscht, betrogen, sollte ich auf leichten Sand bauen, wo ich auf Fels zu bauen gedachte, — auch gut! Das Verkommen wird zwar schrecklich sein — ein langsamer Tod, den ich einem Todfeind gönne. Aber wenn es eine Vorsehung giebt — und es giebt eine —, so gab sie mir dies große Gefühl als letztes, bestes Pfund, mit dem ich wuchern soll zu meinem und der Menschheit Glück. Mein Schicksal ist entschieden — und ich freue mich, daß ich trotz aller Kleinheit, allem Zweifel es selbst entschied.

Mag jemand in dem Billardzimmer die Gedanken ahnen, die hinter dieser blassen Stirn fluten, während die unheimlich sichere Hand die Kugel rollen läßt, wohin sie befiehlt? Niemand ahnt's — auch die Herzogin nicht.

„Hundert!" — Der Herzog machte den letzten Ball. Die Partie ist aus. Ich bin der Sieger.

Die Bierreste werden ausgetrunken — eine Pause — die Herzogin erhebt sich. Es ist Zeit zum Gehen. Wir schlendern nach der Halle — die Frau und ich die letzten. Wir schweigen beklommen. In der Ahnengalerie steht sie plötzlich still: „Werden Sie kommen, Herr von den Raben?" . . .

„Soll ich, Herzogin?" . . .

„Ich weiß nicht . . ."

„Warum?"

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen gut thun wird." . . .

„Und Ihnen?"

„Ich weiß auch nicht . . ."

„Dann lassen wir es also beim alten."

Da zuckt sie zusammen. „Nein!" Und indem sie starr dem Herzog nachsieht, der eben in die Halle verschwindet — ihm nachsieht mit einem fatalistischen Zug um den Mund, als wenn sie sagen wollte: ‚Wenn du keine Augen hast, Mann, verdienst du's nicht besser!' — faltet sie die dunkle, schmale Braue, sagt kurz: „Sie werden bei uns wohnen, Baron — ich will es!"

Der Herzog weiß sein Glück noch nicht.

Als wir abfuhren, sah ich vom Coupé zurück — der Wagen rollte gerade unter dem goldenen Herzogshute durch. Die Frau stand oben am Fenster — ein zarter Schatten, der sich nicht zum Abschiedsgruß neigte. Träumte sie in dem Moment, so war es auch ein ernster Traum. Die lange Rückfahrt grau, schleierhaft. Ich saß zusammengesunken in der Ecke. Mich fror; die Schläfen waren kalt.

Der Kollege zeigte sich desto besser aufgelegt. Wie ja immer einer schwatzen muß, wenn der andre schweigen möchte. Mir ist nur noch weniges gegenwärtig . . . „Ja, wir Maler erleben doch noch was! . . . Der reizendste Punkt von der ganzen Ponente — und da ungestört schaffen können . . . Sie haben doch Glück, Herr Baron! . . . Und die Frau . . . erst daheim lernt man sie schätzen . . . Etwas verliebt sich jeder in sie — aber das ist so ein unschuldiger Rausch! Man genießt, geht — hat die Erinnerung . . ."

Dann kramt der Maler noch ungefragt Weibergeschichten aus, wie sie zu seinem wüsten Bart und seinen Fingernägeln passen — immer nur die niedere Sorte gefährlich . . . Merkwürdiges Volk, die Menschen! Jeder hält im Grunde seines Herzens den Nächsten für einen Pinsel. Ich hätte Lust, dem guten Mann lächelnd auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: ‚Rolf von den Raben betrog weit mehr Frauen, bessere, hübschere — er kennt das Handwerk wie einer. Lassen Sie also das Geschwätz!'

Kenne ich dies Handwerk wirklich besser? Kennt's überhaupt einer? — Keiner kennt's, so wenig er sich selbst kennt! Es war eine große Thorheit, Gert, von verzettelten Gefühlen früher zu reden. Was sind verzettelte Gefühle? Sie sind wie der dichte summende Mückenschwarm, der uns umtanzt, der uns vielleicht reizt, peinigt — verschwindet. Er ist etwas so Aeußerliches, Ungefährliches. Wer sogenannte Gefühle verzettelt, verzettelt an fond nur fremde Gefühle. Das eigne große weckt der Mückenstich nie! Das ist ein ganz andrer scharfer Stich — schwer und tief bis ins wirkliche Herz. Wenige fühlen ihn. Und diese wenigen sind fast immer verloren.

Am Hotel setzte mich der berühmte Kollege ab. Ich vergaß wohl, ihm gute Nacht zu wünschen.

In dieser Nacht noch schrieb ich den Brief an den Onc.

Das Gasthofszimmer ist kalt, kahl, unfreundlich. Und doch habe ich die Empfindung eines Kindes, das die Heimat verläßt, verlassen muß, unsicher, ob die Zukunft grau oder rosig.

Ich komme zum Schluß. Warum soll ich das Wort nicht aussprechen, das schon, seit ich sie sah, mir auf den Lippen lag: „Ich liebe sie!?" — Ich schreibe es sicher das erstemal im Leben — ich sprach es noch nie. Was ich all den kleinen Mädchen vorgebet: „Ich hab' dich gern — du süßes Ding — hast du mich auch lieb?" — das war durchsichtige Lüge, die wohl jede von meinem kühl lächelnden Gesicht ablas. Mein Herz wußte nie etwas davon. Jetzt rächen sich vielleicht all die hübschen Dinger. Mögen sie! — Innerlich fühlte ich mich in allem Sumpf doch rein. Ich fühle mich auch heute rein. Mit der Liebe hat mein Gefühl nie Mißbrauch getrieben — sie war mir heilig — ich habe sie nie entweiht. Heute ist mir das klar. Was auch kommen möge, Gert, glaube es mir!

Und ich komme vielleicht nie zu dem Punkte, auf dem mein Brief schon steht. Die Herzogin wird zurückweichen schon beim ersten Wort. Thut sie's nicht, dann wird mich wohl geraume Zeit ein Nebel umgeben, bald grau, bald goldig — und so sehr ich auch meine Vernunft anspanne, ich werde ihn nicht durchdringen. Ist er vorbei — dann ist's auch mit mir vorbei.

Schreibe mir, bitte, nicht! Dir zu schreiben, wird mir auch weiter ein Bedürfnis sein. Ich brauche einen Vertrauten — keinen Warner. Etwaige

Digitized by Google

Geschäftsbriefe dirigiere nach Nizza an mein altes Hotel. Auf die kritzele meinetwegen den brüderlichen Gruß . . . Verbrenne meine Briefe nicht! Vielleicht verlange ich sie noch einmal nach Jahren zurück, diese Beichte eines Thoren zu lesen. Lächle ich dabei matt und sage: „Thörichter Traum!“ — Dann lächle Du nicht mit! Ich habe in diesem thörichten Traum mein Bestes gegeben . . . Leb wohl! . .

VII.

Carpe diem! — ein holder Schleier soll sich über meine Augen legen — nachher meinetwegen die Nacht. Carpe diem! Der alte Horaz war ein Epikureer, und er hatte recht. Der Sinnspruch walle von jetzt ab als Panier über diesem Sarazenenschlosse.

Das erste Erwachen war köstlich. Einleitung — ein verwundertes Augentreiben, dann ein blitzelndes Gähnen. Auf dieser Welt wären wir noch, Rolf, obgleich wir es nur langsam begreifen. Ein sehr großes Gemach — ganz nach dem Geschmack des Puritaners, der ich ja bei der Arbeit bin. Die einzige Schlemmerei eine wunderbar reiche Ottomane und auf dem großen Marmortisch ein wilder Strauß blühender Kamelien als Gruß der Herzogin. Und die Sonne flutet durchs weite Bogenfenster — ein Lichtmeer, warm, wohlig, das mich von dem breiten, niedrigen französischen Bett aufscheucht. Draußen glitzert das Meer mit spöttischem Wellengekräusel. Cypressen rauschen so dicht, daß ich sie greifen könnte. Es ist neun Uhr, sonst meine beste Schlafenszeit. Hier jedoch will ich ein andrer sein, ein kluger Genießender, der sich selbst lieber die Stunde stiehlt als dem wonnigen Tag. Meine Toilette wie immer: viel Wasser, viel Wäsche, viel Unordnung. Den ich mir darauf im Spiegel besehe, ist der alte — und auch wiederum nicht. Salopp und soigniert, half and half — wie's meine Natur. Aber die Augen sind die eines Glücklichen. Der Diener klopft und fragt, wohin ich das Frühstück befehle. Auf Geratewohl sage ich: „In die Halle.“ — Aber vor dem Weggehen hauche ich noch einen Kuß auf eine Kamelie. Es ist der schüchterne Morgengruß, der eigentlich dir gilt, angebetete Félicie. Herrgott, was habe ich die Frau doch lieb! . . . Ahnt sie, wie meine Nerven zittern nach dem ersten Blick, dem ersten Wort, dem ersten Rauschen ihres Kleides an diesem jungen leuzesfrohen Morgen?

In der Halle steht das Frühstück bereit. Stärkster Kaffee, mit dem ich mich systematisch ruiniere; auf silberner Schale die ägyptische Zigarette, deren blauer, kräuselnder Rauch so angenehm stimuliert in der Frühe. Die Herzogin muß alles selbst bestimmt haben. Sie errät kleine Schwächen so gern, dient ihnen so liebenswürdig. Wenn sie ahnte, daß ich im Grunde keine kleinen Schwächen mehr besitze, nur eine einzige große — sie! . . . Ich bin wie ein Schuljunge am ersten Ferientag. Ich streichle das feine Porzellan der kleinen Tasse, liebkose den Mokkalöffel, an dem das Bragansche Wappen prangt. Pour l'amour la mort! — Der Spruch steht nicht darauf. Und doch ist es mir, als wenn er das erste Willkommen riefe. Ich könnte ihn auch von heut im Wappen führen — ich ganz gewiß! Und dann sehe ich mich wieder argwöhnisch um, ob niemand hinter dem Fallgatter der Thür lauscht, oder ob nicht der neugierige Diener um die Ecke der Ahnengalerie guckt. Ich bin ganz allein. Nur der geharnischte Mann am Kamin schaut mich unverwandt aus den Löchern seines Stechhelms an — und die blauweißen Federn wogen leise dazu. Ich erhebe mich und gehe auf ihn zu und sage höhnisch: „Wollen wir eins stechen? — Denn ich bin dein Feind, ein Lehnsmann des fürstlichen Hauses Bragan, und reite gegen jeden, der die herzoglichen Farben zu führen wagt.“ — Gert, man liebt nur einmal, ist nur einmal ein Thor. — Auch trotzige Gedanken überkommen mich. Ich schlage auf einen Schwertknauf, bis die blinkende Klinge wankt — und eine rostige Sauseder daneben muß klirren. In der dämmerigen gotischen Halle fühle ich mich beinahe als fahrender Ritter, der nur ins Schloß gekommen, dem Schloßherrn den Fehdehandschuh lächelnd vor die Füße zu werfen. „Du oder ich“ . . . Mit der edeln Ritterei ist's ja doch lange vorbei! Was sich von ihr noch in dieser Halle gerettet, das sind verblaßte Paniere, die zu keinem Stegreifritt mehr wallen; das sind die eingelegten Rüstungen, die jeder Büchsenschuß durchdringt, und die Stachelsporen, die den flämischen Rittergaul nie mehr zum Lanzenbrechen unter Rittergewicht treiben werden. Diese Halle ist eine Spielerei, eine aufgeschminkte Thorheit. Jeder, der sie durchwandelt, weiß es und freut sich harmlos an dem gelungenen Bild. Ich fühle vielleicht allein mit diesen Zeiten — ein Maler und ein Romantiker zugleich, der Gefühle fühlt, die das sinkende Jahrhundert lächelnd verlernt hat.

Da höre ich hinter mir einen leisen, elastischen Schritt, ein weiches Rauschen. Ich könnte blind sein und taub, und würde doch den Schritt in den Nerven spüren und das Rauschen, und würde sie doch vor mir sehen, jung und reizend, wie sie mir ewig sein wird — die Herzogin Félicie! Sie kommt aus dem Garten, will mich beschleichen wie ein Wild, und es fehlte wenig, daß sie in holder Naivität die weißen, kühlen Hände auf meine Augen legte und scherzend fragte: „Wer bin ich? Raten Sie!“ — Ich würde unfehlbar antworten: „Eine Fee!“ — So weit bin ich nämlich in der Narrheit. Und ist es nicht doch schön, daß man noch so jung sein kann, daß man aus den wüsten Erfahrungen des Lebens, aus der heißen Orgie, dem ekken Rausch das höchste Menschliche unbefleckt hinübergerettet hat — das einzige Gefühl, das Wert hat, weil es die Welt schuf: die Liebe.

Die Frau Herzogin sehen wieder etwas weiß aus, aber die Frau Herzogin lächeln dabei glücklich wie ein Kind. Ich küsse die Hand. — Wie gern ich sie küsse! . . . Ob von meinen Lippen nicht doch der feine Strom herüberdringt, der die Herzen schneller schlagen macht und heißer? . . . Natürlich weiß sie alles, weiß, daß ich sie anbete, sie sonnt sich vielleicht an dem leuchtenden Blick, mit dem ich ihre ganze

Digitized by Google

Ernst Meissner

Der erste Schnee auf der Alm.

Digitized by Google

zierliche Gestalt umfasse. Es thut allen Frauen wohl, so geliebt zu sein. Erst da empfinden sie ganz die eigne Macht, die eigne Güte ...

Das erste Gespräch ist ein Gespräch über nichts, eine Tändelei, wenn Du willst, wo sie die leichten Bewegungen des Windspiels zeigt und ich die täppischen des Jagdhundes.

„Wie haben Sie geschlafen, Herr von den Raben? ... Sie müssen gut schlafen bei uns! Oder ich werde Sie hypnotisieren, Ihnen einen Schlaf von mindestens vier Monaten suggerieren."

„Herzogin, das ist aber gar nicht mehr nötig. Ich schlief einen so tiefen, traumlosen Schlaf ..."

„Traumlos?" Und die Ovalaugen suchen mich spöttisch zu durchdringen. „Wirklich traumlos, mein Herr? — Ganz traumlos?"

„Nein, Frau Herzogin, um die Wahrheit zu sagen —"

„Lügen Sie, lügen Sie! — O, Sie haben ganz sicher nicht geträumt, und Sie werden auch nie träumen hier!"

„Aber ich träumte ganz sicher — ich träumte etwas Wunderhübsches."

Da ist sie wiederum gefangen, weil sie die Wahrheit fühlt. „Also erzählen Sie schnell!" — Und sie setzt sich zu mir an den Kaffeetisch, folgsam wie ein junges Mädchen und wieder mit jener mütterlichen Sorge, die auch die jüngste Hausfrau dem gern gesehenen Gast gönnt. — Gert, ich versichere Dir, ich habe wirklich von Félicie geträumt — in den wenigen Stunden meines Schlafes träume ich immer von ihr. Und doch schäme ich mich beinahe, es zu sagen. Sie war bei mir, sie saß auf dem niedrigen französischen Bett und lächelte und streckte mir ihre weiße Hand entgegen. Und wie's im Traum geht — ich wollte diese geliebte Hand erfassen und die Frau zu mir ziehen, ganz leise, ganz sacht, um die süßen kranken Lippen zu küssen. Aber konnte ich's? Ich lag schweißgebadet, die Nerven waren unsinnig gespannt, und doch vermochte ich den gelähmten Arm nicht zu rühren — nicht einen Zoll, nicht eine Linie. Es war ein so qualvoller Moment! Ich vermochte nur den kranken Riesenstürkis am Hals anzuschauen wie das Prisma des Magneteurs, bis endlich die Frauenhand matt herabsinkt, das Lächeln weh wird, und wie im grauen Nebel die Nixengestalt mählich zerfließt — schemenhaft, wesenlos zuletzt. Und aus dem verschwimmenden Grau vermag ich nichts mehr zu unterscheiden als das böse grüne Auge des edeln Kiesels... Ich hätte der Herzogin den Traum so hübsch erzählen können — einen ersten Traum im fremden Haus, der immer ein wenig prophetisch sein soll. Statt dessen erzähle ich dürr, trocken, starre jetzt auch wieder den Riesenstürkis an, bis sie mich befremdet unterbricht: „Gefällt er Ihnen nicht mehr? Und ich habe ihn doch gerade Ihretwegen angelegt, weil ich erraten zu haben glaubte, daß Sie diesen Stein an mir besonders lieben. Erkennen Sie denn auch das Kleid nicht mehr? Es ist dasselbe, das ich damals — Sie wissen schon — auf der Klippe trug."

Ob ich das Kleid erkenne! Ich bilde mich ja an dieser Frau ungewollt zum Kostümmaler aus, unterscheide die kleinste Nuance der Spitze, den andern Volant. — Und bei dem Nuwesentlichsten von allen, dem Kleid, gewinne ich endlich meine kühle Sicherheit wieder, schmeichle, bewundere, als Kenner scheinbar und doch nur der verliebte Primaner, dem auch diese Kleiderfrage eine Herzensfrage ist. Die Herzogin hört gern zu. Die Wolken des Weihrauchs umwallen sie so angenehm, so schmeichelnd, sie glaubt den Maler sprechen zu hören und horcht dem verliebten Thoren. Sind Männer denn so ganz anders geartet als Frauen? Gehören Kleider, Schmuck zu diesen wie etwas Körperliches, Untrennbares? Empfinden sie jede Bewunderung derart als eine Huldigung für sie selbst, für die Schönheit, für den Geist? — Das soll kein Vorwurf der Flachheit sein. Denn wahrscheinlich ist der Wert aller Dinge ein relativer, anerzogener, ererbter — und was bei uns der Verstand, die Energie, das ist bei ihnen das gut sitzende Kleid, der graziös beschuhte Fuß. Und wirklich versteht sich die Herzogin anzuziehen wie keine! Das Niezuviel, das die Intimität des Kostüms ausmacht, bewunderte ich noch stets an ihr. Sie ist auch darin eine kleine Zauberin. Immer schwarz, immer distinguiert und immer jene lächelnde Anmut darüber, jenes Persönliche, als sei jeder Stoff für sie allein gewoben und jeder Schnitt für sie allein erfunden. Das ist gar nichts Aeußerliches mehr, das ist etwas Innerliches, jenes seltene Gleichmaß, das das Wesen der Anmut ausmacht, das vom Schein zum Wesen hinüberleitet wie eine goldene Schale zum goldenen Kern ... Du wirst gleich sagen, Gert: „Weil sie äußerlich krank ist, ist sie's auch innerlich. Der zauberische Reiz, den sie auf dich ausübt, liegt auf einem kranken Gebiet des Empfindens, und sie tippt unbewußt nicht auf die vielen gesunden Stellen deines Herzens, sie tippt auf die einzige wehe." — Ganz fehlgeschossen, mein Bruder! Dieser erste Tag, den ich in diesem Schloß verlebe, soll zum Beweis dafür vorüberziehen wie ein Wandelbild — von dem Moment ab, wo das heimliche Rauschen ihres Seidenrocks meine Nerven prickelnd durchströmte, bis zu dem geflüsterten „gute Nacht", das mich für heute so reich macht und vielleicht für später so arm.

Sie hat sich wieder erhoben. Mir erlaubt sie's nicht. „Erst austrinken, mein Herr! Dann ein Zug Zigarette ... Die Herren lieben das ja, ehe sie ins Freie gehen. Denn nachher müssen Sie mit in den Garten. — Mein Mann läßt sich entschuldigen. Er ist wie alle Sportelente ein Frühaufsteher und manövriert schon stundenlang mit der ‚Félicie', die in Nizza wieder Chancen haben soll ... Ich sagte Ihnen schon: Mein Patenkind hat Glück." Dann fügte sie leiser hinzu: „Warum erkundigten Sie sich noch nicht nach meinem Mann? Eigentlich hätte es doch die erste Frage sein sollen an mich ..."

„Das wäre leere Phrase gewesen, Herzogin. Ich liebe den Herzog gar nicht besonders — ich liebe im allgemeinen Männer nicht. Und an der Riviera scheinen sie mir nur dazu da zu sein, unsereinen zu ärgern, zu erbittern, den häßlichen Gedanken wachzurufen: ‚Wie schön könnte die Welt sein ohne euch!'"

Digitized by Google

„Das klingt nicht hübsch!“

„Dafür iſt es ehrlich. Ich thue nur, was Sie befehlen, Herzogin.“

Aber dieſe Ehrlichkeit ſtößt ſie wohl ab. Immer zu! Heut bin ich mutig. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Die reizende Frau nimmt darauf ein lilaſeidenes Tuch, das ihr über den Arm hing, um die zarte Schulter und ſagt leichthin: „Wie gefiel Ihnen der Maler neulich?“

„Genial, aber ſchmutzig, Herzogin.“

„Pfui! Ich bin ganz entgegengeſetzter Anſicht.“

„Da hätten wir ja den erſten Streit, Herzogin.“

„Sie vielleicht — ich nicht! Ich will überhaupt nicht mit Ihnen ſtreiten, ich hab' an dem einen Mal genug ... Aber Sie ſind und bleiben ein Undankbarer. Sie werden nie zufrieden ſein. Und ſtatt froh zu ſein, daß Ihnen dieſer Maler ein ſo hübſches Atelier beſorgt hat, ſprechen Sie ſchlecht über ihn ... Soll ich vielleicht auch lieber früh morgens mit aufs Meer, obgleich's mir der Arzt verboten hat?“

„Herzogin!“

„Um Gottes willen, jetzt kommt der elegiſche Ton! ... Schnell, ſchnell in den Garten, in die freie Luft! Sie haben wieder etwas Unglaubliches auf der Zunge.“

Der Garten, Gert, ſage ich Dir, iſt ein Bijou. Ein Stück Fels, wenn Du willſt, das man unterminiert hat, ausgehöhlt. Nirgends die weiten Flächen eurer engliſchen Parks, das Saftgrün der Wieſen und die ruhigen Linien der Baumgruppen! Hier iſt alles Kunſt — eine Kunſt ohne Künſtelei, die die fiebernde Mittelmeerſonne ſo heiß vergoldet. Regen und Licht haben jahrtauſendelang gegen den ſteinernen Fels gekämpft. Das Waſſer hat ihn zermorſcht, die Wärme zerbröckelte ihn, und aus den Fugen des verwitterten Geſteins brach eine bunte, luſtige Welt von Blumen und Gräſern. Vögel trugen den Samen der Bäume hin — die Steineiche hob ſchützend ihre ſtachelichten Blätter, und die graue Olive zwängte ihren wunderlichen, zerklüfteten Stamm in den Fels. Ein Kampf ums Daſein, wenn man ſcharf ſieht — denn immer wieder verſucht die neidiſche Sonne ihre eignen Kinder zu verſengen. Aber die ſind auch halsſtarrig, ſie laſſen ſich wohl mit dem weißen Staub bedecken, vom Brand ſcheinbar ausſaugen und bewahren ſich dabei doch tief innen die Lebenskraft wie alle harten Emporkömmlinge ... Und dann wurde den Menſchen der Sinn für Fels und Meer wach, ſie ſehnten ſich aus ihren dumpfen Städten in dieſe Welt von Licht, wo der Vernichtungskampf der Natur genau ſo erbarmungslos tobt, aber ein ſo anmutig lächelndes Geſicht hat. Und ſie trieben ihre Kunſtſtraßen in den Fels, bauten ihre weißen Villen, nahmen die Zwingburgen des Meeres, die Sarazenentürme und Kaſtelle als Ruine oder hübſch reſtauriertes Schloß in den Rahmen dieſes neuen Kulturbildes auf. Sie bedeckten den Fels mit fruchtbringender Erde, pflanzten die hohen, düſtern Cypreſſen, die goldenen Orangen, den wuchernden Bambus. Der Mandelbaum blühte, die Feige öffnete ihr Fingerblatt. An der Ziſterne aber trabte der unglückliche Eſel mit verbundenen Augen im Kreis, und die Schöpfräder hoben das Waſſer empor, das in kleinen Rinnſalen den verſchmachtenden Boden tränkte ... Ihr da oben denkt immer, Italien ſei das Land des freiwilligen Ueberfluſſes, der verſchwendenden Natur, während es das Land der heißen, erbarmungsloſen Sonne und der ſchweren Fronarbeit iſt.

Was wußte ich übrigens davon an jenem Morgen? — Die reizendſte Frau führt ja. Es ſind verſchlungene Pfade, mühſam in den Fels geſprengt. Grangrüne Agaven erheben ihre ſtachlichten Häupter, Kakteen wuchern in den brennenden Ritzen. Inſekten ſummen, Eidechſen huſchen über den Stein. Von einem überhängenden Aſt löſt die weiße Hand ſelbſt die kühlende Orange und reicht ſie mir. „Es iſt nur ein Scherz, Sie ſollen ſie nicht etwa gleich eſſen!“ — Ich wandle wohl in dem Zaubergarten von „Tauſend und eine Nacht“, vor mir die Fee, leichtfüßig, lächelnd. Vielleicht fange ich all dieſe Eindrücke zu gierig auf. Es iſt ungeſund, zu viel ... Und wenn ſie plötzlich verſchwände, herniedertauchte ins Feenreich, dem ſie entſtiegen? — Wie grau und tot wäre mir der Fels, wie mitleidlos brennend das Licht! — Denn ſie iſt ja im Grunde der Edelſtein, der all die Farben, die Lichter mir reflektiert — bunt, bethörend ... Es ſind ſo enge, ſchwindelnde Pfade, auf denen ſie ſich arglos bückt, mir eine ſeltene Blume zu zeigen, oder ſie haſcht nach einem Schmetterling. Ich hebe immer ſchützend den Arm. Sie lacht dazu, ſie iſt luſtig, ſie eilt wie eine Gagelle, und keine Spur von Schwindel, keine Angſt, daß das fleiſchige Agavenblatt vielleicht nachgeben, der Fels vielleicht rutſchen und ſie ſelbſt in die Tiefe des Meeres unten ziehen könnte. Sie weiß, daß ich für ſie bange. Und vielleicht deshalb biegt ſie ſich immer kecker vor auf graziös wippendem Fuß, hinabzuſchauen nach der donnernden Brandung, die in ſcharf gegipfelten, gläſernen Bergen heranrollt und im funkelnden Giſcht wutſchnaubend zerſtiebt.

„Aber Herzogin, Vorſicht! Haben Sie Mitleid wenigſtens mit mir!“

Und da rutſcht wirklich ein Stein, rollt in die Tiefe, ſo daß ich blaß werde.

Sie aber lächelte fataliſtiſch. „Und wär' ich's wirklich — was ſchadete das? Ich hänge ſo wenig am Leben.“

„Herzogin, ſagen Sie das nicht! Sie dürfen das nicht ſagen!“

„Weil ich Ihnen gefalle, Baron? Sie ſind ein ſchlimmer Egoiſt! Mir wäre da unten viel wohler ... Ich habe keine Furcht vor dem Tode. Was kann er mir Schlimmes bringen? Ruhe und Vergeſſen — wie Sie glauben, — den Himmel, wie ich glaube ... Etwas Fegefeuer werde ich wohl doch durchmachen müſſen. Ein Mann hat ſich mal meinetwegen erſchießen wollen — aber er hat ſich nicht erſchoſſen. Er iſt ſogar recht glücklich geworden und dankt Gott, daß er nun eine geſunde Frau hat ſtatt einer kranken wie mich ... Ach, das Herz, das dumme Herz! Es macht mir immer zu ſchaffen — ſo oder ſo. Es

Digitized by Google

quält mich, es raubt mir den Schlaf und mahnt mich täglich, daß ich sterben muß. Das letztere ist eigentlich noch das netteste von ihm. Ich will jung sterben! Heute — morgen — es gilt mir ganz gleich. Nur keine langen Qualen! Ich leide ja so schon genug, ich will nicht noch mehr leiden ... Und wenn ich's dennoch muß — das Leiden macht so schnell alt, häßlich. Häßlich möchte ich nicht werden! — Ich möchte nicht in jeder Gesellschaft flüstern hören: ‚Die sah mal ganz passabel aus! Aber jetzt — scharfe Züge, graues Haar!' ... Ja, wenn ich Kinder hätte! ... Mein liebes, kleines René ist schon seit Jahren tot — eigentlich ein Glück für das Kind ... Und ich habe es doch so lächerlich lieb gehabt und hab's mit solchen Seelenqualen wieder hergegeben! — Sie sehen mich immer lächeln, Herr von den Raben, und ahnen doch nicht, daß ich so unglücklich sein kann, so dumpf verzweifelt ... Nein, kommen Sie, wir wollen von ganz etwas anderm sprechen!"

Sie führt mich auf eine kleine Steinbank am Weg — der graue Olivenhang fällt da steil zu Meer. Es ist ein schöner freier Punkt, das Meer so weit. Ich liebe die uferlose Wasserwüste. Nirgends hat man sonst das Gefühl der fremden Größe und der eignen Kleinheit so niederziehend. Nirgends empfindet man so das Lächerliche alles Irdischen. — Wie ich Dir das schreibe, bin ich ein Weiser und demütig. An jenem Morgen war ich sicher ein ganz andrer. Wenn eine grenzenlos geliebte Frau neben einem sitzt — man berührt ihr Kleid, fast ihre Hand, man fühlt den Hauch ihres Mundes — und wenn diese Frau noch träumerisch lächelt! ... Was ist das uferlose Meer da draußen gegen das uferlosere Meer des eignen Gefühls? Dies Meer ist so viel klarer, so viel tiefer — und doch sieht man den silbrigen Grund schimmern und wähnt, daß nur kostbare Perlen da unten ruhen können — nie aber die Ungeheuer der Tiefe ... Ich hätte beinahe Lust, der reizenden Herzogin die abgeschmackte Redensart zu sagen: ‚Königin, das Leben ist doch schön.' — Und Gert, es ist schön — es ist schön! Man darf nur nicht rückwärts schauen und nicht vorwärts, man muß genießen wie ein Kind, das am sonnigen Strande spielt und die Wolken nicht sieht und den Sturm, der unfehlbar kommen muß ... — Die Herzogin bohrt derweil den Sonnenschirm in den Fels — ein thöricht Vergnügen — aber so sind die Frauen ...

Und wieder wie beim ersten Male seh' ich ein Segel auftauchen — weiß, winzig und doch die schwere Wolke meines Glücks. Ich werde mich hüten, der Herzogin das Schiff zu verraten. Die Wolke da bannt auch das Lächeln auf ihren Lippen.

Dennoch hat sie's erblickt und erkannt. Sie sagt gelassen: „Wieder die ‚Félicie'! ... Wir haben schlechten Wind. Sie werden wieder lange kreuzen müssen ... Aber mögen sie! — Charles ist's ein Vergnügen. Er vermißte wohl lieber mich als die Jacht ... Das ist natürlich Unsinn! ... Lieben Sie Sport, Baron?"

„Ja — und nein, Herzogin. Ich ritt mal ganz gern und ganz gut ..."

„Und warum nicht mehr?"

„Ich überlasse das jüngeren Leuten ..."

„Sie thun auch wie ein Greis ..."

„Und doch war ich es in keinem Augenblicke meines Lebens weniger."

Sie überhört das wohl absichtlich und fährt fort: „Ich liebte Sport auch einmal — ich segelte sogar leidenschaftlich gern. Das ist jetzt vorbei, ganz vorbei. Erstens mal taugt's mir nicht — und seitdem ich bei Charrot war ..." — Pause — dann fügt sie fast leidenschaftlich hinzu: „Seitdem hasse ich den Sport beinahe. Ich kann den Lebenszweck nicht mehr fassen, den so viele meinesgleichen daraus machen."

„Das klingt hart, Herzogin."

„So ist's auch gemeint ... Kommen Sie! Ich störe Sie nun schon wieder auf — die Sonne meint's aber zu gut!"

Wir gehen — ich noch mit einem argwöhnischen Blick auf das Segel, sie nicht. Es ist ein andrer Weg — weniger verschlungen, weniger gefährlich; zwischen Seepinien hindurch glitzert das Meer, die Brandung grollt unsichtbar. Wir sind bald wieder am Schloß. Es ist wirklich heiß geworden, und die feuchte Kühle, die der steinerne Turm aushaucht, muß wohlthun danach. Tip kommt mir wedelnd entgegen. Der mißratene Köter zeigt der reizenden Frau, die ihn in unbefieglicher Liebenswürdigkeit wieder streicheln wird, knurrend die Zähne. Tip ist auch eine Dame — und Damen lieben sich selten. Dessenungeachtet schlage ich ihn mit dem Stock, daß er aufheult.

Die Herzogin sieht mich groß an. „Warum das, Baron? Das Tier hat nun einmal eine Abneigung gegen mich. — Lassen Sie ihm sein Recht! ... Härte liebe ich in keiner Form."

Sie ist mir deswegen nicht etwa dauernd böse. Denn auf der Wendeltreppe noch fragte sie mich schelmisch: „War's nicht ein schöner Morgen, Herr von den Raben?"

„Der schönste meines Lebens, Herzogin."

Das scheint ihr zu viel des Weihrauchs. „So etwas könnten Sie vielleicht dem Herzog sagen, der glaubt Ihnen, Sie meinten wirklich den Morgen ..."

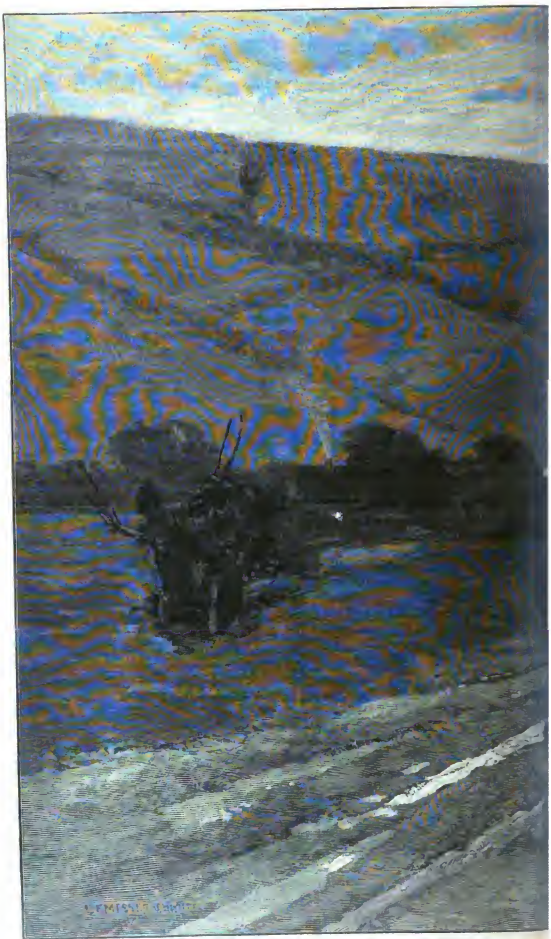
„Und was glauben Sie, Herzogin?"

„Ich glaube, daß ich wie immer sehr thöricht bin — und daß man sich vor Ihnen hüten muß."

Es ist zwölf Uhr.

Ich wollte mich noch auf die weiche Ottomane strecken und träumen die Stunde bis zum Dejeuner. Aber das Licht floß zu aufdringlich hinein, und die Fliegen summten zu gemächlich von der Hand auf die Stirn, von der Stirn auf die Hand. Ich hatte ja auch viel mehr Sehnsucht nach einem kühlen, dämmerigen Raum, wo das Licht durch die Jalousieritzen blickt, und wo man wirklich träumen kann ... träumen. Im Schloß mittägliche Stille. Nur vom Souterrain herauf zuweilen ein diskretes Tellerklappern, unterdrücktes Kichern. Die Jungfer schäkert da mit dem Diener. — In der Bücherei vernahm man auch davon nichts mehr. Ich schnellte mit der Hand ein paar Billardbälle über das Tuch, aber das weiche Zusammenschlagen klang jetzt wie ein fremder, störender Laut. Dann setzte ich mich auf dem Armstuhl, wo

Digitized by Google



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

P. F. Messerschmitt:

Heimkehr.

Digitized by Google

die Herzogin neulich geweilt. Eine lauschige, erwartungsvolle Sieſtaſtimmung lag über dem halbdunklen Raum. — Das Rauſchen der Meeresbrandung drang einförmig herauf. Wer ihr lange lauſcht, ſchlummert rettungslos ein. Mir wäre es auch ſo gegangen — und der alte Marc Aurel, der von hoher Konſole ernſt auf mich herabſah, hätte nichts dagegen gehabt, noch weniger die verhangenen Bücherſchränke, deren mattes Glas auch die vorüberſummende Mücke als geheimnisvollen Schemen reflektierte. Ich ſelbſt ſah mich deutlich in dieſem improviſierten Spiegel — auch etwas geſpenſtiſch grau, jedoch ganz ſcharf ... Mollige Einſamkeit! Draußen ſchwankte ein Stechpalmenzweig gegen den geſchloſſenen Laden, und unſichere Blätterſchatten zogen über das weiße Fenſterbrett. Ich war wirklich dem Schlaf nahe — da, von der Ahnengalerie her, das leiſe Oeffnen einer Thür — eine gedämpfte Lakaienſtimme, die ſich franzöſiſch gegen einen Vorwurf verteidigt. Eine Frauenſtimme auch — weich, jedoch ſehr beſtimmt im Klang. „Wenn er ſchlafen ſollte — nicht wecken!“ Dies franzöſiſch ... Darauf ein elaſtiſcher Schritt über den knarrenden Stabeichenboden des gotiſchen Korridors — ein leiſes, träumeriſches Singen. Es iſt die Herzogin — die ich außerdem in meinem Spiegel ſofort erkenne. Sie geht in meiner Richtung. Ich rühre mich nicht, ſitze ſo tief im dunkeln Hintergrund. Ich bin neugierig. — Jetzt betritt ſie das Zimmer, geht, ohne ſich umzuſehen, auf einen Bücherſchrank zu, den entfernteſten von mir. Sie wählt lange, wie gelangweilte Frauen ſtets. Doch ſie ſchleudert nicht etwa nach Mädchenmanier die Zuchtenbände enttäuſcht zurück, ſondern ſetzt ſie wieder achtſam ins Fach. Sie findet nichts. Wie ſie die verhangene Glasthüre ſchließt, ſieht ſie ihr eigen Bild. Sie ſieht's träumeriſch, mit einem halben Lächeln. Es gefällt ihr und gefällt ihr nicht. Sie ſchüttelt den Kameenkopf, glättet eine ſchwarze Strähne, die ſich gelockert. Dann kräuſelt ſich auch der Mund. — Mir macht's Scherz. Ich muß den Atem anhalten, um mich nicht zu verraten. Das halb enttäuſchte, halb befriedigte Mienenſpiel der Belauſchten iſt ſo reizend! ... Sie kritiſiert auch undankbar, wo ſie rückhaltlos bewundern könnte ... Zuletzt ſtreicht ſie über eine Falte — eine ganz entzückende, kleine Falte am Opalauge. Und als die nicht ſofort weichen will, macht ſie eine ärgerliche Bewegung mit der Hand, die wohl ſagen ſoll: ‚Warum muß das Alter bei mir mit fünfundzwanzig Jahren ſchon kommen? — Häßlich bin ich beinah.‘

Da ſage ich ohne aufzuſehen, ruhig und hart wie ein Automat: „Und doch iſt es die reizendſte Frau, die Sie ſehen!“

Die Herzogin fährt mit einem leiſen Schrei zuſammen. Dann lachen wir beide — ich ironiſch, ſie verlegen. „Sie haben mich auf den Tod erſchreckt, Herr von den Raben! ... Und warum müſſen Sie noch dazu höhnen?“

„Ich ſpreche Ihnen gegenüber nur die reinſte Wahrheit, Herzogin.“

„Wollen wir nicht lieber einen Laden aufmachen, Baron? Es iſt faſt zu dämmerig hier.“

„Wie Sie befehlen, Herzogin.“

„Ach, befehlen thue ich Ihnen nichts. Laſſen wir es alſo ... Ich ärgere mich nur, daß ich Ihnen gar nicht böſe ſein kann — Sie ſagen alles ſo direkt ...“

„Iſt Ihnen das ſo etwas Schreckliches?“ frage ich.

„Nein, nein, das nicht! ... Daß ich hübſch bin, weiß ich allein, und ich hör's auch, wie jede Frau, gern, wenn's hinter dem Rücken gewiſpert wird, oder wenn's die Augen ſagen — aber von Ihnen — ich weiß nicht — Sie ſind Maler, kennen die halbe Welt und haben gewiß ſo vielen Frauen ſchon dasſelbe geſagt! Ja, wär's in Paris, Brüſſel oder in Ihrem geliebten Berlin bei einem großen Feſt, wo die hübſcheſten Köpfe Ihr Künſtlerauge nicht ſo feſſeln wie ich — dann würde ich vielleicht äußerlich ſehr empört ſein über die Schmeichelei und mich innerlich doch raſend freuen ... Aber hier, hier — auf Meilen in die Runde giebt's nichts Hübſches; und Italienerinnen ſind ja ſchon mit zwanzig Jahren verblüht oder verziert. Hier bin ich die einzige paſſabel hübſche Frau. Und weil keine andre da, ſagen Sie das liebenswürdig mir, was Sie ſonſt unfehlbar der andern geſagt hätten ...“

„Und wenn ich dasſelbe überall ſagen würde, Herzogin — auf jedem Erdteil, in jeder Geſellſchaft, in jeder Stunde — und wenn dieſe Anſicht unwandelbar durch mein ganzes Leben beſtehen würde? ... Ja, wenn ich Ihnen das ſagen müßte, immer wieder ſagen müßte auf die Gefahr hin ...“ Ich ſage das abgebrochen, nüchtern — und doch zittert meine Hand dabei ſo, daß ſie die Eiſenbeinkugel fallen laſſen muß, die ſie gerade hält.

Die Herzogin ſieht mich unſicher an und murmelt leiſe: „... Dann hätten Sie vielleicht nie hierher kommen ſollen ...“

„Und Sie wußten das nicht? ... Wußten das nicht ſchon lange?“

Sie zittert etwas. Ein kaum gehauchtes: „Vielleicht.“ ... Dann ſieht ſie mich ängſtlich an. „Habe ich etwas Häßliches gethan, wenn ich's wußte? Sagen Sie!“

Ich trete näher auf die Frau zu. Sie weicht zaghaft zurück; ich aber denke: Jetzt oder nie! Und: „Muß ich es Ihnen denn wirklich noch ſagen, Herzogin, daß ich Sie wahnſinnig liebe?“

Sie bedeckt blitzſchnell das hold errötete Geſicht mit beiden Händen und ſteht: „Sagen Sie das nicht, Herr von den Raben — ſagen Sie das nicht! ... Daß Sie mich lieb haben, weiß ich. Aber warum ſo lieb? ... Das iſt ein Unglück, das darf nicht ſein! ... Geſtehen Sie es, es war ein Scherz, ein ſchlechter Scherz, mit dem Sie mich verſuchen wollten, häßlich verſuchen wollten!“

Ich gehe jetzt mit langen Schritten am Billard auf und ab, von kurzem Atem und ſchwerem Puls. Endlich würgt ſich's heraus: „Es mußte einmal geſagt ſein, Herzogin!“

„Warum? Ich fühl's ja auch ſo! ...“

„Weil ich wiſſen will, ob nur das Mitleid, die Güte gegen den Einſamen aus Ihren angebeteten

Digitized by Google

Augen mir entgegenlächelt. Weil ich wissen muß — noch in dieser Stunde — ob ich wenigstens von dem winzigsten Hoffnungsschimmer leben darf ... Ich verlange nicht viel — ich verlange etwas — beinahe nichts ... Aber nicht etwa großherziges Mitleid! Von dem kann und will ich nicht leben ... Sondern den leisesten Lichtschimmer der Liebe, und sei er auch noch so fern! ... Herzogin, ich will Liebe! ...“ Es ist die Thorheit, die jeder redet. Man verlangt beinah nichts und verlangt damit mehr wie alles — das weiß jede Frau. — Die Herzogin hält noch immer das Gesicht bedeckt — bis ich endlich frage: „Soll ich gehen?“

Lassen Sie mich doch!“ murmelte Félicie. „Der Weg vom Herzen zu den Lippen ist so weit ... Ich wähnte einmal, er wäre kurz — und blieb erschöpft auf staubiger Straße liegen ...“ Dann nimmt sie plötzlich die Hände von dem dunkelroten Gesicht, die Augen fiebern. Sie sagt hastig: „Ja, ja! ... Aber verlangen Sie nie mehr von mir!“ ... Dann wieder die blitzschnelle Bewegung der Hände nach den Augen, die sie schließt und bedeckt ... „Ich bin schlecht — sehr schlecht! ...“

Sie ist wohl keine Natur, die leicht weint, so weich sie scheint. Vielleicht ist sie eine Natur von langem oder eigensinnigem Entschluß. Ich weiß es nicht recht, ich verstehe sie nicht ganz. Mein Kopf ist so leer und mein Herz so voll. — Träumte ich's oder sagte sie wirklich: „Nicht wahr, wir berühren den Punkt nie mehr? — Unser Zusammensein soll uns doch eine hübsche Erinnerung sein, die wir lieb haben, die wir gern hervorholen, die uns tröstet, wenn das Herz weh. Aber keine häßliche, vor der wir erröten, deren wir uns schämen müssen, weil sie unsrer nicht würdig ist?“

Eine Erinnerung? Ja, lieber Gott, wenn das mir von der Liebe bleiben soll — meiner Liebe? ... Ich habe wohl die Frauen nie recht verstanden — und was mein fieberndes Herz hier von einer fordert, das fordert nur ein nie zufriedener Sinn? — Die Liebe — eine Erinnerung? Eine Erinnerung vielleicht, an der man zeitlebens krankt, an der man rettungslos stirbt ... Aber eine liebe Erinnerung? — Nie! — Ich gehöre nun einmal nicht zu den Menschen, die von solchen Erinnerungen leben können. — Von solchem Haß könnte ich vielleicht leben — an solcher Liebe müßte ich sterben ... Ich bin nicht etwa enttäuscht, die Frau wird mir nicht kleiner durch dieses letzte Wort, mit dem sie sich vielleicht vernünftig belügt, weil ihr vor dem Versinken graut, dem Verkommen. Dennoch läuft's mir eisig über den Rücken. Verstanden wir beide uns denn vorhin nicht? Verstehen wir beide uns vielleicht nie? ... Das Glück ist schon rein, wenn man es nur nicht selber thöricht beschmutzte.

Dann mußte ich den Fensterladen doch noch aufmachen. Es war die gebotene Komödie, denn jeden Augenblick konnte der Diener kommen, die Frau Herzogin zum Frühstück zu rufen. Wir standen dessen gewärtig vor dem wieder geöffneten Bücherschrank, und Gleichgültiges wurde gesprochen. Die Frau Herzogin empfahl mir ein Buch, dessen Lektüre das beste Schlafmittel. Als der Diener endlich erschien, fand er zwei verständige Leute, die einen Fensterladen geöffnet hatten — sonst weiter nichts ... Auch darin bin ich nicht mehr der alte. Wer so oft und so kühl mit fremden Gefühlen spielte, ein Meister des gleichgültigen Wortes zu rechter Zeit, der sollte doch nicht beinah vor einem glattrasierten Domestikengesicht erröten. Ich mußte meinen ganzen Verstand zusammennehmen, sonst hätte ich in dem Augenblick etwas unsagbar Dummes gestammelt. Ein Narr selbst, der andre so oft zum Narren machte!

Lächle nicht, Gert, lächle nicht!

Das Frühstück zu zweien war beinah peinlich. Wir sprachen wenig — nur der gewisse schuldbewußte Blick, das verlegene Lächeln. Félicie mußte mir nach Tisch sagen, daß ich mich besser zusammennehmen sollte. Ich werde es. Es ist ja nur eine Sache der Gewöhnung.

Nachmittags kam der Duc. Ich blieb unsichtbar — abends auch. Ich sei bei der Arbeit, hieß es. Armselige Lüge! Ich hatte eine vor Monaten begonnene Skizze auf den Tisch gelegt. Vor der döste ich hier, ohne sie anzusehen. — Abends hörte ich im Nebenzimmer noch ihre Stimme, leise, gedämpft — seine auch. Es ist wohl ihr Toilettenzimmer — doch weiß ich's nicht genau. Er mußte ihr etwas sehr Spaßiges erzählt haben, denn sie lachte einmal hell ... Wie kann man lachen an so einem Tag?

Ich habe das Buch, das sie mir empfahl, nicht gelesen. Ich ging erst mit dem grauenden Morgen zu Bett. Ich kämpfte immer mit der Flucht. — Ich kann noch fliehen, Gert — nach dem Lachen kann ich noch fliehen! ... Ich bin aber eigensinnig, will nicht. Ich muß aus der Frau klug werden und aus mir.

So gegen zwei Uhr bekam ich auch vernünftigere Gefühle. Ich bin undankbar. Ich sollte mich dieses Tages freuen — ich freue mich auch ... Die geliebteste Frau, denk mal, Gert, die einem sagt: ‚Ja, ich liebe dich etwas!‘ — Daran will ich mich klammern, damit will ich all die thörichten Gedanken fortscheuchen.

Es war eine wunderbare, kühle Nacht. Ich sog, im offenen Fenster liegend, den starken Duft eines Rivieraparks ein. Moskitos umtanzten mich freundlich. Es ist mir auch, als wenn ich einen Vogellaut gehört hätte — das war wohl sehr fern ... Die beiden Riesencypressen gerade gegenüber meinem Zimmer starrten so düster, daß mich wieder die Kirchhofstimmung überkam. — Erinnerungen und Kirchhöfe! Ich habe mir damals erst klar gemacht, daß zwischen den beiden eigentlich so eine intime Beziehung ist. Vielleicht lege ich mir auch mal so einen Kirchhof voller Erinnerungen an und bin ganz glücklich zwischen seinen toten Cypressen. —

Die Sonne blinzelt schon violett über einer eiskalten, stahlgrauen See. Zeit zum Schlafengehen für unsereinen. — Ich bin aber doch ein Undankbarer. — Und ich küßte noch demütig das gleichgültige Buch, nur weil es ihre weiße Hand berührt. — Schlaf wohl, Félicie!

Digitized by Google

VIII.

‚Die Frau mag schon viele Männer unglücklich gemacht haben!‘ Das war mein Gedanke beim Erwachen aus einem elenden Fieberschlaf. Ich fühlte mich zerschlagen, matt. Dennoch stand ich auf — ich mußte zum Frühstück in der Halle sein.

Da sitze ich nun wieder und schlürfe den starken Kaffee. Die aufgehende Sonne hat gelogen. Es ist scheußliches Wetter, regnerisch, kalt. Im Kamin verglüht das Feuer. Die Schloßhalle ist grau, mürrisch. Sie interessiert mich nicht mehr. Ich bin schon bei der Zigarette. Noch kein leiser Schritt, kein Seidenrauschen. Ich erwarte es nicht einmal — wenigstens bilde ich mir das ein. Dennoch horche ich gespannt. Wenn ein verbrannter Ast im Kamin zusammenrutscht, fahre ich in die Höhe ... Wenn ich nie mehr das Rauschen hörte? ... Man darf nicht denken, Gert, man darf nicht denken! Wer sein ganzes Leben durch das Denken zu Hause läßt, ist der wahre Weise. Gedanken thun immer weh, Phantasien enttäuschen immer.

Aber sie kommt doch! Im Augenblick, wo ich aufsehe, ein heimliches Huschen, ein rasches Knistern in der Ahnengalerie. Félicie! — Sie kommt auf mich zugeeilt, streckt mir hastig die Hand entgegen. „Guten Morgen! Ich konnte nicht eher ... Wie haben Sie geschlafen?“

„Ich danke, Herzogin. Wie — Sie?“ Ein flüchtiger, kühler Kuß auf eine kühle Hand.

Sie sieht mich an. „Was haben Sie?“

„Nichts, Herzogin.“

„Lügen Sie nicht! Sie haben etwas. Mißfiel Ihnen schon gestern etwas oder erst heut? — Mein Mann bleibt zu Hause. Wir finden vielleicht keine ungestörte Minute mehr. Wir müssen überhaupt sehr vorsichtig sein ... Also schnell!“

„Nichts, Herzogin, nichts.“

Sie schüttelt den Kopf. „Soll die Kühle von heute die Fortsetzung von gestern sein? ... Ach, jetzt hab' ich's! Sie sollten sich schämen, Sie Argwöhnischer, nie Zufriedener! ... Weil ich gestern in meinem Toilettezimmer gelacht habe, nicht wahr? — Es war ja so eine durchsichtige Lüge — er erzählte mir etwas sehr Lächerliches — ich mußte dazu lachen, mußte durchaus lachen. Ich hätte in mich hineinlachen können, Sie hätten keinen Ton zu hören brauchen von uns. Und ich habe laut gelacht, hell, daß Sie es hören mußten. Ich dachte, das soll ihm ein Trost sein: ‚Ich bin bei ihm, denke an ihn.‘ ... War das hübsch oder häßlich, sagen Sie?“

Und ich, wieder bezaubert von dieser Feinfühligkeit, diesem unnennbaren Reiz, der auch ihre Thorheiten unsträflich, bedecke wortlos ihre Hand mit Küssen. Endlich: „Félicie — angebetete Félicie ... Darf ich so sagen? Herzogin klingt so albern für mein Gefühl.“

„Aber ja!“ Dabei entzieht sie mir rasch die weiße Hand. „Ich nehme Ihnen ja nichts übel! — Nur nicht so stürmisch, nicht so laut! ... Ich gehe jetzt. Man soll uns nicht zusammen sehen ... Werden Sie auch nicht vergessen, daß es eine hübsche Erinnerung sein soll? Ich werde alles thun, Sie bei guter Laune zu erhalten — dafür müssen Sie mich auch nicht quälen, wie Sie schon vorhin beabsichtigten.“

Wieder die Erinnerung — die verwünschte Erinnerung! Trotzdem hat Félicie recht. Wenn sie schon jetzt alles giebt, was bleibt dann für später? Haushalten mit den Gefühlen, das ist die Weisheit. Man kann doch immer von Frauen lernen. — Nachher kam der Duc. Ich bin gar nicht verlegen, ich plaudere liebenswürdig. Auch die Herzogin wurde gestreift — leicht, höflich. Ich sprach von ihr in derselben banalen Weise wie von der Jacht — er hat beide wohl gleich gern. Das Sündergefühl hat doch seinen Reiz ... Leiden kann ich den Kerl aber nicht! Er ist ein gefährliches Gemisch von Bescheidenheit und Anmaßung, das hinter einem nichtssagenden Lächeln die ungemessenste Hoffart birgt. Wir wandeln in der Ahnengalerie auf und ab. Tödlich langweilig! Bei jedem Fenster Halt: „Scheußliches Wetter, Baron.“ — „Scheußliches Wetter, Herzog.“ — Das ist nun freilich richtig. Die Riviera, die noch gestern so aufgeschminkt, ist heute ein mißfarbenes Chaos von Fels und Wolken und trauernden Oliven. Und das Meer — eine so schwere, graugrüne, ölige Flut, die ihre Wogen breit und mißmutig wälzt, ohne Schaumkämme, mit einem dumpf knurrenden Laut. Dazu schüttelt der Park sich unter einem kalten, dünnen Regen, der die Farbe nimmt und alle Umrisse starr und nüchtern macht. Wir haben bereits die üblichen Gespräche durchgehaspelt. ‚Ob die Riviera nicht von Jahr zu Jahr kälter würde. Ob der Fels von Montecarlo, den man bei klarem Wetter allerdings nur durchs Glas sehen kann, ein Segen für das Land sei oder ein Fluch. Und ob das erlauchte Haus Grimaldi von Monaco in seinen jetzigen Sprossen regierende Gentlemen gezeitigt habe oder das Gegenteil.‘ — Die letzte Frage schnitt ich an. Der Duc kniff die matten Augen zusammen und schwieg anfangs. Er hält hohes Hasard für eine Sünde und die Spielbankkonzession für eine Gemeinheit — auch die geborene Heine auf einem Fürstenthron paßt ihm nicht. Damit versöhnte ihn aber wieder der Fürst, der aus dem Blutgelde kostbare Gotteshäuser baut, und der Mentone an das geliebte Frankreich verkauft hat. Diese Ansichten habe ich ihm sehr mühsam herausgepreßt. Denn über Kunst will und kann ich mich nicht mit ihm unterhalten — er hat die Wissenschaft eines Archäologen, und ich habe die Ansichten eines Malers ... Die drei Stunden bis zum Mittag totzuschlagen mit ihm — mir graute schon. Ich schlug darum ein hohes Ecarté vor, das Leutnantsspiel, das mir nie gefährlich, weil zu dumm. Er redete von Whist und L'hombre und andern Unmöglichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Darmstädter Künstler-Kolonie

Paul Bürck.

Der Großherzog Ernst Ludwig von Heſſen hat jüngſt in ſehr bemerkenswerter Weiſe in die Entwicklung der modernen Gewerbekünſte eingegriffen durch Berufung einer kleinen Künſtlergemeinde nach ſeiner Reſidenz Darmſtadt. Während alle andern deutſchen Fürſten, die im Laufe dieſes Jahrhunderts ſich ausgezeichnet haben durch die Pflege der ſchönen Künſte, faſt durchweg ihre Teilnahme und Förderung der hiſtoriſierenden und alterümelnden Kunſtweiſe zuwandten, deren Grundabſicht es mehr war, die alten Vorbilder nachzuahmen, die alte Zeit durch den Weckruf der Romantik herauszubeſchwören und insbeſondere durch den geſchichtlich-vaterländiſchen oder religiöſen Inhalt auf die Geſinnung der Leute einzuwirken, hat der durchaus künſtleriſch empfindende Großherzog von Heſſen die aus eigner Kraft ſelbſtändig ſchaffende neuzeitliche Kunſt in ſeinen Schutz genommen. Der hohe Herr, ſelbſt begabt mit echt künſtleriſchem Sinne, erkannte, daß die Zeit gekommen ſei für einen neuen Aufſchwung der deutſchen Schaffenskraft auf dem Gebiete der angewandten und dekorativen Künſte.

Nach den kriegeriſchen Ereigniſſen zum Beginne des neunzehnten Jahrhunderts war das bis dahin reich in mannigfaltigſter Weiſe ſich ausſtrömende äſthetiſche Geſtaltungsvermögen im deutſchen Gewerbe verkümmert. Das Land war verarmt; mehr als das Allernötigſte konnte nur in vereinzelten Fällen aufgewendet werden. So verflang denn die ſtiliſtiſche Entwicklung ſehr bald in dem ſogenannten „Biedermaier-Charakter“, der ja ſchon der „Stil aus Armut“ genannt werden kann. Nach dem Aufſchwunge, den Deutſchland infolge der Ereigniſſe von 1870/71 nahm, regte ſich auch wieder das Bedürfnis nach Schmuck von Haus und Heim, Geräten und Buch. Nun wurden die Gelehrten Herren der Situation. Man ahmte alle älteren Stilepochen nach, bis endlich Ueberdruß eintrat. Da war der Augenblick gekommen, wo die eigenartige Schöpferkraft, die für neuzeitliche Bedürfniſſe auch neuzeitliche Formen erſtehen läßt, ſich wieder durchſetzen konnte. Dieſer Prozeß vollzieht ſich gegenwärtig vor unſern Augen, und deshalb iſt es von beſonderer Bedeutung, daß ein deutſcher Fürſt in den Gang der Entwicklung mit eingreift.

Der Großherzog hatte von jeher die Beſtrebungen der modernen Kunſt, die auf eine äſthetiſche Veredelung und Belebung aller Gegenſtände des täglichen Gebrauches, der Architektur, des Schmuckes, kurz aller Dinge, die den gebildeten Menſchen im Leben umgeben, hinzielen, mit Begeiſterung verfolgt. Ein hervorragender Kenner der immer noch blühenden engliſchen Gewerbekünſte, der franzöſiſchen und belgiſchen modernen Bewegung, ſah er nun auch in den letzten Jahren in Deutſchland ſelbſt eine ähnliche Bewegung einſetzen, die, getragen von glänzend begabten Künſtlern, einer noch unverbrauchten handwerklichen Kraft und von einer techniſch hoch entwickelten Induſtrie, alle Ausſichten für ſich zu haben ſcheint, dereinſt Deutſchland auch auf dem Gebiete des Kunſtgewerbes in die vorderſte Reihe der Kulturnationen zu rücken. In Darmſtadt ſelbſt trat dies zu Tage, als im vorigen Herbſt auf der dortigen erſten Kunſtausſtellung auch eine Abteilung für deutſche

Das Prinz Georg-Palais im Herrengarten zu Darmstadt.

Digitized by Google

Ernst Ludwig, Grossherzog von Hessen und bei Rhein, und seine G

Nach Aufnahmen von F

Digitized by Google

n Viktoria Melita, geb. Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha.

raph E. Ruf in Darmstadt.

Digitized by Google

angewandte Kunst der neuen Richtung zu sehen war, die sich eines sehr schönen Erfolges zu erfreuen hatte. Diese Abteilung war eingerichtet von dem um das deutsche Kunstgewerbe in hoher Hinsicht hochverdienten Kunstverleger Alexander Koch in Darmstadt, dessen im Jahre 1897 begründete Monatsschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ gewissermaßen als das führende Organ des kunstgewerblichen „Jung-Deutschland“ gelten darf. Alexander Koch überreichte ferner hin an maßgebender Stelle eine Denkschrift, in der insbesondere auch die volkswirtschaftlichen Vorteile dargelegt waren, die für das Hessenland aus einer Reform des heimischen Kunstgewerbes im modernen und wahrhaft künstlerischen Sinne entspringen müßten.

ordentlichen Tragweite dieser Maßnahmen des Großherzogs überzeugt sein. Es sind in der That ernste, in ideeller wie materieller Hinsicht bedeutungsvolle Fragen, an deren Lösung der Großherzog mit seiner tapferen Künstlerschar herantreten will, Fragen, die in Deutschland zwar erst kürzlich aufgeworfen sind, die aber im geistigen und wirtschaftlichen Leben der Nation in nicht allzu ferner Zeit eine außerordentliche Rolle spielen dürften, wie das Beispiel Englands, Amerikas, Frankreichs und neuerdings namentlich Belgiens zeigt. Aus diesen Gesichtspunkten allein erfolgte auch die Berufung der einzelnen Künstler. Ein freies, unbeirrtes Schaffen soll ihnen gewährleistet werden, so daß jeder auf seinem Gebiete seine volle Kraft

Aufn. von W. Weimer, Darmstadt.

Professor Josef Olbrich.

Rasch schritt der hohe Mäcen zur Verwirklichung seiner lang erwogenen Pläne. Es sollte gleich etwas geschehen, etwas geschaffen werden. Nicht „graue Theorie“, keine „Schule“, keine „Akademie“, nichts von alledem, was man zu Zeiten der sehnsuchtsüchtigen Romantik und der gelehrsamen Kunstpflege anwandte, um eine „Kunststadt“ hervorzuzaubern, kam hier in Betracht. So entstand denn im Geiste des Fürsten eine Reihe von Plänen, die teils auf die Erweiterung und Verschönerung der Residenz und ihrer Bauten, teils — und das ist das Wesentlichste und Wichtigste — auf eine künstlerische Neubelebung des heimischen Gewerbes und der Industrie, ja des ganzen öffentlichen Lebens, soweit es in dieser Art beeinflußt werden kann, gerichtet sind. Wer einigermaßen vertraut ist mit der modernen Entwicklung im künstlerischen Gewerbe, wie in allen Dingen des Geschmackes, der wird von der äußer-

entfalten kann zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zieles.

Professor Josef M. Olbrich, ein Schüler Otto Wagners, des gefeierten Wiener „Architekturreformators“, ist der Baumeister der kleinen Gemeinde. Obwohl noch jung an Jahren, hat der glänzend veranlagte Künstler sich bereits einen bedeutenden Ruf erworben. Er ist der Erbauer des Ausstellungsgebäudes der Sezession in Wien, sowie zahlreicher Landhäuser, deren innere Einrichtung bis ins kleinste Detail ebenfalls von Olbrich angegeben wurde. Einen schier unerschöpflichen Reichtum der ausmutigsten, elegantesten und originellsten Formen hat er darin niedergelegt. Olbrich ist ferner mit der Ausführung eines Ausstellungsgebäudes für Krakau, sowie mehrerer großer Vergnügungs- und Sportetablissements in den böhmischen Bädern beschäftigt. In Darmstadt wird er sich aber ganz frei entfalten können

Digitized by Google

Paul Bürck: Buchschmuck.

in den Anlagen, die er in dem vom Großherzog für die Zwecke der Künstlergruppe in hochherziger Weise zur Verfügung gestellten ehemaligen Parke auf der Mathildenhöhe durchführen soll. Hier gilt es, in phantasievoller Weise eine kleine Künstlerstadt aus dem Boden zu zaubern, einen Hallenbau für Ausstellungszwecke und Ateliers, kleine Landhäuser, in idyllischen Gärtchen versteckt, in denen die Künstler

Paul Bürck: Studie.

wohnen werden, Villen für Private und endlich die Gebäulichkeiten, die für die in Aussicht genommene Darmstädter Kunstgewerbeausstellung erforderlich sind. Das Ganze dürfte nach den Absichten des Großherzogs und den Plänen Olbrichs einen entzückenden, phantastischen Eindruck von durchaus künstlerischer Eigenart machen. Man kann getrost sagen, daß diese Aufgabe kaum in bessere Hände hätte gelegt werden können als in die Olbrichs. In ihm ist eine Fülle echter, beglückender Poesie lebendig.

Professor Hans Christiansen hat einmal in einer autobiographischen Skizze von sich gesagt: „Ich fasse meine Thätigkeit als Künstler so allgemein als möglich auf: ich will ein Porträt malen, aber auch ein Möbel entwerfen können; ich zeichne Karikaturen, aber auch — Tapeten, Plakate, überhaupt Originale für jedes Druckverfahren; ich entwerfe Glasfenster, aber auch gelegentlich einen Wandschirm für Ledertechnik. Meine Devise heißt: ‚Darstellung von Charakteristik in Form und Farbe dem Zweck und der Technik angepaßt'." Man muß gestehen: dieser junge Künstler verlangt nicht wenig von sich, aber er ist ganz der Mann dazu, es auch zu halten. Wie so mancher andre Künstler verdankt Christiansen seinen anfänglichen Ruhm der Münchener Zeitschrift „Jugend", die ihm ihre schönsten Umschläge und unzählige Zeichnungen von wunderbarer Frische verdankt. Den Kunstgewerbetreibenden wurde er bekannt durch seine erste größere Sonderpublikation in der Kochschen Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration". Trotz einer enormen Produktion hat er sich nie ausgegeben: er ist immer neu, übersprudelnd von Laune, Witz und naiver Lebensfreude. Die Capriccios in der „Jugend" und in zahlreichen französischen Zeitschriften, auf Bonbonnieren, Künstlerpostkarten, Zigarettenetuis und so weiter, die für sich allein schon als Gesamtresultat eines emsigen Künstlerlebens gelten konnten, sind bei Christiansen nur „Gelegenheitsgedichte", kleine Scherze und tolle Einfälle, die er nebenbei mit dem Stifte festhält, und die sein ernstes Schaffen nur wie eine lustige Arabeske begleiten.

Paul Bürck: Buchschmuck.

Dasjenige Gebiet, auf dem Christiansen gegenwärtig wohl nur wenige Nebenbuhler hat, ist die Kunstverglasung. Selbst die namhaftesten französischen, belgischen und englischen Künstler, die für diese Technik entwerfen, haben nur selten die Arbeiten Christiansens erreicht. Man muß schon in die Heimat des Opalescentglases, nach Amerika, gehen, um es mit gleichem Reize und mit gleicher Phantasie beherrscht zu finden. Bei seiner Vielseitigkeit und großen praktischen Erfahrung ist Christiansen vornehmlich auch der Berater der jüngeren Künstler, die sich an die Darmstädter Kolonie angliedern. Er besitzt alle Eigenschaften des Charakters, um eine Lehrthätigkeit im guten alten Sinne des Wortes auszuüben, die mehr im gemeinschaftlichen Arbeiten als in trockenen Lehr-

Ludwig Habich: Schmuckschale.

Digitized by Google

Rudolf Bosselt: Taufmedaille (Vorderseite).
1. Preis (2000 Mark) in dem vom preuß. Kultusministerium ausgeschriebenen Wettbewerbe.

Patriz Huber: Skize

Phot. W. Werner, Darmstadt.

Patriz Huber.

Rudolf

Digitized by Google

einem Schlafzimmer.

Rudolf Bosselt: Taufmedaille (Rückseite).
1. Preis (2000 Mark) in dem vom preuß. Kultusministerium ausgeschriebenen Wettbewerbe.

Bosselt.

Phot. W. Weimer, Darmstadt.

Phot. Gebrüder Vigel, München.

Ludwig Habich.

Digitized by Google

Phot. W. Weimer, Darmstadt.

Professor Peter Behrens.

meinungen und präzeptoralen, akademischen Regeln besteht. Möchten sich ihm noch recht zahlreiche junge Talente anschließen!

Professor Peter Behrens, gleich Hans Christiansen von der äußersten Nordmark des Reiches, aus Schleswig-Holstein stammend und in Hamburg erzogen, hat sich zuerst als Maler in den Kreisen verfeinerter Kunstfreunde eingeführt, ehe er mit Erfolg das Gebiet betrat, auf dem er in Darmstadt vornehmlich zu wirken berufen ist. Allein man würde die Persönlichkeit dieses Künstlers durchaus falsch auffassen, wenn man sein gewerbliches und sein malerisches Schaffen grundsätzlich trennen wollte. Bei der starken Einheitlichkeit dieses Künstlergeistes kann man unmöglich eine scharfe Trennung zwischen seinen Werken der „hohen" Kunst und des Kunstgewerbes ziehen. Hier ist keine Malerei, die irgend etwas „darstellen" oder gar erzählen oder gar predigen will. Hier soll ein Schmuck gefunden werden, hier sollen Gebrauchsgegenstände von höchster Zweckmäßigkeit durch die Einwirkung der Künstlerhand den Adel der Schönheit empfangen. Hier ist eine Kunst, eine festliche, schmückende Kunst! Wir müssen uns also seine Bilder an den Platz denken, den zu füllen sie von ihrem Urheber bestimmt wurden, gleichviel, ob dieser Platz in Wirklichkeit vorhanden ist und von den Bildern eingenommen wird, wie zum Beispiel von den Bildnissen, die das Heim des Künstlers und seiner Auftraggeber schmücken, oder ob er nur in der Phantasie des Künstlers angenommen wurde.

Es ist nun einmal endgültig gebrochen mit dem Irrtum, von dem man gar nicht begreift, daß er fast ein Jahrhundert für selbstverständlich gelten konnte, wonach der Künstler Dokumente seiner Begabung nur deshalb aus sich herausstellt, damit sie in Ausstellungen zum Verkaufe gebracht und in Museen oder Sammlungen aufgespeichert werden können. Die Kunstweise, die Behrens mit so bedeutsamem Erfolge vertritt, ist zurückgekehrt zum Wesen der Kunst, wie es einst die großen Meister und Geschlechter der Vorzeit sowohl der antiken Völker als der unsers eignen Stammes aufgefaßt hatten: die Kunst als Zeugnis und Schmuck des Lebens, als das schöne Erfüllen eines Bedürfnisses. Durchaus Dekoration sind sodann die Farbenholzschnitte, die der Künstler selbst mit der Hand über die von ihm geschnittenen Originalholzstöcke druckt. Mit der Ausbildung dieser Technik hat Behrens eine Anregung von außerordentlicher Tragweite gegeben, die gewiß ebenso wichtig ist als die Neubelebung der Originallithographie. Echte Kunstblätter von feinster dekorativer Wirkung werden hier für einen verhältnismäßig sehr geringen Preis gegeben, und auf jedem Blatte hat die Hand des Meisters gewirkt, jedes einzelne war Gegenstand seiner persönlichen Sorgfalt. Das Meisterstück der Kollektion ist das wahrhaft groß empfundene Blatt „Der Sieg": ein kühner Heldenjüngling, der durch die schäumenden Wogen der Brandung einen Fackelbrand in der erhobenen Faust ans Land trägt. Am meisten beschäftigen jedoch die kunstgewerblichen Absichten unsern Künstler. Unsre Abbildungen zeigen unter anderm einen gedeckten Tisch mit vollständigem Gedeck, Geschirr und einem Satz Gläser, die der Künstler mit einem zugehörigen Teppich dieses Jahr im Münchener Glaspalast sowie im Kunstsalon von Keller & Reiner in Berlin zur Ausstellung gebracht hat. Ausgeführt wurde diese prächtige Kollektion von den „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk" zu München. Der runde Majolika-Einsatz in der Tischplatte ist beweglich, so daß die darauf niedergesetzten Platten bequem nach jeder Person hingedreht werden

Phot. W. Weimer, Darmstadt.

Professor Hans Christiansen.

Digitized by Google

Professor Peter Behrens: Gedeckter Tisch mit vollständigem Gedeck, Geschirr und Besteck nebst drehbarem Majolika-Einsatz und geknüpftem Fussboden-Teppich.
(Ausgeführt in den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk zu München. Gesetzlich geschützt.)

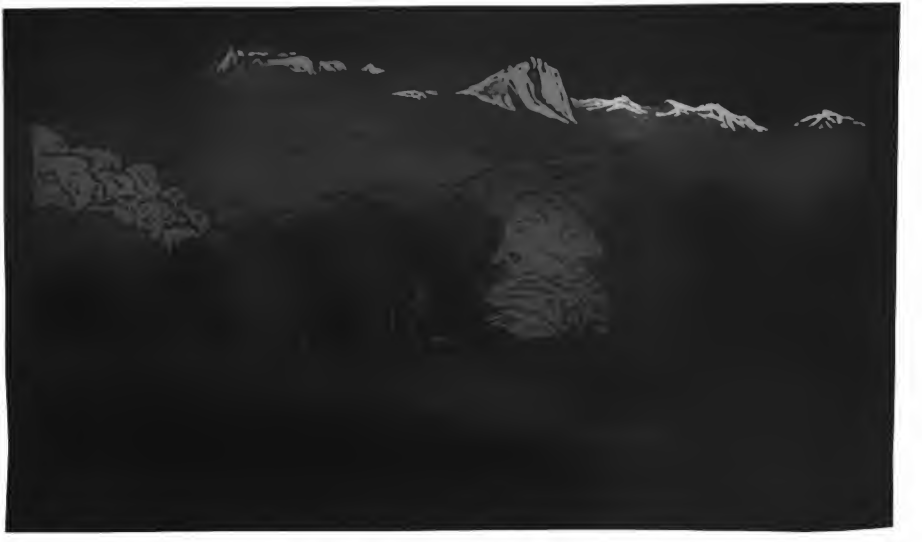
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Hans Christiansen: Pariser Ansichtspostkarten.

Verlag von Wolfrum & Hauptmann, Nürnberg.

Digitized by Google



Paul Bürck: Entwurf zu einem gewebten Wandteppich.

Digitized by Google

können. Auch Tapeten hat Behrens neuerdings zu diesem Ensemble hinzukomponiert.

Peter Behrens steht in der vorderen Reihe der Bahnbrecher des modernen Stiles, und wenn er auch auf eine beredte Reklame verzichtet hat, so ist sein Ansehen doch bereits ein so hohes, seine Wirksamkeit eine so tiefgehende und ernste, daß ihn viele der erfahrensten Fachleute und Kenner mit den bedeutendsten Meistern zusammen nennen. Möbel, Gläser, Frauenschmuck, Theaterkostüme, Buchausstattung, Teppiche, Tapeten, Verglasungen, Stickereien, Gitter, Beschläge, Monogramme: alle diese Dinge hat er in neuen, schönen, edeln Formen erstehen lassen. Peter Behrens wird in der Entwicklung der deutschen Kunst noch ein entscheidendes Wort zu sprechen haben!

Ludwig Habich ist ein geborener Darmstädter. Von ihm giebt es eine ausgezeichnete, fein empfundene Büste des Großherzogs. Ganz entzückend sind seine Kleinbronzen und Statuetten, welche die „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk“ in München ausgeführt haben. Neben andern großen Aufträgen teils monumentaler, teils dekorativ-skulpturaler Art beschäftigen den hochbegabten jungen Bildhauer zurzeit die Vorbereitungen für die Aufstellung seines Einheitsdenkmals, das er für die hessische Universitätsstadt Gießen geschaffen hat.

Rudolf Boffelt, ein Frankfurter, ebenfalls Bildhauer, hat sich besonders und mit sehr beachtenswertem Erfolge der Medaille, Plakette und dem dekorativen Kleinrelief, sowie der künstlerischen Ziselierung zugewandt. Er gewann kürzlich den ersten Preis in dem Wettbewerbe um eine Taufmedaille, den das preußische Ministerium ausgeschrieben hatte. Patriz Huber, ein selbständig veranlagter Innenarchitekt und Möbelzeichner, und Paul Bürck, der zwar kaum in das dritte Lebensdecennium getreten ist, aber trotzdem schon als Zeichner für Buchausstattung, Ueberei, Stickerei und Tapeten die Augen weiterer Kreise auf sich gelenkt hat, sind die beiden „Jungsten“ dieses kleinen Kreises mutiger Künstler, die der Großherzog berufen hat, um ihn bei der Verwirklichung seiner groß gedachten Ideen zu unterstützen. Diejenigen von ihnen, welche bereits in Darmstadt eingetroffen sind, haben ihre Werkstätten einstweilen in dem reizend im „Herrengarten“ gelegenen Prinz Georg-Palais aufgeschlagen. Möge der Großherzog mit seiner trefflichen Künstlerschar im Hessenlande die begeisterte Teilnahme finden, die seine ernsten künstlerischen Absichten verdienen! **Georg Fuchs.**

Ludwig Habich: Buchständer.
(Bronze. Ausgeführt in den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk zu München. Gesetzlich geschützt.)

Die Schneeflocke.

Von

Robert Waldmüller.

Vom Himmel hoch komm' ich daher
Und bin nicht wie der Kummer schwer,
Bin spielend leicht, — beacht's nur, Herz,
Und blick erleichtert himmelwärts!

Vom Himmel hoch komm' ich herab
Und bin nicht finster wie das Grab,
Bin lichten Scheins, — bemerk's nur, Herz,
Und blick besänftigt himmelwärts!

Vom Himmel hoch werd' ich gesandt
Und halt' nicht wie das Trotzen stand,
Bin weich und lind, — bedenk's nur, Herz,
Und blicke lächelnd himmelwärts!

Und wird dir anders gleich zu Mut,
Wenn ich dir flocke auf den Hut,
Da sprich: Sie kam nicht liebeleer, —
Vom Himmel hoch kam sie daher!

Digitized by Google

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider,** Marinepfarrer.

5. Weihnachten.

Bekanntlich iſt die Vorfreude anhaltender und inniger, als die wirkliche Freude am Tage der Erfüllung, weil gar zu leicht eine größere oder geringere Enttäuſchung mitunterlaufen kann. Dieſe Beobachtung kann man an jedem Weihnachtsfeſt machen. Welch ein glückſtrahlendes und hoffnungsfreudiges Treiben überall in den Wochen und Tagen vor Weihnachten, und wie viele ſaure und enttäuſchte Geſichter am Heiligabend und während des Feſtes! Aber iſt das nicht natürlich? Wer ſein Glück aufs große Los ſetzt, wird meiſtens enttäuſcht. Nur dem Beſcheidenen blüht das Glück, und nur er allein vermag es an ſeine Ferſen zu feſſeln.

An Bord hatte man ſchon lange vorfreudig von der Feier des Weihnachtsfeſtes geſprochen. Die Jungen horchten auf, wenn ihnen von den Alten erzählt wurde, daß man Tannenbäume ohne Tannen für die Weihnachtsback ſchaffen, und zwar eigenhändig mit dem Taſchenmeſſer aus einem Beſenſtiel, unter Zuhilfenahme von etwas grüner Farbe herſtellen müſſe.

Wunderbar wird es auch dir, lieber Leſer, erſcheinen, aber — die Sache hat ihre Richtigkeit.

Es iſt etwa acht Tage vor Weihnachten. Gehen wir einmal durch die Batterie und das Zwiſchendeck, wo die Schiffsjungen mit ihren Lehrmeiſtern, Matroſen und Heizern an ihren Backen ſitzen und „Weihnachtsarbeiten machen".

Der Materialienverwalter hat an die einzelnen Backen — fürſorglich aus Kiel mitgenommen — Bogen Pappe, buntes Papier und Seidenpapier, rotes, weißes, blaues, grünes, gelbes, Silber- und Goldpapier ausgegeben. Aber das alles wird vorläufig noch vom Backsälteſten verſtaut. Er läßt dafür jeden von ſeiner Back ſich etwas Holz „beſorgen". Beſenſtiele ſtehen am höchſten in der Nachfrage, daneben werden auch alte Kiſtendeckel und Holzabfälle vom Zimmermeiſter mit gutem Erfolge verarbeitet. — Wozu denn? Nun, wozu anders denn, als zu edeln, ſchlanken Tannenbäumchen. Dem Stamme des Tannenbäumchens dort auf der Back ſieht man es wahrlich nicht an, daß er in der außerweihnachtlichen Zeit früherer Tage die Rolle eines biederen Beſenſtieles geſpielt hat. Er iſt durch zierliche Einkerbungen vollſtändig rauh gemacht wie eine Tanne und hat einen entſprechenden Farbanſtrich erhalten. Hier und da, in natürlichem Verhältnis, wachſen aus dem Stamme Zweige hervor, ebenſo bearbeitet, die ſich wieder und wieder in kleinere und kleinſte Sproſſe und Sprößlinge verjüngen, bis — unter Zuhilfenahme der nötigen Farbe das täuſchende Bild einer ſchöngewachſenen Tanne unter den kunſtfertigen Händen des weihnachtlich geſtimmten Seemannes fertig daſteht. Dieſer Tannenbaum hat vor dem natürlichen den großen, für Bordverhältniſſe nicht hoch genug zu ſchätzenden Vorzug, daß er ſich bequem auseinandernehmen und leicht verſtauen läßt.

Ketten und Sterne, Blumen und Körbchen zur Ausſchmückung des Bäumchens, ſowie der ganzen Back werden ununterbrochen gemacht, ſo viele wie das gelieferte und nachgelieferte und noch ſelbſt gekaufte bunte Papier geſtattet. Die eine Back bewahrt aber ſorgfältig das Silber-, eine andre das Goldpapier auf. Wir fragen, zu welchem Zweck? „Das ſoll für den Kronleuchter bleiben," wird uns zur Antwort. Nicht ganz klar, wie Silber- und Goldpapier ſich in einen Kronleuchter verwandeln kann, gehen wir weiter und ſehen an einer Back verſchiedene Leute, den Kopf auf den Arm geſtützt — einer von ihnen hat ein Stück Papier vor ſich und einen Bleiſtift in der Hand - , das Auge geiſtreich verklärt auf einen Punkt gerichtet — ſie

Digitized by Google

scheinen über irgend eine höchst wichtige Sache nachzudenken. „Hör' mal, ich habe einen, aber einen feinen Vers, sag' ich euch!“ unterbricht plötzlich einer glückstrahlend das tiefsinnige Schweigen der unheimlichen Gesellschaft. Unsre Neugierde, was Janmaat wohl zu Weihnachten dichten möge, wird aber nicht befriedigt. — „Das darf vorher keiner wissen!“

Ebenso lassen die Künstler unter den Heizern und auch Matrosen uns nicht ahnen, womit ihr Genie die Bordwelt zu Weihnachten überraschen will.

Ueberall tritt uns herzlich-kindliche Vorfreude auf das Fest der Christenfreude entgegen, und uns mit vorfreuend gehen wir an Deck, um die weiche, köstliche und nach der Hitze in den unteren, menschenerfüllten Räumen des Schiffes doppelt wohlthuende und erfrischende Abendluft der tropischen Zone auf dem Meere zu genießen. Der Gedanke an die Heimat, die jetzt auch aufs liebe Weihnachtsfest sich rüstet, aber in Schnee und Eis gehüllt ist, läßt wehmütige Erinnerungen aus längst und unlängst vergangenen Tagen doppelt stark in der großen Einsamkeit wiederaufleben; es treten freundliche Weihnachtsbilder und all die lieben Gesichter, die man so gern sieht, vor die Seele, — o, wo bist du geblieben, du nimmer rastende Zeit! — „So allein?“ hemmt plötzlich im Reich der Träume die Stimme des wachthabenden Offiziers den Schritt. „Kommen Sie doch noch ein bißchen herauf!“ — „Nein, wissen Sie,“ beginnt er oben auf der Kommandobrücke, „Weihnachten draußen, — das ist nichts. Ohne Schnee und Eis, in dieser Tropenhitze da in St. Thomas kann man nicht recht weihnachtliche Stimmung haben. — Und dann die Post, wenn die nur rechtzeitig eintreffen möchte! Sonst bekommt man nicht mal seine Weihnachtsbriefe und ist gänzlich von seinen Angehörigen abgeschnitten. Denn zu Weihnachten mag man doch am liebsten zu Hause und im Familienkreise sein.“

Ja, ja, der Dichter hat recht:

„Wie kein deutsches Auge läßt
Vom Weihnachtsbaum mit seinen Kerzen,
So bleibt der Deutschen Weihnachtsfest
Das Heiligste dem deutschen Herzen.“

Die Korvette ist ein paar Tage vor dem Heiligabend im Hafen von St. Thomas zu Anker gegangen. Die Vorbereitungen auf Weihnachten, in den letzten Tagen mit verdoppelter Emsigkeit betrieben, haben ihr Ende erreicht. Nun ist der Tag vom Heiligabend angebrochen. Große Bootsladungen von riesigen Palmenwedeln und westindischen Tannen, die sich noch am besten als Ersatz wirklicher Tannen eignen, werden an Bord gebracht. Aus den Lasten tauchen Kisten und Kasten mit Honigkuchen und allerhand hübschen Sachen für die Weihnachtsbescherung hervor. Die Lieferanten von Land schaffen Kuchen und Nüsse, Aepfel und Feigen, Bananen und Apfelsinen in großen Mengen herbei. Ueberall an Bord regt sich freudiges Schaffen, weihnachtliche Festesstimmung durchweht das ganze Schiff. Alle Hände sind voll und gern in der Arbeit des Auspackens, Aufstellens, Ordnens, Schmückens. Für jeden sind Geschenke da im Werte von 2 bis 3 Mark und darüber. Mit einer Nummer versehen, werden sie aufgebaut auf dem Maschinenflügel und verschiedenen improvisierten Tischen. Die einzelnen Messen versorgen sich in analoger Weise.

Um vier Uhr beginnt die Feier. Der Kommandant eröffnet sie mit der Bekanntmachung der Beförderungen und Belobigungen, sowie der Verteilung von Prämien an die Schiffsjungen. Unmittelbar danach erfolgt die eigentliche Weihnachtsbescherung, indem die Leute divisionsweise die ihnen zugedachten Geschenke auslosen. Erfreut oder enttäuscht, mit glücklichem Lächeln oder brummigem Gesicht ziehen sie ab. Wer kann es auch allen recht machen!

In die gemischten Aeußerungen der Freude und der Enttäuschung tönt verschönend die Schiffsglocke hinein, um mit feierlich-gemessenen Schlägen zur liturgischen Heiligabendandacht zu rufen. Mächtig brausen die alten, heimatlichen Klänge von „O du fröhliche, o du selige“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Es ist ein Ros' entsprungen“ und andre übers Oberdeck des Schiffes in die schweigsame Tropennacht hinaus. Dazwischen bricht sich das Wort von der Weihnachtsgeschichte, in Weissagung und Erfüllung, vom Pfarrer verlesen, sonnenhaft hindurch. Lied und Wort vereinigen sich zur weihevollen Anbetung, um auszuklingen in den Lobpreis der ewigen Liebe: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben,“ — womit die Ansprache schließt, respondiert von dem stimmungsreichen:

„Ich bete an die Macht der Liebe,
Die sich in Jesu offenbart;
Ich geb' mich hin dem freien Triebe,
Mit dem ich, Wurm, geliebet ward;
Ich will, anstatt an mich zu denken,
Ins Meer der Liebe mich versenken.“

An die kirchliche Feier schließt sich nun die eigentliche Familienfeier der Schiffskameraden an. Die Backen sind schon vorher ausgeputzt und während der Bescherung auf dem Oberdeck geheimnisvoll mit Schüsseln von Backwerk, Nüssen, Apfelsinen, Bananen, einigen Zigarren und Flaschen Bier gefüllt. Außerdem hat die Menagekommission noch neben den vielen weihnachtlichen Spenden ein warmes Abendbrot erübrigt, so daß mancher sich eines gedeckten Weihnachtstisches erfreut, wie er nicht daheim bei Muttern hat haben können.

Schnell werden die Lichter angezündet, das Arrangement der Back zurechtgerückt, die vorhandenen Kunstwerke in Betrieb gesetzt. Denn es kommt der Kommandant mit den Offizieren, um einen Rundgang durch die geschmückten Backen zu machen. Aber welch ein verändertes Aussehen haben die militärischen Räume der Batterie und des Zwischendecks erhalten! Man glaubt sich fast in einen Palmenhain von orientalischer Pracht mit italienischer Nachtbeleuchtung versetzt. Jede Back hat sich buchstäblich in eine Laube von grünen Palmwedeln gehüllt, durch welche die Lichter des Weihnachtsbaumes golden flimmern, und all die Ketten und Lampions, mit denen die Back über und über geziert ist, farbenprächtig glitzern.

Digitized by Google

Nun finden wir auch unsre Dichter und Künstler in ihren genialen Schöpfungen wieder. Dort auf dem Transparent — dazu die Pappe! — leuchtet der Seemannsreim in farbigen Buchstaben von Seidenpapier, hier ein andrer, dort: „Ehre sei Gott in der Höhe!“, hier der Leib- und Magenvers des Seemanns:

„An Nord, Süd, Ost und West
Is Hus is 't best.“

Da sehen wir auch, wie das Gold- und Silberpapier sich zum Kronleuchter gewandelt hat. Eine sechsarmige Krone, aus Holz geschnitzt, ist mit dem Papier überzogen, so daß das Ding in dem täuschenden Lichterglanz wirklich wie ein goldener oder silberner Kronleuchter aussieht.

Vor den Leistungen der Künstler aber — alle Achtung! — muß man den Hut abnehmen. Zierliche Fontänen perlen aus niedlichen Grotten schneeweißer Korallen, Leuchttürme blinken in verschiedenen Farben, heimatliche Windmühlen drehen sich ohne Wind, Bergwerke sind in Betrieb und viele andre Dinge sind zu schauen, die von der Kunstfertigkeit und auch häufig von dem Humor des Künstlers Zeugnis ablegen.

Doch, was Luft anbelangt — es ist da unten fürchterlich! Die tropische Hitze ist durch die vielen Lichter und Menschen auf einen Grad gebracht, den man sonst nur in russischen Bädern findet. Aber der Seemann, der Hitze und Kälte gleich gut ertragen kann, — er fühlt sich auch hier wohl und giebt sich, auch bei triefendem Körper, der gehobenen Weihnachtsstimmung hin, die ihn an seiner Back, wie im Familienkreise umfängt.

Die trauliche Einmütigkeit einer Familienfeier spiegelt sich an allen Backen und in allen Messen lieblich wieder.

Am lustigsten geht es in der Seekadetten- und Kadettenmesse her. Dort sind die Weihnachtspakete, die die Frau Mutter dem Kadettenoffizier bei der Ausreise heimlich mitgegeben hat, geöffnet und ihr Inhalt, soweit er eßbar ist, brüderlich geteilt mit den Kameraden. Die Geschenke der Kameraden, nützliche und scherzhafte, sind auf dem Weihnachtstisch aufgebaut; die Messe hübsch dekoriert mit Grünzeug und Palmwedeln, inmitten strahlt der Weihnachtsbaum, mit heimatlichem Flitterwerk behangen, und um ihn herum sitzen sie hinter einer mächtigen Ananasbowle plaudernd und singend, und — verderben sich, wie daheim, an Marzipan und andern Süßigkeiten den Magen.

Es ist eine eigentümliche Empfindung, unter tropischem Himmel und ohne Schnee und Eis Weihnachten zu feiern. Die Wehmut stiehlt sich dabei wohl den meisten ins Herz. Aber doch wieder füllt sich in fremden Landen das deutsche Bewußtsein mit Freude und Stolz, wenn man sieht, wie die Weihnachtsfeiern andrer Nationen so sehr wenig von der sinnigen und gemütvollen Art unsrer deutschen Weihnachtsfestfeier an sich haben. Wie man draußen in der Fremde keinen deutschen Wald mit seinem schattigen Grün und anheimelnden Rauschen findet, so entbehrt man dort auch eines deutschen Weihnachtsfestes. Nur auf deutschem Boden, da wo der Deutsche sich am wohlsten fühlt, in der Familie kann deutsch das Weihnachtsfest gefeiert werden.

Im Auslande repräsentiert das Schiff die ferne Heimat. Auf seinen Planken ist deutscher Boden und herrscht in deutscher Art christliche Weihnachtsfestfeier und -freude. Solange seine Flagge über dem Hafen weht, bildet das Schiff mit seinen Festen den Sammelplatz aller Deutschen in der Fremde. Hier können und sollen sie wieder einmal, vielleicht nach jahre- und jahrzehntelanger Entbehrung, ein Stückchen „deutsche Heimat“ begrüßen, hier deutsch das Wort Gottes hören und sich andächtig sammeln um ein deutsches Vaterunser. Nicht bloß das deutsche Empfinden, das so leicht dem Deutschen in der Fremde erstirbt, auch das christliche Bewußtsein, das meistens nur noch schwach im materialistisch-gebannten Herzen schlummert, kann und soll hier geweckt und — wenn auch nicht für immer — doch für eine geraume Zeit aufs neue belebt und lebenskräftig erhalten werden. Die Feier des Weihnachtsfestes aber ist wie keine andre dazu angethan, deutsche Art und christlichen Sinn den Deutschen im Auslande zu predigen und ans Herz zu legen.

Die Grotte von Busi.

Mit einer Abbildung.

Weltberühmt ist die Grotte von Capri, aber nur wenigen dürfte bekannt sein, daß es noch eine andre Grotte giebt, die mit ihr an Schönheit wetteifern kann. Das an südlichen Reizen und klassischen Erinnerungen so reiche Land Dalmatien birgt diesen Schatz. Südwestlich von der Insel Lissa liegt, von den Wogen des Adriatischen Meeres umbrandet, das kleine Eiland Busi. Nichts verrät, welch herrliches Naturspiel sich im Innern birgt. Gegen Südost kahl und felsig, weist die Insel nach den andern Seiten eine ziemlich üppige Bewaldung und eine liebliche Vegetation auf; sie ist von arbeitsamen Leuten bewohnt, die im Fischfang, im Bebauen ihres Fleckchens Erde ihr Fortkommen finden. Was jedoch Isola di Busi vor allen andern dalmatinischen Inseln kennzeichnet und merkwürdig macht, sind ihre unterirdischen Räumlichkeiten. Ihr Inneres birgt eine reiche Zahl von Grotten, unter denen die blaue Grotte von Busi die merkwürdigste ist. Ein höhlenartiger Eingang, gerade hoch genug, um zur Zeit der Ebbe einem größeren Kahn mit Insassen Einlaß zu gewähren, vermittelt die Verbindung zwischen der Grotte von Busi und der

Digitized by Google

iſt, biegt der Kahn um eine Ecke, und ein herrlicher Anblick bietet ſich dem Beſchauer dar. Ueber ſeinem Haupte wölbt ſich ein impoſanter Kuppelbau, einem Dome gleich. Außenwelt. Nachdem man einen ſchmalen, gerade fortlaufenden Kanal paſſiert hat, der beiderſeits von hohen Felswänden umſäumt und in nebelhaftes Dunkel gehüllt Das Geſtein der Seitenwände iſt in magiſches Licht gebelebt den Waſſerſpiegel, jede Muſchel, jedes Sandkörnchen am Meeresboden iſt ſichtbar. Die behende dahinhuſchenden Fiſche erſcheinen ſilberweiß, und taucht man die Hand in das feuchte Element, ſo ſcheint ſie ebenfalls in Silber verwandelt zu ſein.

Die eigentümlichen Lichteffekte, welche die Grotte von Buſi ſo reizvoll und einzig in ihrer Art geſtalten, mögen

Die Grotte von Busi in Dalmatien.

taucht, das vom hellſten Lila ins dunkelſte Blau hinüberſpielt und die Geſichter der Beſucher fahl und geiſterhaft erſcheinen läßt. Zu Häupten rätſelhafte Schatten, auf dem Meeresſpiegel dahingleitend, der an Farbenpracht mit dem Smaragd und dem Saphir wetteifert, befindet man ſich in einer Wunderwelt, wie ſie ſonſt nur die Phantaſie orientaliſcher Märchendichter auszumalen im ſtande iſt. Ein Felſenbogen, der ſich unter dem Waſſer von einem Ende der Grotte zum andern hinzieht, leuchtet und ſchimmert im Silberglanz. Eine Unzahl von Seetieren aller Art

darauf zurückzuführen ſein, daß ſie ihr Licht indirekt vom Meeresgrunde empfängt. Die überhängenden Felswände geſtatten das Einfallen der Lichtſtrahlen auf den Meeresgrund der Grotte, von wo ſie nach oben reflektieren und den Innenraum derſelben zauberhaft beleuchten. Die räumliche Ausdehnung der Grotte iſt eine ſolche, daß drei größere Boote bequem in derſelben Platz haben; ihr Becken mißt ungefähr 32 Meter in der Länge, 16 Meter in der Breite. Die Tiefe des Waſſers dürfte etwa 17 Meter betragen.

E. G.

Digitized by Google

Wilhelm Gause

Füttern der Vögel im Wiener Stadtpark.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Ein tönendes Erz.

Novelle

von

Margarete von Oertzen.

(Schluß.)

Elisabeth hatte Kelling gebeten, sie reisen zu lassen.

„Nach dem, was gestern zwischen uns geredet worden, wirst du mir nicht verweigern, worum ich dich bitte."

„Und das wäre?"

„Gieb mir auf unbestimmte Zeit Freiheit, laß mich so lange fort von hier, bis ich mein Ziel erreicht. Ich werde dann wiederkommen."

„Elisabeth, welch ein Ziel willst du erreichen?"

„Du wirst es einst erkennen. Heute würdest du's nicht verstehen."

Kelling kämpfte schwer mit sich. Er wandte sich ab, um seine feuchten Augen zu verbergen; er dachte an die Einsamkeit seines Hauses, an die Leere seines Herzens, an sein Weib, das ihm Liebe geheuchelt aus — Barmherzigkeit.

Elisabeth verharrte in stolzer Haltung. Doch als er sie nicht ansah, flog ihm ein heißer Blick des Mitleids nach. Sie mußte mit Gewalt an sich halten.

‚Hart bleiben, hart werden,' dachte sie, ‚nur das eine, nur nicht weich sein!'

„Geh, Elisabeth," sprach Kelling fest, „das mußt du mit deinem Gewissen abmachen."

Wer sang ihr nur immer dies alte Lied?

„Ich kann's vor meinem Gewissen verantworten," sagte sie, tief Atem holend, „und so leb denn wohl, Markwart."

„Leb wohl," erwiderte er rauh; „darf man wissen, wohin du dich wendest?"

„Ich hätte dich nicht darüber im unklaren gelassen. Drei Eisenbahnstunden von hier liegt das Dorf Kiefernbach. Ich denke mich dort bei einem Elfenbeinschnitzer einzumieten, der mir aus früherer Zeit bekannt ist und ein Haus hat. Ich werde dir alle vier Wochen schreiben."

Kelling zuckte die Achseln. Sie reichte ihm die Hand. „Also heute abend."

Er verließ das Zimmer. Seine Selbstbeherrschung war zu Ende.

Kurz nach Sonnenuntergang fuhr der Wagen vor. Kelling führte Elisabeth die Treppe hinab.

„Markwart, nun wirst du aufatmen," flüsterte sie ihm zu.

Er trat zurück. Die Pferde zogen an.

Von Stund' ab suchte Elisabeth ihr Herz zu verhärten.

Wie eine Vision sah sie sich selbst aus dem Wagen springen, in Markwarts einsames Zimmer eilen und schluchzend an ihm niedersinken: alles wieder gut, alles überwunden! Wie eine Vision sah sie sich bei den Armen und Kranken des Dorfes, sah sie den Leutnant Rögge.

Er hatte ihr so leid gethan. Sie hatte ihn mit Güte überschüttet; jetzt dachte sie anders darüber. Ihr Mitleid war vorbei.

„Helfe mir Gott, hart zu werden — hart — hart."

*

Der alte Kiefernbacher Elfenbeinschnitzer Ehrenwert war Junggeselle, ein guter Sechziger.

Niemand nahm es wunder, daß er ledig geblieben, denn er war verwachsen, ein Zwerg, ein Ausbund von Häßlichkeit, doch durch seine formenschönen Marien- und Engelsgestalten aus Elfenbein weit im Lande bekannt. Nebenbei wußte jeder, daß er sich bissige Hunde hielt, und daß man, wenn man ihn in seinem Hause auf dem Bergkogel ob Kiefernbach aufsuchen wollte, zuerst im Dorfe beim Sternenwirt anfragen mußte. Der schickte alsdann seinen Buben zu ihm.

Der Wald, der das Häuschen umstand, und ein gut Teil des Berges gehörten dem Ehrenwert; er hatte sich das so nach und nach dazugekauft, um sich einen lebendigen Wall gegen die Neugier der Leute zu sichern.

Er war ein Menschenfeind, wer hätt' es ihm verargt? Wie soll ein bucklicht Zwerg Menschenfreund sein? Liefen doch groß und klein vor ihm davon, seit er als Kind vor der Thür seiner Eltern in der Sonne gesessen hatte.

Monatelang lebte er allein in seinem Hause, niemand schickte des Sternenwirts Buben hinauf.

Seine Bulldoggen lagen friedlich zu seinen Füßen, mit den Zähnen fletschend vor Behagen. Auf dem Schaft vor ihm standen mehrere seiner wunderbaren Werke, Idealgestalten mit seltsam sprechenden Zügen, die Mater dolorosa mit dem thränenvollen Auge, der Erzengel mit dem Flammenschwert, eine Iphigenie, Sehnsucht auf den halbgeöffneten Lippen. Nur Amoretten und Heinzelmännchen schuf er nicht.

Vor einigen Monaten war er mit einem Teil seiner Kunstwerke in die Stadt gereist und hatte ein

Digitized by Google

schweres Stück Geld damit verdient. Den Beutel straff, gehoben durch das Bewußtsein seines Könnens, war er abends in eine Weinstube getreten, um einen teuern Rheinwein aus grünem Römer zu trinken. Er hatte vor, die Rheintöchter in Elfenbein zu schaffen und behauptete, daß er vorher zur Anregung des edeln Tropfens aus ihrem Keller bedürfe.

Einsam und zufrieden saß er hinter seinem Glase, ausgesöhnt mit seinem Schicksal. Er beneidete nicht einmal die schönen, schlanken Männer, die soeben die Weinstube betraten. Da schlug ein Wort an sein Ohr. Er hörte etwas von einem Kamel mit einem Höcker, das Rheinwein trinkt . . .

Lässig hob er das Glas, trank es aus und zielte damit nach dem Glase des Spötters; es zersprang, und der billige Rote ergoß sich daraus wie Blut.

Eine halbe Stunde später trugen sie ihn mit einem Messerstich im Arm in das Diakonissenhaus, wo man ihn, den Fluchenden, Scheltenden, Ungebärdigen, in weiches, weißes Linnen bettete und behandelte wie ein neugeborenes Kind.

Die ihn pflegende junge Schwester schien seine Häßlichkeit gar nicht zu bemerken, wohl aber vernahm sie seine menschenfeindlichen Reden.

Und als man ihn für gesund entließ, reichte er der Schwester die Hand: „Schwester Elisabeth, über meiner Hausthür steht zwar angeschrieben: ‚Ein jeder ist mir hier willkommen, Narren und Weiber ausgenommen‘, wenn Sie aber einmal im Leben Lust hätten, bei mir vorzusprechen, so schwör' ich's bei meinem Buckel, Sie sollen mit Ehren und Freuden empfangen werden!“ Und er schwang in der Rechten ein paar mächtige Maulkörbe für Scylla und Charybdis, die beiden Bullboggen.

Schwester Elisabeth hatte ihn schier vergessen — die Frau Elisabeth dachte an ihn und seine Menschenfeindlichkeit. Sie schrieb ihm einen Brief.

* * *

Sie kam im Dorfe Kiefernbach an und stieg im „Sternen“ ab, um einen Imbiß zu nehmen, eh' sie die Fußwanderung zu Ehrenwert antrat.

Der Wirt brachte Eier, Wein und Brot und stieß so viele Seufzer dabei aus, daß Elisabeth aufmerksam wurde.

„Zum Ehrenwert wollen Sie, dem alten Zwerg, den eher heut als morgen der Teufel holt?“ fragte er mit aufrichtiger Betrübnis. „Ein Zimmer mieten wollen Sie in seinem Käfig, in den sich kein Christenmensch hineintraut? Voriges Jahr hat der Wald gebrannt, und die ganze Feuerwehr ist ausgezogen, Mann für Mann, des Feuers Herr zu werden — was geschieht? Der Ehrenwert steht an der Grenze mit seinen verdammten Hunden, und es scheint fast, als spränge das Feuer von ihm zurück. ‚Wen geht es was an, wenn mein Wald brennt?‘ schreit er uns zu, ‚macht, daß ihr den Berg hinunterkommt!‘ Nun, wir fragten ihn nicht lang, er hat der Uebermacht weichen müssen, samt seinen Höllenhunden.“

„Ich fürchte ihn nicht,“ sagte Elisabeth lächelnd. „Er ist kein Mensch, ein Stein ist er. Wenn im Dorfe ein Unglück geschieht, meinen Sie, er erkundigt sich auch nur mit einem Worte nach dem Wieso und Warum?“

Elisabeth lächelte wieder. Sie zog ihren Beutel, um zu zahlen, und winkte dem Buben, der sie führen und ihre Handtasche tragen sollte.

Je höher sie stiegen, desto deutlicher vernahmen sie ein lautes Bellen und Heulen. An seiner Hausthür stand Ehrenwert, der Zwerg, und rechts und links von ihm Scylla und Charybdis mit blutunterlaufenen Augen, wie rasend die Köpfe am Boden reibend. Sie trugen riesige, nagelneue Maulkörbe, und der Schaum trat ihnen zwischen die Zähne vor Wut.

Der Führer lief davon, so schnell ihn seine Beine trugen.

„Willkommen!“ rief Ehrenwert seinen Gast an. „Hier atmen Sie frische Luft, Frau Baronin! Sind Sie in dem Hundedorf gewesen, bei den zweibeinigen Katzen?“

„Das ist ja ein guter Empfang,‘ dachte Elisabeth, mißtrauisch die beiden Bulldoggen anblickend, die indessen vollauf mit ihren Maulkörben beschäftigt waren.

„Guten Abend, Herr Ehrenwert. Das hätten Sie sich nie träumen lassen, daß Schwester Elisabeth Ihre Ruhe stören werde? Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir ein Zimmer abtreten. Mein Essen koche ich mir selbst.“

„Ich fürchtete schon, Sie würden eine gelbschnäbelige Gans als Köchin mitbringen,“ sagte er grimmig. „So ist's besser. Meine Küche ist klein, aber sauber wie das ganze Haus. Genieren Sie sich nicht, und ich geniere mich nicht. Rücksicht hab' ich mein Lebtag auf niemand nehmen können.“

„Brav so,“ sagte Elisabeth und dachte: ‚Da hab' ich den rechten gefunden. Da bin ich in einer guten Schule.‘

„Hier ist meine Wohnstube, zugleich Atelier. Machen Sie sich's bequem, Schwester — Frau Baronin, wollt' ich sagen. Hier, bei der Lampe.“

Er schob sein Werkzeug beiseite und rückte ihr die Lampe näher.

Zwei Minuten später saß er stumm in seine Arbeit vertieft, ohne sich nur einmal umzusehen. Er hatte die Gegenwart der Fremden offenbar völlig vergessen.

Elisabeth hörte das Kratzen der Feile im Elfenbein und von Zeit zu Zeit ein verzweifeltes Stöhnen der Hunde, die vor sich hinglotzten, den Kopf zwischen den Pfoten.

Es wurde gar so ruhig. Eine Uhr tickte laut — draußen fuhr ein Windstoß über den Wald hin.

* * *

Kiefernbach ist an das Ufer eines wilden Bergwassers gebaut, das sich sein Bett tief in steiniges Erdreich gerissen hat und einige Meilen von hier in dem Felsenland entspringt. In jähen Zackenlinien faßte der Bach den Bergkogel Ehrenwerts zur Hälfte ein wie ein silberner Gürtel, sandte ein Gleißen und Glänzen empor in die düstere Waldeinsamkeit und zog weiter, an graubemoosten, halbzerfallenen Mauern vorbei, unter steinernen Brückenbogen, hinaus in die Ebene. Die Giebel und Türme

Digitized by Google

des alten Dorfes Kiefernbach, vielfach geborsten, vielfach Spuren von Malerei aufweisend, spiegelten sich im Wasser, dort, wo es plötzlich ruhig ward, breit, still wie ein See, um nach einigen tausend Bootlängen wie toll sich über ein Wehr zu stürzen in wildem Schwall.

Und das Wasser wühlte und wühlte, und die uralten Häuser hielten stand.

Kleine Altane sprangen da aus der Wand, sechseckige Erker mit kunstvoll vergitterten, trüben Fensterchen. Die Wirtsstube im „Sternen" mit ihren weitauslaufenden hohen Spitzbogen und hölzernen Galerien mit ihren Säulen, Stufen und ihrer Täfelung wußte von mehr denn zwei Jahrhunderten eine Geschichte zu erzählen. Durch die Butzenscheiben erblickte man die hohen, roten Dächer des Dorfes, dazwischen den viereckigen Koloß des Rathausturmes mit seiner Sonnenuhr. Vor Zeiten hatte ein Römerkastell auf dem Berge gestanden, wo jetzt Ehrenwerts Häuschen aus dem Dickicht hervorlugte, und man glaubte allgemein, Ehrenwert habe beim Setzen der Grundmauern noch römische Hausteine verwendet.

Elisabeth blickte ins Thal hinab, lange, lange. Sie stützte die gefalteten Hände auf den Fenstersims. In Sonne badete sich das Land, in Sonne und Schnee.

Hier oben nicht ein Laut. Nur das Knistern des Feuers nebenan in der Küche. Und nun entsann sie sich ihrer Mahlzeit, die sie selbst zubereiten wollte.

„Guten Tag!" sagte Ehrenwert. „Sie finden alles, was Sie brauchen. Wasser im Brunnen."

Elisabeth lachte, daß er sich nicht erboten, das Wasser zu holen. Indessen ging sie selbst mit dem Krug und füllte ihn und suchte sich zwei oder drei Kartoffeln aus, die sie in die heiße Asche legte. Das duftete köstlich.

Die Pfanne aufs Feuer, ein Stück Butter, das prustend und schnalzend darin umherschwamm, einige Eier, die in die zischende Masse glitschten, eine Prise Salz, das Schwarzbrot aus der Lade und eine Scheibe Speck — und das Essen war fertig.

Sie verstand es immer, hübsch anzurichten; ein Aestchen Petersilie und eine Serviette, eine halbe Zitrone — man glaubt nicht, wie das den Appetit reizt.

„Herr Ehrenwert," rief sie schüchtern, „ich habe für Sie mitgekocht, kommen Sie kosten!"

Er trat in die Thür.

„Man muß niemals jemand etwas Angenehmes thun," brummte er. „Nichts geben und nichts verlangen, das ist das beste."

„Sie mögen wohl recht haben," entgegnete Elisabeth, „Ihre Weisheit ist bitter, aber ich bin gekommen, um sie von Ihnen zu hören. Ich wußte nicht mehr ein noch aus."

„Ich dachte mir wohl, daß etwas der Art Sie zu mir getrieben," sagte er, sich setzend. „Ich esse mit Ihnen, denn ich bin hungrig."

Beide schwiegen während der Mahlzeit.

Dann lehnte sie sich zurück und sprach leise vor sich hin.

„Ich habe einmal einem Menschen eine Liebesthat erwiesen: eine That der Nächstenliebe. Das kann er mir nicht verzeihen. Ich bin niemals Weltdame geworden, das kann die Welt mir nicht verzeihen. Es giebt für mich nur eins: mich betäuben oder — hart werden. Sehen Sie, ich ertrag' es nicht mehr. Im Grunde bin ich schon hart — bin ich schon bitter. Ich will nicht mehr leiden und kein Leiden mehr verursachen. Alles soll gehen in seinem Geleise, ohne daß ich mit einer Wimper zucke. Meine Hand soll weder Gutes noch Schlechtes erweisen . . ."

Ehrenwert schüttelte den Kopf.

„Ich hab' ja wohl einen netten Ruf, daß Sie zu mir kommen, diese Wissenschaft bei mir zu studieren. Ja, ja, ich verdiene ihn. Nur irren Sie: bitter bin ich nicht. Ich sag' bloß: die Menschen sind elende Kreaturen, alle, auch Sie und ich, undankbarer als die Hunde, selbstsüchtig wie ein Tier, auch Sie und ich, und wer einen Finger rührt, um Gutes zu thun, der ist dümmer als die Bäume im Wald. Wer das weiß, handelt danach; wer danach handelt, braucht nicht hart zu werden. Streben Sie nicht nach Härte, sondern nach Weisheit, und merken Sie sich's: Wer Liebe verschwendet, gleicht einem Mann, der einen Sack voll Edelsteine trägt und sie alle verschenkt — und wie er heimkommt und seine Kinder eilen ihm entgegen und bitten ihn um einen Edelstein, da ist sein Sack leer."

„Meiner ist leer," sagte Elisabeth dumpf.

Der alte Zwerg holte eine Rindendose aus der Tasche und nahm eine Prise.

„Hören Sie," sagte er geheimnisvoll, „man soll für sein Herz drei Särge haben: einen aus Tannenholz, über den man weint; einen aus Zinn, der noch schmilzt, wenn er in starke Glut gebracht wird; einen aus dem weißesten und kenntigsten Marmor, der aufzutreiben ist. Das ist der letzte. Wer den hat, schläft sicher."

„Wer den hat, liegt hart," murmelte Elisabeth.

„Ich bin nicht gern jemand gefällig. Trotzdem will ich Ihnen nicht verhehlen, auf welchem Wege ich häßliches Geschöpf geworden bin, was ich bin. Ich hatte nämlich eine Leidenschaft — die Schönheit. Schon als junger Mensch schnitze ich mir Heiligenbilder, eines schöner als das andre. Endlich warf ich sie alle weg, denn ein Mädchen war mir begegnet. Das Mädchen erwies mir Liebe und Güte, so viel, daß mir die Augen übergingen und ich nachts nicht schlafen konnte. Ich wußte, ich war häßlich; ich wußte, ich sei gescheit und gut und obendrein ein Künstler — und die Seele und das Herz, das ist die Hauptsache. So rechnete ich, Schwester Elisabeth. Ich bot dem Mädchen meinen Edelstein — meine Liebe, die ich so recht wie ein Geizhals bis dahin aufgespart hatte, im Winkel versteckt, vergraben. Ich bildete mir ein, das Leuchten meines Edelsteins sei heller als das der andern, die ihn schon oftmals verspielt und verloren hatten und getrübt und zerstoßen wieder gewonnen . . ."

„Und sie?" fragte Elisabeth atemlos.

„Sie? Sie blickte mich mitleidig an. Erraten Sie's nicht? Aus Mitleid hatte sie mir Freundlichkeit gezeigt. Und das war alles. Ihr Mitleid war

Digitized by Google

so groß, daß sie mich nicht einmal auslachte. Ich nahm meinen Edelstein wieder — man wird ihn mit mir ins Grab legen, denn auf dieser Erde ist kein Mensch würdig, ihn von mir zu empfangen."

Der Alte stockte und nahm einen Schluck Wasser. „Von Stund' ab hatt' ich ausgewirtschaftet mit den kriechenden, begehrlichen, eigennützigen, neidischen Geschöpfen, die man Menschen nennt. Ich sag' Ihnen, das ganze Dorf dürfte abbrennen, und ich säße hier und schnitzte meine Figuren, und nicht einmal rot würd' mir's vor Augen."

Elisabeth schwieg. Es griff ihr kalt ans Herz. Der alte Mann erhob sich und pfiff Scylla und Charybdis.

„Einsamkeit," sagte er dann, „wirkt aufs Herz wie das Wasser auf ein Stück Holz, das tausend Jahre lang im Schoß des Meeres lag — es versteinert. Man sieht ihm seine ursprüngliche Gestalt noch an, doch es ist zu Stein geworden."

*

Kelling war ein Mann, der sich immer beschäftigte und es nicht liebte, müßig auf bequemen Sesseln herumzuliegen. Nach Elisabeths Abreise hatte er durch Ledermann, den „Sohn des Prinzen", einige mächtige Folianten aus der Bücherei in sein Studierzimmer bringen lassen, philosophische Schriften, eine Weltreise, naturwissenschaftliche Werke — die sollten seine Gedanken ausfüllen.

Er hatte nur Ledermann zum Gesellschafter. Der arme Junge hatte fast weinend erklärt, seine Mutter habe ihm gestanden, daß sein Vater kein Prinz, sondern ein Friseur gewesen sei. Kelling tröstete ihn, so gut er konnte, und dachte dabei: ‚Was für Schmerzen!'

In jeder andern Zeit hätte er ihn einen Schafskopf gescholten. Jetzt indessen war er so weich, so traurig und verlassen. Und Ledermann war doch ein Mensch, der bei ihm aushielt.

Rögge kam zwar einmal zu einem Spielchen, und sie saßen einander gegenüber, trübe, blaß und schweigsam. Aber mit Rögge war überhaupt „etwas los", nach Galenz' Versicherung. „Er sieht seinen eignen Geist." Der zählte also nicht.

Wenn Kelling sich nur hätte ärgern können, — er suchte sich in gerechten Zorn hineinzudenken, hineinzufühlen. Doch immer sah er die Augen der Frau, der er nicht verzeihen konnte, ihren Mund. Den hatte er besonders an ihr geliebt.

‚Ich bin toll,' dachte er, als er abends vor seinen Büchern saß. ‚Sie hat mir ihr ganzes Leben geopfert, um das meinige etwas länger zu fristen, und ich werfe ihr's vor, ich verbittere ihr jede Stunde deshalb, ich vertreibe sie, ich klage sie an, als habe sie mich bestohlen . . ."

Er sprang auf, starrte in die Leere, ging unruhig auf und ab, Todesangst befiel ihn um die Frau, die er mit dem Gift seines schmerzlichen Hohnes vergiftet.

Er begann einen Brief an sie.

„Schwester, geliebte, ich war verblendet. Unbarmherzige, sei barmherzig, komm zu mir. Sieh, ich liege auf den Knieen und flehe: Sei barmherzig . . ."

Er legte das Blatt in seine Mappe, um es nicht mehr zu sehen. Fortschicken wollte er's nicht, zerreißen konnte er's nicht, es hatte ihn beruhigt.

„Sie werden Elisabeth im Dorfe vermissen," dachte er weiter.

So oft er in das Buch blickte, das vor ihm lag, war ihm, als lege Elisabeth eine Hand darauf und hindere ihn am Lesen. Er ging früh zu Bett, und die blaue Winternennacht blickte zu ihm herein wie damals die Sternennacht des Sommers, als er Elisabeth zum erstenmal gesehen.

Im Februar trat Tauwetter ein. Es rieselte und tropfte vom Dach, von den Bäumen, von den Fenstern. Die Ebene glich einer braunen, mit Perlmutter belegten Platte, denn überall im Lande hatten sich kleine bläulich, rötlich, silbern schimmernde Seen, Teiche, Tümpel gebildet.

Mit dem Tauwetter zogen mancherlei Fieber und Gebresten in das Dorf, die Leute brachten die Nässe in die überheizten Stuben und trugen den geschmolzenen Schnee an den Sohlen auf die Dielen.

Ledermann erzählte seinem Herrn, daß im Hause eines armen Taglöhners das Fieber wüte. Zwei Kinder waren ihm schon gestorben. Es gehe ihm schlecht. Kelling reichte Ledermann eine Summe Geldes für die Armen und beauftragte ihn, Wein und Fleischbrühe bei sämtlichen Kranken zu verteilen.

„Und sag, ich käme selbst."

„Herr Baron wollten —"

Kelling winkte ihm ab. Elisabeth wäre auch selbst gegangen.

Am Nachmittag besuchte er den Taglöhner und sah auch die kleinen Leichen, kraß herausgeputzt mit künstlichen Blumen, so unheimlich still und gelb. Er konnte kein Wort sprechen; schweigend schüttelte er dem Manne die Hand.

„Es ist nichts mehr daran zu ändern," wiederholte der fortwährend, „es ist nichts mehr daran zu ändern."

In dieser Minute hätte Kelling viel darum gegeben, wenn er das rechte Wort hätte finden können, das Wort der barmherzigen Liebe. An den Leichen dieser armen Kinder erkannte er, was ihm bisher dunkel geblieben.

„Lieber Mann," sprach er zu dem Vater, „meine Frau ist nicht hier — ich komme an ihrer Statt."

Der Mann verzog das Gesicht mühsam zu einem Lächeln.

„Wenn die hier gewesen wäre, meine Kinder lebten noch. Herr Baron, es geht bei uns im Dorf die Rede: Wen die anschaut, der kann nicht sterben — wen die behalten will, der bleibt ihr. Sie hat's in den Augen, Herr Baron."

Er sah erschrocken auf. Kelling hatte seinen Hut genommen und war davongestürzt.

*

Elisabeth erhielt einen Brief von Kelling.

„Ich bitte Dich nicht, zu mir zu kommen. Ich bitte Dich, der armen Leute zu gedenken. Sie verlangen nach Dir . . ."

Digitized by Google

Jedes Wort in diesen Zeilen wirkte wie Frost auf Elisabeth. Das kam, weil sie selbst schon kalt geworden war. Was früher ihr Innerstes bewegt hätte, spielte sich vor ihrer Phantasie wie ein Bühnenspiel ab. Sie sah die zwei kleinen Särge und den Friedhof mit den rostigen Kreuzen. Sterben mußte jeder, der früher, der später. Sie konnte die toten Kinder nicht zum Leben zurückrufen, wohl aber mußte sie ihr eignes Leben ertragen lernen. Und das war jetzt die große Hauptsache. Alles andre mußte davor weichen.

Gestern hatte sie den bissigen Hunden furchtlos selbst die Maulkörbe abgenommen, weil sie Mitleid mit ihnen hatte. Dankbar hatten sie sich zu ihren Füßen gelagert, und Elisabeth meinte, es sei doch unrichtig, wenn Ehrenwert von den Menschen sage, sie seien undankbar wie die Hunde. Das Tier ist dankbarer als der Mensch!

„Schlafen Sie darüber, eh' Sie antworten," riet ihr Ehrenwert. „Und thun Sie das, was Ihr Instinkt Ihnen zuraunt. Ich bin nicht sehr für künstlich gezogene und hochgeschraubte gute Vorsätze; es ist was Herrliches um einen unverfälschten, frischen Instinkt, — es braucht ja kein schlechter zu sein," schloß er listig. „Schauen Sie den Bach an. Alle paar Jahre bringt er Hochwasser. Ich seh's von oben, und mein Instinkt sagt mir: das ist der Zwerg, der sich empört und zum Riesen wird. Jeder Zwerg kann zum Riesen werden und wachsen — und wachsen — so hoch!"

Der kleine Mann starrte mit glühenden Augen in Elisabeths Gesicht.

„Bedenken Sie wohl, was Sie sein wollen, sein werden. Wer schwankt, ist schwach. Die Halbheit ist verächtlich. Denken Sie nicht, daß Gott die schwachen Menschen um ihrer Schwäche willen liebt. Gott ist die Kraft. Gott ist die Stärke."

Ehrenwert nahm seine Mütze vom Nagel und ging in seine Stube.

Elisabeth wagte nicht, sich zu rühren, so groß war ihre Furcht vor diesem Zwerg mit der Stimme und den Augen eines Propheten.

*

„Sie haben sich einen elenden Lehrmeister ausgesucht," sagte Ehrenwert am Abend, indem er eine halbvollendete Madonna aus Elfenbein prüfend hin und her wendete. „Was ich erlebe, erlebt nicht jeder. Vor einem Monat etwa stand ich mit Scylla und Charybdis unter meiner Thür und verlustierte mich und die Hunde mit Schneeballen. Sie fressen sie, als ob's Brot wär'! Sie frätzen auch glühende Kohlen, wenn ich sie ihnen zuwürfe. Plötzlich bemerkte ich einen Buben, zitternd und schlotternd, erbfahl wie ein Kiesel!"

„‚Zurück, Scylla!' rief ich und hatte alle Mühe, die Bestier am Halsband zu halten. ‚Mach dich doch fort, Bub, dummer!'

„Hinter ihm sah ich noch so ein paar Gesichter. Das war mir jetzt doch zu bunt; ich die Hunde ins Haus gejagt und den Gaffern nach, und was hör' ich? Der erbfahle Bub' hat mir's gestanden. Drei Kerle hätten ihn gedungen; sie hätten vernommen, ich hetze die Hunde auf arme Leute. Man wolle es einmal konstatieren . . ."

Elisabeth sprang empor, daß die Lampe klirrte.

„Hören Sie auf!" rief sie atemlos, „ich kenne mich nicht mehr, da möchte man ja mit der Peitsche . . ."

„Nicht wahr?" sagte der Zwerg, „das ist so die Sorte. Unter der leb' ich. Sie sind blaß geworden! Aber nur nicht blaß werden, weinen oder sich selbst bedauern, daß man diese Dinge kennen lernen muß; frisches Wasser ins Gesicht und durch die Kehle, damit Sie nüchtern bleiben, Zorn berauscht, Schmerz macht trunken; nur immer nach Nüchternheit streben, alles hören, alles sehen können, ohne daß sich etwas rührt in einem."

Eine Weile später fragte er: „Können Sie einen Frosch anfassen?"

„Nein."

„Das müssen Sie lernen. Sehen Sie ihn so lange an, bis er Ihnen weder fremd noch häßlich scheint. Man muß seine Hände an den Frosch gewöhnen und sein Herz an die Kälte der Kalten."

*

„Ich kann noch nicht kommen. Gedulde Dich bis zum Frühjahr. Du wirst ja den Armen nichts abgehen lassen . . ."

So lautete Elisabeths Antwort an Markwart Kelling.

Sie hatte die Höhe des Berges erklommen an einem frostigen, klaren Morgen. Die Sonne vergoldete das Nebelmeer, das im Thale wogte; Elisabeth sah es und empfand nichts dabei. Die Glocken läuteten in dem kleinen, alten Dorfe, sie läuteten zum Gottesdienst, und der Wind trug den Klang dieser ernsthaften alten Glocken über den rauschenden Bach zu ihr empor. Elisabeth hörte es und empfand nichts dabei. Weder Freude noch Schmerz. Sie litt nicht, sie war nicht unzufrieden.

An dem südlichen Hange des Berges war die dürre, gelbe Grasfläche bloßgelegt; der Schnee sickerte in trüben Wasserrinnen durch Wurzelwerk und rote Erde. Wo die Tropfen sich sammelten, sproßten winzige grüne Blättchen: Waldmeister und eine wilde Art Immergrün.

Elisabeth beobachtete dies alles, die welken Reste und die grüne, ihre Hüllen sprengende Jugend.

Da streifte etwas dicht über ihrem Kopfe hin, ein Lockruf, ein Flügelschlagen . . .

„Der Frühling ist nah," sagte Ehrenwert bei Tisch und blickte Elisabeth scharf an. „Und wenn erst die Amseln singen —"

„Ich höre sie nicht."

Ehrenwert beugte sich weit vor. „Wenn erst die Amseln singen, Schwester Elisabeth, wird im Menschen eine große Veränderung, eine Umwälzung stattfinden. Leichen stehen auf, Schlummernde erwachen. Und was Sie mühsam an Weisheit erwerben, das wird dahinschmelzen unter dem ersten Ton, den die Amseln singen. Wer den erträgt und nicht jeden Blutstropfen mitsingen läßt, wem es nicht schwillt in der Brust, wenn dieses geheimnis-

Digitized by Google

volle Locken, Bitten, Jubeln selig und ohne Ende die ganze Erde erfüllt, der hat überwunden. Der andre nicht."

Elisabeth ballte die Hand und warf den Kopf in den Nacken.

„Sie sollen singen," sprach sie hart. „Ich habe überwunden."

*

Ein Telegramm: „Bin morgen abend in Schloß Kelling. Elisabeth."

Markwart faltete die Hände und stützte den Kopf darauf. Er war älter geworden in den Tagen der Einsamkeit. Doch nun war alles gut. Sie kam.

Er wehrte der Freude seines ganzen Hauses, dem Jubel der Dörfler, die den Einzug ihrer Schloßherrin wie ein Frühlingsfest zu feiern gedachten; er wollte sie allein feiern, allein empfangen, in heiliger Stille, alles gedämpft, alles verhüllt; er wollte Schleier breiten zwischen die Welt und ihn und sie, Teppiche legen, keinen Schritt sollte man hören, keine laute Stimme.

Versöhnung! Wie die Feierlichkeit dieses Wortes ihm ans Herz griff. Erst durch die Versöhnung gewinnt die Seele eine Seele.

Er füllte hier eine Schale mit Veilchen, dort einen Kryställkelch mit den schlanken Stengeln der ersten Maiglöckchen, ein braunes Bunzlauer Töpfchen mit Schneeglöckchen.

Als der Wagen vorfuhr, stand er ganz allein vor der Thür.

„Elisabeth!" sagte er halblaut, und die Hand, die er ihr beim Aussteigen reichte, zitterte heftig. „Schwester, geliebte —"

Da sah sie ihn an, fremd, wie eine Fremde, als kenne sie den Mann nicht, der diese Worte sprach, und sie begrüßte ihn wie einen Fremden.

Die kleinen Dorfkinder, die mit Blumensträußen im Schloß gewesen waren, kehrten enttäuscht zu den Eltern zurück. Aepfel und warme Kleider hatten sie erhalten; sie waren so reich beschenkt wie nur je. Aber Nina, die Kammerzofe, die stets so laute, schmatzende Küsse gab, hatte ihnen die Blumen abgenommen und ihnen die schönen Sachen gereicht. Die Baronin hatte mit einer Stickerei in ihrem Stuhl gesessen und nur zum Gruß mit dem Kopf genickt.

Im Dorfe schaute man lange vergebens aus nach der heiß Ersehnten, fromm Verehrten. Sie fuhr einmal in ihrer eleganten Equipage über die Straße, streng vor sich hinblickend . . .

Und in den Hecken sangen die Amseln.

*

Markwart streifte allein durch den Wald, die Flinte auf dem Rücken. Es hieß, er wolle einen Fuchs schießen. Aber er dachte nicht an den Fuchs. Heute keinen Tod, keine Vernichtung. Alles war ja so jung, so jung. Und die Dämmerung kam von den Wiesen, wie ein Reigen von sanftverschleierten Mädchen sich nähert, voll Duftes, eine Gestalt und doch wieder nur ein Schatten, zerfließend, zergehend.

Die Tropfen perlten auf seiner Stirn an dem warmen Märzabend.

Er war einsam. Kampflos hatte er sich in sein Schicksal ergeben. In das schwere Schicksal, eine kalte Frau zu haben. Was nutzte ihm der Frühling? Er hatte ja den Winter im Haus.

Plötzlich begann es leise zu locken . . .

‚Bin ich ein Narr, daß ich den Amseln nachrenne?' dachte er bitter. ‚Oder will ich von ihnen lernen, wie man lockt, unaufhörlich, unermüdlich? Wie man bettelt um diese elende Liebe, die uns zum Fluch . . .' Er brach ab. Heftig stieß er den Kolben seiner Flinte auf den Boden. Ueber sein Gesicht zuckte eine dunkle Röte.

Vor ihm in der Lichtung sah er den Leutnant Rögge stehen. Ach ja, den hatte Elisabeth für den Abend eingeladen — jetzt erinnerte er sich —, er wollte ihn anreden.

„Wo ist meine Frau?"

Ohne Ueberraschung wandte der Leutnant ihm seine merkwürdig leuchtenden Augen zu. Er schwieg. Etwas wie eine wilde, verzweiflungsvolle Freude sprühte daraus, ein rücksichtsloser Trotz.

„Lieber Freund, was ist Ihnen? Sind Sie auch krank geworden in dem finsteren Schlosse Kelling? Haben Sie sich ebenfalls erkältet in seinen eisigen Räumen?"

„Ja," sagte Rögge. „Ich bin krank geworden. Deshalb hab' ich mich verabschiedet, — drei Monate Urlaub."

„Aber das ist mir ja neu, und nun essen Sie doch mit uns."

„Ich habe Galenz versprochen . . ."

Kelling drang nicht weiter in ihn. Wie ein Blitz kam ihm ein Gedanke.

„Na, dann gute Reise, und — werden Sie gesund! Ich sag' Ihnen —" seine Stimme wurde heiser — „es lohnt sich nicht, krank zu sein . . . Nur gesund bleiben und die Zähne zusammenbeißen . . . so . . ."

„Adieu und auf Wiedersehen," sagte Rögge mechanisch.

„Und Ihr Wagen?"

„Ich war zu Fuß da."

Die beiden trennten sich. Merkwürdig! Beim Anblick Röggens und seiner mutlosen Passivität hatte Kellings Blut begonnen, rascher zu fließen.

‚Er liebt meine Frau,' dachte er, ‚und diese Liebe hat ihn unglücklich gemacht. Es ist mir jetzt ganz klar! Wie kann man so schwach werden, so elend, weil man liebt? Ich glaube, ich war selber nahe daran, zu leiden. Ich Thor! Ich Thor! Unterliegen? Sich geben? Ich will nicht mehr. Ich bin der Herr, und ist sie Eis, so will ich, will ich . . .'

Und immer rascher tastete er seinem Heim zu, immer freier ward seine Brust.

„Gott hat uns die Sprache gegeben, damit wir uns aussprechen," sagte er laut. „Ich will meine Seele vor ihr ausbreiten wie ein offenes Buch und ihre Seele dafür fordern."

Wie er da war, im Jagdrock, suchte er Elisabeth

Digitized by Google

in ihrem Zimmer auf. Sie saß müßig am Schreibtisch, die gefalteten Hände im Schoß.

„Rögge war hier, sich zu verabschieden?“ begann Kelling und richtete sich bequem in dem niedrigen Kaminsessel ein. Offenbar hatte er die Absicht, gegen seine Gewohnheit länger bei seiner Frau zu verweilen.

„Ja,“ erwiderte Elisabeth, „er war hier.“

„Du hättest ihn zum Essen dabehalten sollen.“

„Es war besser so.“

„Elisabeth, was hast du ihm gethan?“

„Gethan? Nichts!“ sagte sie mit müdem Erstaunen. „Ich sehe die Menschen vor mir und um mich und thue nichts. Einer ist traurig, und der andre ist froh, und ich thue nichts dazu . . .“

Kelling mußte mühsam an sich halten.

„So ist es dir gleichgültig, wenn der beste Freund — leidet?“

„Gleichgültig? Nein. Ich bedaure jeden, der leidet, unendlich . . . Ich bedaure auch den Leutnant Rögge, aber er wird sich im Süden erholen.“

„Bedauerst du vielleicht auch mich?“

„Nein.“

„Weshalb nicht, wen ich fragen darf?“

„Weil du nicht leidest.“

Marktwart stand vor ihr und blickte auf sie nieder.

„Weißt du das so gewiß?“ fragte er langsam. „Ich habe gelitten. Durch meine Schuld. Aber es liegt in der Mannesnatur, nach der verlorenen Schlacht den Kampf von neuem zu beginnen —“.

Elisabeth erhob sich rasch und streckte ihm abwehrend die Hände entgegen.

„Ich habe dich noch immer lieb, Elisabeth. Sieh, diese Stunde kommt nie wieder. Einst, als du mir lauter Liebe erwiesest, zweifelte ich an deiner Liebe. Heute, da du kalt und hart vor mir stehst, Kälte und Härte und Trauer mir ins Herz senkst, heute sag' ich: Du liebst mich doch, Elisabeth!“

„Das ist ein fremdes Wort,“ sprach sie mit klarer, leiser Stimme.

Doch dann schwieg sie — Kelling preßte sie in seine Arme und küßte sie.

Ruhig strich sie sich das Haar aus dem Gesicht und berührte den Knopf der elektrischen Glocke.

„Wir wollen um die Lampe klingeln — ja?“

*

Der greise Pastor sagte seiner Frau kein Wort und nahm sich einen Wagen.

Da gingen Gerüchte in der Stadt um; er mußte sich selbst von deren Wahrheit überzeugen.

Von fern schon sah er den gedeckten Kaffeetisch auf der Kellingschen Veranda.

‚Das ist gut,‘ dachte er befriedigt. ‚Solange sie einen gedeckten Kaffeetisch im Freien haben, steht es nicht so schlimm.‘

„Die gnädige Frau ist allein,“ sagte Nina, „aber ich glaube, sie empfängt heute keine Besuche.“

Elisabeth beugte sich über die Balustrade.

„Ich empfange,“ rief sie kurz.

‚Sonderbar,‘ dachte der Pastor und schüttelte den Kopf, ‚ist das Elisabeths Stimme, oder ist sie's nicht?‘ Und als er sie begrüßte, dachte er: ‚Sind das Elisabeths Augen, oder sind sie's nicht?‘

Mit dem stillen Lächeln eines Mannes, der an sich das Unglück andrer erlebt hat und längst den Sieg errungen, mit der sonnigen Miene des Alten wehrte er der jungen Frau, die ihm Kaffee einschenkte, den Kuchen reichte, die Zuckerdose bot.

„Ach, liebe Frau Elisabeth,“ sagte er milde, „warum wollen wir miteinander Versteckes spielen? Sie sind nicht mehr, was Sie waren.“

Hochatmend begegnete sie seinem Blick. „Ich habe nur gelernt. Jeder versucht, sein Leben sich erträglich zu gestalten. Kann er das Leben nicht ändern, so ändert er sich selbst.“

„Sie haben einen schlechten Lehrmeister gefunden,“ sprach der Pastor ernst.

„Rühren Sie mir nicht an meinen Lehrmeister!“ fuhr Elisabeth fast heftig auf. Und sanfter setzte sie hinzu: „Herr Pastor, Sie können das nicht begreifen. Sie kennen den Gram nicht, der aus hundert Kränkungen ersteht, aus Kränkungen, die uns unverdient widerfahren — ach, lassen wir das, lieber Herr Pastor, — reden ist gut und schön, aber wir reden uns keine neue Seele ein, auch die alte nicht mehr, die wir fortgeworfen — “

„Ihr Mann kommt,“ sagte der Pastor mitleidig. Er wagte nicht, den Baron Kelling anzusehen. ‚Wer hätte das geahnt!‘ dachte er. ‚Es ist wirklich nicht geglückt. Mir scheint, die Schwester hat es nicht verstanden, ein Weib zu werden.‘

„Elisabeth, hier ist ein Brief für dich . . . Guten Tag, Herr Pastor. Ja, es wird Frühling — man behauptet es wenigstens.“

„Die Amseln müssen es doch wissen,“ meinte Pfarrer Simon heiter.

Kelling hörte es nicht. Er beobachtete seine Frau. Sie erhielt sehr oft Briefe von Kiefernbach. Kelling haßte Kiefernbach und alles, was von dort kam.

Sie las und ließ das Blatt sinken.

„Hast du schlechte Nachrichten?“ fragte Kelling, schneidend höflich.

„Schlechte? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist jemand so gütig und liest mir vor, damit ich es höre, ganz deutlich höre.“

„Diesen Brief?“

„Ja. Es ist kein Geheimnis. Die ganze Welt soll, darf es wissen.“

„Lesen Sie.“ Kelling reichte dem Pastor den Brief.

Der alte Mann hielt ihn eine Weile in Händen, eh' er begann:

„Kiefernbach, . . März . . . .

„Nichts für ungut, hochverehrte, gnädige Frau, wenn ich, der unterzeichnete Sternenwirt, zugleich Bürgermeister von Kiefernbach, hiermit die Feder ergreife, um Sie mit dem Ereignis bekannt zu machen, das unser Dorf betroffen. Nämlich der Bach hat plötzlich Hochwasser gebracht und ist am vorigen Dienstag früh binnen weniger Stunden zu einer nie dagewesenen Höhe angeschwollen und furchtbar gestiegen. Meinen Hühnerstall hat's gleich mitgenommen. Oberhalb in den Bergen muß Tod und

Digitized by Google

Entsetzen eingekehrt sein, denn Hausrat, als da sind Betten, Schränke, tote Kühe und Kastenuhren, hat es mit sich geschleppt.

„Gnädige Frau, die Feuerwehr hat ihre Schuldigkeit gethan, aber Mensch ist Mensch, und die Weiber und Kinder machen einen mit Geschrei dumm. Früh um sechs Uhr waren alle an der Brücke; die Wogen hatten ein ganzes Holzlager unterwegs aufgefangen und Stamm um Stamm gegen die Pfeiler gejagt, daß der Boden zitterte. Und, gnädige Frau, jeder mußte an sich und seine Familie denken; niemand erinnerte sich des Häuslein am Wehr, wo eine Witwe mit ihren drei Kindern wohnt. Sie hätte davonlaufen können, wie das Wasser kam.

„Und droben auf dem Berge stand der Elfenbeinschnitzer Ehrenwert mit seinen Höllenhunden; Gott verzeih' uns die Sünde, wir verwünschten ihn und meinten, daß dem nun bei unsrer Not und bei unserm Unglück das Herz im Leibe lache. Hatte er uns nicht alles Ueble an den Hals gewünscht? Ein paar waren da, die drohten mit der Faust hinauf, und das Wasser donnerte, und die Weiber schrieen. Alles war Angst und Zittern, Brausen und Rauschen.

„Plötzlich begann der Ehrenwert zu rennen, bergab, seine zwei Tiere neben ihm; uns verging Hören und Sehen.

Ein furchtbarer Krach — die Brücke stürzte zusammen! Und weil die Menschen ihre Furcht und ihren Zorn an jemand auslassen mußten, riefen sie: ‚Werft den Höllenhund ins Wasser!' Denn, gnädige Frau, der war da, wie aus dem Boden gestampft, und seinen Hunden hing die Zunge wohl schier ellenlang aus den Mäulern.

„‚Der Zwerg ist ein Riese geworden!' schrie er und breitete die Arme aus, ‚laßt mich durch, ihr Geiwürm!'

„Und alles wich zurück, alles floh vor ihm und den Hunden.

„‚Sternenwirt!' rief er, ‚Sternenwirt, Mensch, jetzt ist es Zeit, den Edelstein herzugeben, die Zeit ist da! Die Zeit ist da!'

„Mir lief es kalt über den Rücken. Er riß den Rock auf, griff in die Tasche und gab mir einen geschlossenen Brief.

„‚Da! Mein Vermächtnis! Schickt es der Baronin Elisabeth Kelling auf Schloß Kelling. Es ist mein Vermächtnis an sie.'

„Und eh' ich antworten konnte, fort war er.

„Es hatte sich niemand zu der Witwe am Wehr getraut, ein jeder hatte eben Familie, ein paar brave Burschen haben es versucht, es war ein Ding der Unmöglichkeit.

„An allen Ecken und Enden Verderben. Was thun, wenn Gott nicht hilft?

„Gnädige Frau, der Zwerg Ehrenwert sprang ins Wasser, daß es aufkochte, seine Hunde hinter ihm. Doch die verschwanden gleich, ohne einen Laut.

„Zwei Kinder hat er noch lebend an Land gebracht, mit dem dritten ist er ertrunken.

„Es hat ihn eine halbe Stunde von da auf die Wiese geworfen. Das tote Kind hielt er noch fest an der Brust. Wir haben es mit ihm in den Sarg gelegt.

„Und so habe ich denn die Ehre, seinen letzten Auftrag zu erfüllen und Ihnen den geschlossenen Brief mit seinem Vermächtnis zu senden. Er wird Ihnen darin sein ganzes Besitztum vermachen, und die Gemeinde beabsichtigt, dieses sein Testament, das ungültig ist, weil nicht rechtskräftig abgefaßt, nicht anzufechten, sondern auf ihre Rechte zu verzichten, um den letzten Willen des braven Mannes heilig zu achten.

„Wir werden ihm einen Denkstein setzen."

Der Pastor hielt inne. Niemand sprach. Elisabeths Augen blickten groß aufgeschlagen in die Ferne. Das Rätsel, das große Rätsel . . . sie fühlte, hier war etwas, das sie nie verstanden, die Gestalt des Menschenfeindes erhob sich vor ihr, und nun erst meinte sie, alles, was er gesprochen, noch einmal zu hören und es jetzt anders zu begreifen.

Dies Horchen in die Ferne, wer kennt es nicht? Wer, der jemals sich gesehnt hat, kennt es nicht?

„Hier ist noch das Vermächtnis," sagte der Pastor leise und reichte das Couvert Elisabeth.

„Lesen Sie's."

Der Pastor faltete das Blatt auseinander und überflog es.

Er stutzte und zögerte.

„Was ist damit?" fragte Elisabeth bebend.

Der alte Mann wandte sich ab und hielt das Schriftstück gegen das Licht.

„Mein Vermächtnis an Elisabeth Kelling.

„Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts . . ."

Kelling saß noch immer stumm, die Stirn in die Hand gestützt.

Da erhob sich der Pastor, legte das Blatt zu den andern Blättern und entfernte sich.

An der Thür blickte er zurück. Elisabeth kniete vor Markwarts Stuhl, und er hielt ihren Kopf zwischen beiden Händen.

Digitized by Google

Kunst- und Reigenfahren.

Von

Otto Preuss.

Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Wilhelm Scharmann in Berlin.

Auch der leidenschaftlichste Radfahrer sieht sich, solange unsre Landstraßen nur den Anforderungen der Wagen und Fußgänger entsprechend gebaut werden, während der Wintermonate zu langen Ruhepausen verurteilt. Nicht Kälte und Schnee sind seine ärgsten Feinde, denn die Kälte empfindet er nicht, und auf einer festgefahrenen Schneedecke ist das Rad so zuverlässig wie auf der besten Fahrstraße, aber sobald die Wege weich werden, hat die Freude des Radfahrers ein Ende. Und weiche Wege sind in Deutschland während der Wintermonate nicht eine Ausnahme, sondern beinahe die Regel. Daher verzichten auch die meisten Radfahrer während des Winters ganz auf die Benutzung der Maschine, und erst wenn die Frühlingssonne die Wege wieder trocken und fahrbar gemacht hat, wird das Rad aus dem Winkel hervorgeholt, in dem es vergessen und verstaubt gestanden hat. Bei der ersten Ausfahrt merkt der Fahrer bald, daß die unfreiwillige Ruhepause weder ihm noch der Maschine gut bekommen ist; er selbst fühlt sich wenig leistungsfähig, und an der Maschine stellen sich allerhand Defekte heraus, mit denen sich die lange Vernachlässigung rächt. Zwar bieten schon jetzt in fast allen größeren Städten gedeckte Bahnen oder große Säle dem passionierten Fahrer Gelegenheit, auch während des Winters seinen Sport zu pflegen, aber man muß schon als Berufsfahrer oder durch ärztliche Verordnung zu dieser täglichen Bewegung veranlaßt oder sehr energischer Natur sein, wenn man sich zu der öden Pedaltreterei im geschlossenen Raum dauernd zu zwingen vermag. Außerdem steht eine geschlossene Winterbahn doch nur einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Radfahrern zur Verfügung.

Und doch ist gerade der Winter die rechte Jahreszeit, um einen in Deutschland immer noch vernachlässigten Zweig des Radfahrens, das Kunstfahren, zu üben und zur Blüte zu bringen. Nicht immer ist das Kunstfahren in dem Maße das Stiefkind des Radfahrsports gewesen wie gegenwärtig. Erst seitdem das Niederrad das Hochrad fast ganz verdrängt hat, ist auch das Kunstfahren in den Hintergrund getreten und die „Kilometerfresserei“ mit ihren mannigfachen üblen Gefolgschaften, dem schlechten Sitz, dem Ueberschätzen der rein körperlichen Leistungsfähigkeit, der Rücksichtslosigkeit, oder körperlichen Ueberanstrengung, die den gesunden Sport in sein Gegenteil verkehrt, in den Vordergrund. Die größere praktische Brauchbarkeit des Niederrades und seine leichtere Fahrbarkeit haben ganz von selbst rein praktischen Gesichtspunkten bei der Verwendung desselben zum Siege verholfen, und die meisten Radfahrer wollen nicht mehr, als sicher, schnell und ausdauernd fahren können. Das Hochradfahren war im Vergleich zum Niederradfahren an sich schon eine Kunst, und

Digitized by Google

dabei stand der Winter vor der Thür, mein schnell begründeter Verein drohte ebenso schnell in die Brüche zu gehen, wenn ich nicht sofort Zugmittel schaffte. Da fiel mir der Kopenhagener mit seinen Kunstproduktionen ein, und mein Vorschlag, unsre Produktionen in den geschlossenen Raum zu legen, fand allseitigen Anklang. Ein passender Saal war bald gefunden und die Uebungen erst einzeln,

diese Kunst weiter auszubilden, ließen sich die ersten Fahrradvereine, die sich Ende der sechziger und Anfangs der siebziger Jahre gebildet hatten, und deren Interesse an dem Sport sich noch nicht auf Rennen beschränkte, sehr angelegen sein. So erinnere ich mich, im Jahre 1870 bei den sogenannten Korsofesten der Kadetten im alten Berliner Kadettenhause Vorführungen im Kunst- und Reigenfahren auf dem Hochrade gesehen zu haben, die man heute auf den Bühnen der Spezialitätentheater als Leistungen von Artisten bestaunt. Vielleicht waren auch diese Vorführungen angeregt durch „artistische" Produktionen, wie die des heute noch bestehenden, von C. Hundenburg begründeten Magdeburger Velocipedklubs von 1869. Ueber diese erzählt der Begründer selbst in dem sehr empfehlenswerten Buche „Der Radfahrsport in Bild und Wort" (Akademischer Verlag München): „Im Herbst 1869 zeigte ein junger Mann aus Kopenhagen seine Geschicklichkeit auf einem Velociped in einer Singspielhalle; ich fand Gefallen an dieser eigenartigen Kunst und beschloß sofort, einen Verein zur Uebung derselben zu begründen; der Vorsatz ward schnell zur That, und wenige Tage darauf war der Klub mit etwa 24 Mitgliedern gegründet. Die Beschaffung der nötigen Maschinen, zum Teil von geschickten Schlossern hergestellt, nahm ebenfalls nur kurze Zeit in Anspruch; auch das Fahren war bald erlernt, und nun sollten die Ausflüge ins Freie beginnen. Das damals noch sehr mangelhafte Pflaster und der weite Weg durch die Festungswälle stellten unserm Thun kaum geahnte Hindernisse in den Weg. Das Fahren auf dem holperigen Weg mit der schwerfälligen, rasselnden Maschine war in der That kein Genuß und eher eine Höllenqual als Vergnügen zu nennen. Die Illusionen wendeten sich ins Gegenteil um,

dann von mehreren Fahrern in leicht auszuführenden Touren begonnen. Allabendlich ward flott geübt, und aus den einfachen Runden und Kehrwendungen wurden in kurzer Zeit kunstvollere Figuren, mit militärischem Kommando ausgeführt. Das Interesse wuchs von Abend zu Abend, und nach wenigen Wochen durften wir bereits wagen, einem größeren Kreis geladener Gäste unsre Produktionen vorzuführen. Der Erfolg war durchschlagend, lauter Beifall folgte jeder Nummer; wir mußten gleich im ersten Vierteljahr drei Vorstellungen, jedesmal vor überfülltem Hause, ins Werk setzen, — ich selbst ging mit gutem Beispiel voran und übte in dem Eröffnungsfahren, in den Cavalrillen und Manövern mit und übernahm sogar Einzelscenen im Kunstfahren."

Was der Magdeburger Velocipedklub vor dreißig Jahren, mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe, leistete, wird heute in den meisten oder doch in sehr vielen Fahrradklubs geleistet. Aber nicht jeder Radfahrer

Digitized by Google

ist Mitglied eines Klubs. Das Kunstfahren aber sollte jeder Radfahrer üben. Er bedarf dazu weder der Anleitung, noch der Unterstützung, noch eines Saales, noch eines besonders konstruierten Fahrrades. Denn wenn das Hochrad durch die größere Schwierigkeit seines Gebrauchs zum Kunstfahren mehr herausforderte als das Niederrad, so gestattet das letztere nicht nur alle die Tricks, die auf dem Hochrade möglich sind, sondern es erleichtert und vervielfältigt sie. Zum Kunstfahren ist nichts weiter nötig, als daß der Fahrer sich entschließt, sein Rad nicht mehr nur als eine Fortbewegungsmaschine anzusehen, sondern als ein sehr kanntsches, aber auch über alles Erwarten gefügiges und verwendbares Ding, das in jedem Augenblick zu meistern seine Aufgabe ist. Eine ebene und trockene fahrbare Fläche von der Ausdehnung, wie sie zum Kunstfahren nötig ist, findet der Fahrer, wenn ihm kein Saal zur Verfügung steht, auch zur Winterszeit auf jeder Chaussee. Eine Reihenfolge der Uebungen kann ihm niemand vorschreiben; sie ergiebt sich von selbst, da ein Versuch, leichtere Nummern des Kunstfahrens zu üben, sich jedem Radfahrer ebenso geradezu aufdrängt, wie der Fortschritt von den leichteren zu den schwereren. Das ganze Geheimnis des Radfahrens besteht bekanntlich in der Balance, und das Kunstfahren beruht auf nichts anderm. Wer also die Wintermonate dazu benutzen will, sich im Kunstfahren zu vervollkommnen, der wird mit solchen Uebungen beginnen müssen, die nur Balance voraussetzen, er wird sich zuerst darin üben, kurze Wendungen, Kreise, Achten und Schleifen nur mit einer Hand an der Lenkstange und schließlich ohne Gebrauch der Lenkstange zu fahren; dann legt er ein Bein, schließlich beide Beine auf die Lenkstange, lernt es, in den Sattel zu springen, und übt sich darin, ohne Sitz, auf den Pedalen stehend, zu fahren. Das sind lauter Uebungen, die der Radfahrer beim Tourenfahren nicht machen soll, denn da verleiten sie ihn zu nachlässigem Fahren. Auf dem Uebungsplatz aber sind sie nicht nur unterhaltend, sondern sehr nützlich, da sie dem Fahrer die absolute Herrschaft über seine Maschine in jedem Augenblick sichern, ihn körperlich gewandt machen und die Muskeln kräftigen. Das Interesse an diesen Uebungen des Kunstfahrens wird nicht leicht erlahmen, da sich aus jedem Trick ein neuer ergiebt. Jeder Radfahrer wird sich aus den ersten Stunden, in denen er das Rad bewältigen lernte, erinnern, wie schwierig ihm alles erschien, was von ihm gefordert wurde, wie er es dann plötzlich erfaßt hatte und konnte, und wie es ihm dann kaum je wieder mißglückte. Dieselbe Erfahrung macht der Kunstfahrer. Die meisten der Tricks, die Berufsfahrer im Kunstfahren ausüben, lernt auch der Amateur viel leichter, als er dachte, wenn er sich nur systematisch mit der Sache beschäftigt. Ein Künstler wie der beste der gegenwärtigen Kunstfahrer, der Amerikaner Kaufmann, dessen Produktionen unsre Bilder veranschaulichen, wird freilich nur ein Fahrer werden können, der zugleich ein erstklassiger Turner ist; denn diese Uebungen erfordern naturgemäß ein Maß von Körperkraft und von Gewandtheit, über die nicht jeder verfügt. Aber der Amateur braucht sich nicht das Ziel zu stecken, ein Artist zu werden, wenn er sich im Kunstfahren übt. Seine Uebungen haben ihren Zweck vollkommen erfüllt, wenn sie ihn während der Wintermonate, in denen sich das Tourenfahren durch die Witterungsverhältnisse verbietet, in täglichem Zusammenhang mit seiner Maschine erhalten. Wer noch mehr Abwechslung in diese Uebungen hineinbringen will, der wird leicht ein oder zwei gewandte Leute finden, die sich mit ihm zum Gruppenkunstfahren zusammenthun, die an ihm ihre Kletterübungen ausführen, während er die Maschine führt. Die Vorbedingung dieser hübsch anzusehenden Kunststücke ist, daß der Kletternde alle hastigen, ruckartigen Bewegungen vermeidet; er wird auch ein gewandter Turner sein müssen, während der Fahrende das Rad vollkommen in seiner Gewalt haben und der kräftigere von beiden sein muß. Hier beginnen die Vorübungen damit, daß der Kletterer während der Fahrt auf dem Auftritt steht, eine Uebung, die keinen andern Zweck hat als den, die beiden Zusammenarbeitenden aneinander zu gewöhnen. Vom Auftritt steigt der Kletterer während der Fahrt auf den Sattel hinter den Fahrenden, dann nimmt er auf diesem den Schultersitz ein. Wenn er es fertig bringt, auf den Schultern des Fahrenden zu stehen, wobei ihn der Fahrende unterstützt, indem er die eine Hand hinter die Waden des auf seinen Schultern Stehenden legt, so haben Fahrer, die sich nicht für Geld sehen lassen wollen, schon einen beträchtlichen Grad von Kunstfertigkeit erreicht. Immerhin mag betont werden, daß das Gruppenfahren nur ein Sport für jüngere Leute ist und schon weit über den Zweck hinausgeht, dem das verständig geübte Kunstfahren dient. Auch ist das Gruppenfahren ein Saalsport; selbst die beste Chaussee ist für die Uebung dieser Kunstfertigkeit nicht eben genug.

Als Vorübung für das Reigenfahren ist das Kunstfahren ganz unerläßlich, denn nur Kunstfahrer können ihre Maschine so in der Hand haben, daß es ihnen möglich ist, sich mit andern Fahrern zur Ausführung einer Quadrille zusammenzuthun. Außerdem gehört dazu, daß sich die Ausführenden bedingungslos den Anordnungen des Fahrwarts, der ihre Uebungen leitet, fügen. Diese Notwendigkeit aber macht das Reigenfahren auch zu dem wirksamsten Mittel, in den zahllosen Fahrradklubs während der langen Winterpause das Gefühl der Zusammengehörigkeit und kollegialische Interessen rege zu erhalten. Der Fahrer muß sowohl auf sich selbst wie auf die übrigen Mitwirkenden achten, von denen jeder sich die einzelnen Touren zu Hause einzuprägen hat, ehe an die gemeinschaftlichen Proben gegangen werden kann. Zuerst werden die einzelnen Figuren des Reigens von den Fahrern mit der Maschine an der Hand „abgegangen“. Von einem erhobten Standpunkt überwacht

Digitized by Google

der Fahrwart die Uebungen, die dann mit Radlung- und Absteigen beginnen und zuerst nach Kommandos, dann nach Glockenzeichen und später ohne alle Direktive ausgeführt werden. Fahrer, die sich mit der Vorführung von Reigen öffentlich zu zeigen beabsichtigen, werden gut thun, sich immer vor Augen zu halten, daß ihr Publikum nur zum kleinsten Teil aus Sachverständigen besteht und daß die nicht fachverständigen Zuschauer über die Schwierigkeiten der Ausführung gar kein Urteil und für sehr komplizierte Figuren kein Auge haben, daß ihnen aber eine tadellose Ausführung auch der einfachsten Touren und eine korrekte, gute Haltung der einzelnen Fahrer immer imponieren. Die öffentlichen Vorführungen im Reigenfahren geben auch dem guten Geschmack reichliche Gelegenheit, sich in der Wahl der Kostüme und im Schmuck der Maschinen zu bethätigen. Was die Kostüme anbetrifft, so sollten sie sich im Schnitt immer einem gutsitzenden Sportkostüm anlehnen; ein Reigenfahren in Kostümen, die an einen Maskenball erinnern, ist immer eine Geschmacklosigkeit, mögen die Kostüme an sich auch noch so reich, prachtig und kostbar sein.

Auch für Gruppenkunstfahren und Reigenfahren geben wir einige Vorbilder in den Produktionen der Truppe, die der Kunstfahrer Nikolaus Kaufmann zusammengestellt hat und die augenblicklich als die erste ihrer Art gilt. Den öffentlichen Vorführungen im Reigenfahren, die so

oft von Fahrradklubs zu wohlthatigen Zwecken veranstaltet werden, ist es sicher zum großen Teil zu danken, daß der Fahrradsport so schnell das Vorurteil auch derer besiegt hat, die sich selbst nicht mehr zum Fahrrad bekehren mochten.

Digitized by Google

Plauderei über Forstwirtschaft.

Von

Hans Wedding, Forstassessor.

II. Die Praxis der Forstwirtschaft.

Ein für jedes Revier besonders aufgestellter „Wirthschaftsplan" zeigt dem Revierverwalter in großen Zügen, nach welchen Grundsätzen er seine Wirthschaft zu führen hat. Dieser Plan zerfällt im wesentlichen in drei Gruppen, nämlich die „Kulturen" oder Gründung der Bestände, die „Hauungen" oder die Ernte derselben und die Wegebauten.

Bei der Bestandsbegründung unterscheidet man im wesentlichen zwei Methoden, die natürliche und die künstliche. Bei der ersteren verwenden wir den von den Bäumen getragenen Samen direkt dazu, um unter und zwischen einzelnen stehenbleibenden Bäumen eines alten Bestandes den neuen, jungen Bestand anzusamen. Der Boden unter einem geschlossenen Bestande ist mit einer Decke von Nadeln, Laub, Moos, Gras und so weiter bedeckt, in welcher der abgefallene Same in den meisten Fällen nicht auf die Dauer Wurzeln zu treiben im stande ist; es wird daher bei einer beabsichtigten Neubegründung aus dem alten Bestande, der „natürlichen Verjüngung", allmählich eine große Anzahl von Bäumen herausgehauen, wodurch Luft und Licht an den Boden gelangen und die Bodendecke zersetzen können. In dem hieraus entstehenden Humus findet dann der Same ein geeignetes Keimbett.

Die „künstliche Bestandesgründung" geschieht durch Saat oder Pflanzung, und hierbei bedarf der Boden häufig einer besonderen Vorbereitung und Bearbeitung, die unter Umständen mit Pflug und Egge, meist aber durch Handarbeit bewerkstelligt wird.

Die Pflanzen, die man zur Begründung eines Bestandes verwendet, werden in sogenannten „Kämpen", Pflanzschulen erzogen und bleiben dort so lange unter besonderer Aufsicht und Pflege stehen, bis sie stark genug sind, um ins Freie gesetzt werden zu können. Bei der Erziehung des Pflanzmaterials in den Kämpen hat man in neuerer Zeit fast allgemein eine künstliche Düngung mit Lupinen, Kainit, Thomasmehl und so weiter, je nach den vorhandenen Bodenverhältnissen, zur Anwendung gebracht. Denn der Wald hat sich vor der Landwirtschaft auf die weniger fruchtbaren Boden zurückziehen müssen, und der Waldboden bedarf daher dort, wo er in intensivere Kultur genommen wird, eines Ersatzes der ihm entzogenen Nährstoffe. Im allgemeinen zwar erhebt der Wald ungleich weniger Ansprüche an den Boden als die landwirtschaftlich kultivierten Gewächse. Er düngt sich aber alljährlich selbst durch seinen Laubabfall; denn die Blätter sind reich an Nährstoffen, die durch die Zersetzung dem Boden zurückgegeben werden und dem Baum wiederum zur Nahrung dienen. Außerdem hält die Laubdecke die Feuchtigkeit länger im Boden zurück, sie ist das wichtigste Wasserreservoir für den Wald, und darum würde dieser, wenn wir ihm alljährlich sein Laub nehmen wollten, ans Mangel an Nährstoffen und Wasser mehr und mehr zurückgehen.

Ist der junge Bestand nun auf die eine oder andre Weise begründet, so darf er noch nicht aus dem Auge gelassen werden. Denn wie jedes lebende Wesen, so ist auch der Baum in seiner zarten Jugend sehr empfindlich, und zahlreiche Feinde machen ihm von Anfang an das Leben schwer. Das Gras, überaus anspruchsvoll an den Boden bezüglich der mineralischen Nährstoffe und des Feuchtigkeitsgehaltes, wuchert empor auf der Kulturfläche und droht die jungen Pflanzen zu ersticken. Die Sonne sendet ihre Strahlen herunter, dorrt den Boden aus und vermindert mannigfachen Abgang durch Vertrocknen. Spätfröste verderben manchmal in einer Nacht eine unter Anwendung von viel Zeit und Geld fertiggestellte Kultur. Kleine, winzige Rüsselkäfer erscheinen zu Tausenden, benagen die Rinde der jungen Pflanzen und bringen sie zum Absterben. Mühevolles, wochenlang täglich vorgenommenes Absammeln dieser kleinen Kulturverderber ist das einzige Gegenmittel. Ein andermal ist es die gefürchtete Nonne, deren Raupen nicht nur einen jungen Bestand, sondern auch einen fast zur Reife während eines Jahrhunderts herangewachsenen Waldkomplex innerhalb weniger Jahre einer frühzeitigen, notgedrungenen Abholzung preisgeben. Nach Beendigung der Ernte auf den Feldern kommen die Mäuse in Scharen in den schützenden Wald und zerstören die hoffnungsvollen Bäumchen in wenigen Wochen. Da muß der Forstmann auf der Hut sein, die jungen Kulturen stets im Auge behalten und Vorbeugungsmaßregeln treffen, soweit es möglich ist.

Sind nun erst einige Jahre verstrichen, während welcher eine wiederholte Nachbesserung des durch Abgang junger Pflanzen lückig gewordenen Bestandes stattfindet, so tritt bald für den Jungwuchs eine Zeit der Ruhe ein, nämlich wenn der Bestand „sich geschlossen" hat, das heißt die einzelnen Bäumchen sich gegenseitig mit den Zweigen berühren. Von nun an kann der junge Bestand einige Jahrzehnte sich selbst überlassen bleiben, bis die „Durchforstungen" kommen, Aushiebe, welche die Formahne schlechter, kranker und trockener Stämme und dadurch zugleich eine Wuchsförderung der stehenbleibenden zum Zwecke haben. Diese Durchforstungen wiederholen sich für jeden einzelnen Bestand alle fünf bis zehn Jahre, und jedesmal wird eine solche Anzahl von Stämmen herausgehauen, daß die übrigen sich gegenseitig nicht mehr bedrängen, aber auch keine zu großen Lücken zwischen sich lassen. Da heutzutage das Holz als Brennmaterial nur noch verhältnismäßig geringen Wert hat, so muß der Forstmann sein Auge darauf richten, daß er bei den Aushieben diejenigen Stämme in seinem Walde begünstigt, die ihm das meiste Nutzholz zu liefern versprechen, und unter Berücksichtigung dieses Punktes werden die Durchforstungen ausgeführt, die man auch als „Vorhiebe" bezeichnet im Gegensatz zu den „Verjüngungshieben". Unter den letzteren versteht man diejenigen Operationen, die einen Bestand ganz oder zum größten Teile fortnehmen, so daß auf derselben Fläche die Begründung des neuen Bestandes erfolgen kann.

Nun klingt das, was ich hier über Durchforstungen und Hauungen im allgemeinen gesagt habe, ganz einfach; in der Wirklichkeit ist die Sache aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und bei keinem Zweige der forstlichen Thätigkeit muß der Forstwirt mehr individualisieren als bei diesem. Wollte man aus einem Eichenbestande ebensoviele Stämme heraushauen als aus dem nebenanstehenden gleich alten Buchenbestande, so würde sich das Verkehrte dieser Maßregel sehr bald zeigen. Denn die Eiche mit ihrer lockeren Belaubung verlangt eine ganz andre Stellung im Bestande als die Buche, deren Krone dicht und dunkel ist; erstere ist eine „Lichtholzart", das heißt sie bedarf zu

Digitized by Google

ihrem Gedeihen viel Licht, letztere kann als „Schattenholzart“ viel mehr Schatten vertragen. Darum kann und muß man aus dem Eichenbestande verhältnismäßig viel mehr Stämme herausnehmen als aus dem Buchenbestande, der sonst die gleichen Bedingungen aufweist. Aber auch ein und dieselbe Holzart verhält sich ganz verschieden unter verschiedenen Bedingungen. Die Fichte auf dem feuchtbaren, frischen Schwemmlandboden ist ein ganz andrer Baum als ihre Schwester, die ihr Dasein in einem trockenen, flachgründigen Kieselschieferboden fristen muß. Der auf letzterem stehende Bestand muß viel vorsichtiger behandelt werden, als wenn er unter den günstigeren Bedingungen eines fruchtbaren Nährbodens erwächst. Würde man aus ihm zu viel Stämme bei der Durchforstung herausnehmen, so daß Licht und Luft an den Boden gelangen könnten, so würde die Bodendecke sich schnell zersetzen, die durch dieselbe festgehaltene Feuchtigkeit würde verdunsten und ablaufen, und der Boden würde ausbagern und unfruchtbarer werden, als er vorher war. Und trotzdem er so viel weniger Stämme zu ernähren hätte, würden die letzteren doch eine Wachsthumsminderung auf viele Jahre hinaus zeigen, weil der schon an und für sich an Nährstoffen arme Boden durch die Bloßstellung noch unfruchtbarer werden würde. So spielen die verschiedensten Verhältnisse eine große Rolle im Leben des einzelnen Bestandes, und die angeführten Beispiele zeigen, daß der Forstmann nicht gedankenlos oder auch nur nach einem bestimmten Schema seinen Wald behandeln kann.

Ist nun eine Hauung beendigt, so kommt die Nachmessung der sämtlichen Sortimente des Schlages, dann die Abnahme des Holzes, bei der jede einzelne Holzhaut, bezüglich jeder Stamm eine (fortlaufend geführte) Nummer erhält und zugleich in ein Buch eingetragen wird; und endlich, nachdem auf Grund dieser „Nummerbücher“ die Lohnverschreibung geschehen ist, eine nochmalige Numerierung zum Verkauf, wobei meist mehrere Abnahmenummern zu einem Lose zusammengefaßt werden. Nach dem Verkaufe des Holzes, der zum größten Teile in öffentlichen Versteigerungen, aber auch, je nach den Vorteilen, die sich der Revierverwalter davon verspricht, durch schriftliches Angebot, submissionsweise oder auch durch direkte gegenseitige Vereinbarung geschieht, wird das Holz an Ort und Stelle dem Käufer überwiesen.

Von wesentlichem Einfluß auf den Preis des Holzes ist der Umstand, ob es bequem und leicht zur Abfuhr liegt. Denn der Transport aus dem Walde nach der Verbrauchsstelle ist ein so wichtiger Faktor, daß von der Möglichkeit, respektive Leichtigkeit der Beförderung häufig überhaupt die Absetzbarkeit abhängt. Was nutzt dem Käufer der schönste Eichenstamm, wenn er irgendwo in einem Winkel des Waldes liegt, wohin weder ein schiffbarer Fluß noch eine Eisenbahn oder auch ein einfacher fahrbarer Weg führt. Daher muß der Forstmann darauf bedacht sein, daß er überall da, wo Holz gefällt wird, auch einen Weg hat, auf dem es vom Käufer abgefahren werden kann. (Der Transport des Holzes auf dem Wasser — die Flößerei — ist vor allen Dingen von dem Vorhandensein eines entsprechend benutzbaren Wasserlaufes abhängig und wird in neuerer Zeit wegen der mancherlei Nachteile für das geflößte Holz nicht mehr in gleichem Maße betrieben als früher.) Zu dem Zwecke wird schon bei der Aufstellung des Betriebsplanes ein über das ganze Revier sich erstreckendes Netz von miteinander zusammenhängenden Wegen projektiert, dessen allmählicher Ausbau in einer der Abnutzung der einzelnen Bestände sich anschließenden, beziehungsweise ihr vorausgehenden Reihenfolge Sache des Revierverwalters ist. Die Wegebauten werden in der für solche Arbeiten günstigsten Jahreszeit, nach Fertigstellung der Kulturen, im Spätfrühling und Sommer ausgeführt, und manches schwierige Problem wird hier dem Revierverwalter gestellt bei Ueberbrückung eines reißenden Gebirgsbaches oder der Ueberführung eines Weges über grundlose Brüche. Verhältnismäßig einfach gestaltet sich dieser Zweig der forstwirtschaftlichen Praxis in der Ebene, wo meist die Schneisen fahrbar sind und zur Abfuhr der Hölzer ohne weiteres oder nach geringer Instandsetzung — Einebnung, Trockenlegung durch Seitengräben und so weiter — zu benutzen sind, während im Gebirge die Wege eines sorgfältigen Ausbaues und die am meisten benutzten Holzabfuhrwege einer Festigung durch Steinschlag bedürfen, da die stärkere Abnutzung derselben durch die Fuhrwerke insbesondere beim Brenzen und durch die auf denselben abfließenden Regenwasser auch einen stärkeren und festeren Oberbau nötig macht.

Die vorstehend geschilderten Arbeiten der „grünen“ Praxis machen die ständige Anwesenheit des Oberförsters das ganze Jahr hindurch draußen im Walde notwendig, außerdem aber sind noch die laufenden schriftlichen Arbeiten zu erledigen, und diese bilden — die Kehrseite der Medaille und haben, besonders in neuerer Zeit, schon zu manchem, gewiß oft berechtigten Stoßseufzer Veranlassung gegeben. Was der Grünrock heutzutage alles zu schreiben hat, läßt sich in einer kurzen Abhandlung nur in großen Umrissen schildern, und ich will versuchen, auch in diesem Punkte dem Leser einen ungefähren Ueberblick zu geben. Der Revierverwalter hat auf seinem Bureau eine Anzahl Manuale zu führen, in denen er seine Wirtschaftsergebnisse übersichtlich geordnet einträgt. Da ist zum Beispiel das „Hauerlohn-Manual“, in dem die zum Einschlage gekommenen Hölzer nach Abteilungen und den verschiedenen Sortimenten geordnet nebst den für deren Einschlag ausgegebenen Löhnen verzeichnet werden. Dann kommt das Manual über Einnahme und Ausgabe; aus diesem ist ersichtlich, wieviel Holz er eingenommen und wieviel er verkauft hat und zu welchen Preisen. Die Abrechnung hieraus hält ihn stets auf dem Laufenden darüber, wieviel und welche Sortimente er noch abzugeben hat. Zu einem dritten Manuale werden die Gelder gebucht, die durch den Verkauf von Gras, Steinen, Sand, Laub oder durch Verpachtung von Forstgrund, Steinbrüchen, Wiesenflächen und so weiter eingehen, sowie die Ausgaben für die Verwaltung des Reviers, Unterstützung, Versicherung, Pensionen der Waldarbeiter und so weiter. Ebenso werden die bei den Kulturen und Wegebauten ausgeführten einzelnen Arbeiten in besonderen Büchern dargestellt. Für die einzelnen Operationen hat der Revierverwalter, wie schon bemerkt, alljährlich seine Voranschläge aufzustellen, und zwar getrennt für Hauungen, Kulturen und Wegebauten, und nach Fertigstellung der Arbeiten wird jedesmal der „Ausführungsnachweis“ auf Grund der einzelnen Wirtschaftsbücher aufgestellt, der ausführlich zur Anschauung bringt, was in den einzelnen Zweigen fertiggestellt ist und welche Kosten die Ausführung der Arbeiten verursacht hat.

Eine Menge Schreibereien veranlassen die mannigfachen Anträge auf pacht- oder lastweise Ueberlassung von Forstgrund zur Anlegung von Steinbrüchen, Wasserleitungen, Schießplätzen, Erbauung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Ansichtspunkten, Promenadenwegen und so weiter. Da soll zum Beispiel eine Eisenbahn gebaut werden, die quer durchs Revier führt. Der arme Oberförster muß seine Einwilligung dazu geben, daß ein langer Streifen für dieselbe abgeholzt wird, und ohne Unterschied muß der im besten Bauholz stehende Eichenbestand und der eben erst gepflanzte Kiefernjungwuchs — sein Stolz und seine Hoffnung — der Axt verfallen. Die Bahn macht dem Oberförster nicht nur einen großen Strich durch sein Revier, sondern auch einen Strich durch seine ganze Rechnung. Holzabfuhrwege werden durch die Bahn abgeschnitten und müssen neue Verbindungen haben nach dem Hauptausfuhrwege aus dem Revier, Schneisen müssen verlegt werden, die Wirtschafts-

Digitized by Google

führung muß wohl gar zum Teil geändert werden, weil dieser oder jener Bestand infolge der Freistellung durch den Bahnaufhieb eine andre Behandlung verlangt. Dann kommen Anträge seitens der Bahngesellschaft auf Anlage von Betriebsgebäuden innerhalb des Reviers, Wasserleitungen, Verbindungswegen zu einer etwa projektierten Haltestelle und so weiter. Und über alles muß vom Revierverwalter zunächst an seine vorgesetzte Behörde berichtet werden; hier wird eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse, dort eine Zeichnung oder Skizze, ein Gutachten und dergleichen verlangt, und wenn endlich alles erledigt ist, so braust und pfeift die Bahn durch sein Revier und — jagt ihm seine Hirsche und Rehe fort, die ihm eine Erholung von seinen Schreibarbeiten und ein Anblick der Freude gewesen sind. Aber alles hat seine zwei Seiten, und so hat die Bahn für ihn vielleicht den Vorteil, daß er von seiner einsamen Oberförsterei zum Dämmerschoppen in benachbarten Städtchen gerade noch recht kommen kann!

Wie mit dem Bahnbau, so geht es mit allen andern Sachen, bei denen Forstgrund in Anspruch genommen wird; umfangreiche Vorarbeiten, Berichte, Aufnahme von Protokollen, Vermessungen und Berechnungen sind anzustellen, bis alles geregelt ist und der abzuschließende Kontrakt endlich von den beiderseitigen Parteien — der Forstverwaltung und dem Kontrahenten — unterzeichnet werden kann.

In größeren Zeitabschnitten, etwa viertel- oder halbjährlich, hat der Oberförster sodann über alle in dem verflossenen Zeitabschnitte gemachten Einnahmen und Ausgaben in der Forstrechnung zahlenmäßig Nachweis zu führen, und wenn er am Schlusse des Wirtschaftsjahres seinen Exekutionsetat aufstellt und findet, daß er dem Staate einige tausend, vielleicht auch hunderttausend Mark als Reingewinn ablieferu konnte, so wird ihm das nicht nur eine Befriedigung und eine Aufmunterung zu neuer Pflichterfüllung sein, sondern auch eine kleine Entschädigung dafür, daß er so manche Stunde am Schreibtisch zu sitzen hatte, während er doch lieber im grünen Walde sein Wissen und Können zur Anwendung gebracht hätte. Denn „was er schwarz auf weiß besitzt", zeigt ihm und andern die Erfolge seiner Thatigkeit draußen im Reviere besser als der grüne Wald selbst, der zwar alljährlich unter der Pflege seines Beschützers durch Verjüngung, Erziehung und Ernte im einzelnen einem raschen Wechsel unterliegt, dessen Gesamtbild sich aber für das Laienauge innerhalb eines Jahrzehntes kaum verändert.

Die neue meteorologische Station auf der Schneekoppe.

Deutschland besitzt keine große zu Gipfelobservatorien geeignete Aufwahl von Gebirgen und muß daher gegen andre Länder bezüglich der Zahl und Bedeutung solcher Hochstationen zurückstehen. Deshalb wurde es seinerzeit mit Freuden begrüßt, daß es der rastlosen Thätigkeit des Riesengebirgsvereines endlich gelungen war, die dazu gehörigen Mittel und Unterstützung vom Staate bewilligt zu erhalten. Bereits im März 1896 sprach sich das Königliche meteorologische Institut in Berlin ermunternd dahin aus, daß der Gipfel der Schneekoppe (1604 Meter) in ganz hervorragender Weise für die Zwecke einer Wetterwarte geeignet sei. Denn während beispielsweise bei der flachgewölbten Kuppe des Brockens schwer zu bemessen sei, inwieweit dort die Vorberge und das Gebirgsmassiv die Beobachtungswerte beeinflussen, erhebt sich der Koppenkegel steil in das Luftmeer. Während ferner der Brocken im Winter zumeist in den Wolken liegt, ragt der um 450 Meter höher und vor allem noch viel kontinentaler gelegene Gipfel der Schneekoppe sehr häufig über die Wolkendecke hinaus, wo gewöhnlich ganz andre Witterungsverhältnisse herrschen. So wurde denn auch schließlich in Anerkennung der ganz besonderen Wichtigkeit dieses Gipfelpunktes der Bau einer meteorologischen Station erster Ordnung auf der Schneekoppe bewilligt und Anfang Juli dieses Jahres begonnen. Die Ausführung des Baues ruhte in den Händen des Hochgebirgsbaumeisters Kahl zu Arnsdorf im Riesengebirge. Besondere Schwierigkeiten verursachte der Transport der Materialien. So mußten zum Beispiel die erforderlichen 10000 Stück Mauerziegel — die Grundsteine und so weiter wurden an Ort und Stelle gebrochen — bereits im vorigen Winter vermittelst Hörnerschlitten auf den Kamm und später von dort durch Träger auf den Gipfel befördert werden. Dadurch stellte sich das Tausend Mauerziegel auf den Preis von 205 Mark, also 20½ Pfennig pro Stück frei Baustelle. Für andre Objekte, zu deren Transport mehrere Mann gleichzeitig nötig waren, wie Balken- und Eisenträger, wurden 3 Mark pro Zentner gezahlt. Die innere bauliche Einteilung des turmförmigen Gebäudes ist sehr praktisch. Es enthält im Erdgeschoß Schlafzimmer, Wohnzimmer und Küche, im ersten Stockwerk ein zweites Schlaf- und Wohnzimmer, in der zweiten Etage ein geräumiges Beobachtungszimmer, über dem sich die Plattform befindet, und schließlich im Keller einen Raum für 200 Zentner Kohlen. Zum

Phot. Ewald, Dietzsberg.

Die meteorologische Station auf der Schneekoppe.

Digitized by Google

Schutze für die außergewöhnlich niedrigen Wintertemperaturen wurden die Zwischenräume mit Korkstücken in Kalk ausgemauert, außerdem innen Gipsplatten aufgenagelt und darauf wieder Filz gedeckt, auf diesen letzteren erst die Tapeten geklebt. Genau so wurden alle Decken behandelt. Die Heizung der Flure und Treppen geschieht durch eine im Keller liegende Heizkammer; die Zimmer erhalten regulierbare Füllöfen. Ende Oktober sollte der äußere Bau vollendet sein. **Georg Kranke.**

Das Pestalozzi-Denkmal in Zürich.

Als am 12. Januar 1896 Zürich, die Vaterstadt Johann Heinrich Pestalozzis (1746—1827), die hundertundfünfzigste Wiederkehr des Geburtstages ihres großen Sohnes festlich beging, entsprang einer allgemeinen Empfindung der Gedanke, auch durch ein dauerndes und sichtbares Zeichen, durch ein Denkmal, den Gefeierten zu ehren. Am 26. Oktober ist nun in Zürich in den Anlagen vor dem Linth-Escherschulhause (an der Bahnhofstraße) dieses Pestalozzi-Denkmal feierlich enthüllt worden, und so braucht Zürich nicht mehr hinter dem kleinen Yverdon (Ifferten) am Neuenburgersee zurückzustehen, wo vor Jahren bereits Pestalozzi ein würdiges Monument gefunden hat. Aber während dieses den Pädagogen Pestalozzi darstellt, bringt das Züricher Denkmal, eine Schöpfung des Schweizer Künstlers Hugo Siegwart in Luzern, das sozial-humane Moment, welches Pestalozzis ganze Thätigkeit durchdrang, zum Ausdruck, und wir erblicken Pestalozzi, den Freund der Armen, den Vater der Waisen und Verlassenen. Das Denkmal, in dem nicht nur eine Gestalt, sondern auch eine Idee verkörpert wurde, ist ein Gruppenbildwerk. Es zeigt uns die zu einander in Beziehung gesetzten Figuren Pestalozzis in der vor hundert Jahren üblichen Bürgertracht und eines nur mit einem Hemdlein und zerschlissenen Hosen bekleideten armen Knaben. Worte liebevollen Erbarmens, wie sie das Kind des Elends noch nie gehört, mögen es gewesen sein, die Pestalozzi gesprochen, als er den Knaben bei den Armen nahm, und dieser, den Blick mit suchendem Vertrauen emporgerichtet, läßt sich dahingleiten von dem Manne, aus dessen durchfurchtem und faltigem Gesichte der Abglanz unendlicher Seelenmilde ihm entgegenleuchtet. Dem Künstler ist es gelungen, ein Werk zu schaffen, welches auf den Beschauer eine tiefe Wirkung auszuüben vermag, dank einer natürlichen und gemütvollen Auffassung, verbunden mit einem edeln Realismus, der es vermochte, auch die an sich nicht schönen Züge Pestalozzis in porträtgetreuer Charakteristik wiederzugeben. Die Figuren des Denkmals sind in Bronze ausgeführt und erheben sich auf einem 3 Meter hohen, polierten rötlich-weißen Granitpostamente. Der einfache Sockel entspricht dem schlichten Wesen des edlen Mannes, dessen ruhmreichen Andenken das Monument gewidmet ist, und trägt auf der Vorderseite nur den Namen.

Phot. Joh. Meiner, Zürich.

Das Pestalozzi-Denkmal in Zürich.
Von Hugo Siegwart.

Die Veranlassung zur Errichtung des Denkmals wurde, wie schon erwähnt, durch die hundertundfünfzigste Wiederkehr des Geburtstages Pestalozzis gegeben. Die Kosten für das Werk, um dessen Zustandekommen der durch sein gemeinnütziges Wirken bekannte achtzigjährige Kaspar Appenzeller, ein Greis von seltener Frische, besonders sich verdient gemacht hat, belaufen sich auf etwa 76000 Franken. Der Betrag wurde durch öffentliche Sammlung und Beiträge von seiten der Eidgenossenschaft, sowie von Kanton und Stadt Zürich aufgebracht. Neben dem Zwingli-Denkmal Heinrich Natters bildet nun das Pestalozzi-Denkmal Hugo Siegwarts eine Zierde Zürichs. Hat zu Pestalozzis Lebzeiten auch das Wort sich an ihm bewährt, daß kein Prophet etwas gelte in seinem Vaterlande, nun steht sein Denkmal, von der dankbaren Nachwelt gesetzt, doch auf vaterstädtischem Boden, und es hat sich erfüllt, daß der, den vordem die Bauleute verwarfen, zum Eckstein geworden ist. Die Enthüllung des Denkmals erfolgte am 26. Oktober in feierlicher Weise. Unter Glockengeläute bewegte sich ein festlicher Zug, in dem selbstverständlich die Jugend besonders stark vertreten war, nach dem Platze vor dem Linth-Escherschulhause. Musik- und Gesangvorträge der Lehrerschaft und der Schulkinder eröffneten und schlossen die Feier. Nach der schwungvollen Weiherede des Dr. W. Bissegger fiel die Hülle.

Digitized by Google

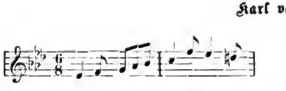
Stelldichein am Strande. Nach dem Gemälde von Carl Mücke und L. Fay.

Digitized by Google

Am Klavier.

Von

Karl von Heigel.



Ballade Nr. 3 (op. 47) As-Dur von Fr. Chopin.

Bejahrte Münchener werden sich noch des Gasthofes zum „Goldenen Hirsch“ in der Theatinerstraße erinnern. Es war kein Grand Hotel im Stil der europäischen und amerikanischen Karawanserein von heute und doch ein feines Haus mit feinen Gästen. Der letzte Besitzer des Goldenen Hirschen war ein gewisser Anatole Huvard. Sein Vater, ein Stockfranzose, hatte sich vor vielen Jahren in München niedergelassen und mit einer Münchnerin vermählt. Das einzige Kind des Ehepaares, Anatole getauft, artete, was Rasseneigentümlichkeit anbelangt, entschieden nach dem Papa. Wie Anatole aussah, wie er die Sprache seiner Mutter behandelte, würde man ihn für einen Pariser Pflastertreter gehalten haben, auch wenn er Xaver Huber oder Hans Müller geheißen hätte. Doch während Huvard senior — von der Gattin bestens unterstützt — bis an seinen letzten Tag den Gasthof musterhaft verwaltete und zu einer Goldgrube machte, war Anatole zum Gastwirt entschieden nicht geschaffen. Er hatte Neigungen, die Geld kosteten, aber nichts eintrugen. Ein musikalischer Wirt — warum nicht? Anatole spielte zwar stümperhaft, aber zum Tanz hätt's wohl gereicht, allein Anatole ging bei seinem geringen Können nur an schwere Stücke. So sehr es ihm heute zum Ruhm gereicht, daß er für die Musik schwärmte, die damals wirklich noch Zukunftsmusik war, so sicher ist es, daß sein Spiel die schöne Sache nicht gerettet hätte. Anatole war auch Maler. Er hatte über die Bilder andrer ein gesundes Urteil und war in den Werkstätten der Münchener Meister gern gesehen. Doch auch der höflichste Hofmaler ermunterte ihn niemals, im Malen fortzufahren, und der offenherzige Moritz von Schwind nannte die veilchenblauen Gebirge und spinatgrünen Thäler Anatoles eine „Patzerei“.

Ueber Kochkunst konnte der junge Mann an der Wirtstafel ausgezeichnet reden, doch war es sicherlich zum Heil des Hauses und seiner Gäste, daß in der Küche die noch rüstige Mama Huvard das Wort führte.

Als Reiter, Kutscher und Roßtäuscher dagegen verdiente Anatole unbeschränktes Lob. So hingen denn in seinem Empfangszimmer außer den Porträts berühmter Tänzerinnen zahlreiche Bildnisse ebenso schlanker und ebenso berühmter englischer Rennpferde. Der Rennsport in München war damals noch in den Anfängen. Die „Rennbuab'n' beim Oktoberfest pflegten nicht auf Rassepferden zu sitzen.

Bei allen seinen Schwächen war Anatole ein braver Kerl und guter Kamerad, „leben und leben lassen“ seine Losung.

Anatole wohnte im Erdgeschoß. Erwähnter Salon stieß an das allgemeine Lesezimmer. Die Verbindungsthür stand häufig offen, und Anatole hatte nichts dagegen, wenn ein musikkundiger Gast die Schwelle überschritt und auf dem prächtigen Flügel, der augenfällig genug und immer offen war, seine Kunst versuchte. War's eine hübsche Dame, um so besser. Dann rührte sich in Anatole das väterliche Blut, und er war der gesprächige, gewandte, galante Franzos, wie er in Büchern steht.

An einem Frühlingstag, einem Münchener Frühlingstag, saß Monsieur Huvard selbst am Klavier. So eifrig war er beim Spiel, daß er in der Maikühle glühte und schwitzte. Dann brach er mitten im Spiel ab. „Hol' mich der Teufel!“ rief er — natürlich auf französisch — „ich zwing' es nicht.“

„Wer wird so schnell den Mut verlieren!“ erwiderte ihm eine Stimme von angenehmem Klang, und ein schönes junges Mädchen, das im Lesezimmer Ohrenzeugin gewesen war, wie Anatole sich abquälte, erschien auf der Schwelle.

„Wer wird so schnell den Mut verlieren,“ wiederholte die Schöne auf deutsch, mit der Schärfe einer slavischen Zunge. Und das Mädchen, das mit achtzehn Jahren schon die Sicherheit einer Weltdame besaß, trat ohne Umstände in das Herrenzimmer. „Chopin verlangt und verdient Geduld.“

Anatole hielt, während er verzweifelt auf das Notengetümmel starrte, seine ansehnliche Nase umfaßt. Er fuhr vom Sessel auf. „Prinzessin, wenn ich geahnt hätte —“

Sie warf einen Blick auf das Notenheft. „Richtig: Chopins Ballade Nr. 3. Ungefähr war's aus Ihrem Spiel zu erraten. Mama schwärmt für dieses Musikstück. Sie würde nach den ersten Takten auf und davon gelaufen sein. Sie hörte die Ballade von Liszt spielen — und ein Liszt sind Sie nicht.“

„Ach nein,“ murmelte Anatole zerknirscht.

Sie lachte. Diese Prinzessin, die mit ihrer Mutter, der russischen Fürstin Tatarinow, seit mehreren Wochen im ‚Goldenen Hirsch‘ wohnte, lachte sehr gern und hatte gut lachen, denn ihr fehlte noch kein Zahn.

Sie setzte sich ans Klavier, strich die Aermel des weichen Morgenkleides zurück und schlug ein

Digitized by Google

paar Accorde an. Während sie in das Notenheft blickte, schaute Anatole auf ihre blanken, festen Arme.

„Auch ich“, sagte sie, „habe mich an die Ballade gewagt. Sie ist sehr schwer — so schwer! Und warum heißt es Ballade? Eine Ballade ist eine kleine Geschichte in Versen. Hier haben wir nur Töne. Wovon handelt die Ballade?“

„Das kann ich Ihnen genau sagen,“ erwiderte Anatole, „das wenigstens wurde mir bei der Tantalusarbeit klar. — Ein junger Mann reitet in den Wald. Er ist in eine schöne, vornehme Dame verliebt. Leider ist sie schon versagt, allein so ganz hoffnungslos ist er nicht. Er ahnt, er fühlt, daß seine Liebe erwidert wird, und weil er als ein kühner Reitersmann in allen Stücken verwegen ist, schrieb er der Schönen einen leidenschaftlichen Brief und bat um ein Stelldichein. Nun ist er der erste da, auf der mondhellen Wiese am Waldessaume. Wir wollen seinen Dunkelfuchs Viens-tu nennen. Das paßt zur Frage, die den Reiter beschäftigt: Kommt sie oder kommt sie nicht?“

„Allerdings, das ist die Frage!“

„Das Stelldichein ist ein Wagnis. Ein eifersüchtiger Bräutigam, ein griesgrämiger Vater bewachen das Fräulein ... Horch, dumpfer Hufschlag! Jemand kommt den Waldweg heraufgeritten. Sie ist es! Freudige Begrüßung, dann leidenschaftliches Zwiegespräch. Sie liebt ihn, aber schwankt noch zwischen Wunsch und Pflicht. Plötzlich wird's im Walde laut und lebendig. Don Octavio, oder wie sonst der Verlobte heißen mag, der Vater, Vettern und Diener nahen! Doch die Gefahr entmutigt die Liebenden nicht, sondern entflammt sie. Jetzt ist Mademoiselle bereit zur Flucht, und windschnell, meerreichbar stürmt das Paar durch die Nacht in die weite Welt.“

Die Russin hatte mit einem unergründlichen Lächeln zugehört. Doch das blasse Gesicht färbte sich, und die Augen glänzten.

„Muß die Liebeserklärung zu Pferde geschehen?“

„Unbedingt! Wenn ich's wie Liszt in den Fingern hätte, würde ich Ihnen aus der Ballade beweisen, daß Chopin dabei an Rasseperde und schneidige Reiter gedacht hat.“

„Sie könnten mich verleiten, das Stück abermals zu studieren — doch es ist schwer — o, so schwer, besonders der stürmische Schluß!“

„Jetzt sage ich: Nur Mut! Ich bin überzeugt, Sie spielen das Stück hundertmal besser als ich.“

„Das nicht, aber ich werde die Ballade spielen. Nicht jetzt — ich muß Mama das Journal de St. Petersbourg vorlesen — ich erwarte sie jeden Augenblick —, da ist sie!“

„Sascha!“

Fürstin Tatarinow, weiland eine Schönheit, schminkte sich mit großer Kunst und hielt sich noch sehr gut, nur die Augendeckel waren schlaff und schläfrig. Die Anwesenheit der Prinzessin im Heim Monsieur Huvards beunruhigte sie nicht; sie trat mit freundlichster Miene näher.

„Man treibt Musik? Sehr gut. Ich habe selbst leidenschaftlich Klavier gespielt, bis ich die Bekanntschaft Liszts machte. Da verlor ich den Mut.“ Sie hob ihr Doppelglas vor die Augen. „Chopin!? Auch mit Chopin war ich persönlich bekannt. Doch war ich damals noch sehr jung und er schon sehr krank.“

„Die Prinzessin will die Ballade auf meinem Flügel einstudieren. Für mich eine große Ehre!“

„Sascha ist musikalisch begabt, aber nicht fleißig. Ich tadle sie nicht. Sie soll ihre Jugend genießen. — Wo will sie einstudieren? Hier? Ich hätte nicht das geringste dagegen, aber Ihre Mama, mein Bester — Ihre Mama ist eine ausgezeichnete Frau, nur hat sie für alles das Maß einer kleinen Stadt. Sie verstehen ... Schade, daß in Ihrem Hotel ein Musikzimmer fehlt.“

Anatole rieb nervös die Hände. „Ich wüßte schon Rat. Wenn Durchlaucht erlauben, lasse ich meinen Flügel in Ihr Vorzimmer bringen. Es ist hell und geräumig; Lord Turnbull und Milady empfingen darin ihre Besuche.“

„Und Sie? Ich könnte das Opfer nur annehmen, wenn Sie sich durch unsre Nachbarschaft in Ihren Uebungen nicht stören ließen. Eigentlich haben wir das Vorzimmer nicht nötig. Gut, betrachten wir es als neutrales Gebiet!“

„Monsieur ist auch in unserm Salon willkommen,“ fiel die Prinzessin ein. „Die Abende sind lang, und wir plaudern gern. Sie dürfen Mama das Wort über die Kleinstadt nicht übelnehmen. München ist eine große Kunststadt. Und Mama schwärmt für die Kunst wie ich. Trinken Sie Ihre Tasse Thee bei uns — ich weiß, Sie trinken Thee. In München! Also kommen Sie! Es wird uns immer freuen.“

Die Worte bezauberten, der Blick, der sie begleitete, berauschte Anatole. Er glaubte, wie sehr viele junge und manche alte Herren, daß ihm keine Frau widerstehen könne, doch eine Prinzessin war noch nicht auf seiner Liste.

Während die Damen mittags einen Spaziergang machten, ließ Huvard den Flügel nach oben schaffen. An der Wirtstafel, an der immer eine gewählte Gesellschaft saß, erschienen die Tatarinow heute ausnahmsweise nicht. Sollte er nun schon diesen Abend vorsprechen oder nicht? Anatole bangte den ganzen Nachmittag zwischen Ja und Nein, unnützerweise, denn die Tatarinow verbrachten den Abend auswärts: beim russischen Gesandten war großer Empfang.

Im „Goldenen Hirsch“ ging es in der Trink- und Rauchstube abends zwar sehr lebhaft zu — die Stammgäste in zweierlei Tuch waren vollzählig da, und an einem andern Tisch saß der neuberufene Intendant des Hoftheaters, Franz Dingelstedt, mit seinen Regisseuren, — doch Anatole war heute für alle Hof-, Stadt- und Stallgeschichten taub, und sogar zum Theater zog es ihn nicht. Er horchte und horchte auf die Ankunft des Wagens, der die Damen zurückbringen mußte. Bis nach Mitternacht saß er, um schließlich zu erfahren, daß die Tatarinow schon seit elf in ihren Zimmern seien. Sie waren in der schönen Mondnacht zu Fuße heimgekehrt.

Digitized by Google

Anatole schlief lange nicht ein. Der Kehrsatz der Ballade ging ihm nicht aus dem Kopf, und als endlich der Sandmann sich einstellte, kamen unsinnige, ängstigende Träume. Einmal ritt Anatole mit der Prinzessin über Stock und Stein, und Franz Liszt in Siebenmeilenstiefeln, mit fliegendem Haar, mit weitauslangender Riesenhand war hinter ihnen her.

Es war bald Mittag, als Huward sein Frühstück einnahm. Wie immer blank und nett vom Scheitel bis zu den Stiefeln. Die Haare an den Schläfen und der Schnurrbart waren kunstvoll gekräuselt; der Knoten der blauseidenen Halsbinde à la Byron war vorzüglich gelungen, der neue Rock — havannabraun, mit Kragen und Falten von grauer Seide — saß tadellos; trotzdem blickte Anatole verdrießlich darein, wie eben ein Mensch nach einer schlechten Nacht.

Um so aufgeweckter war sein Besuch, der Klavierkünstler Wenzel Stolzenberg. Dieser kam von Petersburg, wo er Lorbeeren und Dukaten die Fülle eingeheimst hatte, nach München und wohnte seit einer Stunde im ‚Goldenen Hirsch.' Er und Anatole waren Freunde, soweit Freundschaft zwischen zwei Menschen möglich ist, von denen der eine, wie Wenzel Stolzenberg, immer zu nehmen, doch niemals und in keinem Fall zu geben bereit ist. Seinem Familiennamen zum Trutz hielt Stolzenberg zu den Tschechen, vielleicht weil er in Tschaslau geboren war, oder weil im Ausland damals der Deutsche als ein armer Teufel galt.

„Was hatten Sie gestern so Schweres zu thun, daß Sie heute bis Mittag schliefen? Bin ich in Petersburg keine Nacht vor zwei zu Bett gegangen und war doch immer schon um sieben auf, um zu üben. Denn untertages ... Aber —" Wenzel sah sich im Zimmer um, — „aber sagen Sie mir, wo ist Ihr Flügel hin? War ein ausgezeichnetes Instrument. Wieviel haben Sie dafür bekommen?"

Anatole berichtete dem Künstler, im großen und ganzen wahrheitsgetreu, den gestrigen Vorfall.

„Tatarinow?!" sagte Wenzel nachdenklich. „Bin ich in Petersburg mit einem General Tatarinow bekannt geworden. Vielleicht ist er Gemahl Ihrer Fürstin. Ist sie reich?"

„So genau kann ich Ihnen das nicht sagen. Nach deutschen Begriffen hat sie jedenfalls genug."

„Und Tochter ist jung, hübsch? Werde mich sofort ihnen vorstellen; denn ich muß noch vor Mittagmahl kleinen Finger linker Hand üben."

Ein Schatten zog über Anatoles Gesicht. Soviel er wisse, seien die Damen nicht zu Hause.

„Sind, sind!" rief Wenzel und deutete nach oben. „Horchen Sie! Im ersten Stock wird geübt. — Horch!" Er sang mit einer Rabenstimme ein paar Takte. „Chopins Ballade Nr. 3. Mein Leibstück! ... Prinzessin, schön — aber Klavier spielt sie wie ein Holzhacker. Ich halt' es nicht aus, kommen Sie! Werde ich Tatarinows zeigen, wie Wenzel Stolzenberg die Ballade spielt!"

Zehn Minuten später saß Wenzel im Vorzimmer der Russinnen am Flügel, dehnte und bog die langen Finger, daß sie knackten, und sah schon jetzt mit einem Siegerlächeln auf die Damen, die seitwärts auf einem Rohrsofa Platz genommen hatten.

„Prinzessin spielt ausgezeichnet, aber die Ballade hat ihre Tücken." Da Stolzenberg im Russischen schwach, im Französischen noch schwächer war, wurde deutsch gesprochen. „Ist Ihnen bekannt, was Schumann über die Ballade schreibt? Weiß ich auswendig. ‚Der feine, geistreiche Pole', schreibt er, ‚der feine, geistreiche Pole, der sich in den vornehmsten Kreisen der französischen Hauptstadt zu bewegen gewohnt ist, dürfte in dieser Ballade vorzugsweise zu erkennen sein.' Damit ist viel zu wenig gesagt. Wie sollte auch der deutsche Schumann die Tiefen slavischen Gemütes, slavischer Leidenschaft und Begeisterung erfassen! Die Ballade ist ein hohes Lied der Liebe und zugleich ein politisches Glaubensbekenntnis! Der Pole Chopin schwärmt für eine Dame am russischen Hofe, und sie schwärmt für ihn, erzählt uns die Ballade. Doch das Freundschaftsband zwischen Rußland und Polen ist zerrissen. Chopin liebt die Dame, aber — sagt die Ballade — Chopin liebt auch sein unglückliches Vaterland. Er entschließt sich mit blutendem Herzen, auf die Russin zu verzichten, und nimmt von ihr Abschied. Sie hat seinen geheimen Schmerz längst erraten. Jetzt redet sie: ‚Wir lieben uns beide — und warum dürften wir nicht! Sind wir nicht beide Eines Blutes? Die Zeit wird kommen, wo wir Slaven alle Geschwister und die Könige der Erde sind.' — ‚Wahr! wahr!' ruft der Pole, und sie stürzen sich in die Arme, selig in ihrer Liebe und im Gedanken an die große slavische Verbrüderung. Das ist der Inhalt der Ballade!"

„Sehr hübsch," meinte die Fürstin, „aber —"

„Hätte Chopin wirklich politische Hintergedanken dabei gehabt?" fiel Sascha ein und lächelte den verblüfften Hausherrn an.

„Werde ich Ihnen beweisen!" antwortete Wenzel, schüttelte seine rotblonde Mähne aus der Stirn und drückte den Kneifer fester auf die Stumpfnase.

Dann spielte er die Ballade. —

Frau Tatarinow klatschte beim Schluß sanft in die Hände.

„Herrlich! Ich begreife, daß man Sie in Petersburg, wie Sie sagen, vergöttert hat. Aber von Politik konnte ich in der Ballade auch heute nichts entdecken. Um so besser! — Ich bin Ihnen dankbar. Kommen Sie, ich zeige Ihnen, was mir Liszt in mein Album geschrieben!"

Da Anatole die handschriftlichen Schätze der Fürstin schon kannte, blieb er bei Sascha zurück. Während des Spieles konnte er das Mädchen nicht beobachten, denn er hatte die Seiten umzublättern.

„Durchlaucht sind bezaubert."

„Soll ich es nicht sein?"

„Nun ja; der Mann thut aber auch seit seiner Kindheit nichts andres, als von früh bis spät auf dem Klavier zu hämmern."

„Sie sprechen von Ihrem Freund, ich dachte zunächst an die Ballade. Sein Spiel entzückte mich, aber es ist nicht — ist nicht das!"

„Was nicht?"

Digitized by Google

„Ja, wie soll ich ausdrücken, was Ihnen und mir und auch Ihrem Freunde fehlt! Nehmen wir an, es gäbe ein verzaubertes Schloß — wie heißt die schlafende Königstochter in Ihrem Märchen?“

„Ah! La Belle au bois dormant! Dornröschen!“

„Von uns beiden nicht zu reden, aber auch die Musik Ihres Freundes würde die Prinzessin nicht erlösen.“

Anatole war vor Freude großmütig. „O, ich glaube doch, — er spielt wirklich famos. Ein zweiter Liszt!“

„Ich habe Liszt noch nie gehört. Doch nach allem, was Mama erzählt —“ Sie brach ab.

„Die Frau Fürstin scheint von Liszt sehr begeistert zu sein?“

„Sie betet ihn an.“ — — —

Auf der Treppe packte Stolzenberg seinen Begleiter am Arm. „Die Prinzessin — wie!?“

„Ich verstehe nicht.“

„Verstellen Sie sich doch nicht! Sie müssen den Eindruck bemerkt haben, den ich auf die Junge machte. Ich kenne die Frauen. Der Banquier oder Leutnant oder Künstler — einer von den dreien ist ihr Ideal. Dieser Alexandra Tatarinow bin ich gefährlich.“

„Sie sind ja sehr zuversichtlich!“

„Warten wir ab!“

Obwohl Prinzeß im Spiele Stolzenbergs ein Aber gefunden hatte, war Anatole unruhig, und die Vorgänge an der Wirtstafel steigerten seinen Mißmut. Der dreiste Böhme hatte gegenüber den Tatarinow einen Platz belegt; der Hausherr saß, wie immer, weit davon an der Schmalseite zwischen zwei alten Stammgästen, einem mageren General a. D. und einem dicken Oberstleutnant z. D. Die Russinnen unterhielten sich mit ihrem Gegenüber offenbar sehr gut. Sie luden den Schwätzer ein, den Kaffee in ihrem Salon zu trinken. Anatole jedoch spielte nach Tisch mit seinen militärischen Nachbarn Billard. Gewohnheit, nachgerade Verpflichtung! Aber heute fiel ihm das Kugelstoßen schwer. Er hörte im ersten Stock Klavierspiel — ihm klang's wie Löwengebrüll. Und kaum war das schreckliche Geräusch verstummt, meldete der Zimmerkellner, daß die Durchlaucht den Landauer befehle, die Damen wollten mit Nummer 12 nach der Menterschwaig fahren.

Die folgenden Tage brachten ähnliche Qualen. Stolzenberg blieb den Russinnen an den Fersen. Wenn droben das Klavier zu donnern begann, war's Anatole, als hämmerten die ehernen Finger Wenzels auf seinem Schädel. Und hörte das Klavierspiel auf, bedrückte ihn die Stille.

Von den drei Unzertrennlichen wurden große und kleine Ausflüge unternommen. Warum lud man Anatole nicht ein? Sich aufzudrängen, lag ihm ferne. Anatole war ein Schwerenöter, doch nicht von der wölfischen Art Stolzenbergs. Dieser machte übrigens dem Hausherrn jeden Mittag seinen Besuch und berichtete ausführlich, wo und wie man das Gestern verbracht hatte. Ein Sieg war noch nicht zu melden, doch wuchs die Zuversicht des Böhmen mit jedem Tage. Und — war's Einbildung oder Thatsache? — nach Anatoles Schätzung schaute Alexandra Tatarinow den Maëstro schon nicht mehr mit günstigen, sondern mit verliebten Augen an.

Eines Morgens, nach einem nahrhaften Frühstück, ließ der gekränkte Gastwirt seinen Gaul satteln und ritt in den maigrünen Englischen Garten. Er wählte wider alle Gewohnheit die abgelegenen Wege und ritt — Trab und Schritt, zuweilen auch Galopp — in die Kreuz und Quer, bis Mann und Tier müde waren. In einer Waldwirtschaft — beim Aumeister — kehrte er ein, saß in schwermütigen Gedanken unter den Bäumen und trank Milch. Im Hause sang eine Amsel. „Wenn ich's in den Fingern hätte wie du in der Kehle!“ dachte Anatole. „Aber ich bin nur ein armer Spaß ... Da! Er verteilte seine Semmel unter das zahlreiche Sperlingsvolk. —

Fünf schlug's von den Kirchtürmen, als Anatole in die Theatinerstraße einritt. Von seinem Thorwart hörte er, daß Nummer 12 wiederholt nach ihm gefragt habe, und kaum war er im Zimmer, so trat der Künstler ein, mit bestaubten Stiefeln, ganz erhitzt. Sein Haar bäumte sich über der Stirn und stürzte hüben und drüben in wirren Strähnen nieder; obwohl rotblond, heute mehr Pudel- als Löwenmähne.

„Bravo! reiten spazieren, während unsereins sich zu Tode ärgert! Ich hatte schon Musje im Verdacht ... O diese Tatarinow, diese Schlangen!“

„Wieso?“

„Fahren aus, ohne mir ein Wort zu sagen, kamen auch nicht zu Tisch — wie Sie! Fünf Stunden waren sie aus! Nachmittags jage ich durch alle Straßen, trinke Kaffee bei Tambosi, Kaffee bei Neubel. Meine Damen tauchen nirgend auf. Jetzt endlich *sind* sie zu Hause — was sagt mir Kammerjungfer? Die Durchlauchten seien für niemand zu sprechen, hätten einen sehr lieben Freund zum Besuch. Bin ich nicht auch ein sehr lieber Freund?“

„Vielleicht ist ein russischer Großfürst eingetroffen.“

Der Böhme warf sich in die Brust: „Ich bin Wenzel Stolzenberg! — Sapperment, meine Zeit ist Geld! Bin ich am Ersten nicht in Baden-Baden, verlier' ich ein Vermögen ... Diese Prinzessin! Aber sie irrt sich in mir. Beim Deutschen kann die Jugendseelei fünfzig Jahre dauern. Ich litt nie daran. Ich sage: biegen oder brechen! Wenn die schöne Alexandra mir heute nicht — um deutsch zu reden, — mir heute nicht aus der Hand frißt, verlaß' ich sie, reise schon morgen nach Baden-Baden!“

Dem jungen Herbergsvater hüpfte das Herz. „Keine Ueberstürzung! Sie waren doch bisher Hahn im Korb!“

„Werden wir gleich sehen! In einer halben Stunde, ließ mir die Fürstin sagen, möchte ich ihr die Ehre geben. Und ich soll Sie mitbringen — sie will uns überraschen.“

Digitized by Google

„Ich — ich soll mitkommen?“

„Ja. Die Damen werden sich einen Brillantschmuck oder dergleichen gekauft haben. Solche Ueberraschungen lassen mich furchtbar kalt.“

„Jedenfalls müssen wir sofort ... Liebster Stolzenberg, in fünf Minuten — in zehn Minuten bin ich bereit!“ —

Droben wartete schon die Kammerjungfer und führte die Herren nicht erst in das Vorzimmer, sondern sofort in den Salon.

Frau Tatarinow, die allein im Zimmer war, empfing das Paar in heiterster Laune. „Meine Sascha ist nebenan; wir wurden durch eine außerordentliche, eine sehr liebe Begegnung erfreut. — Ah! ist das ein schöner Tag heute, der erste wahre Frühlingstag! ... Bitte, nehmen Sie Platz, legen Sie ab!“

„Ist der Herr musikalisch?“ fragte Wenzel, noch immer gereizt.

„Woher wissen Sie, daß unser Besuch ein Herr ist? Doch Sie haben recht; es ist ein Herr, und er ist musikalisch ... Sascha!“ rief sie vom Sofa aus, denn die Thür zum Vorzimmer stand halb offen. „Sascha, bitte doch unsern lieben Freund um die Ballade!“

Die Herren saßen mit dem Rücken gegen jene Thür. Anatole hörte die Stimme Alexandras. Sie klang ihm süßer, sanfter schmeichelnd denn je.

Ein Stuhl wurde drin gerückt; einen Augenblick war Stille; dann begann der Unsichtbare, der geheimnisvolle Gast zu spielen.

Nach den ersten Takten fuhr Stolzenberg wie elektrisiert vom Sessel auf und sank wieder zurück. — —

Das Spiel war zu Ende. Wie ein großartiges, ein herrliches Gewitter — wie ein holdester Gesang — erschütternd, rührend, glorreich war's gewesen! Unter dem Eindruck saßen alle drei noch mäuschenstill, als ein hochaufgeschossener, hagrer Herr mit langem Haar, Sascha am Arm, aus dem Klavierzimmer trat: Franz Liszt!

Die Fürstin stellte ihre Gäste vor. „Dem Namen nach kenn' ich Sie ja längst!“ sagte Liszt und streckte dem Musiker herzlich beide Hände hin.

„Unser liebenswürdiger Wirt, Monsieur Huvard, wirbt in München warm für Meister Richard.

„Bravissimo!“

„Liszt stieg im ‚Bayrischen Hof‘ ab, siedelt aber morgen in den ‚Goldenen Hirsch‘ um. Nicht wahr, lieber Huvard, Ihre schönsten Zimmer!“

„Nummer 1 und 2 wurden heute morgen frei.“

„Herrlich! Sie haben nur fünf Schritte zu Herrn Huvards Flügel! — Lieber Liszt, sagte ich Ihnen schon, daß Herr Stolzenberg aus Petersburg kommt? Großfürstin Helene —“

Anatole wandte sich nach Sascha um. Sie blieb so still.

„Nun? war's noch immer nicht das?“ sagte er leise, mit spöttischem Ton bei schwerem Herzen. „Ich denke, der würde La Belle au bois dormant erlösen!?“

Das Mädchen wurde über und über rot, gab aber der Wahrheit die Ehre: „Ja!“

Stolzenberg und der Hausherr empfahlen sich bald. Als sie vor der Thür zum Speisesaal standen, zupfte Anatole seinen Begleiter am Aermel.

„Ja, die Ballade! Sie hatten eine Erklärung, ich auch. Heute ging's ohne jeden Kommentar. Aber eins steht für mich bombenfest: Chopin wollte die Ballade so gespielt haben!“

„Hol' mich der Teufel, Sie haben recht! ... Uebrigens lassen Sie mir meine Rechnung schreiben. Die Wagen zahlt selbstverständlich die Fürstin. — Ja, meine Rechnung! Ich reise morgen.“

„Morgen? Morgen früh? Wissen Sie was: ich bin mir schon lange eine Erholung schuldig, — ich begleite Sie nach Baden-Baden.“

In dunkler Nacht.

Noch saß die Nacht auf traumumwehten Hügeln
Und sah mit dunkeln Augen zu mir her ...
Der Schmerz mit seinen schweren, schwarzen Flügeln
Strich mir die Stirn, daß sie von Schatten schwer.
Das Dunkel, das im stillen Zimmer sann,
Das reckte sich bis tief in meine Seele,
Der Schmerz sah mich mit starren Augen an
Und würgte mir mit dürrer Hand die Kehle.
Da ward's gegangen ... Und in heißem Jammer
Das wilde Herz in lautem Pochen schlug,
Die Brust so leer wie eine dumpfe Kammer,
Aus der man klagend einen Toten trug ...

Da wurde langsam, wie von Engelhänden
So leis die Thüre auf- und zugemacht.
Mir war auf einmal, als ob an den Wänden
Ein Leuchten hing aus alter Tage Pracht.
Und an der Thür in rosenroten Röckchen
Stand scheu ein Kind mit süßem Angesicht
Wie einer Morgenwolke schimmernd Flöckchen,
Das froh sich wiegt im goldnen Sonnenlicht.
Den Finger an der Lippe stand es da
Und sah mich an mit hellem Segensblick.
„Wer bist du?“ fragte ich. — Ein scheues „Ja?“
Und weiter nichts ... „Bist du — bist du das Glück?“

Und wieder „Ja,“ so scheu, als wär's nicht wahr.
„Bist du denn — ja — bist du — so sprich doch, sprich,
Wer bist du, Kind, im goldnen Lockenhaar?“
Und leis und schüchtern sagt's: „Du kennst ja mich,
Bin deines Lebens wonderschönste Stunde.
Ich komm', weil du so schwer umschattet bist!“
Schon wieder schwieg's, den Finger scheu am Munde.
Das Glück, das nur mit vollen Maßen mißt,
Das lachte wieder aus dem Bild mich an,
Mir war's, als hielt's du wieder mich im Bann
Wie einst, als froh wir in den Morgen fuhren
Auf unsers Glückes goldnen Sonnenspuren.

Wie süß und schelmisch doch das Mäulchen lacht!
Wir planderten die ganze, ganze Nacht.
Davon ist mir im Herzen süß ein Klang,
Ein heiterer, lange noch zurückgeblieben
Und tönt nun fort mit silbernem Gesang
Und stört gar oft des Schmerzes Ton, den trüben.

Des Tages helle, freche Augen scheuchten
Das Rosenkind von meiner Seite fort ...
Im Herzen doch hängt seiner Blicke Leuchten
Und klingt sein liebvertrautes, süßes Wort.

August Friedrich Krause.

Digitized by Google

Hauptstrasse in Apia.

Deutschlands Neuerwerbungen in der Südsee.

Mit acht Abbildungen.

Die Samoa-Frage, die seit Jahrzehnten eine nicht unbedenkliche Spannung zwischen den drei beteiligten Mächten — Deutschland, England und Nordamerika — hervorgerufen hatte und mehr als einmal zu ernsten Konflikten zu führen schien, ist endlich in gütlicher Weise gelöst worden, und wenn Deutschland auch nicht in den Besitz der gesamten Inselgruppe gelangt, die man unter dem Begriff der Samoa- oder Schiffer-Inseln zusammenfaßt, so trägt es doch den Löwenanteil davon, denn die beiden Hauptinseln, Upolu und Savaii, nebst den angrenzenden kleinen Eilanden werden sein Eigentum. Damit ist eine Scharte ausgewetzt, welche die Freunde einer zielbewußten Kolonialpolitik lange geschmerzt hatte, und eine Unterlassungssünde ausgeglichen, deren vor neunzehn Jahren der Deutsche Reichstag sich schuldig gemacht. Was heute, nach langen Jahren des Zweifels, nach Erfahrungen, die sich manchmal beinahe wie Demütigungen ausnahmen, erreicht worden ist, das hätte in vielleicht noch größerem Umfange unter Bismarck schon vor beinahe zwei Jahrzehnten erreicht werden können, wenn damals nicht der Deutsche Reichstag den verbündeten Regierungen seine Unterstützung versagt hätte.

Die größte der beiden fortan Deutschland zugehörigen Inseln ist, mit 1707 Quadratkilometern Bodenfläche und etwa 12500 Bewohnern, Savaii, aber als der wichtigste Erwerb muß aus wirtschaftlichen Gründen Upolu gelten, mit 881 Quadratkilometern Fläche und ungefähr 18000 Bewohnern. Das Innere dieser Insel ist, wie überhaupt bei der ganzen Gruppe von Eilanden, von Bergen vulkanischer Natur erfüllt, dazwischen aber und namentlich am Ufer erstrecken sich fruchtbare Ebenen von üppigster Vegetation. Hier, wie auch auf den andern Inseln, wächst die Kokospalme, ferner geben Baumwolle, Mais, Bananen gute Erträge, auch Kaffeepflanzungen und Viehzucht gedeihen. Der Plantagenbau liegt fast ausschließlich in deutschen Händen, und auch bei Ein- und Ausfuhr ist Deutschland weitaus am meisten beteiligt. Die vom Meere aus sich auf die Höhen hinaufziehenden Plantagen bieten, von zahlreichen Wasserläufen durchzogen, einen herrlichen Anblick; sie sind mit Sorgfalt bebaut und lohnen später reichlich die anfangs auf sie verwendete große Mühe. Hauptsächlich werden Kokospalmen gepflanzt, von denen Kopra gewonnen wird: die getrockneten Kerne der Nüsse, die nach Europa exportiert und zu Kokosöl verarbeitet werden. Das Roden des Landes für die Anpflanzung ist eine schwere Arbeit, denn letzteres ist dicht bewaldet. Auch macht der Felsboden das Pflügen vielfach unmöglich. Nach dem Roden wird drei Jahre lang Baumwolle gebaut, hierauf werden

Halen von Pago-Pago auf der den Vereinigten Staaten zugesprochenen Insel Cutwila.

Digitized by Google

Ansicht von Apia auf Upolu.

Digitized by Google

Kokospalmen gepflanzt. Nach sechs Jahren wird Vieh eingetrieben. Im siebenten Jahre beginnen die Kokospalmen zu tragen, und im fünfzehnten Jahre liefern sie gute Ware. Das Gras gedeiht in Samoa üppig, denn Dürre ist dort unbekannt. Aus den größten Pflanzungen zählte man bis zum Ausbruch der Wirren, die manchen Wohlstand vernichteten, gegen 2000 Stück Vieh.

Am Nordufer von Upolu dehnt sich Apia aus, der Hauptort der Inseln, wahrhaft paradiesisch gelegen, aber zu trauriger Berühmtheit gelangt durch die vielen Streitigkeiten und

Wohnhaus Mataalas.

Samoanischer Häuptling.

Aufblühen außer Frage. Eine starke Hand, nicht mehr von fremden Mächten gehemmt, wird Ordnung und Frieden herstellen.

Die Samoa-Inseln sind verhältnismäßig jung in der Geschichte. Erst 1722 wurden sie entdeckt und „Baumanns-Inseln" benannt, später von einem andern Entdecker „Schiffer-Inseln" getauft, welchen Namen sie bis in die neuere Zeit behielten. Erst von 1830 an erfolgte eine genauere Erforschung der Inseln und ihrer Geschichte, welch letztere freilich keine ganz sicheren Ergebnisse lieferte. Ursprünglich hatte jedes Dorf seinen eignen Häuptling, und bisweilen waren mehrere Dörfer unter Oberhäuptlingen vereinigt, die sich „Tui", das heißt König, nannten, aber nicht unumschränkt herrschten, sondern von dem Rate der Häuptlinge abhängig waren. Die verschiedenen Tui be-

Rampie. Es ist keine zusammenhängende Stadt, sondern eine Reihe von sieben aneinander grenzenden Dörfern, die, insgesamt etwa 1300 Einwohner zählend, sich ungefähr eine deutsche Meile weit am Strande entlang ziehen. Die Häuser sind recht primitiv, meist Holzbauten mit Wellblechbedachung, indessen ist in Apia doch schon viel europäischer Komfort zu finden, und nachdem nun endlich sichere Verhältnisse eingetreten sind, steht unter deutscher Verwaltung ein rasches

Wohnhaus des Königs Malietoa bei Apia.

Digitized by Google

Vornehme samoanische Kinder.

Digitized by Google

fehdeten häufig einander, ſo daß die Bürgerkriege kaum aufhörten. In der großen Weltpolitik blieben die Eilande unbeachtet, bis Nordamerika die Hand darauf zu legen ſuchte. Unter der Präſidentſchaft des Generals Grant kam ein abenteuerlicher Mann deutſcher Abkunft, der „Oberſt“ Steinberger, nach Samoa, um das Terrain für die Annexion an die Vereinigten Staaten zu ſondieren. Er ging zu hitzig vor und wurde amtlich desavouiert, gewann aber doch einen großen Einfluß beim Häuptling Malietoa, der ſich 1879 zum „König“ aufwarf, und war thatſächlich auf eine Reihe von Jahren der Regent, mit dem ſich die Handelsfirmen, die auf Samoa etwas erreichen wollten, zu verſtändigen hatten. Steinberger führte mancherlei Reformen ein und gewann einen großen Anhang im Volke, beging aber die Unklugheit, die Kaufleute und Miſſionare zu erzürnen, auf deren Betreiben er ſchließlich gewaltſam entfernt wurde. Vergeſſen und verlaſſen iſt er, der ſich geraume Zeit als den wahren König von Samoa gefühlt und gebärdet hatte, vor einigen Jahren in New York geſtorben. Steinberger „reſidierte“ auf der langgeſtreckten, weit in das Meer hinausragenden Halbinſel Mulinu, die bisher den Eingeborenen als das „heilige Land“ der jeweilig herrſchenden Familie gilt. Neben dem Hauſe Steinbergers gewahrte man hier die Häuſer der Könige Mataafa und Tamaſeſe wie des jungen, von England und Amerika eingeſetzten Königs Tanu Maſiti, mit deſſen Herrlichkeit es nun gleichfalls vorbei iſt.

Nach der Entfernung Steinbergers hätte Deutſchland die von einer der ſamoaniſchen Parteien ihm angetragene Schutzherrſchaft ohne ernſtlichen Widerſpruch der andern Mächte übernehmen können, aber dank der ablehnenden

Samoaniſche Dorfſchöne.

Haltung des Reichstags wurde die günſtige Gelegenheit verſäumt, und es begannen nun jene Zwiſtigkeiten und Intriguen, die mehr als einmal bedrohliche Wendungen zu nehmen ſchienen. In dem Häuptling Tamaſeſe erſtand Malietoa ein Gegenkönig, und bei den Kämpfen zwiſchen beiden erlitten die deutſchen Pflanzer ſchweren Schaden, ja durch die Leute Malietoas wurden ſie beleidigt und beraubt. Da dieſer Genugthuung und Schadenerſatz verweigerte, erklärte im Auguſt 1887 der Chef des in Apia ankernden deutſchen Geſchwaders Malietoa den Krieg und ſetzte ein Corps von 800 Mann ans Land, das den König,

Digitized by Google

der sich ins Innere der Insel Upolu zurückgezogen hatte, verfolgte und gefangen nahm. Malietoa wurde an Bord des Schiffes „Adler“ gebracht und von diesem dem in Cooktown liegenden Kreuzer „Albatross“ ausgeliefert, der den entthronten König nach den Marshallinseln überführte. Tamasese blieb indessen kaum ein Jahr im unbestrittenen Besitze seiner Macht. Schon im Sommer 1888 wurde von seinen Gegnern der Häuptling Mataafa zum König ausgerufen, gegen den Tamasese sich nicht behaupten konnte. Wieder wurden deutsche Pflanzungen geplündert, das zur Züchtigung der Räuber entsandte Landungscorps der deutschen Kriegsschiffe geriet in einen Hinterhalt und wurde fast aufgerieben, und erst stärkere Truppenabteilungen konnten den Feind vertreiben. Einigermaßen wurde die Ruhe wiederhergestellt, nachdem die drei Mächte sich dahin geeinigt hatten, daß der verbannte Malietoa wieder als König einzusetzen sei — es geschah im Juni 1889 —, aber der innere Hader glomm weiter, und von Zeit zu Zeit kam es immer wieder zu Scharmützeln zwischen den Parteien, deren es nun drei gab: Malietoa, Mataafa, Tamasese. Mataafa hatte mit Malietoa den Platz gewechselt, er war jetzt auf den Marshallinseln interniert. Inzwischen war die deutsche Kriegsflotte von einem schweren Unheil betroffen worden. Der Orkan vom 16. März 1889 brachte im Hafen von Apia dem Kanonenboot „Eber“ und dem Kreuzer „Adler“ den Untergang, die Korvette „Olga“ wurde beinahe Wrack. Mehrere Offiziere und zwanzig Mann der Besatzung fanden den Tod.

Der „gemeinschaftliche Schutz“, unter den nach dem Vertrage vom 14. Juni 1889 die Inseln gestellt worden, erwies sich wenig kräftig. Unter den Eingeborenen gärte und brodelte es weiter, und die Agenten Nordamerikas und Englands sorgten dafür, daß keine andauernde Ruhe eintrat. Als Malietoa im August 1898 starb, traten drei Kandidaten für die Königswürde auf: Tanu, der erst sechzehnjährige Sohn des Verstorbenen, der bisher in der Londoner Mission erzogen worden war, der aus der Verborgenheit wieder auftauchende Tamasese und der aus der Verbannung heimgekehrte Mataafa. Bei der Königswahl votierte die überwiegende Mehrheit der Samoaner für Mataafa, aber eine Minorität stimmte für Tanu, und diesen erklärte der amerikanische Oberrichter Chambers für gewählt, unter dem Vorgeben, daß nach dem Berliner Vertrage von 1889 die Wahl Mataafas ungültig sei. Die Proteste des deutschen Konsuls und des deutschen Präsidenten des Munizipalrates blieben unberücksichtigt, und nun folgten jene unerfreulichen Ereignisse, die noch in aller Erinnerung sind. Am 22. Dezember 1898 griff Mataafa mit weit überlegenen Streitkräften die Tanulente in Apia an, die sich zu den treuen Kriegsschiffen flüchteten, und auch der Oberrichter Chambers suchte Zuflucht an Bord des englischen Schiffes. Nach Apia zurückgekehrt, brüskierte er die deutschen Beamten, und ohne das Mathalten der deutschen Regierung wären zweifellos ernste Konflikte entstanden. Nachdem die Engländer und Amerikaner Verstärkung erhalten hatten, vertrieben sie Mataafa von Mulinu, wo dieser seine provisorische Regierung errichtet hatte, und eröffneten am 15. März 1899 die Beschießung von Apia, die sie durch acht Tage fortsetzten. Wiederum erlitt das deutsche Eigentum schweren Schaden, und auch die deutschen Pflanzungen wurden durch Raubzüge der Eingeborenen verheert. Zum Glück erwiesen sich die englische und die amerikanische Regierung verständiger als ihre Konsuln und die Kommandeure ihrer Kriegsschiffe. Die Beamten und Kommandeure wurden abberufen, und zur Regelung der unhaltbaren Zustände ward eine Kommission eingesetzt, welche die Verhältnisse an Ort und Stelle zu untersuchen hatte. Hierbei offenbarte sich eine erfreuliche Uebereinstimmung des amerikanischen und des deutschen Kommissars (Freiherr Speck von Sternburg), während England die Verhandlungen zu verschleppen suchte. Nun endlich ist auch der Widerstand dieser Macht überwunden und eine „reinliche Scheidung“ eingetreten. Es gehören jetzt mit Sawaii und Upolu samt den Nebeninseln circa 2800 Quadratkilometer von dem Samoa-Archipel Deutschland; mit Tutuila und den Nebeninseln circa 150 Quadratkilometer den Vereinigten Staaten von Amerika. Etwa 30000 Eingeborene fallen damit unter deutsche, etwa 5000 unter amerikanische Herrschaft. Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, welche auf dem nunmehr deutschen Gebiete fast allein von deutscher Seite Plantagenbau betreibt, besitzt etwa 55000 Hektar unter Kultur genommenes Land; die Engländer haben etwa 15000 Hektar, aber wenig davon kultiviert. Die an England abgetretenen Salomon-Inseln, Choiseul und Ysabel, sind gleich Samoa gut bewässert und fruchtbar, aber noch nicht unter Kultur. Sie liefern hauptsächlich die Arbeiter in den Pflanzungen von Kaiser Wilhelms-Land, auch nach Samoa, ein Verhältnis, welches das Abkommen ausdrücklich fortbestehen läßt.

Indiskretionen aus dem Reiche der Mode.

Von

E. Eysell-Kilburger.

Wer der Mode nicht gerade berufsmäßig nahesteht, pflegt sie meist als etwas Fertiges hinzunehmen und nicht weiter über ihre Zustandekommen zu grübeln. Sie ist da, war da, entwickelt sich von selbst weiter und wird immer da sein. Die Ausführungen der Modenzeitungen gelten als Evangelium — widersprechen sich aber ein paar Zeitungen untereinander, so liegt das eben an der großen Mannigfaltigkeit der Mode, die sich einmal hier so, ein andres Mal dort wieder anders zeigt.

Wie verhält sich aber die Sache in Wirklichkeit? Wie vieler fleißiger Hände, arbeitender Maschinen, welch regen Ineinandergreifens der verschiedensten Industrien bedarf es, um das fertigzustellen, was unter dem Begriff „Mode“ als etwas so Selbstverständliches erscheint. Wie viel Hast und Anstrengungen, wie viel Ueberlegen ist notwendig, um alles rechtzeitig auf den Markt zu bringen! Und wie sind diejenigen, die man als die ersten Erfinder der Mode gemeinhin betrachtet, die Modenzeitungen, oft in Verlegenheit, wenn sie ihrem Publikum sagen sollen, was eigentlich Mode ist!

Eine Modenzeitung, die auf der Höhe der Zeit steht, hat mit einem außerordentlich großen Apparat zu arbeiten, der dem Transzendentesten unverständlich und übertrieben erscheinen muß, und der doch nur in seiner Vollzähligkeit

Digitized by Google

richtig funktionieren kann. Ein Heer von Zeichnern und Zeichnerinnen, von Photographen und Holzschneidern, Druckern, Koloristen, von Schnittzeichnerinnen und Redaktionsmitgliedern, dazu auswärtige Korrespondentinnen und Skizzenzeichnerinnen sind notwendig, damit auch nur eine Nummer rechtzeitig herauskommt.

Jede Nummer soll nun in etwas ein andres Gesicht zeigen als ihre Vorgängerin; ohne einseitig zu sein, soll sie sich doch einheitlich präsentieren; ferner soll sie einer bestimmten Moderichtung wie auch der Saison genau Rechnung tragen. Sie wird also zuerst im ganzen leicht skizziert, und zwar auf Banspapier in einzelnen Gruppen, — Toiletten, Aufbauungen von Toilettenynthaten, wie Hüten, Schirmen, Schuhen, Handschuhen und so weiter, — und aus diesen Pausen werden die Bilder der einzelnen Seiten, wie sie später wirken sollen, vorläufig zusammengestellt. Vorläufig! Denn natürlich unterliegt das Gesamtaussehen später noch unzähligen Zufälligkeiten, die es verändern.

Nun gilt es, die einzelnen Toiletten und sonstigen Stücke zu besorgen. In einer größeren Redaktion ist dafür eine Dame angestellt, die in jenen Geschäften, mit denen die Zeitung in Beziehung steht, das Passende auswählt — neuerdings, wo es Modenzeitungen wie Sand am Meere giebt, gegen eine an die Geschäfte zu entrichtende Entschädigung, die bei eleganten Kostümen oft bis zu 25 Mark beträgt, während früher die Geschäftshäuser froh waren, wenn eine Modenzeitung ihre Modelle benutzte und einzig als Aequivalent die Bezugsquelle angab. Die auswählende Dame hat es nicht leicht; sie muß ganz genau die Mode kennen, um nicht vielleicht ein Stück zu nehmen, das vor Monaten schon bekannt war; sie muß auch die ganze Zeitung während der letzten Monate im Kopfe haben, um allzu große Aehnlichkeit zwischen den verschiedenen Kostümen zu vermeiden. Die Toiletten werden nach der Redaktion geschafft, dort dem „Modell", einem jungen, hübschen, eigens für diesen Zweck angestellten Wesen von modernäßiger Schlankheit, übergeworfen, das schleunigst darin photographiert wird — jede größere Redaktion verfügt über ein eignes Atelier und eine eigne „Photografin". Dafür wird gleich eine Pose gewählt, die sich sowohl anmutig darstellt wie auch das Kleid am besten zur Geltung bringt; je nachdem kann später die fertige Photographie direkt auf den Holzstock übertragen und mit einigen modernäßigen Retouchen, als da sind: Verseinerung der Taille, Verkleinerung von Händen und Füßen, geschnitten werden. Bietet aber ein Kleid Interessantes in der Farbe, so daß es für eine kolorierte Beilage geeignet erscheint — um dieses zu entscheiden, ist stets eine ernsthafte Beratung der verschiedensten Redaktionsdamen notwendig —, so muß sich das Modell mit diesem Staatskleide in das Atelier einer der ersten Zeichnerinnen bemühen, die dann mit fliegenden Fingern eine Farbenskizze davon fertigt. Schließlich gerät das Kleid in die Hände der Schnittzeichnerinnen, auf daß mit denkbarster Schonung der Garnituren der Schnitt abgenommen werde. Alles dies muß in äußerster Hast vor sich gehen, da die Geschäfte ihre Kleidermodelle gewöhnlich nur für eine oder zwei Stunden zur Verfügung stellen. Ja, manchmal geben sie dieselben überhaupt nicht aus dem Hause, so daß nichts andres übrig bleibt, als daß eine Zeichnerin sie an Ort und Stelle skizziert.

Natürlich ist die spätere Ausarbeitung der Zeichnung nach einer solchen Skizze ungleich schwieriger als nach dem Modell oder einer guten Photographie, doch ist man an derartige Schwierigkeiten in jeder Redaktion gewöhnt. Der Vorrat an deutschen Toiletten würde lange nicht ausreichen, um den Bedarf einer großen, halbmonatlich erscheinenden Zeitung zu decken; daß man hin und wieder das besondere Prunkstück einer Toilette aus Wien oder Paris oder ein Sportkostüm aus London erhält, bessert daran nicht viel, und so ist man zum großen Teil darauf angewiesen, nach Skizzen und Zeichnungen zu arbeiten.

Diese sind oft absonderlicher Art, denn sie werden keineswegs nur von den Künstlerinnen, die man zum Zweck der Skizzenjagd so viel wie möglich zum Besuch der Theater, Wohlthätigkeitsbazaare und Vorstellungen, Rennen und Blumenkorsos auf Redaktionskosten entsendet, ausgeschickt, sondern die verschiedensten, ganz ungeübten Kräfte sind daran beteiligt. Damen aus der Gesellschaft, die dieses oder jenes Interessante gesehen haben, Hausfrauen, die ihre Kleider selbst fertigen und dabei zuweilen auf „gute Ideen" verfallen, Schneider, die eben fällig mit „Ideen" gesegnet sind und denen die Gelegenheit fehlt, sie auszuführen, weil sie allzu besonderer Art sind — sie alle senden ihre Skizzen an die Modenzeitung, die für ihren Bedarf das Passende auswählt und sehr gut honoriert.

Aus diesem Material nun — es gehen meist Sendungen aus allen europäischen Hauptstädten ein — werden, falls es an fertigen Toiletten fehlt, die Zeichnungen bestritten. Genügt dieses Material noch immer nicht, so wird auch einmal „komponiert", das heißt, es wird von den Modezeichnungen englischer und französische Journale das Passende ausgewählt, und da ja die Zeichnungen geschützt sind und nicht ohne weiteres kopiert werden dürfen, stellt man aus verschiedenen eine neue Zeichnung zusammen.

In Paris stehen die Redaktionsmitglieder und die gelegentlichen Mitarbeiterinnen mitten in der tonangebenden Gesellschaft; sie studieren die Mode an der Quelle, sie wissen aufs genauste Bescheid.

In Deutschland ist das anders. Hier ist eine Redaktionsdame sehr stark beschäftigt und kommt nur wenig aus ihrem Bureau heraus. Sie weiß wohl in den größeren Zügen, was Mode ist, aber alle die kleinen Nuancen, für die sich das Verständnis erst durch die tägliche Beobachtung schärft, sind ihr fremd. Da verfallen dann die Redaktionen auf den Ausweg, sich irgend eine Weltdame, die im vollen Gesellschaftstrubel lebt, zu sichern, sie gegen ein recht hohes Honorar für einige Stunden wöchentlichen Redaktionsdienstes zu engagieren, der darin besteht, daß sie gelegentlich vorspricht, die bereitliegenden Sachen prüft und auf Grund ihrer eignen Salonerfahrungen deren Verwendung angiebt; daß sie auf das aufmerksam macht, was als exceptionelle Neuheit auftaucht; daß sie auch wohl hin und wieder kleine Berichte aus der Gesellschaft schreibt. Diese Dame ist dann in Sachen des Geschmacks und guten Tons die oberste Instanz, ihren Weisungen wird widerspruchslos gefolgt.

Die größte Schwierigkeit bei einer Modenzeitung liegt in ihrer rechtzeitigen Fertigstellung. Je größer die Zeitung, um so sorgfältiger die Herstellung der Illustrationen, der Zurichtungen dieser für den Druck und entsprechend der Höhe der Auflage die Dauer des Drucks. Die Herstellung einer Nummer von den ersten Anfängen bis zur Ausgabe währt acht bis zehn Wochen, und da nicht die gegenwärtige Mode, das, was alle Welt schon trägt, gegeben werden soll, sondern die zukünftige, so läßt sich ungefähr berechnen, wie weit vorausgegriffen werden muß. So werden zum Beispiel die photographischen Aufnahmen der Wintermäntel im Juli gemacht. Pelzmäntel werden im August zur Reproduktion vorbereitet, Winterhüte im gleichen Monat; auch ist dies die Zeit, wo man beginnt, an die Weihnachtsnummer zu denken. Da jede Modenzeitung auch Handarbeiten und Wirtschaftliches bringt, so heißt das so viel wie die Beschäftigung mit vergoldeten Nüssen, Papierketten, Wattenschächen und den sinnigen Kleinigkeiten, die „Marieheus Kinderhand" und Georgs „kleine, ungeschickte Fingerchen" mit so vieler Hingebung für die liebe Großmama herstellen wollen.

Digitized by Google

Großen Modenzeitungen, die auch eine amerikanische Ausgabe haben, macht besonders die rechtzeitige Herstellung der Faschingsnummer Mühe, da in Amerika der Karneval Anfang Januar stattfindet. Schon im September, wo in den Maskengeschäften natürlich alles tot liegt, muß mit dieser Nummer begonnen werden. Dann ist die ganze Redaktion in Aufregung, es ist ein Konkurrenzzeichnen, ein Skizzieren, Erfinden, Benutzen von Trachtenbüchern, ausländischen Zeitungen, um wieder etwas Neues, wenigstens relativ Neues zu Tage zu fördern.

Die armen Damen in solcher Redaktion verlieren ganz das Gefühl für die Jahreszeit; sie wissen nicht mehr, ob sie im Frühjahr leben, wie der Kalender es angiebt, oder im Herbst, wie nach den sie umgebenden Modeneuheiten zu schließen wäre. Am schlimmsten ist aber die Schreiberin der Modenberichte daran. Kein Mensch auf der Welt kann inständiger zum Himmel um warme Frühjahrstage flehen als solch beklagenswertes Wesen, das Anfang Februar sich künstlich in eine ekstatische Frühjahrsstimmung versetzt hat, das von blauem Himmel, goldener Sonne, von lustig sprießenden Blümlein, von allerlei Schimmerndem, Flimmerndem, Lenzhaftem in seinem Bericht gefabelt hat und nun fürchten muß, daß alle die dithyrambisch gepriesene Herrlichkeit in einem bösen Nachwinter untergeht. Wie nun, wenn das Rennen in Carlshorst, auf dem sie die allerexquisitesten Toiletten gesehen haben will, so schmählich verregnet, daß nur der Ulster herrscht? Wenn der Blumenkorso, der ihr angeblich Gelegenheit zum Studium der Frühlingswunder von duftigen Kleidern und Hüten geboten hat, wegen zu schlechter Witterung überhaupt nicht stattfindet? Verzweifelt blickt sie vom Himmel auf den Thermometer und wieder zum Himmel — und inzwischen arbeitet die Rotationsmaschine und wirft rastlos Bogen um Bogen aus, auf denn die berauschende Frühlingssymphonie schwarz auf weiß steht.

Auch wenn die bestellten Berichte aus Paris oder London ausbleiben, so ist das keine Freude für die Redaktion. Es bleibt nichts übrig, als daß irgend eine Angestellte in die Haut der fahrtätigen Korrespondentin kriecht und die Berichte selbst liefert. Wahrscheinlich hat sie Paris nie gesehen, besitzt nur eine schwache Vorstellung, wie es dort aussieht, aber das hilft ihr nichts, mag sie sich aus französischen Zeitungen informieren. Jedenfalls muß der Bericht Physiognomie haben, die Leserinnen müssen sofort den Eindruck gewinnen, daß so, gerade so nur eine echte Pariserin schreiben kann!

Ohne Paris, ohne Pariser Einfluß kann eine deutsche Modenzeitung nun einmal nicht bestehen; Paris bleibt nach wie vor das Zentrum der Mode, und alle Inspirationen kommen von dort. Es liegt deshalb nahe, daß große Modenzeitungen, die nicht allzuviel mit dem schnöden Mammon zu rechnen haben, ihre besten Kräfte auf eine Zeit nach Paris schicken, sie dort gewissermaßen die hohe Schule des Modenmäßigen durchmachen lassen. Eine Zeichnerin, eine Redaktrice, die ein paar Monate in Paris zugebracht, wird ihre Augen in ganz besonderer Weise geschärft haben; ganz abgesehen von dem, was in der Pariser Zeit direkt geleistet wird, ist der Einfluß, der von diesen sozusagen akademisch Geschulten ausgeht, so stark, daß er der ganzen Redaktion zu gute kommt.

Merkwürdig ist es, daß bei der Zunahme der Modenzeitungen, die wie Pilze aus der Erde wachsen, daß bei dieser durch die Konkurrenz gesteigerten Leistungsfähigkeit der einzelnen, es keinerlei Anstalten zur Ausbildung der dort Angestellten giebt. Daß der überaus komplizierte Mechanismus einer Redaktion einzig durch die Praxis erlernt werden kann, ist bei den Modenzeitungen genau so unbegreiflich wie bei andern Zeitungen auch — nun, vielleicht wird auch hier einmal Abhilfe geschaffen —, daß man aber für ein so besonderes Fach, wie das Modenzeichnen ist, keine Möglichkeit einer auch sachgemäßen Ausbildung hat,*) erscheint kaum faßlich. Auf alle Fälle muß ja eine künstlerische Ausbildung im Zeichnen und Aquarellieren die Grundlage ergeben, sie ist aber nicht mehr als eben nur eine Grundlage, auf der das modenmäßige Zeichnen erlernt werden kann. Dieses erfordert ein besonderes Talent — hervorragende Künstler würden nur in den wenigsten Fällen befähigt sein, eine Figur für eine Modenzeitung in der richtigen Weise auszuführen. Es ist dafür die absonderliche Begabung notwendig, das spezifisch Modenmäßige zu sehen, zu wissen, worin das Charakteristische dieser oder jener Mode liegt; dazu der menschlichen Gestalt insoweit Gewalt anzuthun, wie notwendig ist, um die Mode zur Geltung zu bringen, und diese Mode, mag sie an sich noch so unsichön sein, durch geschickte Darstellung annehmbar zu machen. Alles in allem ist es ein schwieriges und aufreibendes Amt, „die Mode zu machen“, und keine Dame, die ihre Modenzeitung zur Hand nimmt und sich der hübschen und lustigen Dinge auf den vornehm gedruckten, großen Seiten freut, ahnt, welche Anspannung von Kräften, wie vieles Ueberlegen, Verändern, häufiges Verzagen und wiederum frisches Eingreifen notwendig gewesen ist, um „ihre“ Zeitung pünktlich und sorgfältig herauszubringen.

*) Vor ungefähr zwei Jahren ist in Berlin allerdings eine derartige Zeichenschule ins Leben gerufen worden, doch sind bis jetzt in derselben zumeist Katalogzeichnerinnen für die größeren Konfektionsgeschäfte ausgebildet worden.

Digitized by Google

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Der wichtigste Punkt auf dem westlichen Kriegsschauplatz in Südafrika ist die Stadt Kimberley, berühmt durch ihre Diamantengruben, die seinerzeit die Habgier der Engländer reizten und schließlich zur Annektierung führten. Es ist kaum dreißig Jahre her, daß auf diesem öden Fleck Erde die ersten Diamanten gefunden wurden; die Kunde verbreitete sich, und eine Flut von Abenteurern aus aller Herren Ländern ergoß sich nach diesem zwischen den Flüssen

sich ungemein schnell und zählte vor Ausbruch des Krieges gegen 30000 Einwohner, darunter etwa die Hälfte Weiße. Die Stadt ist völlig modern gestaltet, sie weist viele Prachtbauten auf, und im Leben der Bewohner entwickelte sich, ähnlich wie in Johannesburg, ein großer Luxus. Seit 1886 ist Kimberley mit Kapstadt durch eine Eisenbahn verbunden, auf der man die gewaltige Strecke in weniger als 36 Stunden zurücklegt.

Ansicht von Kimberley.

Vaal und Modder belegenen Distrikt. Er gehörte zum Oranje-Freistaat, wurde aber im November 1871 einfach von den Engländern in Beschlag genommen, die auf dem Marktplatz der größten Ansiedelung, New Rush, durch ihre Polizeitruppen die britische Flagge hissen ließen. Die Verwahrungen des Oranje-Freistaates blieben unbeachtet. New Rush, mitten in den Minen gelegen, wurde nun die Hauptstadt des Distriktes und nach dem damaligen englischen Kolonialminister Kimberley genannt. Der Ort entwickelte

Die gepanzerten Eisenbahnzüge, von denen die Engländer während des Krieges schon mehrfach Gebrauch gemacht haben, bestehen aus einer schweren Maschine und einer Anzahl großer Wagen, deren Seitenwände Eisenplatten mit Schießscharten bedecken. Jeder Wagen faßt 64 Mann. Die Maschine, der Lokomotivführer und der Maschinist sind gleichfalls durch Panzerplatten geschützt. Zur größeren Sicherheit der Maschine wird diese meist in die Mitte des Eisenbahnzuges gestellt.

Digitized by Google

Phot. von P. Schwermed in Pietermaritzburg.

Ein englischer Panzerzug in Pietermaritzburg, zur Abfahrt bereit.

Digitized by Google

Die Lichtmännchen.

Von

E. E. Ries.

Ach, lieber Mond!“ riefen die Sternlein und drängten sich bittend um ihn, „laß uns hinaus!“

„Hinaus?“ fragte der Mond. „Ja, wo wollt ihr denn hin, ihr Kropzeug?“

Die Sternlein tuschelten und zischelten untereinander. Eins stieß immer das andre an und sagte: „Red du!“

Endlich faßte sich das mutigste ein Herz und platzte heraus: „Auf die Erde!“

„Ja!“ riefen die andern alle. „Auf die Erde! Wir wollen auf die Erde!“

Der Mond riß seine erstaunten Augen noch viel weiter auf: „Wer hat euch das wieder in den Kopf gesetzt?“

„Niemand!“ sagten trenherzig die Sternlein. „Wir sind allein darauf verfallen, daß wir das thun wollen!“

„Schade, daß euch nicht noch was Dümmeres eingefallen ist. Alle Tage was Neues, und niemals was Gutes. Ewig Fisimatenten!“

„Das sind gar keine Fisimatenten“ — die Sternlein waren beleidigt —, „das ist Menschenliebe!“

„Menschenliebe!“ lachte der Mond. „Ja, sagt mir um alles in der Welt, Kinder, was wollt ihr denn in der Welt?“

„Lichtmännchen werden!“ schrie es im Chorus; „Lichtmännchen werden!“

„Kinder!“ sagte der Mond, und sein lachendes Gesicht war plötzlich sehr ernst geworden. „Kinder, ihr wißt nicht, was ihr wollt. Lichtmännchen sein ist gar kein vergnügliches Amt, sondern ein undankbares.“

„Ach! Aber Mond, nun der Sommer zu Ende geht, da wird's auf der Erde so finster. Die Menschen finden sich nicht mehr zurecht!“

„I, so mögen sie doch ihre Augen brauchen lernen!“ brummte der Mond. „Kaum eine Weile Ruh', nun fängt die Geschichte von neuem an!“

„Wenn es doch aber so stockfinster ist,“ sagten die Sternlein vorwurfsvoll, „daß selbst die Katzen ihre rechte Vorderpfote nicht mehr von ihrer linken unterscheiden können! — Ach, bitte, laß uns hinaus!“

„Wie ihr nur seid!“ kopfschüttelte der Mond. „Da habt ihr den ganzen schönen Himmel für euch und könnt drin umherkutschieren auf eurem funkelnden Zweirad von einem Ende zum andern. Ihr wiegt euch auf den milden Himmelslüften, trinkt süßen Himmelstau, braucht in keine Schule zu gehen und könntet's euch wohl sein lassen. — Aber da plagt euch der Uebermut zum Himmel 'naus — den Menschen zu helfen, den nichtsnutzigen Menschen —“

„Es sind gar keine nichtsnutzigen Menschen, es sind ganz gute Menschen!“ riefen sie alle.

„Du bist bloß schlecht auf sie zu sprechen,“ rief ein Sternlein, das der Vorwitz stach, „weil sie sagen, du hättest ein schief Gesicht!“

„Willst wohl das Maul halten, Lotterbub', unnützer!“

Aber das übermütige Sternlein tanzte unther und sang neckend:

„Was für ein schief Gesicht, Mond, machst denn du?
Ein Auge hat er auf, eins hat er zu!“

Und ein zweites Sternlein kletterte ihm den Rücken hinauf und rief ihm ins Ohr, erst leise, dann lauter und lauter: „Bleichgesicht! Bleichgesicht!“

Aergerlich schüttelte der Mond den Quälgeist ab, daß der zu Boden flog, mitten in die daunigen, weißen Wolken hinein, mit denen auf dieser Stelle der Himmel glücklicherweise ausgepolstert war. Der kleine Kerl strampelte sich noch lachend aus den weichen Wölkchen heraus, da stand schon ein drittes Sternlein vor dem Mond und hielt ihm die kleine Faust entgegen: „Bist auch ein armseliger Gesell, der sich sein bißchen täglich Licht erst von der Sonne holt; sie haben ganz recht, die Menschen, ganz recht —“

Schwupp! saß dem muntigen Verteidiger der Menschheit eine Tachtel am Ohr!

Niemand, scheint es, liebt die Wahrheit zu hören, nicht einmal der Mond. Schrecklich verdrießlich war der geworden.

„Geht, legt euch aufs Ohr und schlaft aus, ihr — ihr Tangenichtse, ihr! Schlaft aus und werdet vernünftig. Dann sind auch die Flausen weg.“

Aber die Sternlein legten sich nicht schlafen. Sie liefen dem Monde nach auf Weg und Steg, bittend und bettelnd.

„Verweigern kann ich's ja nicht!“ sagte er endlich kleinlaut. „Aber es wird euch gereuen! Ihr kennt ja doch die Bedingung?“

„Ja!“ riefen die Sternlein. „Trifft eins bei den Menschen auf Undank, da darf's nicht mehr herein, da ist ihm der Himmel verschlossen.“

Der Mond seufzte. „Ach! ach! ach! Ich sehe schon, ich muß euch auch noch verstoßen. Ich bitte euch, bleibt; ich habe schon so viele verloren!“

Er machte in seiner Betrübnis ein so schiefes Gesicht, daß es unsäglich komisch aussah.

Da konnten natürlich die Sternlein die Sache nicht ernst nehmen. Sie bestanden vielmehr darauf, noch am selben Abend als Lichtmännchen auf die Erde zu gehen.

Und jedes wollte das erste sein. Sie rissen sich förmlich um den Liebesdienst bei den Menschen. Der Mond aber stand halb abgewandt; — er mochte nicht sehen, wie seine Sternlein den Himmel verließen.

Digitized by Google

Paul Höcker

Was der Kessel summt.

Digitized by Google

„Es ist doch nicht etwa schon wieder abnehmend Licht!“ sagten unten auf der Erde die Menschen. Aber es war doch so.

Der arme Mond! Die ganze Nacht machte er kein Auge vor Sorge zu. Erst am Morgen wurde er ruhig, als alle Lichtmännchen wieder zurück waren.

Die kamen aber vergnügt an! Sie lachten und schwatzten; und nicht schlecht neugierig waren die andern auf alles, was sie erzählen würden.

Denn für ein Sternlein, das immer nur Himmel hat und nichts als Himmel, da ist so ein Stückchen Erde die reine Schokolade, das könnt ihr mir glauben.

Die Lichtmännchen wurden in die Mitte genommen und mußten berichten, wieder und wieder, wie es ihnen ergangen war und was sie gethan.

Potz Wetter! was war das nicht alles!

Einer hatte einen Reiter getroffen auf engem Bergpaß und hatte geleuchtet, damit der nicht in den Abgrund stürze.

Ein zweiter war einer Hochzeitsgesellschaft begegnet mitten im Wald. „Es war spät in der Nacht und ganz dunkel,“ sagte er. „Der Wein mochte ihnen ein bißchen zu Kopfe gestiegen sein, denn sie achteten nicht auf den Weg, sondern lachten und johlten und sangen. Und bei einem Haar wären sie in den Sumpf geraten, am Kreuzweg. Aber da sprang ich vor mit dem Lichtlein; — es wäre doch schade gewesen um die vielen lustigen Menschen.“

„Freilich!“ riefen die Sternlein, „freilich!“ — Sie wandten sich an ein drittes: „Was hast du denn gethan?“

„Ich? O, ich half einer Botenfrau über den Steg, da wo der Bach am wildesten ist, — und sie war so dankbar, so dankbar.“

„Ja, die Menschen sind dankbar,“ sagte ein freundliches Sternlein mit blauen Augen, „ich brachte ein Mütterchen heim mit ihrem Enkel. Der Kleine wollte zur Ruhe gehen. Da sagte die Großmutter: ‚Hast auch dem Lichtmännchen „Dank schön!“ gesagt? Nein? — So thu es geschwind. Draußen steht es und wartet, und sagst du: Schön Dank, dann färbt sich sein Wämslein rosenrot. Vergißt du es aber, so muß sein Lichtlein verlöschen. Geh, soll es denn das?‘ ‚Nein!‘ rief der Knabe, ‚es hat ja so freundlich geleuchtet!‘ Er sprang ans Fenster: ‚Hab viele Mal Gott bezahl's dafür, liebes Männlein!‘“

„Aber hört den! Hört bloß den!“ klang es aus einer Ecke. „Der hat einen sonderbaren Gesellen getroffen,“ und sie schoben einen schwarzen Krauskopf nach vorn. „Der war im Hochgebirg.“

„Ja!“ sagte der Krauskopf und schnitt Gesichter.

„Pustend und klatschnaß kam's daher, ein kleines Männlein mit großem Kopf und langen Armen. Es schlenkerte mit den Armen, — so,“ sagte der Krauskopf, „und O-Beine hatte es, solche!“

Und der Unband stellte sich hin und versuchte, es an seinen Beinchen zu zeigen.

„Briefträger war das possierliche Männchen. Es wollte über die Berge in der Dunkelheit und dem Regen.

„Ei, guten Tag auch, Herr Lichtmann! Schöner Morgen, heut abend!‘ sagte es. Halt, dachte ich mir, das wird sicher ein Hauptspaß, und bot meine Hilfe an.

„Das Männlein schüttelte sich wie ein Pudel, daß die Tropfen flogen. Es dienerte, — so, — und legte die Hand an die Mütze: ‚Nu, wenn Se nu wollen so gut sein und leuchten, — da seh' ich den Weg gleich um ein gut Stück besser.‘

„Ich blieb bei ihm, bis das letzte Briefstein bestellt war, und brachte ihn nach Hause. ‚Na, da werrn mir ja‘ — er legte die Hand an die Mütze und dienerte, — so,“ sagte der Krauskopf. „‚Da werrn mir ja und brauchen uns nicht erst am Morgen die Glieder im Steinbach zusammenzusuchen. Na, da dank' ich auch vielmals! Un — Herr Lichtmann, wenn es kommt und find't sich ein Brief auf der Post an den Herrn Lichtmann im Himmel, da thun Se auch bloß die große Leiter herunterlangen, — Se wissen schon, Jakoben seine, — da komm' ich und bring' Se den Brief. Das thu' ich!‘“

Da lachten die Sternlein im Himmel so hell und herzlich, daß mich's nur wundert, ihr habt nichts gehört.

Selbst der Mond lachte mit: „Affe du!“ brummte er; aber lachen mußte er doch.

„Hast du denn auch was erlebt?“ fragte er ein schämiges Sternlein, das still an der Seite stand. Es nickte. „Na, was denn, kleiner?“

„Ich hörte ein kleines Mädchen weinen,“ sprach es ganz leise. „Das kam aus der Stadt und hatte Arznei in dem Körbchen. Es wollte den kurzen Weg über die Wiese zur kranken Mutter. Aber der Nebel lag dicht und schwer auf der Wiese, — und ob drüben der Himmel auch klar war und du, Mond, auch halb und halb auf die Erde sahst. — das Licht drang nicht durch die Nebelschichte. Die Bäume schlossen mit schwarzen Armen das arme Kind im Halbkreis ein; es fürchtete sich und weinte. Da erbarmte mich sein, daß ich leuchtete. — Gleich lachte es unter Thränen und rief: ‚Mein Mütterlein hat mir das Lämpchen ans Fenster gestellt. Nun seh' ich den Weg! Nun find' ich das Haus!‘

„Es lief quer über die Wiese und war geschwinde zu Haus. Es küßte sein Mütterlein und trat an das Fenster, an dem wirklich ein Lämpchen stand, streichelte es zärtlich und sprach: ‚Du liebes Lichtlein!‘ — Da sagte ich nicht, daß ich es gewesen, der ihm geholfen,“ flüsterte schämig das Sternlein, „ich freute mich so.“

„O du guter, kleiner Kerl!“ riefen sämtliche Sternlein, und der Mond strich liebkosend über des Kleinen Gesicht.

„Nein, wie ist's schön auf der Erde! So lustig und lieb! Morgen gehen wir! Morgen gehen wir!“ —

Richtig! Am nächsten Abend standen wieder so und so viele Sternlein bereit. Sie setzten die Mütze auf, die aussah wie eine brennende Lampe, zogen das Wämslein an, das sich rosenrot färbte am Morgen nach dunkler Nacht, und stiegen hinab auf die Erde, um den Menschen zu leuchten.

Morgens kamen die Lichtmännchen lachend und

Digitized by Google

schwatzend zurück. Nur eines, eines ging langsam weit hinterdrein. Das war Nesthäkchen.

O, du tiefblauer Himmel! Wie sah Nesthäkchen aus! Härchen verstört, Gesichtchen beschmiert und die schmutzigen, kleinen Fäuste an die Augen gedrückt, um die Thränen zu trocknen, die immer von neuem über die roten, beschmierten Bäckchen liefen.

„Was ist nur mit Nesthäkchen? Was ist dem Kleiner geschehen?“

Die Lichtmännchen wußten es nicht und zuckten die Achseln: „Er hat den ganzen Weg so geheult!“

Nesthäkchen schluchzte: „Er hat gesagt, ich wär' gar nicht wirklich! Ich wäre bloß Lug und Betrug. — O, o, o! —, und ich wollte ihm doch helfen, weil er sich verirrte. Er sagte, ich wäre ein böses Irrlicht. — O! —, das den Wanderer vom richtigen Wege verlockte, o — o — o! er wolle nichts von mir, er fände den Weg schon allein; — ich solle nur gehen mit meinem Geflicker — Geflacker! — Ich, — ein Irrlicht, ich. — ein Verführer? — o — o — o — o!“

„Na, da haben wir's doch!“ sagte sehr befriedigt der Mond. „Ihr wolltet's mir ja nicht glauben; und für die Menschen thut ihr noch was!“

„Ach, das ist einer, mal einer!“ sprachen die Sternlein. „Die andern sind gut. — Man muß sich nicht abschrecken lassen!“

Und Abend für Abend zogen Lichtmännchen auf die Erde und halfen den Menschen, und waren je länger je mehr vergnügt. Denn nichts macht so selig als Gutes thun.

Selbst Nesthäkchen kriegte von neuem Lust: „Ich gehe auch wieder und helfe den kleinen Kindern, die sind dankbar.“

„Die sind es grad' wert!“ brummte der Mond.

„Aber Mond! Nun taugen wohl nicht mal die süßen, guten Kinder was?“

„Wenn's alles gute, süße, kleine Kinder sind, wo kommen hinterdrein die vielen bitterbösen, großen Menschen her?“ sagte giftig der Mond.

Die Sternlein sprachen untereinander: „Der Mond ist ein Griesgram. Man muß nur gut von den Menschen denken, da sind sie's auch.“

Sie nahmen Nesthäkchen mit und gaben ihm noch ein Stück Wegs das Geleite. Sie erteilten ihm gute Ratschläge und sprachen ihm Mut ein. Dann gingen sie ihrer Wege.

Nesthäkchen war jetzt allein. Es sah sich um, ob niemand käme, dem es zu Diensten sein könne. Es wünschte sehnlichst, es käme jemand, und fürchtete sich doch wieder davor. „Ich leuchte aber nur Kindern,“ flüsterte es.

Sieh, da kam ein großer Bub vom Walde her, mit einer Laterne. Nesthäkchen hielt sich geduckt am Wegrand und sah sich ihn an. Er schien nicht gerade sehr freundlich zu sein, der große Junge. Ihm Hilfe anbieten, das ging nicht. Er würde schelten, wie er jetzt gerade schalt über die Finsternis und die dumme Laterne, die gar so schlecht brenne. Und schimpfend machte er die Laterne auf und putzte den Docht.

„Ich weiß, was ich thue!“ sagte Nesthäkchen und war — husch! — wie der Blitz in die Laterne hinein.

Die brannte jetzt hell. So hat überhaupt noch kein Mensch je eine Laterne brennen sehen. —

Der große Junge war es zufrieden; er lächelte grimmig und ging den taghellen Weg.

‚Wie wird er sich freuen,‘ dachte Nesthäkchen, ‚wenn er nun gleich das Häuslein sieht. Er braucht auch gar nicht zu danken, wenn er sich bloß freut!‘

Ja der! Er stand vor der Hütte, stellte achtlos die gute Laterne offen aufs Fenstersims draußen, riegelte sich die Thür auf und, ohne ein Wort zu sagen, in die Stube hinein an den warmen Ofen.

Das Sternlein guckte durchs Fenster. Der Bub setzte sich auf die Ofenbank, streckte die Beine weit von sich: „Mutter, den Kaffee!“

Er trank den heißen Kaffee. „Der verdammte Weg!“ sagte er dann. Weiter sagte er nichts. Kein Wort über die gute Laterne.

Nesthäkchen guckte zum Fenster hinein und saß und wartete, still und geduldig. Aber je länger es wartete, desto traniger wurde es.

Endlich erhob sich der große Junge. „Nun kommt er aus Fenster und sieht mich hier!“ sagte das Sternlein, und sein Lichtlein flackerte noch einmal hell auf vor Erwartung und Freude.

Weit gefehlt!

Der Junge dachte nicht daran. Er zog bloß die Jacke aus und legte sich schlafen. —

Nesthäkchen saß auf dem Fensterbrett; es hing sein Köpfchen und weinte: „Nun seh' ich den Himmel nimmermehr,“ sprach es noch. „Jetzt werd' ich auf immer verstoßen!“

*

Sieh nur! Bald darauf flog oben an einem der Himmelsthürlein ein glänzendes Etwas hinaus, flog entlang an dem Himmel und versank in die Tiefe.

Saht ihr die Sternschnuppe fallen? Habt ihr euch auch etwas dabei gedacht?

Digitized by Google

George Washington.

Zu seinem hundertjährigen Todestage, 14. Dezember 1899.

Als vor nunmehr hundert Jahren, am 15. Dezember 1799, im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten von Amerika zu Philadelphia der Sprecher, John Marshall, mit bebender Stimme verkündete, daß tags zuvor George Washington zur ewigen Ruhe eingegangen sei, da war die Bewegung, von der die Mitglieder ergriffen wurden, so groß, daß die Sitzung aufgehoben werden mußte. Die Beisetzung des großen Toten erfolgte, seiner Willenserklärung entsprechend, in aller Stille, ohne jeglichen Prunk in dem Garten seiner Besitzung Mount Vernon. An seinem Grabe wurde keine Leichenrede gehalten; als einziger Gruß folgte dem in die Tiefe versenkten Sarge die Rosenspende, wie der Freimaurerorden sie seinen dahingegangenen Brüdern widmet.

Das amerikanische Volk aber mußte den Mann, den es verloren, zu ehren. Im Repräsentantenhause wurde der Stuhl des Sprechers schwarz überzogen, und die Mitglieder legten Trauerkleider an. John Marshall hielt eine ergreifende Gedächtnisrede auf den still im Parke von Mount Vernon Bestatteten und stellte den Antrag, der auch Annahme fand, es solle ein Ausschuß gebildet werden, der zu beraten habe, wie das Andenken Washingtons am würdigsten geehrt werden könne, des Mannes, der „der Erste gewesen sei im Kriege, der Erste im Frieden und der Erste im Herzen seiner Mitbürger".

„First in peace, first in war and first in the hearts of his countrymen," mit diesen Worten John Marshalls zeichnet heute noch der Volksmund in den Vereinigten Staaten das Charakterbild George Washingtons, und wenn man ihn in seinem Heimatlande mit Vorliebe als „the father of his country" bezeichnet, liegt in diesem Ausdrucke doch etwas mehr als in dem im Verlaufe der Jahrhunderte etwas farblos gewordenen Ehrentitel „Vater des Vaterlandes". George Washington war aus anderm Holze geschnitzt als der Römer, dem jener Titel zuerst offiziell zuerkannt wurde. „Nie kam eine Lüge über seine Lippen," so kann heute noch mit Stolz der Bürger des großen amerikanischen Freistaates von seinem ersten Präsidenten sagen, wenn er dem heranwachsenden Geschlechte ein Vorbild der ersten aller bürgerlichen Tugenden vorhalten will.

Der angelsächsische Volksstamm hat zwei Männer hervorgebracht, die für die Gestaltung seiner zwei großen Staatswesen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans von bestimmendem Einfluß geworden sind, Oliver Cromwell und George Washington. Beide müssen den größten Heerführern, beide den größten Staatsmännern aller Zeiten beigezählt werden, beide waren echte Vertreter der alten sächsischen Art, beide willensstarke Naturen, und doch in ihrem öffentlichen Wirken wie ihrem menschlichen Charakter nach grundverschieden voneinander. Bei aller Anerkennung dessen, was er für sein Land geleistet, kann der erfolgreiche Kämpfer von Marston Moore von schwerem Verschulden nicht freigesprochen werden; der englische „Zuchtmeister zur Freiheit" konnte das hohe Ziel, das er sich vorgesetzt, nur durch rücksichtslose Bekämpfung seines eignen Ideals, durch schonungslose Vergewaltigung unverjährbarer Menschenrechte erreichen, und als er lebensmüde sein Auge schloß, vermochte er doch nur ein halbvollendetes Werk zu hinterlassen. Das Bild George Washingtons steht makellos in der Geschichte da, von welcher Seite man es auch betrachte; der Mann, „der niemals eine Lüge sprach", ist vom ersten bis zum letzten Tage seines Lebens sich selbst getreu geblieben; an seinen Händen klebte weder Bürger- noch Königsblut, und als er für immer von dem Schauplatz seines Wirkens abberufen wurde, reifte die Saat, die er dem Boden anvertraut, schon zur ersten schönen Ernte heran.

George Washington gehört zu den ganz seltenen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, bei denen der große Mann sich stets mit dem großen Menschen gedeckt hat. In dieser Hinsicht hat er seinen Charakter am schönsten wohl während der im Felde verbrachten Zeit bethätigt. Gewiß, ein Heerführer kann der eisernen Strenge nicht entraten und darf sich durch den Schrecken, den sie verbreitet, in seinen Entschließungen nicht beirren lassen. Das that auch Washington nicht, er ließ, wenn es sein mußte, unerbittlich dem Kriegsgesetze seinen Lauf und überlieferte Meuterer der Kugel und Spione dem Strange. Aber auch nur, wenn es sein mußte. Versprach er sich eine Wirkung von dem Appell an die bessere Seite der Menschennatur in dem wilden Kriegsvolke, so griff er ohne Bedenken zu diesem Mittel, und nicht erfolglos. Washington war nie ganz ohne Neider, und es fehlte nicht an Versuchen, den erfolgreichen Oberfeldherrn aus seiner Stellung zu verdrängen. Man schente in dieser Hinsicht vor keinem Mittel zurück, selbst nicht vor gelegentlicher Anzettelung von Meutereien. Der Kongreß verlangte dann gewöhnlich unnachsichtliche Bestrafung der Schuldigen. Zu dieser ließ sich Washington jedoch nicht herbei, sondern trat mit Gegenvorstellungen an den Kongreß heran, dabei betonend, auch die Soldaten seien nicht von Holz oder Stein und nicht unempfindlich gegen Hunger und Durst, Frost und Schnee. Gleichzeitig wandte er sich aber auch an die Soldaten und stellte ihnen mit eindringlichen Worten die Lage des Landes vor, die Höhe ihres Berufs und die Anforderungen, die das Vaterland an sie zu stellen berechtigt sei. „Unser Beruf," sagte er unter andern, „ist der keuscheste von allen; selbst der Schatten eines Fehlers dämpft den Glanz unserer rühmlichen Thaten."

Niemand hat wohl das Charakterbild des großen Amerikaners treffender und schöner gezeichnet als Gervinus in seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts".

Was war, so fragt der berühmte Historiker, die geheime Kraft in Washington, die alle seine Begabung erhöhte, die ihm die Gewalt über die Menschen und die Macht über die Ereignisse gab? Und er antwortet: Es war die Beherrschung der Leidenschaft durch die Vernunft, die bescheidene Rücksichtung vor dem Urteile andrer, die maß- und formvolle Rücksicht auf andrer Ansprüche und Rechte, der tiefe Ernst seines Wesens, die achtunggebietende Festigkeit seines Handelns, die Ueberlegtheit im Versprechen und Unternehmen, das strenge Pflichtgefühl im Ausführen, die Achtsamkeit auf den Finken des Gewissens, die er sich in seinen Jugendmaximen schon vorschrieb. Gervinus charakterisiert den großen Mann dann weiter: Tiefen Abscheu hegte Washington vor dem Spiele, das er die Cinelle aller Laster, den Vernichter des Charakters und der Gesundheit, das Kind der Habsucht, den Vater des Verderbens nannte. Das Ziel der Volkswohlfahrt ließ ihn im Kriege nur das Mittel zum Frieden sehen; um ihrer selbst wegen wären ihm seine kriegerischen Triumphe nur Flitter gewesen, wenn sie nach errungener Unabhängigkeit nicht auch die Freiheit, nicht auch die gesicherte Entwicklung des staatlichen Gedeihens verbürgt hätten. Er durfte sich selbst das Zeugnis geben, daß er sich bei der Besetzung von Stellen nie durch

Digitized by Google

Digitized by Google

6. Stuart:
George Washington.

Digitized by Google

freundschaftliche oder verwandtschaftliche Rücksichten bestimmen ließ, und selbst seine Gegner bekannten es, daß keines Menschen Gerechtigkeit in dieser Beziehung unbefangener war als die seine. Wie rührend, daß auf jeder Stufe seines Amtes der schuldige Zug in ihm aushielt, vom Schlachtfeld zum Ackerfeld, unter den Schatten seines Weinstocks und Feigenbaumes am Potomac zurückzukehren, aus den Höhen des öffentlichen Lebens in den Kreis der häuslichen Freuden, in die liebliche Verborgenheit des inneren Lebens herabzusteigen, das ihm ein Glück bot, von dem der ruhmgierige Soldat und gewandte Staatsmann nichts wissen. Die christliche Welt kann schwer in dem Leben eines werkthätigen Mannes ein zweites Beispiel der religiösen Zusammenfassung und Demut finden wie in Washington, dem es ein tiefer und heiliger Ernst war, dem Heilande in Gerechtigkeit, Milde, Bruderliebe, Gleichmut und Seelenfrieden nachzueifern. Und es waren nicht seine Bewunderer nur, es waren Gegner und Feinde, die ihm in geistiger, sittlicher, bürgerlicher Beziehung die höchsten Eigenschaften der Weisheit, der Mäßigung, der Gerechtigkeit zuerkannt haben. — Wohin wir auch, wenn wir forschend sein Leben durchgehen, blicken, überall tritt die allem Flitterkleine abholde Echtheit seines Wesens auf, nach allen Richtungen hin giebt sein Leben der menschlichen Natur die fruchtbarsten Antriebe und Beispiele. Er hat die Zweifler an der wirklichen Kraft der Tugend eines Bessern belehrt. Sein Leben hat durch scheinlose Gediegenheit allen falschen Glanz verdunkelt, es hat der Geschichte einen höheren Maßstab der Beurteilung öffentlicher Charaktere wiedergegeben, der in den Jahrhunderten der Gewaltherrschaften fast ganz verloren gegangen war. Die blendende Thatenfülle in dem Leben eines Napoleon hat diesen Maßstab eine Weile wieder verrücken, nicht ihn auf die Dauer zu beseitigen vermocht.

Diesen Worten ist kaum etwas hinzuzufügen, selbst wenn wir auf die Reihe der großen und glänzenden Gestalten blicken, die seit der Niederschrift der obigen Worte in das Licht der Geschichte getreten sind. L. H.

Gesamtansicht des astrologischen Instituts in Potsdam.

Das astrophysikalische Observatorium zu Potsdam.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Selle & Kuntze, Hofphotographen in Potsdam.

Bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus spielte die Erforschung der Natur der Himmelskörper in der Astronomie eine ziemlich bescheidene Rolle; sie beschränkte sich fast nur auf Aeußerlichkeiten und wurde daher von vielen als etwas den übrigen Gebieten der Himmelsforschung durchaus Unebenbürtiges betrachtet. Erst die große Entdeckung Kirchhoffs über den Zusammenhang zwischen Emission und Absorption des Lichts hob die feste Grundlage für den Ausbau der Astrophysik zu einem vollberechtigten Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, und heute hat sich das Verhältnis der übrigen Zweige der Astronomie zur Astrophysik beinahe umgekehrt.

Nachdem es im Jahre 1869 dem genialen Physiker und Astronomen Zöllner gelungen war, zum erstenmal die Protuberanzen der Sonne vermittelst des Spektroskops in ihrer wahren Gestalt zu sehen, erwachte das Interesse an der spektral-analytischen Erforschung der Himmelskörper, die bisher fast nur auf das Ausland beschränkt gewesen war, auch in Deutschland, und die gewissermaßen neu entstandene Wissenschaft der Astrophysik fand auch hier eifrige Förderer. Zu ihnen gehörte in erster Linie der damalige Direktor der Bothkamper Sternwarte, heute Direktor des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam, Geheimer Oberregierungsrat Professor Dr. H. C. Vogel. Als zu Anfang der siebziger Jahre die Gründung dieses Observatoriums von der preußischen Staatsregierung beschlossen war, wurde Vogel an das Institut als Observator berufen, zugleich mit dem eifrigen Sonnenbeobachter Professor Spörer

Digitized by Google

in Anſtam. Bald gingen nun von Potsdam aus die Veröffentlichungen über die daſelbſt geleiſteten Arbeiten in die Welt, und eine ganze Anzahl von Inſtituten ähnlicher Art entſtand im Verlaufe des nächſten Jahrzehnts in Europa und vor allem in Amerika.

Als es nun in Potsdam gelungen war, durch Anwendung feinſter Methoden und unter Zuhilfenahme der Spektralphotographie ein Problem zu löſen, das man bis dahin für faſt unlösbar halten mußte, nämlich die Bewegung der Geſtirne in der Geſichtslinie mit einer bewundernswerten Sicherheit zu beſtimmen, erwachte überall ein wiſſenſchaftlicher Eifer, es dem Potsdamer Inſtitut hierin nachzutun. Letzteres konnte wegen unzureichender inſtrumentaler Hilfsmittel die von ihm geſchaffenen und ausgebildeten Beobachtungsmethoden nur auf die beſchränkte Zahl von etwa fünfzig der hellſten Fixſterne zur Anwendung bringen, und es ſtand ſomit zu befürchten, daß die Früchte deutſcher Geiſtesarbeit auch diesmal wieder wie in ſo vielen früheren Fällen dem Auslande in den Schoß fielen.

Dem Direktor des Inſtituts gelang es jedoch, nach mehreren fruchtloſen Verſuchen und nachdem der Kaiſer der Angelegenheit ſeine perſönliche Förderung hatte zu teil werden laſſen, den Bau eines genügend lichtſtarken Inſtruments durchzuſetzen, und am 26. Auguſt dieſes Jahres iſt dieſes neue Fernrohr feierlich eingeweiht und damit ſeiner Beſtimmung übergeben worden.

Die neue Kuppel.

Der große Refraktor.

Das Inſtrument iſt ein großer Refraktor mit zwei Objektiven, die in einem gemeinſamen Rohre nebeneinander vereinigt ſind. Auf mächtiger Säule ruht das eigentliche Fernrohr, das, wie alle größeren Refraktoren, um zwei Achſen drehbar iſt, von denen die eine der Erdachſe parallel liegt, die andre ſenkrecht zu der erſteren ſteht. Das größere der beiden Objektive, mit einer Oeffnung von 80 Centimeter, iſt ſo berechnet, daß die chemiſch wirkſamſten Strahlen vereinigt werden; es eignet ſich daher ganz beſonders zur photographiſchen Aufnahme von Sternſpektren, während es für direkte Beobachtung wenig geeignet iſt. Hierzu iſt das zweite Objektiv von 50 Centimeter Oeffnung beſtimmt und demgemäß ſo geſchliffen, daß es die optiſchen Strahlen vereinigt. Es würde für ſich allein ſchon ein hervorragendes Hilfsmittel für Himmelsbeobachtungen bilden; jedoch hat es in Verbindung mit dem andern Objektiv vor allem die Aufgabe, die Möglichkeit zu gewähren, einen Stern, der photographiſch fixiert werden ſoll, thunlichſt an derſelben Stelle der Platte feſtzuhalten. Das gemeinſame Rohr für

Digitized by Google

beide Objektive ist, der Brennweite derselben entsprechend, circa 12½ Meter lang; alle Bewegungen des Fernrohrs um seine Achsen können vermittelst der an der Säule befindlichen Räder mit Leichtigkeit ausgeführt werden.

Die Aufstellung des Instruments ist in einem Kuppelbau erfolgt, dessen Dimensionen denen des Fernrohrs entsprechen; der Durchmesser des gewaltigen Bauwerks beträgt 22 Meter. Mit großer Exaktheit ist die Aufgabe gelöst worden, den oberen, beweglichen Teil der Kuppel trotz seines großen Gewichts — er ist aus Eisen konstruiert und wiegt etwa 200 000 Kilogramm — mit Leichtigkeit und Sicherheit so zu drehen, wie es für die jeweiligen Beobachtungen erforderlich ist. Für Handbetrieb, der gleichwohl möglich ist, sind die zu bewegenden Massen zu beträchtlich, als daß die Umdrehung in genügend schneller Zeit bewirkt werden könnte; die Bewegung erfolgt daher für gewöhnlich durch Elektricität.

Der Spalt der Kuppel, durch den das Fernrohr auf den Himmel gerichtet wird, ist gleichfalls durch elektrische Kraft zu öffnen und zu schließen. Auch der große Beobachtungsstuhl, auf dessen Podium der Beobachter Platz nimmt, und der dem Spalt gegenüber an der Kuppel befestigt ist, gestattet außer der ihm schon bei Drehung der Kuppel erteilten Bewegung noch geringe seitliche Verschiebungen und ein Heben und Senken des Podiums. Letzteres ist erforderlich, damit der Beobachter dem Okularende des Fernrohrs stets in Augenhöhe gegenüber bleibt.

Die inzwischen vorgenommenen Prüfungen des Fernrohrs haben ergeben, daß die Verfertiger alles geleistet haben, was von ihnen erwartet wurde; sowohl die Montierung, von A. Repsold & Söhne in Hamburg geliefert, als auch die optischen Teile, der Werkstatt von C. A. Steinheil Söhne in München entstammend, sind als Meisterwerke zu bezeichnen und legen ein rühmliches Zeugnis dafür ab, daß deutsches Können und deutscher Fleiß nur auf die Gelegenheit warten, um zu zeigen, daß ihnen keine Aufgabe zu hoch ist. Auch die Einrichtungen der Kuppel sind aus deutschen Arbeitsstätten hervorgegangen; C. Hoppe in Berlin hat den Bewegungsmechanismus und den Beobachtungsstuhl gefertigt, Breitschneider & Krüger in Pankow haben die bewegliche Kuppel erbaut, und Siemens & Halske lieferten die elektrischen Maschinen.

So hat denn der Telegraphenberg bei Potsdam, der bisher schon mit seinen Kuppeln und Türmen dem mit dem Eisenbahnzuge vorbeifliegenden Reisenden einen wundervollen Anblick gewährte, einen neuen Schmuck erhalten. Das astrophysikalische Observatorium aber ist nunmehr in den Stand gesetzt, auch weiterhin in erster Linie zu stehen unter den Instituten, die sich das hohe Ziel gesetzt haben, die physikalische Beschaffenheit der fernen Welten zu erforschen und somit für das menschliche Denken und Empfinden eine Brücke zu schlagen über den unendlichen Raum, der jene Welten von uns trennt.

A. Biedt.

Ulrike von Levetzow †.

Nun ist die letzte Ueberlebende aus dem großen Goethekreise dahingegangen, Ulrike von Levetzow, die im Alter von fast 96 Jahren am 13. November auf ihrem Gute Triblitz bei Loboschi in Böhmen ihr lebensmüdes Auge geschlossen hat. Siebenundsiebzig Jahre sind dahingegangen, seit sie, die Neunzehnjährige, das ewig jugendliche Herz des dreiundsiebzigjährigen Dichterfürsten zur letzten leidenschaftlichen Liebe entflammte.

Man hat, an den Namen Ulrikes anknüpfend, wohl von dem letzten Liebesroman Goethes gesprochen; es ist das aber nicht richtig; das Herz des anmutigen und liebenswürdigen jungen Mädchens ist in dem Verkehr mit dem greisen Olympier von Weimar nie in höhere Wallung geraten, so liebe- und verehrungsvoll Ulrike auch zu dem gefeierten Gaste ihres mütterlichen Hauses aufblicken mochte. Anders freilich bei dem Dichter selbst; in ihm lebte in dem Verkehr mit der liebreizenden Mädchenknospe noch einmal die stürmische Glut der Jugend auf, und es scheint, daß er wirklich dem Gedanken an eine Verbindung mit Ulrike näher getreten ist.

Die Beziehungen Goethes zur Familie von Levetzow datierten schon aus einer Zeit, da die im Jahre 1804 in Leipzig geborene Ulrike die ersten Kinderjahre noch nicht überschritten hatte. Er lernte im Jahre 1806 in Karlsbad Frau von Levetzow kennen, mit deren Vater, dem sächsischen Gutsbesitzer von Pogisch, er schon seit dem Anfange des Jahrhunderts freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte. Frau von Levetzow verheiratete sich nach der Trennung ihrer ersten, mit dem mecklenburgischen Hofmarschall von Levetzow abgeschlossenen Ehe mit einem Vetter ihres ersten Gatten, der in der Schlacht bei Belle-Alliance fiel. Die Witwe verlebte den Sommer mit ihren Töchtern oft bei ihrem Vater, der sich in dem aufblühenden Kurorte Marienbad ein Haus gekauft hatte, das in Goethes Tagebüchern stets als das „Haus mit der Terrasse“ bezeichnete. In diesem „Terrassenhause“ nahm Goethe Wohnung, als er im Juni 1822 von Karlsbad aus einen Ausflug nach Marienbad unternahm, und wahrscheinlich machte damals schon die achtzehnjährige Ulrike einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf den Dichter. Die Erinnerung an das an Geist und Körper gleich vollkommene Mädchen mochte ihn bestimmen, sich im folgenden Jahre, als ihm nach langer und gefährlicher Erkrankung eine Erholungskur angeraten wurde, sich zunächst nach Marienbad zu begeben. Am 2. Juli traf er dort ein, und die Zeit vom 11. bis 17. des gleichen Monats verbrachte er in fast ununterbrochenem Verkehr mit den Levetzowschen Damen. Diese begaben sich am 18. August nach Karlsbad, und der Dichter folgte ihnen am 25. August dorthin nach. Er wohnte auch hier mit ihnen in demselben Hause. Es kamen zwölf Tage gemeinsamen Lebens, die Goethe in seinem aus jenen Tagen stammenden, „Elegie“ genannten Gedichte dichterisch verherrlicht hat.

„Vor ihrem Blick wie vor der Sonne Wallen,
Vor ihrem Atem wie vor Frühlingslüften
Verschmilzt, so längst sich eisig hart geballen,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.“

Oft war es den ganzen Tag an Ulrikes Seite, meist von ihrer Schwester Amalie, deren lustige Ungeduld von Ulrikes ruhig ernstem, sicherem Benehmen abstach, oder von der Stieftochter Bertha begleitet. Spaziergänge bei dem herrlichen Wetter, Promenaden am Brunnen wechselten ab mit Fahrten in die Umgebung und kleinen dramatischen Festlichkeiten. Bis tief in die Nacht saß er nicht selten mit Frau von Levetzow und Ulrike zusammen, las ihnen aus seinen Gedichten vor, erklärte ihnen den prächtigen

Digitized by Google

Sternenhimmel und unterhielt sie aus dem reichen Schatz seines Geistes und Gemüts. Manchmal hörte er auch freundlich die Erzählungen der Mädchen aus ihrer Kinderzeit an oder lauschte, wenn die Geliebte aus Scotts „Schwarzem Zwerg“ vorlas, oder lachte über die Scherze der mutwilligen Schwester. Den Geburtstag des Dichters verlebten Frau von Levetzow und ihre Töchter mit ihm allein in Elbogen bei Karlsbad. Er hatte gewünscht, daß der Geburtstag als Geheimnis behandelt werden sollte; selbst die Damen wagten nur in ihren Mienen ihre Gefühle für ihn auszudrücken. Damals entstand die von Karl August und Goethe selbst sehr gelobte Zeichnung Kiprinskys

Ulrike von Levetzow (in der Jugend).

Ulrike von Levetzow (in späteren Jahren).

„Goethe am Tisch sitzend und schreibend“, die nur in einer Lithographie von Grévedon erhalten ist.

Am 5. September schlug endlich für Goethe die Stunde des Abschieds von Karlsbad und von den Levetzows. Schon während der Fahrt nach Eger dichtete er die ersten Strophen der „Elegie“, des ergreifenden Epilogs der schönen Tage des Verkehrs mit Ulrike von Levetzow; das Gedicht beginnt mit den Worten: „Wo soll ich nun von Wiedersehen hoffen, von dieses Tages noch geschlossener Blüte?“ Als Erinnerungen hatte Goethe aus Karlsbad ein Paar Damenhandschuhe und ein Trinkglas mit den eingravierten Anfangsbuchstaben der Namen der drei Schwestern mitgenommen; einen Brief der Familie Levetzow, den er zu seinem nächsten Geburtstag erhielt, steckte er in ein Glas, wo der Brief

erst im Jahre 1885 gefunden wurde. Für die den Dichter in Marienbad und Karlsbad umgebende Gesellschaft war allerdings seine Leidenschaft für Ulrike von Levetzow kein Geheimnis geblieben. Daß er ihr aber einen Heiratsantrag gemacht habe, wird von Loeper, der sich am eingehendsten mit den Beziehungen zwischen Goethe und Ulrike beschäftigt hat, bestritten, doch giebt er zu, Großherzog Karl August habe hinter dem Rücken Goethes mit Frau von Levetzow von einer Heirat des Dichters mit Ulrike gesprochen und ihr die erste Stelle in der Weimarschen Gesellschaft und ein eignes Haus zugesagt; die Mutter habe dann die Tochter gefragt, und diese habe sich bereit erklärt, wenn die Mutter es wünsche. Dabei ist es aber geblieben. Wie unbefangen sie selbst ihre Beziehungen zu dem alten Dichter aufgefaßt hat, beweist folgendes Postskriptum, das sie einem Briefe ihrer Mutter an Goethe zu dessen Geburtstag am 28. August 1827 beifügte: „Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünsche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter und trinkt aus Ihrem Glase, dem Unterpfande Ihres gütigen Wohlwollens, heute Ihre Gesundheit. Ulrike.“

Ulrike ist unvermählt geblieben. Seit vielen Jahren lebte sie als Ehrenstiftsdame „Zum heiligen Grab“ auf ihrem Gut Tribitz, bis in ihr höchstes Alter sich eine seltene Frische des Geistes wahrend und ihr ganzes Dasein in den Dienst werkthätiger Menschenliebe stellend. G. H.

Digitized by Google

Das Paschi-Haus in München.

Unter alten Häuschen, Ueberresten früherer Zeiten, steht am rechtsseitigen Ufer der Isar in der Krämerstraße in München-Au ein Haus, das durch seine originelle Bauart jedem Vorübergehenden in die Augen fallen muß. Wohl wenige Münchener wissen, daß sich an dieses Haus eine ganz besondere Geschichte knüpft. Herzog Wilhelm IV. von Bayern erbaute Anfangs 1500 in der Au das Jagdschlößchen zu Neudeck. Seine Nachfolger, die Herzoge Albert V. und Wilhelm V., erweiterten das Besitztum zu einem Lustschloß und umgaben es mit einem prächtigen Hofgarten. Da Herzog Wilhelm V. dort oft und gern verweilte, so ließ er daselbst Anfangs 1600 auch ein Wohnhaus für seine Edelknaben (Pagen) herstellen, das noch heute bei der angestammten Bevölkerung unter dem Namen Paschi-Haus (Pagenhaus) bekannt ist. Henriette Adelheid, Prinzessin von Savoyen, die Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand Maria, gab dem Schlosse Nymphenburg nebst Garten die ersten Grundformen, und die Pantaner Mönche erhielten Neudeck zur Erweiterung ihres Klosters. Nachdem also der Hof daselbst keinen Aufenthalt mehr nahm, war das Pagenhaus entbehrlich geworden, um so mehr, als Kurfürst Max Emanuel das Lustschloß Nymphenburg mit dem Hofgarten nicht nur vergrößern ließ, sondern auch im

Das Paschi-Haus in München.
Nach einer Originalaufnahme von Martin Bösl.

Jahre 1684 einen neuen Sommerpalast zu Schleißheim zu bauen begann. Das Pagenhaus ging in Privatbesitz über, und der Chronist schreibt 1816, daß es „dermalen in zehn Wohnungen vertheilet und im Isarviertel Nr. 80 liegt". Auch gegenwärtig umfaßt es noch zehn Wohnungen für ebenso viele Familien. Es dürfte aber nicht mehr lange dauern, bis auch dieses Ueberbleibsel aus vergangenen Jahrhunderten modernen Häuserpalästen Platz macht.

Das Kaiser Friedrich-Denkmal zu Uerdingen am Rhein.

Die freundliche Stadt Uerdingen am Niederrhein hat dem Andenken des Kaisers Friedrich ein in Idee und Ausführung gleich würdiges Monument errichtet. Aus einem Brunnenbecken ragt, von Felsgestein umrahmt, der aus rotem Mainsandstein geformte Unterbau hervor, in dessen halbkreisförmiger Nische ein Drache ruht, der aus geöffnetem Rachen mächtige Strahlen entsendet, während andre phantastische Gebilde ihre Wassermassen in zwei muschelartige Becken an den Seiten fließen lassen. Auf diesem Unterbau, dessen Barockformen sich dem Standorte des Denkmals, dem Marktplatz, wirkungsvoll anpassen, erhebt sich auf hohem Sockel die doppelt lebensgroße Büste des Verewigten, umgeben von allegorischen Figuren, die auf das Emporblühen der Stadt hindeuten. Eine markige Männergestalt mit Schurzfell und Hammer versinnbildlicht den Gewerbefleiß, ein Schiffer mit Ruder, Netzen und Tauen (auf unserer Wiedergabe nicht sichtbar) Schiffahrt und Handel. Auf der Vorderseite hebt ein Genius die Reichsinsignien empor, während rückwärts eine Jünglingsfigur das Fußgestell der Büste mit Lorbeerreisern und Eichengewinden schmückt. Die Büste und das figürliche Beiwerk sind Schöpfungen des Bildhauers Nutz, während die architektonische Gestaltung von dem Architekten Wehling herrührt. Der Bronzeguß ist von den Bildgießern Körster und Fricke in Tüsselsdorf hergestellt. Die Gesamthöhe des Denkmals beträgt 7 Meter, bei einer Abmessung des Beckens von 10 zu 11 Metern.

Digitized by Google

Phot. Hans Bruns, Hamburg.

Das Kaiser Friedrich-Denkmal zu Uerdingen am Rhein.

Von Bildhauer Ruh und Architekt Wehling.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

Georg Ebers, der während ſo vieler Jahre das vom Publikum am meiſten begehrte Buch auf den Weihnachtsmarkt brachte, iſt nicht mehr. Trotzdem finden ſeine Verehrer auch in dieſem Jahre einen ſtattlichen neuen Band für den Weihnachtstiſch, der ihnen im Andenken an den Verſtorbenen lieb ſein wird, und der zur Vervollſtändigung der litterariſchen Phyſiognomie des Dahingeſchiedenen unerläßlich war. Von Georg Steindorff geſammelt, vereinigt dieſer unter dem Titel „Aegyptiſche Studien“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) erſchienene Band eine ſtattliche Anzahl von Artikeln, die zu Lebzeiten des Verfaſſers in den angeſehenſten Zeitſchriften zerſtreut erſchienen ſind und die zu ſammeln und zu ſichten Georg Ebers in den letzten Monaten ſeines Lebens ſelbſt noch plante. Dieſe „Aegyptiſchen Studien“ ſind nicht gut von den Werken des Verſtorbenen, die ſein freies poetiſches Schaffen geſtaltete, zu trennen, denn ſie ſind aus demſelben Drange entſtanden, die Ergebniſſe neuer wiſſenſchaftlicher Forſchungen zu einem Gemeingut zu machen, der die Anregung wenigſtens zu den erſten Romanen von Georg Ebers, zu „Uarda“, der „Aegyptiſchen Königstochter“ und „Homo sum“ gegeben hat. Die Zeit ihrer Entſtehung reicht zum Teil weit zurück, zum Teil ſind ſie in den letzten Lebensjahren des Dichters geſchrieben. Aus allen aber ſpricht die ſeltene Gabe, für den ſchweren und ſpröden Stoff das Intereſſe der Laien zu erwecken und längſtvergangene und bis auf wenige Reſte untergegangene Epochen wieder zum Leben zu erwecken. In der warmen Anerkennung derer, die vor und mit Ebers an der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des alten Aegypten gearbeitet haben, zeigt ſich eine ſelten liebenswürdige und neidloſe Natur, die in wohlwollendem Herausſuchen der guten Eigenſchaften andrer lieber zu weit geht, als daß ſie hinter den Forderungen der Gerechtigkeit zurückbleibt. So wird zum Beiſpiel der Khedive Ismail in dem Nekrolog, den ihm Georg Ebers widmet, etwas ganz andres wie der ſinnloſe Verſchwender und orientaliſche Despot, als den andre Biographen ihn — natürlich erſt nach ſeinem Sturz — gezeichnet haben. Nicht, daß Ebers ſchönfärbte. Aber er geht den Urſachen nach, die den Khedive vielfach als Verſchwender erſcheinen ließen, wo er doch nur der kluge Finanzmann war, und als einen grauſamen Despoten, während er doch nur gerecht, wenn auch nach europäiſchen Anſchauungen nicht milde, züchtige. Wenn ihn die Einweihungsfeierlichkeiten des Suezkanals Millionen koſteten, ſo meint Ebers, daß er mit dieſen ſcheinbar hinausgeworfenen Millionen andre erſparte, die er ſonſt vielleicht für Reklamezwecke notwendig gehabt hätte, um den Kanal ſofort zu einem rentablen Unternehmen zu machen, und wenn er Unſummen an europäiſche Abenteurer verſchwendete, die ſich auf Grund einflußreicher Empfehlungen in ſeine Nähe drängten, ſo erklärt Ebers dieſes Hinauswerfen des Geldes an eine Bande habgieriger und höchſt fragwürdiger Exiſtenzen nicht etwa für eine Urteilsloſigkeit des Khedive, ſondern für eine Art Tribut, den er den einflußreichen Perſönlichkeiten zahlte, die jene Unwürdigen an ihn empfohlen hatten, und mit dem er ſich ſeine Ruhe erkaufte. „Dieſe Leute, die ſämtlich nichts als ſchnöde Habſucht ihm zugeführt hatte,“ ſo ſchildert Ebers anſchaulich das Treiben der europäiſchen Paraſiten am Hofe des Khedive, „wußten ihn oft genug zur Unterſtützung irgend eines Unternehmens zu beſtimmen, von dem ſie allein Vorteil erwarteten. Was aus ſolchen abenteuerlichen Projekten wurde, kümmerte Ismail dann natürlich nicht im geringſten. Wie oft erteilte er den ‚gut Empfohlenen‘ ſogar Konzeſſionen zu Vorhaben, von denen ſein Scharfblick vorausſah, daß ſie unausführbar waren. Andrerſeits bemühten ſich auch gewiſſenloſe Abenteurer, in der Hoffnung, auf unüberwindliche Hinderniſſe zu ſtoßen, obrigkeitliche Erlaubniſſe zu erhalten, um, ſobald ſich die Unmöglichkeit, das bewilligte Unternehmen durchzuführen, eingeſtellt hatte, Schadenerſatz zu fordern. ‚Schadenerſatz!‘ Wie oft bekam auch der Unbeteiligte dies Wort in Kairo zu hören. Wie viele Geſchichten und Anekdoten knüpften ſich daran. Im Schatzamte wurde es wie kein andres gefürchtet. Es war auch in der That ein Moloch, der Millionen auf Millionen verſchlang. Auf ‚Schadenerſatz‘ ſpekulierten die großen Glücksritter bei ihren kühnſten Anſchlägen, um ‚Schadenerſatz‘ zu erlangen, übten Kleine die unwürdigſten Liſten. Der Photograph, der ſeinen Apparat mitten unter den Pilgern in Thätigkeit ſetzte, die in gehobener Stimmung am Birket el-Hagg bei Kairo vor dem Aufbruch der von Engeln begleiteten Karawane nach Mekka lagerten, und dafür, wie er vorausgeſehen hatte, überfallen und durchgebleut wurde, trug ſeine braunen Flecke in der Hoffnung auf ‚Schadenerſatz‘ zufrieden nach Hauſe. Er wurde denn auch, dank den Bemühungen ſeines Konſuls und dem Wunſche des Khedive, das angenehme Verhältnis mit der Obrigkeit ſeines Heimatlandes nicht getrübt zu ſehen, bewilligt. Dieſem wie manchem ähnlichen Anſchlage der Kleinen wohnt wenigſtens ein Beigeſchmack von Humor inne. Auch daran fehlt es denen der Großen, die dem gemeinen Betrug ähnlich ſehen wie ein Giftpilz dem andern. Nur einer dieſer übeln Streiche kann kaum verfehlen, durch ſeine eigenartige Frechheit erheiternd zu wirken. Ein bedeutender Kaufmann in

Digitized by Google

Triest, der für den Hofhalt des Vizekönigs Said Tafelobst geliefert hatte, sandte nach dem Tode dieses Fürsten, des Vorgängers Ismails, eine Rechnung ein, deren Höhe von dem Schatzamt des neuen Regenten beanstandet wurde, weil sie — wir beheilten die Zahl im Gedächtnis — mit 85 000 Franken oder gar Gulden abschloß. Der Triestiner bestand indes auf seiner Forderung und begründete sie durch einen Brief aus dem Küchendepartement des verstorbenen Said, in dem er ersucht wurde, künftig weniger, aber besseres Obst zu schicken. Aus diesem Schreiben sollte hervorgehen, eine wie große Menge Früchte er geliefert. Obgleich dieses wunderliche Argument kaum als entscheidend angesehen werden konnte, wurde dennoch Zahlung geleistet; denn derjenige, der sich seiner bedient hatte, gehörte zu den einflußreicheren Finanzmännern Oesterreichs, und seiner Mitwirkung bei der nächsten Anleihe zuliebe biß man weiter in seine sauren Aepfel. Diese Anekdoten, für deren Wahrheit wir übrigens einstehen, genügen, um es begreiflich erscheinen zu lassen, daß Ismail oft nicht nur gleichgültig, sondern mit einem Fluch auf den Lippen den Unternehmungen der Fremden in seinem Reiche zusah. Dennoch öffnete er bei mancher Gelegenheit den Beutel mit aufrichtigem Vergnügen, um eine Sache zu unterstützen, die ihm um ihrer selbst willen keines Beistandes wert schien. Daß er aber gerade denjenigen Bestrebungen, die nicht nur der Mehrzahl seiner Glaubensgenossen, sondern auch den niedrig gesinnten Glücksrittern und Genußmenschen, die seine Umgebung bildeten, höchst gleichgültig waren, ja ihnen sogar verächtlich erschienen, sein Interesse zuwandte und ihnen auch freigebig Vorschub leistete, das gereicht ihm zu besonderer Ehre. Es berechtigt uns daneben, auch denjenigen zu widersprechen, die Ismail gerade wegen seines Verhaltens gegen jene Parasiten für einen charakterlosen Mann erklärten. Gewiß wäre der Gleichmut, mit dem er sich von diesem Gesindel ausplündern ließ, für einen Europäer unverzeihlich gewesen; der Khedive Ismail war jedoch ein Orientale. Um sich die Ruhe zu wahren, ließ er sich's willig etwas kosten. Gegenüber manchen Angelegenheiten, die ihm am Herzen lagen, bestand er dagegen, wie gesagt, selbst den Einsprüchs zum Trotz, auf seinem eignen Willen. In unserm „Cicerone durch das alte und neue Aegypten“ zeigten wir, wie selbst gelehrte Moslemin auch nicht die geringste Teilnahme für das Altertum und die Denkmäler der Vorzeit besaßen. Ja sie erschienen ihnen als Heidenwerk so verächtlich, daß sie sich schämten, auch nur von ihnen zu reden. Dies ging so weit, daß wohlunterrichtete Geographen und Reiseschriftsteller in ihren ausführlichen Werken zwar jedes Heiligengrab erwähnen, dagegen aber der großartigsten Reste der altägyptischen und griechischen Kunst mit keinem Worte gedenken. Noch vor wenigen Lustren schienen selbst die Pyramiden den moslemischen Kairenern nicht wert, sie, die für sie auf einem kurzen Eselritt erreichbar sind, aus der Nähe zu betrachten. Als der Khedive Ismail nun den Denkmälern aus der Pharaonenzeit ein lebhafteres Interesse zuzuwenden und bedeutende Summen für Ausgrabungen und so weiter aufzuwenden begann, hatte er darum gegen den lebhaften Einspruch hochstehender Moslemin zu kämpfen. Die europäischen Parasiten belächelten seine Opferwilligkeit für diese Dinge, von denen nur insofern ein materieller Vorteil zu erwarten stand, als sie einige Fremde mehr nach Aegypten zu ziehen und den Hotels und so weiter zu gute zu kommen versprießen. Doch Ismail ließ sich in diesem Falle nicht irre machen, und wenn er Auguste Mariette die Mittel in die Hand gab, seine seltene Fähigkeit als Ausgräber zu bewähren, Tempel freizulegen und die Fellachen, die sich mit Weib und Kind, Vieh und Ackergerät in ihnen eingenistet hatten, aus ihnen zu entfernen und für die Erhaltung der Denkmäler Sorge zu tragen, so that er es, weil der französische Chef der Altertümer in Aegypten es in seiner jovialen und dazu fesselnden Weise verstanden hatte, ihm das Verständnis für ihre Bedeutung zu erschließen und ihn mit Achtung vor ihnen zu erfüllen. Auch was sonst auf wissenschaftlichem Gebiet in seinem Reiche unternommen werden sollte, förderte er mit offener Hand, sobald ihm erklärt worden war, was es bezwecke, und dies seine Teilnahme machte. So ließ er zum Beispiel der von G. Rohlfs geleiteten Expedition eine reiche Subvention zu teil werden, weil man es verstanden hatte, ihn für ihre Aufgaben zu interessieren. Das Gleiche dürfen wir von der Bereitwilligkeit behaupten, mit der er Ernst Hädel für die Erforschung der Fauna des Roten Meeres einen Dampfer zur Verfügung stellte, und glauben es gegenüber den Erleichterungen annehmen zu dürfen, die er Georg Schweinfurth und andern europäischen Gelehrten bei ihren Forschungsreisen gewährte. Auch noch in der Verbannung als Privatmann, dem die Gunst der abendländischen Fürsten wenig mehr zu gewähren vermochte, geizte er nicht, wo es galt, idealen Bestrebungen, die ihm sympathisch waren, mit seinen immer noch reichen Mitteln Vorschub zu leisten.“ Außer einigen weiteren biographischen Artikeln enthält der Sammelband eine Anzahl von Plaudereien über wichtige ägyptische Funde und Ausgrabungen, die in ihrer Gesamtheit dem Leser ein anschauliches Bild von der schwierigen und langwierigen Gelehrtenarbeit geben, die uns allmählich das alte Aegypten wieder erschlossen hat, ferner Beiträge zur ägyptischen Kulturgeschichte, Essays über altägyptische Litteratur, Bilder aus dem neuen Aegypten und Beiträge zur allgemeinen Kulturgeschichte. Uebrigens widerlegt Georg Ebers an verschiedenen Stellen dieses Bandes den noch immer weit verbreiteten Irrtum, daß die englische Schutzherrschaft in Aegypten der Wissenschaft oder auch nur der Erhaltung altägyptischer Ueberreste irgendwie förderlich gewesen wäre. Solche Dinge gehören offenbar nicht zu den Kulturaufgaben, die sich England in den von ihm unterworfenen Ländern stellt, — ein Hinweis, der gewiß jetzt besonders am Platze ist, wo England einmal wieder die friedliche Kultur Südafrikas zu stören unternommen hat unter dem Vorwande, diese Aufgabe schneller besorgen zu können als die langsam, aber methodisch vorwärts arbeitenden Buren.

Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung Deutschlands im letzten Jahrhundert von Albert Pfister erschien unter dem Titel „Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Von kräftigem Idealismus und von großdeutscher Vaterlandsliebe getragen, sucht dieses Werk nicht nur den für die Entwicklung Deutschlands bestimmenden Ereignissen des ablaufenden Jahrhunderts, sondern auch den vielfachen geistigen Strömungen gerecht zu werden, die von Einfluß auf die gegenwärtige Gestaltung Deutschlands waren und sind. Der Leser wird sich am besten den Standpunkt Pfisters vergegenwärtigen können, wenn ich ihm das — übrigens lange vor Ausbruch des Transvaalkrieges und vor Beginn der neuesten deutschen Flottenagitation geschriebene — Schlußwort des inhaltreichen Bandes citiere. „Beim Rückblick auf das ablaufende Jahrhundert,“ schreibt Albert Pfister, „erscheint es uns voll Arbeit und Mühen, der Beschaulichkeit und dem ruhigen Genusse nur ausnahmsweise zugewandt; die deutsche Welt erzieht durch Hineinstellen in die rauhe Wirklichkeit nach Abtreifung aller Träumereien, sie erziehend ferner durch unerbittliche Wahrhaftigkeit zur Thatkraft und zu raschem Entschluß, zur Selbsterkenntnis nach allen Selbsttäuschungen, zur Rastlosigkeit, um für die Masse des Volkes Güter zu schaffen und keine Kraft ungenützt zu lassen, nachdem jeder einzelne Teilhaber an der Regierung geworden. Wo wird wohl der nächste Einschnitt liegen für uns, die wir

Digitized by Google

jetzt im Begriffe sind, in das Dunkel des neuen Jahrhunderts hinüberzutreten? Wird ein neuer Zeitraum mit neuen leitenden Ideen sich erschließen? Es ist zu denken, daß der weitere Ausbau zur Verwirklichung der Menschengemeinschaften ein Zeitalter der gegenseitigen Gerechtigkeit und Toleranz heraufführt. Es ist denkbar, daß das geschieht unter Vorantritt des deutschen Volkes, das übergenügender als die andern Nationen die für die Leitung notwendigen Merkmale in seinem Stück der Welt an den Tag gelegt hat und für seinen Teil mit den größten Errungenschaften als jugendkräftiges und zukunftsfrohes Volk aus den Mühen und Arbeiten des abgelaufenen Jahrhunderts herausgetreten ist. Und zwar ist das deutsche Volk herausgetreten, wenn nicht im Vollbesitz, so doch im Besitz der wichtigsten Stücke seines Idealismus, der es einst vor dem Untergang geschützt und vor Fäulnis bewahrt hat in der Zeit, da die Kulturvölker rings schon in der Fülle saßen, während es selbst noch in Dürftigkeit leise dahinschritt. Mit seinem Idealismus aber hat sich zugleich das deutsche Volk die frisch anwehende Morgenluft, die Jugendlichkeit erhalten, die Liebe zur Freiheit, Gesittung und Religiosität, das Sichversenken in Wissenschaftlichkeit, die Lust an der Wahrheit und an beschaulichem Genießen. Trotz aller Auswüchse steht es moralisch höher als alle andern Völker, höher auch als es selbst in früheren Zeiten stand; es ist der einzige Träger wahrer Kultur, von ihm hängt das Schicksal der Menschheit ab. — Bei seiner Geltendmachung nach außen erweist sich das deutsche Volk wesentlich in seiner Einheitlichkeit. Anders gestaltet sich das Bild auf dem heimatlichen Boden. Kaum irgend ein Erwerbs- oder Ideengebiet giebt es, durch das nicht ein tiefer Spalt ginge: Stadt und Land, Industrie und Agrarinteressen, religiös Freidenkende und orthodox Herrschsüchtige, soziale Umsturzgedanken und vorsichtige Reformentwürfe stehen sich gegenüber. Nichts aber dürfte das Angesicht der deutschen Welt zu Hause so verändern schon in den ersten Jahrzehnten des neuen, 20. Jahrhunderts, als das Anschwellen der Großstädte. Nirgends dürfte auch ein mit dieser Erscheinung gleichwertiger Faktor für das innere Leben der Nation, für seine Politik, für seine Einheit, für seine Geistesrichtung, für seine Bethätigung nach außen zu finden sein." Der Verfasser führt diesen Gedanken näher aus und fährt dann fort: „Der trennenden Gewalten in diesem Großstadtleben mögen es noch so viele sein; in einem laufen alle Willen doch zusammen: in dem Hindrängen nach Beherrschung des Weltmarktes mit dem Zweck, die Bedürfnisse für die wachsende Volksmenge nach Hause zu tragen und die eignen Erzeugnisse an den Mann zu bringen. Nicht gar ferne sind wir heute von einer neuen Erkenntnis, welche darin gipfelt: gerade im Interesse des mit seiner Hand arbeitenden, nach billigem Brot ausblickenden Menschen liegt es, daß die deutsche Nation ihr Erwerbsfeld über alle Erdteile ausbreitet und in jedem derselben eine nicht angreifbare Stellung einnimmt. Heute sind die Vorteile meines Begehrens, aus allen Ecken der Welt Güter und Nährstoffe zusammenzubringen, noch nicht allen Gesellschaftsklassen deutlich und als greifbare Besitzvermehrung verständlich. Das Wissen vom Staat aber und von seinen Bedürfnissen, in seinem Entstehen schon die Rettung der Nation, ist bestimmt, immer weitere Kreise zu ziehen nach Tiefe und Breite. Immer klarer mag dadurch bei jedem einzelnen die Ueberzeugung sich gestalten, daß ein festes Zusammenscharen aller Volksgenossen in steter Eintracht und Solidarität notwendig sei, um den Kampf gegen die fremdartigen Massen aufzunehmen, um das Zukunftsreich zu gründen als großdeutschen Weltstaat. — Die zweifellose Notlage der Zukunft gehört dazu, den Zwang zum Eintausch fremder Güter und zur Ausbreitung im fremden Lande allen faßbar zu machen. ‚Deutschland muß über See verkaufen oder untergehen.' Also gesicherte Posten auf dem allgemeinen Marktplatz. Andre Nationen haben das nicht so nötig. Ihre Volkszahl mehrt sich ungleich langsamer. Wenn wir Deutsche 80 Millionen zählen, haben die Franzosen die 40 kaum überschritten. Die wenigen, energisch sich mehrenden, durch ihr Herrschaftsgebiet ungleich mehr begünstigten Nationen in Europa und Amerika sind es, mit denen wir uns abzufinden haben, wir Deutsche, deren Land man ‚die Kinderstube und das Schulhaus der Welt' genannt hat. — Es ist ein eigentümlicher Ausblick, der Kampf ums tägliche Brot. Aber zu vermeiden ist er nicht, außer es müßten Wunder geschehen und die Herzen der andern am Wettbewerb beteiligten Völker butterweich machen. Und eine ganz besondere Kraft wohnt diesem Wettbewerb inne, die Kraft der Einigung. Vordem ist auf deutschem Boden das Volk geistig geeinigt worden, von gemeinschaftlichem idealem Band umschlungen, obwohl der Boden selbst in den Ketten der Fremdherrschaft lag. Nun mag die materielle Notlage als der Zwang wirken, der unter den anspruchsvollen Großstadtbevölkerungen die Einheit schafft, mit einer Stimme, die alles andre Gezänke übertönt, das untrennbare Zusammenstehen der Nation fordert und alle Zerklüftungen zwischen den verschiedenen Erwerbsklassen als Mißverständnisse aufklärt, alle Hemmnisse beseitigt. Dann werden wir, die kinderreichste Nation der Welt, das werden, was wir in unsrer Notlage werden müssen, — die erste wirtschaftliche Großmacht der Erde; dann kann Deutschland zu dem emporwachsen, wozu es als ‚Schulhaus der Welt' bestimmt ist, zur Erzieherin des Menschengeschlechts durch Lehre und Vorbild." Allzu optimistisch kann dieser Ausblick Albert Pfisters in das kommende Jahrhundert nur demjenigen erscheinen, der sich nicht vergegenwärtigt, aus wie trostlosen Zuständen im Jahre 1800 sich das heutige mächtige Deutsche Reich herausgearbeitet hat. Wenn die Arbeit des zwanzigsten Jahrhunderts nur einigermaßen der von Pfister in diesem Werke geschilderten des neunzehnten Jahrhunderts ebenbürtig wird, so werden die kommenden Generationen dem Verfasser nicht nachsagen können, daß er in seinen Hoffnungen auf die Fortentwicklung Deutschlands zu weit gegangen sei.

Ein echtes und rechtes Weihnachtsbuch, das heißt ein Buch, das nicht nur auf den Weihnachtstisch gelegt, sondern auch in Weihnachtsstimmung gelesen werden kann, sind die Plaudereien von Tony Schumacher: Vom Schulmädchen bis zur Großmutter (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Man sagt nicht zu viel von dem Buche, wenn man es ein modernes Seitenstück in Prosa zu Chamissos „Frauenliebe und -leben" nennt. Nur ist Tony Schumacher nicht gar so empfindsam wie Chamisso, und sie findet, während sie das Frauenleben in seinen mannigfachen Gestalten von der Wiege bis zum Grabe schildert, oft genug Gelegenheit zu praktischen Winken, die neben der gemütvollen Frau auch die Frau von großer Lebensklugheit und eine scharfe Beobachtungsgabe zeigen. So plaudert Tony Schumacher zum Beispiel über das Leben der jungen Frau, über die erste Zeit nach den Flitterwochen: „Der Frühlingszauber der Brautzeit ist vorbei, die Hochzeitskreise, wo man nur sich gehörte, und der Einzug ins neue Heim desgleichen, und das Alltagsleben beginnt. Es ist eine schon oft besprochene Thatsache, daß da erst der Wert einer jungen Frau sich zu zeigen beginnt. ‚Wir haben uns ja so unaussprechlich lieb, da wird sich alles von selber geben!' Mit diesem unumstößlich dünkenden Satze weist manche Braut die Ratschläge der Mutter für später von sich, denn sie erscheinen ihr ja wirklich so unbeschreiblich unnötig zu sein, und das Töchterlein lächelt vor sich hin und denkt: ‚Wir werden schon selber dafür sorgen, daß Glück und Liebeb leiben!' Aber welch kostbare Besitze sind diese beiden,

Digitized by Google

und wie müssen sie gehegt und gehütet werden, nun nicht abhanden zu kommen, und es ist ein großer Unterschied, sich benommt glücklich zu fühlen im Zauber des Verliebtseins, als glücklich zu machen mit aufopfernder, wärmender Liebe, Tag um Tag, unvermindert, durch alles hindurch, bis ans Lebensende. An so etwas denkt aber meist solch junge Frau noch nicht. Sie hat wohl davon gehört und gelesen, aber es nicht erfaßt. Und nun kommen die ersten Proben, inwieweit ihre Liebe echt ist! Bis jetzt, wochenlang, konnte sie sich dem Wahne hingeben, daß nur sie und alles, was mit ihrer kleinen vergötterten Person zusammenhängt, das Leben ihres Mannes ausfülle! Langsam kommt nun aber die Erkenntnis, daß dem nicht so ist. Sein Beruf, seine Arbeit, seine alten Freunde und auch die alten Gewohnheiten, sie machen ihre Rechte geltend, und sie sieht, daß sie mit all dem zu teilen hat. Liebt sie nun ihren Mann wirklich, so wird sie auch das, was ihn beschäftigt, erkennen, und was ihm lieb ist, möglichst bald zu ihren eignen Interessen machen. Aber wie oft geschieht das nicht! — Den Beruf, der dem jungen Frauchen den Gatten fernhält, nennt sie schmollend ‚dumm', wenigstens wenn er länger, als ihr unumgänglich nötig dünkt, durch ihn in Anspruch genommen wird. Statt sich einfach bei dem, allerdings nicht angenehmen Warten zu fügen: ‚Mein Mann käme auch lieber nach Haus, als daß er über die Zeit arbeitet', empfängt sie ihn mit Vorwürfen oder wenigstens verstimmt und ist dann aufs höchste erstaunt, wenn auch er seinerseits verstimmt wird, weil seine Nerven überreizt sind, und daß er ärgerlich zur Zeitung greift, statt nun endlich sie zu unterhalten, oder einfühlig bei Tische sitzt, wo sie sich doch so sehr auf das Nachtessen gefreut hatte. Und noch empfindlicher ist ihr, wenn er an diesem oder einem andern Abend seinen Hut nimmt und zu ‚seinen Herren' oder in den Klub geht. Er mag dabei noch so freundlich Abschied nehmen, ihr noch so lieb und herzlich auseinandersetzen, wie es notwendig sei, daß er die Zeitungen lese, und wie es ihm ein Bedürfnis sei, dann und wann einmal auch wieder die Freunde zu sehen, — diese Art Frau wird kein Verständnis dafür haben, und sie wird egoistisch, trotzig und weinerlich stets ihr eignes Ich in den Vordergrund stellen wollen. Das sind Geschöpfe, die auch zu Hause schon nicht daran gewöhnt waren, liebreich zu sein und für Eltern und Geschwister zu denken, die auch nicht gelernt hatten, sich selber zu beschäftigen. Gähnend, von einem Sofa zum andern sich legend, irgend eine unnötige Stickerei oder oberflächlichen Roman in der Hand, oder in hysterischer Stimmung sich selber bedauernd und sich in etwas hineinsteigernd, was gar nicht vorhanden ist, verbringt solche junge Frau allerdings einen elenden Abend. Und es wird ihr nicht schwer fallen, beim Nachhausekommen ihres Gatten einen jener vielbesprochenen ersten Ehevorwürfe herbeizuführen, mit den unter Thränenströmen hervorgestoßenen Sätzen: ‚Dazu habe ich nicht geheiratet . . . du könntest mir auch ein Opfer bringen . . . du hast mich eben nicht lieb!' Und dieser Ehemann wird, gerührt und gequält — denn er hat ja seine junge Frau lieb — ihr Zugeständnisse und Versprechungen machen, und es wird rührende Versöhnungen geben. Aber die Sache wird sich wiederholen, falls die Gattin nicht zur Einsicht kommt, und Versprechungen und guter Wille werden sich abschwächen, — der Mann kann und will nicht in allem nachgeben — und der Grund zu einem Mißverhältnis ist gelegt! — Die vernünftige junge Frau wird wohl in der ersten Zeit ihres Ehestandes dieselben Anwandlungen haben! Auch ihr wird es schwer fallen, plötzlich nimmer die Hauptperson zu sein, sie wird wohl auch mit Anfällen von Empfindlichkeit, mit Sehnsucht nach der einzig schönen Welt vorher, wohl auch mit Heimweh nach dem Elternhaus zu kämpfen haben, wie auch, wie fast jede junge Frau, mit einer gesteigerten Empfindsamkeit und Nervosität. Hat sie aber die richtige Liebe und das richtige Wollen in sich, so wird sie diese Krisis überwinden und dann erst recht glücklich sein und glücklich machen. — Ich möchte jeder jungen Frau raten, sich doch von Anfang an gleich eine bestimmte Tageseinteilung zu machen, viel Arbeit und Beschäftigung hineinzubringen und geistige Interessen zu pflegen. Es ist dies nicht so leicht, wie es aussieht. Ein süßes Nichtsthun nach der arbeitsreichen Zeit vor der Hochzeit ist so verlockend, und dann ist ja auch alles neu, alles für und fertig im jungen Haushalt, — man weiß wirklich nicht recht, was thun, was mit seiner Zeit anfangen. Aber gerade darin liegt die Gefahr! Sich angehören, sich liebe Dinge sagen, damit füllt man sein Leben aus, und so wie der Mann in seinem Amt, so muß die Frau sich auch einen Wirkungskreis schaffen. Es ist schwer, da im einzelnen zu raten, es hängt von den Verhältnissen ab. Je nachdem diese sind, wird es Arbeit oder Oberaufsicht in Haus und Küche geben, im Anleiten des Dienstmädchens, im richtigen Einteilen und Berechnen der Ausgaben, im Memorieren der Lieferanten und Kaufleute. Dies alles bleibt sich gleich, ob die junge Hausfrau über viel oder wenig gesetzt ist, — sie muß heimisch werden in dem, oder was sie gesetzt ist. Darum hatten unsre Mütter gewiß einen richtigen Grundgedanken, daß sie es für gut fanden, bei allen Hausgeschäften, wie Wäschezusammenlegen, Flicken, Plätten, Kleidernähen und Kochen, auch wenn sie aus vornehmem Stande waren, doch ‚mitzuthun', wenigstens solange sie jung waren. Sie bekamen dadurch eine Schätzung und Uebersicht der Arbeit, ersparten, wo es nötig war, dem Manne manchen Taglohn einer ‚Hilfe' und waren selbst frischer und freudiger nachher zur Erholung. Wenn sie es nicht übertrieben! Darin lag auch eine Gefahr, und man ist deswegen in unsern Tagen in das andre Extrem gekommen. Die Frau soll nicht die Dienste einer Magd verrichten, sondern in geistiger Gleichbildung dem Manne eine Gehärtin sein!" — Ja, wer solch hohes Ziel in sich fühlt und die Begabung dazu hat, der wird gewiß dann auch nicht klagen über zu viele Zeit und leere Stunden und wird sich freuen, in der Ruhe des eignen Heims die lieben Studien fortsetzen zu können. Aber in jedem Falle darf die junge Frau das eine nicht aus dem Auge lassen, daß sie bei allem, ja vermittelst allem sucht, für ihren Mann das Leben zu Haus so gemütlich, als es sein kann, zu gestalten. Dazu gehört unter anderm ein möglichst geräuschloser Gang der Haushaltungsmaschine! Ich möchte jeder Frau sagen: Arbeite mit, solange und soviel du es für gut findest, aber mache einen Strich, wenn dein Mann nach Hause kommt." Ehemänner und solche, die es werden wollen, haben gewiß Ursache, Tony Schumacher dankbar zu sein. Aber auch die Frauen, die den Standpunkt vertreten, das moderne Mädchen müsse vor allem in den Stand gesetzt werden, auf eignen Füßen stehen zu können, finden keine Ursache, sich in einen ausgesprochenen Gegensatz zu der Verfasserin zu stellen. Denn die letztere hat gegen dieses Bestreben gar nichts einzuwenden; nur möchte sie nicht, daß durch die Erziehung für einen bestimmten Beruf das moderne Mädchen für ihren natürlichen Beruf verdorben wird.

Da der vielbesprochene neueste Roman Emile Zolas „Fruchtbarkeit" in deutscher Uebersetzung von Leopold Rosenzweig (zwei Bände, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) erschien, erwähne ich ihn gleichzeitig, ohne ihn natürlich gerade als Weihnachtsgeschenk empfehlen zu wollen. Ich muß gestehen, daß dieses neueste Werk Zolas mir nur durch eines interessant gewesen ist, — durch die Thatsache nämlich, daß der krasse Materialist Zola auf Grund seines kühlen Verstandes zu demselben Resultat gelangt, zu dem der ausgesprochenste Idealist und das naivste Menschenkind sich bei Behandlung derselben Frage bekennen würden.

Digitized by Google

Nur würden die letzteren das Resultat ihres Nachdenkens in dem bekannten Satz zusammenfassen, daß viele Kinder ein Gottessegen sind, während Zola eine kinderreiche Familie die kinderlosen oder mit nur wenig Kindern gesegneten Familien auspressen läßt. Daß er mit dieser ganz unsichtlichen, rein volkswirtschaftlichen Behandlung der Frage seinem Vaterlande irgend etwas nutzen wird — in Frankreich ist die Frage bekanntlich aktuell —, möchte ich bezweifeln, so ehrlich Zola vielleicht auch diesen Zweck anstrebt. Denn was er gegen den Egoismus des herrschenden Zweikindersystems ins Feld führt, ist doch nur wieder Egoismus, und noch niemand hat den Teufel mit dem Teufel ausgetrieben.

Karl Peters, der seine Heldenrolle wohl ausgespielt hat, trotzdem neulich die Nachricht durch die Zeitungen ging, daß er auf seiner im Dienste einer englischen Gesellschaft unternommenen Expedition nach Südafrika das sagenhafte Land Ophir mit ungeheuren Goldschätzen entdeckt habe — eine Nachricht, die mit großer Vorsicht aufzunehmen ist —, taucht als Held eines Romans von neuem auf. Sogar als Held eines sehr interessanten Romanes, des deutschen Kolonialromans „Im Lande der Verheißung“ von Frida Freiin von Bülow (Verlag von Carl Reißner, Leipzig). Wenn die Verfasserin nicht alles vermieden hätte, was den Leser daran irre machen könnte, daß er sich unter dem Helden dieses Buches, Ralf Krome, Herrn Dr. Peters, den Städtestürmer, zu denken hat, so würde es mir natürlich nicht einfallen, auf den letzteren zurückzugreifen. Wie den meisten Menschen, die Dr. Peters gekannt haben, der magnetische Einfluß unerklärlich geblieben ist, den er auf einzelne fanatische Anhänger thatsächlich ausgeübt hat, so wird auch den meisten Lesern des Romans nicht ganz klar werden, durch welche Eigenschaften es dem Helden Ralf Krome gelingt, eine sehr vornehme, sehr kluge, sehr schöne und sehr liebenswürdige Frau, die Baronin Maleen Dietlas, geborene Gräfin Waltron, so ganz zu bezaubern. Er hat dem jungen, begeisterungsfähigen Mädchen ein so enthusiastisches Bild der Herrlichkeiten Ostafrikas entworfen und hat ihr die hehren Kulturaufgaben, die dort der Deutschen harren, so schwärmerisch geschildert, daß die Gräfin Waltron sich entschließt, dem Baron Dietlas, einem ostafrikanischen Plantagenbesitzer, ihre Hand zu reichen, weniger aus Liebe als aus dem Ehrgeiz, an diesen Kulturaufgaben mitzuarbeiten und — wenn auch uneingestanden — Ralf Krome nahe zu sein. Das ist bei einer hoch veranlagten weiblichen Psyche wohl begreiflich. Nach ihrer Verheiratung trifft sie in Ostafrika, in dem „Lande der Verheißung“, wieder mit Ralf Krome zusammen. Bald wird ihr klar, daß er ihr mehr ist, als er ihr sein dürfte, daß nicht ihr Gatte, sondern Ralf Krome der Mann ist, den sie liebt. Da sie nun mal kritiklos einen Helden in ihm sieht, ist auch das verständlich. Aber dann beginnt die Baronin Dietlas unverständlich zu werden, denn die Erfahrungen, die sie mit Ralf Krome im persönlichen Verkehr macht, sind eine Kette von Anmaßungen, gesellschaftlichen Taktlosigkeiten und Gefühlsroheiten, die einer Dame — und eine solche ist die Baronin Dietlas sehr ausgesprochen — selbst einen Heroen unsympathisch machen müßten, während sie hier gerade das Gegenteil bewirken. Der Leser, steht dieser Liebe gegenüber auf demselben Standpunkt wie das Fräulein von Ettville des Romans, das sie auch nicht begreifen kann und der Baronin auf ihre Frage, warum sie ihr um dieser Liebe zu Ralf Krome willen leid thut, einfach antwortet: „Weil ich glaube, daß er kein würdiger Gegenstand ist. Ich halte diese Liebe für eine Verirrung.“ Das erklärt übrigens dieses Fräulein von Ettville, als sich gegen diese Liebe an sich gar nichts mehr einwenden läßt, als Baron Dietlas längst gestorben und sogar der Küstenklatsch, der sich an die Baronin Dietlas und Ralf Krome knüpfte, längst verstummt ist. Fräulein von Ettville ist auch nicht beeinflußt durch das, was Herrn Ralf Krome inzwischen sonst noch passiert ist, — er hat in seiner Heldenlaufbahn Schiffbruch gelitten, seine Landsleute haben ihn abgeschüttelt und er ist in die Dienste englischer Handelsgesellschaften gegangen — ganz wie Karl Peters. Fräulein von Ettville nimmt zu diesen Ereignissen gar keine Stellung, denn sie ist Französin, und sie urteilt über Ralf Krome nur als Menschen, nicht als Politiker, Entdecker, Eroberer, oder als was ihn sonst noch die Baronin Dietlas sieht. Erst als der angliserte Ralf Krome der Baronin wieder begegnet, tritt eine innerliche Scheidung zwischen ihnen ein. „Sie hassen uns und werden uns bekämpfen?“ fragt ihn Baronin Dietlas. Und er erwidert mit der Brutalität, die auf die Baronin immer nur den Eindruck einer schönen, kraftgenialischen Offenheit gemacht hat: „Nicht Sie, aber die Deutschen, die mich zum Dank dafür, daß ich hundertmal mein Leben für sie einsetzte, zum Verbrecher stempeln. Ein anständiger Mensch hat eben von diesem Gesindel keine Anerkennung zu erwarten. Natürlich giebt es auch eine Handvoll anständig denkende Deutsche, die haben nur leider nichts zu sagen. Sie zählen nicht. Kommen Sie mit herüber zu dem unendlich viel noblieren Volk der Briten, Sie sollen sehen, wie man Sie dort würdigt. Kommen Sie!“ Da endlich findet Baronin Dietlas die Kraft zu antworten: „Ich? Nie! Nie! Ich bin eine Deutsche und will nie etwas andres sein — auch für Sie nicht!“ — Für die meisten Leser wird es also die Geschichte einer Verirrung sein, die Freiin von Bülow erzählt, einer Verirrung, die, wenn ich nochmals auf das Original des Ralf Krome zurückgreifen darf, auf der Ansicht beruht, Karl Peters habe der deutschen Nation Ostafrika geschenkt und sei dafür mit Undank belohnt worden. Das ist ein Irrtum. Denn die Kreuze und Unterschriften, die Karl Peters auf seiner ersten Tournee durch Ostafrika von einer Anzahl von Häuptlingen gesammelt hatte, waren gar nichts wert, solange das Deutsche Reich sie nicht etwas gelten ließ, — nicht einmal die Reisespesen. Was Karl Peters außerdem noch in Ostafrika geleistet hat, das hätte beinahe genügt, das Festhalten des deutschen Kolonialgebietes für Deutschland zu einer Unmöglichkeit zu machen.

Digitized by Google

Der Doppelschraubendampfer „Patria“.

Der auf hoher See verbrannte Doppelschraubendampfer „Patria“ ist eines der Schiffe der Hamburg-Amerika Linie, mit denen die Reihe der mächtigen Passagier- und Frachtdampfer der P-Klasse eröffnet wurde. Der Dampfer ist 1894 beim „Vulkan“ in Stettin aus Stahl erbaut und 6564 Registertonnen (18876,8 Kubikmeter) groß. Die Länge beträgt 140,45 Meter, die Breite 15,86 Meter, die Tiefe 9,66 Meter. Die „Patria“ hatte drei Decke und ein sogenanntes Schutzdeck (Spardeck) mit Aufbau, in dem sich die Passagierkabinen befanden. Der Raum ist durch Stahlschotte in zehn wasserdichte

Kapitän Fröhlich.
Führer der „Patria“.

Phot. J. Hamann, Hamburg.

Der Doppelschraubendampfer „Patria“.

Abteilungen geschieden. Die beiden Maschinen indizieren 4200 Pferdekräfte. Die „Patria“ befand sich auf der Heimreise von Amerika nach Hamburg; sie hatte New York am 4. November verlassen und am 14. November wohlbehalten Lizard passiert. An Bord befanden sich 44 Majists- und 78 Zwischendeckpassagiere, darunter viele Frauen und Kinder. Die Besatzung bestand aus 92 Mann. In der Frühe des 15. November wurden die Passagiere plötzlich auf Deck beordert, und es wurde ihnen mitgeteilt, daß die Hauptladung des Dampfers brenne und alle in die Boote müßten, da die Versuche der Mannschaft, des Feuers Herr zu werden, vergeblich gewesen seien. Bereits drangen ringsum dicke Rauchwolken und Flammen aus dem Innern des Schiffes empor und verursachten zuerst eine Panik unter den Passagieren. Die Mannschaften arbeiteten indes mit solcher Ruhe und Todesverachtung, und die Anordnungen des Kapitäns Fröhlich wurden so prompt ausgeführt, daß die Passagiere sich bald beruhigten, zumal die Boote wie auf der Parade hinabgelassen und besetzt wurden. Das Feuer im Laderaum war durch Selbstentzündung entstanden und mußte schon tagelang geschwelt haben, da sonst der plötzliche elementare Ausbruch nicht zu erklären ist. Der Führer des Schiffes, Kapitän Fröhlich, ist ein erfahrener Seemann, dessen Tüchtigkeit nach einmütigem Zeugnis der Passagiere wie der Mannschaft sich auch bei dieser Katastrophe auf das glanzendste bewährt hat.

Digitized by Google

Das Landeskriegerdenkmal in Neustrelitz.

Auch die Hauptstadt des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz hat seit kurzem ein Kriegerdenkmal erhalten, das der Erinnerung an den ruhmreichen Feldzug von 1870/71 gewidmet ist. Ein Werk des in Charlottenburg wohnenden Bildhauers Martin Wolff, stellt das Monument eine Siegesgöttin dar, die in der einen Hand einen Palmenzweig trägt, während die andre einen verwundeten Krieger stützt. Drei am Sockel angebrachte Tafeln verzeichnen die Namen solcher im Felde gefallenen oder an den Folgen ihrer Verletzungen verstorbenen Krieger, welche im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz geboren waren oder dem Truppenkontingent desselben angehört hatten. Die Kosten des Denkmals — rund 17000 Mark — wurden durch Sammlungen im Lande aufgebracht.

Phot. Hans Bretes, Hamburg.

Das Landeskriegerdenkmal in Neustrelitz. Von Martin Wolff.

Dr. Paulus Leopold Haffner, Bischof von Mainz †.

Am Allerseelentage verschied in Mainz Bischof Dr. Haffner, unter den katholischen Theologen und Philosophen einer der bedeutendsten. In dem württembergischen Schwarzwaldstädtchen Horb am 21. Januar 1829 als Sohn eines Arztes geboren, bezog er 1846 die Universität Tübingen, absolvierte dann das Seminar in Rottenburg und erhielt am 10. August 1852 die Priesterweihe. Hierauf ging er als Vikar nach Biberach, wurde jedoch schon im folgenden Jahre vom Bischof Lipp als Repetent an das Wilhelmsstift in Tübingen berufen, ein mit der katholisch-theologischen Fakultät verbundenes Konvikt. Neben seinen philosophischen Vorlesungen als Privatdozent arbeitete er für das von Wetzer und Welte herausgegebene katholische Kirchenlexikon. Seine ganze Kraft aber verwandte er auf das eingehende

Digitized by Google

Studium der Philosophie, und dank den gründlichen Kenntnissen, die er sich auf diesem Gebiet aneignete, nahm er später unter den katholischen Philosophen eine der ersten Stellen ein. Schon 1854 verlieh ihm die Universität Tübingen den Doktortitel. Zu nächsten Jahre als Professor der Philosophie an das theologische Seminar in Mainz berufen, erhielt er 1864 auch den Lehrstuhl für Apologetik und wurde 1866 Domkapitular. In dieser Stellung nahm er regen Anteil an den Geschäften der Diözese und leistete dem Bischof Ketteler ersprießliche Dienste. Längere Zeit bekleidete er auch das Amt eines Superiors der Schwestern von der göttlichen Vorsehung (ehedem Schul- und Krankenschwestern), die er im Jahre 1866 zur Pflege der Verwundeten auf den Kriegsschauplatz begleitete und mit Rat und That unterstützte. Ueberhaupt war er im Dienste seiner Kirche in Wort und Schrift unermüdlich thätig. Er war Mitbegründer der Görres-Gesellschaft und des „Bonifatiusvereins", der namentlich in der Zeit des sogenannten Kulturkampfes eine rege Thätigkeit entwickelte, und auf den allgemeinen Generalversammlungen des Katholikenvereins gehörte er zu den Hauptrednern, die ihre Zuhörer zu be-

Bischof Dr. Paulus Leopold Haffner †.

geistern wußten. Die unfreiwillige Muße, welche ihm die Schließung des Mainzer Seminars brachte, benutzte er zur Herausgabe seines umfangreichen Werkes „Grundlinien der Philosophie", welches in den Jahren 1881—1885 erschien. Am 25. Mai 1886 wurde er als Nachfolger Kettelers auf den Mainzer Bischofsstuhl berufen und am 25. Juli inthronisiert.

Phot. A. Cyberon, Paderborn.

Dr. Hubertus Simar, der neuerwählte Erzbischof von Köln,

wurde am 14. Dezember 1835 zu Eupen im Regierungsbezirk Aachen als Sohn eines Kaufmanns geboren. Nachdem er in Bonn und München Theologie studiert, ging er nach Mainz ins Priesterseminar, empfing hier am 2. Mai 1859 die Priesterweihe und kam als Kaplan an die Bonner Stiftskirche. Nach anderthalb Jahren folgte er, nachdem ihm schon 1858 von der theologischen Fakultät der Akademie zu Münster die Würde eines Lizentiaten zuerkannt worden war, einem Rufe als Repetent an dem Bonner erzbischöflichen theologischen Konvikt, wahrend er gleichzeitig in dieser Stellung als Privatdozent Vorlesungen über das Neue Testament hielt. 1865 zum außerordentlichen Professor ernannt, erhielt er 1867 von der Münsterschen Akademie den Ehrendoktor und wurde 1880 zum ordentlichen Professor der Dogmatik ernannt. 1887 erhielt er vom Papst Leo die Würde eines Hauspralaten. Zum Nachfolger des Bischofs Drobe von Paderborn wurde er 1891 gewählt und 1892 geweiht. Erzbischof Simar gilt als einer der hervorragendsten Kirchenlehrer und wird in der katholischen Gelehrtenwelt als Schriftsteller sehr geschätzt. Er war für die Hebung katholischer Wissenschaft hervorragend im Verein mit Professor Hertling als Mitbegründer der Görres-Gesellschaft thätig und lange Jahre Leiter des Borromäus-Vereins.

Garrett A. Hobart, Vizepräsident der Vereinigten Staaten †.

Siehe das Portrait Seite 548.

Im Alter von nur 55 Jahren ist am 21. November Garrett A. Hobart, der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, gestorben. In Long Branch (New Jersey) am 3. Juni 1844 geboren, widmete er sich dem Studium der Rechte und wurde 1866 Advokat in

Digitized by Google

Paterson. Im Jahre 1872 in das Repräsentantenhaus des Staates New Jersey erwählt, wurde er 1876 Mitglied des Staatssenats und war 1881—82 dessen Sprecher. Ein eifriges Mitglied des republikanischen Nationalausschusses, wurde er 1896 zum Vizepräsidenten der amerikanischen Union erwählt, mit welcher Würde auch diejenige des Senatspräsidenten verknüpft ist.

Rekrutenvereidigung in Potsdam.

Kaiser Wilhelm II. pflegt, wie bekannt, alljährlich der Vereidigung der neu eintretenden Rekruten im Bereich des Gardecorps und bei der kaiserlichen Marine persönlich beizuwohnen und bei dieser Gelegenheit Worte der Ermahnung an die jüngsten Soldaten zu richten. Unser Bild stellt den Moment dar, wo der Kaiser (im Mantel mit Umhang) im Begriff ist, die Garnisonkirche in Potsdam zu betreten, in welcher die der Vereidigung vorangehende kirchliche Feier stattfindet. Die festlich geschmückte Potsdamer Garnisonkirche, welche erst kürzlich einer gründlichen Renovation unterzogen wurde, ist eines der berühmtesten Bauwerke dieser alten Soldatenstadt. Sie ist im Innern mit einer großen Zahl alter Kriegsfahnen geschmückt und enthält in ihrem Turm das bekannte Glockenspiel. Links neben der Kirche sehen wir das große Exerzierhaus, den sogenannten „langen Stall", in welchem die kaiserliche Ansprache stattfindet.

Garrett A. Hobart,
der Vizepräsident der Vereinigten Staaten †.

Ganz besonders passend zu dieser Umgebung, wo jeder Stein an den König Friedrich Wilhelm I., den Schöpfer der „Potsdamer Riesengarde", erinnert, sind die noch aus jener Zeit stammenden Grenadiermützen der Fahnencompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß, welche eben vor dem Kaiser präsentiert. Die alten Grenadiermützen werden außer vom 1. Garderegiment nur noch vom Alexanderregiment in Berlin getragen und zwar nur bei Paraden und sonstigen besonderen Gelegenheiten in Anwesenheit des Kaisers.

Der Tag der „Alten Herren" in Berlin-Karlshorst.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Franz Kühn in Berlin.

Die schöne Bahn des Vereins für Hindernisrennen in Karlshorst bot am 28. Oktober ein ganz eigenartiges Bild. Während an den gewöhnlichen Renntagen ein bunt gemischtes Publikum vor den Tribünen durcheinander wogt und zwischen den wirklichen Sportsmen ein ganzer Schwarm von Buchmachern und Wettlustigen sich drängt, überwog diesmal bei weitem die gute Gesellschaft, deren Mitglieder fast vollzählig erschienen waren, um dem Ehrentag der „Alten Herren", das heißt derjenigen Reiter beizuwohnen, die schon vor zwanzig Jahren (28. Oktober 1879) in öffentlichen oder Vereinsrennen im Sattel gesessen hatten. Auf der den Mitgliedern des Vereins für Hindernisrennen reservierten Tribüne sah man so ziemlich alles versammelt, was Deutschland an hervorragenden Sportsleuten aufzuweisen hat. Besonders zahlreich war das Offizierscorps vertreten, an dessen Spitze Herzog Albrecht von Württemberg den Rennen beiwohnte. Für die „Alten Herren" waren drei Nummern reserviert: das Wiedersehen-Jagdrennen, das Veteranen-Jagdrennen und das Trostrennen der „Alten Herren". Alle drei Rennen wurden mit größter Schneidigkeit geritten und die Hindernisse trotz der schweren Gewichte, welche die Pferde zu tragen hatten, mit größter Sicherheit und Leichtigkeit genommen. Die erstenerwähnte Konkurrenz gewann Major von Sydow auf seiner Fuchsstute „Waldrebe", während Oberstleutnant von Schmidt-Pauli, der Vorsitzende der technischen Kommission des Vereins und langjähriger Leiter der Rennen in Karlshorst, sich mit dem zweiten Platze begnügen mußte. Er ritt den alten braunen Wallach „Histrion", der seinem Sohne, Leutnant von Schmidt-Pauli, gehört. Auch dieser hat sich als Herrenreiter bereits einen guten Namen gemacht. Den dritten Platz belegte Oberst von Treskow mit „Einbrecher", während die Herren Major von Bernstorff, Major von Boddien und Rittmeister von Arnim unplaciert endeten. Das Veteranen-Jagdrennen gewann Oberstleutnant von Kramsta, lange Jahre einer der besten Herrenreiter Deutschlands, der auch heute wieder, wie vor Jahren, mit dem zum geflügelten Wort gewordenen Zurufe: „Feste, Kramsta!" vom Publikum begrüßt wurde. Er ritt seinen alten braunen Hengst „Salpeter" von Chamant aus der Sagitta. Die Plätze belegten hier Graf Solms-Baruth auf seinem sechsjährigen braunen Wallach „Herero" und Herr von Prollius auf der fünfjährigen Fuchsstute „Schöne Helena", während Generalmajor Graf Schlippenbach, Rittmeister Freiherr von Fuchs-Nordhoff, Major von Koeller, Graf Dohna und Major von Sydow unplaciert endeten. Das Trostrennen der „Alten Herren" fiel schließlich an Rittmeister Freiherrn von Fuchs-Nordhoff („Fantast"), dem Graf Solms-Baruth („Obartum") als zweiter und Major von Koeller („Union") als dritter folgten. Die Verteilung der prächtigen Ehrenpreise — Münzen, Humpen, eine getriebene Bowle auf blauem Plüschlockel, ein Pokal auf silbernem Untersatz und große Erinnerungsbecher für alle Reiter — gab ebenfalls wieder zu herzlichen Ovationen Veranlassung. Die „Alten Herren" hatten gezeigt, daß der

Digitized by Google

Nach einer phot. Aufnahme von Selle & Kunze, Hofphotographen in Potsdam.

Von der Rekrutenvereidigung in Potsdam: Ankunft des Kaisers an der Garnisonkirche.

Digitized by Google

Major von Sydow auf seiner Fuchsstute „Waldrebe".

Reitergeist, der sie vor Jahren in manchem heiß umstrittenen Rennen zum Siege führte, auch heute noch in unverminderter Frische in ihnen weiterlebt, als leuchtendes Beispiel für die neue Generation. n. z.

Moritz Busch †.

Im Alter von 78 Jahren verschied in Leipzig Dr. Moriz Busch, namentlich bekannt durch seine Thätigkeit als Bismarck-Publizist. Am 13. Februar 1821 in Dresden geboren, widmete er sich dem Studium der Theologie und Philologie, wandte sich aber bald der Litteratur zu. Im Jahre 1849 wanderte er nach Nordamerika aus, kehrte aber schon 1852 nach Deutschland zurück, gründlich bekehrt von der Schwärmerei für die republikanische Staatsform. Durch flotte Reiseschilderungen bekannt geworden, wurde er 1859 in die Redaktion der von Gustav Freytag geleiteten „Grenzboten" berufen und führte nach dem Austritt Freytags die Chefredaktion. Im Februar 1870 berief ihn Bismarck in das Auswärtige Amt nach Berlin, und im Feldzuge gegen Frankreich begleitete er den Kanzler. Die litterarische Frucht dieser Zeit war das Buch „Graf Bismarck und seine Leute", das großes Aufsehen erregte. Was er später in dem Werke „Unser Kanzler" und in den „Tagebuchblättern" hinzufügte, stand nicht auf gleicher Höhe, enthielt jedoch manches Bedeutungsvolle. Nicht immer hat Moriz Busch in seinen Schriften das rechte Unterscheidungsvermögen, den richtigen Takt bewahrt, aber unter den Bismarck-Biographen nimmt er doch den ersten Rang ein.

Das neue Reichspostgebäude in Strassburg.

Das neue Straßburger Postgebäude, dessen Einweihung jüngst erfolgte, liegt in jenem schönen Teile der Neustadt, den die deutsche Regierung mit einer großen Anzahl der schönsten öffentlichen Bauten ausgestattet hat und den man deshalb das Palastviertel nennt. Diesen Prachtbauten, Kaiserpalast, Landesausschußgebäude, Universitäts- und Landesbibliothek, Universitätsgebäude, Garnisonkirche, Justizgebäude und so weiter, reiht sich das Postgebäude würdig an; es zeichnet sich aber vor allem durch seine mächtige Größe aus. Es bedeckt in einem unregelmäßigen Viereck einen Flächenraum von etwa 11 000 Quadratmetern, nimmt ein ganzes Stadtviertel für sich ein und ist eingeschlossen

Oberstleutnant von Schmidt-Pauli auf dem braunen Wallach „Histrion".

Digitized by Google

von vier Straßen, der Königsstraße, einer der Hauptverkehrslinien des neuen Straßburg, der villenartigen Kaiser-Wilhelm-Straße, der Post- und Wenckerstraße. Diese freie Lage ermöglicht die Entwicklung von vier Schauseiten, und so stellt sich das Gebäude stattlich nach allen Seiten dar.

Der Bauplan wurde im Reichspostamt zu Berlin ausgearbeitet unter der oberen Leitung des Geheimen Oberpostrats Hake und unter Mitwirkung des Architekten Freiherrn von Rechenberg. Unter Aufsicht des Postbaurats Bettcher war die örtliche Bauleitung dem Postbauinspektor Buddeberg übertragen, der sämtliche Einzelheiten des äußeren und inneren Ausbaues und die im Laufe der Bauzeit sich ergebenden Planänderungen ausgearbeitet hat. Als Architekturform wurde aus örtlichen Gründen der gotische Stil gewählt; denn die schon erwähnten zahlreichen öffentlichen Gebäude in jenem Stadtteil sind fast sämtlich Renaissancebauten mit außergewöhnlichen Stockwerkshohen und großer Prachtentfaltung. Neben ihnen wäre ein den einfachen Bedürfnissen der Postverwaltung angemessenes Gebäude im Renaissancestil schwerlich in einer des Reiches würdigen Weise zur Geltung gekommen. Bei der Anwendung eines andern Stils aber zeigt das Gebäude auch im Verhältnis zu den Nachbarbauten einen monumentalen Charakter und wahrt daneben den äußerlichen Eindruck eines amtlichen Geschäftshauses. Der vom Kaiser selbst eingehend geprüfte und gebilligte Bauplan ist sehr einfach. Die den umgebenden Straßen zugekehrten Schauseiten umschließen einen großen Hof. Durch einen der Königsstraße parallel laufenden Flügel wird dieser Hof in zwei Teile geteilt, von denen der kleinere überbaut und zu prächtigen Schalterhallen eingerichtet ist. Eine geschmackvolle Herstellung der Schauseiten war wegen ihrer großen Frontentwicklung eine schwierige Aufgabe. Die schönste Ausschmückung erhielt die Hauptschauseite nach der Königsstraße. Um hier nicht eintönig zu werden, hat man in der Mitte ein Risalit stark hervortreten lassen. Dieses Mittelrisalit gliedert sich wieder in einen breiten, etwas zurücktretenden Mittelbau mit breiter Einfahrt und reicheren Fenstern in den oberen Geschossen und zwei

Phot. A. Frisch, Berlin.

Moritz Busch †.

Aufn. von Hofphot. J. Bauer, Straßburg.

Das neue Reichspostgebäude in Strassburg.

Digitized by Google

seitliche, mit steilen Giebeln versehene Seitenbauten, die den Mittelbau überragen und deren Giebel von zwei Figuren aus getriebenem Kupfer gekrönt werden. Diese Giebelbauten zeigen durchweg reichere Architektur mit vorgelegten Säulchen und oberen Balkonen auf Kragsteinen; auch sind sie geschmückt durch sechs Kaiserlandbilder, von denen drei, Friedrich Barbarossa, Rudolf von Habsburg und Maximilian I., das alte Reich, und drei, Wilhelm I., Friedrich und Wilhelm II., das neue zur Erscheinung bringen sollen. Ueber dem Mittelbau ist auf vergoldetem Grunde in reicherer architektonischer Umrahmung der Reichsadler dargestellt, und darüber erhebt sich auf dem Dachfirst ein schlanker, in Kupfer getriebener Dachreiter mit der Uhr. Die zwischen dem Mittelbau und den Ecktreppenhäusern befindlichen Rücklagen zeigen einfachere Architekturformen. Die der Hauptschauseite gegenüberliegende Schauseite nach der Kaiser Wilhelm-Straße hin ist im wesentlichen dieser nachgebildet, während die beiden andern die einfacheren Formen jener Rücklagen zeigen. Einen eigenartigen Charakter geben dem Gebäude die an den Ecken turmartig ausgeführten vier Ecktreppenhäuser; mit ihren steilen Dächern, Erkeranbauten und oberen Bekrönungen stellen sich diese Türme wirkungsvoll dar. Das Ornament, den Stilformen des dreizehnten Jahrhunderts entlehnt, ist entsprechend der im allgemeinen einfachen und nirgends prunkvollen Entwicklung sparsam verwendet, doch sind die Fenster, die Säulen an den Durchfahrten, die Eingänge schön und passend geschmückt. Dem Hofe suchte man mit Erfolg eine malerische Wirkung im Sinne mittelalterlicher Burghöfe zu geben. Als Baumaterial ist der schöne weiße Vogesensandstein verwendet worden.

Der Chalifa Abdullahi.

Während in Südafrika das Kriegsglück schwankt, haben die Engländer im Sudan mit der Niederlage und dem Falle des Chalifa Abdullahi einen großen Vorteil errungen, wenngleich sich nicht voraussagen läßt, ob mit dem Tode dieses Mannes nun auch wirklich das Ende des Mahdismus herbeigeführt ist. Osman Digma, der tüchtigste Heerführer der Derwische, ist entkommen, und wahrscheinlich wird nun er sich zum Chalifa aufwerfen, den Kampf gegen die englischen und ägyptischen Truppen fortzusetzen suchen. Ueber den Gefallenen liegen aus der Feder der Europäer, die in seine Gefangenschaft geraten waren und nach vieljährigen Leiden glücklich befreit wurden, Berichte vor, aus denen sich ein sicheres Bild von seiner Persönlichkeit gewinnen läßt. Abdullahi ibn Mohammed, aus dem Stamme der Taaischa-Baggara im Südwesten von Darfur, schloß sich dem Mahdi Mohammed Achmed an, nachdem dieser, der sich für den Sendboten Allahs ausgab und in seinem Namen den „heiligen Krieg“ gegen Aegypten führte, seine ersten Erfolge errungen hatte. Schlau und intrigant, dabei von persönlicher Tapferkeit, gelangte er beim Mahdi schnell zu großem Einfluß, und dieser ernannte ihn bald zu seinem Stellvertreter, zum Chalifa. Außer ihm gab es noch einige Chalifen, aber als im Juni 1885 der Mahdi starb, beugten sie sich Abdullahi als dem berufenen Nachfolger. Mit rücksichtsloser Grausamkeit befestigte er sich in seiner Stellung, alle Widerstrebenden, nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Stämme vernichtend. Wie er gegen alle ihm Verdächtigen und besonders gegen die gefangenen Europäer verfuhr, liest man mit Schaudern in den Aufzeichnungen der letzteren. Von neuem griff die mahdistische Bewegung gefährlich um sich, so daß die Engländer, die sich inzwischen in Aegypten dauernd festgesetzt hatten, sich zu einem wohlgeplanten Feldzug entschließen mußten. Bedächtig vorrückend, schlug General Kitchener Ende August 1898 den Chalifa bei Omdurman und nahm am 2. September die Stadt ein, aber der Chalifa entkam. Obwohl er die Hälfte seiner Lente, über 25000 Mann, verloren hatte, gelang es ihm doch, neue Streitkräfte zu sammeln, und er blieb ein gefährlicher Gegner. Die Nachricht von den Vorgängen in Südafrika ist ihm wohl durch seine Spione zugetragen worden, und er mochte glauben, daß England einen beträchtlichen Teil seiner Truppen zurückgezogen habe. So wagte er den verwegenen Vorstoß, der ihm den Untergang bringen sollte.

Für müßige Stunden.

Buchstabenrätsel.

Laß dich der Südsee Wellen tragen
Zum Inselparadiese hin,
Tod die Natur in Schöpfungstagen
Beidemte als Verschwenderin;
Und mitten in der Reize Fülle
Blieb etwas von des Urwalds Stille.

Verändert du die Anfangszeichen
Der beiden ersten Silben nun,
So muß die fremde Macht entweichen,
Und du kannst jetzt im Schatten ruhn
Von heimatlich verwandten Bäumen
Und von dem Wunderlande träumen. M. Sch.

Umstellrätsel.

Ein tapferer, schneid'ger Reitergeneral,
Der seinem Namen dauernd Ruhm erwarb;
Stellt dieser sich schaun auf seiner Siege Zahl,
Als hoch in Jahren er im Frieden starb.

Versetz die Lettern und ein e nimm fort.
Daß wieder, aber nun aus Habsburgs Heere,
Sich nennt ein Führer in dem neuen Wort,
Der Lorbeern pflückte auf dem Feld der Ehre.

Für seinen Kaiser zog zum Kampf er aus,
Die Feste halfend gegen Landeskinder;
Sein Leben opfert' er im blut'gen Strauß.
Doch heut noch grollen sie dem Ueberwinder. M. Sch.

Digitized by Google

Bilderrätsel.

Worträtsel.

Der Blondkopf ist der Mutter Glück,
Wie zärtlich hängt an ihm ihr Blick!
Doch nur zu gut der Kleine weiß,
Daß jeder Wunsch von ihm Geheiß;
So quält Mama er spät und früh,
Sein wildes Tollen ängstigt sie,
Und leider ist zu schwach ihr Wille,
Um sich ein Stündchen ruh'ger Stille
Zu sichern, wie es nötig ihr.
Da stürmt Hans wieder in die Thür:
„Mama, zu Paul ich kommen soll,
Wir spielen drüben wundervoll,
Nicht wahr, ich darf geschwinde fort,
Und du läßt mich bis acht Uhr dort?"
Die Locken aus der Stirn ihm streichend,
Als Antwort eine Blume reichend,
Sie neckisch lächelt, und in Eil'
Wird ihr ein Küßchen nach zu teil.

Als sie erst kurze Zeit allein,
Tritt plötzlich eine Freundin ein;
Die einst so nah einander standen,
Seit vielen Jahren sich nicht fanden,
Doch jetzt, nach schweren Schicksalsschlägen,
Hofft Alma auf der Freundschaft Segen:
„Ach, Bertha, laß an deinem Herzen
Mich Lind'rung suchen aller Schmerzen!
Sag, willst du mich zu meinem Heile
Bei dir behalten eine Weile?"
Die gleiche Antwort, welche eben
Dem kleinen Haustyrann gegeben,
Die neue Fragerin erhält
Und dankerfüllt zufriedenstellt.
Welch Blütenkind ward hier genommen,
Das beiden Bittenden willkommen? M. Sch.

Scherz-Worträtsel.

Die Insel raten, die ich meine, wäre
Für euch, so sagt ihr mir, doch gar zu viel,
Wenn ich mich euch nicht näher noch erkläre?
Man wählt, da hat man das gewünschte Ziel. Fr. Sch.

Silbenrätsel.

1.
Es schwebt dir bei dem Namen schon
Wohl die Idylle vor,
Wenn längst auch diese Hauptperson
Das Daseinsrecht verlor.

2.
Dem Tode öffnet es die Thür
Und ist dem Leben feind,
Bleibt's den Ottonen für und für,
Den Kaisern, auch vereint.

3. 4.
In Wagners Oper zwar mißfällt
Es sicher allgemein,
Doch wird grad' die Theaterwelt
Bewunderung ihm weihn.

1. 2. 3. 4.
Stellt künstlerisch und wohldurchdacht
Dem Auge es sich dar,
Den Sinn es uns verständlich macht,
Ist's auch der Sprache bar. M. Sch.

Umstellrätsel.

Wohl scheint hier Natur zu geizen,
Blütenfülle beut sie nicht,
Aber nirgends es an Reizen
Ihrem Walten ganz gebricht.

Umgestellt, das Wörtchen lieben
Wir im Garten nicht und Feld,
Doch wem ist's erspart geblieben,
Bei der Wanderung in der Welt?

Wenn die Zeichen neu sich rühren,
Thu es gründlich und gewandt,
Wo du darfst das Zepter führen,
Falls ein Chaos je entstand.

Nachmals laß die Lettern tauschen
Ihren Platz! In banger Not
Wird nun mancher darauf lauschen,
Ob's auch selbst kein Unheil droht.
M. Sch.

Ergänzungsrätsel.

Die Maid zu erringen hat — ⏑ — ⏑
Er alle Kräfte von Körper und Geist,
Und Sonntag, als er zur Werbung gereist,
Erfähret er, daß heute sie — ⏑ — ⏑. M. Sch.

Anagramm.

Daß mein Wandel lobenswert,
Wird wohl schwerlich jemand glauben,
Weil mein Sinn zu oft begehrt,
Was sich nur erlangt durch Rauben.

Und wie hat doch jüngst mein Los
Tiefes Mitgefühl gefunden,
Und welch Beispiel, edel, groß,
Gaben sie, die ihm verbunden!

Werden ohne Kopf versetzt
Meine Glieder, offenbaret
Durch das neue Wort sich jetzt,
Was im Anfang mir gepaaret;

Mag die gleiche Eigenschaft
Sich bei vielen Menschen finden,
Wird doch selbstbewußter Kraft
Sie nicht häufig sich verbinden.
M. Sch.

Homonym.

Wie teuer ist es doch vor allen
Dem deutschen, innigen Gemüt,
Das hier bei unserm Erdenwallen
Sein reinstes Glück erblühen sieht.

Nicht an den Raum ist es gebunden,
Wohl aber dem, der's später dort
Durch eignes Schaffen neu gefunden,
Wo einst ihm klang der Eltern Wort! —

Verkleinerung der Namen lieben
Wir oft, indes dem Rätsel hier
Ist die Bedeutung nicht geblieben,
Geschieht ein Gleiches ihm von dir:

Verwandelt in ein lebend Wesen,
Wie die Natur sie zahllos nähet,
Wird es zur Residenz erlesen
Nicht selten lieber Haus und Herd. M. Sch.

Rätsel.

Ich bin speziell ein „Frauenzopf",
Quäl' schmerzhaft manchen armen Tropf;
Erklettre Baum und Felsgestein,
Schleich' in den tiefsten Wald mich ein;
Dien' auch als Nahrung manchem Tier —
Nun sag, was hältst du wohl von mir? G. A. T.

Digitized by Google

Kalenderlogogriphrätsel.

Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur richtig verbunden?

Theater-Rätsel.

Eine Künstlerin unternimmt eine Gastspielreise und tritt an den Bühnen nachstehender Städte auf. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der Städte den Namen der Künstlerin.

. . . . . Schottland,
. . . . . Portugal,
. . . . . Preußen (Rheinprovinz),
. . . . . Rußland,
. . . . . Italien,
. . . . . Belgien,
. . . . . Frankreich,
. . . . . Türkei,
. . . . . Vereinigte Staaten,
. . . . . Niederlande,
. . . . . Bulgarien,
. . . . . Oesterreich.

a a a a bair ber ban burg de de des din dri e e el en feld ger lis li ne no o oft pel pel phi recht rou sa se so tro ul.

Silbenrätsel.

Die Anfangssilben umgestellt,
Daß Vorrang nun gebührt der Zweiten,
So dienen früh und spät im Feld
Sie zu verschiednen Erntezeiten.

Wohl jedem, der die Dritte liebt
Und sie aus eigner Kraft sich gründet,
Auch dann, wenn sich der Himmel trübt,
Dort Trost und neue Stärkung findet!

Des Ganzen Name weckt noch heut
Erinnrung an die Liebesblüten,
Die ein Poet hier reich entstreut,
Nur daß sie, ach! zu schnell verglühten.

Doch hat sich hell ein Sonnenstrahl
Aus ihnen um das Bild gewoben
Der Holden, die des Dichters Wahl
Begliickt einst und emporgehoben. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 4:

Des Silbenrätsels: Nur in die erste Liebe
Mischt sich keine Eigenliebe.

Des Umstellrätsels: Wasserrosen — Rosenwasser.

Des Worträtsels: An, Hai, Ihar, China, Ukraine, Taurien, Reinhaus, Eintausch — Transform.

Des Silbenrätsels: Stichwort.

Des Umwandlungsrätsels: Rose — Rang — Rein — Trab — Regine — Toga — Seine — Solo — Gi[illegible] — Heil — Arap — Riegel — Atom — Zimmer — Pate — Aren — Bruch — Gribel — Mitra — Alter — Narbe — Anis — Thon — Arcole — Lage — Senfe — Grube.

„Du sieht nicht an und kennst mich nicht.“

Des Buchstabenrätsels: Rheims, Heim.

Des Kryptogramms: Man verfolgt die von dem Dornenzweig ausgehenden Strahlen bis zu dem Buchstaben, zu dem sie führen: „Ich kam, ich sah, ich siegte.“

Des Trennungsrätsels: Schon Zeit — Schonzeit.

Des Silbenrätsels: Handstreich.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. IX.

Gespielt im Londoner Turnier am 27. Juni 1899.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	13. Sg1—f3	e7—e5 [1])
2. e2—e4	**e7—e6**	14. Sf3xg5	e5>d4 [2])
3. Sb1—c3	Sg8—f6	15. Th1—h5 [3])	Kf8xb8
4. Lc1—f4	Lf8—d6	16. Sg5>f7+	Kb8—a8
5. Lf4—g3	0—0	17. Sf7>d8	Ta8xd8
6. e2—e3	h7—h6 [1])	18. Se3—b5	d4xc3
7. Ta1—c1	Le8—b7	19. Sb5—c7	a5—f2+
8. c4xd5	Ld6>g3 [2])	20. Ke1xf2	Sb8—c6
9. h2xg3	e6xd5	21. Se7xc8	Lb7xa8
10. Lf1—d3	h7—h5 [3])	22. Dd1—a4	Se6—e5
11. g3—g4	Tf8—e8	23. Ld3—f5	Sf6—e4+
12. g4—g5 [4])	h5xg5	24. Kf2—e1	Aufgegeben.

[1]) Das schwarze Spiel ist sehr schwer zu entwickeln.

[2]) Dieser Abtausch ist sehr bedenklich. Den Vorzug verdiente Sf6xd5.

[3]) Es drohte 11. Ld3xh7 Sf6xh7 12. Dd1—h5 Aber g7—g6 gewährte eine bessere Verteidigung, da gegen den h-Bauern nun der weiße g-Bauer vorgeht.

[4]) Natürlich geboten.

[1]) Falls g5—g4, so 14. Sf3—e5 mit der doppelten Drohung 15. Th1—h5+ und 15. Se5xg4. Aber mit 13..., Sf6—g4 (14. Sf3—h4? Sg4—h6 15. Dd1—h5 Lb7—e4) ließ sich das schwarze Spiel noch ganz gut verteidigen.

[2]) Schwarz übersieht das nun folgende Manöver, dem er mit Dd8—e7 oder Kg8—f8 vorerst wohl begegnen konnte. Ein gutes Angriffsspiel hätte Weiß freilich auch dann behalten.

[3]) Damit erobert Weiß die Dame, und das schwarze Spiel ist rettungslos.

Partie Nr. X.

Gespielt im Londoner Turnier am 5. Juni 1899.

Spanische Partie.

Weiß: E. Lasker. — Schwarz: J. Mason. — Anmerkungen dem für diese Partie der für die zweitbeste Partie des Turniers ausgesetzte Sonderpreis zu Teil wurde, seine goldene Denkmünze, vom Damenschachklub gestiftet. — Der Preis für die schönste Partie des Turniers (10 Dukaten, gestiftet von den Herren Bende) wurde E. Lasker zuerkannt, und zwar für seine im Nachzuge gegen Steinitz gewonnene, von uns als Partie VI in Heft 4 mitgeteilte.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	25. Lb4—g3	Lh3 e6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	26. Tf1—e1	Sf6—g4
3. Lf1—b5	d7—d6	27. Sd2—f1	Le7—c5
4. d2—d4	Le8—d7	28. Te1—b1	Tg8—
5. d4—d5 [1])	Sc6—b8	29. Se2—e3	La5—f4
6. Lb5—d3	Lf8 e7	30. Se3—d5	Dd8—e5 [3])
7. Sb1—c3	Sg8—f6	31. f2 f3	Th8—h1+ [4])
8. Sc3—e2	c7—c6	32. Kg1xh1	Lf4xg3
9. c2—c4	Sb8—a6	33. Sf1xg3 [5])	Sg4 f2+
10. Se2—g3	Sa6—c5	34. Kh1 g1	Sf2xd1
11. Ld3—c2	b7—b5 [2])	35. Sg3—f5	Le6xf5
12. b2—b4	Sc5—b7	36. e4xf5	Dg5—d2
13. d5xc6	Ld7xc6	37. Te1xd1	Dd2xc2
14. c4xb5	Lc6xb5	38. Th1—e1	De2xf5
15. a2—a4	Lb5—d7	39. Se5—b6	Te8—d8
16. 0—0	a7—a6	40. Sb6—c4	Sc5—b7
17. h2—h3	h7—h5	41. Sc4—e3	Df5—f4
18. Le1—c3	a6—a5	42. Ka1—b2	Df4>e4
19. b4—b5	Ta8—c8	43. Te1—e7	Sb7 c5
20. Ta1—c1	Sb7—c5	44. Td1—b1	Td8 d1
21. Sf3—d2 [3])	h5—h4	45. Te7—e8+	Ke8—
22. Sg1—e2	g6—g5 [4])	46. Th1—h8	Dc4—d5
23. Le3xg5	Th8—g8	Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Dies ist insofern wenig empfehlenswert, als es den Königsläufer in der Verfassung beschränkt.

[2]) Weiß droht 12. b2 b4 nebst 13. d5xc6 Ld7xc6 14. b4 b5.

[3]) Hat derzeitig Tedung; Abtausch auf e5 würde Weiß freie Zentrumbauern, den er noch zum Angriff zu verwenden hofft, berauben.

[4]) Schwarz zieht die Bauern des Königsflügels preis, um Raum zum Angriff für seine Offiziere zu gewinnen. Der Angriff wird dann durch Turmzug durchgeführt.

[5]) Schlug auf Schlag hat Schwarz den Angriff verstärkt und neue Truppen herbeigezogen.

[1]) Jetzt folgt eine glänzende Opferkombination, durch die Schwarz schließlich die Dame erobert.

[2]) Wenn 33. Te1 e2, so Sg4—f2+ 34. Te2xf2 Dg5—h4 35. Kh1 Lg3xf2 matt; wenn 33. Lc3—g3, so ebenfalls Dg5—h4 und Lg3xf2 matt.

[3]) Schwarz bringt nun das erlangte materielle Uebergewicht kräftig zur Geltung.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Briefmappe.

H. v. B. in B. Ihr Wunsch wird sich erfüllen lassen, doch bitten wir um ein Weilchen Geduld.

W. H. in C. In Meinholds „Juristischer Handbibliothek", herausgegeben von Oberlandesgerichtsrat Max Holdauer, finden Sie das Erforderliche (Leipzig, Albert Berger). Der beiden neuesten Bände behandeln im gemeinverständlicher Darlegung das Testamentenrecht und das Warenzeichenschutzrecht nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

G. G. in D. Glückwunsch-Postkarten der verschiedensten Art hat der Kunstverlag Stengel & Comp., Dresden und Berlin, in den Handel gebracht. Das Gegebene eines feingeistig aufgeschriebenen Wortes rhes, weisen sie die mannigfachsten Motive auf und lassen kaum eine festliche Gelegenheit, bei der Glückwünsche angebracht sind, unberücksichtigt.

N. L. in H. Die Verwurzung in der Schreibung südafrikanischer Ortsnamen ist durch die englischen Zeitungen verbreitet, auf welche im gegenwärtigen Kriege die deutsche Tagespresse leider hauptsächlich angewiesen ist. Eine brauchbarere Anleitung zur Richtigstellung giebt der Karragraph Langbans mit einer Anzahl niederdeutsch-afrikanischer Grundwörter, die in den Landesnamen häufig wiederkehren. Wir entnehmen daraus: Aar bedeutet einen unterirdischen Wasserlauf, dam bezeichnet außer dem Erdwall zum Auffangen des Wassers auch die gestaute Wassermenge selbst; doorn: Dornengestrüppbrand in Flußbetten; drift: Flußfurt. Ueberschwemmstelle; fontein: Wasserloch. Quelle; graswater: Wasserloch im Flußbett; klip: Stein, Klippe, Felsen; kloof: Schlucht, Kluft; kolk: Wasserloch; kop: Bergkuppe, Hügel; laagte: Niederung, weites Flußbett; modder: Morast; oog: Auge, Wasserstimpel; hoogt: Hochebene, Bodenschwelle; pan Salzpfanne, Reise früherer Brackwasserlöcher; poort: Pforte, Durchl; put, puts: gegrabener Brunnen, Wasserloch; rot: Schiffsrohr; rivier: Fluß, sprult: Bach, kleiner Fluß; straat: vegetationsleere, geröllbedeckte Ebene; veld: Weide- und Jagdfeld. Ebene; vlakte: Fläche, platzartige Wasserlache zwischen zwei Flußläufen; vlei: kleine, zur Regenzeit Wasser führende Senkungen mit thonigem Boden; waterbank: Wasser haltende wannenartige Vertiefung im Fetsboden; worth: Wohnplatz, Ansiedelung; zand: Sandfläche.

Chelpan. Leider nicht verwendbar. Mit dem Manuskript ist nach Ihrem Wunsche verfahren.

G. H. in P. Wohl das ausführlichste und eingehendste Handbuch für Ihre Zwecke ist die „Anleitung zur Photographie" von G. Pizzighelli, die schon in zehnter Auflage erschienen ist (Halle a. S., Wilhelm Knapp, gebunden 4 Mark). Die Anweisungen sind durch 12 Tafeln und gegen 200 Textillustrationen erläutert.

Abonnent in Amsterdam. 1. „Samoa, die Perle der Südsee", von Otto Ehlers (Berlin, Gebrüder Paetel, 4 Mark). 2. Wägen Sie sich an das deutsche Kolonialamt in Berlin wenden.

A. M. in O. Der Geschäftsgang ist sehr einfach. Liegt der Gedichten die Briefmarke bei, so werden sie, falls sie für uns nicht verwendbar sind, zurück schickt; fehlt die Marke so wandern sie in den Papierkorb, aus dem die nachträgliche Einsendung des Portos sie nicht wieder herauszaubern kann. Wollten wir anders handeln, müßten wir im Laufe des Jahres ein kleines Vermögen opfern. Unser „Mit Dank abgelehnt" erstreckt sich eben nur auf Einsendungen, denen das Rückporto nicht beigefügt war, die andern wandern still zu den Akten.

M. v. H. in G. Speziell für diesen Zweck empfehlen wir Ihnen „Die elegante Hausfrau" von Frau Ida von der Lühe (Stuttgart, Deutscher Verlags-Anstalt, handelsgasse 5 Mark), ein Geschenkbuch, das recht geeignet für eine junge Hausfrau, die zugleich elegante Dame sein will. In allem, was die zu wissen nötig ist, wird dieses Buch ein wohlerfahrener, treuer Berater sein.

P. G. in Leipzig, G. K. in Bautzen, L. S. in Görz. Wie Sie sich inzwischen überzeugt haben dürften, erledigt.

M. T. in Dbg. Eine illustrierte Ausgabe von Georg Ebers Werken existiert nicht. Nur zwei seiner Werke enthalten Illustrationen. Das eine, „Drei Märchen für Alt und Jung" (gebunden 6 Mark) hat A. Kreidolf mit drei Bildern geschmückt, während das andre, „Die Unerbittlichen" im Prachtband mit Goldschnitt 10 Mark, von Arnold Schmidhammer mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet wurde. Beide Werke erhalten sich zu jüngsten Weihnachtsgeschenken, mit denen Sie überall Ehre einlegen werden.

H. St. in Berlin. Wir nehmen keinerlei Partei, bringen aber das Unterfassste, wo es sich bietet.

M. v. T. in F. Wir können uns nicht mit Geschäftsvermittlung befassen. Mögen Sie sich direkt an einen Briefmarkenhändler wenden.

G. K. O. in B., Java. Wir haben mit vielem Interesse Kenntnis von Ihren Mitteilungen genommen und diese auch dem Verfasser übermittelt, der ebenfalls herzlich dankt.

M. L. S. Soll sein Dividende sein.

C. A. in N. 1. Verbindlichen Dank, doch schon erledigt. 2. Wir teilen vollkommen Ihre Ansicht, wie Sie inzwischen auch aus unsern Beilagen ersehen haben dürften. Wenn Symptomen allein heilen könnten, so bestände kein Zweifel, auf welche Seite der Sieg sich neigen würde.

M. K. in O. Irrtum! Es war ein Sonntag.

L. K. in T., Rußland, Gotthold L., Bernhard J. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei **Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich** und dessen Filialen. — Insertionspreis pro dreigespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ.

Alles
für Dilettantenarbeiten (Vorlagen für Laubsäg., Schnitz., Holzbrand; Material., Maschin., Apparate, Werkzeuge etc.) liefert bestens Illustrierte Cataloge für 30 Pf. Briefmarken)
Frey & Widmayer, München 3.

Jede Art Seide
erstklassige Fabrikate, liefert meter- und robenweise in unerreichter Auswahl zu billigsten Engros-Preisen porto- und zollfrei direkt an Private die
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Kgl. Hoflieferanten.
Muster franko. Doppeltes Briefporto.

Schweizer Stickereien
liefert direkt an Private zu Fabrikpreisen in prima Qualität
Frau H. Koller-Grob, St. Gallen.
Man verlange Katalog oder Musterkollektion.
Reichhaltige Auswahl.
Für **Braut- und Kinder-Ausstattungen** speziell empfohlen.

Heidblüten-Honig
ist das vollendetste und naturhaltigste der verschiedenen Feinkostarten. Ueber denselben naturrein die 10 Pfd.-Dose frc. in Nachnahme für ℳ 7.—
Prämiiert; feinstes Tafelhonig.
Centner-Lieferungsbilligst. Wertv. Prov. Hahn.

Die empfindlichste
Haut wird durch den Gebrauch der echten
Sandmandelkleie
von **Petzner-Geisler** nur auf kosmetische Weise beeinflußt; wer seinen Teint sich erhalten will, sollte unbedingt angreifende Seifen nur genannte **echte Sandmandelkleie** verwenden; gr. Dose 1 ℳ. — bei 3 Dosen franko 3.50 gegen Nachn. **Echt Florentiner Veilchenpulver** zum Parfümieren der Bäder, Handwäsche, bleicht, parfümiert. **Parfüm 100 Sachets 1.4 Cassette 2.50 Mk.** franko geg. Nachn. **C. Petzner-Geisler, Frankfurt a. M.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Abenderzählungen,
Märchen und Träume.
Von
Philipp Graf zu Eulenburg.
In Original-Einband Preis ℳ 3.—

Das Weihnachtsbuch.
Erzählungen, Märchen, Gedichte und Lieder
von
Philipp Graf zu Eulenburg.
In Original-Einband Preis ℳ 5.—

In diesen beiden Werken spricht sich eine überaus zarte und feine Empfindung aus, und der Verfasser erweist sich als ein ebenso begabter Dichter wie Erzähler. Beide Bücher eignen sich als Geschenk für tiefer angelegte Naturen, ganz besonders aber als Geschenk für Damen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

LIBRARY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Für Orchester, Schule u. Haus.

Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.

Illustrirte Preisliste frei.

Abonnements auf „Ueber Land und Meer" in allen Sortiments- und Postexpedit.-Buchhandlungen.

sind zum Preise von 1, 2, 3, 4, 5 M. und höher **in allen feineren Spielwarengeschäften des In- und Auslandes zu haben;** man lehr jedoch nach der Anker-Marke und weise alle Steinbaukasten **ohne Anker als unecht zurück.** — — Die neue reichillustrirte Preisliste senden auf Verlangen gratis und franko.

F. AD. Richter & Cie., A. G. Holl. Hoflieferanten i. Thür., Nürnberg, Olten, Rotterdam, Brüssel, Wien, New-York.

NEUESTES SAISON-PARFUM

„VIOLACEA"

KALLISTO

Der Duft dieser Orchideenblüthen ist von entzückendem lang anhaltendem Wohlgeruch u. erinnert an Veilchen und Goldlack.

F. WOLFF & SOHN HOFLIEFERANTEN KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Illustr Briefmarken-Journal. Vierteljährlich 6 mango Illustr.-Ztg. der Welt, die in jeder Nummer wertvolle Gratisbeigaben gratis und monatl. 2 mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 3,50 M. Probe-Nr. v. Pf. (10 Ex.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Glosen-Nachtlichte. bewährt seit 1806, empfehlen die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zweif. b. jed. Apotheken, a. A. d. Ehrenpfg. sowie a. silberne, a. goldene Medaillen Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH,

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".

Direkter Verkauf an das *Privatpublikum* nur im Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.

Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 km, von M. 1000.— an frachtfrei durch ganz Deutschland.

Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this book was charged out.

LIBRARY USE

MAY 19 1958

[30m-6,'11]

Digitized by Google

YE 06310

AP
30
A7
V.16:1

Digitized by Google

Digitized by Google